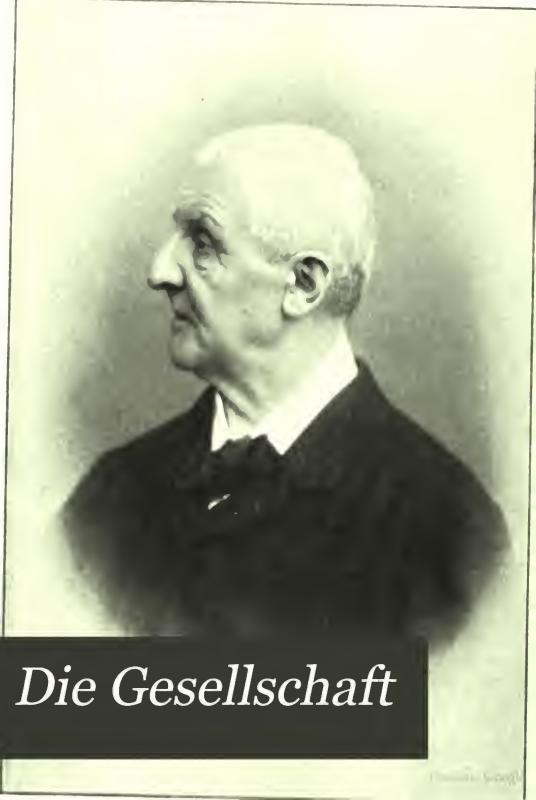

Die Gesellschaft





Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.



Jahrgang 1896.

Drittes Quartal.



Leipzig.
Verlag von Hans Merian.

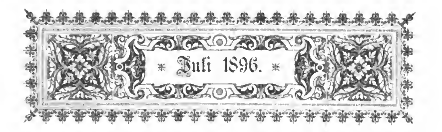
Inhaltsverzeichnis.

Porträts:

Arthur Nikisch.
Fidus.
Georges Eekhoud.



Arthur Nikisch



Kaisertelegramm und politische Erziehung.

Von Wolf Buttler.

(Leipzig.)

Das Kaisertelegramm! Das Kaisertelegramm! Vierzehn Tage lang tönte gellend der Ruf durch die Spalten der deutschen Zeitungen, und wohin man immer blickte in diesem Meer von Druckerschwärze, immer wieder tauchte es empor, das Kaisertelegramm.

Keine Versammlung, die nicht sich damit beschäftigte, kein Philisterstammtisch, an dem nicht darüber politisiert wurde, und wie! Das Heer fingerfertiger Skribenten, das sich anmaßlich die Vertretung der siebenten Großmacht zu nennen beliebt, stürzte sich — schon wuchsen die Gurken — eilends auf den willkommenen Stoff, und biederbe Pastoren vertrieben sich die Zeit mit boshaften Artikeln, in denen sie die waghalsige Probe machten, wieviel man in Deutschland wohl sagen dürfe gegen die Äußerung einer gekrönten Person, ohne dem Majestätsbeleidigungsparagraphen zu verfallen.

Nun möchte ein geehrter Leser vielleicht zu dem Schlusse kommen, nachdem schon alle Welt sich um das Ereignis gemüht, dürfte man mit Recht wohl hier damit verschont bleiben. Aber es scheinen mir einige Bemerkungen, die sich zugleich auch auf andere Teile unseres politischen Lebens beziehen werden, doch nicht ganz überflüssig zu sein.

Der deutsche Kaiser, der in Jedermannes und Biedermannes Phantasie wohl bis an das Ende seiner Tage für den jungen Kaiser gelten wird, obschon er doch nunmehr bald das vierzigste Jahr erreicht, ist eine straffe, energische, impulsive Natur, die es liebt, ihre Anschauungen mit der Knappheit und Bestimmtheit eines militärischen Kommandos auszusprechen. Wenn

man seine Dikta hört oder liest, denkt man bisweilen — und höfische Schmeichler verfehlen niemals, das gebührlich oder ungebührlich hervorzuheben — an jene originellen Marginalnoten des alten Fritzen, in denen sich ein großer Wille in schlechtem Deutsch kund that. Der deutsche Kaiser hat, wie jeder Deutsche, das Recht, seine Meinung zu sagen; welche Form er dazu anwenden will, das ist eine Sache des Geschmackes, über den sich angeblich nicht streiten läßt. Wohl ist es selbstverständlich etwas anderes, ob Gottlieb Schulze aus Treuenbriezen die Welt mit der Enthüllung seiner politischen Weisheit beglückt, oder ob dies ein Mann thut, in dessen Namen die Geschicke einer europäischen Großmacht von Ministern gelenkt werden, die er nach freiem Ermessen anstellen oder absetzen kann: aber zu bedenken bleibt immerhin, daß auch für die im Purpur und Hermelin das humanum gilt, das keinem Sterblichen fremd ist. Wenn der römische Papst etwas für die Scharen seiner Gläubigen Verbindliches zu sagen hat, so besteigt er die Kathedra, und wenn der deutsche Kaiser etwas verfügen oder befehlen will, wozu ihm auf einigen Gebieten des öffentlichen Lebens das Recht zusteht, so muß ein Minister seine Kundgebungen verantwortlich gegenzeichnen, ehe sie verbindlich werden. Da das Kaisertelegramm nicht kontrasigniert worden ist, kann es nur den Anspruch einer rein privaten Äußerung erheben, d. h. wer sich von den fünfzig Millionen Deutscher nicht darum kümmern will, braucht es nicht zu thun — zwingen kann ihn keiner. In England würde man vermutlich von einer entsprechenden Äußerung despektierlicher Weise sehr wenig Notiz genommen haben.

Anders bei uns. Der Mann, dessen unheilvoller Einfluß einstweilen auf Deutschland lastet und der das Kaisertelegramm veröffentlichte, um einige Gegner damit zu schrecken und zu zwingen, hat nicht mit Unrecht auf die geringe politische Bildung unserer Landsleute spekuliert. Ihn ärgerte das Treiben der christlich-sozialen Pastoren, einiger gutartiger Ideologen, die ihr unbestreitbares Recht ausübten, als sie sich erkühnten, dem antisozial denkenden und fühlenden Unternehmertum einige unangenehme Worte — es blieb ja vorläufig bei Worten — zu sagen und in den politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen der arbeitenden Klassen nicht ein Auflehnen gegen alle menschliche und göttliche Autorität zu sehen, wie Herr v. Stumm. Um sie zu vernichten, schmetterte er ihnen das Kaiserwort entgegen, indem er wohl wußte, daß gar viele aus der großen Herde ihm eine hohe Bedeutung beilegen würden, selbst wenn es staatsrechtlich als überhaupt nicht existierend betrachtet werden kann. Mit Kanonen schoß er so gegen Spatzen, ein Unterfangen, das nicht jeder für klug halten dürfte: aber hat er im Grunde nicht doch richtig spekuliert?

Ja und nein. Die Mehrzahl jener Männer, die er zu treffen be-

absichtigte, sind freilich bis „ins Mark hinein erschüttert worden", wie sie selbst zugestanden, und ein helles Frohlocken ertönte aus den Reihen der erbitterten Gegner sozialer Reformen. Aber auf der anderen Seite merkte man doch auch vielfach die Absicht und wandte sich verstimmt ab. Der Bogen war zu straff gespannt.

Bei aller politischen Unbildung hegt doch die Mehrzahl unseres Volkes nur sehr geringe Sympathien für jene, weder durch Intelligenz noch durch Gefühl ausgezeichnete Klasse von Kapitalisten à la Stumm, deren politisches und wirtschaftliches Bekenntnis sich in die zwei Worte Macht und Profit zusammenfassen läßt, und die, gerüstet mit dem stahlharten Panzer unerschütterlicher Heuchelei, unbeschränkte Ausbeutefreiheit, natürlich unter möglichst harmlosen Namen, beansprucht. Es ist bezeichnend, daß die nörgelnde Kritik an wirtschaftlichen Zuständen der klaren politischen Einsicht voranzugehen pflegt. Das kann man an dem Schicksal aller sozialen Reformen bei uns sehen, die im allgemeinen gegen den Willen der interessierten Klassen, aber unter dem Beifall aller jener, die man gemeiniglich die „Verständigen" nennt, erzwungen werden müssen. So letzthin wieder der Bäckereiarbeiterschutz.

Durch den § 120e Absatz 3 der Gewerbeordnungsnovelle vom 1. Juni 1891 ist dem Bundesrate die Ermächtigung erteilt worden, zum weiteren Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung für solche Gewerbe, in denen durch übermäßige Dauer der täglichen Arbeitszeit die Gesundheit der Arbeiter gefährdet wird, Dauer, Beginn und Ende der zulässigen täglichen Arbeitszeit und der zu gewährenden Pausen im Verordnungswege vorzuschreiben.

Schon bei der Einfügung dieser Bestimmung in die Gewerbeordnung war man sich in sozialpolitischen Kreisen bewußt, daß in erster Linie die Zustände im Bäckergewerbe ein Eingreifen des Bundesrates verlangten; nach langen sorgsamen Vorbereitungen durch die Regierungen, durch die Kommission des Reichstages für Arbeiterstatistik und auf Grund umfassender privater Forschungen wandte sich der Bundesrat in der That dieser Aufgabe zu. Aber mit welchem Erfolge! Der ganze Troß jener teils beschränkten, teils heuchlerischen Reaktionäre, allen voran die millionenreichen nationalliberalen Großindustriellen, die aller sozialpolitischen Einsicht bar sind, geberdeten sich, als sei der große Bebelsche Kladderadatsch allbereits hereingebrochen. Trotzdem ihnen bis ins einzelnste nachgewiesen wurde, daß sie auch hinfort jeden Morgen ihre frischen Wecken bekommen würden, daß in der That nur die ärgsten Auswüchse der Ausschreitung beschnitten werden sollten, daß nach wie vor es den Bäckermeistern erlaubt sein sollte, ihre Gesellen bis zu vierzehn Stunden (vierzehn Stunden!) am Tage (d. h. in der Nacht) zu beschäftigen — trotzdem sprudelten sie zornigen Mutes über,

entblödeten sich sogar nicht, hohe Reichsbeamte, wie den ehemaligen Unterstaatssekretär v. Rothenburg, wegen sozialdemokratischer Neigungen zu denunzieren. Als sie gar keinen ernstlichen Grund gegen die Verfügung des Bundesrates vorzubringen vermochten, stellten sie sich wenigstens auf den unanfechtbaren, weil undiskutierbaren Standpunkt des Bauern, der betet: „Hilf mir, heiliger Florian, zünd' das Dach des Nächsten an!"

Ja, als der Bundesrat im Reichstag diese unglaublichen Angriffe durch seinen Vicepräsidenten v. Bötticher erfolgreich hatte zurückweisen lassen, da inscenierten diese Herren im preußischen Abgeordnetenhause noch einmal den Skandal und suchten ebendenselben Herrn v. Bötticher in seiner Eigenschaft als preußischen Minister zu bewegen, den Bundesrat in letzter Stunde noch umzustimmen. Pertinax in malis!

Dagegen fand im Publikum, das sehr erstaunt war, aus jenen Enqueten und Erörterungen einmal zu erfahren, wie sein täglich Brot mit dem Schweiß überarbeiteter Menschen gemischt ist, die Verordnung lebhaftesten Beifall.

Wären wir doch erst einmal in rein politischen Fragen auch so weit. Aber da steckt uns noch ein guter Teil Rußland in den Knochen; das Unglück ist, daß wir Deutschen regiert werden und uns keines Einflusses auf unsere Regierenden zu erfreuen haben. Das bißchen Parlamentarismus, zumal in den Einzelstaaten, ist ja nichts als ein Feigenblatt der Autokratie und Bureaukratie.

Auch in Deutschland haben wir Chodynskifelder, wenn auch die Katastrophen nicht mit der brutalen Aufdringlichkeit sich abspielen, wie weiter im Osten. Gleichsam hypnotisiert drängen die Massen, die unabsehbaren Scharen nach einem engen Gäßchen sich zusammen, wo alte Ideale ausgeteilt werden, und merken gar nicht, wie sie sich selbst zerstampfen und zerfleischen. Nur wenige halten sich fern von diesem Gedränge, und noch seltener gelingt es einmal jemandem, der hineingeraten ist, sich emporzuschwingen und über die Köpfe der anderen hinweg wieder zur Freiheit zu gelangen.

Aber es ist an der Zeit, daß warnende Rufe in die zusammengepreßten Scharen hineingeschleudert werden, damit nicht größeres Unglück noch geschieht, wenn die Drängenden mit Schrecken einst erkennen, wie sie sich selbst den letzten Atem aus der keuchenden Brust gedrückt haben.

Es ist an der Zeit, daß energisch an der politischen Erziehung unserer Mitbürger gearbeitet wird, damit klare Ziele an die Stelle nebelhafter Gefühle der Anbetung oder des Hasses treten. Unser Heil kann nicht mehr im Despotismus liegen, der auf dem Chodynskifeld begraben wurde, sondern wir müssen fortschreiten zu der bewußten Mitarbeit des Volkes an der Gestaltung seiner Geschicke. Nur unaufgeklärte Massen sind in Gefahr sich

selbst und andere durch ihr eigenes Gewicht zu zermalmen: Wohlunterrichtete können friedlich und sorglos ihre Wege ziehen.

Aber zu dieser Aufklärung, zu dieser Erziehung zur Freiheit bedarf es gewaltiger Arbeit, unablässiger Bemühung; sie kann uns nur werden als das Ergebnis einer langsamen, vielleicht in Spiralen vorschreitenden Entwicklung; von keinem plötzlichen Ereignis haben wir sie zu erwarten — nicht einmal von einem neuen Kaisertelegramm.

Der Fall: Richard Muther.

Von Anton Lindner

(Wien.)

Ich kann mich nicht bereden lassen!
Macht mir den Teufel nur nicht klein:
Ein Kerl, den alle Esel hassen,
Der muß was sein! (Nach Goethe.)

Seit wenigen Tagen mühen sich die Philisterblätter, den Kunsthistoriker Richard Muther mit möglichst dicker Tinte als Scheusal zu malen. Man imputiert ihm das Menschenmöglichste. Und in den letzten Tagen waren es die Wiener Blätter, die in das allgemeine Wauwau-Quodlibet einstimmten und den Entrüstungscancan der Preußen, nicht ohne struppige Grazie, mitzutanzen sich bemühten.

So publiziert das „N. Wr. Tagblatt" unter der hämisch-grinsenden Spitzmarke „Abschriftstellerei" eine Reporternotiz über Muther, deren kritische Invektive all jenen Unbefangenen, die jenseits vom Gut und Böse des litterarisch-professoralen Klitsch-Klatsches stehen, gar leicht die unwürdigste Beurteilung dieser mysteriösen „Plagiat"-Affaire suggerieren kann:

„(Abschriftstellerei.) Wir haben seiner Zeit, bei Besprechung der „Geschichte der Malerei des XIX. Jahrhunderts" von Richard Muther, welche von einer Malerei in Österreich gar nichts weiß, dies mit Rücksicht auf zahlreiche — Entlehnungen in diesem Werke auf den Mangel an Vorarbeitern des Herrn Muther zurückgeführt. Muther wurde nun auf Grund der „Geschichte der Malerei des XIX. Jahrhunderts" als Professor der Kunstgeschichte an die Universität in Breslau berufen, hat sich aber durch die so erlangte Ehrenstellung nicht abhalten lassen, in der — Aneignung von Arbeiten Anderer fortzufahren. Das hat nun zu einer in der Geschichte der deutschen Universitäten wohl beispiellosen Katastrophe

geführt. Die Berliner „Kunsthalle" berichtet darüber: Die philosophische Fakultät der Universität Breslau hat dem ord. Professor der Kunstgeschichte Dr. Richard Muther in einem an denselben gerichteten Schreiben einstimmig ihre Mißbilligung über sein unlauteres Verhalten erklärt und gleichzeitig beschlossen, von diesem Schreiben auch dem akademischen Senat Mitteilung zu machen. Ferner beschloß die philosophische Fakultät, nur die Einzelheiten der Debatte und jenes Schreibens, nicht aber die Thatsache jenes Beschlusses selbst als unter das Amtsgeheimnis fallend zu betrachten. Die Veranlassung zu diesem wohl beispiellosen, aber berechtigten Vorgehen einer Universitätsfakultät gegen ihr eigenes Mitglied, gab nicht etwa nur ein jüngstes Vorkommnis, die Thatsache nämlich, daß Dr. Muther zunächst in der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur" im Musiksaale der Universität einen darauf in einem Berliner Blatte als „Originalaufsatz Muthers" erschienenen öffentlichen Vortrag über „Goethe und sein Verhältnis zur bildenden Kunst" hielt, der nur ein satz- und wortgetreuer Auszug aus einem jüngst erschienenen Buche von Dr. Theodor Vollbehr war, ohne in seinem Vortrage dieses Buches nur mit einem Worte Erwähnung zu thun, vielmehr — wie in dem Aufsatz — den Eindruck zu erwecken suchte, als gäbe er die Resultate seiner eigenen geistigen Arbeit, zumal er ohne Manuskript frei sprach, d. h. einen genau memorierten Text hersagte. Ein hervorragendes Mitglied der Breslauer Fakultät sprach dem geschädigten Magdeburger Autor die Anerkennung dafür aus, daß er das Plagiat „in männlicher Weise" sofort aufgedeckt, mit dem Zusatz des lebhaftesten Bedauerns: weil nicht auch diejenigen Autoren ebenso gehandelt, die Muther früher in seiner „Deutschen Buchillustration" und in seiner „Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert" in ähnlicher Weise ausgeschrieben, was leider zur Folge hatte, „daß die philosophische Fakultät der Universität jetzt einen Mann in ihrer Mitte wisse, dessen Arbeitsweise ihr zum mindesten nicht zur Ehre gereicht" ... Gegen Professor Muther, der auch Reserveleutenant ist, schwebt übrigens zur Zeit bei einem Offizierskorps ebenfalls ein ehrengerichtliches Verfahren."

Obzwar auch ich nur ein Unbefangener bin und für Professor Richard Muther auch nicht die geringsten verwandtschaftlichen Gefühle, wohl aber die ehrlichst-errungene Verehrung habe, reiße ich mir das Recht vom Himmel, ein flammendes: „Audiatur et altera pars!" in die Lüfte zu schmettern. So erwarte ich zuversichtlich, daß sich die Objektivität jener Wenigen, auf die es ankommt, durch das Pharisäergeschrei der Gesinnungsherde nicht täuschen lassen wird.

Und darum riskiere ich das Folgende:

Es kommt nämlich darauf an, ob man die simple Schale der Dinge betrachtet und also die sittlichste Gelegenheit findet, das absolut Verwerfliche „in männlicher Weise“ und mit dem bekannten Augenaufschlag nach oben in den Boden zu stampfen. Oder — ja, dies ist das zweite: Man erfrecht sich, hinter die Coulissen zu schauen, und kommt dann zu dem überraschenden Resultate, daß die Moralkrokodile und die öffentlichen Steinewerfer verteufelt-düstende Fragezeichen sind.

Da ich mit Breslau in der intimsten Verbindung stehe und in dieser sehr schönen Gegend zwei Freunde habe, von denen der eine Prof. Muthers „Famulus“ ist, der andere aber (ein hochangesehener schlesischer Publizist) zu den eifrigsten Hörern dieses Kunstlehrers zählt, bin ich nun leider in der erquicklichen Lage, über mancherlei Dinge ganz anders urteilen zu dürfen.

Richard Muther war von dem Augenblicke an, da es ihm gelungen, mit seiner „Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert“ das sogenannte „berechtigte Aufsehen“ überall zu wecken, das bestgehaßte Exemplar sämtlicher Sonntagskinder. Man verstehe mich recht: Es gab keinen deutschen Kunstprofessor Mitteleuropas', der ihm nicht diese deprimierende That auf das giftgrünste übelgenommen hätte. So hatte er also wie im Augenblick den ganzen Troß der Podagra- und Mummelgreise, der gelblich-schillernden, gegen sich: vom Piedestal ihrer verdunkelten Kathederstühlchen herab setzten sie sich zur grimmigsten Wehre, schlossen lautlos und unbewußt ein Vernichtungs-Kartell gegen den Bilderstürmer und fochten mit jener successiven Lauterkeit, die seit Jahrtausenden den Kampf um die Berechtigung der eigenen Wanzenexistenz charakterisiert. Und während sie alle ganz insgeheim dieses großartige Geschichtswerk, diese wunderinnerliche Seelenoffenbarung verschlangen und an der Herzenssonne ihres Feindes die Christbaumlichterchen ihres Jammergeistes entfachten, kamen sie instinktiv zu dem Caeterum Censeo: Mit diesem Könner muß aufgeräumt werden, dieweilen er vom Übel ist und alldieweil er uns verdunkelt.

Welch ungeheures Aufsehen aber dieses geniale Kunstgeschichtswerk, das schon mehr Kunstwerk ist, allüberall aufflammen ließ, entnimmt man aus der Thatsache, daß es in ganz Europa — trotz tausendfachen Totschweig-Boykotts — Verbreitung gefunden und nun auch in mehrere Sprachen übersetzt wird.

Leute, Knaben, Herrchen, die kurz vordem kaum einen Tizian von einem Defregger zu unterscheiden wußten, noch weniger aber einen Böcklin von einem Schließmann, sie schrieben jetzt alle im überzeugtesten Ich-Ton die aufgedunsesten und arrogantesten Kunstberichte; sie faselten urplötzlich von Präraffaelismus und Impressionismus, von den großen Linien in der Natur und der freien Anordnung der Figuren im Raum, von Leonardesken Drei-

ecken und Rafaelschen Pyramiden, von Verfallzeitidealismus und körperlicher Transparenz, von fleischfrohen Rubens-Riesen und nebelig-durchschwängerten Atmosphären, von Fragonard und Hokusaï, Claude Lorrain und Ruisdael, Leighton und Watts.

So wurde dieses Meisterwerk, dieses seltsam bequeme, vieltausendmal an die Brust gedrückt, vieltausendmal ins Notizbuch gezapft, vieltausendmal aus- und abgeschrieben. Ähnlich wie es in dem Goethe'schen Liede heißt:

> Den Strauß, den Du gepflücket,
> Grüß' ich vieltausendmal!
> Ich habe mich oft gebücket,
> Ach, wohl eintausendmal;
> Und ihn ans Herz gedrücket,
> Wie hunderttausendmal!

Also geschah es mit Richard Muther.

Und darum war es auch psychologisch fast selbstverständlich, daß ihn just seine Kopierpressen und Saugheber gar tödlich zu hassen und ängstlich zu verleugnen begannen, und endlich ihren Nähr- und Wehrvater aufs krötenhafteste bespritzten, um ihre Abzugsweisheit mit bestem Gewissen für Eigengebräu und Originaltinte ausgeben zu können.

Ich wiederhole: das war nur selbstverständlich. Es war menschlich — allzu menschlich. Es war jämmerlich — allzu jämmerlich. Aber man frage den ungebildetsten Psychologielehrer, der irgendwo in Pimpelhausen aus Konvalina oder Kant doziert. Auch er wird mir beistimmen. Denn es war von jeher Gewohnheitsrecht und darum Gesetz, daß die geschäftigen Kärrner so lange den Bau der Könige zu umgackern haben, bis sie ihn über und über, wie Ameisengetier, bedecken und für ihr ureigenes Gebäude ausgeben können.

So suchte man — und dies war das zweite Stadium der Minierarbeit — Richard Muther nachzuweisen, daß er ein Dieb sei. Man konnte ihm den Raubmörder nicht gut an den Hals hängen, — so begnügte man sich mit dem Dieb. Man wisperte, daß er seine „Offenbarung" aus allen Wind- und Kellerlöchern zusammengestohlen hätte. Nun wollte man ihm nurmehr den Ruhm eines „allerdings" begabten und sehr raffinierten Klebers gestatten. Und dieses große, unendlich große Evangelium seiner Seele — es war nun mit einem Schlage eine gigantisch-schlaue Kompilation!

Dabei vergaßen die Allzuklugen, daß man Verdächtigungen erweisen müsse, und daß ja der Autor selber in den Schlußblättern seiner drei Bände mit gewissenhaftestem Fleiß und mit einer Ehrlichkeit, die nur noch bei Betschwestern zu finden ist, ganze Riesenbibliotheken als Quellenbelege citiert. Und da hätte man doch eigentlich einem Forscher nur danken müssen, der

nun bei all seiner intensiv-selbständigen Betrachtungsweise das Essaistisch-Beste der vorangegangenen Sturm- und Begriffpräge-Jahre in höchstpersönlicher, künstlerisch-souveräner Weise zu nützen wußte und nota bene auf seinem Forschungsgebiete weder Vorarbeiter noch registrierende Materialzusammenscharrer zur Verfügung hatte.

Aber die allgemeine Diebstahl-Schnüffelsucht ist typisch in unserer Zeit und sehr charakteristisch für deren Moderpsyche. Denn die Verleumdungsmanie und die Unschuldspose war niemals so grotesk und so pathetisch wie heute!

Und also knetet die Zeit aus unseren Brüdern die ergötzlichsten Karikaturen und formt sie wie Pfefferkuchen und prägt sie wie Ziegellehm, auf daß der Füllichs ihrer Heuchelgefühle recht sichtbarlich in die Glieder quelle und ihre Clowngestalten verzerre. Ella, hopp! — laßt uns glückselig sein: Denn seht, ein großes Lachen fegt über die Lande, und was sich von jeher aus den Geschlechter-Dämmerungen, aus den zerklüfteten Epochen gesellschaftlicher Niedergänge zu warnender Plastik hervorgerungen und wie ein Schandmal der Zeiten in spätere Jahrhunderte herüberragt, hat sich ergötzlich-derb in unserer Gegenwart verdichtet und lockt wie ein unermeßlicher, unendlich-hoher Gipfel, bewimpelt und freudenreich, zu satanischer Sündenlust!

Und Schurken schleichen im bräutlichen Flitterkleid, den Palmzweig in den Händen, um weinende Kruzifixe und schlürfen das Blut der Wunden. Da dampft in verklingenden Flören, wie Myrrhen- und Thymianduft, die Demut aus ihren Blicken. Und langsam sickert, indes sie sich neigen, das Rosenöl ihrer Locken auf Teppiche und Fliesen; und würgt sich in die Poren, in Erdritzen und Gewebe; und lockt, indes sie sich neigen, giftzüngige Nattern aus Särgen und Altären. Und während es wie ein Narrenfest ist ringsum, und das Blendwerk verpufft und Lichtkugeln über den Dächern sprühn, ringt sich aus dem dunkeln, dem knieenden Gewühl der Dummen und Gebenedeiten: schwarzlockig der Satan in die zerstiebende Luft, und knirscht mit dem Ebergebiß, zwinkert mit den Äuglein; und trällert, indes sie da unten vor Demut fast verschäumen, das sündigste Locklied aus einer himmelblauen Fibel. . . Und endlich, da sie einfallen, alle, sie alle, zitternd und wunderleise, als zöge der Heiland die Himmelsleiter herab . .; und toll dann an den Strängen ziehn, daß wild und wie Hyänengebrüll der Glockenschrei durch den Äther rast; und blutrot über den Köpfen der Betenden der Himmel sich zur Kuppel türmt: wiegt sich, hoch oben, der Satan in den Hüften, tänzelt im Babygewand und knabbert an seinen Fingerchen.

Nun aber, da man seiner Unschuld glaubt, grinst er im Purpur, wie Cäsar, in die Runde und segnet die Getreuen . . . Bis er zur Peitsche greift, die sein Scepter ist, und pfauchend unter die Menge fährt!

— — — Nun, da die Abenddämmerung gewichen und eine tiefblaue

Sternennacht sich friedlich in meine Seele senkt, darf ich nüchterner werden. So kehre ich also, mit Verlaub, zu meiner Muther-Affaire zurück:

Als man jüngst erst, im Süden, Gabriele d'Annunzio — auch einen der größten unserer armseligen Zeit! — mit Diebstahls-Invektiven bombardierte, geschah es zum Schrecken der Sittlich-Übersittlichen, daß selbst die respektabelsten Männer, vor allem aber die Künstler, das Quasi-Plagiat — verteidigten. Und unter ihnen waren die berühmtesten, . . dann aber kam eine ganze Reihe von Akademikern und Professoren. So gab man dem moralbefirnißten Speckbauch der Übereifrigen sehr wirksame Püffe. Und diese Justament-Anerkennung einer („an sich") verwerflichen Handlung, diese tolle Proudhonerie, dieser Frozzel-Anarchismus, der da den Diebstahl „nun gerade erst recht" zum rechtmäßigen Eigentum machte, er hatte eine spekulative und percentuell etwa stärkere Demoralisation der litterarischen Berufsmarder und Ohnehin-Diebe beileibe nicht zu befürchten. Denn man betonte ausdrücklich, daß ein persönliches, eigengeartetes Werk noch keineswegs Plagiat sei, weil es sich etwa die eine oder die andere Erfahrungsthatsache, das eine oder das andere Gefühl eines Zeitgenossen oder eines Toten oder eines totgeborenen Zeitgenossen zu eigen gemacht. Der heilige Gralschein der Persönlichkeit, und dieser erst ist es, der dem Werke die Heiligung giebt. Aber mein Gedankenpalast, den ich der Schwingungslinie meiner Seele nachzimmere, bleibt dennoch mein eigen, wenn ich auch für ein Stockwerk oder das Giebeldach Mosaiksteinchen und Thonplatten gebraucht habe, die schon ein anderer — der Kaleb oder der Whismâwithra — in Tschanghai oder Kalkutta für seine Bauzwecke verwendet hat.

Wär' mir die Geschichte dieser seltsamen Enquete erinnerlich, ich wollte sie strikter und säuberlicher herfabulieren. Aber so klingt mir nurmehr ein stolzes Wort d'Annunziôs in den Ohren, das er polternd unter die Knabbermäuse geschleudert: Ihr wollt mich des Diebstahls zeihen? — so sprach er ungefähr. Und Euch gar hätte ich bestohlen? Wisset, daß Euch die Brosamen, die von meinem Tische fielen, jahraus-jahrein ausschließliche Nahrung gewesen!

So rief er den Feiglingen zu. Und ruhmreicher denn sonst ging dieser große Künstler aus all dem ekeln Molluskengezänk hervor. Und daß er aus fremden, teils alten, teils schlechten Büchern Gedanken herübergenommen und so vor Verwesung bewahrt, gab er lächelnd zu.

Aber man frage nun einmal Shakespeare, ob er sich nicht allzu oft zum Träger der gesamten Gefühls- und Kulturwelt seiner Epoche gemacht; und ob er nicht immer darauf bedacht gewesen, das Gedankenfluidum seiner Zeit, wie einen mächtig-nährenden Blutbach, in seine Adern zu lenken? Und that er nicht all dies — so grenzenlos unbekümmert um den Taufnamen

dieser versteckten, entlegenen Quellen; unbekümmert um den vergessenen, tausendfach-verwirrten Ursprung dieses mächtig-fördernden Kreislaufs?

Und nun, nach Shakespeare, möchte ich einen anderen citieren, den allerdings nur die Allitteration seines Namens neben den Briten stellt. Man höre Sardou:

„Man wird mir hoffentlich zugestehen, daß die Dramatiker zu aller Zeit große Räuber waren? Man weiß oder man weiß nicht, daß Latinus einen ganzen Band Plagiate an Menander beging, und daß neulich ein Engländer Shakespeares sämtliche Werke in der Art herausgab, daß alle Sätze, Wendungen und ganze Scenen sogar, die er seinen Zeitgenossen gestohlen hatte, in roten Buchstaben gesetzt waren. Ich spreche schon gar nicht von Molière, der Alte und Moderne ausräuberte, noch von Racine, noch von Corneille, noch von Voltaire, die alle Diebe waren! Alle diese Großen im Geiste bildeten sich ein, und ich würde ihnen wenig Respekt zollen, wenn ich es nicht glaubte, daß ein dramatischer Autor gar nicht verpflichtet ist, alles zu erfinden, und daß er mit gutem Recht sich an der Idee eines Kollegen begeistern kann."

So schrieb Sardou, als ihm vorgehalten wurde, daß der fünfte Akt seiner „Nos intimes" mit dem „Discours de Rentrée" von Rougemont verdammte Ähnlichkeit habe. Und so wird auch Zola geantwortet haben, als man ihm vorwarf, daß jenes Kapitel seiner „Nana", in dem Graf Muffat sadistische Allüren exemplifizierte, intime Fühlung mit einer Scene in Otways „Gerettetem Venedig" habe, allwo ein venetianischer Senator die gleiche ars amandi sehr wortgetreu vor die Rampe peitscht. Und so wird er wohl auch jetzt zu sprechen haben: denn, wie die Zeitungen melden, wurden bereits in seinem neuesten Roman „Rome" sehr bedenkliche Anklänge an etliche Bädeker, Dutzendschwarten und Kondukteure bemerkt. Denn was vom individuellen Dramatiker, gilt wohl auch in gleichem Maße vom individuellen Romancier, denn beide werden, wenn sie in ihrer Gegenwart stehen, die buntgescheckten Kulturen ihrer Zeit und jene verwandter Epochen, und all die vielhundertgestaltige Psychologie ihrer Tage mit den subtilsten Fühlfäden und mit den langmächtigsten Fangarmen in ihr Bereich ziehn. Da darf man also ernstlich fragen, ob das nicht auch vom persönlich-schauenden, persönlich-formenden Kunsthistoriker gelten mag? Warum denn verzeiht man den Künstlern, was man den Psychologen ihrer Künste verargen will?

Aber man lausche auch Goethe, dem Unendlichen. Lord Byron schmähte den „Faust", denn er schien ihm eine skrupellose Mosaikarbeit. Und Goethe parierte:

„Ich habe alle jene von Lord Byron angeführten Herrlichkeiten

größtenteils nicht einmal gelesen, viel weniger habe ich daran gedacht, als ich den „Faust" machte. Aber Lord Byron ist nur groß, wenn er dichtet, sobald er reflektiert, ist er ein Kind. So weiß er sich auch gegen dergleichen ihn selbst betreffende unverständige Angriffe seiner eigenen Nation nicht zu helfen; er hätte sich stärker dagegen ausdrücken sollen. Was da ist, das ist mein! hätte er sagen sollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das ist gleichviel, es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte! Walter Scott benutzte eine Scene meines Egmonts, und er hatte ein Recht dazu, und weil es mit Verstand geschah, so ist er zu loben. So auch hat er den Charakter meiner Mignon in einem seiner Romane nachgebildet; ob aber mit eben so viel Weisheit, ist eine andere Frage. Lord Byrons verwandelter Teufel ist ein fortgesetzter Mephistopheles, und das ist recht! Hätte er aus origineller Grille ausweichen wollen, er hätte es schlechter machen müssen. So singt mein Mephistopheles ein Lied von Shakespeare, und warum sollte er das nicht? Warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war und eben das sagte, was es sollte? Hat daher auch die Exposition meines „Faust" mit der des „Hiob" einige Ähnlichkeit, so ist das wiederum ganz recht, und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln."

Man darf sich hier auch einer Scene in Strindbergs „Vater" erinnern, die offenkundig und justament einer Shylockscene Shakespeares nachgebildet ist. Aber sie wirbelte, als sie zum erstenmal ans Licht kam, den grobkörnigsten Philisterstaub auf; und weil man nicht rein und wohl auch nicht klug genug war, Strindbergs goethe'ischen Takt zu erfassen, kreischte man: „Packt ihn! ein Dieb! ein Falschmünzer! ein Räuberhauptmann!" — und fand so wenigstens Gelegenheit, stupide Belesenheit zu dokumentieren.

Aber man vergesse das Lauschen nicht. Man horche, denn Goethe spricht weiter:

„Man spricht immer von Originalität, allein, was will das sagen! Sowie wir geboren werden, fängt die Welt an, auf uns zu wirken, und das geht so fort bis ans Ende. Und überall! was können wir denn unser Eigenes nennen, als die Energie, die Kraft, das Wollen! — Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig." „Es sind mir daher (aus dem „Einfluß fremder Persönlichkeiten") unnennbare Vorteile entstanden."

Aber man horche nur weiter: „Die Deutschen können die Philisterei nicht los werden. Da quängeln und streiten sie jetzt über verschiedene

Distichen, die sich bei Schiller gedruckt finden und auch bei mir, und sie meinen, es wäre von Wichtigkeit, entschieden herauszubringen, welche denn wirklich Schillern gehören und welche mir. Als ob etwas darauf ankäme, als ob etwas damit gewonnen würde, und als ob es nicht genug wäre, daß die Sachen da sind! . . Man müßte wirklich selbst noch tief in der Philisterei stecken, wenn man auf die Entscheidung solcher Zweifel nur die mindeste Wichtigkeit legen wollte."

Und nun kommt er über seine Originalität und über die „Quellen seiner Kultur" zu sprechen: „Ich verdanke den Griechen und Franzosen viel, ich bin Shakespeare, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden. Allein damit sind die Quellen meiner Kultur nicht nachgewiesen; es würde ins Grenzenlose gehen und wäre auch nicht nötig. Die Hauptsache ist, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt, und die es aufnimmt, wo sie es findet."

Nun aber eine Stelle, die sich auf ein kritisch-geschichtliches Werk bezieht, und die man getrost auf Muthers Buch anwenden darf: „Überhaupt ist die Welt jetzt so alt, und es haben seit Jahrtausenden so viele bedeutende Menschen gelebt und gedacht, daß wenig Neues mehr zu finden und zu sagen ist. Meine Farbenlehre ist auch nicht durchaus neu. Plato, Leonardo da Vinci und viele andere Treffliche haben im einzelnen vor mir dasselbe gefunden und gesagt; aber daß ich es auch fand, daß ich es wieder sagte, und daß ich dafür strebte, in einer konfusen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verschaffen, das ist mein Verdienst."

Und nun vergleiche man mit diesen weisen und reifen Worten eine Kritik über Muthers Geschichtswerk, die just erst vor wenigen Tagen in der „Satrday Review" erschienen ist. Der Kritiker sieht dort, wie eine Notiz des „Magazin für Litteratur" besagt, den Kernpunkt des ganzen Werkes in dem Satze, den Muther über Greuze ausspricht: Greuze war der Vater der Genremalerei in Frankreich, jener barbarischen Erzählungskunst, die an Stelle des gesund malerisch gesehenen Naturausschnittes der Holländer das nach einer litterarischen Idee zurechtgestellte lebende Bild setzte. Die Unterscheidung zwischen gesehener Natur und konventionellem Genre wird als das entscheidende Merkmal des ganzes Werkes aufgefaßt und als die befreiende That gefeiert. — —

Und richtig, das ist ein Hauptverdienst dieses monumentalen Buches: Daß wieder einmal ein Großer mit Grazie dafür strebte, in einer konfusen Welt dem Wahren von neuem Eingang zu verschaffen.

Denn das malerische Schauen ist eine alte Köstlichkeit. Doch ist sie verloren gegangen im Pinselgerassel unserer Chroniqueure, unserer Fabulisten, Feldwebel und Spinnbasen Farbe. Denn der da das künstlerische Gefühl

zur Zeit der letzten Kriege tief unter den Frostpunkt gesunken und fast nicht mehr zu wecken war; und alles teils apathisch, teils feindselig, im besten Falle aber hilflos-empfänglich den Kunstdingen gegenüberstand; und nun das Stofflich-Rohe die Gestaltung, das Gedanklich-Erhebende die Seele ersetzen mußte, — schrie es ja geradezu, wenn auch stumm, aus den Winkeln unserer engen deutschen Welt nach Belehrung und Klärung. Und all das deutschzüngige Land, das da in seiner dorrenden Nüchternheit wie ein mächtiger Wäschetrockenplatz verkümmerte, bäumte sich lechzend auf, denn der Klärungsschrei raste dahin, daß die Grenzpfähle aus den Fugen gingen; und er pfiff durch die Seile, die militärisch-stramm gespannt waren, und er fuhr in die Zwilchhosen und beutelte an den Hemden, daß Linnen über Linnen aufplatzend in die Brüche ging und Unterröcke und Schlafhauben wie Schleier-Eulen über's Gebirge flogen. Da war nun die Wahlstatt frei. Der Sturmwind durfte aufspielen. Und hei, wie der Musik machte!

Das Gesinde lief aus den Zunftküchen, der Pöbel aus den Palästen, der Unterpöbel aus den Bürgerstuben. Und Bratpfannen, Pickelhauben, Theetassen und Tabulaturen durchquerten die Lüfte, daß des Lärmens kein Ende war. Und schämisch hinter den Schweineställen quiekten die Kunstgreise, als gälte es jetzunder, die letzte Glatzen-Ölung zu empfangen.

Aber die neue Kunst war da! Und wenn sich auch nur wenig aus all dem Tubengeschmetter, aus all dem Piffpaff- und Gong- und Juchheifa-Programm zur Sonne rang, so schien doch ein Treffliches geleistet: der Trockenplatz war weggeblasen.

Nun durfte man Palmen pflanzen!

Und Klärung und Belehrung gab es jetzt allerwegen. Man rieb sich den Schlafgrind aus den Augen, denn man erkannte, daß pestilenzialisch geschlafen ward. So schnallte man sich Flügel an und wagte den Flug. Ja, es gab sogar einige, die mit Flügeln auf die Welt kamen!

Und diese so drastische Wahrheit, daß Kunst und Philister wie Dornröschen und Giftmolch sind, und daß der Molchschwanz zu Tode steche, wenn Röslein nur immer weiter schlafe, — —

Und diese so lautere Wahrheit, daß man den Staub der Stube zu meiden habe; daß man sich durchringen, durchrammen müsse zu edelstem und reinstem und göttlich-weitestem Betrachten, wenn man der lieben freien Kunst, ein Würdiger, die Glaspantöffelchen küssen wolle — —

Und diese so himmelsschlichte Wahrheit, daß man: Natur, ganz Felsblock, ganz Sonnen-Niedergang, ganz Sturzbach sein müsse, wenn man aus den Erscheinungen des mächtigen Ringsum als Künstler zu sprechen sich erdreiste, . . und daß man (ganz losgelöst von all dem Zunderstoff des Gedanklichen, von Hirnrinde und Reflexion) in den Zellgeweben und Kammern und

Herzensfältchen der Erscheinungen die eigene Seele und also das gnadenreichste Naturgefühl, das gebenedeiteste Verhältnis zur Außenwelt zu gewinnen vermöge — —:

All diese lauteren, fast Richard Wagnerischen Empfindungs-Kräfte, die nun in allen Künsten zu neuer Entfaltung treiben, und die wohl vor allem der Wurzelsaft unserer neuen, flügelweiten, künstlerisch-echtesten und unnationalen Lyrik sein werden; all diese intensiven, aufschäumenden, weltengroßen Gefühle, sie dämmern in Richard Muthers Werk, wenn auch nur zwischen den Linien, wie Südlandsblüten an's Licht. Sie rieseln wie Mondduft von den Hängen seiner Gestaltungswelt. Sie duften aus seinen Thälern, aus Traumburgen und Tauschollen, aus Florschlössern und schwarzen Teichen, . . denn mächtig ist die Flucht der Gärten, in die uns sein Fuß geleitet! Und weil er alles, ja alles, wie der edelste Mäcen, wie ein Heiland in Dogentracht, und fast wie ein verirrtes Bettelkind empfindet, das staunen, ach nur staunen mag; und weil er in die Dinge schaut, urkünstlerisch, urmalerisch, wie ein Adliger der Seele und wie ein fiebernder Silen, erschließt er uns die endloseste Perspektive in ein klingendes Schönheitsland voll flammender Bewegung.

Darum muß es diesem Buche gelingen, die künftigen Generationen, und wohl auch schon unsere heutige, das Lauschen und Schauen zu lehren. Darum wird sein Verdienst ohne Ende sein. Und darum wird man es als einen Segen preisen, daß ein Großer gekommen, der mit Anmut bestrebt war, in einer sehr konfusen Welt dem Wahren wieder Eingang zu verschaffen.

. . Soll man ihm zürnen, daß er uns auch in Gärten führt, deren schmiedeeiserne Gitter schon ein anderer erschlossen? Oder zürnen, weil links da, im blühenden Erlenzweig, ein Finkenhähnchen sitzt, das schon ein anderer erschaut und bejubelt hat? Warum seid Ihr so unreif an Eurer Seele, so krank an Eurer Lauterkeit, daß Ihr nicht jauchzend mit Goethe ruft: „Genug, daß die Sachen da sind! Zum Teufel die Philisterei! Und warum streitet Ihr über die wenigen Großen, die Euch der Himmel gönnt? — und solltet Euch doch freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber Ihr streiten könnt!“

— —

Ella, hopp! nun will ich kleinlich sein mit den Kleinlichen. Nur so ist ihnen beizukommen. Und es muß doch abgerechnet werden!

So ziehe ich mir also einen hechtgrünen Frack an und winde mir, wie das die Mädchen Neapels thun, vier glührote Vogelkirschen um meine Ohrmuscheln, und tanze! Aus den Frackschößen aber, die mir im Winde wehn, krame ich eine Schlangenpeitsche und schleudere sie durch die Lüfte. Da

weckt das Klingeln die Schläfer ... Und während ich noch eine schwarze Hand mit Abscheu von meinen Gliedern schüttle, so eine knochig-schwarze Hand, die sich wie ein mächtiger Hahnenfuß um meine Schulter krallt und mir eindringlichst einschärft, um Gotts-Mariae willen nur ja doch „zur Sache" zu sprechen, — mache ich meinen Taschenmesser-Knicks und bitte um sehr geneigte Ohren:

Alle Kritikusse, Feuilletonisten, Spaltentänzer soll er bestohlen haben! Bedenklich bestohlen haben: so hieß es plötzlich. Alle, zum mindesten aber die meisten; und wenn man's genau nimmt, wenigstens einzelne. Sicherlich aber den da oder jenen. Und alle Windbeutel soll er in heimtückischer Weise um ihr Eigentum gebracht haben.

„So u. a. auch den Herrn Th. Volbehr, der da zu Magdeburg ‚in männlicher Weise' als Doktor und Direktor amtiert", — krallt mir der Riesen-Hahnenfuß, in die Schulter. Aber ich lasse mich nicht beirren:

Die Breslauer Philosophenschaft hat nun auch — Ella, hopp! — mit ihrem pharisäischen Pfuirufe nicht hinterm Berge gehalten. Eine Absicht, und wohl vor allem diese, schwelt deutlich-blinzelnd hervor: die schwingenstolze Absicht, dem jungen Kollegen jenen schleimigen Hohlweg, den man „fette Carrière" nennt, nach allen Regeln kollegialischer Minierkunst zu verstopfen. Darum läßt es sich nicht leugnen: die Breslauer Philosophenschaft hat sich kräftiglich gerächt. Und wenn man klüglich bedenkt, daß sie bislang vor einem Pedell und leeren Bänken gelesen, und gerade Kraft genug hatte, den Ruhm ihrer Dozentenstühlchen und wohl auch die Mär von ihrer so unsterblichen Gottesgelahrtheit just gerade noch bis Oppeln oder Ohlau oder Kosel-Kandrzin dahinstürmen zu lassen und all die sieben oder dreizehn Wißbegierigen dieser Gegend in ihre Weisheitsfittiche zu locken, — bis dann urplötzlich ein Mann von den Himmeln kam, der wie mit smaragdenem Stabe die dichteste Fülle begeisterter Zuhörer in seine Säle zwängte; durch das blitzende Strahlenspiel seiner reinen Persönlichkeit die Kollegenschaft seines neuen Wirkungskreises in nur noch intensere Finsternisse hineintrieb; und durch seine simple, kaum begonnene Lehrthätigkeit der philosophischen Fakultät Breslau eine europäisch-anerkannte Existenzberechtigung gab, — — ach ja und dreimal ja: bedenkt man all diese Fakten, dann wird man den Großinquisitoren und Bambusprinzen nicht einmal gründlich zürnen können, obzwar es kaum etwas Widerlicheres giebt, als Staatsschulmeister mit ihren Amtszöpfen moralisch wackeln zu sehen.

Die Breslauer philosophische Fakultät hat in dem Mißbilligungs-Diplom, das sie in sehr begreiflichem Cäsarenzorn an das „unlautere Verhalten" Muthers adressierte, ihre zielbewußte Gesundheit, ihre antediluviale Reife und unzeitgemäße Kläglichkeit mit klingelndem Schellenhumor erwiesen. Sie

ist sich Satire und Parodie. Und daß sie, einem unseligen Schicksalszwange folgend, nun selber all die mühsame Schellenarbeit verrichten mußte, und nicht erst, wie es Sitte, einen dritten bemühte, — was hindert uns denn eigentlich, dies dankbar zu vermerken? Drum kann ich ihr Vorgehen mit Andacht unterstreichen. Und da sie wahrhaft-wacker und „voll und ganz" und preislich dem Satanas die Pforte gewiesen, studier' ich nun schon drei Nächte lang und sinne ächzend drüber, wie wohl die Schwingungs- und Drehlinie meines Gesamtleibes verlaufen müßte, wollt' ich ihr recht würdig und winkelig meine Ehrung bezeugen. Aber mein Spintisieren ist endlos: Es fehlt mir der zweite Spiegel, und einer genügt doch nicht; denn ich will meinen Kopf nicht zwischen die Füße stecken, um mich zu sehen.

Allerdings: daß die philosophische Fakultät der Universität Breslau jetzt „einen Mann in ihrer Mitte weiß, dessen Arbeitsweise ihr zum mindesten nicht zur Ehre gereicht", muß äußerst schmerzlich berühren. Aber trösten will ich mich mit der Erkenntnis, daß ja auch so manche Fakultät in Wien nur allzu viele Männer in ihrer Mitte weiß, die noch immer nicht in Breslau sind.

So kann ich die Breslauer nur bitten, ihrem großen Pro-Rektor Dahn den wohlverdienten Lorbeerkranz viel tiefer in die Stirn zu drücken. Denn die Gloriathaten dieses unleugbaren Dichters werden den Ruf der preußischen Moral doch sicherlich nicht schmälern: Vor kaum drei Jahren war es, da affichierte dieser Große die Fastnachts-Proklamation, daß Heinrich Heine, der Jude, kein deutscher Dichter sei, dieweil ihm ja erweislich kein preußisches „Nationalbewußtsein" in der Wiege gelegen. Vergaß er denn, der Große, daß es ein winziges Liedel giebt, dem deutschen Volke ein Edelschatz, dem deutschen Volke ein Glutrubin, und das da, wenn die Dämmerung kommt, der Rheinflut entgaukelt und duftend sein Gefieder streckt? . . . Und wie das Sonnenblut über den Wogen quillt und lächelnd der Tag verzieht, die Höhen aber in Flammen sprühn, und leise zwischen dem Dunkel der Flut die Silberfurche eines Kahns verglimmt, ist es, als spreite der Glutrubin seine Flügelchen, wie ein Kolibri, und als frage er zitternd und stumm, warum denn all diese Weltwunder so grenzenlos tief und so traurig sind, und was denn dieses Leiden der Nächte bedeuten solle? Und mit einem Stimmchen, das wie in Tönen blutet, flüstert er dann melodisch ins Dämmerblau hinein und wiegt sich über den Wellen. Da wächst es und verflattert wie die ohnmächtige Wehmut eines Harmoniums:

> Die Luft ist kühl und es dunkelt,
> Und ruhig fließt der Rhein . .

Und dann, nach Augenblicken, die rascher als Thränen sind:

> Der Gipfel des Berges funkelt
> Im Abendsonnenschein.

Nordwärts aber und nicht zu weit von den Bergen stiert Düsseldorf herüber: und es reckt sich in seiner schläfrigen Schwere wie eine schwarze Riesenschlafmütze, kegelförmig, in die Wolken. Und wie nun die Sterne hervortauchen und blinzelnd in die Runde schaun, sind sie die Narrenschellen, die den gigantischen Haubenzipfel klingelnd umkränzen.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift's mit wildem Weh . .

Und wie nun der Dichter, der Jude, im kleinen Schiffe am Felsgrat in die Tiefe sinkt und sterbend die Finger krallt, daß sich das Blut der Sonne mit seinem Herzblut mischt, — hebt sich das Klingeln in endlos ungeheurem Chorus und wächst wie ein Glockengeläut, als zögen die sämtlichen Narren des Erdenrunds an sämtlichen Klöppeln der Welt. Und Stierglocken wüten darein. Und Kirchenglocken nicht minder. Und Rathausglocken ohne Zahl. Doch in dem Felsengeklüft gegenüber krampft sich das Echo und spreizt sein Tritonenmaul, daß warnend wie ein Totengericht durch endlose Tuben das satanischeste Lachen gellt. — —

Und Ella, hopp! nun darf ich fortfahren:

Weiß es der Große Breslaus nicht, daß dieses winzige Liedel in den Fältchen und Zellen seiner Purpurseele mehr Deutschtum, Nationalbewußtsein und Unsterblichkeit birgt, als all die Centnerbände seiner West- und Ostgotenromane? Du lieber Gott, vergaß dies der Gepide?

O, lasset Euch doch von der apodiktischen Sittlichkeit einer Krämerstadt imponieren, in der das Pascha-Regime der Staatsanwälte und Polizeifeldwebel just eben in letzter Zeit sehr ernstlich zu denken gegeben! Wo Lockspitzelei und Provokation in Sold! und wo das Fangballspiel mit Verdächtigungen, Sozialisten-Inquisition, Tendenzprozessiersucht, Aufstöberei und Anstinkerei und all die anderen Errungenschaften einer schellenlauten Kultur zu klingelnder Blüte emporgeschossen! O, laßt Euch nun von diesem Marktflecken imponieren! Denn seine erbaulichen Zustände konstruieren uns den Gesichtswinkel, unter dem wir fortan jedwede seiner sittlichen Emanationen betrachten müssen. So werden wir sie lieben, die hohe Käsekrämer-Liga, die klüglich den Satanas aus ihren rußigen Mauern hinausgeekelt. Und zürnen wollen wir Gerhart Hauptmann, der im „Kollegen Crampton“ die professoralen „Kuchenbäcker“ der Breslauer Kunstakademie recht wunderlieblich anstanzen läßt. Und wahrlich, wär' ich gar Kunsthistoriker von Beruf, bei allen Göttern: dann wollt' ich ein Richard Muther sein, auf daß mich die Breslauer mit Schulbakeln aus ihren Tempeln fegen!

Aber man vergönne auch dem Geächteten das Wort.

Es gelang nämlich, das stille Fachblatt zu finden, in dem Professor Muther jenen Wenigen und Edlen, an deren Meinung ihm gelegen, den

wahren Sachverhalt berichtet. In dem von Hans Rosenhagen herausgegebenen Fachorgan für Kunst und Kunstgewerbe: „Das Atelier" (VI. Jahrg., 9. Heft, Mai), steht zu lesen:

„Erklärung.

Von einer längeren Reise zurückgekehrt, erhalte ich soeben die erste Kenntnis von einer schon vor einigen Wochen in die Welt gesandten Flugschrift des Herrn Direktor Volbehr in Magdeburg: „Ein Originalaufsatz Dr. Richard Muthers" und begnüge mich, in dieser Fachzeitschrift den Thatbestand in folgendem festzustellen.

Herr Direktor Volbehr legt Wert darauf, meine in der „Tägl. Rundschau" vom 19. bis 21. Februar abgedruckte Besprechung seines Buches als Originalaufsatz über das Thema „Goethe und die Kunst" zu bezeichnen. Er leitet diese Bezeichnung her aus der in der „Täglichen Rundschau" enthaltenen üblichen Redaktionsbemerkung: „Abdruck dieser Erzählung und der nachfolgenden Originalaufsätze verboten." Daß ich jedoch mit der Besprechung von Volbehrs Buch keinen Originalaufsatz über das Goethethema geben wollte, geht wohl für jeden Leser mit genügender Deutlichkeit aus meinen einleitenden Worten hervor: „Ein Buch Theodor Volbehrs (Leipzig, E. A. Seemann) ermöglicht endlich . . . das Thema zu behandeln". Der Name des Autors steht gesperrt gedruckt an erster hervorragender Stelle, der Verleger ist genannt, der Titel des Buches ist in der Überschrift des Aufsatzes enthalten. Und indem ich, wie sich's gebührt, alle diese Angaben machte, sagte ich damit zugleich, daß ich mich im folgenden an das Buch Volbehrs anschließe. Denn wenn ich mich nicht daran anschließen, sondern selbständige Forschungen über Goethe hätte geben wollen, lag für mich nicht die geringste Veranlassung vor, es überhaupt zu nennen. Von einer Absicht, die Leser darüber zu täuschen, wiefern die in dem Aufsatz niedergelegten Gedanken Herrn Volbehr oder mir angehören, konnte doch schon deshalb gar keine Rede sein, da ich ja wußte, daß der erste und eifrigste Leser des Aufsatzes Herr Volbehr sein würde, der auf die Besprechung schon lange wartete. Eigentümlich wirkt es sodann, wenn Herr Direktor Volbehr, mit sich selbst in Widerspruch geratend, mir einerseits den Vorwurf macht, daß ich mich in meiner Besprechung stellenweise zu wörtlich seiner eigenen Ausdrucksweise bedient habe, und andererseits darüber klagt, daß ich „10 Seiten seiner Arbeit in 5 Zeilen zusammengepreßt", ja ihn „in wichtigen Punkten gänzlich mißverstanden" hätte. Der Zweck meines Artikels in der „Täglichen Rundschau" war, die Aufmerksamkeit eines größeren Leserkreises auf diesen Teil der Goethe-

forschung und speziell auf das Volbehr'sche Buch zu lenken, womit ich einer wiederholten Bitte des Herrn Volbehr entsprach. Dabei war es natürlich nötig, einen verbindenden Text zu den mir interessant erschienenen Gedanken des Herrn Volbehr zu schreiben, und indem ich dabei meinen eigenen Anschauungen folgte, war ich ohne Zweifel berechtigt, in dem von Herrn Volbehr zitierten Satze meiner Entgegnung die Bezeichnung eines bloßen „trockenen Referates" für meinen Aufsatz abzulehnen. Und wenn Herr Direktor Volbehr schließlich die Leser seiner Broschüre glauben machen will, ich hätte durch einen „liebenswürdigen Brief" und eine Vertröstung seine Gegenerklärung in der „Täglichen Rundschau" hinhalten wollen, so muß ich ihn doch an den Satz meines Briefes erinnern: „Macht es Ihnen Spaß, sich in dem Blatte mit mir herumzuzanken, dann sei's." Herr Direktor Volbehr hat es für besser befunden, gerade diesen Satz den Lesern seiner Broschüre vorzuenthalten.

Breslau, 19. April 1896. R. Muther."

. . . Ella, hopp! drum klingt mir's possierlich ins Ohr, wenn pathetische Tagesblätter von Entrüstungs-Essig triefen; und dreifach possierlich klingt's — Peitschenknall! Ella, hopp! —, wenn Du die Entrüsteten zu Gesichte bekommst. Das sind nämlich, verzeihe, jene Herrchen und Knaben, die bislang kaum einen Tizian von einem Deffregger unterscheiden konnten, noch weniger aber einen Böcklin von einem Schließmann oder Zaché; — — und die dann urplötzlich, urplötzlich wie die Feuerwehr, mit den aufgedunsesten Kunstberichten ihre Spaltenbottiche füllten! Die faselten nun urplötzlich von Präraffaelismus und Impressionismus, von den großen Linien in der Natur und der freien Anordnung der Figuren im Raume, von Leonardesken Dreiecken und Rafaelschen Pyramiden, von Verfallzeitidealismus und körperlicher Transparenz, von fleischfrohen Rubens-Riesen und nebelig-durchschwängerten Atmosphären, von Fragonard und Hokusaï, Claude Lorrain und Ruisdael, Leighton und Watts.

Und das hat mit seinem Singen ein Recensionsexemplar gethan. Aber der Verfasser der Recensionsexemplare war Professor Dr. Muther — und über diesem Namen stand auf den Titelblättern zu lesen:

„Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert."
La comédia è finita.

* * *

Nachbemerkungen des Verfassers. Wien, Ende Juni 1896.

Fast zur selben Zeit, da mir die Korrekturbogen dieses Artikels ins Haus fliegen, meldet die Tagespresse, daß Richard Muther nun endlich

doch beschlossen, seinen Feinden entgegenzutreten, und daß eine ausführliche Entgegnung soeben bei Georg Hirth in München erschienen sei. Die Broschüre umfaßt ca. 32 Seiten und nennt sich „Die Mutherhetze. Ein Beitrag zur Psychologie des Neides und der Verleumdung." Das Heftchen war sozusagen in wenigen Stunden vergriffen; eine zweite Auflage wurde allsogleich veranstaltet; und diese Thatsachen besagen, daß unser trister Kasus Muther das Gleichgewicht der Geister und die Apathie der Gesamt-Moral sehr merklich verschoben hat.

So erwächst nun die Pflicht, über die Apologie des Autors in möglichst abstrakter Kürze zu referieren. Denn es kann doch nur thunlich sein, wenn man die öde Affaire, so gut und so rasch es eben geht, an dieser Stelle nun auch zum Abschlusse bringt.

Ein Gutes hat die Broschüre. Sie rückt uns die nebulose und gleichgültige Figur des Herrn Volbehr recht plastisch in die Nähe. Und sie thut das so absichtslos und wider ihren Willen, daß man dem taktvollen Verfasser für all die souveräne Würde von Herzen zu danken hat. Denn es wäre seiner unwürdig gewesen, mit einem nagelgespickten Kampfkolben unter die Köter zu fahren. Die Fußtritte, die er zu vergeben hat, kleiden ihn besser.

Aus Muthers Ausführungen erhellt, daß die absolute Mißgunst der Ehrenwerten sehr planmäßig zu kämpfen verstanden. Es handelte sich hier um einen „wohlüberlegten Feldzug", den man recht spitzfindig zurechtgestutzt und auch nachdrücklich durchzuführen wußte. Das Haupt-Zelt der Wühl-Machinationen stand in Berlin. Und es ist köstlich zu hören, daß nicht nur der Herr Volbehr in dieser ganzen Angelegenheit einen Reklameklöppel sah, mit dem es sich in willkommenster Weise für eigene Zwecke Musik machen ließ. Auch ein Berliner „Kunstblättchen" hing sich, wie das bisweilen die Seidenpintscher thun, an die Rockschöße des berühmten Professors, und suchte so allmählich, über Weichteile und Rücken hinweg, auf dessen Haupte an Sichtbarlichkeit und Gelesenheit zu profitieren. Ja, es scheute sich nicht einmal, mit anonymen Verleumdungen zu operieren.

Dieses „Kunstblättchen" (gemeint ist wohl die Berliner „Kunsthalle", von der zu Eingang dieses Artikels die Rede war) hatte einen Aufsatz „Herr Richard Muther als Goetheforscher" gebracht und diesen Artikel den Universitätsprofessoren Breslaus, Münchens ꝛc. nebst gedruckter Abonnements-Einladung (!!) zugesandt. Nicht allein das k. Staatsministerium in Berlin, selbst das Offiziercorps des Alexander-Regiments, bei dem Professor Muther als Reserveoffizier steht, war mit massenhaften Abzügen des Kunstblattes und der Volbehr-Broschüre überschwemmt worden. Bis in den „Kladderadatsch" verirrten sich die Muther-Anwürfe. Und fast in allen Schaufenstern der Residenzen und Krämerstädte hing neben dem

schlichten Traktat: Flora Gaß, „Meine Verteidigung in Sachen Hammerstein" — die marktschreierische Kampfbroschüre des schwergekränkten Volbehr.

Und was wollte dieser Volbehr? „Da ihm sein Goethebuch überhaupt nicht den erhofften Erfolg gebracht, schmiedete er einen Plan, um sich auf andere Weise bekannt zu machen, um mit einem Schlag ein berühmter Mann zu werden, viel berühmter, als er es durch die lobendsten Kritiken hätte werden können. Eine Polemik mußte dazu dienen." Und so entstand ein Pamphlet, das mit dem geradezu schändlich-geheimnisvollen und verlogenen Titel „Ein Originalaufsatz Dr. Richard Muthers" bedacht wurde. Dazu kommt noch, daß Volbehr in „mißvergnügten, neidischen Elementen, die nicht zu Freunden zu haben man fast als eine Ehre empfindet", seine natürlichen Helfershelfer fand. „Auf ihre Mitwirkung und die Leichtgläubigkeit des Publikums baute er seinen Plan." Ja, es scheint fast, „als ob er in der ganzen Sache eine Marionette gewesen wäre, ein Strohmann, der willenlos den Einflüsterungen anderer folgte. Broschüren werden ja nicht mit kritischem Blick geprüft, sie werden nur auf ‚Enthüllungen' durchblättert. Also links sein Text, rechts die von Muther wörtlich ‚abgeschriebenen' Sätze. Eine solche Nebeneinanderstellung prägt sich schon als Bild rein physisch dem Auge ein."

Gegen diese Art litterarischer „Konfrontation" läßt sich im Grunde nichts einwenden, denn dieser Überführungsmodus scheint der beliebteste, wenn es litterarische Diebstähle ad oculos zu erweisen gilt. Aber man muß dann schon sehr ehrlich sein, wenn man nicht ernstlich versucht sein sollte, seinem Demonstrandum zu Liebe gewisse Glückskorrekturen zu riskieren. An dieser Versuchung scheiterte Herr Volbehr; denn er konnte ihr nicht widerstehen.

So sind es sieben Punkte, die seiner Fehde sehr unlautere Blitzlichterchen aufstecken. Sie rücken seine Taktik in eine seltsame Beleuchtung und in eine bedenkliche Atmosphäre. Man findet sie in Muthers Entgegnung verstreut und an verschiedenen Stellen angeführt. Aber man braucht sie nur zu sammeln und schematisch zu registrieren, um gegen Volbehr ein Anklagematerial zurechtzuzimmern, das selbst die professionellsten Mutherneider aus seinen Verleumder-Armen lösen muß.

Drum gehe ich an das Registrieren.

Es läßt sich nämlich nicht leugnen, daß Volbehr seine Konfrontationsbelege sehr klüglich zusammengetragen hat: So merkt man bei flüchtiger Lektüre nicht, „daß Volbehr — um die Parallelstellen zu vermehren — auch sämtliche Citate aus Goethe mit abgedruckt hat, die jedermann kennt und die er doch nicht gerade als sein geistiges Eigentum beanspruchen darf."

Da ferner der vollständige Text des inkriminierten Muthervortrags („Rundschau"-Artikels) nicht jedem zur Hand ist, merkt man es — zwei-

tens — nicht, daß die in der Volbehr-Broschüre abgedruckten Parallelstellen nur etwa ein Drittel des inkriminierten Mutheraufsatzes ausmachen, über dessen andere zwei Drittteile Vollbehr hinweggleitet, da sie ja nicht von ihm, sondern von dem ‚Plagiator' Richard Muther herrühren.

Drittens kann man der Anklagebroschüre des Herrn Volbehr durchaus nicht entnehmen, daß Muther — was einfach eine Thatsache ist! — den Namen des Goethebuchverfassers an die Spitze seiner Kritik gestellt hat. Man ist vielmehr, wenn man sich der jesuitischen Stilisierung des Anklägers überläßt, der entschiedenen Meinung, daß Muther den Verfassernamen geflissentlich unterdrückt habe, um seinem essayistischen Referate den Anschein einer selbständigen Forschungsarbeit zu geben! Das war nun ganz und gar nicht der Fall. Denn der Name des Autors ward jedermann — nicht etwa im Texte verborgen, sondern an erster hervorragender Stelle und auch schon äußerlich durch gesperrten Druck — ersichtlich gemacht! Und um so ersichtlicher, als dieser Name überhaupt das einzige gesperrtgedruckte Wort des ganzen Artikels war. Überdies wurde auch noch der Name des Verlegers E. A. Seemann, Leipzig, in einer Fußnote angegeben. Das Gleiche geschah, als Muther in einem „Vaterländischen Verein" zu Breslau das nämliche Goetheproblem als Vortragsthema behandelte. Der Name des Magdeburgers wurde bei dieser Gelegenheit ganz ebenso wie in dem Artikel genannt. Und dennoch erdreistet sich der Magdeburger zu der Behauptung, daß er totgeschwiegen worden, verheimlicht wohlweislich, daß sein Autorname samt Verlagsort und Verlegername angegeben wurde und annonciert in der Seemannschen Kunstchronik die Broschüre neben seinem Goethebuch mit den Worten: „Dr. Volbehr weist in dieser Broschüre die fast wörtliche Übereinstimmung von mehr als zwei Dritteln eines Aufsatzes von Prof. Dr. Muther mit Sätzen seines Buches ‚Goethe und die bildende Kunst' nach."

Viertens merkt man als Unbefangener ganz und gar nicht, daß dem pathetisch-überlegenen Titel „Ein Originalaufsatz Dr. Muthers", der auf der Anklagebroschüre des Herrn Volbehr prangt, eine erbärmlich-sophistische und jämmerliche Begriffsverkrüppelung, eine Gedankenverdrehung, ein Advokatenkniff zu Grunde liegt! Denn Volbehr gebraucht den Ausdruck „Originalaufsatz", indem er geflissentlich den journalistisch-sachlichen Sinn dieses Wortes mit der gemeiniglichen, oder sagen wir: litterarisch-schriftstellerischen Bedeutung desselben vertauscht. Nun kommt es aber, mit Verlaub, auf den Sprachgebrauch an, der die Seele der Sprache ist, — und es ist doch nur allzu bekannt, daß ein und dasselbe Wort in verschiedenen Gesellschafts- und Fach- und Anschauungskreisen verschiedene Auslegung erfährt. Doch Volbehr nimmt ohne die geringste Skrupulosis den rein-redaktionellen Terminus „Originalauf-

satz", der sich in einer Fußnote der „Täglichen Rundschau" unter dem inkriminierten Goethe-Essay vorfand und dort den Nachdruck der Arbeit zu verbieten hatte, aus unlauteren Gründen im zweiten, gemeiniglichen, schriftstellerischen Sinne dieses Wortes, setzt ihn als Titelpopanz auf seine Broschüre, und täuscht so zu seinem eigenen wohlüberlegten Vorteil das unbefangene Publikum.

Denn „Originalaufsatz" heißt im gewöhnlichen Verstande des Wortes ein jeder inhaltlich-positive, selbständig-aufbauende, nicht-referierende Artikel. Die Redaktionen aber verstehen Arbeiten darunter, die eigens und ausschließlich für ihr Blatt „gewonnen" worden, d. h. also: die noch ungedruckt, nicht aber anderen Druckschriften entlehnt sind, — ganz ohne Rücksicht auf den Inhalt, der zwar gleichfalls positiv und selbständig sein kann, doch mit dem gleichen Rechte auch negative und referierende Auslassungen enthalten darf. „Indem nun Volbehr diese beiden ganz heterogenen Begriffe verwechselt, schafft er sich die Basis für sein weiteres Vorgehen." Erst die verlogene Umdeutung dieses Redaktionsvermerks muß ihm dazu dienen, Richard Muther des Plagiats zu bezichtigen! So ist es also einleuchtend, daß sein ganzer so umständlicher und mühsamer Angriff fast ausschließlich „auf einem sophistisch und wider besseres Wissen konstruierten Begriffe beruht. Daß selbst ernste Zeitungen und gelehrte Männer darauf hereinfielen, sein Machwerk ernst zu nehmen, beweist nur, mit welch dreister Unverfrorenheit er die ganze Komödie in Scene gesetzt." Und darum zerrinnt auch, wie ich glaube, diese ganze Altweiberfehde wie eine schmutziggraue Seifenblase, wenn man sich ernstlich gestattet, mit unparteiischer Reinlichkeit zu urteilen und zu verurteilen.

Der fünfte Punkt aber, den ich anführen muß, ist wohl der kläglichste. Denn es erhebt sich da Anklage gegen Anklage, — und jeder, der in Volbehrs Goethebuch und gleichzeitig auch in Muthers „Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert" Einblick genommen, muß redlich gestehen, daß Muther mit der nun folgenden Behauptung ganz unwiderleglich im Rechte ist. Es ist nämlich ergötzlich, zu konstatieren, daß Volbehrs Opus, das da von Muther plagiieret ward, zum großen Teile selber nichts anderes ist, als ein — Muther-Plagiat! Und ergötzlich ist es zu überdenken, daß Muther auf diese Weise in krummer, aber sicherer Schlangenlinie auf — sich selber geraten und also seine eigenen Gedanken plagiieren mußte, als er die des Herrn Volbehr zurückstahl."

Das ist, wie wenn man einer Kuh einen Käse zu fressen gäbe, der aus ihrer eigenen Milch verfertigt worden; und wie wenn dann der Käse-Verfertiger in der neuen Milch, die aus dem verschlungenen Käse resultieren muß, sein einstiges Käsefabrikat erkennen wollte und ergo mit Eigentümer-

Ansprüchen an die ahnungslose Kuh herantreten würde. Man verzeihe dieses Gleichnis. — Aber die Kuh wurde für Gleichniszwecke von Nietzsche sanktioniert.

Man höre hier Muther: „Insbesondere meine Beurteilung des Klassicismus, wodurch sich Volbehrs Buch von früheren Bearbeitungen des Goethethemas unterscheidet, bildet in meiner „Geschichte der Malerei" ein grundlegendes Kapital und wurde von Volbehr acceptiert, ohne daß er mein Buch mit einer Zeile erwähnt."

Und da nun Muther konstatiert, das der inkriminierte Rundschau-Artikel „zu zwei Dritteilen" Dinge enthält, die bereits in seiner großen „Geschichte", also drei Jahre vor Volbehr gesagt wurden*), Volbehr aber andererseits in der Seemannschen Kunstchronik inseriert, daß „mehr als zwei Drittel" desselben Aussatzes bereits in seinem Goethebuch, also drei Jahre nach Muther gesagt seien, so folgt daraus mit zwingender Logik, daß höchstens ein Drittel des „Rundschau"-Artikels und (da doch Volbehr selber einräumt, daß dieser Artikel eine vollständige Inhaltskizzierung seines Werkes gewesen) höchstens ein Drittel des Goethebuches dem Eigenkopfe des Herrn Volbehr angehört! Damit hat sich der Magdeburger höchstselber als Plagiator entlarvt. Und man muß nun Professor Muther danken, daß er es nicht der Mühe wert gefunden, eine Enthüllungsbroschüre gegen den Expropriator (etwa unter dem Titel: „Eine Originalarbeit Dr. Theodor Volbehrs") von Stapel zu lassen.

Es erscheint des Ferneren Volbehrs Meinung unglaublich dreist, daß ein feuilletonistischer Essay, der mit stilistisch-bunter Grazie den Inhalt einer Arbeit fabuliert, nicht aber sachlich-fachlich-trocken und schulmeisterlich referiert, keine litterarisch-würdige Kritikform sei. Und diese stillschweigende und geflissentliche Ansicht, aus der die Kampfbroschüre des Herrn Volbehr herausgeboren ist, scheint um so dreister, als doch Herr Volbehr ganz sicherlich ein schriftstellerisch-versierter Mann ist, dem die litterarischen Verkehrsformen und noch dazu die gebräuchlichsten, nicht unbekannt sein können. Muther citiert Lübke und Carrière, zwei Kunsthistoriker, die gleichfalls in essayistisch-excerpierender Manier die Buch-Erscheinungen ihrer Zeit zu behandeln pflegten. Und im Anschlusse daran bemerkt er, daß die Form der für weitere Kreise bestimmten Bücheranzeigen ausschließlich die des Essays sei: „Man durchblättere die „Revue des deux Mondes", „Die Grenzboten", „Die Zeit", „Westermanns Monatshefte", „Vom Fels zum Meer", die

*) „Meine Beziehungen zu Volbehr datieren vom Februar 1893. Es wurde ihm damals ein Rezensionsexemplar meiner Geschichte der Malerei geschickt, worüber er durch zwei kurze Anzeigen in der ‚Pallas' quittierte. Im August 1895 erschien dann seine Schrift über ‚Goethe und die bildende Kunst'." (Muther.)

Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", kurz alle Blätter, die sich mit Rezensionen befassen, — die umfangreichen Anzeigen sind immer essayistisch gehalten, bringen nichts als eine mehr oder weniger ausführliche Inhaltsangabe des Werkes, dessen Titel in der Überschrift des Artikels genannt ist, und dessen Autor und Verleger sie in der Fußnote namhaft machen." — Man kann sich hier auch an die Feuilletons der Wiener „Neuen Freien Presse" erinnern, wie sie Hugo Wittmann schreibt: das sind nun schon gar ganz ausschließliche Skelettierungen, die den simplen Inhalt des Rezensionsexemplars in feuilletonistisch-funkelnder Christbaumpracht, sonst aber ganz ohne gedanklichen Eigenballast vor die Leser rücken. Und die besprochenen Autoren sind heute noch glücklich, denn eine fünf- bis sechsspaltige Empfehlung in der „N. Fr. Presse" bedeutet zwei- bis dreihundert verkaufte Buch-Exemplare!

War diese wohlberechnete Unwissenheitspose des Herrn Volbehr der sechste Punkt, der für die horrible Lauterkeit seiner Fehde spricht, — dann scheint mir seine Undankbarkeit der siebente und letzte! Nicht genug daran, daß Richard Muther, der rühmlichst Bekannte, ihm, dem rühmlichst Unbekannten, auf wiederholte Bitten eine Anzeige seines Buches schrieb, — — nicht genug daran, daß Muther das essayistische Referat mit einer Empfehlung begann und auch im weiteren Verlaufe seiner ausführlichen Erörterungen nachdrücklichst und neidlos die Verdienste seines stillen Plagiators hervorhob!*) Nicht genug daran! Der Magdeburger wollte höher hinaus! So kreischte er im Kesselpaukenton seiner gekränkten Unschuld: „Weh, weh mir, welch ein Unrecht!", und stellte sich scheu und hilflos, doch ganz Europa sichtbar, in einen Gassenwinkel seiner Vaterstadt, und wand sich einen Märtyrerkranz um seine zornig-flammende Stirn. Aber diese Märtyrerkrone ist wie die Letterngloriole jener schämigen Dame, die man an allen Rundsäulen des Kontinents auf buntem Affichenpapier zu sehen bekommt. Auch sie ist eine Heilige! Eine sonderbare sogar! Aber die Lichtblüten ihrer Buchstabenkrone wachsen in überirdischem Glanze zwischen Lockenstirn und Rokokohut zu deutlich lockender Plastik. Und geht man ans Buchstabieren, und entziffert man ihren Marterkranz, dann wird man ein Zauberwort

---

*) „Ich meinesteils schließe mich in meinem „Rundschau"-Artikel in den eigentlich biographischen Dingen referierend an Volbehr an, zum Teil wörtlich, wie es in unzähligen Bücherbesprechungen geschieht, doch auch da in einer Weise, aus der er für eine zweite Auflage seines Buches mancherlei lernen könnte. Die großen Entwickelungsmomente sind weit schärfer als in dem Buche hervorgehoben. Gleichgültiges, das der Autor breit vorträgt, ist bei Seite gelassen. Charakteristisches, das ihm entging, wurde beigefügt. Der ganze Stoff ist straffer, harmonischer disponiert." (Muther.)

finden, das eine Formel ihres Wesens ist und leuchtend die Sphinxgestalt ihrer Augen entsiegelt. Dieses Zauberwort aber ist:

KALODONT.

* * *

Nun darf ich mit einer Handbewegung, die in Spiralen verzittert, und mit einer Stimme, die leise in meiner Kehle erstickt, zum zweiten Male in die Lüfte flüstern: „La comédia è finita!“ Meines hechtgrünen Fracks aber habe ich mich schon lange entledigt.

Wetterleuchten.

Charakterbild in 5 Akten von Kurt Aram.

(Frankfurt a. M.)

Personen:

Baronin von Höhner.
Pfarrer Schneider.
Fritz Schneider, sein Sohn, Referendar.
Grete, dessen Braut.
Pfarrer Loh.
Pfarrer Meckel.
Schulinspektor Weber.
Jost Kloos, Kirchenvorsteher.
Jakob Roth, Gastwirt.
Jakob Debus, Rechner des Dariehenkassenvereins.
Hermann Rink, Karl Pfeiffer, Fritz Windolf, } Bauern.
Johannes Weck, Strohdachdecker.
Otto Franz.
Katharina Franz, dessen Frau, Tochter des Johannes Weck.
Ein junger Pfarrer.
Marie, Dienstmädchen bei Pfarrer Loh.
Junge und alte Bauern.

1. Akt.

(Gegen Abend. Im Garten von Pfarrer Loh, der heute seine silberne Hochzeit feiert. In der Mitte ein Laubgang mit einer breiten bequemen Bank; rechts davon Blumenbeete und Sträucher, links sieht man in einen Gemüsegarten. Im Hintergrund des Laubgangs, zu ebener Erde, ein hölzerner Anbau des Pfarrhauses, das sich breit vor den mittleren Teil des Gartens lagert. Von Zeit zu Zeit hört man vom Anbau her jemanden laut sprechen und Gläser aneinander klingen. Von rechts her kommt langsam Pfarrer Schneider und Jost Kloos.)

Pfr. Schneider: Also auch bei Euch steht's schlecht mit der Ernte?

Kloos: No, für uns is es net so schlimm. Was die dicke Bauern sei, die dricke sich doch durch, un von de ahme gehn de meiste alleweil schon in die Fabrik.

Pfr. Schneider: Freilich, Ihr seid hier schon mehr Vorstadt. Aber wir,

mehr im Land drinnen, wie wird's da wieder den Kleinbauern gehn. Heu hat's fast gar keins gegeben. Das Korn hat schlecht angesetzt. Der Brand ist auch schon dran. Es giebt ein Notjahr, Kloos, ein Hungerjahr.

Kloos: No, um was batt's, wanns Korn hunnertfällig trägt? Dann geht de Preis so enunner, daß mer erst recht kein Gewinn hawe.

Pfr. Schneider: Habt recht, es ist traurig.

Kloos: Es is e Elend . . e Elend . . die Strafe des Herrn.

Pfr. Schneider (etwas überrascht): Das habt Ihr wohl vom Pfarrer Meckel?

Kloos: Jo, de ganze Gegend is ja wie verrickt uff en. He is en Bekehrter, einer von de „Feine". Ich warn letzte Sonndag auch beim in der Kerch. Alles was recht is, das muß mer'm lasse, 'n gute Auswurf hat er. Annersch als unser Parrer Loh.

Pfr. Schneider: Ja, ja, der liebe Bruder Loh und Pfarrer Meckel, das ist freilich ein Unterschied. (Vom Anbau kommt eilig Fritz Schneider.)

Fritz Schneider (seinem Vater und Kloos die Hand reichend): Prrr! . . (nach dem Anbau zeigend) da drin ist ne Luft, nicht zu beschreiben. Kein Geruch zum Leben. So was könnt auch nur Ihr Pfarrer aushalten.

Pfr. Schneider (lächelnd): Junge, laß mir nur die Pfarrer in Frieden.

Fritz Schneider (etwas zerstreut): Gewiß . . selbstverständlich . . . Wovon sprecht Ihr denn, Kloos?

Kloos: Vom Pfarrer Meckel.

Fritz Schneider (schnell): Gelt, das ist ein andrer Mann als Euer Pfarrer Loh?

Pfr. Schneider: Aber Fritz.

Fritz Schneider (dem Kloos auf die Schulter klopfend): O, der Kloos versteht mich schon, sind ja alte Bekannte, der weiß, daß ich's nicht schlimm meine. Aber, offen gestanden, seitdem ich nun diesen Pfarrer Loh gestern auch noch habe predigen hören, ist mir ganz unverständlich, Kloos, wie Ihr Euch so was bieten lassen könnt.

Pfr. Schneider: Fritz, jetzt ist's aber genug.

Fritz Schneider: Ach was, wahr bleibt wahr, und wenn Dein Couleurgeist sich noch so sehr dagegen sträubt. Es ist einfach schauderhaft . . . Der Kloos schwatzt nicht aus der Schule, deshalb frag ich ihn. Es ist mir wirklich ein Rätsel.

Kloos (etwas verlegen zu Pfr. Schneider): Nix for ungut, Herr Parrer. Ich kenne ja de Fritz. He is als Bub schon e wink fix mi'm Maul gewese. (Zu Fritz): Ei siehst De, Fritz. E Preddigt dhut er ja, die is net schäh, awer e hot Geld. Wie sollte mir die Kirchesteuern un all die annern Steuern uffbringe, wann mer de Parrer Loh net hätte . .

Un so en reiche kriehn mer so leicht net widder. (Vater und Sohn sehn sich eine Weile stumm an.)

Fritz (laut lachend): Na, hört mal, Kloos, das is ja noch nicht dagewesen. Ihr bleibt doch immer die alten schlauen Bauern ... Da hört ich schon allerlei munkeln von Eurer großen Kirchlichkeit, die selbst den lieben Bruder Loh in brüderlicher Liebe geduldig trägt, und nun is das des Pudels Kern? (Etwas ironisch): Was sagst Du dazu, lieber Vater?

Pfr. Schneider (mit einer abwehrenden Handbewegung nach seinem Sohn hin): Kommt, Kloos! (Beide verschwinden nach dem Gemüsegarten zu.)

Fritz Schneider (einen Augenblick ganz verdutzt, dann lachend): Ja so, ja .. der gute Alte, das kann er nicht vertragen, wenn ich ihm die Couleur blamiere. (Aus der Thür des Anbaues drängen sich mehrere Pfarrer und Bauern.) Nanu? Was ist denn da los? Man meint ja fast, ein Anarchist sei im Begriff, drinnen seine Bombe zu werfen. Da muß ich doch mal näher zusehn. (Er geht auf die Herausdrängenden zu und spricht mit ihnen. Diese, Fritz Schneider schließt sich an, gehen in eifrigem Gespräch tiefer in den Blumengarten. Jakob Roth und Hermann Rink trennen sich von der Gruppe und treten in den Laubgang.)

Jakob Roth: No, has De Der'sch iwerlegt? Machst De mit?"

Hermann Rink: Nah!

Roth: Warum net?

Rink: 's is e schmutzig Geschäft.

Roth: E schmutzig Geschäft? E schmutzig Geschäft, wann mer'm Bauersch-mann helfe? Wann mer dene da owe 's Handwerk läge? E heilige Sache is es, sag ich Der, die Sache des Volks.

Rink: No, waaßt de, Du un heilige Sache .. Nix for ungut.

Roth: Wovon willst De denn de Winter lewe, he? Un iwer'sch Jahr, he? Un all die Jahr'n un immer so weiter. Gefällt Der des Lewe, he?

Rink: Mer muß sich eischränke. 's werd ahch widder besser wer'n; unser Herrgott lebt noch.

Roth: Biwelsprich kann mer net esse. Dadervo werst De net fett wer'n.

Rink: Wann mer sich nur so dorchschlägt ..

Roth: Un sich's Fell ganz iwer de Ohrn zieh läßt, gelle? Un verhungert, damit die da owe als noch mehr zu verzehrn hawe. Sei doch net so dumm!

Rink: Ich will awer von de Sozialdemokrate nix wisse. Wer an kein Gott glaubt, mit dem will ich naut ze duh hawe. Da härt's uff, da sag ich nah.

Roth: Bäh, sag's De, bäh, bäh, Du Schaflamm, statts daß De mer hilfst, daß 's annersch wird.

Rink (wendet sich unwillig ab und geht dem Blumengarten zu).

Roth (giftig): Wann kriech ich mei Geld, he? Ich hawe lang genunk gewart'.

Rink: Ich hätt Der'sch mitbracht, wenn ich gwußt hätt, daß der abgesetzte Kirchgemeindevertreter Roth heit hie wär.

Roth: Wo hos De das Geld her?

Rink: Das gitt Dich naut ah. Morge kann's De Dersch hole lasse. Alleweil sein mer ferdig mit 'nanner, ganz ferdig.

Roth (ballt wütend die Fäuste hinter dem weggehenden Rink her): Du Paffeknecht!

Karl Pfeiffer (schlendert näher, gähnend zu Roth): E' langweilig Geschäft, so e „Kirchegemeindeorgan" ze sei, wie der Parrer Schneider sagt. Dodrum hos De's wohl uffgesteckt, Roth?

Roth: Nah! Awer weil se all kei Herz hawe fir de geringe Leut un kein Mut. Nix als Angst vor de Regierung un de Jidde.

Pfeiffer (beifällig): Da hos De rächt. Wann's de Jidde nor endlich mal an de Hals ging, dene Schinner. Da wär'n ich gleich derbei.

Roth: Siehst De, das wußt ich, daß De Mut host, daß De net bist wie de annern . . Aich wißt schon, wie mer'n beikomme könnte.

Pfeiffer: Roth, wann De des waßt, nachher sein ich Dei Mann. (Die andern kommen wieder aus dem Blumengarten dem Haus näher. Pfr. Loh erscheint an der Thür des Anbaus, stark erhitzt und aufgeregt, ein silbernes Sträußchen im Knopfloch.)

Roth: Komm e wink bei Seit. (Die beiden gehen dem Gemüsegarten zu.)

Pfr. Loh: Aber ich bitte Sie, meine Herr'n, was soll denn die Baronin von uns denken? (Pfarrer Meckel tritt mit brennender langer Pfeife aus der Gruppe.)

Pfr. Meckel (hart und laut): Daß wir Bauern sind, Herr Amtsbruder, die mit Baronen nichts zu thun haben wollen.

Pfr. Loh (ängstlich): Aber ich bitte Sie, Herr Bruder, nicht so laut. Und was meinen Sie eigentlich? Es sind doch auch Menschen, die unsrer Hilfe bedürfen, die wir zu Werkzeugen unsres Gottes machen sollen.

Pfr. Meckel (mit verächtlicher Handbewegung): Machen Sie mit Ihrer Baronin, was Sie wollen. Ich bin zu Ihnen gekommen und habe keine Lust zu scherwenzeln und Süßholz zu raspeln mit dieser „Gnädigen". (Er wendet sich nach dem Blumengarten. Einige folgen ihm.)

Pfr. Loh (händeringend): Aber kommen Sie doch, kommen Sie doch mit. Es ist doch einfach unanständig, wenn ich Sie nicht vorstelle. (Er erblickt Fritz Schneider.) Lieber Herr Assessor, nicht wahr, Sie sind so gut, Sie thun mir den Gefallen, Sie kennen die gnädige Frau ja, Sie unterhalten die gnädige Frau nachher ein wenig, ich führe Ihnen die gnädige Frau zu, jetzt gleich, in ein paar Minuten. Sie

fragte schon nach Ihnen. (Wieder zu den anderen): Bitte, thun Sie mir den Gefallen, meine Herr'n. An meinem heutigen Ehrentage, ich bitte Sie. Was soll die gnädige Frau von uns denken. (Zögernd gehen die meisten wieder in den Anbau zurück. Der Rest wendet sich nach der Richtung hin, wo Pfr. Meckel verschwunden ist.)

Fritz Schneider (lacht laut): Nein, so was! Unglaublich! (Pfr. Meckel tritt wieder näher, heftig rauchend.) Genieren sich diese Menschen, die doch Pfarrer, das heißt doch gebildete Leute sind, sich einer Dame vorstellen zu lassen, weil diese eine Baronin ist. (Pfr. Meckel, der dies hört, ist mit einem Satz bei Fritz Schneider und packt ihn etwas unsanft an der Schulter.)

Pfr. Meckel: Nein, Herr Referendarius, wir genieren uns nicht vor Ihrer Baronin, sondern wir schämen uns, schämen uns vor uns selbst, wenn wir Schmarotzern und Nichtsthuern Bücklinge machen sollen und dadurch unsern Respekt bezeigen und Hochachtung, die nur dem Arbeiter gebührt.

Fritz Schneider: Aber ich bitte Sie, Herr Pfarrer, das ist doch maßlos übertrieben, Frau von Höhner arbeitet doch auch in ihrer Weise.

Pfr. Meckel (grimmig): Jawohl .. sie sieht zu, wie ihre Köchin kocht, ihre Schneiderin die Kleider macht, ihre Jungfer sie anzieht. O gewiß, das ist auch eine Arbeit, eine feine Arbeit, die ihren Mann nährt, ohne daß er auch nur eine Hand rührt. Ja, die noch ein Dutzend andere Menschen ernährt, ohne daß man selbst einen Finger krumm macht. (Immer heftiger): Aber, mein lieber Referendarius, sehn Sie, das nenn' ich arbeiten (er macht Bewegungen mit den Armen, als wollte er dreschen) und das (als wollte er Bäume fällen) und das (als wollte er säen) und schließlich, sehn Sie, das (schlägt sich heftig vor die Stirne), das nenn' ich arbeiten. Von den andern gilt wie von Ihrer Baronin: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen, wie Sankt Paulus sagt. Das ist mein Standpunkt.

Fritz Schneider (hat ihm belustigt zugesehen): Dann sind also alle andern Menschen nach Ihrer Ansicht unnütz und überflüssig.

Pfr. Meckel: Unzweifelhaft. . . Nichts als Dungmittel. Sie verstehn mich. Nur nicht so billig und reinlich und geruchlos als Chilisalpeter.

Fritz Schneider (lachend): Also schon mehr Guano!

Pfr. Meckel (befriedigt seine Pfeife wieder in den Mund steckend): So ist's.

Fritz Schneider: Na, ich kenne Sie ja, Herr Pfarrer, deshalb will ich's nicht weiter krumm nehmen. Aber das müssen Sie doch wenigstens zugeben, Frau von Höhner ist mildthätig wie wenige ihres Standes.

Pfr. Meckel: Jawohl, wenn's in die Zeitung kommt oder auf eine fromme Liste, die schon auf zehn Schritt nach Salböl riecht. O ich kenne das. Und dann, wissen Sie, man hat doch auch, wenn man von

Adel ist, sein königlich preußisches Christentum, dem man einige Loyalität schuldig ist. (Wütend): Wenn man sich so recht satt gegessen hat, dann gönnt man sich auch wohl einmal das billige Vergnügen, für ein paar Groschen ein guter Christ zu sein. Ein voller Magen macht ein weiches Herz. O . . .

Fritz Schneider: Ist das noch christlich, wie Sie in diesem Augenblick über einen ganzen Stand urteilen, den Sie vielleicht kaum kennen?

Pfr. Meckel (vor sich hin): Ich will sie mit Skorpionen züchtigen, diese Schlangenbrut. Ihr Wein ist Drachengift und wütiger Ottern Galle. Sie werden alt bei guten Tagen und erschrecken kaum einen Augenblick vor der Hölle, und doch müssen Sie zu schanden werden und geschweiget werden in der Hölle, samt den falschen Propheten, den Wölfen in Schafskleidern, deren Gott der Mammon ist.

Fritz Schneider: Ich verstehe Ihre mehr als deutliche Anspielung, Herr Pfarrer. . . Aber weshalb kommen Sie denn da überhaupt hierher?

Pfr. Meckel: O, ich muß es von Zeit zu Zeit mit diesen meinen Augen sehn, sonst ist es ja nicht zu glauben, wie der Herr sein Volk verlassen hat.

Fritz Schneider: Wollen Sie vielleicht wieder eine Broschüre schreiben?

Pfr. Meckel: So? die kennen Sie also auch schon?

Fritz Schneider: Wer kennt sie nicht, der mit einem Pfarrhaus in Verbindung steht. Übrigens, Sie haben sich da eine böse Suppe eingebrockt, scheint mir, Herr Pfarrer.

Pfr. Meckel: Der Herr ist unser Richter, der Herr ist unser Meister, der Herr ist unser König, der hilft uns. (Pfr. Loh ist mit der Baronin aus dem Anbau getreten. Er redet eifrig auf sie ein, so daß Pfr. Meckel aufmerksam wird. Mit einem verächtlichen Seitenblick nach Pfr. Loh geht er langsam und gemessen dem Gemüsegarten zu.)

Fritz Schneider (ruft ihm belustigt nach): Soll ich Sie nicht doch noch der gnädigen Frau vorstellen?

Pfr. Meckel (im Verschwinden trocken): Ich danke.

Pfr. Loh (eifrig in gehobenster Stimmung): Da finde ich Sie ja, mein lieber Herr Assessor. Hier, gnädige Frau, Ihr Schützling.

Baronin (spöttisch): Ich danke, Herr Pfarrer, werde das Kind in gute Hut nehmen.

Pfr. Loh (lacht ostentativ laut und beifällig über diesen „Witz". Dann): Unterhalten Sie die gnädige Frau gut, Herr Assessor. . Gnädige Frau gestatten, daß ich mich einen Augenblick meinen Brüdern widme. Gnädige Frau haben ja jetzt lieben Ersatz für mich.

Baronin (ungezogen): Allerdings. Lassen Sie sich ja nicht stören.

Pfr. Loh: Ich darf Sie nicht bitten, an unserm einfachen Abendbrot teil zu nehmen? Allerdings die Brüder, gnädige Frau wissen ja, sie sind meist vom Lande.

Baronin: O bitte, Herr Pfarrer, ich hatte auch nicht vor, bei Ihnen zu speisen.

Fritz Schneider (etwas ungeduldig): Wollen Sie nicht Platz nehmen? (Baronin setzt sich.)

Pfr. Loh: Ich danke Ihnen nochmals, daß Sie mir die Ehre erwiesen, mir und meiner Frau persönlich an unserem Ehrentage Glück zu wünschen.

Baronin: O bitte! (Impertinent): Übrigens — Sie? — Ihnen? Meinen Sie damit mich, Herr Pfarrer?

Pfr. Loh (sieht sie einen Augenblick ratlos an. Kläglich): Verzeihung, gnädige Frau, ich dachte, weil der Herr Assessor . . .

Baronin (ihn unterbrechend. Jetzt mit dem liebenswürdigsten Lächeln leicht schwäbelnd): Wissen's, Herr Pfarrer, das ist mir gleich. Ich denke, wir lassen's bei der alte, bewährte Methode.

Pfr. Loh (rot werdend, ihr verlegen die Hand küssend): Wie gnädige Frau befehlen. (Er verschwindet.)

Baronin (reißt mit einer humoristischen Handbewegung ein Blatt von der Laube und reibt sich mit gemachter Energie den Rücken der rechten Hand ab, so daß Fritz Schneider laut lachen muß): So. Jetzt sind wer'n los, den lieben Pfarrer Loh. Nehmet's Platz, Herr Refrendar.

Fritz Schneider (immer noch lachend): Aber, Sie treiben's doch zu arg mit ihm, gnädige Frau.

Baronin: Unser lieber Pfarrer Loh läßt sich eben alles gefallen. Was hab' ich den Mann schon geärgert. Nur damit er mal lebendig würde, aber nein, er bleibt immer derselbe Katzbuckel wie sie alle . . . außer Ihrem Herrn Papa. (Pfarrer Meckel geht vorüber.)

Fritz Schneider: Der da gewiß auch nicht.

Baronin: Wer ist das?

Fritz Schneider: Ein Original. Er soll grundsätzlich nur noch über die Propheten Ezechiel und Hosea und über die Offenbarung Johannis predigen. Ich halte ihn für einen Sozialdemokraten.

Baronin (schnell): Den will ich kennen lernen.

Fritz Schneider (ruft ihm nach): Herr Pfarrer. (Dieser hört nicht darauf.) Herr Pfarrer Meckel! (Er kommt mit langsamen Schritten näher, nimmt die Pfeife aus dem Mund, sieht die beiden durchdringend an, macht eine ironische, dabei doch etwas linkische Verbeugung und geht ruhig, langsam wieder dem Blumengarten zu.)

Baronin (vor Ärger errötend): Das ist ja ein impertinenter Mensch!

Fritz Schneider: Das ist er. Rücksichtslos ohnegleichen. Ein Draufgänger.

Baronin: Ja aber, es schien mir wenigstens so, der Mann kann doch nicht mehr ganz jung sein.

Fritz Schneider: Gewiß nicht. Ich taxiere ihn auf hoch in die Fünfzig.

Baronin (ärgerlich): Ein Unmensch.

Fritz Schneider (lächelnd): O nein. Schon mehr Übermensch.

Baronin: Spötteln Sie nur über Nietzsche. Er gefällt mir doch mit seinen neuen Werten.

Fritz Schneider: Bah! Was heißt denn das, neue Werte schaffen? Doch nur für ewig alte Werte neue Namen finden. Kann man damit der Welt einen neuen Tag schaffen? Um das zu meinen, muß man Fledermausaugen haben, denen es erst in der Dämmerung hell wird. (Sich selbst verspottend): Geben Sie acht, gnädige Frau, jetzt werd' ich pathetisch. Nur Sonnenlicht und Sonnenkraft kann Welten schaffen, und (suchend) viel verdienstlicher um eine neue Welt scheint mir der Mann zu sein, (suchend) der sich bemüht, statt neue Namen, den ewig alten Werten neues Recht zu schaffen. (Ostentativ aufatmend.) Gott sei Dank, die Jamben sind geraten.

Baronin: Der reine Schiller.

Fritz Schneider (etwas geärgert): Gott de Gerechter! fehlt noch, und jeder Antisemit würde für Rückfahrt nach Palästina stimmen. Pardon, gnädige Frau.

Baronin (sinnend, plötzlich): Übrigens, woher haben Sie diese Jambengedanken? Die kommen nicht aus Ihrem eignen Herzen. Dafür kenn' ich Sie doch zu gut.

Fritz Schneider: Sie haben recht. Von meinem Vater . . . und von meiner Braut.

Baronin (nagt an den Lippen. Kleine Pause. Während dessen kommt Pfarrer Meckel mit einem Stuhl und setzt sich ungeniert in die Nähe der beiden, große Dampfwolken aus seiner Pfeife blasend). Wann gedenken Sie zu heiraten, Herr Referendar?

Fritz Schneider (nicht ohne Befangenheit): Vielleicht nächstes Jahr, gnädige Frau . . . nach dem Assessorexamen . . wenn ich erst eine auskömmliche Rechtsanwaltspraxis habe.

Baronin (herzlich): Das freut mich. Da hab' ich Sie doch wenigstens noch den ganzen Sommer für mich. (Der Wind weht ihr eine Dampfwolke von Pfarrer Meckel gerade ins Gesicht. Entrüstet): Da haben wir ja Ihren Übermenschen.

Pfr. Loh (kommt aus dem Haus mit seinem Dienstmädchen): Was sagst Du? die Franz ist da? was will die denn? was stört die mich heute?

Dienstmädchen: Es scheint was passiert zu sein.

Pfr. Loh: Ach was! Was passiert zu sein. Ich will heute nicht gestört werden.

Dienstmädchen: Sie sagt, es sei dringend.

Pfr. Loh (wütend): Dann führ' sie hierher in den Garten. Aber sie soll schnell machen, ich hab' keine Zeit. Verstanden? (Er bemerkt Pfarrer Meckel.) Bitte, lieber Herr Amtsbruder, wollen Sie nicht mit hineinkommen? Meine Frau hat uns ein wenig Abendbrot zurecht gemacht. (Zur Baronin.) Verzeihung, gnädige Frau, aber ich konnte die Person nur hierher führen lassen. Meine Zimmer sind alle voll Gratulanten. (Er drängt den sich langsam erhebenden Pfarrer Meckel nach dem Anbau zu.)

Pfr. Meckel (im Fortgehn drohend zur Baronin): Wehe Euch, die Ihr lachet, denn Ihr werdet weinen und heulen. Wehe Euch, Ihr Reichen, über Euer Elend, das über Euch kommen wird.

Pfr. Loh (eifrig, ohne Verständnis für die Situation): So kommen Sie doch, Herr Bruder, unsere Pastetchen werden kalt. (Sie gehn ab.)

Baronin: Ihr Übermensch könnte mir wirklich fast das Schwäbeln verleiden.

Fritz Schneider: Sehn Sie! Das hat bis jetzt noch keiner gekonnt. (Das Dienstmädchen schiebt vom Gemüsegarten her eine heulende, sehr magere Gestalt in den Garten.)

Fritz Schneider: Aha, da haben wir das corpus delicti . . Wissen Sie auch, weshalb der liebe Pfarrer Loh sie hierher hat kommen lassen? Er konnte das schließlich doch gerade so gut in seinem Hausflur abmachen.

Baronin: Nun?

Fritz Schneider: Ich will's Ihnen sagen. Im Haus geniert er sich vor seinen Amtsbrüdern. Hier hofft er uns zwei Laien zugleich noch eine Probe seiner Kunst geben zu können. Poimenik nennen's, glaub' ich, die Theologen.

Pfr. Loh (kommt aus dem Anbau, auf beiden Backen kauend. Barsch): Na, was willst Du denn schon wieder! (Zur Baronin mit erhobener Stimme): Gnädige Frau, sehn Sie sich diese Person an, diese Kathrine Franz. Vor drei Monaten kam sie zu mir und bettelte. Es fehlte ihr am Nötigsten im Haushalt. Sie wollte nämlich heiraten. Ich gebe dem Ding, das kaum trocken hinter den Ohren ist, das ich eben erst eingesegnet habe, fünf Mark. Was glauben Sie? Zwei Straßen von hier wohnt sie, das liederliche Ding. Zur Trauung kommt sie gefahren, in einer Droschke aus der Stadt gefahren. Und wovon hast Du die Droschke bezahlt, Du liederliches Ding, willst Du gleich Antwort geben? (Jakob Roth, Karl Pfeiffer, Fritz Windolf kommen vom Blumengarten her und sehn die Scene mit an.)

Kath. Franz (schluchzend): Von de fünf Mark.

Pfr. Loh (sprudelnd): Da soll man sich nun nicht ärgern ... Jawohl, zwei Straßen weit wohnt sie, und zwei Monate darauf hab ich schon ihren ersten Sprößling getauft; Du liederliche Person. Was willst Du denn nun schon wieder?

Kath. Franz (immer noch schluchzend): Es is gestorbe ..'s is dot. O Gott, o Gott! Un so still un feierlich liets do, als wollt's grad nach seiner Mama rufe. O Gott, o Gott!

Pfr. Loh (etwas betroffen): Was ist gestorben! was meinst Du!

Kath. Franz (die Schürze vor die Augen schlagend): Mei Heinrich! Mei alles! (Reißt die Schürze wieder herunter, wirft die Arme in die Höhe): O Du barmherziger Gott. Mei Heinrich!

Pfr. Loh (dumm): Was?

Kath. Franz (schreiend): Mei Kind, Herr Parrer, mei Heinrich! der Sprößling.

Pfr. Loh (verlegen): So ... hm .. so .. das ist ja in der That eine schwere Heimsuchung Gottes; (findet allmählich den gesalbten Ton wieder); ja, wer aufs Fleisch säet, wird vom Fleisch das Verderben ernten. Ja, Kathrine, der Sünde Sold ist der Tod. Weißt Du noch, wo das steht: Sankt Paulus schreibt's in seinem Brief an die Römer im 6. Kapitel, Vers 23. So werden die Sünden der Väter heimgesucht an den Kindern schon im ersten Glied ... Siehe, der Herr ruft Dich. Heute, so Du seine Stimme hörest, verstocke Dein Herz nicht, bedenke, was zu Deinem Frieden dient und eile, daß Du Deine Seele errettest.

Kath. Franz (wimmernd): Ach, Herr Parrer, Herr Parrer, helfe Se mer, schenke Se mer was. Nur das eine einzige Mal noch. Der Schreiner will mer kein Sarg mache, ohne daß ersch Geld in der Hand hätt'.

Pfr. Loh: So? also deshalb kommst Du? deshalb seh ich Dich mal wieder? Das muß ich sagen! Wer bürgt mir denn dafür, daß Du mich nicht wieder betrügst? Daß Du nicht wieder Droschke fährst für mein Geld? Erst bessere Dich, sag ich Dir, erst geh in Dich, sag ich Dir.

Baronin (ist zornig aufgesprungen): Kommen Sie, Frau, hier haben Sie Geld und jetzt geht und kauft Euch einen ordentlichen Sarg für Euer Kind. (Katharina Franz küßt ihr die Hand und schlägt wieder die Schürze vors Gesicht.) Schämen sollten Sie sich, Herr Pfarrer, in die Seele hinein schämen. (Sie hält mühsam an sich.) Ich will lieber schweigen, ich will nichts weiter sagen, sonst .. wahrhaftig .. sonst .. jeder Geistliche .. (Sie geht der den Garten verlassenden Franz nach. Fritz Schneider ist ebenfalls aufgestanden und redet auf die Baronin ein. Pfarrer Loh trippelt aufgeregt um die Baronin herum, durch viele Gestikulationen ihr sein Bedauern, seine Trostlosigkeit, seine Verzweiflung über diese „Scene" ausdrückend. Sie verlieren sich nach dem Gemüsegarten zu. Jakob Roth, Karl Pfeiffer, Fritz Windolf treten vor.)

Pfeiffer: Fui Deibel! So'n Kerl!

Roth: Habt Ersch alleweil geseh, wie se's treiwe, die Reiche? Un des will noch en Christ sei, en Parrer. Wie wern's da erscht die annern treiwe.

Pfeiffer: No, die Baronin.

Roth: Gehe mer mit Dei'r Baronin. Die will sich nur de Fritz Schneider angele mit so was. Die un Gefihl firs Volk? So viel, siehst Du, wie wenn mer'm Ochs ins Horn petzt. Das kenn ich. Un erst die Gottlose un die Jidde . .

Pfeiffer: Die Luder! Na wahrt, mer kriehn Eich doch noch, Ihr Blutsauger.

Roth: Schä schwätze, das känne se all, awer ebbes duh, ebbes duh? Da seht Ersch jo. Noch kei Mark gebe se, noch kein Penning habe se iwrig fir de ahme Mann, noch kein Penning, daß er ahstännig unner de Erd kommt. Is das fromm? He, Windolf?

Windolf (düster): Die Gottlosen werden fallen durch ihr gottloses Wesen. (Blickt in die Richtung, in der Pfarrer Loh verschwunden ist.) O Ihr Götzenhirten, die die Herde lassen. Das Schwert komme auf ihren Arm un auf ihr rechtes Auge. Ihr Arm misse verderwen un ihr rechtes Auge dunkel werden.

Roth (lauernd): Un seins nit all Götzenhirten?

Pfeiffer (schnell): Der Parrer Schneider . .

Roth: No ja, dem ka' mer net viel nachsage. Awer die annern!

Windolf: Der Herr hat gesagt: un ich will Eich Hirten gewen nach meinem Herzen, die Eich weiden sollen nach meinem Herzen. Der Parrer Meckel.

Roth (ärgerlich): No ja ... 's stitt awer ahch in der Biwel: Was is das unner so viele, he?

Windolf: Un doch hat der Herr mit dem Wenig fünftausend gespeist.

Roth: No, waaßt De ... No ja .. Awer alleweil hannelt sich's net um ahmol Vesperbrot, sonnern um des Leibes Nahrung un Notdurft firs ganze Lewe un fir Millione, fir viel Millione Mensche, sag ich Der.

Pfeiffer: Revelition müsse mer mache. Ehnder werd's doch net besser. Dem Rotschild un all dene annern ihr Gold un Silwer muß verdeilt wer'n.

Windolf: Sammelt Eich nicht Schätze, die die Motten un der Rost fressen.

Pfeiffer (lachend): Die kriehn se schon net ze fresse, wenn ich se nur erscht hawe, da verlaß Dich druff.

Roth: Schwätze könnt Er, Ihr Fromme. Sonst is mit Eich ahch nix los. Adjes! (Er geht mit Pfeiffer ab.)

Windolf (hinter ihnen her): Ich werde ihre Sinden wohl heimsuchen, wenn meine Zeit kommt, heimzusuchen, spricht der Herr. (Er geht ebenfalls fort, weil er Fritz Schneider und die Baronin kommen sieht.)

Fritz Schneider: Ich bitte Sie, Sie verachten doch sonst das Volk.

Baronin: Sie haben ja recht. Aber diese empörende Herzlosigkeit! Diese Ungerechtigkeit! Das kann ich nicht vertragen. Gewiß, ja ich hasse dies Volk, diese feige Menge, die sich jahraus, jahrein mit Füßen treten läßt, ohne einen Laut von sich zu geben. Die keinen Funken Ehrgefühl besitzt. Es reizt mich täglich, es zu treten, wo ich nur kann, ob's nicht endlich einmal Feuer fängt. Aber nein: Immer dieselbe feige Masse. Und doch (macht eine Faust hinter dem verschwundenen Pfarrer Loh her), diesen.. diesen Priestchter haß' ich noch mehr.

Fritz Schneider: Gott sei Dank! Sie schwäbeln wieder, dann sind Sie auf dem Weg der Besserung. (Er setzt sich neben die Baronin, die trotz allem in einer nicht unkoketten Pose sich niedergelassen hat.)

Baronin: Ich könnte diesen Loh, diesen Priestchter hauen.

Fritz Schneider (geschäftig, um sie auf andere Gedanken zu bringen): Die letzten Zuckungen der blonden Bestie in Ihnen, die da revoltiert gegen die dressierte Zahmheit unseres europäischen Herdentiertums.

Baronin: Ich bitte Sie, stabreimeln, Felix Dahneln Sie nicht.

Fritz Schneider (in derselben Weise fortfahrend): Geschah unbewußt, und Unbewußtheit liegt jenseits von Gut und Bösen. Ich bedarf also nicht einmal besonderer Verzeihung Ihrerseits wegen meiner Plattheit.

Baronin: Mit der Sie mich schnellstens von meiner ganz unmodernen Erregung kurieren. Und doch! Ich bin stolz auf dies letzte Stück blonde Bestie in mir, das Laster würden es wohl Ihre charaktervollen Landpfarrer nennen, das sich aufbäumt gegen die Herdeninstinkte unsrer blutlosen Moral.

Fritz Schneider (immer in demselben Ton): Und doch ist grade das Herdentier, oder wenden wir's einmal auf das wirkliche Tier an, also das Haustier, das lasterhafteste von allen Tieren. Dürfte da nicht vielleicht auch die Lasterhaftigkeit, mit der so manche glauben ihr Übermenschentum beweisen zu können, grade ein Zeichen Ihres Herdensinnes sein?

Baronin (spöttelnd): O, Sie Übermensch!

Fritz Schneider: Spötteln Sie nur! (Sieht sie einen Augenblick prüfend an.) Übrigens, um nochmals auf besagten Priestchter zu kommen, daß Sie wieder umgänglicher werden ihm gegenüber, um mich möglichst höflich auszudrücken.

Baronin: Ich höre.

Fritz Schneider: Ist er denn nicht eigentlich zu beneiden in seinem Parasitenglück? Er hat sich eine reiche Frau genommen, sitzt auf einer fetten Pfründe und schmarotzt sich so durchs Leben.

Baronin: Fahren Sie fort, Sie advocatus diaboli.

Fritz Schneider: Rückbildung sämtlicher Organe tritt ein, nur der Leib ...

Baronin (lachend): Der Bauch, wollen Sie sagen.

Fritz Schneider: Na ja, verzeihen Sie das harte Wort, nur der Bauch wächst. Gnädige Frau, ist's nun nicht in der That das höchste Glück, möglichst wenig Bedürfnisse zu haben? und giebt's geringere Bedürfnisse als Essen und Trinken? Ist dieser Prieschter also nicht dem wahren Glück, von dem der Weise spricht, der Bedürfnislosigkeit, am nächsten von uns allen? Er also der wahrhaft Weise, dem man mit Hochachtung begegnen muß? Einzig erstrebenswertes Vorbild, höchstes Ideal?

Baronin: Höre Sie auf, Sie Baalspriester. So heißen sie doch, deren Gott der Bauch ist?

Fritz Schneider: Ich beuge mich Ihrer Weisheit.

Baronin: Das war wenig geischtreich.

Fritz Schneider: Offen gestanden, nach diesem schwierigen Exkurs, mein Spiritus is hin.

Baronin: Dann ischt's ahn der Zeit, daß mersch Phlegma füttere. (Sie sucht unwillkürlich in der Luft nach der elektrischen Schelle. Belustigt): Wahrhaftig, ich hatte ganz vergessen, ich dachte, wir wären bei uns.

Fritz Schneider (verbeugt sich mit der Feierlichkeit und gemachten Grazie eines Taschenspielers): Der Zweck ist erreicht, gnädige Frau sind jenseits der Alteration.

Baronin (reicht ihm die Hand): Ich danke Ihnen. Jetzt versteh ich Ihren Schulmeisterton. (Steht auf.) Gehn Sie mit? Kommen Sie, wir plaudern noch ein wenig bei mir weiter. Bitte! Bitte!

Fritz Schneider: Gern, gnädige Frau.

Baronin (nimmt seinen Arm): Dann wollen wir uns drinnen empfehlen. (Sie gehn dem Anbau zu, aus dem man laute Stimmen hört.) Das verstehe ich aber doch nicht, daß so ein ernster Mann wie Ihr Herr Vater und alle die andern Herr'n diesem Pfarrer Loh einen ganzen Nachmittag opfern können.

Fritz Schneider: Couleurgeist, gnädige Frau. Nichts als Couleurgeist. (Sie verschwinden in dem Anbau. Kaum ist die Thür hinter ihnen zu, so drängen sich schon wieder die Gestalten eiligst heraus. Jetzt die meisten mit Champagnergläsern in den Händen.)

Schulinspektor Weber (in gehobener Weinstimmung): Kommen Sie, kommen Sie in diesen Laubgang. (Die meisten folgen ihm. Er ruft laut nach dem Hause zu): Lieber Franz, komm doch. (Er sieht das erstaunte Gesicht von Pfarrer Schneider, der ohne Glas näher getreten ist.) Sie wundern sich, Herr Bruder? Was? Ja, ich habe eben mit dem lieben Franz Brüderschaft

getrunken. O, es ist ein zu lieber Mensch, eine Seele von Mensch, unser lieber Loh, nicht wahr, meine Freunde? (Er drückt innig das halbgefüllte Sektglas an die Brust.) Und nun habe ich noch einen Wunsch, einen letzten Wunsch, einen Wunsch, wie es sich gebührt, bevor wir ausbrechen. (Pfarrer Loh tritt aus dem Haus.) Komm, lieber Franz. (Mit lächerlicher Wichtigthuerei): Kommt alle, lieben Freunde, hören Sie.

Pfr. Loh (schüttelt ihm die Hand): Nun, womit willst Du uns wieder erfreuen, lieber Ernst?

Schulinspektor Weber: Wir wollen unserm Gott danken. Was? Danken für die schönen Stunden, die wir heute haben erleben dürfen; danken durch gemeinsamen Gesang. Und deshalb schlage ich vor, wir sammeln uns um Dein Harmonium, lieber Franz, und singen zum Schluß ...

Pfr. Meckel (sarkastisch): unsrer Andacht.

Schulinsp. Weber: Nein, Herr Pfarrer. Zum Schlusse unseres schönen Zusammenseins will ich sagen: Nun danket alle Gott.

Pfr. Meckel: Mit dem Champagnerglas in der Hand.

Schulinsp. Weber (ohne den Hohn zu merken): Das stellen wir vorher drinnen auf Deinen Eßtisch, lieber Franz.

Pfr. Schneider: Ich meine aber doch auch, so ganz passend ist das nicht. Was soll die Gemeinde dazu sagen? Was soll hier der Kirchenvorstand davon denken? Nein, lieber Herr Schulinspektor, in diesem Fall kann ich nicht mit Ihnen übereinstimmen. Das ist denn doch nicht der geeignete Augenblick und die geeignete Stimmung dazu.

Schulinsp. Weber: Was? Was wollen Sie damit sagen? Ist es nicht unser gutes Recht, ja gradezu unsre Pflicht in unsrer Zeit, so zu schließen. (Zu Jost Kloos): Was sagen Sie dazu, Kirchenvorsteher? (Dieser dreht verlegen sein Glas zwischen den Fingern.) Was meinst Du, Franz?

Pfr. Loh (auch etwas verlegen): Wie Du meinst, lieber Ernst.

Schulinsp. Weber: Kommen Sie! (Pathetisch): Gebt unserm Gott die Ehre. (Die meisten folgen. Den Pfarrern sieht man das Unbehagliche der Situation am Gesicht an. Auf den Gesichtern der meisten Kirchenvorsteher liegt ein spöttisches Schmunzeln. Einige Pfarrer bleiben zurück, auch Pfarrer Meckel und Pfarrer Schneider.)

Junger Pfarrer: Nie wieder komm ich hierher. Da hört sich doch alles auf. Wir wollen gehn. Solche Roheit, ja Frivolität! in dieser Verfassung. (Er eilt entrüstet mit den andern, außer Pfarrer Schneider und Pfarrer Meckel, weg.)

Pfr. Meckel (dreht aufgeregt an seiner Pfeifenquaste): Was sagen Sie nun, Herr Bruder?

Pfr. Schneider: Gewiß, es ist unpassend, und wir wollen jetzt noch versuchen, sie davon abzubringen. Loh blamiert sich unsterblich vor seinem Kirchenvorstand. Kommen Sie mit?

Pfr. Meckel (scharf): Nein! (Pfarrer Schneider eilt ins Haus. Pfarrer Meckel geht unruhig auf und ab.) Ihr Schlangen, Ihr Otterngezücht! Wie wollt Ihr der höllischen Verdammnis entrinnen? Wehe denen, so Helden sind, Wein zu saufen, und Krieger in Völlerei. Wehe denen, die des Morgens frühe auf sind, des Saufens sich zu befleißigen, und sitzen bis in die Nacht, daß sie der Wein erhitzet. Beide, Priester und Propheten, sind toll von starken Getränken, sie sind im Wein ersoffen. Ihre Tische sind voll Speiens und Unflats an allen Orten.

Pfr. Schneider (kommt achselzuckend zurück): Ich richte nichts aus, er treibt's nur schlimmer, wenn ich dazwischen rede. Sie sind voll süßen Weins. (Man hört das Harmonium präludieren.)

Pfr. Meckel: Pfui!

Pfr. Schneider: Wir haben alle unsre Fehler. Urteilen Sie nicht zu hart.

Pfr. Meckel: Das ist schamlos! Das ist lasterhaft!

Pfr. Schneider (ernst): Sie haben auch Ihr Laster, lieber Meckel.

Pfr. Meckel (sieht ihn fragend an. Pfarrer Schneider deutet stumm auf dessen Pfeife. Die Töne des Harmoniums werden lauter.) So? . . Sehn Sie. (Er dreht die Pfeife langsam auseinander und wirft das eine Stück nach rechts weit von sich.) Da! . . (Wirft das andere Stück nach links.) Da! . . das war das letzte Mal, daß Sie mich rauchen gesehn haben. (Er spuckt aus.) Pfui Teufel! (Er verläßt mit langen Schritten den Garten. Pfarrer Schneider geht langsam hinter ihm her und schüttelt traurig den Kopf. Man hört die Melodie: Nun danket alle Gott.)

Ende des ersten Aktes.

2. Akt.

Vier Wochen später.

(Wohnzimmer im Hause von Pfarrer Schneider. Alles primitiv und etwas nüchtern. An der Rückwand zwischen den beiden Fenstern, die auf die Straße gehn, steht ein altmodisches, hochbeiniges Sofa, mit schwarzem Damast überzogen. Davor ein runder Tisch mit einigen gepolsterten Stühlen. Diese in derselben Art wie das Sofa. An dem einen Fenster ein paar Blumen, davor ein Blumentischchen. Links ein altmodisches Tafelklavier. An den Wänden größere und kleinere Photographien und einige eingerahmte Zeichnungen. Rechts in der Ecke ein kleiner zierlicher Nähtisch modernerer Ausführung, der nicht recht zu dem Übrigen paßt.)

Grete (öffnet dem Jost Kloos und der Kathrine Franz die Thür vom Flur her): Einen Augenblick, Herr Kloos. Setzen Sie sich, mein Schwiegervater wird gleich kommen. (Die beiden bleiben steif an der Thür stehn.)

Kath. Franz: Ich fürcht mich so, Kloos. Ich kenn en garnet. Wann's mer widder so geht wie vor vier Woche beim Pfarrer Loh. (Sie schüttelt sich.)

Kloos (bedächtig): Nur kei Bang. Der Parrer Schneider duht der nix. Der hilft der, wenn er nur kann.

Kath. Franz (weinend): Daß er das gedah hat! Daß er das gedah hat! O Gott, o Gott!

Kloos: Siehst De. Das kemmt dervo. Warum dut Er Euch zamme, wann Er kaum lahfe könnt. Awer nadierlich. Ihr Weibsleut. Ehnder hatt Er kei Ruh, bis Er en Mannskerl am Bennel habt. Un nachher giebt's Unglicker. Nadierlich. Und dann werd geheult.

Kath. Franz: Ins Wasser gehn ich. So e Schaun'! . . Un die reiche Bauern hie, wie se mich ahgeglotzt hawe. . . Als wenn de Vadder kei Recht hätt', hie ze wohne. Un he is doch aus 'm Ort. Ins Wasser gehn ich!

Kloos: Als langsam mit de ahme Leut. Mach' de Gäul nit scheu. 's werd nix so heiß gesse, als 's kocht wird. Mir sein ahch noch do.

Kath. Franz: Die schlechte Kerle! Die Luder! Verfiert habe se'n. Wie haw ich en gebitt, he sollt daheim bleiwe. Awer seit de Heinrich dot is, gab's kei Halde mehr. Ach Gott! ach Gott!

Pfr. Schneider (hat im Eintreten noch die letzten Worte gehört): Was giebt's denn?

Kloos: Nix for ungut, Herr Parrer, daß mer Ihne die Umständ mache. Awer hie die Franz, die hat e Bitt an Sie, un weil se Sie noch nit kennt, bin ich mit er gange.

Pfr. Schneider: Was willst Du denn, Kind?

Kath. Franz: Mei Mann . .

Pfr. Schneider (entsetzt): Was, Du bist verheiratet? Wie alt bist Du denn?

Kath. Franz: Siebenzeh.

Pfr. Schneider: Nein! . . Nein! . . Was ist denn mit Deinem Mann?

Kath. Franz (fängt wieder zu weinen an): He ist mer dorchgange. Es wär ein Sklavenjoch die Ehe, hot er gesagt. Un dann immer ebbes von Recht auf Liebe un freies Menschentum, was ich net verstanne hawe.

Pfr. Schneider: Ach so. Ich versteh schon.

Kath. Franz: Dumm Geschwätz war's. He wollt nur mit der Emilie fortlafe. Das is es. Un die Rote hawe 'n so lang bearweit, bis er mit mei'm Sparkassebuch uff und dervon is. He soll sich mit sei'r Emilie uff alle Kirmesse rumtreibe.

Pfr. Schneider: Wer ist denn das, diese Emilie?

Kath. Franz (wütend): E S . . . (besinnt sich): E liederliche Kellnerin.

Pfr. Schneider: Und da weißt Du nun nicht, was Du anfangen sollst?

Kloos (da die Kath. Franz wieder zu weinen anfängt): Ihr Vadder hat ahch nix zu reiße un zu beiße; un hie is er heimatsberechtigt. Da dachte mer, he sollt mit der Kathrin widder hieher zerick.

Pfr. Schneider: Weshalb ist er denn von hier weggegangen? Das muß wohl schon lang her sein? Wie heißt er denn?

Kloos: Johannes Weck schreibt er sich.

Pfr. Schneider: Den kenn ich gar nicht. Das muß schon lang her sein, daß der hier gelebt hat.

Kloos (etwas verlegen): O doch nit, Herr Parrer. Nur, wisse Se, es is einer von de Neue, en Ungläubiger, die nix mehr von eme Herrgott wisse wolle, die sage, alles sei Nadur.

Pfr. Schneider: So, so! . . Was treibt er denn für ein Geschäft?

Kath. Franz (die sich wieder erholt hat): He is Strohdachdecker.

Pfr. Schneider: Ja, mein Gott, was thut er denn da in einer Vorstadt?

Kath. Franz: Der Otto, was mei Mann is, hat's so gewollt. Mer wollte all zusamme verdiene. Der Vadder un ich, mir sollte Draht flechte fir de Kommerzienrat, der die groß Fabrik hat. De Otto wollt drauße schaffe. Nu is des ahch nix mehr... Da will he widder zerick un sich mit de Strohdeckerei e wink verdiene.

Pfr. Schneider: Das wird aber auch wenig werden, fürcht' ich, bei den schlechten Zeiten. Neue Dächer dürfen ja überhaupt nicht mehr mit Stroh gedeckt werden. Das bißchen Flickarbeit wird nicht viel einbringen.

Kath. Franz (jammernd): Awer, mer misse doch lewe. Un e neu Geschäft kann er nit mehr lerne, daderzu is er zu alt.

Pfr. Schneider: Weshalb ist er denn nicht wenigstens selbst mitgekommen? Daß ihm meine Thür offen steht, wenn er Not leidet, er mag Atheist oder sonst was sein, das weiß doch jedermann in unsrer Gegend.

Kloos (da Kath. Franz schweigt, etwas leiser sprechend, wie um sich möglichst schonend auszudrücken): He is schwach, sehr schwach, Herr Parrer. He hot lang nix ordentliches gesse.

Pfr. Schneider: Warum seid Ihr denn da nicht längst zu Herrn Pfarrer Loh gegangen? Der hätte doch gewiß übers schlimmste hinweggeholfen?

Kath. Franz (verächtlich): Bei den? . .

Kloos: Siehst De, Kathrine, was ich Der gleich gesagt hawe. Awer se wollt nit, se wollt pardu nit.

Pfr. Schneider: Wart Ihr schon bei unserm Bürgermeister? (Kath. Franz nickt bestätigend.)

Kloos: Er will nix davon wisse, Herr Parrer. He is witend worn. Lumpezeig hätte se schon genunk hie, hat er gemeint, Bettelvolk, das der Gemeinde uff'm Säckel lieht.

Pfr. Schneider: Dacht ich's doch. Das wird einen harten Kampf geben. Die Gemeinde hat schon so viel Arme, und nun grad' in diesem Jahr.

Kath. Franz: Dann gehe ich ins Wasser.

Pfr. Schneider: Das läßt Du bleiben. Du wirst doch Deinen alten Vater nicht im Stich lassen? So'n junges Ding wie Du. Schämen sollst Du Dich, daß Du so etwas denkst. . . Und Dein Mann wird sich auch schon wieder einfinden, das kenn' ich.

Kath. Franz: Von de Mannsleut will ich nix mehr wisse. Ich hab genug dervo.

Pfr. Schneider: Aber Ihr seid doch getraut, habt Euch Treue gelobt, und daß Ihr einander in Geduld tragen wollt?

Kloos (humoristisch): Was kimmern sich de junge Leut um so was, Herr Parrer. Heutzetag sein se wie die Spatze.

Kath. Franz (voll Wut): Un wann er e Kind von der bekommt, mach ich em auch . . .

Pfr. Schneider (ohrfeigt sie rechts und links): Schäm' Dich was. Prügel verdienst Du, aber nicht, daß man Dir hilft. Verstehst Du mich. (Kath. Franz ist einen Augenblick starr, dann fängt sie zu weinen an, wie kleine Kinder thun.)

Kloos: Das war recht. So gehört sich's, Herr Parrer. (Er giebt ihr einen Puff in den Rücken.) So e liederliches Mensch!

Pfr. Schneider (hastig): Laßt nur, Kloos. Es ist mir leid. Es fuhr mir so aus dem Handgelenk. Das Ding weiß ja selbst nicht, was es spricht... Jedenfalls will ich thun, was in meinen Kräften steht. Hörst Du? Herkommen könnt Ihr. Und schick mir Deinen Vater, der kann zuerst mal meine Stalldächer ausbessern. Dann wird sich schon weitere Arbeit finden. Nur nicht den Mut verlieren! (Er reicht ihr die Hand.) Jetzt wollen wir wieder gute Freunde sein, und beide das von vorhin vergessen. Es thut mir herzlich leid. (Er sieht den Kloos auch bittend an. Dieser macht eine beschwichtigende Armbewegung, drückt Pfarrer Schneider die Hand und geht mit Kathrine Franz, die ebenfalls, wenn auch etwas schüchtern, dem Pfarrer die Hand reicht, aus dem Zimmer. Im Hinausgehen stoßen sie auf Pfarrer Loh, der ein sehr erstauntes Gesicht macht, als er die Kathrine Franz erkennt.)

Pfr. Loh: Guten Tag, Herr Bruder. Was wollte denn die bei Ihnen? Hüten Sie sich vor der. Das ist eine geriebene, die hat's hinter den Ohren.

Pfr. Schneider: Aber sie ist sehr bedürftig. Ihr Mann ist ihr durchgegangen.

Pfr. Loh: Was? Und davon weiß ich nichts? Sie gehört doch zu meiner Gemeinde. O, die undankbare Person! Weshalb wendet sie sich nicht

zuerst an mich? Entschuldigen Sie, Herr Bruder, aber ich bin doch der nächste dazu.

Pfr. Schneider: Sie haben sie kürzlich einmal gekränkt. Das hat sie nicht vergessen.

Pfr. Loh: Ich? Die? Daß ich nicht wüßte. Oder ... wahrhaftig. Nein, so ein empfindliches Ding. Wegen damals wohl, als ihr Kind starb? .. So? Da will die sich aufspielen, da will die sich auf die Gekränkte herausspielen.

Pfr. Schneider: Frau von Höhner hat mir die Sache kürzlich erzählt. Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Kollege, aber da waren Sie entschieden im Unrecht.

Pfr. Loh: Ja, ja, das hab ich mir ja auch selbst gesagt. Deshalb hab ich ihr auch sofort Geld geschickt. Und wissen Sie, was das freche Ding gethan hat? Sie hat mir's zurückgeschickt, mir, ihrem Seelsorger. Das ist doch zu arg. Ich sollte meinen, die könnte froh sein, wenn ihr überhaupt jemand hilft. Wenn jemand so empfindlich sein will, dem's so geht.

Pfr. Schneider: Ja, wir vergessen nur zu leicht, daß auch diese Ärmsten Menschen sind wie wir, und daß sie so zart empfinden können wie wir.

Pfr. Loh: Aber ich bitte Sie, Herr Bruder, ich kann sie doch nicht um Verzeihung bitten. Ich, ihr Pfarrer. Das würde ja mein ganzes Ansehn untergraben. Das darf ich doch nicht thun, schon um meines Amtes willen.

Pfr. Schneider: Da bin ich ganz andrer Meinung. Wenn ich jemandem z. B. eine Ohrfeige gebe, so thue ich das doch nicht kraft meines Amtes, sondern weil ich ein schwacher Mensch bin, den der Zorn übermannt hat; und dann ist es meine Pflicht als Mensch, einerlei, ob ich der Großmogul bin oder sonst was, dem Menschen mein Unrecht abzubitten.

Pfr. Loh (erregt): Man hat mich bei Ihnen verleumdet, schändlich verleumdet! Ich der Kathrine Franz eine Ohrfeige gegeben? Ich, ein Diener Jesu Christi, der gesagt hat: So dir jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar? Solche Verleumdung!

Pfr. Schneider (lächelt dünn): Es war nicht wörtlich gemeint, lieber Herr Kollege. Es giebt ja auch nicht nur physische, sondern auch moralische Ohrfeigen, die oft weher thun als die ersteren. ... Übrigens, Sie haben etwas Besonderes auf dem Herzen, ich seh's Ihnen an?

Pfr. Loh: Jawohl, Sie haben recht. Ich muß auch etwas thun in meiner Gemeinde wie Sie. So geht's nicht weiter. Ich will auch einen Darlehnskassenverein gründen nach Neuwieder Muster wie Sie.

Pfr. Schneider (ist einen Augenblick starr): Aber, lieber Kollege, Sie haben ja meist Fabrikbevölkerung, was wollen Sie da mit einem Raiffeisenverein!

Pfr. Loh: Aber ich weiß keinen andern Ausweg. Es bleibt mir nichts andres übrig. Die Sozialdemokraten nehmen mir die guten Elemente, und die Juden ruinieren mir die leichtsinnigen. Es ist zum Verzweifeln! Ich habe schon diesbezüglich an Königliches Konsistorium berichtet und um Rat gebeten, aber nur die Antwort erhalten, ich solle nur recht mit Fleiß und Liebe meines Amtes warten. Einfach eine Beleidigung. Nein, ich muß auch so einen Verein haben. Das wird, das muß helfen gegen die Sozialdemokraten und gegen die Juden.

Pfr. Schneider: Gegen die Juden, sagen Sie? O gewiß, das kann helfen. Wir haben jetzt hier nur noch einen von der Rasse. Aber wissen Sie, Sie haben einen Christen in Ihrer Gemeinde, der ist schlimmer als zehn Juden.

Pfr. Loh: Das wäre?

Pfr. Schneider: Ihr Kommerzienrat mit der Drahtfabrik. Ein Halsabschneider wie er im Buche steht.

Pfr. Loh: O . . o . . o! Fast mein einziger, mein bester Kirchgänger, der morgens und mittags zu mir in die Kirche kommt.

Pfr. Schneider: Und wissen Sie auch weshalb? Das sind für ihn die einzigen Stunden, wo er ungestört denken kann. Zu Hause und Werktags hat er keine Zeit dazu. Und wissen Sie, was der unter denken versteht? (Macht eine Halsabschneidebewegung.) Das, sehn Sie. Wie er alle Welt noch besser ausbeuten kann.

Pfr. Loh: Nein, nein, das ist nicht denkbar. Woher wollen Sie das wissen?

Pfr. Schneider: Dazu muß man sich eben zum „Volk“ herablassen. Seinen kleinen Beamten erzählt er das selbst mit cynischster Offenherzigkeit und macht sich über sein Kirchgehn lustig.

Pfr. Loh: Das kann nicht sein. Nie und nimmer! Er hat doch auch erst einen Orden bekommen für seine Verdienste um die hiesige Gegend.

Pfr. Schneider (bitter): Ein schönes Verdienst, die Landbevölkerung zu proletarisieren. Das ist ja das Haarsträubende, daß solch ein Mensch auch noch einen Orden bekommt. Das ist Wasser auf die Mühle der Sozialdemokratie. Die lachen sich ins Fäustchen, denn so was bringt die Regierung in Mißkredit, wenn sie auch noch so unschuldig ist. Und in diesem Falle ist sie's auch, da liegt die Schuld an der Zwischenbehörde. Wenn freilich der betreffende Herr dreiviertel Jahr auf der Jagd liegt und nur Interesse für Hunde und Gäule hat, ist's kein Wunder. O, mit Blindheit ist alles geschlagen.

Pfr. Loh (empört): Das glaube ich einfach nicht. Dafür müßte ich denn doch sichere Beweise haben. Das trau' ich dem Kommerzienrat nicht zu.

Pfr. Schneider: Daran soll's zur rechten Zeit auch nicht fehlen. (Er legt ihm die Hand auf die Schulter.) Und nun will ich Ihnen einen guten Rat geben, den besten, den ich augenblicklich für Sie habe. Nächstens ist wieder Reichstagswahl. Ich weiß, der Kommerzienrat will sich um ein Mandat bewerben. Seit dem Orden ist er auch noch ehrgeizig geworden. Nun rate ich Ihnen, treten Sie offen bei jeder Gelegenheit gegen diesen Kandidaten auf. Wo Sie nur können, das wird Ihnen in Ihrer Gemeinde mehr Vertrauen schaffen als zehn Darlehuskassenvereine.

Pfr. Loh: Das kann ich nicht, das ist einfach unmöglich; der Kommerzienrat ist konservativ wie ich auch.

Pfr. Schneider: Um so mehr ist's Ihre Pflicht, Ihre Partei vor diesem Kandidaten zu warnen. Sie wird sich sonst furchtbar blamieren, sag ich Ihnen. Studieren Sie die Verhältnisse, hören Sie nur ein wenig unter den Leuten herum, und Sie werden Ihr blaues Wunder erleben, was das für ein Mensch ist.

Pfr. Loh: Nein, nein! Das ist nicht denkbar, einfach undenkbar. (Hartnäckig). Er ist doch konservativ.

Pfr. Schneider (ärgerlich): Hat denn jeder, der dieser Partei angehört, schon um deswillen eine Prämie auf tadellosen Charakter? Ich sag's Ihnen offen, dieser Mensch ist der schlimmste Halsabschneider in der ganzen Gegend.

Pfr. Loh: Es geht wirklich nicht. Ich kann ihn nicht entbehren. Nein! ... Ich versuch's doch lieber mit dem Darlehnskassenverein. Geben Sie mir, bitte, die nötigen Papiere, daß ich mich instruieren kann. Ich fühl's, das wird, das muß helfen.

Pfr. Schneider (zieht seufzend ein paar Broschüren zwischen den Rechnungsbüchern hervor. Reicht sie ihm): Hier haben Sie das Gewünschte. Aber ich kann's Ihnen im voraus sagen, es wird nichts helfen. Es paßt nicht für Ihre Verhältnisse. Alles am rechten Ort.

Pfr. Loh (nimmt die Papiere mit komischer Hast an sich, als hinge sein Leben davon ab): Ich danke Ihnen. (Beide schweigen. Pfr. Loh sieht zum Fenster hinaus. Er schmollt. Er stutzt, sieht schärfer. Eiligst): Gott befohlen, Herr Bruder, und nochmals herzlichen Dank. Ich sehe da den Kollegen Meckel kommen. Wahrscheinlich will der auch zu Ihnen. Ich mag nicht mit ihm zusammentreffen. Er ist mir zuwider mit seinem Konventikel- und Versammlungswesen. (Er geht. Pfr. Schneider sieht ihm kopfschüttelnd nach. Fritz Schneider tritt ins Zimmer.)

Pfr. Schneider (fährt sich leicht über die Stirn): Nun, seid Ihr wieder zurück von Euerm Samaritergang?

Fritz Schneider: Jawohl. Grete hat das olle Weib verbunden. Wahrhaftig, ich bewundere ihre Geduld bei dieser bissigen Alten. Dann haben wir den halbverrückten Hamujer mit dem alten Hemd beglückt ...

Pfr. Schneider: Was soll dieser Ton, Fritz? Er gefällt mir gar nicht, offen gestanden, schon seit einiger Zeit, gar nicht für einen Pfarrerssohn.

Fritz Schneider: Ich finde es aber doch übertrieben, wie Grete es treibt. Sie soll doch nicht Diakonissin werden, sondern die Frau eines Rechtsanwalts.

Pfr. Schneider: Sag mal, wem traust Du ein gesünderes Urteil zu in derlei Dingen, mir oder Frau von Höhner?

Fritz Schneider: Selbstverständlich Dir. Von der Baronin ist ja überhaupt nicht die Rede.

Pfr. Schneider: Und doch redete eben die Baronin aus Dir. . . Ich habe gewiß nichts gegen Euern Verkehr, ich gönne ihr sogar von Herzen diese Abwechslung. Aber Dir als Mann traue ich auch zu, daß Du Dich von dieser verwöhnten Frau nicht so ins Schlepptau nehmen läßt. Überlaß ihr die Geringschätzung des Volks, das sie nicht kennt. Ihre Unwissenheit mag sie entschuldigen. Du aber bist groß geworden im Volk, da solltest Du diese Thorheiten als besser Unterrichteter nicht mitmachen. Laß sie mit dem Feuer spielen, ich wünsche ihr von Herzen, daß sie sich nicht doch noch schließlich die Finger verbrennt, aber Du laß die Finger davon, darum bitte ich Dich.

Fritz Schneider: Warum nur diese Tragik im Tonfall, mit der Du das vorbringst. Weshalb nicht etwas konversationsmäßiger, möcht ich sagen, von diesen Dingen reden, etwas mehr darüber stehend. Ändern thun wir ja doch nichts an den Verhältnissen.

Pfr. Schneider (unwillig): Und dann, nicht wahr? das fehlt noch: après nous le déluge. Ich hätte nicht gedacht, daß Du schon so weit wärst. (Man hört Schritte und Stimmen.) Übrigens noch eins, eh' Grete kommt. Vergiß die Rücksichten nicht, die Du ihr als Deiner Braut schuldig bist. Das ist jedenfalls aristokratischer, zeugt von feinerer Erziehung, als — (Grete und Pfr. Meckel treten ein.)

Grete: Hier, Vater Schneider, da bring ich Dir wieder einen mit einem vollen Herzen, das er Dir ausschütten möchte.

Pfr. Meckel (freundlich): Ich habe schon beichten müssen. (Nach Grete zu.) Wahrlich, ihre Augenlider prüfen die Menschenkinder, denn sie hat Gottes Recht vor Augen, und sein Gebot wirft sie nicht von sich.

Grete: Aber, Herr Pfarrer.

Pfr. Meckel: Doch. So ist's. Wem ein tugendsam Weib bescheret ist, die ist viel köstlicher denn die köstlichen Perlen. Ein schönes Weib ohne Zucht aber ist wie eine Sau mit einem goldnen Haarbande, sagt schon der weise Salomo.

Grete: Jetzt ist's aber genug, Herr Pfarrer, sonst lauf ich weg.

Pfr. Meckel: Da will ich lieber schweigen und meinen Mund nicht aufthun. Aber Fräulein Grete, das dürfen Sie mir nicht übel nehmen, unsre Phöbe bleiben Sie doch, die da ist am Dienste unsrer Gemeinden.

Fritz Schneider: Man könnte fast eifersüchtig werden, wenn man Sie über Grete hört.

Pfr. Meckel: Ja, wenn ich nicht alt wäre und graue Haare hätte. Aber ich bin jung gewesen und alt geworden. Deshalb heißt's nun für Sie, Herr Refrendarius, freue Dich Deiner Jugend und des Weibes Deiner Jugend.

Grete (hält sich die Ohren zu): Sie sind heute wieder in Ihrer überschwenglichen Stimmung und haben doch so gar keinen Grund dazu.

Pfr. Meckel: Gott ist mein Hort, auf den ich traue, mein Schild und das Horn meines Heils, weshalb sollt' ich mich fürchten und traurig sein?

Pfr. Schneider: Es steht also schlecht mit der Disziplinaruntersuchung?

Pfr. Meckel: Allerdings. Die paar Seiten, die ich geschrieben, haben die Herr'n fürchterlich empört. Sie haben sogar eine ganze Masse Beleidigungen gegen die evangelische Kirche darin gefunden, von denen ich erst durch sie etwas erfahren habe. Es wird mir wohl das Amt kosten.

Pfr. Schneider: Da sei Gott vor! Das will ich nicht hoffen!

Pfr. Meckel: Ich glaube es aber. Und ich habe auch schon einen Plan. Wenn Sie zu mir halten, muß er gelingen. Die Zeit ist günstig, und die Schrift sagt: kaufet die Zeit aus. Unser Volk ist mächtig erregt.

Pfr. Schneider: Nur keine Gewaltstreiche, nur das nicht, lieber Meckel. Das führt zu keinem guten Ziel. Das stimmt auch gar nicht zu Ihren sonstigen Anschauungen.

Pfr. Meckel: Sie haben ja recht, und doch . . Ich sehe es immer mehr ein: Auswendig muß sie das Schwert berauben und inwendig der Schrecken. Eher giebt es keine Besserung in diesem Geschlecht. Und wenn ich auch nicht das Schwert ziehe, der Schrecken soll doch meine Waffe sein wider sie, daß sie aufwachen aus ihrem Schlaf.

Pfr. Schneider: Und was wollen Sie thun?

Pfr. Meckel: Kommen Sie, wir wollen in Ihr Studierzimmer gehn. Wir wollen das Kind nicht unnötig schrecken. Es wäre schade um ihre reine Seele. (Sie gehn.)

Fritz Schneider: Eine ganz merkwürdige Art, Bibelsprüche zu verwenden. Findst Du nicht auch?

Grete: Es ist ja gar nicht so gemeint. Er kann ja überhaupt nicht sprechen, ohne Bibelsprüche dreinzumischen.

Fritz Schneider: Das ist aber in diesem Fall wenig geistlich.

Grete (lacht): Seit wann bist Du denn in der Beziehung so empfindlich? (Sie ist ihm während des Sprechens ganz nahe gekommen.)

Fritz Schneider (faßt sie und küßt sie): Da, Schwester Phöbe.

Grete: Pfui, das ist garstig. (Sie macht sich los und eilt hinter den Tisch. Er sucht sie zu fangen, was ihm nicht gelingt.)

Fritz Schneider: Ich will aber meinen Lohn haben.

Grete (laufend): Wofür denn eigentlich?

Fritz Schneider: Dafür, daß ich mit Dir in all die Spelunken gekrochen bin.

Grete (läuft schneller): Und was willst Du dafür haben?

Fritz Schneider (ebenfalls schneller): Küsse! Küsse!

Grete: Giebt's nicht, Du Nimmersatt.

Fritz Schneider (bleibt atemlos stehn. Grete ebenfalls am anderen Ende des Tischs): Ich will aber.

Grete: Ich aber nicht.

Fritz Schneider: Warum denn nicht?

Grete: Weil Du keine verdienst. Du bist die ganze Zeit viel zu wenig aufmerksam gegen mich gewesen.

Fritz Schneider: Aber heute war ich doch lieb. (Er setzt sich wieder in Bewegung. Grete ebenfalls.) Ich habe der alten Koob guten Tag gesagt. Macht einen Kuß.

Grete: Hast ihr aber nicht die Hand gegeben. Das hebt sich auf.

Fritz Schneider: Ich hab Dir die Sachen getragen. Macht wieder einen.

Grete: Aber mit einem Gesicht, als wär' die Cholera im Korb. Ist wieder nichts.

Fritz Schneider (wieder laufend. Grete auch): Ich hab dem alten Hannjer die Hand geschüttelt.

Grete: Aber sein Enkelkind heimlich gepufft, weil's Dir mit seinen schmutzigen Fäustchen zu nahe kam.

Fritz Schneider (immer schneller laufend): Ich krieg aber doch drei Küsse.

Grete (auch schneller): Keinen einzigen bekommst Du, Du alter Renommist. Fang mich doch, wenn Du kannst. Du kannst ja nicht, Du alter Refrendar.

Fritz Schneider (springt auf den Tisch, so daß er sie am Arme zu fassen bekommt. Grete wirft sich rückwärts auf's Sofa): So jetzt hab ich Dich. (Er springt aufs Sofa. Grete versteckt ihr Gesicht in den Damast.) Jetzt kommt

Numero Eins. . . Wenn Du nicht gleich Dein Gesicht frei giebst, kneif ich.

Grete: Au! (Sie dreht ihm das Gesicht zu, so daß er sie küssen kann. Dann verbirgt sie's wieder.)

Fritz Schneider: Jetzt kommt Numero Zwei und Drei. Wirds bald, Du Racker?!

Grete (dreht sich lachend um und hängt an seinem Hals): Du! .. Du! .. (Plötzlich springen beide auf ans Fenster. Grete ärgerlich): Natürlich, Deine Baronin, da kommt sie schon wieder angefahren.

Fritz Schneider (parodierend): Und dort, siehst Du. Natürlich, Deine Bauern, da kommen sie schon wieder angegangen.

Grete (die eifrig zum Fenster hinausblickt): Natürlich schickt sie Dir nur ihren Bedienten. Selbst zu kommen, lohnt sich nicht.

Fritz Schneider: Sie kommt doch selbst herauf.

Grete: Nein!

Fritz Schneider: Wetten?

Grete: Worum?

Fritz Schneider: Tafel Schokolade.

Grete: Die Du dann doch allein ißt. Das kenn' ich. Nein, was besseres.

Fritz Schneider: Da kommen Deine Bauern schon ins Haus.

Grete (klatscht in die Hände): Jetzt weiß ich was. Wenn Deine Baronin raufkommt, führ ich die Bauern zum Lohn in die gute Stube. Wenn sie nicht raufkommt, kommen die Bauern nicht in die gute Stube.

Fritz Schneider (heftig): Nein! Das thust Du nicht! Dumm Zeug!

Grete: Das thu' ich doch. Sie steigt ja doch nicht aus.

Fritz Schneider: Doch. (Sie blicken beide gespannt aus dem Fenster.)

Grete (lachend): Wahrhaftig, jetzt kommen meine Bauern in die gute Stube.

Fritz Schneider: Nein!

Grete (läuft schnell aus dem Zimmer. Fritz will sie zurückhalten, kommt aber zu spät. Nach einem Augenblick sieht sie wieder ins Zimmer.) Etsch, ich bin doch schneller als Du, Du langsamer Bär.

Fritz Schneider (läuft ärgerlich an die Thür. Grete ist schon wieder weg. Er lauscht): Wahrhaftig. Das tolle Mädchen. Jetzt hat sie die Bauern ins beste Zimmer geführt. Na warte — Du Phöbe!

Baronin (etwas außer Atem): Guten Tag. Kommen Sie mit? Nur eine kurze Spazierfahrt. Ich liefere Sie rechtzeitig wieder ein. Wir könnten unsern neuen Wald mal besichtigen.

Fritz Schneider: Gewiß, gnädige Frau. Nur einen Augenblick. Ich möchte nur erst ein wenig Toilette machen. Gedulden Sie sich einen Moment.

Baronin: Ist Ihr Herr Vater zu sprechen oder Ihre Braut?

Fritz Schneider: Bedaure unendlich. Beide sind gerade verhindert.

Baronin: Dann will ich gleich wieder runtergehn. Ich erwarte Sie dann im Wagen. Aber machet's sich nit zu fein für mich alte Frau, Herr Referendar. (Sie hält ihm die Hand hin, die er drückt. Sie hält ihm die Hand kokett ein wenig höher.)

Fritz Schneider: Verzeihung, gnädige Frau. Ich küsse grundsätzlich keine Hände, nur . . .

Baronin (spitzt kokett die Lippen, hebt sich ein wenig auf die Zehen. Fritz Schneider weicht unwillkürlich einen Schritt zurück. Sie blickt ihn spöttisch an. Im nächsten Augenblick haben sie sich geküßt. Baronin sehr bewegt): Fritz! . . . O! . . . (Sie küßt ihn noch einmal): O Du! . . Wie glücklich! . . (Sie sieht den Regungslosen hingebend an. Dann verläßt sie schnell das Zimmer.

Fritz Schneider (greift sich an den Kopf): Donnerwetter! So war's aber wahrhaftig nicht gemeint. Das ist aber ein starkes Stück!

Grete (tritt ins Zimmer. Trocken): Jetzt fährst Du selbstverständlich mit Deiner Baronin spazieren, und nachher können wir wieder mit dem Essen auf Dich warten. Nichtwahr, ich hab's geraten?

Fritz Schneider: Allerdings.

Grete (droht schelmisch mit dem Finger): Hüte Dich! Hüte Dich! Ich nehme blutige Rache, wenn Du mir untreu wirst.

Fritz Schneider: Laß doch diese Dummheiten! Die ewigen Aufziehereien mit der Baronin bin ich wirklich leid. Sie mag allein fahren.

Grete (bestürzt): Aber Fritz, so schlimm war's ja nicht gemeint. Ich bin wirklich nicht eifersüchtig. Dafür kenn ich Dich doch zu gut. Fahr nur getrost mit ihr.

Fritz Schneider: Ich mag nicht mehr.

Grete: Sei doch nicht ungezogen. Sie ist doch so liebenswürdig gegen Dich. (Schelmisch): Das giebt mal ne gute Kundschaft für uns. Stoß ihr nicht vor den Kopf.

Fritz Schneider (stampft mit dem Fuß auf): Ich bin aber die Geschichte satt!

Grete (streicht ihm übers Haar): Komm, sei gut. Jetzt geh hübsch mit ihr und amüsier Dich. Aber bleib nicht zu lang.

Fritz Schneider: Meinst Du wirklich?

Grete: Gewiß! Sei doch nicht so komisch. Von Deiner Braut hast Du eben doch nichts mehr, die muß in die Küche. Aber . . . aber . . ! (Droht wieder mit dem Finger.)

Fritz Schneider: Na, dann los! (Sie will ihm einen Kuß geben. Er weicht ihr aber aus, so daß sie nur seine Backe trifft.)

Grete (sieht ihm einen Augenblick stumm nach. Plötzlich): Ach, meine Bauern! Die hätt' ich ja fast vergessen. (Sie eilt hinaus und kommt kurz darauf mit

Jakob Roth, Karl Pfeiffer und Jakob Debus wieder ins Zimmer. An der Thür stehen bleibend): Herr Debus, Sie können gleich mit rübergehn. Die andern Herrn müssen dann noch so lang warten, bis Sie zurückkommen. (Debus und Grete gehn.)

Roth: Hos De geseh, die Baronin is schon widder hie. 's is e Schann! So ebbes in eme Parrhaus. Ha ha ha!

Pfeiffer: Halt Dei Dreckschleider! Verstanne? Loß mer de Parrer Schneider in Friede. 's is en echter Mann. Da verstehn ich kein Spaß.

Roth: Jo, jo . . war net schlimm gemeint. Ich hawe nur so mei Gedanke driwer. Des werd doch erlaubt sei, he? Die hot ihrn Grund drbei, daß se so oft kommt, verlaß Dich druff!

Pfeiffer: Dumm Zeig!

Roth: Do kennst De se schlecht.

Pfeiffer: No, e Pund Salz hos De grod ahch noch net mit er gesse.

Roth: Awer ich kenne se doch.

Pfeiffer: No, dann raus mit Deine schlächte Gedanke.

Roth: Die will en rumkrieche, paß uff.

Pfeiffer: Da kommt se an de uhrechte.

Roth: He mahnt's jo gut mit de ahme Leit. Ich gewen's zu. Awer, wann die will, un wann se dodrum fromm wird un giebt em e paar Markstücker, nachher dut er, was sie will. Und dann haßt's ahch hie wie bei all dene annere: Adjes, Ihr Arme! Alleweil werd vornehm gepiffe und sei gedanzt. Verstiß De mich.

Pfeiffer: Des gibt's bei dem net. Dau haßt en, weil De net mehr Kirchgemeindevertreter seist, un weil De meinst, er sei schuld.

Roth: Un hot er net Schuld? Die annere hädde mich widdergewählt. Die hun ich dermeist im Sack.

Pfeiffer (gemütlich): Mahnst De? Ich dät Dich ahch net wähle.

Roth (lacht): Awer De mußt. Ha ha ha! un verlaß Dich druff, in drei Johrn, bei de nächste Wahl, wer'n ich Kirchevorsteher. Da hun ich se all im Sack. Wann bis dahie net schon längst alles annersch is. Ich kenne mei Leit.

Pfeiffer: Gauner!

Roth: Laß die dumme Redensarte, oder ich kaafe dem Jidd Dei Hipethek ab; un De seist geliwert, wann De Dei frech Maul net hält. (Es klopft wiederholt an die Thür, ohne daß Pfeiffer und Roth Herein rufen.)

Windolf (tritt ein. Mit einem finsteren Blick auf Roth): Du seist's? (Zu Pfeiffer): Is de Parrer net dahaam?

Pfeiffer: Doch. In sei'r Stubb. De Debus ist bei'm.

Windolf: Adjes. (Er geht.)

Roth (drohend hinter ihm her): Du kommst ahch noch an de Reih', verlaß Dich druff.

Pfeiffer (lacht ihn aus. Nach einer Weile): Iwrigens, De kämst mer widder e wink lehne. 's is widder Matthäi am letzte.

Roth: Was? schon widder? Mahnst De, ich fänd mei Geld uff der Gaß?

Pfeiffer: Nah. Awer in annern Leit ihr'n Säck, mei Männche. Loß nur die Fäust in Ruh. Dodrin sein ich Der doch iwer. Un daß De net ze ippig werst, drohe kann ich ahch. Geld! sag ich Der, oder ich steck dem Parrer Schneider Dei sauwer Plänche. Dann seist De gepritscht.

Roth: Gut, daß De des sagst. Do waaß mer doch, woran mer sein. Gehn nur zum Parrer Schneider. Gehn nur Dei'n Seelsorger beichte. Das werd e schäh Wäsch wer'n, un de Kopp werd er Der ahch net iwel wasche.

Pfeiffer: Nah. Ich danke. Doderzu hun ich noch kei Lust. Also lehnst De mer?

Roth: Daß De siehst, daß ich Der nix nachtrage. Awer wann De net mehr mitduh willst, sag's gleich. Ich hawe schon en annern fir Dich, wann De mich entbehrn kannst.

Pfeiffer: Nah, nah. Loß gut sei, ich wer'n scho mitmache. (Neugierig): Was willst De eintlich bei'm Parrer Schneider?

Roth: E wink visetiern, wie's stidd, ob er schon ebbes weiß. Ich waaß net recht, wie mer mi'nanner steh alleweil.

Pfeiffer (lacht wieder): Du ahler Fuchs. Awer der gitt Der net in de Fall'. (Debus kommt ins Zimmer.)

Debus (ohne den Roth zu beachten. Zu Karl Pfeiffer): De sollst komme. He wart' uff Dich. Ih hawe 'm gesagt, daß De do wärst, un daß De schon widder ebbes Kleines krieht host. (Pfeiffer geht.)

Roth (den Debus ebenfalls ignorierend): Wahrt, ich gehn mit Der. Du seist jo doch in ere Minut' ferdig. (Er geht ebenfalls.)

Debus (blickt ihm zornig nach): Wahrt, Dei Krug bricht ahch noch, Du Lump.

Ende des zweiten Aktes.

3. Akt.

Vier Wochen später.

(In demselben Zimmer wie Akt II. Sechs Uhr abends nach einem schwülen Spätsommertag. Gegen Ende des Aktes, wo es dämmerig im Zimmer wird, erhellen ferne Blitze das hereinbrechende Dunkel. Am Tisch vor dem Sofa sitzt links Jakob Debus, der Rechner des Darlehnskassenvereins, über seinen aufgeschlagenen dicken Rechnungsbüchern. Vor ihm steht Jakob Roth.)

Roth: Bleibt he noch lang?

Debus (mürrisch): Waaß net.

Roth: 's Geschäft bliht, he? Soll mich wunnern, wie lang noch Geld ze kriehn is.

Debus: Länger als De denkst.

Roth: Mach mer doch nix weiß. De Leit komme schon widder zu mir.

Debus: Dann sein se Esel.

Roth: Warum?

Debus: Ei, weil Du en doppelt un dreifach 's Fell iwer de Ohrn ziehst.

Roth: Dunnerschlag noch e mol. De seist ja mächtig geschwolle.

Debus: No, mer hawe Dersch Handwerk ahch grindlich gelegt, gelle? Das wär alleweil widder so e Zeit for Dich.

Roth (will auf ihn losspringen, besinnt sich aber noch rechtzeitig): Dumm Geschwätz! (Beide schweigen. Jakob Debus trägt gemächlich Zahlen in das vor ihm liegende Buch ein.)

Roth: Wie viel Prozent gebt Ihr denn alleweil?

Debus: Vier.

Roth: Ich sag's jo, 's Geschäft bliht, wann Er das kännt. (Sie schweigen wieder. Nach einer Weile.)

Roth: Wen werd' Ihr dann in'n Reichsdag wähle?

Debus: Ihr? Wen mahnst De dann?

Roth: Du un de Pärrner un de annere Pärrnersche.

Debus: Was gitt's Dich ah!

Roth: Mer werd doch noch frage derfe!

Debus: Des kost' nix.

Roth: Mir wähle en Sozialdemokrat. Das sein doch die einzige, die gäje die Reiche und gäje das Beamtentum noch ebbes ausrichte.

Debus: Was leit mir drah.

Roth: Wählt Ihr en Antesemit?

Debus: Kann sei.

Roth: Oder en Konservative?

Debus: Kann ahch sei.

Roth: Zum Donnerwetter, sei doch net so maulfaul.

Debus: Aich hun ka Zeit.

Roth: De kännst mer'sch doch sage.

Debus: Fällt mer net ei.

Roth: Friher war'n mer doch gute Stämm (Freunde) zamme.

Debus: Alleweil hälst De's Maul. Spijeniern wo annersch rum un loß mer mei Ruh. Wann De sonst nix ze duh host, mach daß De naus kimmst.

Roth (grinsend): Doch. Ich will mei Geld bei Euch ahleje.

Debus: Wart's ab, ob mer'sch nemme.

Roth: Daß Er Narrn wär't.

Debus: Wart's ab. (Pfarrer Schneider kommt ins Zimmer, Debus schreibt wieder.)

Pfr. Schneider: Ah . . was wünschen Sie, Herr Roth?

Roth (kriechend): O, Herr Parrer, e Kleinigkeit. Wollt' nur emol bei Ihne vorspreche. Sie sollte mer emol rate, wisse Se, von wäje der Wahl.

Pfr. Schneider: Das hat wohl noch Zeit, denk ich.

Roth: 's wär mer doch lieb. Mer kännt doch schon e wink duh.

Pfr. Schneider: Hören Sie mal, für so dumm müssen Sie mich doch nicht halten. Daß ich nicht den wähle, den Sie wählen, das wissen wir alle beide.

Roth: No, warum?

Pfr. Schneider: Sie werden mir wohl nicht zumuten, daß ich einen Sozialdemokraten wähle.

Roth (beißt sich auf die Lippen): Als ob ich en wähle dät.

Pfr. Schneider (abwehrend): Ich weiß schon, geben Sie sich keine Mühe. Ich bin besser instruiert, als Sie denken.

Roth (bissig): Also halte Se ahch alle Bekehrungsversuche bei mir fir iwerflissig?

Pfr. Schneider: Vollständig.

Roth: No gut. Ich wähl de Sozialdemokrat. Sage Sie mir ahch, wen Sie wähle.

Pfr. Schneider: Das werden Sie in vierzehn Tagen auf der Versammlung schon hören. (Roth schweigt.) Haben Sie sonst noch was? Sonst muß ich Sie bitten, uns allein zu lassen, da wir noch zu thun haben.

Roth (protzig): Ich will Geld auf die Sparkass' trage. (Er zieht eine Geldtasche aus dem Rock und beginnt Geld aufzuzählen.)

Pfr. Schneider: Das können Sie lassen, Roth.

Roth: Warum?

Pfr. Schneider: Weil unser Verein von Ihnen kein Geld mehr nimmt.

Roth: Das wär ja noch schäuer. Mei Geld is so gut wie annern Leit ihrsch.

Pfr. Schneider: Das glauben Sie.

Roth: Noch sein ich Mitglied des Vereins. Se misse's nemme.

Pfr. Schneider: Sie täuschen sich. Ich als Vorsitzender sag Ihnen, der Verein nimmt kein Geld mehr von Ihnen.

Roth (wütend): Das wer'n ich nach Neuwied . . .

Pfr. Schneider: Das ist Ihre Sache. Morgen ist Generalversammlung. Der Vorstand ist sich einig, und die meisten Vereinsgenossen wohl auch. Sie können sich jede weitere Mühe in der Beziehung sparen.

Roth (lauernd): Es sein 400 Thaler. Ich sollt meine, bei der Not . . .

Pfr. Schneider: Und wenn's 4000 wär'n. Ich garantiere Ihnen dafür, daß es nichts nützt.

Roth (giftig): Un warum? wenn's erlaubt is, ze frage?

Pfr. Schneider (ruhig): Weil Sie des Vereins nicht würdig sind. Ihre Geldgeschäfte sind der Art, daß Sie sich dadurch selbst ausschließen.

Roth: Was? Ich soll en Wucherer sein? Das wolle mer seh. Da wer'n mer uns noch an eme annere Ort spreche.

Pfr. Schneider: Bitte, merken Sie sich gefälligst meine Worte. Ich habe nicht gesagt, daß Sie ein Wucherer wären. Was ich über Sie denke, ist meine Sache, sagen werde ich nur, was ich beweisen kann. Übrigens zu Ihrer eignen Warnung. Ich habe einen Schuldschein in Händen, der beweist manches. Nur Ihrer Familie wegen hab ich ihn noch. Fangen Sie mit den Gerichten an, werde ich diesen Schein ebenfalls den Gerichten übergeben; und das dürfte keine angenehmen Folgen für Sie haben, verlassen Sie sich drauf.

Roth (in maßloser Wut mit geballten Fäusten): O Sie, Sie, Sie! Sie Friedensapostel. Nix als Zwietracht hawe Se gebracht. Unglicklich habe Se mich gemacht, alles hawe Se mir verdorwe.

Debus (sieht befriedigt von seinen Büchern auf): Gott sei Lob un Dank!

Roth (der sich mühsam beherrscht, macht ironisch eine tiefe Verbeugung und schwingt seine Kappe in weitem Bogen): Ich empfehle mich Ihne, Sie . . (Geht schnell aus der Thür.)

Pfr. Schneider (geht unruhig hin und her): Daß man solche Burschen in seiner Gemeinde dulden muß, die nichts als wühlen, wuchern und gaunern.

Debus: Mit'm Wuchern und Gaunern is 's nit mehr weit her bei dem, un 's wühle is dann ahch nit mehr gefährlich.

Pfr. Schneider (immer noch erregt): Geben Sie nur acht, er wird uns die ganze Wahl verderben. Ich kenne ihn, und Anhang hat er ja immer noch.

Debus (wegwerfend): E paar Lumpe.

Pfr. Schneider: Zwei rührige Lumpen bringen mehr fertig, als zehn Ehrenmänner, die ihren Schlendrian weitergehn.

Debus: Mer wolle uns schon rihrn, wenn's an der Zeit is, Herr Parrer.

Pfr. Schneider: Ja Ihr und die paar andern, das glaub' ich. Aber unsre Reichen rühren sich nur um ihren Geldsack, und die Armen nur um ihr Stück Brot. Die zusammen haben die Mehrheit, und so kann nichts Gedeihliches geschehn für unsern Bauernstand. Der verlangt alle Mann an Bord. Was nützen uns die paar Hände, wenn der Sturm braust? Die können uns nicht retten, die können besten Falls unser Elend etwas verlängern. Dann aber doch lieber ein schneller

Tod als solch langsames Sterben. (Debus kratzt sich bedenklich hinter den Ohren, antwortet aber nichts. Karl Pfeiffer, Fritz Windolf und Hermann Rink treten ein.)

Pfeiffer: Gu'n Dag beisamme.

Pfr. Schneider: Guten Abend. Nun, was bringt Ihr denn noch so spät?

Pfeiffer (etwas verlegen): Mer bringe nix, Herr Parrer, mer wollte ebbes hole.

Windolf: Ich un de Rink, wir wolle dem Peiffer bürge.

Pfr. Schneider: Ach so, Du willst Geld haben, Pfeiffer? Wofür denn?

Pfeiffer (noch verlegener): De Stern hot mer de Hipethek gekindigt.

Pfr. Schneider: Wahrhaftig, Ihr seid nicht wert, daß man sich solche Mühe mit Euch giebt! Wie oft soll ich's denn noch sagen, daß Ihr von diesem Juden lassen sollt!

Pfeiffer: Ich waaß selber net, wie's ging. Ehnder ich mich umsah, hott' er de Hipethek.

Pfr. Schneider: Gut, dann bringst Du mir morgen die nötigen Papiere, oder sobald Du kannst, dann wird der Verein die Hypothek übernehmen. Wie hoch ist sie denn?

Pfeiffer: Dreihunnert Mark. (Entschuldigend): Ich mußt baue, Herr Parrer, da hott' ich Geld netig. No, un en Jidd, vor dem geniert mer sich net, un 's kommt ahch net unner de Leit.

Pfr. Schneider: Jawohl, immer dieselbe Geschichte. Bis er Dich im Sack hat, nachher geht's Geschrei los, und Du kannst einpacken und Dich als Taglöhner verdingen .. Ist's denn mit den 300 Mark abgethan? (Pfeiffer schweigt verlegen.)

Windolf: 's is em ahch noch e Kuh gefalle.

Pfr. Schneider: Von wem hattest Du denn die?

Pfeiffer (kleinlaut): Von Isaak Stern.

Pfr. Schneider: Dacht' ich's doch. O Ihr Bauern! Dicköpp seid Ihr. Hast Du denn immer noch nicht genug an Deim Isaak?

Pfeiffer: Doch. Awer wann ich se nit genomme hätt', hätt' er mer schon friher de Hipethek gekindigt.

Pfr. Schneider: Selbstverständlich. — Und versichert war sie natürlich auch nicht? (Pfeiffer bestätigt durch Kopfnicken.) Hast Du sonst noch was?

Pfeiffer (erleichtert): Nah!

Pfr. Schneider: Dann will ich Dir was sagen. Ich will morgen mit den Vereinsgenossen sprechen. In diesem Jahr verkauft vielleicht mancher noch ganz gern eine Kuh. Dann übernimmst Du dieselbe vom Verein. Aber das sag' ich Dir, wenn Du Dich noch ein Mal mit dem Isaak einläßt, sind wir geschiedene Leute.

Pfeiffer: Das sollt mer eifalle. Ich hawe genunk an em, mehr als genunk, Herr Parrer.

Pfr. Schneider: Gut. Dann also bis morgen. Dann wollen wir die Sache erledigen. (Zu den beiden anderen): Ihr kommt wohl morgen noch mal mit. Zeit habt Ihr ja! (Sie nicken zustimmend.)

Pfeiffer (eilig): Adjes, Herr Parrer. (Er verläßt schnell das Zimmer.)

Pfr. Schneider (zu Windolf und Rink): Und Ihr?

Windolf: Ich wollt de Chilisalpeter bezahle. (Er zählt Geld vor und läßt sich von Debus eine Quittung ausstellen.)

Pfr. Schneider: Hängt der Pfeiffer noch mit mehr bei dem Stern?

Windolf: Ich glaube nit, Herr Parrer.

Pfr. Schneider: Na, Rink, Ihr sagt ja gar nichts. Wo fehlt's denn?

Rink: Ich mächte Se gern emol allei spreche.

Pfr. Schneider: So? Rechner, dann wollen wir für heute Schluß machen. Es ist doch schon fast dunkel. (Debus packt langsam seine Bücher zusammen und geht. Inzwischen Pfr. Schneider zu Windolf): Wie sieht's denn jetzt da hinten bei Euch aus?

Windolf: Korn hat's gar keins. Heu ahch net. 's Grummet is weggeflosse. De Hawer und de Kartoffeln sein versoffe.

Pfr. Schneider: Und zu Haus, wie sieht's da aus?

Windolf: De Hahner hot so Fiwere.

Pfr. Schneider: Das ist Euer Ältester?

Windolf: Jo. 's Mädche hot immer noch die Krämp un de Mutter stitt vorm Kindbett.

Pfr. Schneider (mitleidig): Das ist viel auf einmal. Da thut Ihr mir wirklich leid.

Windolf: Der Herr geht mit uns ins Gericht. Gelobt sei Gott! Denn wen der Herr lieb hat, den zichtigt er.

Pfr. Schneider (ohne recht zugehört zu haben): Wo soll das noch hinaus? Manchmal könnte einem der Verstand stillstehn vor Angst und Sorge, wenn man an den Winter und 's nächste Frühjahr denkt.

Windolf: Wer bereitet dem Raben die Speise, wenn seine Jungen zu Gott rufen?

Rink (schüchtern): Und der Herr hat gesagt: Sorget nicht für eier Le ben was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für eiern Leib, was ihr anziehen werdet.

Pfr. Schneider (etwas ironisch): Ich kenne diese Sprüche auch, verlaßt Euch drauf. Ihr braucht mir also keine Predigt zu halten. Und trotzdem ist mir von Herzen bange, nicht um mich, sondern um Euch, um meine Armen, um den ganzen Bauernstand.

Windolf (zuversichtlich): Der Allmächtige, der unsre Seele jetzt zur Erde gebeigt hat, er wird uns wieder aufrichten aus dem Staube un wird uns erheben aus dem Koth. Über sie aber wird er kommen zur Rache, wird er kommen mit Feier, und wehe denen, die ein Haus an das andre ziehn. Wehe denen, die ihr Gut mehren mit fremdem Gut, die ihre Heiser mit Raub fillen un sammeln Schätze von Frevel in ihren Palästen. Wir werden iber sie kommen und ihre Haare mit Blut hinunter in die Helle bringen.

Pfr. Schneider: Ich merke, Pfarrer Meckel hat Euch den Kopf verdreht. Jetzt besucht er also schon meine Filialen. Wie oft kommt er denn zu Euch, Windolf?

Windolf: Zweimal die Woch', un sein Säjen fließt daher wie ein Strom.

Pfr. Schneider: Und was will er, daß Ihr thun sollt?

Windolf: Thuet Buße un bekehret Euch, predigt er. Das reine, lautere Gotteswort und (mit erhobener Stimme) siehe, der Richter ist vor der Thür, der die Reichen weiden wird mit einer eisernen Rute und wie eines Töpfers Gefäß sie zerschmeißen.

Pfr. Schneider: Na, na, macht's nicht zu arg. Es giebt ja auch noch Reiche, die Christen sind.

Windolf (bitter): Hie net. Bei uns net . . Da hawe mer zum Exempel die Baronin. Die e Christin? (Spuckt ins Zimmer.) Is des christlich, daß mer net mehr im Wald Laub mache derfe?

Pfr. Schneider (überrascht): Was, das hat sie verboten?

Windolf: Nadierlich. Der Gemeinderat, no, die war'n gleich bei der Hand, als se 'm de Wald abkief. Bar Geld, das stach en in de Aage. Was leid dem Gemeinderat dran, wie's de ahme Leit nachher ohne Laub un Reisig ferdig bringe.

Rink: Jo, so is es. Aich waaß ahch e Lied drvoh ze singe.

Pfr. Schneider: Das muß ein Mißverständnis sein. Verlaßt Euch drauf. So ist sie nicht.

Windolf: E schäh Mißverständnis. Dorch de Gensdarm hot se de Leit schon uffschreiwe losse . . Aber die Zeit der Vergeltung is da. Ihr Blut komme iber sie.

Pfr. Schneider: Schwätzt doch so was nicht so leichtfertig in den Tag hinein, Windolf. Ihr wollt doch keine Gewalt anwenden? Das könnte Euch schlecht bekommen.

Windolf: Der Herr will es.

Pfr. Schneider: Wer sagt Dir das?

Windolf (bedächtig): Vor e Dagener zeh traimte mir. Ein Engel in weißen Kleidern stand an meinem Lager, un mit seiner rechten Hand zeigte er

hinder sich un sprach: Schaue hin und thue, wie ich Dir befähle. Un als ich uffsah, rief er lauter un als lauter un lägte die linke Hand auf meine Brust, un ich sah das Schloß der Baronin, das durchsichtig war, un in ihr'm Zimmer lag sie uff eme Sofa, und der Engel sprach zu mir: Die Stolzen missen beraubet werden und entschlafen. Un er verschwand.

Pfr. Schneider: Nun glaubt Ihr also, dieser Traum sei von Gott? Wenn er nun aber vom Teufel ist?

Windolf: Wer aus Gott geboren ist, den wird der Arge nicht antasten, schreibt der Apostel.

Pfr. Schneider: Und was wollt Ihr nun thun?

Windolf: Der Herr wird's uns ins Herz geben zu seiner Zeit. (Schweigen. Debus und Windolf verlassen nach einer Weile mit einem stummen Gruß das Zimmer.)

Pfr. Schneider (wie aus einem Traum auffahrend. Er blickt den Rink starr und immer noch wie geistesabwesend an.) Sprecht, Rink. (Diesem laufen plötzlich die Thränen über die Backen.) Aber Mann, was ist denn geschehen? Ihr seid doch kein altes Weib!

Rink: Wenn der Hunger un 's Elend de Därm brickt, kommt's Wasser schnell aus de Aage. Als Dieb will se mich eisperrn losse, mich als Dieb. Ich muß mich jo schäme vor de Leit, ich kann jo de eigene Kinner nit mehr vor de Aage komme.

Pfr. Schneider: Wer will Sie einsperrn lassen?

Rink: Die Baronin von Höhner.

Pfr. Schneider: Da hört sich doch alles auf. Das versteh ich nicht.

Rink: Ich hot mer grad e Last Reiser uffgelade wie all die Jahrn, wo mir ahme Leit in de Wald geh. Da hot mich die Baronin erwischt un gesagt, se brächt' mich ins Zuchthaus. Aich war'n e gemeiner Dieb. Ich hott' mer waß Gott gar nix schlechtes dobei gedacht. Mer war's so gewehnt von de frihere Zeite her, als der Wald noch der Gemeinde gehärt hot, daß mer sich sei bißche Holz zum Feierahmache uffleſe derft. Un nu dies Jahr. Wann ich nu des bißche Zeig nit mehr hawe, nachhär känne mer erfriern, un ohne das bißche Grieholz verhungert mer mei Geis. Helfe Se mer, Herr Parrer, daß se mich net eisperrn.

Pfr. Schneider: Nur ruhig, Rink, regen Sie sich nicht auf. Es wird nicht so schlimm werden, ich verspreche es Ihnen. Zwar recht war's nicht, aber . .

Rink: Ich en Dieb! en Dieb! Des hot mer noch keiner gesagt. (Plötzlich, in heller Wut, die Fäuste schüttelnd): So ei, so e Frauensmensch, so e Luder, die Kehl mächt mer er zudricke! Ich? en Dieb!

Pfr. Schneider (klopft ihm beruhigend auf die Schulter): Nur Geduld, Rink. Es wird alles wieder gut. Ich werde mit ihr sprechen. Sie muß gerade in gereizter Stimmung gewesen sein, sonst hätte sie das gewiß nicht gesagt und gethan.

Rink (wieder wie zuerst gedrückt): Mei ahm Geislämmche un die viele, viele Kinner.

Pfr. Schneider (geht sinnend ein paar Mal durchs Zimmer): So geht's, Rink. Ihr könntet mir den einen Garten umgraben. Nicht wahr, Ihr seid so gut? Es liegt mir viel dran, daß es möglichst bald geschieht. Ich war wirklich schon in Verlegenheit, wer's thun sollte. Ihr könnt morgen schon anfangen, wenn's Euch paßt. (Dem Rink kommen wieder die Thränen.) Nicht weinen, Mensch. Kopf oben behalten. Ein deutscher Bauer ist doch nicht so weichmäulig . . . Nicht wahr, der Taglohn macht jetzt eine Mark? (Rink nickt.) Dann werde ich Euch den morgen gleich vorbezahlen. Wir werden uns doch noch mit ein paar Mark aushelfen können. So wird's wieder auf ein paar Tage gehn, und nachher findet sich schon mal wieder was.

Rink (mit erstickter Stimme): Gott's Lohn for Ihne, Herr Parrer. (Er geht, nachdem ihm Pfarrer Schneider noch herzlich die Hand geschüttelt hat. Pfarrer Schneider tritt ans Fenster, um ihm nachzusehn. Nach ein paar Sekunden zuckt er nervös zusammen.)

Pfr. Schneider: Herr Gott, soll ich denn jetzt schon in all dem Elend ersticken? Da kommt auch noch der alte Weck und seine Tochter, das fehlt noch. (Mit gepeinigtem Gesichtsausdruck): O du barmherziger Gott, verlaß uns nicht! (Er geht unruhig auf und ab, bleibt stehen, um zu horchen, geht wieder ein paar Schritte, horcht von neuem. Man hört ein schüchternes Klopfen.)

Pfr. Schneider: Herein! (Johannes Weck und Kath. Franz treten schüchtern ein.)

Joh. Weck: Guten Awend, Herr Schneider.

Pfr. Schneider: Guten Abend. Ich hab Euch ja lange nicht gesehen. Wie ist's denn inzwischen gegangen?

Weck: Schlecht, Herr Schneider. Niemand hat uns geholfen. Bei Ihne war's der erste und letzte Verdienst.

Pfr. Schneider: Warum seid Ihr denn da nicht früher zu mir gekommen? Es sind ja schon fast vier Wochen her. Ihr könnt doch unmöglich von den paar Mark seither gelebt haben?

Weck: O doch, Herr Schneider, 's mußt halt gehen, wie's geht, wenn man nicht uffm Platz verrecke will.

Pfr. Schneider: Ihr hättet kommen sollen. Das ist unrecht, Weck, gegen Euch und Eure Tochter.

Weck: Man hat ahch noch sein Stolz.

Pfr. Schneider: Dem bin ich doch nicht zu nahe getreten!

Weck: Nah, nah, Herr Schneider, awer ich glaube an kein Gott im Himmel nicht, da möcht ich auch nix von seinen Dienern auf Erden. Das is gägen den Ahnstand. Awer der Hunger, Herr Schneider, der Hunger! da vergißt mer den Ahnstand.

Pfr. Schneider: Ich ließ Euch doch absichtlich an den Jakob Roth weisen, der hatte doch gewiß Arbeit für Euch.

Weck: Nix for ungut, Herr Schneider. Mit Schufte und Sozialdemokrate will ich nix zu thun hawe. Für meine ehrliche Arbeit verlang' ich auch en ehrlichen Groschen Lohn, die awer sein bei dem so rar, wie bei mir die preißische Thaler.

Pfr. Schneider: Das sind gewiß lobenswerte Grundsätze, aber Ihr hättet doch früher zu mir kommen sollen.

Weck: 's is gägen den Ahnstand, dabei bleib ich, und es wird mir nicht leicht, Herr Schneider. Awer, wenn's de Kathrin' angeht, 's is mein Einziges, da kriegt schließlich doch das Herz den Ahnstand unner.

Kath. Franz (weinend): Ich hawe so Hunger, so Hunger, Herr Parrer. Ich weiß gar nit mehr, wie's eim is, wenn mer sich satt gesse hat. O Gott, o Gott, ich muß sterwe und hawe erst zwei Mal in meim Lewe frisch Fleisch gesse.

Pfr. Schneider (ruft ins Nebenzimmer): Grete! Grete!

Grete (aus dem Nebenzimmer): Hier, Vater Schneider.

Pfr. Schneider: Bring mal, bitte, einen tüchtigen Teller Suppe, aber, bitte, schnell. (Zu Weck): Wovon habt Ihr denn in letzter Zeit gelebt?

Weck: Von Kartoffelwasser, Herr Parrer.

Pfr. Schneider: Wie? . . Kartoffelwasser?

Weck: Ringsum wohne nur arme Leut. Mehr hatte die selbst nit iwrig als das Wasser, in denen sie ihre Kartoffeln abgekocht hawen . . . No, zuerst hat's schlecht geschmeckt, gelle Kathrin? Mer gewöhnt sich awer schließlich an alles.

Grete (man merkt ihr das schnelle Gehen an): So, Vater Schneider. Ich hatte sie grade für heut' Abend aufgesetzt. Das traf sich gut. (Sie stellt den übervollen Teller auf den Tisch.) Und hier noch etwas Fleisch. (Sie schneidet es emsig in kleine Stücke.)

Weck (der ihr gerührt zusieht): Was gewe Sie emol e gute Mutter. (Grete verlegen.)

Pfr. Schneider (drängt die Kathrine Franz zum Tisch und drückt ihr den Löffel in die Hand): Da, Kind, iß . . iß!

Kath. Franz (fängt zögernd an, dann immer schneller): Wie dut das gut, so gut, so gut. Mal widder ebbes Warmes im Leib.

Weck (der ganz seine angenommene Würde vergißt, geht eifrig um sie herum und folgt mit seinen Augen jedem Schluck, den sie thut): Gelle, mei Liebesche, das schmeckt Der, das werd Dir widder Kraft gewe . . . Guck emol ah, De kriechst ja schon widder rote Backe. Alleweil siehs De, könne mer uhs emol widder wäsche und brache uhs nit mehr vom Dreck wahm halte zu lasse. Alleweil brache mer nit mehr alte Lumpe uffe Leib zu henke, wo De ebbes Heißes im Leib hast. Das Glück, mei Herzche. Nei so was. Gelle, alleweil werst De widder hibsch gesund. Wie en Fisch im Wasser plätscherst De jo mit Deim Löffel. Guck emol ah.

Grete: Vater Schneider, die müssen alle beide mal mit mir in die Küche. So wird's doch nichts Rechtes. Da sollen sie sich mal rundrum satt essen.

Pfr. Schneider: Ja, kommt. Du hast recht, wie immer. (Sie gehn. Kathrine Franz mit gierigen, hungrigen Augen, und leckt verstohlen immer wieder einzeln ihre Finger ab. Joh. Weck kann auch nur schlecht seine Eßgier verbergen. Er tritt unwillkürlich vor Aufregung von einem Fuß auf den andern beim Hinausgehn. Einen Augenblick bleibt das Zimmer leer. Es wird zusehends dämmriger. Dann Fritz Schneider und Baronin von Höhner. Beide erregt.)

Fritz Schneider (der den stehen gebliebenen Teller erblickt und ihn unsanft beiseite setzt): Man meint wahrhaftig, man wär' hier in 'ner Suppenanstalt, in 'ner Volksküche. Pfui Teufel! . . Verzeihung, Baronin, daß ich Sie in diese Volksküche führe, aber selbstverständlich wird das einzig genießbare Zimmer geschrubbt.

Baronin: Was liegt daran. Wenn ich Dich nur habe. (Sie sinkt mit einem schmachtenden Augenaufschlag aufs Sofa.)

Fritz Schneider: Manchmal weiß ich wirklich nicht recht, ob Sie nicht nur kokettieren.

Baronin: Nenne mich wieder Du.

Fritz Schneider (gemacht, cynisch): Gewiß, Baronin, Sie kennen ja doch den schönen Vers: Nenne mich Du, nenne mich Dein, nenne mich Sarah Löwenstein.

Baronin: Das ist empörend, Fritz!

Fritz Schneider: Was wollen Sie. Ich darf die ganze Sache nicht ernst nehmen, und ich kann's auch nicht. Ein armer hungeriger Referendar und Sie . . Baronin.

Baronin: Was kümmert mich das! Nur einmal glücklich sein. Ich will nicht denken. Nur Glück, einen Sommer lang, nur diesen kurzen Sommer.

Fritz Schneider: Und nachher?

Baronin: Nachher? Was weiß ich. (Sie zieht ihn ungestüm neben sich.)

Fritz Schneider: Zum Grafen von Gleichen taug ich nicht.

Baronin: Ich beanspruche ja gar nichts. Nichts, nur dies bißchen Glück.

Fritz Schneider (mehr für sich): Und doch . . es wäre eine Gemeinheit.

Baronin (plötzlich schluchzend, nur mühsam die Thränen unterdrückend): O Gott, warum hab' ich Dich nicht früher gekannt, warum nicht? Und nun .. Deine . . .

Fritz Schneider: Nun?

Baronin: Deine . . . maitresse, (sie spricht das Wort französisch aus), will ich nicht werden. (Sie springt auf.) Nein, nein! Wohin ist's mit mir gekommen.

Fritz Schneider: Du hast recht. Wir haben zu lange mit dem Feuer gespielt. Nun haben wir uns beide die Finger verbrannt.

Baronin: Liebst Du mich denn noch ein klein wenig, ein ganz klein wenig? Bitte sag's. Sag mir's nur noch ein einziges Mal.

Fritz Schneider (fast erschrocken): Hier? . . Nein.

Baronin (klagend): Weshalb kommst Du nicht mehr zu mir? Wie war's so traulich. Wie warst Du so lieb zu mir.

Fritz Schneider: Erinnere mich nicht daran. Es ist schändlich, einfach schändlich, wenn ich an Grete denke.

Baronin: Ich hasse sie, ich hasse sie!

Fritz Schneider: Dazu hätte sie allerdings ein Recht.

Baronin: Ja ja, ich weiß es ja. Es ist schlecht von mir. Ich weiß es ja.

Fritz Schneider (mit einem Versuch, zu spotten): Entsagen mußt Du, mußt entsagen.

Baronin: Ich will aber nicht. Ich will nicht. Weiter habe ich ja noch nichts vom Leben gehabt als Entsagen. Genießen will ich, genießen!

Fritz Schneider (aufspringend): Ich kann, ich will das nicht länger mitanhören. Ich bin ja schuld daran.

Baronin: Nein, ich bin schuldig . . . Wer hat zuerst geküßt? Ich. Was wußt ich bisher, was küssen war. (Schwärmerisch): Aber jetzt, jetzt weiß ich's. O, ich lechze . . (Verstummt. Sie sieht das etwas spöttische Lächeln Fritzens. Nun in einem ganz andern Ton.) Du hast recht. Ich mache mich lächerlich. Ich alte Frau, und so . . . und zwei Kinder .. und einen herzensguten Mann . . . lächerlich. (Pause.)

Fritz Schneider: So geht's nicht weiter. Es muß ein Ende nehmen. So oder so. Ich werde einmal mit Grete reden.

Baronin: Nein, das darfst Du nicht, das nicht. Ich weiß, wie sehr sie Dich liebt, das darfst Du nicht, das wäre ihr Tod.

Fritz Schneider: Was aber dann?

Baronin: Gönne mir doch diesen kurzen Sommer. Nachher will ich ja zufrieden sein. Zehren von diesem kurzen Glück ein ganzes Leben lang. Nur diesen Sommer.

Fritz Schneider: Meinst Du das wirklich im Ernst?

Baronin (die Hände ringend): Ich weiß ja, was Du sagen willst, aber ich weiß keinen andern Ausweg. Ich sterbe sonst vor Elend und Jammer. Einmal muß ich glücklich sein.

Fritz Schneider: Und wenn auch die Ehre zum Teufel geht.

Baronin (geht erregt durchs Zimmer): Warum sagst Du das? Grade das? Warum immer so grausam nachdenken und nachspüren? Kannst Du denn nicht einmal leben, bloß leben und glücklich sein?

Fritz Schneider: Unter diesen Verhältnissen? Unmöglich!

Baronin: O, Du bist derselbe Philister wie sie alle. Jetzt weiß ich's. Geh zu Deinem deutschen Gretchen!

Fritz Schneider: Beleidigungen verbitt ich mir.

Baronin: Sie liebst Du, sie allein.

Fritz Schneider: Daß ich Grete liebe, daraus habe ich nie ein Hehl gemacht.

Baronin: Weshalb hast Du mich nicht in Ruhe gelassen? Weshalb bist Du zu mir gekommen?

Fritz Schneider: Weshalb? Weil Du schön bist, weil Du mich berauscht hast, so daß ich alles vergessen konnte für einen Augenblick, meine Ehre und meine Liebe um dieses Rausches willen.

Baronin: Und bin ich nicht mehr schön? Sieh mich doch an. Bin ich häßlich geworden über Nacht?

Fritz Schneider: Nein. Du bist schön wie immer. Aber das ist keine Schönheit, die erfreuen kann fürs Leben, sondern nur verderben.

Baronin (mit schrillem Lachen): Ich weiß ja. Ihr Männer! Ihr könnt alle nur Frauen gebrauchen, die im Alltag leben. Nur nichts Ungewöhnliches, nur ja alles recht normal. Es könnte Euch ja mal eine Stunde Schlaf kosten, und dann der Verlust.

Fritz Schneider (ebenfalls gereizt): Gewiß, es ist unersetzlich, wenn man lebt, um zu wirken, aber nicht, um dahinzuliebeln wie Ihr Frauen.

Baronin (spöttisch): Daran merk ich Deine sechsundzwanzig Jahre.

Fritz Schneider: Es muß jetzt ein Ende nehmen, sonst geh ich zu Grunde.

Baronin: Was liegt denn daran? Was liegt an mir und Dir? Was kommt für die Welt auf uns beide an? Leben wir diesen Sommer, und gut, dann wollen wir sterben.

Fritz Schneider: Verzeih, Madeleine. Über diese Kinderkrankheit bin ich denn doch hinaus. Trotz meiner Jugend. Dies poetische Sterben kann mich nicht locken.

Baronin: Gut. Dann geh ich. (Sie zieht langsam ihre langen, gelben, dänischen Handschuhe an, ergreift ihren roten Sonnenschirm und geht der Thüre zu. Sie sieht ihn flehend an): Fritz! (Er wendet sich halb ab. Sie kommt wieder

einen Schritt näher. Er schweigt immer noch. Da legt sie ihre Arme um seinen Hals): Fritz! Meine Sonne! Mein Held!

Fritz Schneider: (reißt sie an sich und erstickt sie fast mit seinen Küssen. Wieder zu sich kommend): Jetzt geh. Bitte!

Baronin: Laß mich bei Dir bleiben. Ich will ja ganz brav sein. (Sie sieht, wie er mit sich kämpft.) Ganget's, Herr Referendar, seid's a bissel lieb und gut zu der arme alte Frau. (Er wendet sich wieder ab): Ich halt's nicht aus ohne Dich. Laß mich in Deiner Nähe, nur heute noch. Ich will auch keinen Kuß mehr, gar nichts mehr, nur nicht fort von Dir! (Er führt Sie schweigend zum Sofa und küßt ihr leise den Nacken. Er fährt zurück.)

Fritz Schneider: Es kommt jemand.

Baronin (lauschend): Ich glaube, das war Dein Vater . . . Komm, jetzt wollen wir vernünftig mit einander reden. (Beide schweigen.)

Baronin (entschlossen, im Gesellschaftston): Denken Sie sich nur, Herr Referendar, diese Unverschämtheit. Jetzt stehlen mir die Bauern schon das Holz aus meinem Walde.

Fritz Schneider (ärgerlich, leise): Wie kannst Du nur nach alle dem von so gleichgültigen Dingen reden und Dich so verstellen. Wahrhaftig, listig wie die Schlangen seid Ihr alle miteinander, Ihr Frauen.

Baronin (drückt ihm die Hand): Ich habe sie aber alle aufschreiben lassen ohne Erbarmen. Sie sollen fühlen, daß ich Herr bin in meinem Walde. (Leiser): So sag' doch auch was. Dein Vater ist nebenan. Hörst Du denn nichts.

Fritz Schneider: Ich mag nicht Komödie spielen.

Baronin (küßt ihm verstohlen die Hand. Immer mehr Gefallen an der „Komödie" findend): Einer war dabei, ein alter, grauhaariger Mann. Ich glaube, der hätte mich am liebsten geohrfeigt. Aber ich brauchte ihn nur hochmütig anzusehn, da kroch er schon wieder. Diese Memmen! (Leiser): So sag' doch auch was.

Fritz Schneider (gezwungen): Jawohl, Sie haben recht, gnädige Frau, so was ist feige.

Baronin (immer lustiger): Wenn er mich doch wenigstens geohrfeigt hätte, dann könnte man doch mal Respekt haben vor diesem „Volk". Aber so . . die verdienen's gar nicht besser. (Sie kneift ihn ausgelassen in den Arm.)

Fritz Schneider: Au!

Baronin (schüttelt sich vor heimlichem Lachen. Dann laut in lustigem Tone): Im Grunde sind wir andern doch nichts als Schmarotzer, Drohnen. Und von rechtswegen gebührt es sich sogar, daß sie uns totschlagen.

Sie, die Arbeitsbienen, unsre Wohntiere. (Giebt ihm wieder ein Zeichen, daß er sprechen soll.)

Fritz Schneider (widerwillig): Ich sehe, gnädige Frau, Sie beschäftigen sich auch mit Biologie und Physiologie.

Baronin: Warum nicht? Eine interessante Wissenschaft. (Sie bricht in lautes Lachen aus): Zu komisch, diese Unterhaltung. Und Dein Gesicht dabei. Nein wirklich, zu komisch!

Pfr. Schneider (tritt ein): Sie sind ja sehr vergnügt. Das freut mich. (Er reicht der Baronin die Hand): Ich habe wenig lachen gehört diese letzten Tage.

Baronin: Wie geht es Ihnen? Die letzten Male, als ich hier war, hab ich Sie nicht gesprochen.

Pfr. Schneider: Danke. Für meine Person ja ganz erträglich.

Baronin: Das freut mich. Übrigens, ich bin ganz froh, wenn Sie mich nicht immer sehn, Herr Pfarrer. Ich komme so oft, daß es Ihnen schließlich unangenehm sein könnte?

Pfr. Schneider: Bitte sehr, Frau Baronin. Es ist mir noch nicht unangenehm gewesen, Sie hier zu wissen. Heute am allerwenigsten.

Baronin: Weshalb grade heute?

Pfr. Schneider: Es waren eben ein paar Leute hier, denen ist's wunderlich ergangen. Ich spräche Sie gerne einmal in dieser Angelegenheit.

Baronin: Bitte, Herr Pfarrer, ich stehe zu Diensten.

Pfr. Schneider: Sie haben, wie ich höre, einige Holzfrevler zur Anzeige bringen lassen?

Baronin: Allerdings. Würden Sie das an meiner Stelle nicht gethan haben?

Pfr. Schneider: Allerdings nicht. Es handelt sich um einen Wald, der bisher Gemeindeeigentum war. Da gewöhnen es sich die Leute doppelt schwer ab, in solchem Wald wenigstens nicht mehr so weit ihr Eigentum zu sehn, als es ihnen ihr bißchen Laub und Reisig abwirft. Besonders wenn's Deutsche sind, denen die Gemeinderechte noch von Alters her im Blute liegen. Leider nur noch im Blute; denn in Wirklichkeit haben sie, Gott sei's geklagt, so gut wie kein Gemeindeeigentum mehr.

Baronin: Da meinen Sie, ich sollte diese Dieberei einfach durchgehen lassen?

Pfr. Schneider: Es wäre in diesem Fall allerdings nach meiner Meinung praktischer und auch menschlicher, wenigstens die erste Zeit, wenn's sein muß, beide Augen zuzudrücken und nicht mit rücksichtsloser Strenge vorzugehn.

Baronin: Es ist aber mein Recht. Und auf meinem Rechte besteh ich

Pfr. Schneider: Dieser Shylockstandpunkt ist, von allem andern abgesehn, nicht ungefährlich. Sie kennen unsre Bauern nicht, sonst würden Sie sie nicht unnötig reizen.

Baronin: Bah! Herr Pfarrer, ich habe keine Angst vor ihnen.

Pfr. Schneider: Und doch sind's im Grunde noch ganz dieselben wie 1525. Wenn weiter noch so auf ihnen rumgetrampelt wird, und wenn sie weiter noch so völlig vernachlässigt werden von der Gesetzgebung, dann nimmt's kein gutes Ende.

Baronin (wegwerfend): Ihre Ansicht in Ehren. Aber woher sollen diese Jammergestalten, die sich von Sauerkraut und Kartoffeln nähren, woher sollen die die Kraft nehmen zu irgend welchem energischen und erfolgreichen Widerstand?

Pfr. Schneider: Vergessen Sie dann auch, bitte, Milch und Brot nicht. Außerdem: Fleisch und Fleischextrakt haben noch keine große Bewegung auf dem Gewissen. Wohl aber der Hunger, der neuen Ideen zugänglicher ist als ein voller Magen.

Baronin: Es wäre aber doch einfach Feigheit, wenn ich jetzt wieder zurückginge.

Pfr. Schneider: Im Gegenteil. Es gehört mehr Mut dazu, als die armen Kerle einsperr'n zu lassen, wo der Buchstabe des Gesetzes Ihnen recht giebt. — Ich will Ihnen nicht mit christlichen Gründen kommen, (dünn lächelnd): ich weiß durch meinen Sohn, Nietzsche ist eben Ihre Passion, aber klug ist's nicht, und den Schaden werden Sie schließlich davon haben.

Baronin (leidenschaftlich): Gern! Nur zu gern! Wenn dies Volk nur endlich mal in Bewegung käme, wenn es sich nur mal aufbäumen wollte und Gewalt gebrauchte!

Pfr. Schneider (ernst): Das kann schneller geschehn, als Sie denken. — Für alle Fälle, hören Sie auf meine Bitte und reizen Sie die Leute nicht unnötig. Ich kenne meine Bauern so ziemlich, das werden Sie mir zugeben müssen. Wenn Sie einmal die Geduld verlieren, giebt's kein Halten mehr... Darf ich für die Leute hoffen? (Grete tritt ein.) Lassen Sie diesmal noch Gnade für Recht ergehn.

Baronin (ausweichend, mit einem Seitenblick auf Fritz): Da ist ja unsre Wohlthäterin. Guten Tag, liebes Fräulein. Entscheiden Sie: Würden Sie anstatt Recht Gnade walten lassen, auch wenn Ihnen jemand großen Schaden zugefügt hätte?

Grete (schlicht): Selbstverständlich, Frau Baronin. Wenn ich allein der Geschädigte bin.

Fritz Schneider: Das war recht.

Baronin (beißt sich ärgerlich auf die Lippen): Was kann ich schwache Frau gegen so viele. . . Ich will mir's überlegen, Herr Pfarrer. (Man hört laute Schritte von draußen her. Pfr. Schneider erhebt sich verwundert. Pfr. Meckel tritt ein. Baronin): Das fehlt noch. (Sie wirft Fritz Schneider versteckt zärtliche Blicke zu, auf die dieser aber kaum achtet. Es ist inzwischen so dunkel geworden, daß man die einzelnen Gesichter nur noch schlecht unterscheiden kann.)

Grete (zu Pfr. Meckel): Kommen Sie, Herr Pfarrer. Setzen Sie sich. Was ist Ihnen geschehn? Erholen Sie sich erst. (Sie schiebt ihm besorgt einen Stuhl hin, auf den er sich hoch aufatmend fallen läßt.) Ich will Licht holen.

Baronin: Nein, nein, lassen Sie doch, liebes Fräulein. Es sitzt sich so angenehm in der Dämmerung. Und wenn's gar was Gruseliges zu hören giebt, ist's doppelt stimmungsvoll.

Pfr. Meckel (immer noch nach Atem ringend): Jawohl, im Finstern bricht der Ehebrecher in die Häuser ein, und die Menschen lieben die Finsternis mehr als das Licht.

Grete (maliziös): Sie kennen die Frau Baronin, Herr Pfarrer?

Pfr. Meckel: Gewiß, Schwester Phöbe. (Er springt auf. Zu Pfr. Schneider): Sie haben mich abgesetzt, Herr Bruder, mit Schimpf und Schand vom Amt gejagt. (Lacht bitter): Ich bin ihr Feind geworden, weil ich ihnen die Wahrheit vorhalte.

Pfr. Schneider (ist ebenfalls aufgesprungen): Das ist arg! Das muß ich sagen.

Pfr. Meckel: Umgekehrt wie zu Zeiten der Apostel heißt es heute: Lasset uns lieben mit Worten und mit der Zunge, aber nur ja nicht mit der That und mit der Wahrheit.

Fritz Schneider: Das ist wirklich ein starkes Stück.

Grete (drückt Pfr. Meckel die Hand): Sie armer Pfarrer Meckel. Wie thun Sie mir leid. Grade Sie hängen so mit Leib und Seele an Ihrem Amt.

Pfr. Meckel: Nicht mehr an diesem Amt, Fräulein Grete, jetzt nicht mehr. Es will mich zum Lügner machen. Aber am Herrn hänge ich, und er wird mit mir sein auf allen meinen Wegen, wenn sie auch ins Dunkle hinabführen. (Mit großer Heftigkeit): O, ich will sie mit Schlangen und Skorpionen züchtigen. Das Land steht jämmerlich und verderbt. Wo nicht Rat ist, da gehet das Volk unter. Mein Volk ist wie eine verlorne Herde. O, wehe des sündigen Volks, des Volks von großer Missethat. Es ist ein verlogenes Volk und ungehorsame Kinder.

Baronin (gereizt): Das sind leere Tiraden, Herr Pfarrer. Damit werden Sie nichts ausrichten.

Pfr. Meckel: Mit Gott werden wir auch Thaten thun. (Zu Pfr. Schneider): Wie ist's, Herr Bruder, werden Sie sich fortan auch von mir wenden, wie von einem räudigen Schaf? oder werden Sie mir helfen?

Pfr. Schneider: Mein Haus steht Ihnen jeder Zeit offen, das wissen Sie, auch mein Rat. Aber von der That, die Sie damals vorhatten, sind Sie hoffentlich abgekommen?

Pfr. Meckel (hart): Nein! Ich bleibe dabei. Es wird nicht erfolglos sein. Es fehlte ja bisher nur an dem christlichen Geist, und unser ganzes Volk fällt ihnen zu. Ich will ihnen predigen, und sie werden meiner Predigt folgen; denn sie sind ein auserwähltes Rüstzeug in der Hand des Herrn, daß sie über unser Volk kommen und wenigstens ein heiliger Rest gerettet werde zum Leben. Ich gehe zu den Sozialdemokraten. (Das Zimmer wird fortwährend von fernen Blitzen erhellt.)

Baronin (anzüglich): Es wetterleuchtet.

Pfr. Meckel: Jawohl, Frau Baronin, es wetterleuchtet. Auch in den dicksten Bauernschädeln, Frau Baronin. Elend und Not hat sie allmählich hellgebrannt. (Voll Hohn): Hättet Ihr rechtzeitig Blitzableiter auf Eure Dächer gebracht: Agrargesetze, Wuchergesetze, Börsengesetze. Nun ist's zu spät. Und das Wetter soll Euch um die Ohren sausen, daß Euch Hören und Sehn vergeht, Ihr verweichlichten Stadtmenschen!

Pfr. Schneider: Aber, lieber Meckel.

Pfr. Meckel (ohne sich unterbrechen zu lassen): Bisher hattet Ihr's nur mit Fabrikarbeitern zu thun, die keine Kraft in ihren mürben Knochen haben. Wir aber, wir haben Mark in den Knochen und Kraft in den Fäusten, und wehe Euch, wenn jetzt der Bauer über Euch kommt, Ihr Stadtgespenster!

Pfr. Schneider: Mäßigen Sie sich doch ein klein wenig.

Pfr. Meckel: Nein, es muß mal runter vom Herzen. (Immer lauter): Mit dem „von“ davor könnt Ihr nichts als Spazierenfahren und Spazierenreiten, und ohne „von“ seid Ihr auch nur elende Ellenreiter, die nur damit arbeiten, womit (bezeichnende Handbewegung), womit der Bauer sich ausruht.

Pfr. Schneider: Nun ist's aber wirklich genug.

Fritz Schneider (mit etwas gezwungenem Lächeln): Laß ihn doch. Diese Geschmacklosigkeiten sind ja ganz amüsant.

Baronin: Thomas Münzer.

Pfr. Meckel: Das war der schlechteste noch lange nicht. Es wird aber auch nicht an besseren fehlen zu dieser Zeit. Sie ist reif. Ihr habt ihr Verderben gesät, Ihr werdet auch Verderben an ihr ernten. Wahrlich, an den Früchten, die sie Euch in den Schoß wirft, werdet Ihr Euch den Tod essen. (Er stürmt hinaus. Grete geht ihm nach. Längeres Schweigen.)

Pfr. Schneider (kopfschüttelnd): Schade, schade um ihn. Er wird sich nur

selbst den Kopf einrennen. Eins hat er vergessen in seinem Plan, und das ist die Hauptsache.

Fritz Schneider: Was meinst Du?

Pfr. Schneider: Das Deutschgefühl, das Nationalbewußtsein. Daran fehlt's. Schließlich ist das mein Haupttrost gegen Sozialdemokraten, wie gegen diese Art von Christen. . . Wenn sie das erst wiedergefunden haben, sind's keine Sozialdemokraten und keine Schwärmer mehr. (Pause.)

Baronin (leise): Mich friert. Ich möchte nach Hause. (Fritz reicht ihr den Arm. In demselben Augenblick, wo sie das Zimmer verlassen, zuckt ein greller Blitz mit gewaltigem Krachen durchs Zimmer. Man sieht bei seinem Schein, wie die Baronin zusammenfährt und den Arm von Fritz fester umklammert, wie Pfarrer Schneider erschrocken den Blick zum Himmel emporhebt. Der Sturm braust. Es wird völlig dunkel im Zimmer. Man hört, wie der Regen gegen die Fensterscheiben und auf die Straße klatscht.)

Ende des dritten Aktes.

(Die beiden letzten Akte folgen im Augusthefte.)



Unser Dichteralbum.

Der kluge Heilige.

Romanze.

Als Chlodowech wieder in Fehde mit König Alarich lag,
Ging er nach Tours, zu beten am Bischofs-Sarkophag:
„Hilf Du mir, lieber Heil'ger, es soll nicht Dein Schaden sein,
Ich baue Dir eine Kirche und laß Dir vergülden den Totenschrein.

„Was ich gelobt den Aposteln, das darf Dich nicht ärgern — traun!
Dir will ich — bei Gott! — ein größ'res und schöneres Haus erbaun,
Sobald ich den gotischen Ketzern genommen das herrliche Land,
Des diene mein prächtiges Streitroß Dir, heil'ger Martinus, zum Unterpfand."

Er gab den Priestern die Mähre, und nahm ein anderes Pferd,
Und senkte vor dem Toten zum Gruß das breite Schwert,
Und ritt den Goten entgegen — — bei Vegló im Schildgekrach,
Dort war es, wo er vom Renner den edlen Alarich niederstach.

Und Chlodowechs Banner verklärte das trüg'rische Schlachtenglück,
Mit seines Gebieters Leichnam zog knirschend der Feind sich zurück,
Doch kurz nur währte der Jubel — hernieder vom Alpenhang
Stieg wetterleuchtend der Berner für seinen Enkel zum Waffengang.

Bei Arles, da heulten die Hörner, und hochauf brüllte die Schlacht,
Die tapferen Franken erlagen Theoderichs Siegermacht,
Und drohte Byzanz nicht —: Herrn Chlodwig ging's wohl an die Gurgel fest;
O lieber, heiliger Martin, ihr seid zum längsten Freunde gewes't!

Und Frieden schlossen die Fürsten, gen Norden wandte hindann
Die schnaubenden Friesenhengste der fränkische Heeresbann,
Vorm Kirchlein des heiligen Bischofs der fromme Chlodowech hielt,
Und rief durch die Thür: „Mann Gottes, Du hast nicht ehrlich mit mir gespielt

„Die Hälfte des Südens noch immer in Ketzerhänden ist,
Drum kann ich, was ich gelobet, nicht lösen zu dieser Frist,
So gieb mir mein Pfand denn wieder, das königlich-edle Tier,
Und nimm für die treue Wartung einhundert goldene Münzen von mir!"

Der Priester ging in den Marstall, doch kam er zurück im Nu:
„„Dein Pferd, o gnädigster Herre, das führt Dir kein Sterblicher zu!
Es liegt auf dem Stroh gar behaglich trotz Bitten und Schmeichelei'n,
Und schüttelt die Mähne geruhig, als wollt' es sagen: Es darf nicht sein!""

Der König bekreuzte sich staunend: „Kein Zweifel! es weckte Verdruß
Dem heiligen Bischof die Weig'rung, drum band er dem Pferde den Fuß!
Doch tröste Dich! aus der Kirche, die ich den Aposteln gelobt,
Wird's auch nichts für diesmal; es haben die heiligen Zwölf sich nimmer erprobt!

„Dir aber send' ich zweihundert Goldstücke für mein Roß,
Sobald ich wiederum throne in meiner Väter Schloß —
Wohlan denn, Pfleger der Kirche, den Friesen mir vorgeführt!"
Doch der kam ohne die Mähre: „„Herr König, Dein Roß sich vom Platze nicht rührt!

„„Es steht und scharrt mit den Hufen, so daß man schier meinen könnt'
(Wär's Sünde nicht!), daß es Ziffern hinmale auf Pergament —""
„Ich merke," sprach da der König, „der Heilige wünscht sich 'ne Schrift,
Um sicher zu sein der Lösung — heraus denn, Scriba, mit Deiner Schrift!"

So ward denn der Schuldschein geschrieben und sigilliert mit 'nem Klex,
Und Chlodowech kratzte darunter ein mächtiges Kreuz als Rex;
Verdrießlich dem wiehernden Rößlein den Sporn in die Weichen er schlug,
Und brummte: „Gut ist er in Nöten, doch teuer im Handel und klug!"

Juni-Zauber.

Schwach und schwächer schlägt die Woge
An den Strand im Mondenlicht,
Und zur schmachtenden Ekloge
Wird das zornige Kampfgedicht.

Schwach und schwächer . . . leise, leise
Schläft die müde Großstadt ein,
Bei der Sphären Elfenweise,
Bei der Sterne Ringelreihn . . .

Süße, schwere Mattheit zittert
Durch den Blätterbaldachin,
Und die Stirn vom Traum umwittert
Senkt sich still zum Schlummer hin.

Drüben ob des Weihers Wellen
In gedämpftem Mondenschein
Gaukeln, schaukeln gleich Libellen
Erlenkönigs Töchterlein . . .

Schwach und schwächer . . . in den Weiten
Stirbt des Lebens letzter Ton,
Aus den Jasminkelchen gleiten
Schäkernd Puck und Oberon . . .

Und der Wundernacht zum Ruhme
Im Gemüte, himmelgroß
Sprießt der Sehnsucht blaue Blume,
Blüht der Dichtkunst Purpurros' . . .

Brünn. Ottokar Stauf von der March.

Unterwegs.

Und als ich an den Schattenbusch kam
Tief im Heidegrund,
Da schlief unter wilden Rosen
Ein Bub mit zerlumpten Hosen.
Und als ich ihn frisch beim Arme nahm,
Ihn fragte nach Weg und Stund',
Wehrte er dem Sonnenglast,
Lallte sein Mund:

Mir war: ich lag im Marmorpalast
In einem neuen Kleide.
Ein hohes Mädchen kam und trug —
Sie rauschte ganz von gelber Seide —
Einen großen Krug,
Und sie neigte zu mir den Rand,
Und ich sog und küßte ihr stumm die Hand,
Die duftete wie Heide.

Und die Lider sanken ihm wieder zur Ruh,
Grell flitterte der Sonnenglast.
Und leise, leise schritt ich zu,
Ließ ihn im Marmorpalast.

Konstanz. Emanuel von Bodman.

Am Scheideweg.

Wir gingen ein Stück Weg zusammen
Bis an den roten Rosenstrauch,
Drin saß die Liebe mit hellen Flammen
Und forderte, was Liebesbrauch.

Da zog ich leise meine Hände
Aus Deiner treuen Freundeshand:
„Hier geht die Wanderschaft zu Ende!
Dort drüben winkt Dein Zukunftsland!

„Ich kehre um, — das Rosenpflücken,
Mein Freund, verlernte mir das Leid,
Dich kann der Wunderduft berücken,
Dich hat das Unglück nicht gefeit.

„Viel Glück zur Reise, lieber Wandrer!
Und — ernte keinen Dornenkranz!
Kehr' siegreich heim, — ein stolzer andrer,
Am Helme der Erfahrung Glanz!

„Dann wirst Du leise mir gestehen:
Die Rosen waren hold und gut —
Doch ihnen aus dem Weg zu gehen,
Ist auch ein Stücklein — Heldenmut!"

Dresden. Johanna M. Lankau.

Stille Fahrt.

Ich stand an einem dunklen Meer,
Da kam vom grünen Eiland her
Ein stiller Kahn geschwommen.
Mir ward so leicht, mir ward so schwer,
Mein Herz ward aller Unrast leer,
Der Schmerz ward mir genommen.

Still stieß der Nachen an den Strand,
Sein Lenker winkte mit der Hand,
Er lachte wie im Traume
Und lud mich ein zum andern Land,
Das in der Ferne unbekannt
Grün glänzte aus dem Schaume.

Und ich stieg ein. Der stille Mann
Zog stumm die schwarzen Ruder an,
Wir schwammen aus dem Hafen.
Er nickte müde dann und wann
Und sang ein seltsam Liedchen dann,
Und ich bin eingeschlafen . . . .

Berlin. Hans Benzmann.

Idyll.

Orangen blühten in warmer Nacht.
Und draußen, da brauste die See.
Da standen die Berge in trotziger Wacht
Mit den Häuptern in Eis und Schnee.

Da drang der Neger lärmend Schrein
Vom Feuer her zu mir.
Seltsam! Im fremden Sternenschein
Träumt ich von mir und Dir.

Es lag mein Haupt auf dem Sattel hart,
Die Cigarre glimmte dazu,
Da träumt' ich von schönerer Gegenwart
Und liebesseliger Ruh.

Nicht schweift ich ferner mehr umher
Dort, wo im wilden Land
Die Palme steht am blauen Meer.
Wir gingen Hand in Hand.

Du gingst mit Deinem kokettem Schritt,
Und Pelz und Muff beschneit!
Ich im Cylinder mit Pflastertritt!
O europäische Zeit!

Brasilien. A. v. Sommerfeld.

Alte Weise.

Sie mußten auf gleichem Wege
Zum nächsten Örtchen gehn;
Aus Tannendämm'rung lockte
Der Heidekräuter Wehn.

Vor ihnen in purpurner Ferne
Die Abendsonne versank;
Aus dunklen Büschen lockte
Der Nachtigall Gesang.

Sie sahen sich unter die Augen,
Sie faßten sich bei der Hand
Und fühlten, ein Wesen lockte
Sie nun ins Märchenland . . .

„Bei Sternen und Blumen und Vögeln
Bleib bei mir in seligem Sinn —
Zu jenen Menschen kommen
Wir morgen noch früh genug hin!"

Berlin. Oskar Linke.

Impressions musicales.

In schweigenden Nächten, aus weinenden Kelchen
Klingen die duftigen Elfen empor:
Schmächtige Mädchen mit todbleichen Wangen,
Flehende Sehnsucht und reines Verlangen . . .
Hörst du das Säuseln in müden Syringen?
Hörst du das ahnende, schwebende Singen?
Hörst du die bebende Geige im Chor?

In fiebernden Tagen, aus samtigen Rosen
Flammen die lockigen Knaben empor:
Trotzige Knaben mit zärtlichen Lippen,
Brennende Qualen und hastiges Nippen . .
Hörst du das Rauschen von schluchzenden Quellen?
Hörst du das tiefe, verwirrende Schwellen?
Hörst du das trunkene Cello im Chor?

In fröhlichen Stunden, aus spielenden Winden
Schlüpfen die neckischen Kinder empor:
Trillerndes Lachen und Jubeln und Schmettern,
Lustige Kämpfe mit Früchten und Blättern . .
Hörst du das Fragen und Rufen und Zaudern?
Staunen und Träumen und kindliches Plaudern?
Hörst du die rosige Flöte im Chor?

Wien. Ewald Berger.

Ins Album.

Die junge Stirn so morgenblank,
Die Flechten voll Frühtautropfen,
So sitzt Du auf der grünen Gartenbank, —
An den Schuh'n spielt die Sonne durchs Bohnengerank,
Das Herz möcht' vor Freude mir klopfen.

Ich fühle, daß ich wieder schaffen kann, —:
Laß Deine süße Nähe
Mich atmen, so oft ich mich müde sann,
Daß zu Hause aus meiner Feder dann
Deine Frühlingsfrische wehe.

Wartefieber.

Von der roten Ampel fällt's dämmerhell
Über Goldtapete und Eisbärfell.

Ihr nacktes Füßchen wippt wartefieberheiß,
Aus dem Sektkübel nimmt sie ein Klümpchen Eis.

Sie drückt's an die Stirn. — Rings still alles, nur
Vom Marienturm schlägt's durch die Christnacht elf Uhr.

Wenn . . .

Wenn Du mich hättest lieben wollen,
Ein Frühling wär' mir aus der Stirn gequollen,
Jeder Atemzug schneite
Ein blühendes Gedicht,
Jeder Federstrich streute
Eine Garbe Licht.
Nun lieg' ich brach —: kein Halm auf den Schollen . . .
Wenn Du mich hättest lieben wollen . . .

Köln a. Rh. Carl Maria.

Kritik.

Sie haben mich meist mit Lob vergnügt
Und nur mit Sammetworten gerügt,
Aber fehlt nur eins:
Gefördert hat mich keins.
Doch wenn die Freunde einmal kamen,
Mich fest bei beiden Ohren nahmen,
Und schrien mir grad und grob ins Gesicht:
Was ist das für ein Schludergedicht!
Willst Du so lüderlich weiter schreiben,
Kannst Du nicht länger unser bleiben!
Da hab ich denn kein Wort vergessen,
Bin Tag und Nacht dabei gesessen,
Und hab gedruckst und hab gedacht,
Wie ich es ihnen zu Dank gemacht.
So kam ich ein Stück den Berg hinan,
Freu mich am Tüchtigen, was ich kann.

* * *

Wo Liebe und Verstand uns schelten,
Läßt man auch gern die Grobheit gelten,
Aber Hochmut, Hand in Hand
Mit Rezensentenunverstand,
Findet uns gleich brutt und barsch:
Lex mihi ars!

Hamburg. Gustav Falke.

Wider die Ordnung.

Von Karl Credner.

(Leipzig.)

Er war ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt.

Er besaß nicht mehr jene derb-naive Frische, die man an jungen Menschen seines Alters liebt. Zwei tiefe Falten grenzten die schmalen Wangen nach dem Munde hin ab, von dessen vollen Lippen niemals eine laute herzliche Lache schallte; er hatte ein feines unhörbares Lächeln, das von einem Mundwinkel zum andern zuckte und immer den Ausdruck der Ironie trug. In der vornübergeneigten Haltung seines mittelgroßen Körpers lag etwas Gebrochenes.

Er war kein ganzer Mensch mehr. —

Er hieß Heinz und war ein Lehrerssohn, das einzige Kind.

Auch er war einmal ein toller Bube gewesen, wie nur irgendeiner. Obwohl ihn die Mutter streng in Zucht hielt, gab es doch kaum einen dummen Streich in seinem Vaterstädtchen, bei dem er nicht wenigstens mit geholfen hätte. —

Das änderte sich mit seinem zehnten Jahre, wo er, einem Wunsche seines früh verstorbenen Vaters gemäß, auf ein Gymnasium gebracht wurde. Zuerst bat er herzzerreißend, ihn nicht fortzuthun, ihn daheim Gärtner werden zu lassen, so daß die Mutter schon schwankend wurde. Aber man sagte ihr, daß ihrem Sohne das ganze Leben offenstünde, wenn er

die Reifeprüfung bestanden hätte, daß er dann ja noch immer werden könne, was er wolle, Doktor, Gärtner oder Oberpfarrer. Und ihm erzählte man von dem fremden neuen Leben in der großen Stadt, so daß er schließlich zwar mit viel Thränen, aber innerlich vertröstet von dannen schied.

Sein Kopf, der leicht und schnell faßte, gab sich redliche Mühe, sich in die entlegene römisch-griechische Welt hineinzufinden. Spielend lernte er Sprache, Namen und Zahlen, aber der Geist des Altertums blieb ihm fremd, wo er sich auch um sein Verständnis mühte, schon seiner Mutter zu Liebe, die ihn in jedem Briefe ermahnte, ja recht fleißig zu sein für das viele Geld, das er koste.

Anfangs saß er unter den ersten und erntete Auszeichnungen und Lob, aber durch jene vergeblichen Anstrengungen, nicht nur die philologische, bis aufs Jota getreue Form, sondern auch den Inhalt, den Geist der alten Zeit zu erfassen, begann sein Eifer zu erkalten, und bald that er nur noch, was nötig war, um glatt von Klasse zu Klasse zu rutschen.

Die mechanische Arbeit der Mathematik und der vernachlässigte Unterricht in den Naturwissenschaften konnten ihn auch nicht befriedigen, und so suchte er anderweitig Ersatz. Er fand ihn durch einen Mitschüler, der Famulus bei der kleinen Schulbibliothek war und ihm unter der Hand so viel Bücher lieh, als er nur haben wollte. Bald saß er jede freie Stunde am Tage und tief in die Nacht hinein über die Bücher gebeugt und las und las mit seinem empfänglichen Geiste, las alles bunt durcheinander, heute Indianergeschichten, morgen Goethe oder Cervantes. Vieles verstand er nicht und vieles vergaß er wieder, aber es wurden doch Gedanken in ihm rege, Gedanken, die sonst diesem Alter fremd sind. Er erlangte eine gewisse Frühreife und zeigte eine sehr zielbewußte Neigung, zu kritisieren und abzusprechen.

Das Gymnasium hatte bei seinen hohen humanistischen Zielen keine Zeit, sich noch mit derartigen Dingen zu befassen, und von den Lehrern nahm sich keiner die Mühe, die wirre Menge von Kenntnissen, die sich in diesem Hirne aufgestapelt hatte, zu sichten. So verlor der Knabe den inneren Zusammenhang mit der Schule vollends. Er betrachtete sie schließlich als etwas Feindseliges, als eine schädliche überlebte Einrichtung und begann sie aus Herzensgrund zu hassen.

Gleichzeitig setzte er sich auch über ihre äußeren Satzungen mehr und mehr hinweg. Eine Vierzehnjährige, die ihm der offenen Haare und der verträumten Augen wegen gefiel, hatte seine mehrwöchentliche Bewerbung ziemlich deutlich zurückgewiesen. Das lieferte ihm den Vorwand, öfter ins Wirtshaus zu gehen, er mußte ja „seine unglückliche Liebe ertöten"; und während seine Mutter daheim sparte und rechnete, um bei der kleinen

Pension noch ein dürftiges Taschengeld für den Sohn zu erübrigen, verbrachte der einen großen Teil seiner Zeit bei Bier und Skat. Andrerseits wurde diese „unglückliche Liebe" der Grund, daß er alle Berührungen mit dem weiblichen Geschlechte sorgfältig mied und besonders die Kellnerinnen durch eine kühl-verächtliche Behandlung auszeichnete.

Im üblichen Alter bestand er die Reifeprüfung und erhielt ein befriedigendes Zeugnis. Er entschloß sich, neuere Sprachen und Geschichte zu studieren; die Lust am Gärtnern war ihm vergangen. Er verließ die humanistische Schule unfertig und zerrissen, nicht mehr ein ganzer Mensch, unfähig zum erschöpfenden Genusse und vor allem unkundig der stätigen seelenbefreienden Arbeit, aber dafür — ein Mensch von allgemeiner Bildung.

Voller Hoffnungen zog er zur Universität. Sie sollte ihm bringen, was das Gymnasium ihm versagt hatte, den großen Blick für das allgemeine, der vom eigenen Volke ausgehend die Errungenschaften aller Völker und aller Zeiten übersieht. Sprachgeschichte, Litteraturgeschichte, Kriegsgeschichte, Kunstgeschichte, kurz alle historischen Wissenschaften wähnte er da einträchtig beisammen zu finden, neben einander wirkend, aber in einander greifend.

Und er fand — ein wüstes Gemenge grundgelehrter Einzelforschungen, jeder für sich einen Maulwurfsgang grabend und dann und wann ein Häuflein frischer Erden zu Tage fördernd.

Die großen Männer der Vergangenheit hatten, so hieß es, alles vorweg genommen; es galt nur, nachzutragen, wo sie etwas vergessen, oder zu verbessern, wo sie einmal gefehlt hatten, und das wurde von den Epigonen mit viel Grobheit und wenig Witz besorgt. Die große Vergangenheit erdrückte die Gegenwart; jeder wollte etwas neues sagen und schaffen, statt das Alte zusammenzufassen und zu gestalten.

Er lauschte hier und hörte dort, aber es war überall dasselbe Lied: wissenschaftlicher Kleinbetrieb.

Wiederholt versuchte er es, seine Wünsche einzusargen und es zu machen wie die andern. Er wollte auch ein blinder Maulwurf werden, doch er mühte sich vergeblich; er konnte nichts dafür, daß er sehende Augen hatte. Es trieb ihn immer wieder heraus aus dem engen dunklen Schachte zum weltbescheinenden Sonnenlichte.

Er nahm viel neues in sich auf, sehr viel, aber sein Wissen blieb zusammenhanglos und ungeordnet. Er wußte nichts damit anzufangen, konnte es nicht verwerten. Er war immer noch Schüler, er lernte nach, was die Schule vorenthalten hatte, aber planlos, bruchstückweise. Es war keine einheitliche große Arbeit. Ja, konnte er denn überhaupt arbeiten? Er fühlte nur, wie er sich zersplitterte, und mit der Welt unzufrieden, ward er noch unzufriedener mit sich selbst. —

Die Empfehlungen eines hochstehenden Verwandten hatten ihm Eintritt in den besten Häusern verschafft. Man kam ihm mit vieler Liebenswürdigkeit entgegen und übersah seine stumme Verlegenheit und Unbehilflichkeit gegenüber diesen glatten, geleckten und formgewandten Menschen. Er bemerkte bald, daß es den Leuten gar nicht um seine Person zu thun war; sie nahmen sich überhaupt gar nicht die Mühe, ihn auf seine Persönlichkeit hin zu prüfen, er war schlechthin der Neffe seines „berühmten" Onkels.

Die Mutter schrieb ihm, diese Verbindungen ja zu pflegen, da sie bei Stipendien und späterem Fortkommen ihm wohl behilflich zu sein vermöchten; aber er vermochte nicht mit lächelndem Gesichte höfliche Lügen zu sagen und um die Gunst eines unangenehmen Menschen zu buhlen, weil er vielleicht später einmal dessen Fürsprache brauchte.

Seine kindische Verbissenheit gegenüber dem anderen Geschlechte hatte nachgelassen, aber er hatte noch keinen Blick für das Weib, obwohl er sinnlich war bis zur Unnatur. So verstand er nicht die heißen Lockungen der einen, während ihn die tugendsame Einfältigkeit der andern langweilte.

Er fühlte sich immer einsam und fremd in diesen Kreisen, wo man beständig auf der Hut sein mußte, etwas von seinen wahren Gedanken zu verraten, wenn man sich überhaupt mit dieser undankbaren Münze schleppte, und schließlich blieb er fern, zum großen Kummer seiner Mutter. —

Er hatte eine Anzahl von Bekannten gefunden. Sie waren nicht seine Freunde. Er traf sich mit ihnen da und dort, er trank mit ihnen sein Bier, aber von dem, was in ihm bohrte und gährte, ahnten und verstanden sie nichts. Es waren zumeist derbe, lebensfreudige Burschen, die den Kater nicht mehr spürten, die ganz untertauchen konnten im Genusse und am nächsten Tage wieder vergnügt ihre Arbeit thaten. Sie nahmen, was das Leben ihnen bot, sie hofften und grübelten nicht, was das Leben ihnen bieten könnte.

Sie waren ungeschlacht sinnlich. Wenn sie nachts von Kneipe zu Kneipe zogen, stürmten sie auf jedes Weib, das in ihren Weg kam. Er fühlte sich verletzt durch ihr Reden und Thun, aber ihre Prahlereien mit der Gunst der Frauen reizten ihn. Namentlich ein junger Mediziner, der kürzlich das erste Examen gemacht hatte, rühmte sich seiner „Frau" und zeigte sich bisweilen mit ihr am Arme. All das verstand er nicht, aber er hatte eine brennende Sehnsucht nach dem Weibe.

Vaterlos hatte er niemanden gefunden, der ihm den Schleier von dem sorgfältig gehüteten Geschlechtsgeheimnis gezogen hätte. Was er davon wußte, stammte aus unlauterer Quelle, trübe, und bei seiner stark sinnlichen Beanlagung verderblich. Und es schrie förmlich in ihm nach Klarheit, nach Klarheit über das Weib! Und er mußte sie haben!

Er war nie mit bezechten Genossen zum Freudenhause gegangen, halb aus Feigheit und halb aus Abscheu. Endlich nach wochenlangem Kampfe ging er, einsam, in später Nachtstunde, um das entschleierte Bild zu sehen. Er wollte Wahrheit um jeden Preis. —

Als er wieder kam, trat er vor den Spiegel. Es war noch sein altes Gesicht, das ihm entgegenschaute. Das Fältchen mehr am Auge entging ihm.

Er fühlte sich ernüchtert, aber nicht schuldbewußt. Die Folge war, daß seine endlos schweifende Sinnlichkeit einen festen Pol gefunden hatte.

Damals war er ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt. — — —

Er wußte nicht, wann er sie zum ersten Male gesehen hatte. Er kaufte selten in dem Geschäfte, wo sie Verkäuferin war; aber als er sich besann, mit welchem Weibe er wohl „gehen" möchte, da sah er plötzlich ihre großen fragenden grauen Kinderaugen vor sich.

Und am Nachmittage kaufte er bei ihr, und er beobachtete sie, forschend, das Weib mit dem Auge des Mannes, — und am Abend, als sie das Geschäft verließ, ging er ihr nach.

Lange wanderte er verzagt und feige hinter ihr drein. Sie hatte ihn bemerkt und sah sich öfter um, aber er war bange, sie anzureden. Endlich draußen in der Vorstadt, in einer stillen Straße faßte er sich ein Herz — — — das war im Mai.

Sie war kaum sechzehn Jahre alt, stammte aus einer kleinen Bürgerfamilie und hieß Hannchen.

Sie war frisch und liebreizend, aber geistig und körperlich noch ein halbes Kind.

Fortan holte er sie fast jeden Abend ab. Meist gingen sie noch ein Stück hinaus ins Freie, und er führte sie dahin durch unbelebte Gassen in scheuer Furcht vor neugierigen Gesichtern. Steif gingen sie nebeneinander her, kaum daß er einmal ihre Hand zu haschen wagte; nicht einmal die Vatersnamen von einander wußten sie.

Auch die Sonntage verbrachten sie gewöhnlich gemeinsam, zunächst auf kleinen Ausflügen, später in den Vergnügungslokalen der Großstadt. Sie wurden allmählich mutiger; sie hatten die Erfahrung gemacht, daß ein paar Verliebte mehr oder weniger den Menschen herzlich gleichgültig war. Nur seine Bekannten mied er mit ihr zu treffen, ihre unausbleiblichen Fragen erschienen ihm wie eine Entheiligung.

Mit der zunehmenden Sicherheit des Auftretens wuchs auch die Vertraulichkeit; das Du schlich sich ein, und der Kuß, der es besiegelte, zog andere nach sich. Wenn auch sie immer noch kalt und ruhig blieb, und ihm beim Abschied neckisch die empfangenen Küsse vorrechnete, so steigerte sich doch sein sinnliches Begehren. Seine Liebkosungen wurden kühner und

nach einigem Sträuben ließ sie ihn gewähren. Aber als er sie einmal flehentlich bat, die Seine zu werden, da stand sie weinend auf von der Bank, wo sie gesessen hatten, und wandte sich von ihm mit einem schluchzenden „Nie — niemals!“

Derartige Scenen kehrten wieder. Das Verlangen nach ihrem Besitze verzehrte ihn. Sie warf ihm vor, daß er in ihr nur das Weib liebe, und er wußte nichts zu erwidern. Sie war geistig noch viel zu sehr Kind, als daß sie ihm hätte etwas sein können, und verstand viel zu wenig vom Leben, um ihn zu verstehen.

Schließlich wollte sie einwilligen, wenn er ihr die Heirat verspreche, aber das lag ihm ganz fern, schien ihm eine ungeheuerliche Zumutung, sich jetzt schon die Flügel zu binden. Und dann seine Mutter, die in jeden Ferien ihn angstvoll fragte, ob er sich auch nicht mit einem Mädchen eingelassen habe, und ihn dann immer inständig bat, nur nicht, wie einst sein Vater, eine Arme zu nehmen: sie hatte die Folgen durchkämpfen müssen.

Der Sommer ging zu Ende, und er sah ein, daß auch er ein Ende machen müsse, so oder so. Da stellte er das Mädchen vor die Wahl, entweder ihn ganz zu besitzen oder für immer zu verlieren. Sie wählte — das erste und versprach, am Abend zur Brücke zu kommen. Er wartete und wartete, aber sie kam nicht. Da packte er am andern Tage seine Sachen und fuhr davon, heim. —

Zwei Monate blieb er weg. Er ließ nichts von sich hören; einmal hatte er den Brief schon angefangen, aber er zerriß ihn wieder und bezwang die aufquellenden Gefühle. Als er wieder kam, schaute er sich um, nach einer andern.

Er sah manches Auge verlangend auf sich gerichtet; manches Weib, viel schöner als Hannchen, winkte ihn zu sich, an ihre Seite und an ihr Herz, aber eine seltsame Scheu hielt ihn immer wieder zurück, dem Winke zu folgen. Einmal that er es doch. Schon oft hatten sie ihn angeglüht, diese sündig schwarzen Augen, und eines Mittags auf dem Stadtgraben, als sie wieder mit ihren verzehrenden Blicken sich in die seinen bohrten, da raffte er seinen Mut zusammen und ging hin — — — nach einer Woche schon verließ er sie; ihn ekelte vor ihrer nackten Gemeinheit.

Darauf gab er das Suchen auf, aber er litt unter der seelischen Einsamkeit und der liebeleeren Öde, die ihn umgähnten. Er sehnte sich nach jemandem, dem er sich mitteilen konnte, und schon ein liebevolles Mitfühlen dessen, was ihn bewegte, schien ihm dabei genug.

Und eines Abends, da stand er wieder am Geschäft und wartete auf Hannchen. Er konnte sich keine Rechenschaft geben, wie er dahin gekommen war, so ganz unversehens, aber er empfand darüber jene heimliche, selbstgenügsame Freude, wie der Christenmensch über eine seiner guten Thaten.

Kein Wort der Verwunderung oder des Vorwurfs kam über des Mädchens Lippen, nur die unsägliche Freude, ihn wieder zu haben, leuchtete aus ihren Augen. Ihr Gesicht war schmäler geworden, und ihr Blick hatte nicht mehr das kindlich Fragende.

Die nächsten Wochen vergingen ihnen in stiller Seligkeit. Sie kam zu ihm und saß bei ihm nieder und drückte ihn an sich. Er drängte sie nicht, aber er harrte in banger Erwartung, ob die Furcht größer sei oder die Liebe. Und die Liebe war größer. Mit den Lippen verneinend, aber verlangend mit jeder Faser ihres Körpers gab sich Hannchen in seine Arme. —

Die Schranken zwischen Mann und Weib waren gefallen, und nun entwickelte sich auch die volle seelische Gemeinschaft. Hannchen gehörte ihm nicht nur körperlich, sondern auch geistig; sie sah zu ihm auf mit dem grenzenlosen Vertrauen des liebenden Weibes und richtete sich nach ihm in allem. Der Kreis ihrer Anschauungen erweiterte sich unter seinen Worten, und der Maßstab, mit dem sie die Dinge maß, wurde ein anderer, größerer. Auch in äußeren Kleinigkeiten, woran sonst die Frau am zähsten hängt, zeigte sich sein Einfluß. Auf seinen Wunsch verschwanden Schleier und Ohrringe.

Dafür half sie ihm mit ihrem praktischen Blicke und gab ihm aus dem reichen Schatze ihres ruhig-heiteren Gemütes. Er gewann an innerer Sicherheit und maßvollem Auftreten. Er empfand einen wundersamen Frieden in seiner Seele, und wenn ihn doch einmal ein roher Eingriff der Außenwelt verstörte, dann eilte er zu ihr und bettete den Kopf in ihren Schoß; da war alles wieder gut. Sie war die Ausgleicherin zwischen ihm und dem Leben.

Je mehr sie ihm wurde, um so deutlicher fühlte er, wie viel sie ihm schon war. Er war nie glücklicher gewesen als jetzt, und bisweilen ertappte er sich auf dem Gedanken, dies Glück festzuhalten für immer. Er suchte sich einzureden, daß er in drei Jahren vielleicht ganz anders darüber dächte, aber er mußte nur über sich selbst ungläubig lächeln und begann träumend weiter zu bauen in die kommende Zeit. Er hatte es nie vermocht, ganz in der Gegenwart aufzugehen, er lebte immer schon ein großes Stück voraus in der Zukunft.

Hannchen hatte nichts mehr von einer Heirat verlauten lassen, aber er meinte es bisweilen zu fühlen in schlaflosen Nächten, wie auch sie grübelte, was einst aus ihr werden sollte. Die Verbindung mit ihr dünkte ihm nicht mehr eine lähmende Fessel; ihre Liebe und ihr Besitz schienen ihm reichlich die materiellen Kämpfe aufzuwiegen, die notwendig folgen mußten.

Aber seine Mutter, die würde nie in diese Ehe willigen. Sie hatte ein größeres Recht auf ihr Kind, als andere Mütter; sie hatte nur das eine und hatte ihr halbes Leben dafür geopfert, hatte ihr halbes Leben nur für

ihn gesorgt und gedarbt. Nun wollte sie den Lohn haben, wollte den Sohn groß, reich und geehrt sehen, ein hervorragendes Mitglied jener paar Hunderttausend, die man Gesellschaft nennt, und nach deren Teilhaberschaft das ehrbegierige Verlangen von Millionen strebt. Diese Ehe aber würde all ihre Hoffnungen für immer zunichte machen, — er wußte, sie würde nie im guten darein willigen.

Er sann und sann, wie er es der Mutter sagen möchte, daß sie es begriff, daß diese Heirat für ihn der einzige Rettungsweg sei aus seiner Zerrissenheit und Zerfahrenheit, aber er fand keine Worte dafür; eine unüberbrückbare Kluft riß durch ihre Anschauungen.

Schließlich, nach schweren Kämpfen und mit Aufbietung seiner ganzen aus der Liebe neu gewonnenen Kraft rang er sich zur Selbsterhaltung durch und band sich an Hannchen.

Als er endlich mit sich im reinen war, empfand er den Entschluß wie eine Erlösung. Er sah ein Ziel, sah einen Preis und fühlte in sich noch die Kraft, beides zu erringen. Er begann zu arbeiten, und er konnte arbeiten, und er arbeitete Tag um Tag. Zerstoben waren all die wirren Zukunftspläne, die im Durchhungern zu einer akademischen Professur gipfelten, das Ziel gab ihm die Richtung, und der Lehrberuf, den er sich früher immer nur als den traurigen verfehlten Abschluß seines Lebens gedacht hatte, erschien ihm nun als die nächste heißbegehrte Stufe zu seinem Glücke. —

Da brach es herein, das Unglück: Hannchen fühlte sich Mutter. Er hatte gerade die Doktorprüfung bestanden, als das Kind zur Welt kam. Es war ein Mädchen mit seinen Augen und ihrem Haar.

Hannchen mußte fort von Hause, der Vater wies ihr die Thüre. Der Kleinbürger kann alles verschmerzen außer dem Verlust seiner äußeren Ehre. Heinz brachte sie unter und sorgte für sie, so gut er irgend vermochte; er verließ sie keine Stunde und sie hatte seinen Beistand nötig.

Es kam bald herum, daß er ein uneheliches Kind hatte. Er hatte aus seiner Liebe schon lange kein Hehl mehr gemacht, er hätte es gar nicht vermocht, aber man hatte nicht gewagt, ihn anzutasten. Nun fielen sie über ihn her mit grausamem Entzücken, und als sie seinen Charakter in Fetzen gerissen hatten, wandten sie ihm den Rücken.

Er hatte um Zulassung zur Kandidatenprüfung nachgesucht, man wies ihn mit sittlicher Entrüstung zurück; wie konnte man einem so verdorbenen Menschen die zarte Jugend anvertrauen? —

Da verwandte sich insgeheim einer seiner alten Bekannten für ihn bei einem Buchhändler, und man bot ihm eine Stelle im Kontor an, mit geringem Gehalte, aber er griff zu mit beiden Händen und war noch dankbar, seines Kindes wegen. Als Hannchen wieder auf war, gingen sie auf das

Standesamt. Er wollte sich ihr zu Liebe auch kirchlich trauen lassen, aber der bartlose Geistliche verweigerte kühl dem „gefallenen Mädchen“ den Myrtenkranz; da verzichteten sie.

Am Anfang der nächsten Woche trat er seine Stellung an. —

Sie bewohnten vier Zimmer in der Vorstadt. Sie mußten sparsam einteilen, aber Frau Hannchen verstand das Wirtschaften, und sie kamen aus. Auf manchen Genuß mußten sie freilich verzichten, und das wurde ihm nicht leicht.

Daß ihn seine früheren Bekannten bedachtsam mieden oder verlegen grüßten, war ihm gleichgültig; er vermißte sie nicht. Viel schwerer litt er unter sich selbst. Er hatte gehofft, sich des Abends nach dem Geschäfte weiterarbeiten zu können, aber seine Versuche scheiterten. Müde und abgespannt sank er auf den Stuhl, wenn er von seinem Stehpulte heimkam, und wenn er sich doch an den Schreibtisch zwang und zu arbeiten anfing, so fühlte er nur zu bald, daß er nicht weiter kam, daß auch sein Können eine Grenze hatte. Der Kampf, den er auf sich genommen, heischte eine volle ungebrochene Kraft, und die besaß er nicht. Er war kein ganzer Mensch, schon seit der Schule, und die neuen Triebe und Ansätze, die die Liebe in ihm gezeitigt hatte, verkümmerten unter den vielen kleinen, aber langsam ertötenden Leiden, die täglich seiner warteten; der Reif eines rauhen Schicksals war darauf gefallen und hatte sie gedörrt, als sie sich eben entfalten wollten.

Im Geschäfte that er seine Pflicht in jedem Maße, aber er machte es trotzdem niemandem zu Danke. Sein Doktortitel und seine stille Zurückhaltung reizten seine ungebildete Umgebung, und man ließ ihn die Gnadenstellung fühlen. Und kein Ausweg, nirgends! Er besaß zu wenig praktische Kenntnis, und wenn er auch eine andere Stellung bekommen hätte, es wäre nur das alte Lied von neuem gewesen. Er, der bisher im Grunde alles nach seinen Wünschen gestaltet hatte, war lebenslang verdammt zu knechtischer Frohnarbeit.

Er trug es geduldig ein Jahr und darüber, aber er wurde immer müder und gleichgültiger. Er klagte nicht, aber Hannchen las es aus seinen schmerzgefurchten welken Zügen, wie er litt. Sie hatte die Kränkungen, die man ihr wegen des Kindes bereitete, ruhig hingenommen, verschmerzt und verschwiegen, um dem geliebten Manne das Leben nicht noch schwerer zu machen; sie zwang sich, ihm stets ein heiteres Gesicht zu zeigen und suchte ihn aufzumuntern, aber heimlich quälte sie sich und machte sich Vorwürfe, als ob nur sie an allem schuld wäre. Und je müder ihr Mann ward, um so hoffnungsloser und verzweifelter wurde sie.

Ihr Kind hatte eine Seuche mit dahingerafft, sie waren wieder allein.

Er fühlte mehr und mehr, wie sie ihn zu Tode hetzten; in ein paar Jahren mußte er zusammenbrechen. Wozu die Last noch so lange schleppen? Da bat er Hannchen, ihn zu verlassen und heim zu gehen zu ihrer Mutter. Der Vater war inzwischen gestorben, und sie war immer das Lieblingskind ihrer Mutter gewesen; die würde sie nicht zurückstoßen.

Sie schaute ihn erst verständnislos an, dann stürzten ihr die Thränen aus den Augen: er war auch ihrer Liebe müde.

Alles was sie besaß, dankte sie ihm. Was und wie sie war, war sie durch ihn geworden. Ohne ihn war sie nichts; er war ihre Seele, war ihre Daseinsbedingung, wie die Luft, die sie atmete. Wenn sie das Kind nicht bekommen hätte, und er hätte sie schließlich verlassen, so hätte sie Gift genommen, sie hätte es gethan! Und nun, da sie sein eheliches Weib war, ihm fest und unlösbar verbunden, da wies er sie von sich und hieß sie allein weiter leben? ohne ihn, seelenlos? sie sollte von ihm gehen und ihn allein lassen auf dem letzten — —?

Sie sah ihm tief in die müden, traurigen Augen, dann warf sie sich an seine Brust. — Nie — niemals! Da schloß er sie fest in seine Arme, und sie küßten sich lange, innig. — — —

Wieder gingen sie eines Abends hinaus ins blütenduftende Freie, Arm in Arm, den Fluß entlang, und als es dämmerte, verließen sie den Weg und verließen das Ufer und sanken und versanken — umschlungen — —

In einer einsamen Ecke des Friedhofes wurden sie bestattet. —

Die Welt ging ruhig ihren alten Gang und geriet ihretwegen nicht ins geringste Schwanken. Die einen legten die kluge Stirn in Falten und sprachen salbungsvoll: das ist die strafende Hand des Herrn, weil sie wider seine heilige Ordnung gefrevelt haben. Und die anderen warfen die blassen Lippen auf und sprachen verächtlich: Er war ein Schwächling; hätte er die Alimente gezahlt und sie laufen lassen! —

Nur ein Mensch pflegte die Gräber, seine Mutter, und sie pflegte sie unermüdlich mit Blumen und Thränen. Es lag ja die Hoffnung und die Liebe ihres halben Lebens darin.

Und warum nur? — —

Sie hatte ihn im Leben nie verstanden, sie verstand ihn auch im Tode nicht.



Vom modernen Drama.

Von Arthur Moeller-Bruck.

(Leipzig.)

Vor ein paar Wochen hat Maurice Maeterlinck wieder gesprochen und allen, die seine tiefe Kunst lieben, neue Offenbarungen gegeben. Dieses Mal waren es Essays: „Le trésor des humbles“. Man wird sich den Namen des Buches merken müssen. Diese prachtvollen melodischen Maeterlinckſätze, die unter ihm vereinigt sind, scheinen mir ein Ereignis in der Entwicklung jener modernen Dramatik zu sein, die von dem Naturalismus der letzten Jahrzehnte herkommt und zu neuen differenzierteren Formen will. Man hegt im allgemeinen keine Liebe zu dieser Bewegung: das Publikum kennt sie kaum, und den Litteraten ist sie meist zu experimentatorisch; und doch wird man mit ihr rechnen müssen, wenn man nicht auf die Zukunft der Dramatik überhaupt verzichten will. Man darf mich da nicht mißverstehen: ich sage nicht etwa, daß diese Zukunft wie die Art des Maurice Maeterlinck sein muß. Sie wird nur von diesem Dichter aus datieren, weil sie in ihm zum ersten Male Ausdruck gefunden hat. Und das mag von den Essays in noch weit höherem Maße gelten, als von des Dichters eigenen Schöpfungen. Nicht etwa weil eine Theorie darin enthalten wäre. Im Gegenteil: sie sind eigentlich sogar furchtbar untheoretisch. Das einzige, was sie, allerdings immer und immer wieder, predigen, ist, der Bühne ein Korrelat der Art jener Dichter zu geben, die in ihrer Eigenschaft als Novellisten und Lyriker in dem Psychologischen bereits einen Selbstzweck erblicken und nach dieser Formel schaffen. Die Methode muß ja notwendig eine andere sein, da auf der Szene eine Analyse nicht denkbar ist. An ihre Stelle mußte etwas wie eine Impression der Analyse treten, ein Reden von Seele zu Seele, das das Unausgesprochene, das wohl über die Schwelle des Bewußtseins, aber nicht über die Lippen tritt, auch einem Unbeteiligten Dritten mitteilt; und sogar das Unbewußte müßte sich noch verständlich machen können, wenn man den vollen Triumph des Seelischen auf der Bühne haben wollte und mit ihm eine Kunst, der die Dinge an sich, die Handlungen u. s. w. völlig gleichgültig sind, und die von allem nur den Sinn zu geben verlangt, der wie der Schatten ist, den eine jede That gleich einem anderen Bewußtsein in die Menschenseele zurückwirft, oder wie die Ahnung von Künftigem, die nichts wissen kann und sich doch mit bangen Zweifeln und stillen, verzagenden Ängsten quält. Das und noch vieles andere ist der Wunsch von Maeterlincks Kunstforderung an die Zukunft:

vieles findet er schon bei den alten Tragikern und bei Shakespeare, mehr noch bei dem Ibsen des „Baumeister Solneß“ und des „Klein Eyolf“. Und es ist wahr: die Zeichen mehren sich. Außer dem jungen reaktionären Hugo von Hofmannsthal, dessen Kunst mehr zwischen Tizian und dem Goethe des Faust liegt, haben wir in Deutschland allein zwei Namen, deren Träger ihre Bedeutung in der Abkehr von dem rein formellen Prinzip des Naturalismus haben: Frank Wedekind, von dessen „Erdgeist“ ich in dieser Monatsschrift bereits gesprochen habe, und Richard Dehmel, auf dessen „Mitmensch“ ich noch bei einer späteren Gelegenheit zurückkommen werde. Im Auslande ist dann eben noch Maeterlinck und, wie bereits erwähnt, der alte Ibsen zu verzeichnen. Und sollte dieser letztere, der in seinem ganzen Leben einen untrüglichen und feinen Sinn für jede neueste Zeitströmung bewiesen hat, sich an seinem Lebensende täuschen? sollte die Überzeugung, die aus dem Maeterlinckschen „trésor des humbles“ spricht, einem Phantom gelten? Die Geschichte aller Litteraturen lehrt uns, daß Dichter von einer derartig reichsten und persönlichen Intuition, die plötzlich und unerwartet eine Richtung kreuzen, niemals umsonst zu kommen, sondern stets befruchtend zu wirken pflegen: es ist etwas Prophetisches an ihnen. Aber freilich: wie überall kommt es auch hier auf den Glauben an. Für mich aber, da vor mir die Buchausgaben der vierzehn bedeutendsten Premieren der letzten Saison zur Besprechung liegen, war die Maeterlincksche Essaysammlung von jener Wirkung, die Ola Hansson einmal dem „roten Zimmer“ von August Strindberg zuschrieb: es wirkte wie eine Feuerglocke in der Nacht — ich fuhr auf und sah den roten Schein an den Fenstern. Aber es wirkte auch wie Morgengeläute zum Frühdienste; denn als ich mir den Schlaf aus den Augen gerieben, sah ich, daß der rote Schein von der Sonne kam, welche aufging. Und um wieder auf mein spezielles Thema zurückzugehen: mit einem Male wurde mir das ganze vergebliche Ringen klar, mit dem unsere mehr oder weniger berühmten Dramatiker jahraus, jahrein das Leben zu erfassen suchen . . ich sah die Gründe, die sie zu keinem wahrhaft großen Erfolge kommen ließen und ihren Werken immer und immer wieder jenes Fatale, Halbe, Unfertige und oft sogar Gemachte, Erkünstelte gaben. Sie kannten nicht den Mut, zu sein wie der Sinn Maeterlinckscher Kunst: persönlich zu sehen . . ja, noch mehr: zu sehen, wie sie es persönlich gerade *wollten*! Die Natur wurde immer *von* ihnen gesehen, peinlich, mit ängstlicher Sorgfalt und immer sehr nüchtern. Die Synthese, die stets subjektiv zu sein pflegt, fehlte fast durchweg. Einige wenige Werke von Hauptmann und Halbe vielleicht ausgenommen: und zwar seltsamerweise die frühesten, während die letzten immer objektiver und unkünstlerischer scheinen, und andererseits der Nachwuchs dieser selben naturalistischen Richtung ebenfalls in

die gleichen Fehler gerät. Dazu kommen dann noch stoffliche Trivialitäten, stilistische Geschmacklosigkeiten u. s. w. u. s. w. Das bedenklichste aber ist immerhin doch die Thatsache, auf die ich kurz zuvor schon hinwies: daß diese Mängel sich von Saison zu Saison nur mehren und gerade an den neuesten das Fehlen individueller Kraft und Schönheit auffällt. Ich sprach oben von vierzehn Premierendramen: kaum drei oder vier sind darunter, die wenigstens in etwas persönliches Gepräge tragen und von dem Standpunkte aus, den einst die Litteraturgeschichte einnehmen wird, ernst genommen zu werden verdienen, und nicht ein einziges gehört zu den ganz großen, den monumentalen Werken der Kunst, in denen Form und Inhalt einander gleichen und „Stil“ bilden.

Das wohl auf jeden Fall machtvollste will ich mir zuerst herausgreifen: Gerhart Hauptmanns Bauernkriegtragödie Florian Geyer*). Wenn ich es hier an die Spitze stelle, so thue ich es nicht deswegen, weil es der von mir bis jetzt fixierten Dramatik von morgen am ehesten entspricht. Mit einer Kunst der Verfeinerung hat es nichts zu thun. Es ist überhaupt mehr wie die Kunst von gestern: modern im naturalistischen Sinne ist außer der Technik fast nichts an ihm. Aber eine gewisse Wucht steckt in der Art, sich zu geben, die an die deutsche Malerei des Mittelalters erinnert und ganz zweifellos auch imponiert. Man darf sie nur nicht mit unbedingter Genialität verwechseln. Des Dichters Freunde haben von dem Florian Geyer, lange bevor er erschien und gespielt wurde, immer als etwas ganz Besonderem gesprochen: der deutsche Shakespeare würde sich da offenbaren, die Holz-Schlaf'sche Technik in ihrer vornehmsten, nicht in ihrer letzten, konsequentesten — das wußte man wohl! — Konsequenz den Sieg davon tragen u. s. w. Hinterher war es dann eine arge Enttäuschung. Man kennt ja das Schicksal des Dramas: der Berliner Premierenpöbel zischte es einfach nieder. Ich habe in diesen Zeilen nicht mit dem Erfolge resp. Mißerfolge zu rechten, den die Stücke fanden, deren rein künstlerischen Wert ich nur zu ermitteln versuche. Aber in diesem Falle muß ich doch sagen, daß das Urteil jenes Publikums, so roh und unfein es an sich war, doch in etwas seine Berechtigung hatte: der Florian Geyer scheint mir thatsächlich mißraten. Die imponierende Wucht, die ich oben hervorhob, ist nämlich leider des Dramas einzigster Vorzug. Ein paar gut beobachteter Einzelzüge könnte man noch nennen. Aber dann kommen auch gleich die Mängel, die jedoch wieder das Tröstliche haben, daß sie auf das enge naturalistische Prinzip und nicht auf den Dichter zurückzuführen sind. Ich nenne den konfusen Aufbau, den Mangel an Konzentration der einzelnen Details um

*) Berlin, S. Fischer, Verlag. 1896.

den Helden, die quälende Langeweile mancher Scenen u. s. w. All das wäre zu vermeiden gewesen, wenn der Dichter weniger die Sprache seiner Theorie, als die seiner Persönlichkeit hätte reden lassen. Jeder, der Hauptmanns Entwicklung kennt, weiß, daß seine ursprünglichste Beanlagung in der intimen, fast psychologischen Schilderung des betreffenden Vorwurfes liegt. So gehört manches seiner Dramen und vor allem die prachtvolle Novelle „Bahnwärter Thiel" selbst vom Standpunkte der psychischen Dichtung aus zu dem Besten der modernen Litteratur. Dieser Beanlagung zum Intimen ist der Dichter nachher immer ungetreuer geworden: er wollte „groß" wirken, weil er seine Gestaltungskraft, das Element in ihm, was ich oben „Wucht" nannte, überschätzte. Und das konnte er nicht. Man wende nicht ein, daß die beiden Begriffe „groß" und „intim" einander überhaupt ausschlössen: Nietzsches „Also sprach Zarathustra" beispielsweise, das größte Buch dieses Jahrhundertendes und vielleicht einer noch weit umfassenderen Zeitspanne, gehört zugleich zu den intimsten. Aber dem Gerhart Hauptmann ist es nicht gegeben, beides zu sein. Er bescheide sich bei dem einen und für ihn persönlichen. Er kehre wieder zu der wundervollen Stimmung seiner „Einsamen Menschen" oder zu der herzlichen Innigkeit seines „Hannele" zurück, in dem er sich bereits so glücklich die harten, beengenden Fesseln des Naturalismus abgestreift hatte. Kurz: er erkenne sich wieder selbst und er sei er selbst! Den Ehrgeiz, groß zu sein, kann er ja noch ruhig dabei hegen, nur darf er sein Schaffen nicht so unbedingt von ihm beeinflussen lassen. Er sei sparsam mit den Kräften, die er im Florian Geyer in einer Weise verschwendete, die eben diese Verschwendung als das einzige Großartige des ganzen, wie gesagt machtvollen Buches erscheinen ließ; man muß sie bewundern und bedauern zugleich. Das ist die Lehre dieser Bauernkriegtragödie, die eben, weil sie diesem feinen, sensiblen Gerhart Hauptmann mißglückte, das Vertrauen zu dem Dichter selbst nicht sinken läßt. Wäre sie gelungen, so hätte man einen litterarischen Pyrrhussieg gehabt!

Weit schlimmer wie um die Niederlage Hauptmanns steht es mit der, die der Dichter, den man nach ihm zu nennen sich gewöhnt hat, erlitt: Max Halbe, der seine „Lebenswende"*) spielen ließ. Er wollte persönlich wirken . . er wollte sein Innerstes offenbaren und mit heißen glühenden Worten von dem sprechen, das ihn bewegte. In einem Vortrag, den er im Laufe des vergangenen Winters in der Wiener Theater- und Musikgesellschaft gehalten, sagte er es gerade heraus: „Persönlichkeit," so lauteten seine Worte, „so heißt nun das Zauberwort, dem man nachgeht, mit seinen eigenen Augen will man sehen, mit seiner eigenen Hand bilden, und nicht dem Nachbar mehr sieht man auf das Blatt, wie es einst in der

*) Dresden 1896, Georg Bondi, Verlag.

Schule des Naturalismus noch geschehen. Denn die Schule liegt hinter uns, das Leben vor uns. Soviel Talente, soviel Stilarten auch, aber das verbindende, das eine große Stilgesetz, das überall waltet, heißt: Echtheit, Ursprünglichkeit, Persönlichkeit. Du sei du selbst!" Man sieht, es sind die gleichen Theorien der Individualkunst, die ich vorhin als den Sinn des Maeterlinckschen trésor des humbles verkündete, das gleiche Erkennen dessen, was uns not thut, das gleiche Bestreben, zu einer reicheren Dichtung zu gelangen. Und da ist es bedauerlich, wenn man sehen muß, wie ein solcher Künstler vergeblich um einen glücklichen Persönlichkeitsausdruck ringt. Man weiß, daß es sich um eine ideelle Fortsetzung der „Jugend" handelt: der Ernst des Lebenskampfes, der um das dreißigste Lebensjahr nach dem heiteren und sorglosen Spiel der Jünglingsjahre kommt . . die männliche Lust zu schaffen . . der Wille zur That sollte gezeichnet werden. Es ist Halbe nicht geglückt. Das Drama, das er geschrieben hat, müßte mehr wie ein Beweis wirken, den es selbst in sich trägt, um seine Existenz zu rechtfertigen. Es ist zu seinem allergrößten Teile Kopfarbeit. Man würde ihm nicht glauben können, wenn der Dichter nicht stets sehr nüchtern und unkünstlerisch durch den Mund seines Helden sagte, was er eigentlich will. So werden Gefühle wie Gedanken und Theorien gegeben: die Stimmung fehlt und mit ihr der große einheitliche Zug. Die paar prachtvollen Stellen, die hie und da in dem Buche auftauchen, und die von einer so ausgesuchten Feinheit sind, daß man nicht weiterlesen möchte, um sich ganz ihrem Zauber hingeben zu können, retten das Ganze nicht. Aber um dieser paar Stellen willen wird man Max Halbe nicht aufgeben dürfen, wenn schon das Zeichen, unter dem seine Persönlichkeit augenblicklich steht, das allerschlimmste in den Künsten bedeutet: nicht persönlich ausdrücken können, was man persönlich fühlt.

Diesen letzteren Sinn der modernen Forderung an die Kunst hat in vollem Maße Arthur Schnitzler erfaßt. Sein Drama „Liebelei"*) ist die beste Gabe der letzten Saison: es wäre in seiner Art — wohlgemerkt: in seiner Art — tadellos, wenn die psychologische Entwicklung des letzten Aktes klarer, sicherer, glaubhafter wirkte. Freilich: das Prototyp eines Dramas in dem von mir detaillierten modern-psychischen Sinne ist die Schnitzlersche Schöpfung nicht. Sie kommt ihm höchstens sehr, sehr nahe. Und vielleicht erreicht der Dichter diese hohe Potenz dramatischen Könnens einmal, wenn er alles Konventionelle — im alten und ältesten Sinne — abgestreift hat. Er ist bis jetzt der einzigste unserer modernen deutschen Dramatiker, der nicht durch Experimente weiter zu kommen sich bestreben und dennoch Aussichten bietet, durch die beständige Verfeinerung seiner Dichtung zu einer ganz unbeabsichtigten

*) Berlin, 1896, S. Fischer, Verlag.

und deshalb um so künstlerischeren Größe zu kommen. Allerdings wird Schnitzler in der Variation seiner Themen eine noch größere Auswahl treffen müssen. Ich kenne wohl die ganze Publikation des Dichters: die Dramen „Anatol", das „Märchen" und eben die „Liebelei", die Novelle „Sterben" und die kleineren Prosaarbeiten — fast überall waren die inneren seelischen Milieus und zuweilen gar die lokalen und sozialen Verhältnisse der Personen, die er schrieb, einander gleich. Es liegt das an der besonderen Note, die seine Kunst hat: sie ist wienerisch. Und wenn er da die Welt, in der er atmet, und die der Quell seiner künstlerischen Lebenskräfte ist, schildert, mag es wohl allzuleicht geschehen, daß eines der süßen Mädels dem anderen ähnelt, oder daß man diese blassen müden, ein ganz klein wenig melancholischen Lebemänner nur sehr schwer von einander scheiden kann. Vielleicht wird das anders, wenn er noch ein wenig seelischer kommt —?

Einen noch größeren Erfolg als Schnitzlers „Liebelei" hatte der junge Georg Hirschfeld mit seinen „Müttern"*). Ich habe das Werk gesehen und gelesen: einen sonderlich starken Eindruck hat es beide Male nicht auf mich gemacht. Von dem später erschienenen aber früher geschriebenen Einakter „Zu Hause"**) will ich ganz schweigen. Man wird auf jeden Fall abwarten müssen! Denn ein Persönlichkeitsgepräge, nach dem man vorweg schließen könnte, ist nicht vorhanden. Und wenn gesagt worden ist, daß Hirschfeld der Dichter der Sehnsucht sei ... ja, noch mehr: der Sehnsucht nach Schönheit, nach hellenischer, Nitzscheanischer Schönheit, so finde ich das einfach unverständlich. Mir hat im Gegenteil die Hirschfeldsche Produktion einen recht vulgären, gewöhnlichen Eindruck gemacht: oder hält der Autor diese ekelhaften, berlinischen Dialoge von Dienstmädchen und Laufburschen für durchaus notwendig? Aber immerhin kann noch etwas aus dem jetzt wohl Dreiundzwanzigjährigen werden; er hat ja Geschick, Gewandtheit, oh, und auch Talent! Warum also nicht? Nur so viel steht wohl heute schon fest: von jener Generation, deren differenzierte, sublime Kunst ich in diesen Zeilen immer und immer wieder betonte, wird er nicht sein.

Außer diesen vier Dramen von Interesse sah dann die nun verflossene Saison noch eine ganze Anzahl von Premieren, die alle mehr oder weniger wertlos waren. Am meisten muß man die schwache Arbeit der Rosmer „Te deum"***) bedauern, die in keiner Beziehung an die prächtige Stimmungstragödie „Dämmerung" heranreichte. Das Gleiche gilt von Dreyer, der mit seinem „Winterschlaf"†) litterarisch den hübschen Erfolg des

*) S. Fischer, Verlag, Berlin. 1896.

**) Ebenda.

***) Ebenda.

†) Ebenda.

„Drei“ nur verdunkelte. Einen nicht üblen Anlauf zum satirischen Lustspiel nahm Moritz Heimann in seinem „Weiberschreck“*), blieb jedoch leider schon im ersten Akte stecken. Dem gewandteren Ludwig Fulda gelang es, eine schlagende Gesellschaftssatire vier Akte hindurch zu halten. Künstlerisch steht sein „Robinsons Eiland“**) noch unter dem für ihn so fatalen Worte „halb“. Das letztere gilt natürlich auch von Hermann Sudermann, der sein sentimentales, psychologisch unmögliches „Glück im Winkel“***) bejubeln ließ und sich von neuem sehr berühmt vorkommen durfte. Ernster war da schon der Versuch von Gerhart Hauptmanns Bruder, dem Naturforscher Karl Hauptmann zu nehmen, der eine schlesische Wilddiebstragödie bot, aber sein steierisches Vorbild Anzengruber nicht erreichte; doch waren seine „Waldleute“†) wenigstens nicht so farblos wie Jacobowskys schablonenhafte Verskomödie „Diyab, der Narr“††) und Wildenbruchs schrecklicher „König Heinrich“†††).

So wäre ich denn mit meiner Untersuchung zu Ende gekommen! Manchem wird mein Urteil zu streng erscheinen — aber ich durfte es nicht gelinder fassen, wenn ich dem Wesen unserer modernen Kritik nicht zuwider die Werte bestimmen wollte — jener Kritik, die an alles, was gegenwärtig in die Erscheinung tritt, den Maßstab einer zukünftigen, umfassenden Litteraturgeschichte legt. Darum schrieb ich auch vom Standpunkte derjenigen Dramatik aus, die sich zur Zeit noch aus den Wirrungen der Künste zu entwickeln anschickt, die aber, wie ich fest glaube, kommen wird, um uns den Sinn unserer ganzen modernen Kultur zu zeigen und so den eigentlichen und einzigen Zweck aller Kunst zu erfüllen. Manche sagen, daß das Drama hierzu nicht berufen sei und nennen den Roman, die moderne Novelle, die Lyrik . . ja! manche gehen sogar so weit, daß sie die Behauptung wagen, die dramatische Dichtung würde überhaupt verschwinden. Ich glaube das nicht. Zu den Zeiten der Renaissance war das Drama in der Litteratur die höchste Kunstoffenbarung; warum sollte das in einer Zeit der Renaissance der Renaissance anders sein? Und zudem haben wir auf allen anderen Gebieten der modernen Dichtung bereits monumentale Erscheinungen! Ich nenne Paul Verlaine, der die Lyrik auf Jahrzehnte beherrschen wird. Ich nenne Huysmans, der uns den Schlüssel zu der Psychologie des religiösen Lebens gegeben hat . . ferner Psychologen wie

*) Berlin, 1896, S. Fischer.
**) Stuttgart, Cotta.
***) Ebenda.
†) Ebenda.
††) Berlin, 1895, Kühling & Güttner.
†††) Berlin, 1896, Freund & Jeckel.

Dostojewski, Ola Hansson, Przybyszewski u. s. w. u. s. w., den größten nicht zu vergessen: Friedrich Nietzsche! Da sieht man: alle anderen Gebiete sind überreich besetzt, und man darf schon ruhig an eine Dramatik glauben, die uns, gleich jener blauen Wunderblume im Märchen, die mit stillem, magischem Leuchten die Rätsel der Nächte enthüllt, die Werte unserer modernen Kulturzeit deutet.

Neues aus dem Hexenkessel der Wahnsinns-Fanatiker.

Von Jules Saint-Froid.

(München.)

In einem Augenblick, da alle Staaten sich anschicken, die Kautelen für die Rechtssicherheit des Einzelnen zu verstärken und die Bedingungen für die Unterbringung auf Geisteskrankheit Verdächtiger in Zwangsanstalten zu erschweren, erscheint ein Buch wie gerufen, welches all den Jammer und die Gräulichkeiten der Schul-Psychiater und Bureau-Entmündiger der letzten Jahre in einem großen Überblick zusammenfaßt*). Es ist wohl keiner der zahlreichen Landtage, der die Reform des Irrenrechts in seinen jüngsten Beratungen nicht auf die Tagesordnung gesetzt hätte. So verdienstlich nun auch nach dieser Richtung die Zusammentragung eines reichen Materials von Seite **Kretzschmars** ist, so vermisse ich doch einen wesentlichen Punkt in dem Buche, der es erst für die vielen Interessenten: Ärzte, Politiker, Juristen, Psychologen, Gesetzgeber, Schriftsteller ꝛc. wertvoll gemacht hätte. Es ist dies eine Ausscheidung jener Fälle, in denen, bei mehr oder minder vorhandenen, offenkundigen, kleinen pathologischen Störungen, es nur der psychiatrische Formalismus war, der, sei es aus Unachtsamkeit, sei es aus Konnivenz gegen die politische Behörde, zu weit ging und in leichtfertiger Weise das Reisezeugnis für die irrenärztliche Beobachtung oder Internierung abgab — und jener Fälle, in denen eine pathologisch imponierende Erscheinung hinterher für geradezu gesund, voraussehend, hellblickend und als Ausdruck für eine im Heraufziehen begriffene neue Weltanschauung oder Geistesrichtung angesehen werden muß. Die erste Klasse dieser Fälle, die

*) **Kretzschmar**, Fr., Die Irrenfrage am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Großenhain i/S., Hermann Starke. 320 S. 8°. Eleg. brosch. Mk. 3,50.

ich die administrativen nennen möchte, und für die z. B. der Fall Paasch typisch sein dürfte, interessieren den Fernerstehenden wohl nicht in dem Maße, wie die Gesetzgebung, den Richter, den Psychiater. Dagegen ist es die zweite Klasse, — und hier kämen wohl in Sonderheit die Fälle Pudor, Guttzeit, auch zum Teil Hegelmaier in Betracht, — die des weitestgehenden Interesses sicher sein darf. Zwar stellt uns Kretzschmar in einem II. Teil eine mehr philosophierende Betrachtung in Aussicht. Allein diese hätten wir jetzt schon gewünscht. So, wie das Buch jetzt erscheint, ist es für viele, ja man kann sagen für die meisten, in seinem Material erdrückend, als Lektüre hoch unterhaltlich, aber ohne jedes Steuer für die neue Meinung, ohne leitende Gesichtspunkte, und der Laie, der sich am Schluß fragt: Ja, was ist denn nun? muß sich zuletzt die resignierte Antwort geben: Ei, da müssen wir uns nun wohl in acht nehmen, daß uns der Psychiater nicht erwischt, unsere Gedanken und Gefühle soviel wie möglich verbergen, und die Faust unserer Erregung also immer nur in der Tasche machen? — Also auch hier Züchtung des zu Boden gedrückten feigen Unterthanen. —

Wenn ich den Grund für die so sehr disparaten Ansichten in unserer heutigen Gelehrten- und politischen Welt über das, was Geisteskrankheit ist, von einem etwas höheren Gesichtspunkt aus zu fassen versuche, so möchte ich sagen: er liegt in einer heutzutage gegen früher andersgewordenen Schätzung des Geistigen überhaupt. Er liegt in einem Wechsel der Weltanschauung, der sich von einer materialistischen in der Richtung zu einer spiritualistischen teils vollzogen hat, teils zu vollziehen sich anschickt. Der Materialismus ging von der Natur aus und sagte: Was sich im Widerspruch mit ihr, mit der Außenwelt, mit der Erfahrung, mit den Sitten und Gebräuchen, mit dem Milieu und mit der Vernunft befindet, das hat kein Existenzrecht, das ist Spintisiererei, das ist psychische Arbeit auf eigene, individuelle Kosten, das darf sich gegenüber der durch die reale Außenwelt garantierten Vernunft nicht blicken lassen, mit einem Wort: das ist verrückt. So erklärten die damaligen Wortführer den Schelling, den Hegel, den Kant für verrückt. Ebenso wurden die Religionsstifter aller Zeiten für verrückt erklärt, weil sie wider die sichtbare Vernunft eine auf individuelle Spintisiererei aufgebaute transcendentale Welt aufgestellt hatten. Auf dieser Weltanschauung nun, auf dieser Bildung, auf diesem Raisonnement fußen die meisten der heutzutage bei Entscheidungen über den Geisteszustand ihrer Nebenmenschen zu Wort kommenden Psychiater und Juristen. Es ist klar, daß, wenn solchen Leuten ein Mann, wie z. B. G. von Bröcker in die Hände fällt, (siehe: Kretzschmar, S. 177), der sein gutes Recht oder seine individuelle Meinung mit Hartnäckigkeit und unter großen Opfern durch alle Instanzen verficht, sich die Ansicht bei ihnen bilden kann:

der zu Untersuchende, auf Geisteskrankheit Verdächtige, verfolge sein Recht in einer zu den zu erlangenden Vorteilen in keinem Verhältnis stehenden Weise, handle also unvernünftig, infolge einer bei ihm psychisch prävalierenden allzu starken Betonung seines Rechtsgefühls, also gegen die allgemeine Vernunft. Jetzt braucht es nur noch einen terminus. Der steht in allen Lehrbüchern: Querulanten-Wahnsinn. Und nun ist unser Mann geliefert. —

Inzwischen hat sich aber über die Psyche unter den jüngeren Forschern und beim Publikum eine ganz andere Meinung herangebildet. Seit mehr denn einem Dezennium hat die Experimental-Psychologie, hat der Hypnotismus, an deren Erscheinungen und Vorführungen das große Publikum einen nur allzu lebhaften Anteil nahm, uns Thatsachen vorgeführt, aus denen unzweifelhaft hervorging, daß Ideen, Motive, Impulse, Anregungen, Triebe, kurz die tiefsten Wurzeln unseres geistigen Lebens, ganz und gar nicht in der Außenwelt ihren Nährboden haben, sondern auf unkontrollierbare, unbekannte Weise aus der Psyche selbst aufsteigen, in letzter Linie höchstens in der hereditär überkommenen geistigen Anlage der Ahnenreihe ihre Erklärung finden. Kleptomanie, geniale Instinkte, musikalische Anlage, Hysterie, impulsives Denken, künstlerische Inspiration, das waren Dinge, die der Psyche, als solcher, nicht einer in ihr zum Ausdruck kommenden materiellen Außenwelt angehörten. Mit der Erkenntnis dieser Thatsachen begann man, den psychischen Äußerungen einen Primordial-Wert unabhängig von ihrer Abschätzung durch eine durch die Außenwelt garantierte Vernunft zuzuerkennen. Und in dieser Wendung, in dieser Schätzung des Geistigen quand même, liegt der Grund der Bewunderung, die wir heute den Genialischen entgegenbringen, liegt der Grund einer zweiten Genieperiode, in die wir heute, genau hundert Jahre nach der ersten, eingedrungen sind, liegen, nach der künstlerischen Seite, die Ansätze zu einer Neu-Romantik. Es ist nun klar, daß, wenn wir heute einen auf Geisteskrankheit Verdächtigen vor uns haben, wir ihn mit ganz anderen Augen betrachten werden, als noch vor zehn Jahren. Hat einer extreme Züge, vom Gewöhnlichen abweichende geistige Ansätze: um so besser; er darf unserer Wertschätzung sicher sein. Beim Fall Hegelmaier (Kretschmar, S. 107) kam sozusagen zum erstenmal diese neue Lebens-Anschauung in wissenschaftlicher Form zu Wort. Zufällig kann er ganz als Parallelfall zum obenberührten „Fall Bröcker“ betrachtet werden. Während es aber hier hieß: starrsinnige Verfolgung seines guten oder vermeintlichen Rechts auch über die in Betracht kommenden äußeren Vorteile hinaus sei unvernünftig, sei „Querulanten-Wahnsinn“, sei „geisteskrank“, entschied der berühmte Illenauer Irrenarzt Schüle im „Fall Hegelmaier“: ein solches

fortgesetztes Beharren auf einer vom Kläger für Recht erkannten Sache um idealer Werte willen sei an und für sich durchaus kein Zeichen für pathognomische Geistesverfassung. Und so mächtig schlug dieses Verdikt in der gesamten wissenschaftlichen wie Laienwelt ein, daß schon auf der nächsten Psychiaterversammlung entschiedene Anträge hervortraten: den Terminus Querulanten-Wahnsinn zu streichen, und, wo nötig, die Diagnose auf Unzurechnungsfähigkeit ex adjuvantibus, nicht e termino, zu stellen. So mächtig wirkte der Geist gegen die sogenannte praktische Vernunft! Man sieht, auch die Psychiater, die es stets mit der Seele zu thun haben, konnten, wenn geistlos geworden, ausdem Urquell der stets geistig-frischen und mit natürlichen Instinkten gesättigten Volksseele sich wieder erneuern und regenerieren.

In solcher Weise, und mit ählichnen Ausblicken hätten wir nun gern von Kretzschmar in seinem so reich ausstaffierten Buch ein Mehreres gehört. Wie schon oben gesagt: nicht die einzelnen und wiederholt vorgekommenen falschen, durch Familien-Intriguen erleichterten, Irrsinns-Erklärungen und überraschen Entmündigungen durch mit Arbeit überhäufte Beamte und Kreis-Physici sind der springende Punkt in dieser ganzen Frage — hier wird eine neue und strengere Irren-Gesetzgebung Remedur schaffen — sondern: daß wir dem Geistigen, den geistigen Äußerungen unserer Mitmenschen, in neuer Wertschätzung gegenüberstehen, sie nicht an der blöden Erfahrung, oder an unserem eigenen engen Horizont messen; daß, als jüngsthin eine Universitäts-Klinik einen Künstler wie Max Klinger ex officio für verrückt erklären wollte, indem sie seine Radierungen als pathologisches Material im Demonstrier-Kurs auflegte, die gesamte gebildete Welt den Anstifter dieses Frevels in die Schranken seiner Ignoranz zurückwies, und so die Gesetzestafeln der Schulmeinung vor dem mächtigen, künstlerischen Zorn der Gebildeten zerbrachen — hierin liegt der neue Geist, die neue Bewegung, die höhere Stufe, welche selbst wirkliche Irre, aus gesellschaftlichen Rücksichten in Irrenhäusern Festgehaltene, mit anderen Augen als bisher betrachtet.

Warum denn einen Mann wie Hegel, oder Schelling, oder Richard Wagner, oder Nietzsche für verrückt erklären? Raum für alle hat die Erde! So lange sie die Gesetze achten und sich gesellschaftlich tadellos benehmen, weshalb ihnen wegen ihrer Ideen die Bewegungsfreiheit verkümmern? Oder weshalb Christus oder Luther für geisteskrank erklären? Oder Pudor entmündigen? Wer Gott sein will, sei immerhin Gott. Und wer Sonderling sein will, sei immerhin Sonderling. Im Gegenteil, wir müssen wieder Hegelianer werden und diese diversen Geistes-Äußerungen und psychischen Qualitäten wieder unter einem großen Gesichtspunkt, als Agglomerationen der Genius-Äußerungen und Genius-Bedürfnisse der Menschheit zusammen-

fassen. Dann werden wir wirklich den Materialismus und seinen kurzsichtigen Standpunkt überwunden haben; den Materialismus, der meinte, Christus totzuschlagen, indem er ihn für pathologisch erklärte. Hegel glaubte so wenig, wie wir, daß Christus Gottes Sohn war. Er glaubte an ihn, wie er an Sokrates, Buddha und Mahomed glaubte, indem er sie unter einem Tertium comparationis, unter einer höheren, geistigen Einheit, der Idee, zusammenfaßte. Er hätte auch an Pudor geglaubt, und ihn in seinem System untergebracht. Er stand also weit höher, als unsere heutigen Naturwissenschaftler, Staubfäden-Zähler und Vernunft-Ritter. Mit einem Neo-Hegelianismus werden wir alle die Schwierigkeiten des Theismus, Atheismus, Rationalismus und Ritschlianismus, und wie sie alle heißen, ja sogar die große Krankheit unserer Zeit, die Majestäts-Krankheit, überwinden. Immer heißt auch hier die Formel: Wer Gott sein will, sei immerhin Gott. Findet er Anbeter, dann ist ER bereits Gott. Findet ER keine Anbeter, dann wird er sein Gottestum bald aufgeben. Beharrt er darauf, läßt man ihn gehen. Vergeht er sich gegen die Gesetze, bestraft man ihn. Macht er sich in der Gesellschaft unmöglich, muß man ihn allerdings sekludieren; aber nicht, weil er sich für Gott hält, sondern weil er die Gesellschaft und die Öffentlichkeit belästigt und ihre Intaktheit stört. Gott sein und andere für Gott halten ist offenbar ein der Menschheit eingeprägtes signum. Sonst gäbe es keine Religion, keine Anbetung. Wen sie sich auswählt, depossediert oder zur Succession beruft, ist ihre Sache. Es gab eine Zeit, da baute man Schopenhauer-Kapellen. Jetzt baut man keine Schopenhauer-Kapellen mehr. Damals war Schopenhauer für eine große Elite der Geister Gott. Er ist es gewesen. Darwin war längere Zeit Monarch im Reiche der Geister. Auch sein Idol ist im Erblassen begriffen. Viele, die heute in den Tagesblättern von „Gott“ lesen, finden, daß er hauptsächlich dazu verwandt wird, um den Monarchen ihre Throne zu stützen, ihnen die Kriegs-Armeen parat zu halten und das Bürgertum ihnen mit gebundenen Händen zu überliefern. Das paßt ihnen nun nicht. Also glauben sie nicht mehr an ihn. Das Bürgertum wendet sich ab und sagt sich: das ist nicht unser Gott; der gefällt uns nicht. Und da z. Z. Gedanken noch zollfrei sind, so kann man nichts dagegen machen. — Die Theologen und Moralisten studieren die alten Religions-Systeme, die sacred books of the East, und finden, daß Buddha als ethischer Charakter hoch über Christus steht. Von diesem Moment an beginnen sie die Evangelien mit kritischem Blick zu durchmustern, und es zeigt sich ihnen, daß da alles voller Fälschungen ist. Sie finden, daß das „geboren von der Jungfrau“ auch die Zuthat eines späteren Geschichtsschreibers ist. Und nun sagen sie: Wir können Christus nicht mehr als Gott anerkennen. Jesus war ein hochstehender Mensch, aber kein Gott.

Und die jungen Predigtamtskandidaten in Württemberg sagen: „Dreieinigkeit?" Qu'est-ce que c'est que ça? — Dreieinigkeit, das giebt es nicht. Wir weigern uns, die Dreieinigkeit zu lehren u. s. w., u. s. w. —

Wir aber — und ich spreche jetzt im Namen der Leser — die wir Philosophen, Esoteriker sein wollen, dürfen nicht im Schwall dieser Meinungen untergehen. Wir müssen Brahmane und nicht Pöbel sein wollen — und dies muß auch für den Psychiater, den Juristen, den Verwaltungsbeamten gelten — wir müssen, wie Hegel, eine höhere geistige Einheit zu gewinnen suchen, und sagen: Ihr alle mit euren Religionen und Tagesmeinungen, mit euren Theorieen und kurzsichtigen Geisteskrankheits-Erklärungen, ihr habt alle recht, und keines von euch hat recht. Eure Schwankungen und fortwährenden Analysen beweisen uns nur, daß es eine geistige Potenz in uns allen giebt — nenne sie nun Genius oder Dämon der Menschheit — gieb ihr einen griechischen oder deutschen Namen —, die uns alle beseelt, und deren Äußerungen heute die, morgen jene sinnbildliche Form annehmen. Ursprung und Wesen dieser geistigen Potenz ist uns verhüllt, drum heißt es Vorsicht in der Beurteilung ihrer Wirkungen, eben jener rein sinnbildlichen Formen, gebrauchen. Wer lieben kann, der liebe. Wer hassen muß, der hasse. Gelingt es uns, den „Systemen" gegenüber, an die Tausende glauben, den richtigen Standpunkt einzunehmen, dann werden wir auch den Paradoxieen gegenüber, an die nur Einzelne, die „Geisteskranken", oder die „Genies" glauben, die nötige Nachsicht zu üben imstande sein. —

Arthur Nikisch im Leipziger Gewandhaus.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Das Leipziger Kunstleben beginnt wirklich wieder zu erwachen aus seinem jahrelangen, jahrzehntelangen Schlummer. Auf allen Gebieten regt sich neues frisches Leben. Die Architektur, die hier sozusagen gar keine Stätte hatte, nimmt seit dem Reichsgerichtsbau und den neuen Universitätsbauten einen erfreulichen Aufschwung, der sich an öffentlichen wie an privaten Gebäuden überall geltend macht. Auch die bildenden Künste hatten hier früher nur einen sehr kärglichen Boden gefunden, auf dem sie nicht gedeihen konnten. Seit Max Klinger aber hier seine Werkstatt aufgeschlagen, ist auch das anders geworden. Die im Museum aufgestellten Meisterwerke

Klingers, die „Salome“ und die „Kassandra“ machen ihre stille aber eindringliche Propaganda, und der Kunstverein, der bis dahin wie ein Veilchen im Verborgenen geblüht hatte, beginnt sich mehr und mehr zu regen und das Interesse an der Malerei unter der Einwohnerschaft zu wecken. Daß auch das litterarische Interesse, das trotz des Buchhandels hier ganz entschlummert war, wieder erstarkt, beweist das Aufblühen der „Litterarischen Gesellschaft“ mit ihren so erfolgreichen Theateraufführungen im vergangenen Winter, worüber ich im letzten Hefte der „Gesellschaft“ berichtet habe.

Aber auch diejenige Kunst, auf die Leipzig von jeher besonders stolz war, die Musik, drohte in der allgemeinen künstlerischen Apathie der letzten Jahre zu versanden. Denn man mache sich darüber nur keine Illusionen: wo das allgemeine künstlerische Interesse schwindet, da kann auch ein einzelner Kunstzweig nicht zu fröhlichem Leben gedeihen. Wo der Schimmelpilz der Philisterhaftigkeit sich einmal eingenistet hat, da verschont er nichts, da überzieht er alles mit seiner ekeln grauen Schicht. Diesem Schimmelpilz begann denn auch das altberühmte Leipziger Gewandhaus zum Opfer zu fallen.

Das Leipziger Gewandhaus, das berühmteste Konzertinstitut der Welt, das sich als das Centrum und der Brennpunkt des gesamten Musiklebens fühlte, wo sich jeder Tonkünstler, Komponist oder ausübender Virtuose erst die Weihe holen mußte, wenn er etwas gelten wollte in der musikalischen Welt, das begann allmählich seine Bedeutung zu verlieren. Andere, jüngere Institute drohten es zu überflügeln. Der Schimmelpilz aber, der dieses allmähliche Erstarren und Erschlaffen hervorgebracht hatte, führte den stolzen Namen „Tradition“, und der Träger dieser „altbewährten“, „guten“ und „alleinrichtigen“ Tradition war der Gewandhausdirigent Karl Reinecke. Alle Welt sah, wie es mit dem Leipziger Gewandhaus bergab ging, aber man wollte es nicht merken und nicht wahrhaben. Darum regte sich auch nichts in der Gewandhauskommission, man pochte eben auf die gute alte Tradition, auf die Tradition der ödesten Zeit der Musikgeschichte, der Mendelssohnzeit. Reinecke, der in dieser Tradition aufgewachsen und groß geworden war — ein Epigone der Epigonen — stemmte sich mit Händen und Füßen gegen das Eindringen des Neuen, Frischen, Lebendigen in den ehrwürdigen Gewandhaussaal, und die Machthaber stimmten ihm bei. Doch die Zeit ist stärker als die Personen und bricht schließlich auch die härtesten Steckköpfe. Der alte gemütliche Gewandhaussaal sank in Trümmer; ein prächtiger Neubau wurde das Heim der Gewandhauskonzerte. Auch in diesen lichten Räumen wurde die finstere Tradition noch jahrelang verteidigt. Aber solch ein altes Hausgespenst klebt am Ort; es läßt sich nicht gut in neue Räumlichkeiten transportieren, es bedarf der finsteren Winkel und Ecken, und der Duft muffiger Tapeten und würmerzernagten Holzwerkes

bildet seine Nahrung. Im neuen Gewandhause mußte es trotz der liebevollsten künstlichen Aufpäppelung schließlich doch dahinsiechen. Die gähnende Langeweile begann sich breit zu machen, recht breit; denn sie hatte jetzt ja viel mehr Raum, als im engen alten Saale. Und sie gähnte aus den klaffenden Lücken der Sitzreihen hervor und aus den durchgestrichenen Namen der Abonnentenliste. Da regte sich die Kommission, die dem künstlerischen Verfall des Institutes ruhig zugesehen hatte, endlich doch und ermannte sich zur That. Und wenn die That in ihrer formellen Ausführung nichts weniger als schön war, so war sie doch notwendig und gesund. Karl Reinecke, der langjährige Leiter der Gewandhauskonzerte, der, man mag nun über seine künstlerischen Fähigkeiten denken, wie man will, dem Institut doch die ganze Kraft seines Lebens und seiner Persönlichkeit geopfert hatte, der Karl Reinecke, der von den Hegern der alten Tradition jahraus, jahrein als der so unendlich Verdienstvolle, als der Unersetzliche gefeiert wurde, er wurde eines schönen Tages von eben diesen Hegern der Tradition, von seinen immerwährenden Lobrednern einfach sang- und klanglos weggeschickt. — — — — —

— — — Und nun fehlte es auch nicht an dem widerlichen Schauspiel der Eselsfußtritte, die der gefallenen Größe ausgeteilt werden. In allen Blättern und Blättchen kann man sie lesen, und jeder grüne Junge sucht nun seine höhere Weisheit leuchten zu lassen und dem Alten eins zu versetzen. — — —

Der Kunstauffassung Reineckes habe ich immer als Gegner gegenüber gestanden und habe seit vielen Jahren, auch in diesen Blättern, kein Hehl aus meiner Gesinnung gemacht, ich habe manches bittere Wort über ihn geschrieben. Aber jetzt kann ich ihn nur bedauern. Er hatte doch einen rühmlicheren Abgang von der Stelle seiner langjährigen Wirksamkeit verdient.

Doch das Faktum, daß Reinecke endlich von seinem Dirigentenpult herabgestiegen ist, kann nur als ein Glück für das Gewandhaus und für das gesamte künstlerische Leben Leipzigs begrüßt werden; — denn sein Nachfolger ward Arthur Nikisch.

Das war eine rasche, fast allzurasche Änderung, ein Wechsel von Nacht zum Licht ohne den wohlthätigen Übergang der Dämmerung. Aber wir wollen froh sein, daß es so gekommen ist.

In Leipzig war die Freude, als Nickischs Berufung an diesen hervorragenden Posten bekannt wurde, allgemein; denn der geniale Dirigent war durch seine langjährige Thätigkeit am Stadttheater allen Kunstfreunden bekannt und wert. Hatte er nicht in Leipzig fast seine ganze künstlerische Entwicklung durchgemacht? — Denn in früherer Zeit konnten sich bei uns noch große Künstler entwickeln; und in Zukunft werden sie es hoffentlich wieder können.

Arthur Nikisch stammt aus ungarischem Blut. Er wurde am 12. Oktober 1855 zu Miklos geboren. Wie bei so vielen bedeutenden Musikern trat die Neigung zu seiner Kunst schon in seiner frühen Jugend hervor. Schon als achtjähriger Knabe trat er öffentlich auf, und mit elf Jahren war er so weit, daß er ins Wiener Konservatorium aufgenommen werden konnte. Hier wurde er von Helmesberger im Violinspiel ausgebildet und von Dessoff in die Regeln der musikalischen Komposition und in die Kunst des Dirigierens eingeweiht. Nach Absolvierung seiner Studien verließ er im Jahre 1872 das Konservatorium, wo er schon mehrfach ausgezeichnet worden, und trat in die Wiener Hofkapelle ein, der er mehrere Jahre angehörte. Im Jahre 1878 berief ihn der überaus findige Angelo Neumann, der damals, unter der Direktion Förster, die Oper leitete, als Kapellmeister an das Leipziger Stadttheater. Hier nahm er zuerst nur eine bescheidene Position ein; die Leitung der Operette und der Gesangsposse ward ihm übertragen. Aber nicht lange blieb er in dieser untergeordneten Stellung, seine außergewöhnlichen Fähigkeiten als Dirigent konnten nicht verborgen bleiben, und so stieg er von Stufe zu Stufe, bis wir ihn schließlich, im Jahre 1882, als ersten Dirigenten der Leipziger Oper wiederfinden. Durch seine ganz außerordentlichen Fähigkeiten gelang es ihm sogar, einen Schimmer des früheren Glanzes in die Ära Staegemann hinüber zu retten. Leider kann der Kapellmeister allein ein solches Institut nicht auf der Höhe halten, und als sich nun die Verhältnisse immer mehr verschlechterten, da wandte er, im Jahre 1889, der Pleißestadt den Rücken. Die Leipziger sahen ihn sehr ungern scheiden, ging doch mit ihm der letzte Rest des alten Glanzes dahin. Um so größer war die Freude, als Nikisch, der inzwischen Amerika bereist und in den Großstädten der neuen und der alten Welt Lorbeern geerntet hatte, im vergangenen Herbst den Dirigentenstab des Gewandhauses übernahm.

Nikisch ist der modernen Kunst mit Leib und Seele ergeben, und schon das erste Gewandhauskonzert zeigte, welch neuer Geist nun hier waltete. Das erste Programm war zwar noch etwas „vorsichtig" gewählt (Manfred-Ouvertüre von Reinecke, H-Moll-Symphonie von Schubert, C-Moll-Symphonie von Beethoven), aber die hier schon so oft gehörten Werke zeigten ein ganz anderes, viel lebensfrischeres Gesicht. Und bald zog nun auch Richard Wagner ein in das Gewandhaus, dessen Thore seiner Kunst bis dahin so gut wie verschlossen gewesen waren. Und nun folgten die Großen der Neuzeit: Liszt, Berlioz, Tschaikowski und wie sie alle heißen. Und als am Schlusse der Saison gewohnter Maßen die erhabenen Klänge der neunten Symphonie das Haus durchbrausten — aber so ganz anders als früher, da wußte man, daß sich im Leipziger Gewandhaus eine große Wandlung vollzogen hatte.

Wenn ich sage, daß Nikisch der neuen Kunst zugethan ist, so geht daraus keineswegs hervor, daß er die alte gering achte. Im Gegenteil: es ist einer seiner größten Vorzüge, daß er sich mit seiner ganzen Persönlichkeit in den Stil jedes Meisters und seiner Zeit hineinzuversetzen vermag und die alten Werke mit diesem außerordentlich feinen Stilgefühl wiedergiebt. Das ist das große Geheimnis seiner außerordentlichen Erfolge: er läßt die Meister sprechen, ohne — wie es heutzutage vielfach Mode geworden — eigenes in ihre Werke hinein zu interpretieren und eigenmächtig allerlei Lichterchen und Flitterchen aufzusetzen. Aber er läßt die Meister ganz sprechen, als lebendige, warmblütige Menschen, nicht als tote Phonographen. Auch Reinecke suchte die alten Meister treu zu interpretieren; an dem äußeren Körper, an dem Gewand ihrer Tonschöpfungen durfte kein Titelchen fehlen — aber der Geist fehlte, den vermochte er nicht wieder zu erwecken. Denn der Geist antwortet nur dem Geiste, nicht aber der toten Technik und Routine, und wenn sie auch noch so virtuos ausgebildet wäre. Nikisch spricht mit dem Geiste der Meister. Und weil er die neuen und neuesten, jetzt lebenden versteht, so kann er sich auch mühelos mit den älteren verständigen.

Die Technik aber besitzt er eben so souverän, wie sein Vorgänger, ja, noch in weit höherem Maße. Die Ruhe, mit welcher er die gewaltigen Orchestermassen beherrscht, ist phänomenal; sie streift beinahe die Pose. Er dirigiert „schön", und er weiß, daß er schön dirigiert. Wo bleiben da die eckigen Bewegungen und all das Dreinhauen und Dreinhacken der alten Dirigenten? Lässig scheint die Rechte den Taktstock zu führen, müde hebt sich von Zeit zu Zeit die Linke, aber mit blitzscharfer Genauigkeit erfolgen die Zeichen. Gleichsam schmeichelnd lockt er die süße Kantilene hervor, und mit einem knappen, aber energischen Wink entfesselt er alle Gewalten des Orchesters. Dabei hängt der ganze große Apparat so unfehlbar an seinen Fingerspitzen, daß er auf dem Orchester spielt wie auf einem Klavier — wie ihm beliebt. Ungemein liebevoll weiß er sich auch in den Charakter der einzelnen Instrumente zu versenken, jedes von ihnen kann sich unter seiner Leitung aussingen, und die dynamische Wirkung der Orchesterchöre und der einzelnen Soloinstrumente ist mit so feinem Geschmack abgewogen, daß die prächtigsten Klangwirkungen erzielt werden, und dem Zuhörer das ganze Tongefüge so plastisch und durchsichtig klar erscheint, als ob er die Partitur vor sich aufgeschlagen hätte. Aber es ist nicht die Klarheit eines Rechenexempels oder einer kunstreich gebauten Maschine, die uns Nikisch vorführt, sondern die schöne Klarheit eines lebendigen Organismus, wo jedes Glied seine eigene Schönheit hat und doch harmonisch zum Ganzen stimmt.

Auf einzelne Leistungen Nikischs einzugehen, ist hier ganz unmöglich.

Unter seiner Leitung hat sich die letzte Gewandhaus-Saison glanzvoller gestaltet als seit vielen Jahren und gelegentlich der XXXII. Tonkünstlerversammlung, die vom 28. Mai bis 1. Juni dieses Jahres in Leipzig tagte, hat er die höchsten Triumphe gefeiert, die allen unvergeßlich bleiben werden, denen es vergönnt war, seine Interpretation der C-Moll-Symphonie von Brahms, des Kaisermarsches von Richard Wagner und der symphonischen Dichtung „Scheherezade“ von Rimsky-Korsakow mit anzuhören. Das Gewandhausorchester ist kaum wieder zu erkennen, seitdem er den Taktstock führt. Und er wird mit der Zeit nicht nur das Orchester, sondern auch das Publikum umwandeln, er wird den Geist der neuen Zeit siegreich in das neue prächtige Konzerthaus einführen und aus dem Gewandhaus wieder das machen, was es einst gewesen: das erste und vornehmste Kunstinstitut der gesamten musikalischen Welt.



Die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur.

Von Dr. Arthur Pfungst.

(Frankfurt a. M.)

An jeden, der in der ethischen Bewegung steht, ist wohl schon häufig die Frage gerichtet worden: „Welche Ziele verfolgt eigentlich die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur?“ Aber wenn man den redlichen Versuch gemacht hatte, dem Fragesteller die Sache mit kurzen Worten klarzulegen, mußte man leider aus dessen Mienenspiel den betrübenden Schluß ziehen, daß ihm die genannte Gesellschaft wohl mit das Zwecklosesete zu sein schien, was „moderne Vereinsmeierei“ zu Tage gefördert. Obwohl nun die Bestrebungen der „D. G. E. K.“ (Abkürzung für „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur“) in den letzten Jahren vielfach in Vorträgen, Broschüren und Aufsätzen aller Art besprochen worden sind, so daß bereits eine ziemlich umfangreiche Litteratur über den Gegenstand vorliegt, herrscht doch noch in einem großen Teile des Publikums vollkommene Unkenntnis in Bezug auf die Aufgaben, welche sich die Gesellschaft gestellt hat, so daß es wohl gerechtfertigt erscheinen mag, dieselbe hier kurz zu behandeln.

Die Satzungen der „D. G. E. K.“ bezeichnen als Zweck der Gesellschaft: „im Kreise ihrer Mitglieder und außerhalb desselben als das Gemeinsame und Verbindende, unabhängig von allen Verschiedenheiten der Lebensverhältnisse sowie der religiösen und politischen Anschauungen die Entwicklung ethischer Kultur zu pflegen. Unter ethischer Kultur als Ziel ihrer Bestrebungen versteht die Gesellschaft einen Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten.“

Die Satzungen bringen damit zunächst zum Ausdruck, daß denjenigen Ansprüchen, welche die ethische Wissenschaft an die Gestaltung der Menschenwelt stellen zu dürfen glaubt, noch keine Erfüllung zu teil geworden ist — denn sonst wäre ja die

ganze neue Gesellschaft überflüssig gewesen. Aber dieser Anschauung, welche sich vor allem in dem ersten Paragraphen der Satzungen ausgesprochen findet, wird auch so leicht niemand widersprechen, der gewohnt ist, die Zustände mit nüchternen Augen zu betrachten. Die Fundamentalforderungen der ethischen Wissenschaft werden in unserer Zeit überall auf das Schamloseste mißachtet. Das Gemeingefühl schwindet mehr und mehr, eine Klasse sucht der anderen rücksichtslos die Existenz unmöglich zu machen. „Massenhaß und Rassenhaß und Klassenhaß", vor denen einst Victor v. Scheffel das deutsche Reich von Gott bewahrt sehen wollte, haben sich zu Institutionen entwickelt; sie sind gleichsam Faktoren auf dem Schachbrette der inneren Politik geworden, und das Volk betrachtet dies als selbstverständlich und bedenkt nicht, daß ausschließlich wahrer Gemeinsinn einen Zustand schaffen kann, der allen Volksgenossen eine gesunde Entwicklung ermöglicht. Die Erkenntnis, daß der einzelne nicht ein isoliertes Leben lebt, daß in der Menschenwelt alle von einander abhängig sind, daß kein Individuum auf die Dauer in einem entarteten Milieu gedeihen kann, und wenn es auch scheinbar durch Reichtum und Macht vor jedem Ungemache gefeit ist — diese alte Erkenntnis, die jedes neue Geschlecht wieder neu erwerben muß — ist ganz in Vergessenheit geraten. Alle höchsten Lebensgüter haben unter den ganz gewöhnlichen materiellen Interessenkämpfen ihre Bedeutung scheinbar verloren, so daß wohl der größte Lobredner der „Jetztzeit" zugeben muß, daß jener Zustand, in welchem Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung walten, durchaus nicht in der uns umgebenden Menschenwelt zu finden ist.

Die Übereinstimmung, welche in Bezug auf die Diagnose der Krankheit der menschlichen Gesellschaft zwischen den „Ärzten" aus den verschiedenen Lagern ohne allzu große Schwierigkeit zu erzielen ist, wird aber sofort in Frage gestellt, sowie es sich darum handelt, Mittel und Wege zur Heilung zu finden. Es wäre ein müssiges Beginnen, hier alle Rezepte aufzuführen, die dem Patienten schon verschrieben worden sind — Volksschulgesetz- und Umsturz-Vorlage mögen als die offiziellen hier allein genannt werden. Wir müssen natürlich hier ganz davon absehen, alle Ratschläge zu kritisieren, welche die einzelnen Parteien bereit halten, und uns lediglich darauf beschränken, dasjenige Programm zu besprechen, welches die „D. G. E. K." vorzuschlagen hat und von dem sie behauptet, daß es das einzige sei, das Erfolg verspreche. Und dieses Programm heißt — „Ethische Kultur."

Durch das Wort „Kultur" wird bereits auf das Bestimmteste ausgesprochen, daß es sich nicht um ein Rezept handelt, nach welchem eine Abstellung der beregten Übelstände rasch herbeigeführt werden könnte. Nur Charlatane und Quacksalber versprechen schnelle Heilungen.

Die Vertreter der ethischen Bewegung sind von der Überzeugung durchdrungen, daß eine Besserung auf dem beregten Gebiete nur ganz allmählich durch Pflege eines gewissen Geistes erzielt werden kann. Darum ist die Bezeichnung „Kultur" so wertvoll, und darum hat man sie auch beibehalten zu müssen geglaubt, obwohl sie ein Fremdwort ist. — In dem Worte selbst liegt ein „Der Entwicklung Anheimgeben" bereits klar ausgesprochen, und durch die nähere Erklärung dieser Kultur als einer speziell „ethischen" wird deutlich gesagt, daß eine Entwicklung der menschlichen Gesellschaft in der Weise erstrebt wird, wie sie die Wissenschaft der Ethik für ersprießlich und notwendig hält. Die „D. G. E. K." ist also eine Gesellschaft mit pädagogischem Ziele — sie will die Menschheit erziehen, und sie behauptet, daß in einem sozialen Organismus, welcher ausschließlich aus ethisch erzogenen Individuen bestehe, jener oben gekennzeichnete, in den Satzungen als Ideal hingestellte Zustand der Menschenwelt von selbst eintreten müsse.

Hier drängt sich nun sofort die Frage auf: Was berechtigt die Anhänger der ethischen Bewegung zu dieser Behauptung? Hierauf lautet die Antwort: die Erfahrung. Die einfachste Beobachtung zeigt, daß der Zustand in jeder menschlichen Organisation — möge sie Familie oder Dorfgemeinde, Stadt, Staat oder wie sonst immer heißen — von der Beschaffenheit ihrer einzelnen Teile, der Individuen, abhängig ist. Das, was uns als „Zustand“ erscheint, ist ja in letzter Linie nur die Resultante von allen den verschiedenen Trieben, Meinungen, Handlungen u. s. w., welche sich in dem betreffenden Milieu geltend machen. Wenn es also durch geeignete Erziehung gelingen kann, die Willensbeschaffenheit der einzelnen Individuen zu verändern, dann muß aus dieser Veränderung auch ein anderer „Zustand“ jener Organisation hervorgehen, denen sie ihren Charakter aufdrücken. Die Wahrheit dieser Annahme ist leicht durch Beispiele nachzuweisen, die sich nicht nur jedem aufdrängen, der die Weltgeschichte wahrhaft zu verstehen sucht, sondern überhaupt jedem Beobachter, der die Gemeinwesen in seiner nächsten Umgebung, ja, der auch nur die Geschichte einiger ihm bekannter Familien von diesem Standpunkte aus betrachtet.

Wenn die „D. G. E. K.“ die Frage nach der Möglichkeit einer Kultur, wie sie sie erstrebt, auch ohne weiteres damit abthun kann, daß jene Wandlungsfähigkeit der Individuen, welche jeder Erziehung zur Voraussetzung dient, auch ihre Bestrebungen rechtfertigt, so wird es den Vertretern der ethischen Kultur schwerer gemacht, einem anderen Einwurfe zu begegnen, dem sie sich besonders häufig ausgesetzt sehen: Man behauptet, die „D. G. E. K.“ sei deshalb überflüssig, weil Religionsgemeinschaften die gleichen Ziele erstrebten, und zwar mit Organisationen und materiellen Hilfsmitteln, neben denen die gar sehr bescheidenen Hilfsquellen der neuen Vereinigung kaum ins Gewicht fallen. Hierzu ist zu bemerken, daß es ja häufig genug von den maßgebenden Vertretern der ethischen Bewegung ausgesprochen worden ist, daß die neue Vereinigung weder kirchen- noch religionsfeindlich ist. Sie weiß die Bedeutung, welche die Religionen für das sittliche Leben der Menschheit haben, durchaus zu würdigen. Aber dessenungeachtet kann sie sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Vorstellungen und Glaubenslehren der religiösen Gemeinschaften auf gar viele unserer Zeitgenossen ihren Einfluß verloren haben, und daß mit diesem Verluste auch die sittlichen Anschauungen und Überzeugungen wankend zu werden drohen, welche ihre Nahrung lediglich aus einem religiösen Glauben gezogen haben. Für diese muß doch unbedingt eine neue Grundlage für sittliches Handeln gefunden werden. Zu dieser Frage hat kürzlich einer der berufensten Wortführer der „D. G. E. K.“, Professor Jodl, in bemerkenswerter Weise Stellung genommen. In einem seiner letzten Vorträge führte er folgendes aus: „Alle Wirksamkeit der religiösen Ethik ruht doch darauf, daß die Vorstellungen und Glaubenslehren, an welche sie das sittliche Leben knüpft, auch wirklich innere Überzeugung werden. Nur aus dem Glauben, mag es ein religiöser oder wissenschaftlicher sein, erwächst die That. — Wie nun aber, wenn die religiöse Vorstellungswelt für einen immerhin ansehnlichen Bruchteil der heutigen Menschheit die Kraft verloren hätte, solch ein lebendiger thaterzeugender Glaube zu werden? Wenn diese Überzeugungen in ihrer alten Form mehr Hemmnis als Förderung wären und eines Ersatzes, oder mindestens einer erheblichen Umbildung bedürftig? Ich will gar nicht weiter untersuchen, warum das so ist; auch die religiöse und die wissenschaftliche Weltanschauung nicht weiter auf ihren Wahrheitsgehalt gegeneinander abwägen. Aber die Thatsache selbst, daß für viele, viele Menschen die Religion nicht mehr das Gefäß ihres Idealismus ist, wird niemand in Abrede stellen wollen. Sie wird wohl auch von niemand in Abrede gestellt; am allerwenigsten von den berufenen und unberufenen

Hütern und Wahrern des religiösen Gedankens, wie die beständigen Klagen über den unchristlichen Zeitgeist, den Atheismus, die Religionslosigkeit u. s. w. beweisen. Der heutige Staat steht diesen Dingen vollkommen ratlos gegenüber. Er hat auf der einen Seite das ganz richtige Gefühl, daß er seine Aufgabe ohne Mitwirkung ethischer Mächte nicht zu lösen im Stande ist. Er ist seit alter Zeit gewohnt, diesen ethischen Unterbau seiner Rechtsinstitute sich von der Religion fix und fertig liefern zu lassen, und er befindet sich in der unangenehmen Lage eines Großunternehmers, dem einer seiner wichtigsten Lieferanten in einem entscheidenden Augenblick leistungsunfähig wird . . . . Aus dieser Sachlage ergiebt sich der Weg, den wir zu gehen haben. Die ethische Bewegung muß dem heutigen Staate und der heutigen Gesellschaft zu Hilfe kommen. Sie muß diejenigen um ihr Banner scharen, welchen der alte Idealismus der Religion nicht mehr genügt, welche neue Ideale suchen, und — weil sie sie so oft vergeblich suchen — der Negation, der Leidenschaft, dem geistigen Anarchismus in die Arme getrieben werden. Sie muß den öffentlichen und gesellschaftlichen Mächten, welche der vorhin bezeichneten Alternative gegenüberstehen, die Überzeugung beibringen, daß der Acker der Religion und Kirche nicht der einzige ist, auf welchem die köstliche Pflanze der Selbstzucht, der Entsagung, der Hingebung, der Begeisterung gedeiht; und daß die neuen Kräfte, welche sich um das Banner der Humanität und der wissenschaftlichen Ethik scharen, nicht Hemmung und Unterdrückung, sondern kräftige Förderung verdienen."

Ein letzter Einwurf, welcher den Anhängern der ethischen Bewegung zuweilen noch gemacht worden ist, mag noch kurz gestreift werden. Superkluge haben gesagt: die hervorragendsten Vertreter der ethischen Wissenschaft befinden sich durchaus nicht in Übereinstimmung in Bezug auf die Definitionen, welche sie von dem Begriffe „Sittlichkeit" geben; — wie wäre es möglich, daß eine Gesellschaft, welche auf so schwankendem Grunde steht, eine praktische Wirksamkeit auszuüben vermöchte? Demgegenüber ist festzustellen, daß unsere Anschauungen von dem „Sittlichen" gewiß nicht dogmatisch festgelegt, sondern einer Entwicklung unterworfen sind, daß es aber trotzdem einen festen Punkt giebt, auf welchem jeder einzelne fest zu stehen vermag. Dieser feste Punkt ist das Gewissen des einzelnen Individuums. Die „D. G. E. K." verlangt von ihren Mitgliedern nichts weiter, als daß derjenige, welcher an der Lösung der Aufgabe mitwirken will, die sie sich gestellt hat, jenes Ideal des Sittlichen, welches ihm vorschwebt, und welches er vor seinem Gewissen verantworten kann, einer Verwirklichung in der Menschenwelt näher zu führen bestrebt sei. Die Gesellschaft überläßt es jedem, seine Überzeugung auf jene theoretischen Anschauungen zu stützen, die für ihn Wahrheiten sind. Dadurch ist aber auch jedem Mitgliede die höchste Freiheit gewährleistet, und jedem steht ein weites Feld offen, indem es nicht nur Aussicht hat, auf die ihm noch teilnahmslos gegenüberstehende Menschenwelt einzuwirken, sondern auch auf die Mitstreiter innerhalb der Gesellschaft selbst. Die Thatsachen haben gezeigt, daß die verschiedenartige Begründung der Morallehre eine gemeinsame praktische Arbeit nicht verhindert. In der „D. G. E. K." arbeiten Viele Schulter an Schulter, welche sich zu verschiedenartigen ethischen Systemen bekennen; — man braucht nur an die Namen von Männern wie der Professoren Jodl, Tonnies, Höffding, Döring, v. Carneri, Felix Adler und des der Gesellschaft zu früh entrissenen Georg v. Gizycki zu erinnern, um die Wahrheit dieser Behauptung darzuthun.

Es sind jetzt drei Jahre verflossen, seitdem eine kleine Schar von Männern und Frauen aus allen Teilen Deutschlands und Österreichs das Wagnis unternommen hat, die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur" zu begründen. Die neue Vereinigung

verdankte ihre Entstehung nicht zum wenigsten jenem mächtigen Impulse, den die Zedlitzsche Volksschulgesetzvorlage den Gemütern gegeben hatte. Es war nicht ohne Grund zu befürchten, daß das gebildete Bürgertum, welches durch diese Vorlage nach langem Schlafe einmal unsanft aus seiner Bequemlichkeit aufgerüttelt worden war, sich wieder der bewährten Ruhe hingeben würde, nachdem die momentane Gefahr siegreich abgeschlagen worden war, und daß dann auch die ethische Bewegung wieder sanft entschlummern würde. Daß sich diese letztere Befürchtung nicht begründet gezeigt hat, daß die ethische Bewegung vielmehr von Jahr zu Jahr größere Verbreitung gefunden, beweist schlagend, daß sie einem echten Bedürfnisse weitester Volkskreise entgegengekommen war. Wenn diese Annahme unrichtig wäre, dann fehlte jede Erklärung für die Thatsache, daß sich einige Tausend Personen aus allen Teilen unseres Vaterlandes der Gesellschaft angeschlossen haben, und daß bereits an mehr als 12 Orten lebensfähige Abteilungen und Zweige begründet werden konnten.

Am meisten ist seither über die „praktischen" Erfolge der „D. G. E. K." gesprochen worden; — daß es ihr u. a. in kurzer Zeit gelungen ist, zur Errichtung von Freibibliotheken und Lesehallen in Freiburg, Frankfurt, Berlin, Breslau, neuerdings auch in Ulm den Anstoß zu geben, — ferner eine Auskunftsstelle in Berlin zu begründen, in welcher jeder der Unterstützung oder des Rates Bedürftige eine Übersicht über alle humanitären Einrichtungen der Hauptstadt und nach Möglichkeit thatkräftigste Hilfe findet; daß es ihr möglich geworden ist, eine Summe von 4000 Mark aufzubringen, um ein Preisausschreiben für ein volkstümliches Handbuch der humanen Ethik auf wissenschaftlicher Grundlage zu erlassen, welches Eltern und Lehrer anleitet, einen von trennenden Voraussetzungen religiöser oder metaphysischer Art freien ethischen Unterricht zu geben — und was dieser praktischen Bethätigungen mehr sind.

Nun zeigen diese Thatsachen allerdings, daß der von der neuen Vereinigung ausgestreute Samen auch in kurzer Zeit edle Früchte zu zeitigen vermocht hat. Es wäre jedoch durchaus verfehlt, das Hauptgewicht auf diese nach außen sichtbar gewordenen Erfolge zu legen. Viel größere Erfolge sind im Innern zu verzeichnen. Die Thatsache, daß Tausende von Männern und Frauen, welche zum Teil durch weite Entfernungen von einander getrennt lebten, zu einander in Beziehung treten konnten und entdeckten, daß sie gleiche Ziele verfolgten, daß sie sich vereinigten, um gemeinsam das zu verwirklichen, was jedem einzelnen vorgeschwebt hatte, — ist von viel größerer Bedeutung für die Zukunft, als alle Bethätigungen, welche bis jetzt in Erscheinung getreten sind. Diese Scharen, die räumlich getrennt, dennoch Schulter an Schulter kämpfend, jeder auf seine Weise, neue Ideale der Verwirklichung entgegenzuführen entschlossen sind, bilden bereits einen mächtigen Faktor in unserer Kulturentwicklung, und je mehr Gleichstrebende sich der Gesellschaft anschließen, desto machtvoller wird die Wirkung auf das öffentliche Gewissen sein. Die zahllosen Publikationen, welche von den Mitgliedern der Gesellschaft ausgehen, die öffentlichen Diskussionsabende und Vorträge, welche bereits an vielen Orten abgehalten werden, die Wirksamkeit der von der Gesellschaft begründeten Institute — alles trägt dazu bei, jenen Geist zu verbreiten, dessen die Menschheit bedarf, um wieder zu gesunden.

Möchte es der „D. G. E. K." beschieden sein, zu einem Magnetberge zu werden, der alle Charaktere anzieht, alle, denen das Wort: „Zu was Besserm sind wir geboren" im Herzen geschrieben steht.



Münchener Sezession 1896.

Von Emil Schaeffer.

(Venedig.)

I.

Deutsche.

Im oberen Nil hauste ein Volk, dem ein seltsamer Brauch eigen war. Jeden Morgen, wenn die Sonne leuchtend emporstieg, bückten sie sich zu des Stromes Schlamm nieder und warfen, so Männer als Weiber und Kinder, kleine Schmutzklumpen unter schrillem Schreien zur Sonne. . . . . Diodor erzählt von dieser merkwürdigen Sitte, und immer muß ich an jene ehrsamen Nilanwohner denken, so oft die Sezession ihre Pforten aufthut; nicht, daß ich diese Vereinigung junger Künstler mit dem licht- und glanzbringenden Himmelsauge vergleichen möchte, — o nein, so vermessen bin ich durchaus nicht, aber die Schmutzklumpen, die Männer, Weiber und Kinder werfen . . . „Alle Vernünftigen sind sich doch längst klar über die Bedeutung der Sezession." . . „Gewiß, alle Vernünftigen, aber wie groß ist denn in Deutschland die Zahl derer, die vernünftig in Kunstsachen denken?" Da wir Modernen auch nur immer die modernen Zeitschriften lesen, kommen wir gar leicht in die Gefahr, unseren Anhang zu überschätzen; aber man gehe einmal durch die Sezession und lausche dem Urteil der so gern citierten breiten Schichten unserer Gebildeten. . . . .

Und ist es nicht sonderbar? jeder Witz, sofern er nur gegen die Sezession geht, noch immer wird er von den „Fliegenden" mit Dank acceptiert und von 3 Mark aufwärts honoriert, und mag er so schlecht und trivial sein als er kann, noch immer heiligt der Zweck die Geistlosigkeit, genau wie bei patriotischen Festspielen.

Der allmählich etwas grauhaarig gewordene Witz von der Spinatmalerei hat sich vor der Modernen Kalauer „plein-airlich währt am längsten" freilich besiegt zurückziehen müssen, seufzend hat sich das Publikum darein ergeben, Wiesen und Bäume grün gemalt zu sehen, „genau wie sie in der Natur sind," und all' die mühsam zurückgehaltene Wut spritzt nun ihren giftigen Geifer gegen jene Armen, die lichtes Sehnen, traurig Bangen, und ihrer Seele süße Dämmerträume in seltsam glitzernden, schwülen, oft berauschend-schönen Farbenakkorden ausklingen lassen . . . . Verzweifelt und hilflos gaffen sie vor jenen Bildern, mit der Frage auf den Lippen, die der Philister immer als die erste und einzige an ein Gemälde richtet: „was stellt das vor?" Und im kurzen Katalogtitel können sie auch nicht erjagen, was sie nicht fühlen, und so gehen sie denn kopfschüttelnd und verbrummt weiter und denken, wie im vorigen Jahrhundert Giam battista Piazzetta in seine studij della pittura schrieb, daß die Ehre in einer königlichen Galerie zu hängen, deren sogar jene Bilder teilhaftig geworden, die „rohe, häßliche und gemeine Menschen" zeigten, sich nie und nimmer auf jene erstrecken dürfe, „die uns nur lebhafte Farben sehen ließen, ohne Ordnung in phantastischer Weise neben einander gestellt" . . . .

Natürlich gehören fast alle Bilder der Landschaftsmalerei; denn das ist ja der Modernen erlösende Großthat, daß sie uns wieder gelehrt, leuchtenden, frohen Auges zur Sonn' empor zu schauen, und daß wir rüstig weiter schreiten dürfen auf dem Wege

den die Cuyp und Siererechts, die Guardi und Gainsborough vor uns gegangen . . . . Fast lächeln müssen wir heute, wenn wir an unserer Väter Unbescheidenheit denken; was verlangten die nicht alles von einer gemalten Landschaft! alles doch, bis auf die Kleinigkeit, — daß sie malerisch angeschaut sei. Mit den Augen des Touristen und des Geschichtsphilosophen blickten sie auf die Dinge, und da mußten sie denn freilich nach Norwegen pilgern und nach Marathon oder sich auf des forum romanum moosbewachsene Trümmern niederlassen . . . . Und wie genügsam sind wir Jungen doch wieder geworden. Wir treten vor's Haus. Da träumt eine stille, sanfte Wiese, und Blumen blühen drauf, — — arme, schlichte Feldblumen, weiße, blaue, rote, und die Falter gaukeln . . . . Und das macht uns schon verzückt, das ist heut uns mehr als genug, und wir fragen und staunen, wieso man das früher nicht geschaut.

Freilich, auch der Älteren manche waren still daheim geblieben und hatten gemalt, was sie von ihrem Fenster aus erschauen konnten, und unter diesen ganz Wenigen, die modern empfanden, bevor es eine Moderne gab, steht obenan Hans Thoma.

Viele Jahre hat er seine geliebten, klassen Taunuslandschaften und Maingegenden gemalt, flachshaarige Mädchen mit blauen, großen Augen, alte Großmütterchen, die der horchenden, verschüchterten Kinderschar finstere Sagen raunen, Landstraßen, auf denen einsame Wanderer ziehen, und auch, was er bloß träumte, hat sein Pinsel festgehalten zu jener Zeit, wo der stillen Träumer gar wenige waren in deutschen Gauen. Da sind schwarze, schaurige Wälder, die nie eines Menschen freveinder Blick gewahrt, und furchtbare und gütige Wesen walten dort, und lichte Blumen blühen, wie sie keinem Sterblichen je geduftet . . . . Und sie lassen uns nicht aus ihrem Bann, mit ihrer gütigen, treuherzigen Einfalt, jene Bilder und Lithographien, die Thoma heuer ausgestellt, und es ist einem, als ginge man an einem blauen Frühlingsabend langsam durchs Feld, und es ist still und nur irgendwo in verlorener Ferne singt eine zarte Mädchenstimme ein schlichtes, altes Kinderlied, und man lauscht und sinnt und träumt, und alles Böse und Rohe muß fliehen, und wir erleben einen jener unendlich kargen Augenblicke, wo wir rein sind und gut . . . .

Und warum manche diesem einfachen, süßen Meister einen purpurgeschmückten Thron aufrichten wollen neben Böcklin, dem König der Könige im Reiche der Kunst; sie stellen doch auch nicht Albrecht Altdorfer neben Tizian . . . .

Ich habe Thoma vorhin zu den „Modernen" gezählt; das ist nur in bedingtem Sinne richtig, gilt nur in Bezug auf sein Verhältnis zu anderen gleichaltrigen Landschaftern, und es ist dies eine ähnliche Sache wie bei Theodor Fontane, den sie ja auch gern einen „Modernen" heißen, aber ohne daß ich diese beiden so ganz heterogenen Meister miteinander vergleichen möchte; der Weg, auf dem man von „Effi Briest" zu der Jungen Romanen gelangt, ist, auf anderem Gebiete natürlich, wohl ebensoweit als der, auf dem man von Hans Thoma zu den modernen Landschaftern wandert. Der Meister aus Frankfurt hängt noch ein bischen am Stofflichen, er ist eng mit der Gegend verwachsen, die er malt, es ist vielleicht darum mehr Seele in Thoma, mehr Herzblut (ich gebrauche dies mißverstandenste aller Wörter nur höchst ungern), mehr Gemüt, aber der „Jungen" Augen sind schärfer, feiner ist ihre Kunst und sensibler; sie schauen mehr als Thoma sieht, sind mehr „Maler", die Gegend als solche ist ihnen zumeist gleichgültig; was sie reizt, ist ein Beleuchtungsproblem, das Spiel von Licht und Schatten, wie Tag und Nacht, Sonne und Nebel miteinander kämpfen und ringen; die dargestellte Landschaft ist ihnen nur ein Instrument, auf dem ihre koloristischen Akkorde erklingen, und vielen der Sezessionisten wird man es wohl zugeben müssen, daß sie ihre Kunst verstehen, und daß ihre Farbenakkorde eigenartig sind und persönlich.

Da ist (um nur wenige zu nennen) Keller-Reutlingen; er liebt jene Zeit, wann die Sonne erloschen und Dämmerung schwarze Schleier auf die Felder wirft; aber er hat auch ein Bild „Birken", das in herrliches, weißes Sommerlicht getaucht ist. Bredt hat sich an einsamer Weiher Borden angesiedelt, das grüne Wasser plätschert zu des Ufers Rand, und Nixen entsteigen den Fluten, Nixen mit blütenweißem Körper, und schau'n auf uns mit süßen, klugen Augen. W. Volz hat eine schöne Abendstimmung ausgestellt und als Staffage ein rothaariges, prachtvoll gemaltes Mädchen, das eben die letzte Hülle ablegt, um ins verschwiegene Bad zu tauchen. Noch acht Bilder sind von ihm da, und sie werden sogar bewundert; nun, jeder hat ein Recht auf seinen Geschmack, ich bin den Volz-Verehrern nicht neidisch und finde nur, daß uns das, was Volz sagt, von den Praeraphaeliten ungleich schöner gesagt worden ist ....

Merkwürdig ist das Vorherrschen der Abendstimmungen. Noch ist's nicht allzulange her, daß sich die jungen Maler nicht genug thun konnten in Glanz und leuchtender Sonne. Heute zieh'n sie erst hinaus, wenn die Dämmerung gekommen und die Linien verschwimmen in des Abends fahlem Leuchten, wenn es still geworden, nur die Grillen zirpen dann und wann .... Sie hassen die Sonne und sagen, der Tag sei hart, zu grell und brutal, aber der Abend mit seinen matten, verschleierten Farben und seinem weichen Atmen kose die Nerven und streichle sie gleich zärtlichen Geigenklängen. Und auch die Dichter denken heut wie die Maler, sie keuchen nicht mehr durch den Großstadtbrodem, fliehen Vorder- und Hinterhaus und die Menschen, und wohnen in stiller Träume glitzerndem Luftschloß. Lang genug sind wir stark und robust gewesen, so meinen sie, und haben mit roten Händen hineingegriffen ins Leben, ins häßliche, rohe Leben, und haben's interessant gefunden, wo immer wir's gepackt; und nun sind wir dessen müde, das Leben ist so feindlich und so gemein, ... nicht länger wollen wir uns beschmutzen, weiß sollen unsere Hände sein, ganz weiß ... so sagen sie und haben Zola unter Anerkennung seiner besonderen Verdienste um die Kunst zur Disposition der Litterarhistoriker gestellt, und Detlev von Lilienkron ist ihnen der Lyriker von gestern. Man entdeckt Arthur Schnitzler, und der Dichter der Jungen heißt Paul Verlaine .... Vielleicht wird der Kunstpsychologe später einmal das müde Sehnen nach Stille und Abend und die Liebe zu dem milden, sanften Dichter als verschiedene Äußerungen desselben Triebes, desselben dumpfen Verlangens nach Frieden und Einsamkeit erklären, und vielleicht wird es ihm auch erwähnenswert dünken, daß die roten Rosen in Poesie und Malerei den weißen Lilien haben weichen müssen ....

Wie gesagt, lauter Abendstimmungen ....

Exter hat eine tiefblaue Dämmerung. Schon will es Nacht werden und aus dem Dorfe glitzern ein paar arme Lichter. Ungemein ergreifend ist Richard Kaisers Herbstabend; von Strützels Landschaften ist die Abendstimmung Altwasser bei weitem die beste; Adolph Hölzel, Krüger, Alois Hänisch, Emmi Lenbach, die und noch manche andere haben mehr als beachtenswerte Abendstimmungen uns geschenkt; natürlich giebt es auch Frühling und Morgen, aber in der Minderzahl, Degenhart hat einen schönen Herbstmorgen und Cairati einen Frühlingstag, aber er kann mehr, als dies Bild kündet.

Haueisens „Vor dem Gewitter" und Herzogs „Sturm" sind zwei Bilder, die einem um ihrer brillanten Technik willen noch lange im Gedächtnis haften, und dasselbe ist's auch mit den wunderfeinen Dachauer Aquarellen Ludwig Dills, den der Jungen Schar zu ihrem Führer gekiest hat.

Und nun zu den Farbenträumern, die von dem p. t. Publikum so bös verrissen werden. Viele erklären mit der Überzeugung mehr oder minder tiefem Brustton, derartiges

Zeug nie und nimmer über ihrem Schreibtisch aufzuhängen, selbst wenn sie's geschenkt bekämen. Aber manche von jenen, die eine Mark Entree gezahlt, bleiben ernst und sinnend trotz der zornigen Gaffer und meinen, daß Zwintscher, Zürcher und Kuschel zum allermindesten auf jene Betrachtung Anspruch erheben dürfen, die jedes Kunstwerk als Dokument einer Kultur und Zeit fordern muß.

Zwintscher hat einen „Sturm", mit dem man nichts Rechtes anfangen kann, einen technisch-brillanten Blick auf rote Ziegeldächer, aber auch ein inniges-weiches Bild „Sommer". Von der erhabenen, reinen Wollust, welche das Liebesduett aus der „Walküre" atmet, ist etwas in dies Gemälde gekommen. Auf weiter einsamer Aue von flimmernd-leuchtendem Grün hält sich ein nacktes Menschenpaar in lusttrunkener Minne umklammert, glitzerndblau ist der Himmel, ein brütender, aufstachelnder Sommerhimmel, über das selige Paar breitet ein junger Baum wie segnend weiße, blütenschwere Zweige, und alles duftet, gleißet und schimmert und ist Wollust und Wonne... Man vergißt dies Bild nicht so rasch.

Und dann ist Zürcher. Goldflammende Lichtwogen wälzt der Abend durch die schwarzen Stämme, wie fließend Feuer scheint der stumme, spiegelnde Waldbach, dessen Flut ein nackter Jüngling auf dem Boden liegend in durstigen Zügen saugt; und vor dem schönen Knaben ragt in hieratisch-strenger Haltung eine verschleierte Frau.... „Ein Bild" heißt's im Katalog. „Was stellt das vor?" fragen die Leute. Das weiß ich nicht, und das ist mir auch mehr denn gleichgültig; aber ich weiß, daß nicht allzuviele just solche Farbensymphonie erträumen, und da nehme ich's denn lächelnd mit in Kauf, daß die feierliche stille Frau von Böcklins Odysseus und Stucks Pietà gezeugt worden.

Kuschel hat schwüle, schwere Farben, die wirken gleich seidener Schleppen knisterndem Rauschen, aber noch ist er ganz von starken Fesseln umstrickt, in die ihn Böcklin geschlagen, der leuchtende Titane, aber er hat zwei Studienköpfe Sabina und Magdalena, aus deren weiten Augen eine Seele strahlt, die nicht die Böcklins ist, und wenn er des Riesen Haft entronnen, wird er wohl schöne, eigene Werke uns schenken.

Im Reich der Tiere waltet, wie auf jeder deutschen Ausstellung, Zügel als souveräner Herrscher, freilich, mißt man ihn an Troyon und den großen englischen Tiermalern, so dünkt er nicht gar zu groß, aber er ist ein hellblickender Beobachter und wohl der brillantesten Techniker einer. Hubert v. Heyden, dessen „Ruhe im Saugarten" vor einem Jahre den heulenden Orkan von Entrüstung erregt, hat diesmal ein paar ebenso vorzüglich gemalte Hühner ausgestellt, die sich um den Wassernapf drängen, „Frühschoppen" hat er das Bild geheißen. Was sonst an Tierbildern vorhanden, ragt nicht über den Durchschnitt; gute Mittelware.

Dies gilt auch vom Interieur und vom Genre (man muß dies Wort in Ermangelung eines Besseren noch gebrauchen, so sehr's auch nach der Gartenlaube schmeckt): Genug des Anständigen ist geboten, aber kein Bild ist da, von dem sich heimliche Fäden zu unserer Seele spinnen, die wir nimmer zerreißen können, kein Bild ist da, zu dem man immer und immer wieder fast unbewußt zurückkehrt, und das wir lieben lernen, so wie man Terborch liebt und Pieter de Hooch und Viggo Johannsen, den süßen Dänen. Aber die meisten Bilder streben, das muß man freudig rühmen, nach schlichter Sachlichkeit und hegen den Ehrgeiz, nur durch malerische Mittel zu wirken, und da ist es denn tieftraurig zu sehen, daß gerade unter den Kompromißbildern, die mit der neuen Technik die alte Familienblattmalerei weiter fristen wollen, der kleine Zettel „Verkauft" hängt.

Um Namen zu nennen, seien E. Liebermanns Interieur aus Nordfrankreich, Ubbelohdes ernste Morgenandacht und Sievogts nacktes junges Mädchen erwähnt.

Slevogt hat außer seinem vorzüglichen Selbstportrait diesmal nur Kleinigkeiten ausgestellt, aber alle sind flott „hingehaut“ und wirken.

Den Übergang zum Portrait bildet Uhdes helle Gruppe halbwüchsiger blonder Mädchen; endlich wieder der Uhde, den wir lieben! Dann ist Exters weibliche Aktstudie, bei der das zitternde, blühende Fleisch wundervoll gemalt ist; vom Publikum wird es ihm sehr verdacht, daß man unter den emporgehobenen Armen der Achselhöhlen Haare schaut! — nun, in dem Lande, wo im Jahre 1896 Dürers Bilder mit Vorhängen schamhaft verhüllt werden, da sie die „öffentliche Sittlichkeit“ gefährden, muß sich Exter das wohl gefallen lassen. Breyer hat eine flott-gemalte Dame im Schaukelstuhl ausgestellt, Ernestine Schulze-Naumburg eine sehr feine Studie zu einem Kinderportrait, und Stuck außer einem Bild in tempera „Tanz“ und zwei weiblichen Studienköpfen das Pastellportrait Juliane Derys, der Künstlerin. Technisch bedeutet dies Bild wohl fast den Gipfel dessen, was die Pastellmalerei erreichen kann, Maler müssen vor diesem Bilde in Verzückung geraten, — aber ist Stuck wirklich ein guter Portraitist? Es giebt Kreise, ich weiß es wohl, in denen man sich mit dieser Frage unmöglich macht — aber man sehe sich einmal zehn weibliche Portraitstudien Stucks hintereinander an. All diese Frauen stammen aus einer Familie, zum Verwechseln ähneln sie einander, all diese Köpfe mit ihren versteinten, toten Zügen haben in ihrer auf einfache große Linien gerichteten Stilisierung etwas, das an antike Vasenbilder gemahnt, immer fühlt man, daß Stuck vom Kunstgewerbe zur Malerei kam. Er ist ein prachtvoller Dekorateur, und diese seine Individualität kommt in allen Portraits ja vollkommen auch zum Ausdruck, aber die Individualität der zu Portraitierenden vermag er uns nicht zu geben, und so wird man ihm denn keinen Platz unter den Großmeistern des modernen Portraits einräumen können.

Anspruch auf einen solchen darf aber Albert Keller erheben, der außer einem entzückenden Pierrot drei „moderne Frauen“ ausgestellt hat. Man kennt seine Art und weiß es ja längst schon, daß er der berufenste und begeistertste Künder mondänster Eleganz ist; der Keller der drei Portraits ist derselbe geblieben, derselbe fabelhafte Techniker und modern bis in die Fingerspitzen; aber in diesen Einzel-Portraits ist er psychologisierender als dies im Gruppenbild möglich war, an den drei Frauen zeigt er das aus tausend glitzernden Steinchen mosaikhaft zusammengesetzte undefinierbarste, sphinxhafteste, was es wohl je gegeben, die âme moderne, die fiebernd sich am schwülen Hauch der Giftblumen berauscht, die in Meister Klingsors, des alten Zauberers Wundergarten wuchernd sprießen, und die doch Zarathustra in frostklarer Höhen steile Einsamkeiten willig folgt, die âme moderne, die von der Renaissance fanatisch-schöner Verruchtheit träumt, nach der Borgia und Baglione prachtvoll-blutigen Verbrechen bangt, und doch mit Huysmans zerknirscht und todesmatt im alten Dome aufs Knie sinkt, und sich die stumpfen, matten Nerven vom blauen Weihrauch einlullen läßt und aufstacheln, und die einen letzten raffinierten Frisson empfindet, wenn Kinder zu goldenen zärtlichen Melodien singen un beau cantique à la sainte Vierge Marie. Und all dies Complizierte, Unfaßbare, Verschwimmende, vor dem Wort im Hauch zerflatternde, all diese tausend und abertausend Widersprüche, kurz all das, was wir in unserer verstörten Hilflosigkeit nur fin de siècle zu nennen vermochten, selten hab ich dies alles so, ich möchte sagen, zum Extrakt kondensiert gesehen, wie in diesen drei zur Höhe der Typischen gehobenen Portraits. Da sind jene fast hageren, sterilen, schlanken Formen, wie sie d'Annunzio liebt, um die Lippen ist ein seltsam müder Zug gelagert, und im Auge wieder, dem weitgeöffneten, starren und feuchtgleißenden, loht flammende Gier, träumt

trunkenes Sehnen nach wilden Wonnen und Küssen, bei denen sich die Zähne ins zitternde Fleisch graben . . . . .

Der Freiherr von Habermann, neben Keller der Allerfeinsten Einer, hat zur Wonne aller, die, mit Nietzsche zu reden, „den Ehrgeiz haben, künstlich zu sein," eine weibliche Aktstudie und ein Pastellportrait ausgestellt, und jene wenigen, die Habermanns einsame Kunst lieben, (dieselben sind's wohl, denen Stefan George den Pfad zu neuer Schönheit wies), diese einzelnen bleiben wohl auch gern vor den Bildern einer jungen Malerin stehen, vor Margarethe von Kurowskis Werken. Das eine ist ein Damenportrait, das andere zeigt eine Mutter, die sich über ihr Kind beugt. Fräulein v. Kurowski strebt noch zu jenen Höhen, die Keller und der nervöse Habermann bereits erklommen; aber auch ihre blasse Kunst ist aristokratisch und sensibel, auch sie haßt alles plump und grad heraus Gesagte, und matte, verschwimmende Linien träumt sie; immer sind ihre Farben von vornehmster, fast schmerzlicher Zartheit und wirken gleich einem Notturno in Moll; auch sie will nur der Stimmung scheuen Duft erfassen, ist todfeind dem Geist der Schwere, der an der Materie kleben bleibt, sie will die Seele bloßlegen und mit streichelnder milder Frauenhand thut sie's; in ihren stillen Bildern ist etwas von der unendlichen Wehmut erster bleicher Herbsttage.

Und die Kunst, zu der Albert Keller, Habermann und die junge Anfängerin betend emporschauen, das ist wohl jene, für deren Wesen Verlaine ewige Worte gefunden:

> Fuis du plus loin le Point assassine,
> L'esprit cruel et le Rire impur,
> Qui font pleurer les yeux de l'Azur,
> Et tout cet ail de basse cuisine



Kritik.

Romane und Novellen.

Peter Altenberg: „Wie ich es sehe." (Berlin, S. Fischer. 1896.)

Philipp Langmann: „Realistische Erzählungen." (Leipzig, Robert Friese.)

Otto Ernst: „Kartäusergeschichten." (Hamburg, Conr. Kloß. 1896.)

Fannie Gröger: „Himmelsgeschichten." (S. Fischer, Berlin. 1896.)

Ernst Volksmann: „Vermächtnis." (Leipzig, Karl Güttig.)

Hochstetter: „Die Verstoßenen." (Dresden, Pierson. 1896.)

Alfred Gillty: „Fesseln." 2 Bde. (Dresden, Pierson. 1896.)

August Niemann: „Die Erbinnen." 2 Bde. (Dresden, Pierson. 1896.)

Sonja Kowalewska: „Die Nihilistin. (Verlag der Wiener Mode.)

An diesen Büchern ist mir wieder so recht klar geworden, daß man es nicht peinlich und streng genug mit der modernen Forderung an die Kunst nehmen kann — mit jener Forderung, die in der Schöpfung den Schöpfer und in dem Schöpfer die Zeit zu finden verlangt. Die übergroße Mehrheit der zeitgenössischen Produktion macht diesen Umweg um die Persönlichkeit nicht: Das Individuelle an der Kunst ist ihr fremd, und sie begnügt sich mit einer mehr oder weniger getreuen Wiedergabe des modernen Lebens. Daher jene zahllosen Bücher, die man weder so recht loben noch tadeln kann, und die niemals Begeisterung zu wecken vermögen, wie es jene anderen thun, von denen ich vorher sprach — jene

seltenen, die in einem Jahre vielleicht nur einige wenige Male kommen, dafür aber auch in dem nächsten noch nicht vergessen sind, und die immer und immer wieder ihre suggestive Kraft auf den Leser ausüben.

Das Buch, das Peter Altenberg jetzt geschrieben hat, mag zu diesen letzteren gehören; ich glaube, man wird sich den Namen dieses jungen Dichters für die Folgezeit merken müssen. Er ist ja gewiß keiner von den ganz Großen, in denen sich die Ideen und Empfindungen einer Epoche konzentriert finden, — aber wenn man die Litteratur des jungen Wien nennt, darf man ihn in Zukunft nicht vergessen: Man muß ihn wie eine Ergänzung zu Loris und Andrian nehmen. Wie diese ist er in erster Linie Stilkünstler — aber doch auch nur insofern, als ihm die raffinierte Ausdrucksweise nicht Selbstzweck, sondern ein hauptsächlichstes Mittel ist, seinen Stoff zu gestalten. Denn Stoffe hat er, sie sind sogar so wichtig für ihn, daß er ohne sie kaum wirken würde. Und das trennt ihn denn wieder von den beiden Vorhergenannten, Loris und Andrian, denen es stets um die Wirkung einer Stimmung, einer psychologisierten Menschenseele zu thun ist. Freilich hat man bei ihm Stoffe, oder wie man es gerade nennen will, — Konflikte meinetwegen, die so unendlich fein sind und so wenig aufdringlich wirken, daß man sie kaum bemerkt. Auch Peter Altenberg hat mit den Mätzchen der alten Schule gründlich aufgeräumt. Der Effekt ist ihm völlig fremd, und daß er dann doch wie ein Effekt wirkt, mag das Wunderbare an ihm sein. Daneben ist er dann auch Psychologe, reiner Psychologe, wie Dostojewsky Psychologe war, an einigen wenigen Stellen sogar Analytiker in der peinlichen und sorgfältigen Manier der ersten Bücher des Przybyszewski. Meist begnügt er sich mit der Impression einer Menschenseele, und das könnte man dann vielleicht das spezifisch neue an seiner durchweg originellen Erscheinung nennen. Man hat seine Art in der Litteratur eigentlich seither noch nicht gehabt. Ich nannte ihn vorhin mit Loris und Andrian zusammen; eines giebt es, das ihn von diesen beiden wieder trennt; ich meine, es ist das, daß er zugleich auch ein Lebenskünstler ist. Er ist der Viveur — der elegante Weltbummler, der überall herumgekommen ist, und dabei den Typus des Wienerischen nicht verloren hat. Auf dieses letztere muß man genau achten: wienerisch sieht er alles. Man liest es aus jeder Nuance, die er in seinem Skizzenbuche bringt, ein kleines und wenig auffallendes aber bezeichnendes Beispiel: Wenn er einen seiner Helden eine Cigarette rauchen läßt, so nennt er stets die Sorte .. „er raucht Caravopoulo Cigarettes des Princesses“, heißt es da an einer Stelle. Ähnlich macht er es mit den Speisen in den Restaurants. Ähnlich mit Toiletten, Blumen u. s. w. Es ist das, wie gesagt, sehr bezeichnend. Der Skandinave, der Germane würde das nie thun, aber der Wiener liebt die raffinierten Feinschmecker-Allüren. „Wie ich es sehe“ nennt er seine Sammlung — Ich, — Peter Altenberg nämlich, mit meinem höchst persönlichen Blick, den ähnlich keiner hat. — Wie ich es sehe, das Leben, dies tausendgestaltige Gewirr von Fragen und Rätseln, auf die man so selten eine Antwort weiß, — wie es sich bei kleinen Mädchen und reifen Frauen abspielt, bei eleganten Cocöttchen und bei den Mondainen der großen Gesellschaft: überall .. auf dem Lande .. im Badehotel .. daheim, im Boudoir .. im Prater .. im Nachtcafé und in den andern zahllosen Milieus einer modernen Großstadt. Man könnte daher Herrmann Bahr nennen, wenn man den Peter Altenberg irgend einem aus der Litteratur vergleichen wollte. Beide haben die gleiche lokale Note in ihren Dichtungen, beiden ist die Kunst ein Spiel, an dem man sich tändelnd freuen darf und eine heimliche Liebe zu seltenen Offenbarungen der Menschenseele, zu schönen Posen und großen Worten, die über das Leben hinwegtäuschen sollen und doch nicht

können. So ist es ein Dilemma, dem diese Kunst entspringt — und ein Widerspruch, ein leichtes und lustiges Flattern über den schauerlichen Gründen des Daseins. Peter Altenberg hat die Grundstimmung dieser Weltanschauung jetzt in eine Formel gebracht: „Der nur das Leben träumt, kann mir nicht Leben geben — — —. Und der es lebt, der nimmt mir meinen Traum", schreibt er in einer seiner schönsten Skizzen. Dieser Satz ist wie sein Dichter. In ihm hat sich Peter Altenberg ein Motto zu seiner Persönlichkeit gegeben, wie man es sich nicht schöner und edler denken kann.

Man wird verstehen, daß es schon eine raffinierte Kunst sein muß, die man nach der nervösen Dichtung des jungen Wieners genießen kann. Der Zufall wollte es, daß ich die realistischen Erzählungen Philipp Langmanns zur Hand nahm. Zunächst kam ich an eine unglaublich einseitige Vorrede, die den Realismus verteidigen und gegen die jüngste und von dem Autor sehr falsch unter das Schlagwort symbolistisch gebrachte Phrase der Litteratur Front machen sollte. Es gebe nur eine Kunst, hieß es da, und diese sei realistisch. Ich erinnerte mich, diese Phrase schon oft gehört zu haben. Ich erinnerte mich ferner, daß sie recht wahr, phrasenhaft wahr sei: vor ein paar Tagen konnte ich es noch konstatieren, als ich den Pierrot Lunaire des köstlichen Giraud in die Hand nahm, hatte ich die Empfindung, als könne es keine in sich wahrere Kunst geben, und doch würde mir Philipp Langmann in diesem Falle nicht beistimmen und wahrscheinlich wieder von einem „ungestaltbaren und darum unkünstlerischen reden" — ein furchtbar richtiges Wort, wenn man sich etwas darunter denken könnte. Man mache sich nur den Sinn einmal klar und man wird die Wahl zwischen einer Naivetät und einer Selbstverständlichkeit haben. Meine Meinung in diesen Dingen ist, daß der Kunst nichts fernstehen solle, und daß „künstlerisch", „gestaltbar" alles sei, was in die Erscheinung tritt. Selbst das Traumleben monomaner Narren. Träume sind nämlich auch realistisch, und die ganze Erscheinungswelt der Visionen, Hallucinationen u. s. w. gehört unter die große einzige Rubrik Natur. Man muß sie eben nur gestalten können! Freilich gehört Phantasie dazu, und die in realistisch und unrealistisch zu teilen, wäre lächerlich. Aber ich will Philipp Langmann nicht zu nahe treten, was der Ästhetiker gefehlt, wird weitaus wett gemacht durch die Arbeiten des Novellisten. Zunächst darf man das dem Titel angehängte Wort „realistisch" nicht allzu wörtlich nehmen. Es ist durchaus keine bestimmte Schule damit gemeint. Nur scheint mir, daß der Autor den geheimen Ehrgeiz habe, ein direkter Nachfolger der Storm, Keller, Fontane zu werden. Obwohl sein Buch einen vollständig selbstständigen Eindruck macht, findet sich doch so manches, was an diese drei erinnert: eine fleißige, sorgsame Beobachtung der Kreise, in denen die Novellen spielen, plastisches, gemütvolles Herausarbeiten der einzelnen Charaktere und ein lebendiger nur hie und da etwas pedantisch wirkender Stil. So ist es ein Künstlertum, das nie verletzen wird und vielleicht vom Standpunkte des Könnens aus weit höher zu schätzen ist, als die frissoneuse Kunst Peter Altenbergs, deren pikanter Reiz den „realistischen" Erzählungen ja so vollständig fremd ist. Übrigens kennen die Leser der Gesellschaft den Autor bereits. Einige der nun gesammelten Erzählungen sind in diesen Blättern zum ersten Male gedruckt worden.

Von Philipp Langmann zu Otto Ernst ist kein allzugroßer Schritt. Der bekannte Hamburger Satiriker mag als Novellist dieselben Kunstprinzipien vertreten, nach denen der Verfasser der „realistischen Erzählungen" arbeitet. Ein einziger Unterschied zwischen beiden wird darin bestehen, daß die Dichtungen des ersteren einen etwas litterarischeren Charakter haben. So kommt es, daß einzelnes aus dem jetzt veröffentlichten Novellenbuche seelischer,

oder um mich ganz klar auszudrücken, psychologischer wirkt. In dem ersten Stück der Sammlung, „Anna Menzel“, ist es ihm sogar gelungen, die Empfindungen eines psychisch durchaus nicht uninteressanten Weibes klar und scharf auseinander zu legen. Der Wert der Arbeit wird dadurch noch um so größer, daß es sich um ein uraltes und gerade in der modernen Litteratur außerordentlich oft verwandtes Thema handelt, und die Arbeit trotzdem nicht langweilt oder den Leser unberührt läßt. Eine andere Novelle, „Der Kartäuser“ betitelt, reizt durch ihre tiefen seelischen Perspektiven. Es ist ein Stoff, wie ihn etwa Ola Hansson behandeln könnte: eine Verarbeitung interessanter sexueller und psychiatrischer Motive, die der Verfasser allem Anscheine nach persönlich zu beobachten Gelegenheit hatte. Was außerdem in dem Buche noch enthalten ist, steht nicht auf gleicher Höhe. Eine „Choleraskizze“ wirkt geradezu schwach. Die Hamburger Tage hätten sich besser verwerten lassen können; und der Humor in dem Buche erst! Nun ja — mit dem Humor ist das in der zeitgenössischen Produktion eine eigene Sache — — —. Man hat von der modernen Litteratur wohl gesagt und ihr einen besondern Vorwurf daraus gemacht, daß der Humor fast gänzlich in ihr fehle. Es ist wahr: Die Zeit, die auf Schopenhauer folgte, kennt in ihrer Kunst den Ausdruck der reinen übermütigen Lebensfreude nicht; und wo man diesem einmal begegnet, da ist er meist nur ein bewußtes oder unbewußtes Mittel, um den brutalen Ernst des modernen Lebens schärfer hervortreten zu lassen. Hartleben könnte man vielleicht ausnehmen. Den Novellisten Hartleben natürlich nur; denn in seinen Bühnenwerken ist er viel zu sehr Satiriker: und von diesen bösen, vor Gott und Staat höchst verruchten Menschen, die, wie jede Zeit der Mißverhältnisse, auch des 19. Jahrhunderts Ende hervorgebracht hat, möchte ich hier nicht reden; ihrer sind ja noch mehrere. Was ich hier im Auge habe, ist der Humor — der neue Humor, wenn man will: der Kunst gewordene Optimismus. Freilich ist der bei dem Verfasser der Geschichte vom abgerissenen Knopf von einer etwas absonderlichen Art. Doch das nebenbei, da ich den Namen einmal erwähnt habe. — Nun ist es ja auch richtig, um da wieder anzuknüpfen, wo ich abbrach: auf Schopenhauer, den Lebensverneiner, folgte Nietzsche, der Lebensbejaer. Aber die Zarathustrafreude ist doch noch viel zu sehr Sehnsucht aus dem Pessimismus heraus, oder vielmehr Freude an dieser Sehnsucht und eine — allerdings unbegrenzte — Fortentwicklung über Schopenhauer hinaus, als daß sie als vollkommenes au-delà von diesem Nietzsche-„Erzieher“ und eine Überwindung seiner Lehre anzusehen wäre. Wie ein Hauch von Genesung liegt es wohl darüber, aber die Krankenatmosphäre ist noch nicht geschwunden, und es erinnert noch so manches an qualvolle Leiden. Der Weg zu neuen Hoffnungen mag gewiesen sein. Sicherlich! Und man könnte viel zum Beweise dafür anführen. Nicht zuletzt die jüngste Phase der Kunst; man muß da eben Ola Hanssons Wort von dem Thermometer der Zeit gelten lassen. Einer der neuesten hat es bereits ganz offen herausgesagt: Christian Morgenstern in seinen halb und halb gelungenen „Phanta“-Gedichten. Und hier ist es auch, wo diese Himmelsgeschichten der Fannie Gröger verständlich werden. Gewiß sind sie in erster Linie drollig, urdrollig — satirisch, humoristisch in dem alten gebräuchlichen Sinne. Und man muß herzlich lachen, wenn man von den Schwächen des himmlisch-heiligen Thorhüters St. Petrus liest, von seiner einstigen Erdenliebschaft mit einer gewissen, zweifelhaften, hernach unter dem Namen der büßenden Magdalena bekannt und auch jedenfalls selig gewordenen Dame — oder von Petri frommer Haushälterin, der heiligen Nothburga und ihrer Erdenreise mit Hindernissen — oder von dem kleinen, putzigen Taugenichts Dickebein, diesem enfant terrible, der himm-

lischen haute volée u. s. w. Aber es liegt doch noch ein anderes, ein mehr in diesem Buche! Man fühlt bald daraus, daß es die guten und schlechten Witze und Anspielungen nicht allein sind, die so ungemein reizen und den Leser in diese lustige Faschingsstimmung bringen. Eine Abkehr vom realen Leben mag dahinter stecken; und infolge davon ein pompöser Wille zur Schönheit, verbunden mit einer ausgesprochenen Vorliebe für alles im althellenischen Sirne graziöse. Daher denn auch diese Erinnerung an Böcklin, sowohl an den Böcklin der Farbensymphonien, wie an den Böcklin der wunderbar belebten plastischen Wirkung in Komposition und Zeichnung. Dies „plastisch" möchte ich noch besonders unterstreichen, da es den größten Vorzug der Geschichten der Fannie Gröger bedeutet. Und so wird denn auch durch diesen Hinweis auf Böcklin verständlich werden, warum ich von Nietzsche und dem humoristischen Nietzsche-Lyriker Morgenstern ausging, die Gröger nicht lediglich satirisch nahm, sondern sie einer neuen Art der Phantasiedichtung zuschrieb. Diese letztere nun auf ihr Wesen hin zu untersuchen, ist wohl heute noch nicht möglich, da man es nur mit allerersten und durchaus nicht genialen Versuchen zu thun hat. Speziell der Fannie Gröger und ihrem Verhältnis zu der Litteratur beizukommen, ermöglicht jedoch Panizza, der in seinen „Visionen" und in seinen „Dämmerungsstücken" stofflich ähnliches und doch innerlich völlig verschiedenes hat. Ich glaube, dieser arge Lästerer wird an dem Buche seiner jungen Kollegin eine satanische Freude haben. — Eigenartig berührt nach der Lektüre dieses originellen Buches das Werk, zu dem ich nun komme: Volksmann, „Ein Vermächtnis". Es sind Briefe eines jungen Mädchens, die, wie man mir sagte, thatsächlich geschrieben sein sollen. Man hätte es also mit einer wirklichen Tragödie des Lebens zu thun. Vom psychologischen Standpunkte aus kann das unter Umständen außerordentlich interessant sein; und selten wird man wohl bessere Gelegenheit finden, Einblicke in die menschliche Psyche zu thun, als im vorliegenden Falle. Man denke sich ein in traurigen Familienverhältnissen aufgewachsenes junges Mädchen, eine Bergmannstochter, die Jahre hindurch in einem äußerst regen Briefwechsel mit ihrem Verlobten, wohl dem Herausgeber der Briefe, gestanden hat, bis ihr durch Arbeit und Entbehrung aufgeriebener Körper einer qualvollen Krankheit erlag. — Ein junges Weib von selten hoher Intelligenz und überaus feinem Gefühlsleben. Man denke sich ferner unter dem erwähnten Bräutigam einen jungen ehrlichen, offenherzigen Menschen, dem sie das denkbar größte Vertrauen entgegenbringt, und dem sie in ihren Briefen wohl nichts von all dem verschwiegen hat, was ihre Seele grade beschäftigte. So kommt es, daß die höchsten Fragen der Menschheit mit demselben Ernste erörtert werden, wie beispielsweise jene ersten für den Psychologen so überaus interessanten Intimitäten des Frauenlebens. Freilich ist dieses psychologische Interesse, von dem ich schon oben sprach, auch der einzige Reiz des Buches. Künstlerisch hat es wenig oder gar keinen Wert. Dieses letztere in denkbar höchster Potenz gedacht mag das Zeichen sein, unter dem die nun folgenden Romane stehen. Es gilt das in gleichem Maße von Hochstetter und Gilly, die wohl mit ihren Erstlingswerken kommen, wie von August Niemann, der den so und so vielsten Roman auftischt. Bei Hochstetter kann man wenigstens noch den guten Willen anerkennen, einer brennenden sozialen Frage tendenziös beizukommen und seinen Stoff mit psychologischen Finessen, die leider allerdings wenig fein wirken, interessanter zu gestalten. Gilly dagegen ist bescheidener. Er überträgt den schönsten Gartenlaubenstoff auf den Boden einer modernen Großstadt und hat wahrscheinlich die geheime Hoffnung, mit derartigen öden und geistlosen Machwerken entweder Geld

zu verdienen oder ein berühmter Mann zu werden. Man weiß, daß bei derartigen dichtenden Individuen nie so genau. Am liebsten wird ihnen wohl beides sein. Doch kann ich dem Herrn Alfred Gilly weder in der einen noch in der andern Weise ein günstiges Prognostikon stellen. Wenn viel aus ihm wird, dann erreicht er vielleicht einmal in seinem Leben die famose künstlerische Höhe, die der dritte aus diesem edlen Bunde mit seinem grausamen zweibändigen Romane, „Die Erbinnen" jetzt erklommen zu haben glaubt. Das Unverschämte an diesem Buche und das für unsere heutigen Litteraturverhältnisse zugleich Bezeichnende scheint mir der Umstand zu sein, daß sich eine solche Revolverpoeterei noch für Kunst ausgiebt.

Aber wie ich im Anfang bereits sagte, und was ich jetzt noch einmal betonen möchte: man muß sich in der Litteratur mit den seltenen Büchern begnügen. Eines von diesen liegt jetzt noch vor mir: Ich meine den Roman der russischen Mathematikerin Sonja Kowalewska, den einzigen, den sie in ihrem Leben geschrieben, und in dem sie ein prachtvolles Dokument ihrer reichen Frauenpsyche niedergelegt hat. „Die Nihilistin" ist sein Titel. Ich behalte mir vor, auf die wunderbare Dichtung noch ausführlich zurückzukommen.

A. M.- B.

Tier und Menschen. Vier Novellen von Fritz Stoffel. Elberfeld, S. Lukas.

In bewußter Bosheit hat Stoffel im Titel seines Büchleins das Tier den Menschen vorangestellt; vielleicht hat ihm dabei der große Titel der kleinen Zeitschrift für Tier- und Menschenschutz vorgeschwebt, sicher hat er damit die Tendenz jener edlen Humanitätsbestrebungen treffen wollen, deren Wahlspruch lautet: Erst das Tier und dann der Mensch. — Wir Menschen sind ja klug und weise, wir haben den Verstand, wir haben die Waffen einer hohen Kultur, wir können uns selbst gegeneinander verteidigen! Aber das Tier, das unvernünftige, hilflose Tier, das bedarf des Beistandes, das muß geschützt werden vor und — gegen den Menschen! Es ist dasselbe rührende Erbarmen, das einen veränderten Ausdruck in den Friedensbestrebungen der Frau von Suttner findet, aber während es eine lächerliche Unterschätzung des Ewig-Männlichen wäre, wollte man diese frauenhafte Bewegung ernstlich bekämpfen, steht es mit dem gefühlvollen Tierschutz doch ein wenig anders. In die Hand des einzelnen gegeben, ist er eine zweischneidige Waffe, da er nicht selten das Tier auf Kosten des Menschen hegt und dabei vorzugsweise die wirtschaftlich Schwachen schädigt. Der Ausspruch, daß das Irren bei dieser Humanität das einzig Menschliche sei, ist übertrieben aber nicht unbegründet. Stoffels dritte Novelle der „Tierquäler" bringt eine treffliche Illustration dazu, die um so wirksamer ist, als der Verfasser in seiner Schilderung ganz objektiv verfährt; sie ist in ihrer Art ein kleines Kunstwerk, ein wirkliches Stück Leben, das sich nicht nacherzählen läßt. Ich empfehle sie allen, besonders den „Tier- und Menschenfreunden", zum Lesen und Nachdenken. Die prächtige Skizze „wie sich unser Viehstand vermehrte" behandelt das Gegenstück, wie dumm — grausam oft gerade die mitleidigen Gebildeten mit ihrem eigenen Vieh umgehen, wie ein paar altjungferliche Pastorstöchter sich in sittlicher Verschämtheit nicht zu ihrer kalbenden Kuh in den Stall hinein wagen; die Erzählung ist ebenfalls ein köstlicher Beitrag zur Tiergeschichte und den Lesern der „Gesellschaft" wohl noch aus dem vorigen Jahrgang in Erinnerung. Auf anderem Gebiete spielt die Novelle der „Neue Regierungsassessor"; sie ist ganz spaßig, aber im Vergleiche mit den andern unbedeutend. Die Befähigung des Verfassers liegt in der Schilderung der ländlichen Verhältnisse, was sich in der „Michelbacher Dorfkirmes", einer schlichten ergreifenden Bauerngeschichte, in glänzender Weise zeigt.

Karl Credner.

Lyrik und Epos.

Der Glühende. Ein Gedichtwerk von Alfred Mombert. Leipzig, W. Friedrich.

So schwer und massig wie der Klang der Titelworte ist auch der Klang der Verse; ein Übersattsein von Tönen, Bildern und Farben. Die Mehrzahl Menschen, denen das Buch in die Hände kommt, wird es nach ein paar Seiten wieder fortlegen und mitleidig die Achseln zucken über diese „Fieberphantasien“, diese „Traumfetzen eines überreizten Gehirns“, und sie haben nicht ganz Unrecht. Einige wenige, mit dem festen Willen sich einen Weg des Verständnisses durch diese form- und stillose Poesie zu bahnen, werden es mit wachsendem Anteil bis zu Ende lesen und schließlich entzückt sein von seiner großartigen Symbolik, seinen tiefen Gedanken, und sie haben noch mehr Recht.

In seinen „Lebensblättern“ hat Richard Dehmel auch „Alfred Mombert'n“ ein Gedicht zugeeignet, wie ich glaube, etwas launig parodierend; das vorliegende Buch hinwieder ist Richard Dehmel mit „herzlichen Grüßen“ gewidmet. Ich hatte schon davon einen Fingerzeig für Momberts Kunst erhofft, aber ich habe mich damit bescheiden müssen, daß die Beziehungen der beiden Dichter rein persönlich sind, daß Mombert wohl manche Anregung von dem großen Gedankenlyriker empfangen haben mag, aber selbst über ein bedeutendes ursprüngliches Talent verfügt, dem ich in seiner Art nichts ähnliches wüßte. Der Dichter ist Symbolist; das Unaussprechliche, jene Rätsel, die man sich auf naturalistischem Wege vergebens zu lösen mühte, sucht er im Gleichnis zu offenbaren. Einige seiner Bilder, zumal in den späteren Gedichten, sind von wunderbarer Feinheit und Plastik, viele bizarr, manche gräßlich, eine Anzahl von so mystischer Dunkelheit, daß einen selbst das Ahnungsvermögen im Stiche läßt. Er verschwendet eine gewaltige Fülle von Farbe und Licht, eine Glut der Empfindung, die sich anfangs oft bis zur Fieberhitze steigert und erst nach dem Ende hin langsam verkühlt. Seine Sprache kommt mit den herkömmlichen Mitteln und Satzzeichen nicht mehr aus; sie wirft alle Satzordnung über den Haufen und endet nicht selten in einem zusammenhanglosen Stammeln. Eine unbezwingliche Neugier treibt ihn alles auszuspüren, alles zu kosten, selbst „das, was man Tod nennt“. Oft graut ihm vor der eigenen Unergründlichkeit, und er klagt, „wer hat uns tief gemacht, wir sind zu tief für uns“. Aber er kommt nicht los von dieser Neugier, sie ist sein Drang, sein Dämon oder wie er sich selbst entschuldigt, sein „Leiden“. Es ist ein grausam wollüstiges Leiden, er fühlt wie er darüber altert, wie er sich damit zerrüttet, wie seine Glut ihn verzehrt, doch das ist nur körperlich, äußerlich, ist nur Überflor!

> Selig, selig du mein urtiefes Herz!
> Am Mutterstrom des Lebens in seliger Ruh,
> Blutend rauschest du Grundmelodien empor —
> Selig, selig in deiner Tiefe du!

Das Buch ist ein Lebenswerk. Es ist Momberts erste und vielleicht auch letzte Gabe, wenn ich das Ende recht denke. Man verwechselt heute häufig psychologischen und künstlerischen Wert, und überschätzt den ersten auf Kosten des zweiten. Dies Gedichtwerk vereinigt beides in der bewußten Unart, beides zu geben. Es ist die Psychologie eines Künstler-Ichs, eines von jenen, die

> schaffend sich zwangen
> Und sich selber nichts errangen,
> Als Scheu vor der eignen schöpferischen Seele.

Aus Dämmerung und Nacht. Gedichte und Prosadichtungen von Paul Bornstein. Braunschweig, Schwetschke & Sohn.

Wenn die Nacht heraufdämmert und mit ihrem grauen Scheine das Zimmer füllt, dann beginnt die Leidenszeit der kranken Seele. Schatten in fahlen Gewändern heben sich aus allen Ecken, schweben und neigen sich, Schuld und Unglück, welke Kräfte, erloschene Wünsche und verlorene Liebe. Bornstein hat sie durchlebt,

diese Dämmerstunden, er hat auch die Träume durchlitten, die giftig berauschenden mit dem jähen gräßlichen Erwachen darnach in der düsteren einsamen Nacht, und aus diesen Leiden in Dämmerung und Nacht hat er seine Lieder geboren. Sie sind alle krank wie er, und aus allen schaut immer das eine gleiche Bild, „mit Augen tief, wie die stille Nacht," sein totes Lieb; ausgenommen davon sind nur die zehn Gedichte an Gretchen, die auch ihrer veränderten Stimmung wegen besser weggeblieben wären. Große Klangfülle und prächtig-farbige Schilderung sind die besonderen Kennzeichen von Bornsteins Lyrik, beide finden sich am ausgeprägtesten in den Prosadichtungen, welchen ich überhaupt einen größeren Wert zuerkennen möchte, als denen in gebundener Form.

Karl Crebner.

Einsame Seele von Neera. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Lothar Schmidt. Berlin, Schuster & Löffler, 1896.

Das ist eine seltenschöne Dichtung. Da steckt eine Seele drin, die sich so giebt, wie sie ist — in ihrer nacktesten Schöne. Bald weint sie, bald lacht sie auf, bald schreit sie auf in schrillen, großen Tönen. Immer findet das tiefernste „Ich" seinen eigenen Klang.

Dieses seltsame Buch hat eine „poetische Ausnahmenatur" geschrieben, die mit der großen Duse seelisch eng verwandt ist. Die feinsten Stimmungen werden analysiert. Kein Hauch verweht unbeachtet. Die ganze Welt spiegelt sich in dieser „einsamen Seele" wieder.

In ihrer Seele findet die Dichterin ihre Ruhe, ihren Frieden, ihre Poesie wieder und die Freude des „Alleinseins"...

Die Dichterin der „Einsamen Seele" ist gerade das Gegenteil von Przybyszewski.

Przybyszewski schildert das fremde „Ich", das „Ich" von „unbekannten" dunklen Existenzen, die seiner Sphäre weit entrückt sind. Da weiß man oft nicht: ist es wahre Kunst oder bloß erkünstelte Kunst. Und Przybyszewski muß manchmal künsteln, sage manchmal; denn er schildert ein fremdes „Ich". Neera aber schildert ihr ureigenstes „Ich" mit der glühendsten Leidenschaftlichkeit und künstlerischesten Empfindung. Wie die Alten die Äolsharfen dem Winde preisgaben, so läßt sie ihr Herz singen, läßt es aufschreien .....

Adolf Donath.

In Freud und Leid. Gedichte von Franz Tiefenbacher. Cilli, Georg Adler.

Nissa und anderes. Gedichte von Lunx. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson.

Erlebtes und Erdachtes. Gedichte von W. R. Weiß. Leipzig, W. Friedrich.

Ich hätte dem Buche Tiefenbachers gern eine Empfehlung mit auf den Weg gegeben, seines guten Zweckes wegen, der Reinertrag ist nämlich für das deutsche Haus und Studentenheim in Cilli bestimmt. Ich habe aber leider an den Versen nichts Lobenswertes finden können. Der Dichter wandelt mit seinen Gefühlen auf so ausgetretenen Bahnen und huldigt in seiner Anschauung einer so platten Alltäglichkeit, daß ich niemandem das Lesen seiner Verse zumuten kann. Alles was er sagt ist nicht nur schon furchtbar oft, sondern auch schon viel besser gesagt worden; von eigenen Gedanken und Empfindungen hat er nicht das Geringste hinzugethan. Dafür hat er bei seinen Mustern manche bewußte Anleihe gemacht, besonders bei Lenau, dessen fünftes Schilflied er in folgender Weise ganz ernsthaft parodiert:

> Auf dem Fluß, dem spiegelglatten,
> Liegt der Sonne Strahlengold
> Und entknospt auf grünen Matten
> Blumen wunderbar und hold.
>
> Leben herrscht auf Berg und Hügeln,
> Lacht aus jedem Busch hervor,
> Sänger mit beschwingten Flügeln
> Schweben froh zur Höh empor,
>
> Doch mein Aug' muß trüb sich senken,
> Denn die Seele tief ergreift
> Stets ein schmerzlich Deingedenken,
> Wenn es in die Ferne schweift.

Derartige Erzeugnisse richten sich selbst. Herr Tiefenbacher mag ein Mann von ehrlichem, tüchtigem Charakter sein, aber ein Dichter ist er nicht, trotz Kürschner, und ich fürchte, dem deutschen Hause wird mit diesem Geschenke kaum viel geholfen sein.

Mehr Freude hat mir der andere Österreicher gemacht, der sich hinter dem Pseudonym Lynx versteckt. Ich habe das unscheinbare kleine Buch, dessen Ausgabe die Wiener litterarische Vereinigung besorgt hat, mit so viel Aufmerksamkeit an einem Maiabend durchlesen, daß mich erst die späte Stunde darüber belehrte, daß dies kleine Buch volle dreihundert Seiten umfaßt. Lynx ist in erster Linie Hedoniker, und seine Poesie eine Poesie des Leibes; das Sinnliche, die Liebe des Geschlechtes steht im Mittelpunkte seiner Dichtung und doch dürfte es einem ehrlichen Sittenrichter sauer werden, etwas Unsittliches in ihr zu entdecken. Der Dichter faßt das Sinnliche einfach als den natürlichen Trieb auf, als selbstverständlich bei natürlich entwickelten Menschen, denen frisches warmes Blut durch die Adern rollt; nie ist es ihm Zweck der Dichtung, es bleibt immer nur Mittel, häufig verwandt, aber das mit Recht, denn es hat großen Teil an jeder und besonders an seiner Persönlichkeit. Er verherrlicht nie das Laster, aber er entschuldigt es nicht selten gegenüber der Scheinheiligkeit der Prüderie; er erzählt nie mit jener raffinierten Lüsternheit, die frommen Seelen zu heimlichem Rausche und öffentlicher Entrüstung dienen soll, aber er meidet ebenso die duftlose naturalistische Plattheit, die den feinempfindenden Menschen anwidert. Die Genußfreudigkeit, der Wille und die Kraft zu genießen, das ist der eine wesentliche Zug des Dichters. In seltsamem Widerspruch mit dieser Neigung zur Bejahung des Lebens steht eine Lust zu verneinen, eine Freude an der Satire und der Kritik. Die launige Betrachtung der Wiener Welt, die sich im Prater herumdrängt, verdankt diesem Zuge ihre Entstehung, aber auch sonst trifft man ihn häufig in dem Buche, bisweilen in wunderlicher Paarung mit dem ersten, wobei sich dann die Satire meist zu einem scharfen Sarkasmus steigert, der schnüffelnde Nasen auf die Fährte Heinrich Heines bringen könnte. — Der Name Nissa will wenig besagen; das Mädchen entschwindet bei der Menge ihrer Nachfolgerinnen bald aus dem Gedächtnisse des Lesers, wenn es auch im Herzen des Dichters einen tieferen Eindruck hinterlassen haben mag. Besonders reizend ist eine Reihe von 27 kleinen Liedern, in denen Lynx den Ton der Vagantenpoesie ausgezeichnet getroffen hat, ohne in die „süße" Manier Baumbachs zu verfallen. Warum er sich aber gerade den alten Griesgram, den Teichner Heinrich als angeblichen Verfasser ausgesucht hat, ist mir unerfindlich. Ein Österreicher, ein Wiener Kind ist der ja gewesen, aber was von ihm auf uns gekommen ist, hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit dieser leichten Schelmenpoesie. Oder ist diese Wahl auch nur eine schelmische Ironie? Das Buch wird manchen Sturm der Entrüstung hervorrufen, auch die gutgemeinte Vorrede der Herausgeber wird daran nicht viel ändern. Die Litteratur unserer Nation wird eben auch heute noch trotz Bierbaum „gegängelt von der Amischleife der höheren Tochter".

Ein Kämpfer für die Natur und das Natürliche ist auch R. Weiß, aber seine Lieder haben nicht das Leichte, Gefällige von Lynx, sie sind ernster, mehr predigend als ironisierend, bisweilen sogar schwerfällig. Es liegt etwas Kerniges, Norddeutsches in ihnen. Weiß ist ein Dichter von Talent, aber er muß lange mit Form und Gedanken ringen, bis sich beide zu seiner Zufriedenheit einen. Er ist ein moderner Mensch, er ist es geworden, und man kann sein Werden an der Hand dieser Gedichte verfolgen; aber er gehört nicht zu jenen, denen die Flut der modernen Anschauungen bei dem Durchbruch der alten Dämme alles mit fortgerissen hat, Glaube, Hoffnung und Willen, und die sich nun aufs Geratewohl von der Strömung

treiben lassen, bis es eben zu Ende geht. Ein frischer kräftiger Zug weht durch seine Lieder; er spürt nicht in qualvoller nervenpeinigender Suche nach neuen unausgesprochenen Empfindungen, er will einfach wiedergeben, wie sich die Welt in seinem Kopfe spiegelt. Er liebt die Natur mit ihren unergründeten Rätseln, mit ihrem zerstörenden Schaffen, und die ihr gewidmeten Lieder zählen einige der schönsten der Sammlung. Schwach sind die Trinklieder, ein Niederschlag der feuchten Studentenzeit; in ihnen kommt Weiß über einige Nachempfindungen nicht hinaus und bleibt noch weit hinter den „rüffelnden Poeten" zurück. Auch die ersten Liebeslieder hätte er uns besser noch verschwiegen, obwohl sich manch inniger Vers darunter findet; die reiferen dagegen und auch die vermischten Gedichte stellen seiner dichterischen Begabung ein günstiges Zeugnis aus und lassen noch besseres von ihm in Zukunft erwarten. Vor allem muß er noch mehr auf die Glätte der Form achten; er schachtelt zu viel mit den Nebensätzen. Leider hat der Verlag das blaßgrüne Heft recht mangelhaft bedacht; der nachlässige Druck und der unsauber eingeklebte Zettel mit der Firma der Druckerei verraten eigenartigen Schönheits- und Geschäftssinn. K. C.

„Gedichte." Von Paul Wertheimer. Leipzig, 1896. Bei Georg Heinrich Meyer.

Ein Wust von Lyrik dringt auf mich ein. Das sind wohl 37 Bändchen. Denn der Dilettantismus ist Allah im Reich und Pierson ist sein Prophet; und die ihm als Priester dienen, mehren sich wie Kaninchen, oder sie treiben Unzucht. Aber aus all dem süß-schlammigen Gewässer rette ich mir ein Strandgut, das in Pappe gebettet ist.

Man würde dieses schmächtige, malachitgrüne Bändchen nicht wenig verletzen, wenn man es schlankweg verurteilen wollte, weil ja auch ihm das stechende Aroma des sehr Persönlichen, die beißende Beize des Individuellen fehlt. Es wirkt nicht wie Feuer und Wasser, nicht wie die physischen Ursachen der Natur, es peitscht nicht die Gefühle und zieht nicht in seine Kreise; so muß man sich auch hier den Schauer, den jede eruptive und unvermittelte Eigenart in empfänglichen Seelen emporwühlen kann, erfolglos erbetteln: sie sengen nicht, diese Blätter, . . aber die Seele vergißt auch ans Frieren, und schließlich ist es ein rauher Hauch nur, der flüsternd in ihre Flügel greift und wie April-Luft zu kreisen beginnt.

Aber, daß man nun dennoch Bewegung in seinen Flügeln fühlt und wohl auch ein Aufprickeln jener inneren Duftbläschen, wie sie in Nächten des Frühlings oder in einer gütigen Abenddämmerung durch unsere Seele knistern, — ich glaube: diese ziemliche und nicht zu schüchterne Wirkung mag von Belang sein, und darum darf es mir Pflicht werden, dem schmächtigen, malachitgrünen Bändchen nachzuspüren.

Ich will es anders sagen: Man sucht zwar das Gesicht des Dichters. Man hat zwar den Drang, nach seinen Zügen zu tasten. Und daß es ihm gelungen, dieses zwingende Spürgefühl zu wecken, kann wahrlich sein Verdienst sein. Aber man findet das Gesicht nicht. Man klammert sich an Knochensplitter, man gleitet über Knorpel, man fühlt auch den Flammenstrahl, der sich zaghaft und dennoch brennend in der Ferne verkündet und etwa auf Dichteraugen schließen läßt. Aber dann grämt man sich wieder, daß man die Nase nicht gefunden, daß auch die Lippen sich versagen und über den Jochbeinen die Stirn fehlt. Und man wollte doch einen ganzen Dichter! So bleibt man fast ratlos und klopft ihm auf die Schenkel, dieweil die Physiognomie trotz allen Ärgerns nicht zu spüren.

Und während ihm manchmal ein Ton gelingt, der aus echt lyrischen Blutzellen emporzusprudeln scheint, und manchmal auch ein Bild, das plastisch aus der Scholle wächst, ja manchmal gar ein Geschehnis, das ohne Phraseologie den seelisch-gedanklichen Gehalt zu Anschauungen verdichtet, — fährt ihm nur allzu oft der Samum in

die Glieder, versetzt ihm den Atem, verzehrt ihm die Lendenkraft und dörrt ihm die Adern. Und zeugt er in solchen Stunden, dann flüchten seine Götter. Denn man hat dann das deutliche Bild, als säße er unter einem Sandhaufen und kaue an einem Federhalter; oder als reibe er sich die Oberlippe mit einem unermüdlichen Zeigefinger. So entstehen dann jene Formen, die starr sind und nicht ritzen. Und Schildkrötenschalen, die jeden Pulsschlag umkrusten und schleimig durch den Sand ziehn. Und unbehauene Gedanken, gesprochene Gefühle, verschwimmende Scenerien, verwitterte Bilder, zerqualmende Stimmungen, vergilbte Dialektik und unfertiges Gerinnsel und ranzige Langeweile. Und sehr viel, das ineinander gezwängt, nicht aber verdichtet ist. Und sehr viel, das stillose, übersatte Mischung, nicht aber Extrakt ist.

Aber man findet auch die Verse:

Du weiche Nacht, o komm, mich zu umfangen!
Mein Sehnen rundest Du und reifst den Wein . .

Zwei Verse, die mir das ganze Bändchen aufwiegen, weil sie durch ihre echt künstlerische Intensität und durch ihre leidenschaftlich rege Linie, die schmiegsam hervorklingt, und endlich auch durch ihr schäumendes Naturgefühl die holdeste Perspektive in eine sehr reife Stimmung erschließen. Und man findet auch mancherlei Gedichte, die zwar noch schwerfällig in den Angeln knarren und deren Thürflügel ins Fruchtland unserer schweizerischen Gedankenhämmerer, in die Kornfelder Gottfrieds und Conrad Ferdinands weisen, — aber man fühlt doch nicht allzu leise, daß man es hier mit einer Legitimation für künftige Eigenthaten zu thun hat, die in ihrer wortreichen Nichtgestaltung wie ungemünztes Rohmaterial berühren und meinen Anschauungen von der Atom-Verseelung der lyrischen Materie unglaublich derb in die Wangen fahren, trifft man doch hier und da auf gestaltete Reflexionen und gut geknetete Gefühle. Nur daß dieser Plastik die besondere Art der Formierung, das Neugeartete der Gestaltung fehlt, um den Gesichtszügen des Dichters Relief zu verleihen. So darf ich, bei allem Respekt, den man dem ernstlich Strebsamen schuldet, zu folgenden Forderungen Anlauf nehmen.

Er wird sein lyrisches Ohr noch sehr, sehr tüchtig schärfen müssen. Und er wird dies thun müssen, so weit das bei ihm und wie das bei ihm wohl noch möglich ist. Denn er wird gründlich lernen, daß wohl der reifste Teil lyrisch-künstlerischen Vermögens im Hören-Können besteht. Er wird hineinhorchen müssen in die Dinge, mit ängstlichem Ohr und sehr geschärften Sinnen, und wie das zuweilen die Indianerhäuptlinge thun, wenn sie einen fernen Feind erwittern, oder die Südländer bisweilen, wenn das Festland ringsum unmerklich-merklich zu erschauern beginnt und in vibrierenden Schlangenlinien ein fernes Erdbeben sehr ungewiß verkündet. Denn dieses ist Ziel und Zweck jeder Kunst und so auch der lyrischen, die wohl die gnadenreichste und königlichste aller Künste ist: hineinzudämmern in die Dinge, so tief hineindämmern, hineintauchen, hineinbrechen, daß das seelische Fluidum dieser Dinge, und immer das spezifische Fluidum dieses Dings, über unseren Sinnen zusammenschlägt, in unsere Poren dringt, uns völlig imprägniert und sättigt, so daß wir im Augenblicke des höchsten, des denkbar-intensivsten Gesättigtseins — im Augenblicke des Gestaltens — nun gar nichts anderes sind, als eben dieses Ding ist, nun gar nichts anderes wollen, als eben dieses Ding will, nun gar nichts anderes fühlen, als eben dieses Ding fühlt. Dann erst sind wir vom Gotte entzündet. Dann erst flammen wir aus dem Dornbusch am Wege und lodern wie dessen innerste Seele auf, die wieder nur unserer Seele Heimlichkeiten verkündet; — und wenn wir das Größte, Subtilste und Schwierigste gelernt: emporzuquellen aus den Erscheinungen, herauszudämmern aus Wald und Blüten, aus Wolken, Stämmen, Sonnen-

brändern und Menschenseelen, ja dann erst darf uns das Bewußtsein schmeicheln, daß wir den Handwerksgesellen in uns bis auf das letzte Stäubchen erstickt haben und nun dem Unendlichen um einen Millimeterschritt näher sind. Denn so werden wir uns unbewußt das Bewußtsein vom Himmel ringen, daß wir nun nicht mehr über den Dingen und über keinem seiner Atome stehn. Wir werden die Fähigkeit verlernt haben, Gefühlskritik und Erscheinungskritik zu üben.

Aber er wird auch sein Auge schärfen müssen. Das lyrische Auge nämlich. Denn er wird hinter und in den Dingen erkennen müssen, was kein Anderer in ihnen zu erschauen vermag. Er wird sehr wohl erlernen, daß ein lyrischer Künstler die langgestieltesten, feinsten und facettiertesten Augen haben muß. Augen, die gleichsam auf Fühlfäden ragen, auf Fühlern glimmen, und tief in den Erscheinungen dieser Wunderwelt verdämmern. Bis dann der Meißel im Granitblock wühlt und dem erstaunten Pöbel den Alltag zu einem Festtag macht: denn dieser Meißel wird, weil er dem Auge zu Diensten ist, das Wunderherrlichste, tief tief Verborgenste, das schämisch Schlummernde, latent Erblühende hineinrammen in die Außenwelt und allen zur Offenbarung machen. So kann dann das Simpelste, Abgebrauchteste, Alltäglichste noch immer wie die Verkündung einer neuen Seele klingen. So kann dann ein Herbstmorgen emporwachsen zu einem noch nie gesehenen Naturspiel; der Sonnenniedergang wird eine fremde, exotische Melodie sein, die man noch niemals gehört, weil man zu lauschen nicht verstanden; und irgend eine Föhre, ein Kiesweg, eine Waldschlucht kann uns gigantisch, und wie herausgeboren aus fremder Seelenscholle, vor den Augen erstehen. Und gar das dümmste Mädchen, das harmloseste, verbrauchteste, kann uns Vampyr oder Regina Coeli sein. Am Ende aber hören wir im Taumeltakte ihres Atems den Satyrschrei des Dionysos, oder im Läuten ihrer Locken und im Auf- und Niederspiel ihres Röckchens die Traumschellen des Satanas.

Denn just das Lauschen und Schauen macht den lyrischen Künstler. So wird er „Persönlichkeit“.

Und rinnt der Duft seiner Seele, der Glutreflex seiner Augen durch die Materie seiner Schöpfungswelt; und ist sie der Geist, der auch das kleinste, entlegenste Atom mit seinem Gluthauch beseelt; und ringt sich die Geste des Horchens, des In-sich-hineinhorchens, des In-die-Welt-horchens durch jegliche Zelle dieser Gestaltungswelt hindurch; dann wird man sich gestehen müssen: Sieh hin, da formte ein persönlicher Künstler!

Denn man verwechselt menschliche mit künstlerischer Persönlichkeit. Jene ist ein Erfahrungs-, ein Rohstoffvorrat, der einen recht sonderlichen Menschen verkünden kann. Aber der Künstler ist wahrlich nur im Gestalten schön. Und in der Sonderart, wie er die Welt zu kneten und zu formen vermag, zu der er ja längst schon unbewußt seinen Gesichtswinkel gefunden; und in der Sonderart, wie er seine Seele sichtbarlich aufblühen läßt vor unser aller Augen, — in dieser besonderen Gestaltungsart, in dieser alleinzigen Art: die Dinge anzupacken und vor die Leute zu stellen, steckt wohl ganz ausschließlich der Kammerton seiner Persönlichkeit. Aber ein Gedanke an sich, ein mühsam errungener, ein tändelnd erhaschter, . . . ach ja und dreimal ja: ein simpler Gedanke, eine Lebensphilosophie, eine Weltweisheit, und wenn sie groß und rein und tausendfach genial ist, — den schaffenden Menschen künstlerisch zu individualisieren, das wird sie nur dann vermögen, wenn sie gleichsam das große Ringsum des Künstlers mit ihrem Geiser imprägniert und nur der Mond-Duft ist, der bis in die letzten Teilchen der Außenwelt sickert, und Berg und Wälder und Wildbach und Blütenzweig durch rieselnde Verseelung nun um so intensiver und plastischer gestaltet.

Denn Lebensphilosophie muß hinter

den Gestalten dämmern, muß lautlos dämmern, und dennoch machtvoll sein wie jene Götter, die nicht von außen stoßen. Nicht darf sie das Wunder-All des Künstlers von außen packen, auf daß es im Kreise laufe an ihrem so dürren Finger. Doch muß sie die gestaltete Welt des Schöpfers im Innern bewegen. Und also ziemt es sich ihr, diese neugeschaffene Natur in sich selber, sich selbst aber in dieser neugestalteten Natur zu hegen.

Denn ein schleichender Feind des Künstlers, und wohl sein grimmigster, ist das Wort.

Drum ist es zu töten! — — Dieweil es sonst tötet . .

So wird sich also der oben citierte Autor, so werden sich all die anderen erkorenen Troubadoure, die Schulter an Schulter ihr nüchternes Jahrhundert in die Schranken fordern, zwei Sächelchen vor allem in ihr Antlitz wünschen. Es sind dies gar wunderfeine Gaben, unschätzbar, . . nicht zu sagen, und duften mild wie Frühling und flammen wie Abendröte. So nenn' ich sie: Aug' und Ohr, das lyrische Aug' und Ohr.

Und hast Du sie nicht zu Diensten, dann magst Du, wie es edel, Dein Bändchen unterdrücken, und lang, lang unterdrücken, bis eine fromme Fee das köstliche in Dein Antlitz fügt. Anton Lindner.

Dramen.

Laura Marholm, „Karla Bühring“, ein Frauen-Drama in vier Akten. Paris, Albert Langen, 1895. — Sag' einer, was er will: die deutsche Litteratur macht einem heut' doch Freude. Hier liegt ein urkräftiges, rücksichtslos-gesundes, kühnes und gewaltiges Buch vor uns; wie es wohl wenige Frauen zu schreiben im Stande sein werden; und die es im Stande sind, wohl kaum den sittlichen Mut haben werden. Ich sage ausdrücklich: sittlichen Mut: denn eine Entdeckung gemacht zu haben — ist es eine Entdeckung der Seele, dann um so wichtiger — und diese Entdeckung mit voller Freude, aus vollem Halse, mit der vollen Glut des Entdeckungs-Eifers hinauszuschreien, obwohl die Verfasserin weiß, daß ihr die gesamte sog. gute Gesellschaft das Wort: Verbrecherin! entgegenschleudern wird — dies ist eine That, die wir mit dem höchsten Epitcton ornans auszeichnen müssen, und deshalb nenne ich sie eine sittliche That. Bisher glaubten wir — wenigstens hinsichtlich künstlerischer Darstellung glaubten wir, daß das Weib ein verschämtes, für Sittsamkeit stark empfindliches, allem Erotischen grundsätzlich abgeneigtes, naives, engelhaftes Geschöpfchen sei, das, faute de mieux, dem Mann und seiner Brutalität unterliege, ein Unterliegen, welches, wenn überhaupt zulässig, wenigstens unter den strengen Kautelen der Ehe, der kirchlichen Ehe, vor sich zu gehen habe. So ungefähr trat der Backfisch bisher auf dem Theater auf. Und so ungefähr definierte auch der Herr Pfarrer das Weib. Zwar sahen wir das weibliche Wesen in der Wirklichkeit unter ganz anderen Formen sich bewegen. Aber das waren offenbar verkommene Weiber. Und auch im Roman und auf der Bühne sahen wir in den letzten Jahren sog. kecke, auf ihr Naturrecht bestehende Weiber, aber das waren offenbar geringklassige Hinterhaus-Weiber und -Mädchen ohne Erziehung und Bildung. Was uns nun Laura Marholm zeigt, und was uns allein ein Weib zeigen konnte, ist die Lehre, daß das Weib, das Mädchen, die Frau, der Backfisch, das Dienstmädchen und die Herzogin im Grund ihres Wesens ein erotisches, ein erotisch-verlangendes Geschöpf sei, das unter allen Mitteln, mit oder ohne Schminke, mit oder ohne Töchter-Institut-Bildung, im Dorf wie in der Stadt, im Norden wie im Süden, nach dem Mann verlangt, unter allen Umständen nach dem Mann verlangt, selbst unter der Maske der Heuchelei, des anscheinend Nicht-nach-ihm-Verlangens, daß sie in der Verfolgung

dieser Absicht mit dem sichersten Instinkt das größte Raffinement, die größte Dämonomanie verbindet, wogegen alles heiße Liebesgeflüster und Sehnsuchtsbangen des Mannes eitel Spielerei ist, und daß, wenn sie die ihr von der Natur imputierte Rolle und Absicht nicht erreicht, sie zu Grunde geht, hysterisch oder maniakalisch oder intellektuell oder tribadisch, aber unerbittlich zu Grunde geht. Das ist ungefähr die Predigt, die uns Laura Marholm in der Figur der Karla Bühring mit der sichersten Kenntnis der seelischen Anatomie des Weibes hält. Nur ein Weib konnte ihr Geschlecht so schildern. Und nur ein germanisches oder, in diesem Fall, ein germano-finnisches Weib, eine rücksichtslose Tartarin mit den Ausdrucksmitteln der deutschen Bildung konnte dergleichen wagen. Alles was Karla Bühring in den heißen Momenten ihrer Rolle hervorsprudelt, im Namen der genannten These herausschüttet aus ihrem Herzen, ist, das fühlt man am Fibrieren, wahr, ist neu, ist in dieser Form noch nicht gesagt. Und man merkt es der Verfasserin an, daß sie hier aus dem Vollen schöpft, Tausende von Träumen und Seufzern, die ungehört in Kemenaten verhallt, hier zu Papier gebracht, hier zum Aufschreien gebracht hat. Es ergreift den Mann ein Frösteln, wenn er die Karla reden hört: „..... Nein, jedes Mädchen, das sich als Weib fühlt und keine Gans oder in Eitelkeit erstickende Millionen-Erbin ist, jede, jede hat das gefühlt, daß ihr bestes Weibsein, ihr drängendstes Weibempfinden, gelnebelt, getreten, gehöhnt und verachtet wurde, bis etwas in ihr zersprang oder verstümmelt war. Dann war sie zugerichtet für's Leben! Dann, mit dem anderen, dem künstlichen, dem angekünstelten Weibsein, war sie so, wie man sie haben wollte, die Umworbene, die Gesuchte, die Verführerin und Verführte des Mannes ... die Hündin, mit den Hunden auf den Fersen. Dann durfte sie Gattin, Mutter, Geliebte, Ehebrecherin, Dirne werden — und alles ward ihr vergeben. Und alles wurde an ihr bewundert. Nur sie, sie selbst, so wie sie war, als sie zum Weib erwachte, das durfte sie nicht sein, das wurde nicht an ihr geduldet ......" — und dann die andere Stelle: „...... Der Mann ist ein Dickkopf. Das ist das Unglück mit ihm. Er merkt nichts. Aber das ist ein allgemeines, männliches Laster. Sie haben keinen Instinkt. Sie kommen nie, wenn der Tisch für sie gedeckt ist. Erst wenn ein anderer schon von dem gegessen hat, was für sie bestimmt war ......" (S. 50 u. 57). Gegenüber dieser Hauptfigur, die Laura Marholm mit untrüglichem Instinkt aus sich selbst geschaffen hat, kommt alles übrige nicht in Betracht. Nicht in Betracht, daß der Selbstmord am Schluß durchaus einer gemachten Tragik entspricht und psychologisch so wenig motiviert wie pathologisch begreiflich gemacht ist. Nicht in Betracht, daß, so sicher die Verfasserin in der Ergründung des Weibes-Wesens ist, so sicher ihr der letzte Grund des männlichen Empfindens verschlossen bleibt. Das wäre auch zu viel verlangt. So wenig der Mann — besonders in der künstlerischen Schilderung — fähig war, den Typus des Weibes zu ergründen, sondern sie nach seinem Ideal schuf, „nach seinem Bilde schuf er sie", so wenig wird das Weib, die in der Erotik Realistin ist, jemals den Mann, den Idealisten, ergründen, sondern ihn nach ihrem Bilde schaffen. Das sieht man auch hier an den drei Männer-Rollen: „Colander-Wetterberg-Eschenmeyer." Das sind mehr oder minder bewußte Lüstlinge oder Phrasenhelden, aber keiner jener Schwärmer: „errötend folgt er ihren Spuren und ist von ihrem Gruß beglückt" und keine jener Kranken: „...... von dem Stamm der Asra, welche sterben, wenn sie lieben" — doch das spielt hier keine Rolle. Die Verfasserin nahm sich die Männer, wie sie sie zur Staffage für ihre Hauptheldin brauchte. — Auch darüber wird sich wohl die Verfasserin nicht der leisesten Illusion hingegeben haben, daß dieses Drama nur

im geheimsten Kabinett unserer Seele gelesen oder geschlürft werden kann — worauf ja die immermehr zunehmende philosophisch-romantische Manier aller unserer heutigen Buchdramen hinweist — von einer Aufführung also keine Rede sein kann. Und das ist recht so. Psychologische und philosophische Werke können nicht von der Bühne aus genossen werden. Die gehören in die Bücher. Auf die Bühne gehört die Wirkung dieser Ideen, das brutale Leben. Und so werden wir dann jene Offenbarungen Marholms mit dem gleichen Seelenschauer genießen, wie jene „Confessions d'une fille de trente ans" (von Marie Bodet, Paris, Lemerre 1895), die in Frankreich so großes Aufsehen erregten, und mit denen sie sich keck messen dürfen: still im Verborgenen, oder im Waldesduft, unter Jasmin und Rosen — aber allein — als Explosionen unseres rücksichtslos ehrlichen, pfadfindenden, Weg machenden, der Seele bis auf den Grund schauenden Zeitalters. —zz—

Neujahr. Ein Spiegel der Zeit von * * * Dresden, Leipzig und Wien, Pierson.

Der Sonnenkaiser. Drama in 5 Akten von Max Breitung. Leipzig, W. Friedrich.

Jede Dichtung ist ein Spiegel ihrer Zeit, mag auch das Spiegelglas noch so fleckig oder versplittert sein, und es ist nur eine anmaßende Prahlerei, wenn sich ein Werk gleich auf dem Titelblatte mit einem solchen Zusatze empfiehlt; das hat mir wieder die Dichtung „Neujahr" bestätigt, ein thörichtes Buch, dessen Verfasser feige, aber klüglich seinen Namen verschwiegen hat. Ich bin allerdings auch um eine technische Bezeichnung für dieses Machwerk verlegen; es verzichtet selbst darauf, ein Drama zu sein, denn man hat nicht einmal ein Personenverzeichnis zu den paar gereimten Gesprächen für nötig erachtet. Beabsichtigt hat der Dichter im Grunde eine Satire, aber er hat es zu weiter nichts gebracht, als daß man gerade noch diese Absicht merkt. Wenn jemand seiner Zeit den Spiegel vorhalten will, so ist doch die geringste Forderung, daß er diese Zeit kenne, daß er in seiner Zeit lebe oder gelebt habe. Der Held der Dichtung, ein Poet, der in der Neujahrsnacht mit Todesgedanken den Tiergarten aufsucht, sich da ein Grab gräbt und erfriert — man denke welcher Temperaturwechsel! — versichert allerdings fünf Seiten hindurch, daß er lange und vergeblich darnach gesucht habe, wofür sich heute zu leben und zu dichten lohnte, daß er „für diese Zeit zu alt" sei, aber er hat mich nicht davon überzeugen können, ich glaube vielmehr, daß der Poet der Dichtung wie der Dichter selbst für diese Zeit vielmehr noch zu jung sind. Der Verfasser hat von seiner Zeit aus eigner Anschauung gar keine Ahnung; er betrachtet sie durch eine ererbte trübe Brille, die ihm natürlich alles zusammen schwarz, entstellt und schlecht erscheinen läßt. Es wäre ihm gut, wenn er einmal seine Stube verließe und sich keck in den großen Strom des Lebens stürzte. Vielleicht würde er dann anderer Ansicht werden und schließlich auch noch einmal lernen, zwischen Naturalismus und Realismus in der Kunst, besonders in der Litteratur zu scheiden. Noch mehr als in der Lebensauffassung zeigt sich die Unreife des Verfassers in der Komposition. Der Verfasser hat ganz gute Einfälle, aber er weiß nichts damit anzufangen; seine Tendenz, seine vorgefaßte Meinung zwingen ihn, den Stoff, der sich bei einer andern Anschauung ganz von selbst gruppieren würde, wiederholt zu vergewaltigen, und ich habe manchmal dem Eindrucke nicht wehren können, daß der Verfasser den Stoff von einem geistreichen Menschen überkommen und dann borniert ausgestattet habe. So läßt er in der Geisterstunde die großen Dichterheroen, darunter Shakespeare, Schiller und Goethe heraufwandeln und sich höchlichst entrüsten über die Auslese menschlicher Schufte aus jedem Berufe, die im Silvesterrausche über die Bühne zogen; dann verschwinden sie wieder ratlos und überlassen

den verblüfften Poeten seinem Schicksale, „seiner Zeit“. Der Gedanke ist ausgezeichnet, aber mit der Absicht des Verfassers überhaupt nicht in Einklang zu bringen. Ja wären die Klagen und die Entrüstung vorher nicht so echt und natürlich, so könnte man hier und bei dem tragikomischen Schlusse wirklich ernstlich zweifeln, ob nicht doch der jammernde Poet der Verspottete sei; so indessen bleibt weiter nichts, als das ärgerliche Gefühl, daß ein Unberufener den guten Stoff verhunzt und zu einer unfreiwilligen Satire auf sich selbst gemacht hat.

Max Breitungs Sonnenkaiser ist kein geringerer als Julian Apostata, aber niemals ist diese große wie eigens für das Drama geschaffene Gestalt in die Hände eines undramatischeren Dichters gefallen. Das in fünffüßigen Jamben verfaßte Stück macht den Eindruck eines Gymnasiastenwerkes; zum mindesten ist es eine Epigonenarbeit schlechtester Sorte: deklamatorische Verse, aber ohne Leidenschaft, Schablonen aber keine Charaktere, ein altes Liebesmotiv in unglaublich-unglaublicher Ausgestaltung, aber auch nicht eine Spur von irgend welcher historisch-philosophischen Auffassung des Julianstoffes. Herr Breitung ist auch einer jener Dichter, die hundert Jahre hinter der geistigen Entwicklung zurück sind; daß einmal jemand ein welthistorisches Schauspiel „Kaiser und Galliläer“ geschrieben hat, scheint er nicht zu wissen, noch viel weniger hat er es gelesen. Ich glaube keineswegs, daß das Drama des Apostaten Julian mit Ibsens unsterblicher Tragödie abgeschlossen ist, im Gegenteil, ich knüpfe noch große Hoffnungen, besonders an diesen Stoff, die sich freilich nicht eher erfüllen können, als bis wir das Christentum mit künstlerischer Freiheit historisch betrachten können und — dürfen. Für Dramen wie das Breitungsche ist schon das Papier zu schade; die „Geheimnisse der Zukunft“, die man nach dem Motto aus dem Buch lernen soll, haben sich mir nicht offenbaren wollen, oder — sollte das etwa ein prophetischer Hinweis des Verfassers auf künftige Werke sein?! Karl Credner.

Kunstschriften.

Arminius an Pudiikus. Fünfzehn Briefe über die unästhetische Erziehung des Menschen von Ägir. Leipzig, Dramaturgisches Centralbüreau.

— — — und einem Motto von dem deutschen Kaiser an der Spitze: „summa lex populi salus.“ Mit diesem Motto muß man dann eine ästhetische Behauptung, wie die folgende auf Seite 21, vergleichen: „Die Litteratur, welche berufen ist, einen im Schillerschen Sinne ethischen Beruf zu erfüllen, ist die schöne Litteratur, und zwar die schöne Litteratur im höheren Sinne des Wortes. Diejenige Litteratur, welche die Gesinnungen und Ideale der höheren Stände in sich abspielt.“ Hübsch, nicht? und logisch!! Die Logik ist überhaupt Ägirs schwache Seite. Doch will ich mir weitere Beispiele schenken! Dieses eine ist schon lustig genug, zumal wenn ich noch hinzufüge, daß das ganze Heftchen dem „deutschen Volke“ gewidmet ist. Verwunderlich ist nur, daß sein Autor wenigstens an einer Stelle ganz vernünftig ist. Ich meine den Passus über Jugenderziehung. Da klingt es manchmal ganz wie die Pädagogik aus einer Entwicklung der Menschheit zur Freiheit. Aber sonst: Ästhetik! und Freiheit! und gar künstlerische Freiheit! Wo erstere aufhört, fängt die andere an. A. M.

K. W. Diefenbach: „Ein Beitrag zur Geschichte der zeitgenössischen Kunstpflege. Wien, Selbstverlag des Verfassers.

Ich will auf diese Schrift, in der der bekannte Maler und Naturschwärmer seinen Zwist mit dem österreichischen Kunstverein dargestellt hat, nur hinweisen. Wer sich für den Fall interessiert, mag das Buch lesen. Irgend ein Urteil abzugeben, wäre müßig. Doch mag lobend gesagt sein, daß der Autor den Eindruck einer unbe-

dingten Ehrlichkeit macht und alles, was er geschrieben, thatsächlich wie der verzweifelnde Notschrei eines Mannes wirkt, den die Menschheit unablässig zu quälen und mit Füßen zu treten bemüht gewesen ist. Man sollte endlich anfangen, seine so höchst persönliche Eigenart, die sicherlich nicht gekünstelt ist, zu respektieren — und das gerade in unseren Tagen, die so entsetzlich langweilig und mechanisch und arm an originellen Spielarten sind. Nein, wirklich: ein wenig mehr „Verrücktheit" könnte gar nicht schaden . . vielleicht könnte sie sogar viel nützen. In Dingen der Kunst sicherlich!! A. M.

„Die Venus von Milo" von Ballhorn. Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge. Heft 231. (Hamburg. Verlagsanstalt, A.-G. 1896.)

Man wird diesen Essay wirklich lesenswert finden: in ruhiger, würdiger Form werden zunächst die verschiedenen Ansichten berufener Leute von Fach — Kunsthistoriker wie Anatomen — über die Frage: „Wie hat man sich das ursprüngliche Aussehen des berühmten Venustorso von Milo vorzustellen?" mitgeteilt . . . Dann wird das Alter der Statue festgestellt und ihre Zugehörigkeit zu einer Übergangsperiode von Phidias auf Praxiteles angegeben. Erwähnenswert ist ferner die Parallele, die der Verfasser zu der capitolinischen, mediceischen Venus u. s w. zieht, und zum Schlusse der Versuch, das Wesen der Liebesgöttin als solcher zu bestimmen, resp. an der Hand von Goethes „Achilleis" zu zeigen, wie es sich in neuerer und nichtklassischer Dichtung verwertet findet. Freilich: recht schüchtern nimmt sich dieser Versuch aus, der außerdem nicht über Goethe hinausgeht. Wagner beispielsweise scheint dem Verfasser noch nicht kritikfähig zu sein. Aber ich will den sonst durchaus nicht altertümlichen Herrn entschuldigen — auf dem Titelblatte hat man seinen Stand angebracht: er ist Rektor in Görlitz, und das würde weit Schlimmeres begreiflich machen. A. M.

Litteraturgeschichte.

„Theodor Körner in Dichtung und Wahrheit" von Dr. Hugo Gruber. Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge. Heft 223. (Hamburg, Verlagsanstalt, A.-G. 1896.)

Der Verfasser mag mit herzlicher Liebe an seiner kleinen Schrift gearbeitet haben — gewiß! Das Wesentliche an einem modernen Körneressay, wie er sein sollte, ist ihm indes entgangen. Er sagt immer nur, wer sein Dichter und nicht was er gewesen. Er giebt immer nur Jahreszahlen und nicht die Psychologie der betreffenden Zeiten. Er spricht von des Dichters Eltern, erzählt von dem Vater, daß er kursächsischer Appellationsrat gewesen u. s. w., aber das heimatliche Milieu wird unerwähnt gelassen — und gerade die Atmosphäre, in der ein Dichter aufwächst, ist unendlich wichtig, wenn man sein Wesen ergründen will u. s. w. u. s. w. Man könnte den ganzen Unterschied neuer und alter Kritik an dieser Körnerarbeit zeigen wenn es sich gerade bei einem solchen Dichter lohnen wollte. Ja, wäre es etwa Goethe — eine jener in Deutschland unvermeidlichen, thörichten Goethebiographien, so recht das Werk eines Philologen, der mit rührendem Fleiß auf der Oberfläche sammelt und keine Tiefen finden kann, die da hinab führen, wo wirkliche seelische Größe ist. Denn — bei aller Hochachtung vor dem Heldenleben des jugendlichen Enthusiasten Körner —: die dichterische Wertung desselben ist 1896 eine wesentliche andere, als achtzig Jahre früher; auf seine allzu primitive Natur in oben bezeichneter Weise näher einzugehen, lohnte sich wirklich nicht.

A. M.

Die Shakespeare-Bacon-Frage in ihrer historischen Entwicklung bis zum heutigen Stande, populär-wissenschaftlich dargestellt von A. Tetzlaff. Herausgegeben vom studentischen Shakespeare-Verein zu Halle a. S.

Für dies historische Entwicklungsbild der Shakespeare-Bacon-Frage werden dem Verfasser alle die Dank wissen, die Edwin Bormanns Buch „Das Shakespeare-Geheimnis“ nicht nur von außen angesehen haben. Nächst einem kurzen, aber vollständig zufriedenstellenden Abriß der Entwicklung dieser Frage seit ihrer Entstehung von 1848 ab, geht der Autor auf die Werke Appleton Morgans (1881) und Bormanns näher ein. Beiden Werken gegenüber nimmt er eine ablehnende Stellung ein, wie ja das Buch im Vorwort schon als ein „Scherflein zur Ehrenrettung unseres großen Meisters Shakespeare“ bezeichnet wird, — bewahrt jedoch eine vornehme Objektivität, mit der wir durchaus sympathisieren.

Johannes Kleinpaul.

Vermischte Schriften.

„Weltgeschichte.“ Ein Handbuch für das deutsche Volk von Dr. Wilhelm Martins. (Hannover. Verlag von Manz u. Lange. 1895.)

Der Verfasser sagt im Vorwort: „Das vorliegende Buch verfolgt den Zweck, eine auf dem Boden der neueren Forschung stehende, knappe Zusammenfassung des geschichtlichen Stoffes zu bieten in dem Umfang, wie er für den Gebildeten wissenswert ist.“ Wir geben ihm gern zu, daß er das Ziel vollkommen erreicht hat. Wenn er aber dann fortfährt: „Es war mir aber nicht in erster Linie darum zu thun, der Verbreitung geschichtlichen Wissens zu dienen, sondern weit mehr schwebte mir das höhere Ziel vor Augen, geschichtliches Verständnis zu wecken, die großen Thaten und Begebenheiten der Vergangenheit in ihrem Zusammenhang, soweit ein solcher erkennbar ist, erkennen zu lassen“ — so kann ich hier nicht völlig zugeben, daß er das mit vorliegendem Buche erreicht haben wird.

Ich kann das Werk eben nur — wie es der Titel sagt — als ein Handbuch verstehen. Und als solchem gebe ich ihm das uneingeschränkteste Lob. In völlig handlichem Format bietet der etwa 700 Seiten fassende, vorzüglich ausgestattete Band wohl thatsächlich alles, was wir von einem historischen Hand- d. h. Nachschlagebuch erwarten werden. Das Werk zeichnet sich durch vorzügliche Übersichtlichkeit in der Anlage, im Ganzen wie im Einzelnen aus, damit die erste Hauptbedingung seines Daseins erfüllend; die einzelnen Paragraphen und Kapitelchen fassen in knapper Form, excerptmäßig Allgemeineres wie Einzelheiten zusammen; damit füllt das Buch zweifelsohne eine bisher vorhandene Lücke in unserer Handbibliothek aus. Kurzum, vorzüglich zum Nachschlagen, um sich „vorläufig“ zu unterrichten, aber zum Lesen — kein Genuß. Natürlich sind die Thaten und Begebenheiten zusammenhängend dargestellt, aber — geschichtliches Verständnis zu wecken, daran wurde der Verfasser gerade durch die eben gerühmte Reichhaltigkeit bei verhältnismäßig geringem Umfange verhindert. Um tiefere historische Ideen darzustellen, dazu hätten wieder viele Einzelheiten fallen müssen — oder der Umfang wäre um bedeutendes überschritten worden.

Johannes Kleinpaul.

„Der Wandel deutschen Gefühlslebens“ von Dr. Georg Steinhausen. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Heft 225. (Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1896.)

Der große Fehler dieser Schrift liegt in ihrer Kürze. Der Verfasser sagt selbst, daß er sie mit bewußter Beschränkung „zusammengestellt habe“. Man kann das nicht! In einem derartigen Thema, das notwendig zu einer ganzen Volkspsychologie auswachsen muß, liegen mehr als 41 Seiten Stoff. Vielleicht arbeitet der Dr. Steinhausen sein Problem einmal aus? Die Fähigkeit hat er. Richtig mag alles sein, was er geschrieben; manches ist sogar ganz prächtig und klar gesagt. Zu dem ist der Autor ein einsichtiger, moderner Mensch; die Art und

Weise, wie er von der Nervosität unseres Differenzierten fin de siècle spricht, beweist es. Warum also nicht? Das Buch dürfte wertvoll werden. A. M.

Französische Litteratur.

Emile Zola, „Rome“ (Paris, Charpentier & Fasquelle). Der zweite Band der Romantrilogie „Les trois villes“, deren ersten beiden Teile nunmehr vorliegen, und die mit „Paris“ zum Abschluß gebracht werden soll, ist nicht nur das umfangreichste, es ist auch das inhaltreichste Werk, das Zola bisher veröffentlicht hat. Der Stoff, der hier zur Verarbeitung gelangt, ist ein so gewaltiger und setzt sich aus so vielen winzigen Teilen zusammen, daß man das geniale Kompositionstalent des Autors nicht genug bewundern kann, der es verstanden hat, all die ungezählten kleinen Steine zu einem monumentalen Riesenbau zusammenzufügen, der trotz der kolossalen Größenverhältnisse bis ins kleinste Detail hinein klar und übersichtlich wirkt, und der in seiner Struktur und dem plastischen Aufbau der Einzelteile ein Meisterwerk vollendeter Technik genannt werden muß. Und der untadeligen Form entspricht der reichgestaltete, von blühendstem Leben erfüllte Inhalt, der die der Romantrilogie zu Grunde liegende Generalidee, die in „Lourdes“ noch kaum in schwachen Umrissen zu erkennen war, in ihrer ganzen Größe und gewaltigen Bedeutung hervortreten läßt. Nach der schwächlichen Einleitung der „trois villes“ hätte man alles andere eher erwartet, als dieses mächtige Werk, das sich den besten Bänden des „Rougon-Macquart“ ebenbürtig zur Seite stellt, und das vor allem den erfreulichen Beweis liefert, daß Zola sich noch immer im ungeschmälerten Vollbesitz seiner wuchtigen Schöpferkraft befindet, von der in „Lourdes“ so gut wie nichts zu verspüren war.

Allem Herkommen entgegen und den Gläubigen zum Trotz stellt Zola in den Mittelpunkt seines Werkes Leo XIII. in eigener Person, als lebendige Verkörperung des starren Buchstabenglaubens kirchlicher Intoleranz und jesuitischer Spitzfindigkeit. Hier wie bei der Schilderung des differenzierten Organismus der katholischen Kirche hält sich Zola an den bewährten Grundsatz: Greifst du einmal in ein Wespennest, so greife sicher, greife fest. Das wird ihm zwar die Feindschaft aller Finsterlinge und zelotischen Eiferer eintragen, sichert ihm aber auch die Achtung aller Einsichtigen, um so eher, als der Autor selbstverständlich nicht als Aufklärungsfanatiker mit dem Rüstzeug moderner Wissenschaft die auf steilem Dogmenfelsen errichtete Kirche berennt, sondern als nüchterner, objektiv abwägender Beobachter seines Amtes als leidenschaftsloser Wahrheitsschilderer sine ira et studio waltet. Die meisterhaft und lebenswahr gezeichnete Figur des Papstes steht zwar im Mittelpunkt des Ganzen und dient den nebeneinander herlaufenden Handlungen als Binde- und Vermittelungsglied, die eigentliche Hauptperson des sozialpolitischen und religionspolitischen Teiles des Buches ist indessen jener Abbé Pierre Froment, den wir bereits aus „Lourdes“ kennen. Froment hat in der wunderthätigen Grotte von Lourdes seinen frommen Kinderglauben verloren, die Komödie der Wunderheilungen hat ihm die Überzeugung verschafft, daß der Katholizismus im Laufe der Jahrhunderte in totem Formelkram und unfruchtbarem Schematismus erstarrt und zur Mitarbeit an den sozialen Aufgaben der Zeit unfähig geworden ist. Der Abbé hat sich in Paris dem Vicomte de la Choue, dem Führer der christlich-sozialen Bewegung in Frankreich, angeschlossen und ist im Verein mit diesem bemüht, den Armen und Elenden im Sinne eines praktischen Christentums zu Hilfe zu kommen. Die beiden sehen in der Rückkehr zum reinen Urchristentum die einzig mögliche Lösung der sozialen Frage, und Pierre hat unter dem Titel „La Rome nouvelle“ ein Buch veröffentlicht, in dem er seine Doktrin aus-

führlichst entwickelt, in der stillen Hoffnung, den Papst für seine Sache zu interessieren, der allein imstande wäre, die geplante Sozialreform durchzuführen, wenn er sich entschließen könnte, auf jede Machtpolitik und die Wiederherstellung des Kirchenstaates zu verzichten. Froment hat indessen die Rechnung ohne die wegen seines Wirkens erzürnten Bischöfe und die Väter der Grotte in Lourdes gemacht, die nichts Eiligeres zu thun haben, als das Buch des gefährlichen Umstürzlers der Kongregation des Index zu denunzieren. Pierre eilt nach Rom, um die Kongregation von der Harmlosigkeit seiner Thesen zu überzeugen und, falls dieser Schritt erfolglos bleiben sollte, eine Audienz beim Papste nachzusuchen, der sich mit Froments Ausführungen um so eher einverstanden erklären muß, als sie sich ja doch mit seinen eigenen Aussprüchen über die Arbeiterfrage im großen und ganzen decken. Auf Empfehlung seines Freundes de la Choue, eines Verwandten des strenggläubigen Kardinals Boccanera, erhält der Abbé trotz seines ketzerischen Buches gastfreundliche Aufnahme im Palast Boccanera und hat so Gelegenheit, das Treiben der römischen Klerisei und der „mondo noir“ aus unmittelbarster Nähe zu beobachten. Er kommt dabei nur zu bald zur Erkenntnis, daß er von dieser Gesellschaft keine Unterstützung für die Durchführung seiner idealen Pläne zu erwarten hat. Pierre wird es immer klarer, daß auch Leo XIII. so wenig wie die Kardinäle geneigt und befähigt sein dürfte, die ihm zugedachte soziale Mission zu übernehmen, und seine Befürchtung wird zur Gewißheit, als ihm endlich die erbetene Privataudienz im Vatikan gewährt wird und er die ersehnte Gelegenheit findet, mit beredten Worten für seine Lieblingsidee einzutreten. Der heilige Vater zeigt auch nicht das geringste Verständnis für das Reformwerk des sozialistischen Abbés, er ist im Gegenteil höchlichst empört über die kirchenfeindliche Agitation des gefährlichen Schwärmers und sein ketzerisches Buch, das den Irrlehren des Protestantismus das Wort zu reden sucht. Pierre, der etwas spät einsieht, daß sein sozial-religiöses Programm unter den gegebenen Verhältnissen schlechterdings unausführbar ist, stammelt ein zerknirschtes pater peccavi, erhält in Anbetracht seines reumütigen Widerrufs den päpstlichen Segen und kehrt nach Paris zurück, um fortan nur noch der Wissenschaft zu leben und durch Verbreitung der wissenschaftlichen Errungenschaften nach seinen Kräften an dem Kulturfortschritt der Menschheit mitzuarbeiten. Eng verknüpft mit dem sozialpolitischen und religionsphilosophischen Teil des Werkes ist die eigentliche Romanhandlung, die uns die romantische Liebesgeschichte Benedettas und Darios, der Kinder zweier verstorbenen Brüder des Kardinals Boccanera erzählt. Benedetta hat sich zur Zeit, als man noch an eine Versöhnung des Papstes mit dem italienischen Königshause glaubte, beschwatzen lassen, ihre Hand dem Grafen Prada, dem Sohne des ehemaligen Garibaldianers, zu reichen. Die Ehe der päpstlich gesinnten Aristokratin der mondo noir mit dem Hauptvertreter der königstreuen mondo blanc soll die Vereinigung des Roms der Päpste mit dem der Könige von Italien symbolisch zum Ausdruck bringen. Allein schon am Hochzeitstage entzieht sich Benedetta, deren Herz von Jugend an ihrem Vetter Dario gehört, dem angetrauten Gatten, um für sich zu leben und nach dem Tode der Mutter wieder nach dem Palast Boccanera zurückzukehren in der Überzeugung, daß die Kluft zwischen ihr und Prada so tief und unüberbrückbar ist, wie diejenige, die den Vatikan vom Quirinal trennt. Nach vieler Mühe ist es Benedetta endlich gelungen, ihre Ehescheidung durchzusetzen, ihrer Vereinigung mit dem Geliebten steht nun nichts mehr im Wege, da will es das neidische Schicksal, daß Dario kurz vor dem festgesetzten Hochzeitstage an vergifteten Feigen stirbt, die ein ränkesüchtiger Landpfarrer unter Zustimmung des Kardinals

Sanguinetti in den Palast Boccanera gebracht hat, um den dem Kardinalskollegium unbequemen Kirchenfürsten aus dem Wege zu räumen. Vor Schmerz fast unzurechnungsfähig entledigt sich Benedetta angesichts des sterbenden Dario der Kleider, wirft sich nackend auf den Körper des Geliebten und stirbt in der liebesvollen Umarmung am Herzschlag. Der alte Kardinal Boccanera, der eines Unwohlseins wegen die für ihn bestimmten Feigen unberührt gelassen hat, weiß sehr wohl, von welcher Seite der Mordanschlag ausgeht, im Interesse des Ansehens der Kirche schweigt er indessen nicht nur, sondern bezwingt sich ad majorem dei gloriam sogar soweit, den Kondolenzbesuch des Grafen Sanguinetti anzunehmen und den Hausarzt zur Angabe einer falschen Todesursache zu bewegen.

Neben diesen beiden Handlungen, die die Hauptleitmotive von Zolas römischer Symphonie bilden, gehen eine Menge Nebenhandlungen und Episoden her. Es ist geradezu staunenerregend, welch überreiches Material hier in eingehendster Weise Behandlung gefunden hat: tiefgründige, historische, kultur- und kirchengeschichtliche Abhandlungen, eine minutiöse Schilderung der Entwicklungsgeschichte der ewigen Stadt von den Cäsaren an bis auf den heutigen Tag, kunstgeschichtliche und archäologische Exkurse, nationalökonomische und sozialpolitische Untersuchungen bilden in ihrem Zusammenhange eine umfassende encyklopädische Abhandlung über Rom, die eine ganze Philosophie der Geschichte des Katholizismus in sich schließt. Ganz besonders glücklich war Zola in der Charakterschilderung der verschiedenen Gestalten, die seinen figurenreichen Roman bevölkern. Leo XIII., die ihn umgebenden Kardinäle, die die mannigfachen Strömungen kirchlicher Politik vertreten, der alte Garibaldianer Prada, die altrömische Aristokratin Benedetta Boccanera sind wahre Kabinettstücke fein beobachtender realistischer Porträtierkunst, und so lebensecht und naturwahr wie die Großen sind auch die Nebenpersonen gezeichnet, wie die Trasteverinerin Pierina und Victorine, Boccaneras französische Haushälterin, der Typus der nüchternen, verstandesklaren Französin aus dem Volke, die das Treiben des Pfaffenvolks im Palast Boccanera mit scheelen Augen betrachtet.

Die „Souvenirs d'un matelot“, die Georges Hugo als sein op. 1 bei Charpentier veröffentlichte, sind ein Erstlingswerk, das uns die Bekanntschaft mit einem talentvollen und vielversprechenden Schriftsteller vermittelt. Die „Souvenirs“ enthalten das Tagebuch eines Freiwilligen der französischen Kriegsmarine, dessen patriotische Begeisterung und soldatenfreudige Stimmung in der militärischen Drillanstalt, die an Bord der Panzerschiffe nach denselben Grundsätzen wie in der Kaserne verfährt, wie Märzenschnee in der Sonne dahinschmelzen. Der Enkelsohn Victor Hugos hat vom Großvater die glühende Freiheitsliebe und das heilige Mitleid mit dem Schicksal der Unterdrückten, zugleich aber auch die exaltierte, zu Übertreibungen geneigte Anschauungsweise und die Neigung zu pathetischer Deklamiererei geerbt. Er ist so in Fehlern und Vorzügen eine durchaus lyrisch beanlagte Natur, und deshalb sind auch die kleinen, rein lyrischen Stimmungsbilder — der Diebstahl und die Fahnenflucht des Flötisten der Marinekapelle, der Tod des Vollmatrosen, die Beerdigung des kleinen Riou u. a. m. — das weitaus Beste in seinem Buche.

Ein neues Novellenbuch von Paul Margueritte bedeutet eine Gabe, die dem litterarischen Feinschmecker einen reinen künstlerischen Genuß in sichere Aussicht stellt. Der Band, der nach dem bedeutendsten Stück seines Inhalts „L'eau qui dort“ (Paris, Colin & Cie.) betitelt ist, giebt aufs neue von der hochentwickelten Meisterschaft Marguerittes Kunde, der unter den französischen Novellisten der Gegenwart am meisten an Guy de Maupassant erinnert, ohne darum an Selbständigkeit und Eigenart zu verlieren. Die

formgewandte Darstellung, die farbenreiche, biegsame Sprache, die straffgeschürzte sichere Komposition und der untrügliche Scharfblick des erprobten Herzenskündigers geben auch der kleinsten dieser Geschichten die Bedeutung eines Kunstwerks von bleibendem Wert.

Wenig Erfreuliches läßt sich dagegen über die diesjährige Veröffentlichung der „Société des gens de lettres“ sagen, die alljährlich im Verlage von Colin & Cie. eine Art modernen Musenalmanachs unter dem Titel „En Pique-Nique“ zum besten ihrer Hilfskasse herausgiebt. Der vorliegende Band enthält die Beiträge der zwanzig mehr oder weniger bekannten Schriftsteller, aus denen sich der Vorstand der „Société“ zusammensetzt; es sind zum größten Teil Novellen, die zum Mittelgut der belletristischen Tagesproduktion gehören. In dem tauben Nebengestein dieser landläufigen Erzählerei findet sich indessen ein echter Edelstein eingesprengt: es ist eine kleine naturalistische Skizze, „La poule aux oeufs d'or“ von Daniel Riche, und um dieses einen Gerechten willen sei den neunzehn Sündern dieses „Pique-Nique 1896“ Verzeihung gewährt.

Unter dem Titel „Le Célèbre Barastol“ erzählt uns Albert Cim das ergötzliche Leben und die merkwürdigen Abenteuer eines übermütigen Reiseonkels, der als lustiger Schelm durch die Lande fährt und seine Eulenspiegelstreiche ausführt. Der flott und launig geschriebenen Geschichte vom berühmten Barastol schließt sich eine reiche Zahl von schnurrigen Farcen und stark gewürzten Gauloiserien an, die den welleren Inhalt des in der Sammlung der „Auteurs gais“ bei Flammarion in Paris erschienenen Bandes bilden.

Stark gaulois gefärbt sind auch die dialogisierten Scenen aus dem ränkevollen Kleinkrieg zwischen Liebhaber und Maitresse, die Pierre Wolff, zu einem Bande vereint, unter dem Titel „Amants et Maitresses“ bei Ollendorff in Paris erscheinen ließ. Hier stört indessen das monotone Einerlei des Stoffes und der Behandlung, ein Fehler, der selbst in sprachlichen Wiederholungen des Dialogs zum Ausdruck kommt.

Der rührige Verlag von Plon, Nourrit & Cie. in Paris läßt es sich nach wie vor angelegen sein, den Büchermarkt fortlaufend mit Romanen zu versorgen, die dazu bestimmt sind, in den Leihbibliotheken ein beschauliches Einlagsleben zu führen. „Le mari de Simone“ von Champol und „Coqu'elles font“ von Genevoix sind die Titel der neuesten Erscheinungen dieser anspruchslosen Unterhaltungslitteratur.

Einen recht unerquicklichen Eindruck hinterläßt die Lektüre der von „Mercure de France“ veranstalteten Ausgabe der Hauptwerke Remy de Gourmonts („Le Pélerin du Silence“). Ich muß es mir versagen, auf die merkwürdige „Histoire tragique de la Princesse Phénissa“, eine vergröberte und verzerrte Maeterlinckiade, und die anderen aus Dekadententum, Symbolismus und nebelhafter Mystik zusammengequirlten Phantasiestücke näher einzugehen, da ich zu meiner Schande eingestehen muß, daß mir der gesamte Inhalt dieses Buches ebenso unverständlich geblieben ist, wie die Bedeutung des Sequin'schen Titelbildes, das ein unmögliches weibliches Wesen in unmöglicher Stellung an einen unmöglichen Felsen geschmiedet zu schreckhafter Darstellung bringt.

„Memoires des Autres“ par La Comtesse Dash (Paris, Librairie illustrée). — Die gute Marquise de Saint-Mars, die unter dem Schriftstellernamen Dash eine Unzahl heute vergessener schlüpfriger Romane verfaßt hat, entpuppt sich in diesen, in den sechziger Jahren geschriebenen Memoiren als eine Reaktionärin vom reinsten Wasser und glühende Verehrerin des ancien regime, das die im Jahre 1804 Geborene übrigens nur vom Hörensagen gekannt hat. Sieht man von dem reaktionären Geschwasel und der albernen Lobrednerei der guten alten Zeit ab, so bieten die Aufzeichnungen der schreibseligen Schrift-

stellerin manche interessante Einzelheit besonders in dem Teile, der die „Souvenirs anecdotiques“ über das Erste Kaiserreich und die Hundert Tage enthält.

Die bei Calmann Lévy erschienenen „Memoires d'un Artiste“ von Charles Gounod enthalten das Bruchstück einer Selbstbiographie, die die Jahre 1817—58 umfaßt. Gounod schildert uns darin seine Jugend- und Studienjahre, plaudert von seinen Kunstreisen in Italien und Deutschland und giebt uns einen interessanten Bericht über seine künstlerischen Anfänge, die mit der Aufführung des „Faust“ ihr Ende erreichen. Zur Füllung des Bandes sind den autobiographischen Mitteilungen eine Anzahl Briefe Gounods, seine akademischen Festreden, die Vorrede zu der Ausgabe des Briefwechsels Hector Berlioz und die eingehende Besprechung des „Henri VIII.“ von Saint-Saëns beigegeben.

Die durch ihre beispiellose Wohlfeilheit wie durch die Fülle ihres ebenso gediegenen wie abwechselungsreichen Lesestoff gleich ausgezeichnete Wochenschrift „La Revue hebdomadaire“ (Paris, Verlag von Plon, Nourrit & Cie.) veröffentlichte in ihren letzterschienenen Monatsbänden die Romane „Le frisson de Paris“ von Abel Hermant, „Un Barbare“ von Barracand, „L'Ami“ von Butti, „Céphise“ von Gréville, „Eyrimah“ von J. H. Rosny, „L'épingle verte“ von Gaulot und „Dernier refuge“ von Ed. Rod, sowie Novellen von Alphonse Daudet, Korolenko, Mirimont, Mazade u. a. m. Unter den Geschichtswerken und Reiseschilderungen nenne ich „Mes Souvenirs“ von General Du Barail, „Outre-Mer“ von Bourget und die zeitgemäßen Schilderungen der Pariser Belagerung. Daneben findet man Gedichte, litterarische Studien und Theaterstücke der bedeutendsten zeitgenössischen Autoren. Regelmäßige Musik- und Theaterberichte, wissenschaftliche Aufsätze, eine gediegene politische Wochenschau und die anziehend geschriebenen Plaudereien Maurice Talmeyrs über die Tagesereignisse bilden den weiteren Inhalt der Bände der Revue.

A. G-tze.

Englische Litteratur.

Some Old Love Stories by T. P. O'Connor. (London, Verlag von Chapman & Hall, geb. 5 Schillinge.) — Historisch merkwürdige Liebesgeschichten, von einem Dichter geschrieben! Es ist mir nicht bekannt, daß irgend einer oder eine vor O'Connor in solch glänzender Weise die Liebesschicksale bedeutender Menschen erzählt hat. Die Kapitel, welche der ebenso geistvolle wie tiefempfindende Verfasser dem berühmten Liebesleben Thomas Carlyles und seiner Frau — Deutschland hatte ein ähnlich glückliches Paar: Fritz Reuter und seine Luising — widmet, sind echte Perlen der vornehmsten Erzählungskunst. Wer immer eine Stunde der Innigkeit, Gemütlichkeit verbringen will, der nehme O'Connors Alte Liebesgeschichten zur Hand: er wird vollauf befriedigt sein.

Oswald Crawfurd: Lyrical Verse from Elizabeth to Victoria. (London, Verlag von Chapman & Hall, Preis 3½ Schillinge.) — Eine Anthologie, gesammelt und geläutert von einem Litterarhistoriker, der selber ein bedeutender Dichter ist. Der Autor ist originell. Er gruppiert die Dichter nicht nach Litteraturepochen, sondern nach Regierungsepochen und giebt dadurch dem Leser zu verstehen, welcher Zusammenhang zwischen der politischen und kulturellen Entwicklung jeder Regentenzeit besteht. Man kann außerdem keine vollständigere Sammlung englischer Lyrik finden, als diejenige Oswald Crawfurds, und jedem Litteratur-Studenten wird in diesem Buche eine Fülle bisher unbekannten Materials geboten. Es ist zweifellos das beste litterargeschichtliche Sammelwerk der britischen Neuzeit. Überdies ist die Ausstattung des Buchs wahrhaft künstlerisch und trotzdem dessen Preis so billig, daß es jedermann zugänglich ist.

Lyra Celtica, an Anthology of Representative Celtic Poetry, edited by Elizabeth A. Sharp. With an Introduction and Notes by William Sharp. (Edinburg, Patrick Geddes & Colleagues.)

Ein vortreffliches Buch, ein Buch, das eine Lücke unter den litterarischen Sammelwerken ausfüllt. Mit eminenter Sachkenntnis, mit dem Verständnis des Litterarhistorikers, der Empfindung einer gottbegnadeten Dichterin hat Elizabeth A. Sharp dieses Denkmal der keltischen Poesie errichtet. Sie teilt diese einzige Sammlung ab in: Alte Irische und Schottische Dichtungen; Alte Cornwall-Dichtungen; Alte Armorikanische Gedichte; Alte Cymrische und mittelalterliche Welsche Dichtungen; Moderne und zeitgenössische Irische Poesie; Moderne und zeitgenössische Scoto-keltische Poesie; Keltische Fransen. In Notizen, die nahezu fünfzig Oktavseiten umfassen, giebt William Sharp die Biographien der Dichter und eine möglichst umfassende Bibliographie ihrer Werke. In einer trefflichen Einleitung ist das Wesen und Sein der keltischen Poesie klar und dokumentarisch erläutert. Es ist ein Buch, das jedem Litteraturfreunde zur Freude gereichen muß. Ich kann nicht schließen, ohne zum mindesten zwei der bezauberndsten Gedichte wiederzugeben, die in dieser überreichen Sammlung veröffentlicht sind. Das erste ist dem Abschnitt „Moderne Irische Poesie" entnommen und hat Stopford A. Brooke zum Verfasser. Der Titel ist:

The Earth and Man.

A little sun, a little rain,
  A soft wind blowing from the west —
And woods and fields are sweet again,
  And warmth within the mountain's breast.

So simple is the earth we tread,
  So quick with love and life her frame,
Then thousand years have dawned and fled,
  And still her magic is the same.

A little love, a little trust,
  A soft impulse, a sudden dream —
And life as dry as desert dust
  Is fresher than a mountains stream.

So simple is the heart of man,
  So ready for new hope and joy;
Then thousand years since it began
  Have left it younger than a boy.

Und ist dies alt-cymrische Lied von Davydd ab Gwilym nicht reizend?

To the Lark.

Sentinel of the morning light!
Reveller of the spring!
How sweetly nobly wild thy flight,
  Thy boundless journeying;
Far from thy brethren of the woods, alone,
A hermite chorister before God's throne!

Oh! wilt thou climb yon heavens for me,
You rampart's starry height,
Thou interlude of melody
  Twixt darkness and the light,
And seek with heav'n's first dawn upon thy crest;
My ladylove, the moonbeam of the west?

No woodland caroller art thou;
Far from the archers eye,
Thy course is o'rr the mountains brow,
  Thy music in the sky:
Then fearless float thy path of cloud along,
Thou earthly denizen of angel song.

George Elier.

Skandinavische Litteratur.

(Norwegen.)

Die lyrische Produktion ist in letzter Zeit in Norwegen wieder bedeutender geworden. Sicher an erster Stelle verdient **Wilhelm Krag** genannt zu werden, von dem mir gleich zwei Gedichtsammlungen vorliegen: **Digte**, die bereits in zweiter Auflage erschienen sind, und „**Sange fra Sydon**" mit Illustrationen von Thorolf Holmboe (beide Bände bei John Grieg in Bergen). Es ist keine neue große und weite Welt, die sich uns in Krags Dichtungen eröffnet, es ist der Blick in eine stille, einsame Seele, aber diese einsame Seele findet so volle, so reiche, so klangvolle Töne für das, was in ihr vorgeht, daß wir tief ergriffen werden. Es spricht aus einigen dieser Gedichte eine naive Freude am Leben, an der Schönheit, aber bald kommt ein rauher Windhauch, furchtsam zieht die zarte Seele sich zusammen, und es klingt nur noch das weiche Klagelied von der

Vergänglichkeit alles Schönen. Die Reime kommen Krag offenbar leicht und reich, aber er liebt besonders die freien Formen, und wo er Reime bietet, sind sie oft neu und eigenartig.

In den „Sängen aus dem Süden“ hat er versucht, wildere, kraftvollere Töne anzuschlagen, eine wilde Glut hineinzulegen, aber er kommt über eine gewisse nervöse Angestacheltheit nicht hinaus. Dagegen wirkt er auch hier tief und ergreifend, wenn er weiche, wehmutvolle Klänge anschlägt, wenn er singt von der Vergänglichkeit des Schönen und das stille Gedulden verkündet. Es liegt ein warmer, voller Ton über diesen Gesängen, etwas von der schwülen und düstern Farbenpracht südlicher Nächte.

Besonders läßt es sich der Verlag von Cammermeyer in Christiania neuerdings angelegen sein, in hübscher Ausstattung kleine Gedichtsammlungen herauszugeben. In erster Reihe möchte ich hiervon „Religiöse Digte og Kjaerligheds-Viser“ (Religiöse Gedichte und Liebeslieder) von Olaf Heddeland erwähnen. Es sind keine neuen, eigenartigen Gedanken, aber eine anmutige, sehnsuchtsvolle, traumselige Stimmung spricht aus den Liebesliedern. Ähnlich ist auch der Grundton in den religiösen Gedichten: kein tiefer Mystizismus, kein schmerzvolles Hinausbäumen aus dem Jammerthal des Lebens zu Gott, sondern ein stilles sich zu ihm Hinsehnen, ein liebevolles Versenken in den Gottesgedanken. Frauen von weicher, religiöser Gemütsart werden diese Gedichte sicher sehr sympathisch sein.

Die zweite Sammlung nennt sich „Toner og Sange“ von Carl Schöyen. Der Verfasser besitzt eine sehr große technische Fertigkeit. Der wechselnde Ton und Rhythmus in den einzelnen Liebesgesängen nach den verschiedenen Tanztakten ist meisterlich gemacht. Auch hier handelt es sich meist um weiche, träumerische Stimmungen. Zwar versucht der Verfasser hie und da in wilder Leidenschaft emporzuflammen, und es fehlt dann seiner Sprache auch nicht an Schwung, aber die Bilder bleiben etwas farblos, etwas stumpf. Besser geht der Ton zusammen, wenn weiche sentimentale Stimmungen vorwalten, und in dieser Tonart enthält die Sammlung manchen sehr hübschen Beitrag.

Sehr bescheiden treten die Studenter-Balsange von Kristofer Randers auf. (Mit Vignetten von A. Bloch.) Der Verfasser will sie selbst nur als Gelegenheitsgedichte betrachtet wissen, und als solche sind sie thatsächlich zu den Bällen des Studenten-Vereines entstanden. Aber in manchen dieser Gedichte macht sich ein flotter Humor bemerkbar, der auf die Emanzipationsbestrebungen der Frauen hinweist. Am klarsten ist dieser wiederholt wiederkehrende Gedanke in dem Gedicht: „Wenn Ihr geworden, was die Zeit will,“ ausgesprochen, indem es heißt, daß man wohl zu keinem Ball mehr eingeladen wird, wenn die Frauen erst dem Zukunftsideal entsprechen. Die Lieder lesen sich fließend, und die Verse schlingen sich leicht ineinander. Vollends gesungen müssen diese Lieder sicher einen sehr ansprechenden Eindruck hervorrufen.

Unter den jüngeren Erzählern Norwegens verdient mit Recht Rosenkrantz Johnsen besonders hervorgehoben zu werden. Auf dem Gebiet der kleinen Novelle und der Pointenskizze gehört er zu den produktivsten. Es liegen mir eine Reihe Arbeiten von ihm vor: „Kaptein Appenaes Datter“ (Die Tochter des Kapitän Appenaes), eine größere Seeerzählung, die durch sichere und klare Charakterzeichnung erfreut, ferner eine Novellensammlung „Bag Masken“ (Hinter der Maske) und eine weitere Sammlung „Novelletter“ (sämtlich bei Cammermeyer in Christiania) erschienen.

In Johnsens Novelletten tritt oft ein stark satirischer Zug hervor, eine Form der Satire, die man bei nordischen Autoren nicht anzutreffen gewohnt ist, und die eher in die dänische Eigenart passen würde.

So enthält die letzte Sammlung „Novelletter“ eine kleine Skizze „Trauer“, in der geschildert wird, wie die Eitelkeit und die Putzsucht in einem jungen, lebensfrischen Mädchen, dessen Herz eben der Liebe erweckt ist, völlig den Schmerz um den Verlust des Bruders erstickt. Noch beißender ist die Satire in der Erzählung „Arbeiterfreunde“. Vornehme Damen besuchen eine Versammlung streikender Mädchen, weil sie Skandalgeschichten zu hören hoffen, die Journalisten berichten vom Elend der Arbeiter, um damit Geld zu verdienen u. s. w. Ja, bisweilen tritt hier der Skeptizismus Johnsens zu bewußt zu Tage, er sagt zu deutlich, wie er es meint, anstatt die dargestellten Thatsachen an sich wirken zu lassen. Dieses Bestreben nach allzugroßer Deutlichkeit, alles zu sehr erklären zu wollen, ist überhaupt eine künstlerische Schwäche Johnsens, sie macht ihn aber zu einem Autor für die große Menge, die weniger leicht die seinen künstlerischen Intentionen zu erfassen vermag.

Auch auf dem Gebiet der psychologischen Novelle leistet Johnsen Hervorragendes. Hier verdient in erster Reihe die Novellette „Brist“ (Bruch) Erwähnung, in der eine vorübergehende sinnliche Verirrung eines seiner Gattin treu zugethanen Ehemannes geschildert wird. Sowohl die psychologische Entwickelung, als die Herausarbeitung der Stimmung in der kleinen Arbeit ist meisterlich.

In der größeren Novelle „Der letzte Tag“ entrollt er die furchtbare Angst eines Menschen, der sich mit einem begangenen Verbrechen auf der Seele herumträgt und die Entdeckung fürchtet. Die steigende Angst ist vortrefflich dargestellt, die Einzelheiten, in denen sich sein Seelenzustand äußert, mit seiner Lebenswirklichkeit gegeben; aber die Vertiefung in das Psychologische leidet darunter, daß der Autor, wohl der Spannungserregung wegen, nicht von Anfang klar enthüllt, was die Seele des Mannes foltert, und der Leser erst allmählich mit der weiteren Entwickelung des Seelenzustandes auch hinter die thatsächlichen Verhältnisse kommt.

Aber nicht nur in der Schilderung der düsteren Lebensseiten, wie dies noch in dem grausigen Hochgebirgsgemälde „Begräbnis“ und den Skizzen „Hirngespinste“ und „Fjelds Tod“ zu Tage tritt, bewährt sich Johnsens Darstellungskraft, auch das kraftstrotzende Emporsteigen zu Licht und Glück vermag er zu verkörpern, wie in der Erzählung „Resultate“, die das Lebensschicksal eines Mannes schildert, dessen Willenskraft alle Hindernisse überwindet.

Das Gebiet der kleineren Novellen wird neuerdings in Norwegen erheblich stärker kultiviert, und namentlich sind es Skizzen aus dem Leben der Bauern und Seeleute, Schilderungen des Benehmens, Denkens und Redens dessen, was man wahrhaft das Volk nennt, was neuerdings sehr beliebt zu werden beginnt. Je mehr man sich dem Problemroman abwendet, desto mehr sucht man an die Quelle des wahrhaft Nationalen zurückzugehen, die Eigenart des Volkes in seinen unverfälschtesten Gestalten zu verkörpern.

Zu dieser Art gehören die Skizzen „Sjö og Sjöfolk“ („See und Seeleute“) von Jacob Hilditch (Kopenhagen, Gyldendals Verlag). Es liegt oft jener stille, naive Humor, jenes leichte, fast überlegene ironische Lächeln über diesen Erzählungen, das wohl jeder einmal bei schlichten Landleuten oder einfachen Seemännern beobachtet hat, wenn einer der „Klugen“, der „Gebildeten“ sich ihnen gegenüber eine geistige Blöße gegeben hat. Geradezu typisch ist in dieser Beziehung die kleine Skizze „Doktor-Reise“, in der die Gelehrtenweisheit gegenüber der starken Seemannsnatur zu Schanden wird.

Die Wortkargheit, das Verbergen des Gefühlslebens, das doch heiß und warm unter den Friesjacken pulsiert, hat Hilditch mit scharfem Blicke erfaßt und in charakteristischen Zügen wiederzugeben verstanden, wie in der Erzählung „Drei Norweger“.

Hie und da wie in „Der alte Schiffer

Berg" oder in „Der Finnen-Junge" taucht auch etwas wie eine soziale Perspektive auf, die Bedeutung des alten Seemannslebens durch die neuzeitliche Entwickelung, aber Hilditch interessiert sich nicht für diese allgemeinen Gesichtspunkte, sondern nur für das Persönliche, für das Individuelle, und der Einzelcharakter verdrängt das soziale Bild. Oder ist die soziale Lage dort noch so günstig in der Urwüchsigkeit der Verhältnisse, daß thatsächlich nur wie ein Abglanz eines importierten Gedankens böse Zukunftsahnungen auftauchen?

Zu den meisterlichsten der kleinen Charakterskizzen gehört wohl die von dem eitlen Matrosen Black, der selbst in der höchsten Lebensgefahr von seiner Neigung für Putz nicht läßt.

In ähnlichem Geleise bewegt sich auch Hans Aanrud, nur daß seine „Fortaellinger" („Erzählungen") (Kopenhagen, Gyldendals Verlag) aus dem Bauernleben entlehnt sind.

Es sind Kulturbilder aus dem Bauernleben, die hier geboten werden, kleine charakteristische Ereignisse, die die Denk- und Empfindungsweise dieser einfachen Naturmenschen mit ihren durch den Lebenskampf aufgezwungenen geringen aber derben Verstellungskünsten in klare Beleuchtung rücken. Aanrud will nicht wirken, er macht daher weder Stimmung, noch sucht er Pointen, schlicht und einfach stellt er dar, was er beobachtet hat, aber es ist das Leben selbst, was sich vor uns enthüllt. Bisweilen liegt ein derber Humor in diesen Erzählungen, aber auch er wird nicht gesucht, er ergiebt sich leicht und von selbst aus den dargestellten Gestalten und ihrem Thun, so in der Erzählung von dem Bauern und dem Zigeuner, die ihre Pferde eintauschen, das alte Thema vom betrogenen Betrüger.

Aber auch der ernste Ton gelingt Aanrud, und in diesen kleinen Arbeiten lagert etwas unendlich Zartes, Inniges über seiner Darstellung, namentlich wenn er das weiche Gefühlsleben von Greisen vorführt, wie in der ergreifenden Skizze vom alten Peter, der nicht mehr schlafen kann, weil er den Gedanken nicht zu verwinden vermag, daß seine Frau allein, ohne ihn starb, wo sie doch so lange glücklich zusammengelebt hatten. Oder jene andere Erzählung von den beiden alten Freunden, die sich noch einmal am Weihnachtsabend wiedersehen und beim Scheine des „Lebenslichtes" alte Erinnerungen austauschen.

Anders ist die Darstellung Ole Bangs in seinen Skizzen „Naturbörn" („Naturkinder") (Bergen, John Griegs Verlag). Dieser Verfasser verfährt bewußter, man merkt etwas von beabsichtigter Vorbereitung der Stimmung, von Zuspitzung auf einen wirkungsvollen Schluß. Auch bei ihm herrscht das humoristische Element vor, aber es macht sich weniger der Charakterhumor bemerkbar — dies ist nur in der allerdings köstlichen kleinen Plauderei „Ein langweiliger Mensch" der Fall, — als komische, anekdotenhafte Ereignisse, die ihrerseits allerdings bezeichnende Streiflichter auf das Bauernleben werfen. Weniger gelingt ihm die Darstellung tiefer, naiver Gefühlsempfindungen, wie dies doch wohl in der Novelle „Verborgen" der Fall sein sollte. Man vermißt hier den aus der Tiefe des Herzens herausquellenden vollen Gefühlston, man sieht mehr die äußere Stimmungsmalerei, als daß einem das Gefühlsleben wirklich bewußt wird.

Ich darf an dieser Stelle Peter Egges beide Skizzenbände nicht unerwähnt lassen, obwohl sie schon etwas früher erschienen sind, da Peter Egge zu den hervorragendsten unter diesen Darstellern norwegischen Volkslebens gehört. Die erste Sammlung Folkeiivsskildringer erschien 1894, die zweite „Nordfra, nye folkelivsskildringer" („Vom Norden", neue Schilderungen aus dem Volksleben) kam 1895 heraus. (Beide Christiania, Olaf Norlis Verlag.)

Im Gegensatz zu den anderen Autoren interessiert Egge nicht ausschließlich das psychologische und persönliche Element, bei ihm fühlt man auch etwas wie einen Blick

für die sozialen Perspektiven, namentlich in der ersten Sammlung.

Ferner tritt das Erotische bei Egge mehr hervor, das Verhältnis der Geschlechter zu einander, während es in den andern Skizzen geradezu auffällig erscheint, wie sehr dieses in den Hintergrund getreten ist. Egge hat einen klaren Blick für die natürliche, sentimentalitätslose Betrachtung der Geschlechtsbeziehungen, die vielfach im Volke anzutreffen ist, und sucht sie gern in farbenreichen Bildern festzuhalten.

Peter Egges Darstellungsweise ist nicht naiv, er ist sich der Wirkungen bewußt und er sucht sie, aber er wird ihnen zu Liebe niemals die Wahrheit opfern. Auch in Egges Schilderungen ist Humor anzutreffen, ein eigentümlich verborgener Humor, der sich hinter der ernstesten, fast feierlichen Miene verbirgt und durch die Kontrastwirkung um so stärker zu Tage tritt.

Eine andere Welt, aber in derb zugreifender humoristischer Art schildert Elias Kraemmer in seinen humoristischen Skizzen „Glade Borgere" mit Illustrationen von Gustav Laerum (Christiania, H. Aschehoug & Co. Verlag). Dieses Buch hat in Norwegen einen fast beispiellosen Erfolg gehabt, weil hier einmal mit sicherer Hand in das Kleinstadtleben hineingegriffen ist und die komischen Seiten desselben, der Gegensatz zwischen großem Wollen und kleinem Thun in lustiger, derber, aber harmloser Weise verspottet wird. Norwegisches Kleinstadtleben, das hier geschildert wird. Darum wird es anderwärts, wo die Verhältnisse nicht ganz so liegen, auch nicht ganz verstanden werden, aber gerade in dem naturwahren Lokalkolorit liegt die Bedeutung der anspruchslosen kleinen Sammlung.

Ernst Brausewetter.

Bibliographie.

Vom 15. Mai bis zum 15. Juni sind bei der Redaktion der „Gesellschaft" folgende Schriften eingelaufen:

Dr. Th. Achelis: Friedrich Nietzsche. (Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow u. Wilh. Wattenbach, neue Folge X, Heft 217.) — Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) 1895. — Preis 80 Pfg.

Otto Anthes: Sternschnuppen. Novellen. Leipzig, Aug. Dieckmann.

Armands ausgewählte Romane: Der Krösus von Philadelphia. Lieferung 19—22. — Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — Preis pro Lief. 40 Pfg.

Elsa Asenijeff: Ist das die Liebe? Kleine psychologische Erzählungen und Betrachtungen. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 2.—.

Ballhorn: Die Venus von Milo und die spätere Ausgestaltung des Aphrodite-Ideals (Samml. gemeinverst. wissensch. Vorträge, herausgeg. v. Rud. Virchow u. Wilh. Wattenbach, neue Folge X, Heft 231). — Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), 1895. — Preis 80 Pfg.

Karl Bleibtreu: Kritische Beiträge zur Geschichte des Krieges 1870—71. — Jena, Hermann Costenoble, 1896. — Preis Mk. 8.—.

Conrad von Bolanden: Die Volksverderber. Erzählung für das Volk. (Vierte Auflage.) — Mainz, Verlag von Franz Kirchhain, 1896. — Preis 30 Pfg.

Paul Bornstein: Aus Dämmerung und Nacht. Gedichte und Prosadichtungen. — Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn, 1896. — Preis Mk. 2.—.

Dr. Wilhelm Buchner: Leitfaden der Kunstgeschichte. Für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht bearbeitet. Mit 106 in den Text eingedruckten Abbildungen. Sechste, verbesserte Auflage. — Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker, 1896. — Preis in Ganzleinwand geb. Mk. 2.80.

Richard Calwer: Arbeiter-Katechismus. Eine sozialdemokratische Antwort auf das Preisausschreiben des Pfarrers Weber zur Anfertigung eines Arbeiter-Katechismus für evangelische Arbeiter. — Berlin, 1896. Verlags-Expedition der Buchhandlg. Vorwärts. — Preis 10 Pfg.

Dr. Hermann Conrad: Schillers Realismus (Sammlung gemeinverst. wissensch. Vorträge, herausgeg. von Rud. Virchow u. Wilh. Wattenbach, neue Folge X, Heft 233). — Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), 1895. — Preis 1 Mark.

Johannes Cotta: Verweibt. Ein

Cyklus moderner Novellen. — Zweite Auflage. — Leipzig, Verlag von Aug. Dieckmann. — Preis Mk. 2.—.

Johannes Cotta: Ehefolter. Roman. 4. Auflage. — Leipzig, Verlag von Aug. Dieckmann. — Preis Mk. 2.—.

Johannes Cotta: Ragout fin de siècle. Modernes Wunderhorn. Allerhand Tollheiten. — Berlin, Verlag von C. F. Conrads Buchhandlung (Max Wundermann). — Preis Mk. 2.—.

Pierre D'Alheim: Moussorgski. Paris, Au Magazine International 91, Avenue Niel, 1896. — Preis 2 fr.

Hedwig Dohm: Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende unseres Jahrhunderts. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896. — Preis Mk. 4.—.

Hermann Dupont: Enterbte des Glücks. Berliner Roman. — (1. Auflage.) — Berlin, 1896. Verlag von Max Rockenstein S. W., Halleschestr. 4. — Preis Mk. 2.50.

Theodor Ebner: Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie. (Samml. gemeinverst. wissensch. Vorträge, herausgeg. v. Rud. Virchow u. Wilh. Wattenbach, neue Folge X, Heft 227.) — Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), 1895. — Preis Mk. 1.—.

George Egerton: Dissonanzen. Einzige autorisierte Übersetzung von Dora Landé. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896. — Preis Mk. 3.50.

Heinrich Erdmann: Deutsche und Hamburger Theaterzustände. Zwei Vorträge. Zugleich ein Beitrag zur Pathologie der Presse. — Hamburg, Herold'sche Buchhandlung, 1896. — Preis 50 Pfg.

E. Eschricht: Reine Liebe. Geschichten aus dem fernen Osten. — Berlin W., F. Fontane & Co., 1896. — Preis Mk. 3.50.

Paul Göhre: Die evangelisch-soziale Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele. — Fr. Wilh. Grunow, 1896.

Albr. Goerth: Lyrik-Schwärmerei, Afterlyrik und Blaustrumpftum. Kritiken und Studien zu einer Geschichte der Dichtkunst. I. Johanna Ambrosius. — Wiesbaden, H. Lützenkirchens Verlag, 1896. — Preis Mk. 1.20.

Henriette Goldschmidt: Bertha von Marenholtz-Bülow. Ihr Leben und Wirken im Dienste der Erziehungslehre Friedrich Froebels. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach, neue Folge, X, Heft 239). — Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter), 1896. — Preis Mk. 1.—.

Edmond und Jules de Goncourt: Germinie Lacerteux. Der Roman eines Dienstmädchens. Einzig autorisierte Übersetzung von Emma Adler. — Wien, Verlag der Ersten Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand), 1896.

Die Gräuel der Jesuiten! Ein Mahnwort in letzter Stunde. — Leipzig, Verlag von Felix Simon, 1896. — Preis 40 Pfg.

Dr. Hugo Gruber: Theodor Körner in Dichtung und Wahrheit. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach, neue Folge, X, Heft 223). — Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) 1895. — Preis 60 Pfg.

Dr. Ernst Gystrow: Raoul Pictets Theorie vom Leben. (Fragen des öffentlichen Lebens, herausgegeben von Karl Schneidt und Dr. jur. Rich. Wrede, Heft 2.) — 1896, Kritik-Verlag, Berlin SW. 46. — Preis 50 Pfg.

E. M. Hammer: Der Kampf und der Sieg gegen die Trunksucht unter der Fahne des blauen Kreuzes. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis 75 Pfg.

Karl Henckell: Ada Negri. Ein Vortrag. — Zürich und Leipzig, Verlag von Karl Henckell & Co., 1896. — Preis 50 Pfg.

Lucy Hoesch: Sie haben keine Ehre. Erzählungen und Skizzen. — Berlin W. 57, Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger). — Preis Mk. 1.—.

Felix Hollaender: Pension Fratelli. Ein kurzer Roman und anderes. (Zweite Auflage.) — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896. — Preis Mk. 2.—.

Dr. Philipp Huppert: Der Lebensversicherungsvertrag. Falsche Angaben und Verschweigungen beim Abschlusse desselben. Volkswirtschaftliche und moraltheologische Untersuchungen. — Mainz, Verlag von Franz Kirchheim, 1896. — Preis Mk. 3.—.

Leopold Jacoby: Cunita. Ein Gedicht aus Indien. — Zürich und Leipzig, Verlag von Karl Henckell & Co., 1896. — Mk. 1.50.

Chr. Rud. Jenny: Fünf Dekorierte. Epos in 7 Gesängen. Auch eine Erinnerung an den deutsch-französischen Krieg. Mit 7 Bildern von Karl Kramer. 2. Aufl. — Leipzig und Zürich, Verlag von Th. Schröter, 1896. — Preis Mk. 1.60.

Dr. K. F. Jordan: Röntgens Entdeckung. Fragen des öffentlichen Lebens, herausgegeben von Karl Schneidt und Dr. jur. Rich. Wrede, Heft 4. — 1896. Kritik-Verlag, Berlin S. W. 46. — Preis 50 Pfg.

Virgile Josz et Louis Dumuz: Rembrandt, Drame en Prose en cinq actes et neuf tableaux. — Paris, Société du Mercure de France, 1896. — Prix fs. 3.50.

Albert Kahl: Lyrische Gedichte. — Verlag Alexander Beyer (E. Piersons Buchhandlung) Dresden. — Preis Mk. 1.—.

Dr. Georg Kramer, Prediger der Freien Religionsgesellschaft: Kopernikus und das Christentum. — Magdeburg 1896, Selbstverlag.

Hans Land: Um das Weib. Ein moderner Roman. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896. — Preis Mk. 3.—.

Otto von Leixner: Aus meinem Zettelkasten. Sprüche aus dem Leben für das Leben. — Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall & Grund. — Preis Mk. 4.—.

Paul Linsemann: Drei Einakter. Die gute Lüge (ein tragischer Vorgang). Aber die Ehe (Komödie). In doppelter Bekehrung (Plauderei). — Berlin 1896, Verlag von Freund & Jeckel (Carl Freund). — Preis 20 Pfg.

Julius Litten: Der Bandwurm. Eine ärztliche Humoreske. — Bestellkarten- und Zeitungs-Verlag, Gesellschaft m. b. H., Berlin SW. 12. — Preis Mk. 1.—.

Dr. Eduard Loewenthal: Geschichte der Philosophie im Umriß. — Hannemanns Buchhandlung, Berlin SW.

G. Macasy: Zwischenwelt. Novellen und Skizzen. — Leipzig, Litterarische Anstalt August Schulze, 1896.

—„— Die Unbekannten. Schauspiel in drei Aufzügen. — Leipzig, Litterarische Anstalt August Schulze, 1895.

Dr. Wilhelm Martins: Trunksucht und Unzucht. Ein offenes Wort für die gebildete Männerwelt. (Zeitfragen des christl. Volkslebens, herausg. von E. Frhrr. v. Ungern-Sternberg und Pfr. H. Dietz; Band XXI, Heft 4.) — Stuttgart, Druck und Verlag der Chr. Belserschen Verlagshandlung, 1896. — Preis 80 Pfg.

Karl Marx: Revolution und Kontre-Revolution in Deutschland. Ins Deutsche übertragen von K. Kautsky. — Stuttgart, Verlag von J. H. W. Dietz, 1896. — Preis Mk. 1.50.

Richard Muther: Die Muther-Hetze. Ein Beitrag zur Psychologie des Neides und der Verleumdung. — München und Leipzig, G. Hirths Verlag, 1896. — Preis 50 Pfg.

Otfrid Mylius: Bienemanns Erben oder Das geraubte Testament. Roman. Heft 15—18. — Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — Preis pro Lieferung 10 Pfg.

Peter Nansen: Aus dem ersten Universitätsjahre. Ein Roman in Briefen. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896. — Preis Mk. 3.—.

Dr. Nover: Hans Sachs. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach; neue Folge X, Heft 229.) — Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). — Preis Mk. 1.—.

Georg Freiherr von Ompteda: Leidenschaften. Männliche, weibliche, sächliche Geschichten. — Berlin W., F. Fontane & Co., 1896. — Preis Mk. 3.50.

Ludwig Palmer, Eisenbahnarbeiter: Gedichte eines Arbeiters. Ausgelesen und zusammengestellt von Walter Kellerbauer. Mit L. Palmers Bildnis. (Litterarisches Schatzkästlein, Bd. VI.) — Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. — Preis Mk. 1.—.

Wilhelm von Polenz: Reinheit. Novellen. — Berlin W., F. Fontane & Co., 1896. — Preis Mk. 3.—.

J. M. von Rachèr: Staatsrat, Kammer und Volk. (Fragen des öffentl. Lebens, herausg. von Karl Schneidt und Dr. jur. Rich. Wrede. Heft 3.) — 1896, Kritik-Verlag, Berlin SW. 46. — Preis 50 Pfg.

Max Radlkofer: Die sieben Schwaben und ihr hervorragendster Historiograph Ludwig Feuerbach. (Samml. gemeinverst. wissensch. Vorträge, herausgegeb. v. Rud. Virchow u. Wilh. Wattenbach, neue Folge, X, Heft 221). — Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter), 1895. — Preis 1 Mark.

Dr. Emil Reich: Franz Grillparzers Dramen. Fünfzehn Vorlesungen. 2. Aufl. — Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1894. — Preis Mk. 3.—.

Dr. Emil Reich: Ibsens Dramen. Sechzehn Vorlesungen. Zweite Auflage. — Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag, 1896. — Preis 3 Mark.

Gustav Renner: Gedichte. Dritte Auflage. — Leipzig und Zürich, Verlag von Th. Schröter, 1896. — Preis Mk. 2.—.

Léon Riotor: Le Sage Empereur. Poème légendaire. — Paris, Edition du „Mercure de France“.

Prof. Hermann Ritter: Bergfahrten. Erinnerungen an die Hochalpen. — Bamberg, Druck u. Verlag der Handels-Druckerei. — Preis geb. 1 Mark.

W. Roesch: Demosthenes als Redner und Staatsmann (Samml. gemeinverst. wissensch. Vorträge, herausgeg. v. Rud. Virchow u. Wilh. Wattenbach, neue Folge, X, Heft 235). — Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter), 1895. — Preis 80 Pfg.

Adolf Schafheitlin: Saturnische Phantasien. Gedichte. Berlin 1896, Druck u. Verlag von Rosenbaum & Hart. — Preis Mk. 1.50.

Dr. Käthe Schirmacher: Herrenmoral und Frauenarbeit. Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben. Seine Ziele und Aussichten. Zwanglos erscheinende Hefte, herausg. v. Gustav Dahms. Heft 10, Schlußheft.) — Berlin, 1896, Verlag v. Richard Taendler. — Preis 60 Pfg.

Dr. Karl Schuiteß: Die sibyllinischen Bücher in Rom. (Sammlung gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow u. Wilh. Wattenbach, neue Folge, IX, Heft 216). — Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter), 1895. — Preis 1 Mark.

Spannuth-Pöhlde: Armenien. Beitrag zur Kenntnis der Geschichte, der kirchlichen und äußeren Verhältnisse des Landes. (Zeitfragen des christl. Volkslebens, herausg. von E. Frhrr. v. Ungern-Sterberg und Pfr. H. Dietz. Heft 155.) — Stuttgart, Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung. — Preis 80 Pfg.

Dr. Georg Steinhausen: Der Wandel deutschen Gefühlslebens. (Sammlung gemeinverst. wissenschaftl. Vorträge, herausg. von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach, neue Folge, X, Heft 225.) — Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter), 1895. — Preis 80 Pfg.

Rudolph Stratz: Berliner Höllenfahrt. Heiteres und Ernstes aus der Reichshauptstadt. — Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W., 1896. — Preis Mk. 3.50.

Gustav Thudichum: Weib oder Persönlichkeit? — München, 1896, Staegmeyr'sche Verlagshandlung (Ant. Carl Staegmeyr.) — Preis Mk. 1.—.

Martin Wagner: Soldatenlieder aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. (Samml. gemeinverst. wissensch. Vorträge, herausgeg. v. Rud. Virchow u. Wilh. Wattenbach, neue Folge XI, Heft 241.) — Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). — Preis Mk. 1.—.

Th. von Walter: Der Mönch von Amalfi. Eine seltsame Geschichte. — Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn, 1896. — Preis Mk. 2.—.

Emanuel Zaeslin: Eine Tragödie. Tragödie. — Berlin W. 10, 1896, Verlag von Richard Taendler, Friedrich-Wilhelmstr. 12.

Emanuel Zaeslin: So seid ihr. Eine Lustspieltrilogie. — Berlin W. 10, 1896, Verlag von Richard Taendler, Friedrich-Wilhelmstr. 12.

Dr. Friedrich Zimmer, Professor der Theologie: Der Evangelische Diakonieverein. Verein zur Sicherstellung von Dienstleistungen der ev. Diakonie, eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht. Seine Aufgaben und seine Arbeit. (Dritte durchgesehene Auflage.) — Herborn, 1896, Verlag des Evang. Diakonievereins. — Preis Mk. 1.—.

Richard Zoozmann: Ausgewählte Gedichte. — Leipzig, P. Friesenhahn, 1896.

☛ Wir bitten, **sämtliche Manuskript-, Bücher-** ꝛc. **Sendungen** ausschließlich an

Hans Merian, Verlag der „Gesellschaft“, in Leipzig

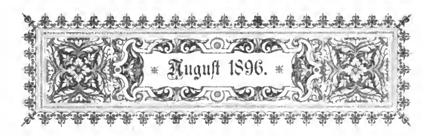
zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung und Verlag von Hans Merian in Leipzig.
Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Fidus —



Zur Frauenemancipation.

Von Dr. M. Schwann.

(Frankfurt a. M. — Hausen.)

Wohl niemand hat mich im Verdacht, daß ich rückschrittliche, „reaktionäre“ Gedanken hege. Um so offener und freier glaube ich deshalb zur Frauenemancipation einige schwere Bedenken äußern zu dürfen, Bedenken, welche mir die Erfahrung erweckt hat. Bei der Beantwortung wissenschaftlicher Fragen ist ja die Erfahrung und das Experiment zu einem Range emporgestiegen, der fast als ausschließlich herrschender bezeichnet werden kann. Welche Art von Erfahrung und Experiment hier nun in Betracht kommt, liegt auf der Hand: einzig und allein die des täglichen praktischen Lebens.

Meine Wege kreuzten sich vielfach mit denjenigen sogenannter emancipierter Frauen. Es war mir vergönnt, Einblicke in derartige Naturen zu gewinnen, wie sie eben nur durch Miterleben gewonnen werden können. Der Umstand ferner, daß es fast ausschließlich hochbedeutende Frauen waren, Frauen, von denen jede einzelne eine Summe von Kraft, Energie und Können ihr Eigen nannten, die weit über das Durchschnittsmaß hinausreicht, möchte meinen Darlegungen vielleicht ein erhöhtes Interesse gewähren.

Wie ich nun einmal bin, suchten und forschten meine Augen bei jeder dieser Frauen nach dem einen kleinen Faktor, der doch so riesengroß in seinen Folgen erscheint, nach dem Faktor Glück. „Daran glauben wir nicht. Glück giebt es nicht, weder für Mann noch Weib.“ Also nenne ich diesen Faktor noch spießbürgerlicher einfach Zufriedenheit. Es ist doch klar, daß alle unsere großen Anstrengungen auf allen Gebieten die Erhöhung unserer persönlichen Zufriedenheit zum Ziele haben. Sah ich nun nach dieser Seite, so merkte ich von Zufriedenheit nichts, wohl aber sehr viel

von einer einzigen großen Unzufriedenheit. Diese Beobachtung machte mich stutzig. Frauen sehen, von der Natur mit den herrlichsten Gaben an Schönheit, starkem Willen, Lebensmut trotz einem Manne ausgerüstet, einen geradezu heroischen Kampf führend, der schließlich doch für sie kein anderes Ergebnis haben sollte, als eine totale geistige oder körperliche Zerfahrenheit, das war für mich einer der furchtbarsten und unglücklichsten Eindrücke, die ich im Leben empfing. So fragte ich weiter nach der Ursache. Und siehe da, griff ich auf die Jugend dieser Frauen zurück, so war ein Umstand stets der gleiche, ob sie nun dem alten Europa oder den jüngeren Gemeinwesen der neuen Welt entstammten: eine Jugend, die keine Jugend war. Ob diese Frauen sich emancipierten, ob sie es in einem Berufe thatsächlich zur Meisterschaft brachten, das Resultat war trotzdem kein anderes, als das, welches ich bei einer Frau fand, die mit einer großen Resignation auf alles Leben verzichtete. Von ihr sei hier zuerst die Rede.

Als Mädchen von dreizehn Jahren kam sie aus der Lehre einer bigotten Erzieherin in ein noch bigotteres Institut. Schon im nächsten Jahre war sie so weit, daß sie ihrem Vater sagte: ich heirate nie. Der Ekel schüttelte sie, als sie es sagte, der Ekel vor etwas, das ihrem Bewußtsein in seinen Einzelheiten noch absolut fremd, das aber doch dem vorahnenden weiblichen Fühlen nichts Unbekanntes war. Unter dem Einfluß der geistlichen Führung erwog sie den Entschluß, in ein Kloster eintreten zu wollen. Allein ihre weiteren Studien, die sie zum Lehrerinnenexamen machte, führten sie im Laufe der Jahre von diesem Vorsatze ab. Sie versuchte sich als Erzieherin, mußte aber diese Thätigkeit nach wenigen Jahren wieder aufgeben; denn ihr geistiger wie körperlicher Zustand litt diese Beschäftigung nicht mehr. So kehrte sie in ihr Elternhaus zurück. Stolz wie sie war — ein Stolz, der mir oft so schön und edel erschien, wie er mich häufig erschreckte —, suchte sie ihren Zustand zu meistern und zu verbergen. Das gelang ihr drei Wochen hindurch, in der vierten unterlag ihr Wille jedesmal. Für mich war es gar keine Frage, daß hier die körperlichen Funktionen der weiblichen Natur einen direkt störenden Einfluß ausübten, einen Einfluß, der weit stärker war, als ihr Wille. Was dieses arme Geschöpf im Laufe der Zeit gelitten hat, kann man kaum ahnen. Wochen und Monate lang mußte man sie für absolut geisteskrank betrachten und also behandeln. Kam sie wieder zu sich, so übernahmen Stolz und Wille wieder die Führung, aber unerträglich war jetzt manchmal dieser Wille für andere, und lieblos, herzlos erschien die Frau, die doch im Umgang mit fremden Kindern eine so entzückende teilnehmende Güte verraten konnte. Ihre Thätigkeit war nichts mehr, als die des Empfangens. Sie las, las ein Buch ums andere, aber all ihr Lesen setzte sich in keine

Frucht für ihre Lebensbildung um. Ebenso war ihr lebendiger Glaube längst in die Brüche geraten, und ob sie sich gleich niemals von ihrer Kirche direkt lossagte, so merkte man doch von einem regulierenden Glauben in ihren Lebensäußerungen nichts mehr. Hörte man sie sprechen, so kam es hart und scharf aus ihr heraus, als ob die ganze Welt ihr Feind sei, und das steigerte sich so, daß alle ihre Urteile über andere Menschen meist nur mehr das Unschöne und Gehässige in ihnen zu treffen wußten. Und doch sank ihr Charakter nicht so, daß man sie einfach zu den Millionen gemeiner Klatschbasen hätte rechnen dürfen, sondern durch alle Entstellung leuchtete die Urschönheit und das Edle ihrer Natur immer wieder hindurch. Nur an die Vergangenheit, an ihre Erinnerungen mußte man sie heranführen, und man bekam eine Innigkeit, ein so sehnsüchtiges Kosen dessen zu sehen, was ihr einmal lieb und teuer war, wie man es nur bei einem von Grund auf edlen und Schönheit liebenden Menschen erfahren kann.

Ein Umstand ist es nun, der mir in dem Leben dieser Frau besonders bemerkenswert erscheint. Als sie die dreißig Jahre eben überschritten hatte, verliebte sie sich plötzlich in einen kaum siebzehnjährigen Jungen mit einer solchen Leidenschaft, daß sie trotz aller sogenannten „Aussichtslosigkeit“ dieses Verhältnisses Jahre lang daran festhielt und auch nach der bald erfolgten körperlichen Trennung in intimem Briefwechsel mit ihrem Geliebten blieb. Daß es außer einem einzigen Falle, in welchem der Knabe, der im Nachtgewand an ihrer Thüre klopfte, sie zu einem Frühspaziergang zu wecken, dann aber, von plötzlichem Schreck erfaßt, ins Zimmer selbst eindrang und dort verharrte, bis sie sich angekleidet hatte und ihn nach vorsichtiger Witterung leise hinauslassen konnte, zu anderem intimeren Verkehr mit ihm gekommen ist, glaube ich nicht. Genug für uns, daß wir erkennen, wie das zurückgedrängte jugendliche Sehnen der Sinne hier in reiferem Alter plötzlich hervorbrach und, alle Schrecken der für sie bisher so überaus wichtigen allgemeinen Meinung unberücksichtigt lassend, mit elementarer Gewalt ein Wesen ergriff, das gegen die Einflüsse der „Liebe“ und Sinnlichkeit mir stets gefeiter erschienen war, als irgend eine jener anderen Frauen, denen ich im Laufe der Jahre begegnete.

In einer Form bricht sich die Sinnlichkeit Bahn, muß sich Bahn brechen, die Sinnlichkeit, die uns die Jugend so schön und liebreizend, das reifere Alter aber oft gerade so abschreckend und Ekel erregend erscheinen läßt. Aber wer weiß es nicht, daß Ekel und Abscheu genau so zum Vehikel eines perversen Geschlechtslebens zu werden vermögen, wie es die Schönheit und Zuneigung für ein gesundes Liebesleben sind.

Diesen gleichen Umstand einer in der Jugend zurückgedrängten Sinnlichkeit fand ich bei allen jenen Frauen wieder, welche nicht ihr Dasein in

trauriger Resignation, in Menschenfurcht oder Menschenhaß verbrachten, sondern entschlossen an die Beseitigung eines auf ihnen lastenden unbekannten Druckes die Hand anlegten. Ob Schriftstellerin, Malerin, Gelehrte, sie alle gestanden ein, daß ihre jungen Jahre unter dem Druck der Konvention und der konventionellen Ehre, Sittlichkeit und Keuschheit, die dann doch wieder weit entfernt waren, sich mit ihrem natürlichen Empfinden von Ehre, Sittlichkeit und Keuschheit zu decken, verflossen sei, und bei allen fand ich dafür nun ein fast ebenso schrankenloses Besprechen und Beurteilen der geschlechtlichen Fragen. Keine dieser Frauen besaß das mehr, was eigentlich für jedes gesunde männliche Empfinden den Reiz des Weiblichen ausmacht. Miteinander hatten sie mit der alten Sittlichkeit der Konvention das Weib abgelegt, und eine in gewissem Sinne geradezu brutale Verstandesschärfe hatte in ihren Theorien — nicht in ihrem Handeln — den Sieg über das weibliche Fühlen errungen. Von Heirat, Ehe, Kinderbekommen redeten sie mit Abscheu und Verachtung, und doch glühte in ihnen allen ein rein geschlechtliches Fieber, das jeglicher „Keuschheit" Hohn sprach und sich als gar nichts anderes verriet, als ein direkt sinnliches Begehren nach dem Manne. Ich weiß sehr wohl, daß ich bei vielen Frauen Widerspruch erfahren werde, wenn ich hier behaupte, daß die Entwicklung all dieser Frauen auf ein einziges Ziel lossteuert: den schranken- und folgenlosen geschlechtlichen Verkehr. Und mehr noch, wenn ich gar sage, daß die Frauen, welche mir da widersprechen möchten, sich und ihr innerstes Sehnen noch nicht geprüft und erkannt haben, daß ihre idealen Ziele für ihre Natur nur Stationen sind zu jenem letzten Ziele eines vorurteilslosen geschlechtlichen Genusses. Wenn ich das aber sage, so möge man mir glauben, daß ich diese Behauptung nicht aus der Luft schöpfe, sondern aus der Erfahrung, einer Erfahrung, welche mir sagt, daß die meisten der Frauen, welche hier zu widersprechen geneigt sind, nur den Mut nicht haben, sich und anderen die Wahrheit einzugestehen und nach dieser eingestandenen Wahrheit zu handeln. Denn ich sah gerade die Frauen, die sich in ihrem Berufe die höchste Anerkennung erwarben, die mit ihrem Urteile, ihrer Kraft und ihrem Können das Maß ihrer Mitschwestern so gewaltig überragten, daß sie mit den tüchtigsten Männern um den Vorrang stritten, diesen geschlechtlichen Weg gehen. Ich sah gerade sie einem geschlechtlichen Einflusse unterliegen, der so nachhaltig und mächtig war, daß keine Rücksicht mehr galt. Aber was ich hier noch sage: von einer stupiden Anklage ist hier nicht die Rede, sondern nur einzig und allein von einer Feststellung von Thatsachen, Thatsachen, die genau so, und vielleicht in noch weiterem Umfange in der Männerwelt wiederkehren, wie in der Welt der Frauen. Und so entfernt bin ich hier, während ich das schreibe, von einem moralischen Vorwurfe,

daß ich mit aller Ruhe sage: hätte ich nicht nur diese Thatsachen erfahren, sondern auch gesehen, daß eine einzige jener Frauen auf diesem Wege ihre Zufriedenheit und innere Gesundheit gefunden hätte, so würde ich ihr zustimmen. Da das aber nicht und nirgends der Fall war, folgere ich, daß jener Weg der falsche war, für die Frau genau ebenso falsch, wie er für den Mann der falsche ist.

„Solche Frauen gehören zu den Verlorenen. Sie unterscheiden sich nicht mehr von den Dirnen." — Oho, Herr Philister, die Unterschiede, die wesentlichen und ausschlaggebenden sind vorhanden. Zuerst einmal betreiben diese Frauen kein Geschäft, sondern sie folgen einem inneren Triebe, einem Triebe, dem sie durch Übertragung auf andere Bethätigungsgebiete — genau wie der Mann — die schönsten Erfolge verdanken. Dann ist ihr ob thatsächliches, ob nur ideelles Geschlechtsleben nicht bloß ein rohes Instinktleben, sondern es findet eine Durchgeistigung des Genusses statt, die ihn äußerlich vielleicht nur um so raffinierter erscheinen läßt, die aber ebenso den künstlerisch schöpferischen Untergrund verrät, aus welchem dieses Leben fließt. Und weiter! Was das Freudenmädchen als tägliches Geschäft handwerksmäßig betreibt, läßt einen gewissen Grad von Zufriedenheit und selbst Freude aufkommen, denn die Not tritt bei ihr als Ordnerin auf. Möglichst den allzu großen Excessen aus dem Wege gehend, erhalten sich diese armen Frauen immer noch ein Maß von körperlichem und seelischem Gleichgewicht. Dahingegen entfließt gerade bei der geistig hervorragenden Frau das geschlechtliche Begehren einer seelischen Not, einem Elend ihres tiefsten Gemütslebens, von denen sich der rurale Verstand kaum eine Vorstellung zu machen vermag. Diese Frauen werden hin- und hergeworfen zwischen einem tief aufwühlenden Sehnen nach Genuß und einer ihm folgenden Niedergeschlagenheit, die ihrem ganzen Thun deutlich den Stempel von Unbefriedigung aufdrückt. Übernimmt also dort die äußere Not gerade die Rolle der Ordnerin, so ist es die Eigentümlichkeit der inneren, der Seelennot, daß sie als Störerin wirkt und Unordnung und Unregelmäßigkeit, ein Bewegen in den Extremen zur Regel macht.

So haben wir zu dem einen Hauptfaktor einer unter erdrückendem Zwange verbrachten Jugend den neuen der Unregelmäßigkeit hinzu erhalten. Und sie sind es, welche vor allen anderen jene Grundmischung bilden helfen, die uns in dem Charakter der modernen emancipierten Frau entgegentritt. Forschen wir nun von hier aus weiter, so gelangen wir an die einzige und alleinige Ursache des Problems und damit vielleicht auch an die Möglichkeit seiner Lösung.

Es wird nicht bestritten werden, daß die höchste Sehnsucht jedes Menschen ist, Mensch werden und sein zu können. Für die Frau bedeutet

aber die Menschwerdung etwas anderes als für den Mann. Nicht ein abstraktes Werden zu einer ebenso abstrakten Formel wird da von beiden Teilen angestrebt, sondern jenes konkrete Werden, auf welches die Natur jeden Menschen verweist. Fragen wir nach dem Sinne der „Menschwerdung", so können wir höchstens einige ideale Ziele aufstellen, die uns für den Begriff „Mensch" charakteristisch erscheinen. Das natürliche konkrete Ziel der Menschwerdung ist aber für die Frau, Frau zu werden, genau so, wie es für den Mann ist, Mann zu werden. Wir können darum wohl durch verschrobene Sittlichkeitsbegriffe den Weg für beide Teile zu diesen Zielen verlegen, aber die Natur wird im Manne wie im Weibe deshalb ihre Zielstrebigkeit nicht verleugnen, sie wird beide auf Umwegen dahin zu führen streben, wo sie sie haben will. Sie stellt die geistige Emancipation in den Dienst der sinnlichen. Das aber ist genau der umgekehrte, unnatürliche, verkehrte und darum unsittliche Weg, den sie im Zustande der Zwanglosigkeit einschlagen würde. Denn das Leben der Jugend ist nach dem Gesetze des natürlichen Werdens ein vor allem anderen sinnliches. Sehen wir, wie sich die Sinne am jugendlichen Menschen entwickeln, wie sich der Geist gerade in ihnen die willigen Werkzeuge zu schaffen sucht, mit denen er später zu operieren hat; sehen wir, wie der jugendliche Mensch zu geschlechtlicher Reife heranwächst, wie mit einem elementaren konzentrischen Drange die ganze Natur des Jünglings dahin strebt, Mann zu werden, wie der Jungfrau, Frau zu werden: so wissen wir den Weg, an dem keine noch so fein gesponnene Theorie vorbeiführt. Stellt sich nun diesem natürlichen Drange eine sogenannte sittliche Meinung in den Weg, so kann es dahin kommen, daß die Natur des Menschen verkümmert, daß sie entsagt und resigniert, und diese Thatsache ist es, unter der das Leben der Frau heute am allermeisten zu leiden hat; oder aber die Natur des Menschen begiebt sich auf Schleichwege und versucht auf ihnen wenigstens zu ihrem halben Rechte zu gelangen, und diese Thatsache ist es, welche in der ehrbaren Welt unserer männlichen Jugend zu hunderttausend Malen wiederkehrt; oder aber die Natur des Menschen bäumt sich gegen die ungekannte Vergewaltigung auf, sie nimmt instinktmäßig alles zu Hilfe, was ihr eine Befreiung von dem auf ihr lastenden Drucke zu versprechen scheint, und das ist in erster Linie ein geistiges Wachstum, das nun aber nicht sich entfaltet Schritt für Schritt mit der Nüancierung und Vervielfältigung unserer sinnlichen Wahrnehmungen, sondern gepeitscht von dem mit Ersticken bedrohten, angstvoll auflodernden Sinnenfeuer, abstrakt zur Freiheit, zu den letzten Stufen der Erkenntnis vorzustürmen versucht. Aus den gefühlten Vorurteilen heraus zum bewußten Selbsturteilen. Das ist die Waffe, mit der nun ein forciertes abstraktes Erkenntnisleben entfesselnd zurückwirkt auf

das bisher in engsten Banden gehaltene Sinnenleben und hier nun eine Nach- oder Spätblüte erweckt, die uns wohl noch erfreuen, aber über die Thatsache, daß es mittlerweile Herbst geworden, daß es keine lieblich duftenden Blüten des Menschenfrühlings sind, nicht hinwegtäuschen kann. Daß aber trotz alledem zu diesem letzteren Wege ein weit größeres Kraftmaß, ein viel lebendigeres Temperament, eine weit höhere natürliche Stärke gehört als zu jenem ersten, ist klar, und darum sind es doch immer wieder gerade unsere stärksten und besten Frauen, welche diesen Weg zu wandern gezwungen werden.

Die gewaltsame Verschiebung des natürlichen Werdens, die einmal stattgefunden hat, läßt sich nicht mehr von Grund auf beseitigen. Trat das natürliche, auf das sinnliche und körperliche Leben gerichtete Streben des jungen Weibes einmal zurück und setzte die geistige Arbeit ein, so wird es nur von dem rascheren und gründlicheren Wachstum dieser letzteren abhängen, wann sich im Leben der vergewaltigten Frau die Sehnsucht einstellt, Rache zu nehmen für die unnatürliche Verkümmerung ihrer Jugend. Denn der Schatz an sinnlicher Kraft, welche jedem Menschen von Natur mitgegeben wurde, will gehoben sein. Die Frau, welche ihre Jugendzeit in traurigem Warten und Sehnen verbrachte, büßt damit doch nicht die Sehnsucht selbst ein, sondern wechselt nur den Gegenstand ihres Sehnens. Zu empfangen war das bewußte oder unbewußte Sehnen ihrer zur Reife heranwachsenden weiblichen Natur. Empfangen konnte sie nur vom Manne. Der ward ihr ferngehalten. So steigert sich die Sehnsucht nach dem Manne in ihr, bis sie alles andere Sehnen überwuchert. Nicht mehr Empfangen ist das Ziel, sondern der Mann selbst. Nicht mehr Mutter zu werden ist die Sehnsucht des durch Warten überreizten Weibes, sondern der Verkehr mit dem Manne. Ja, infolge der größeren Ausbildung ihres geistigen Urteilens und Erkennens, noch mehr aber infolge der verpflichtenden Wahl eines Berufes sieht sich die Frau jetzt erst recht darauf angewiesen, nicht zu empfangen, sondern höchstens einen folgenlosen Verkehr mit einem Manne zu pflegen. So entwickelt sich in ihr jenes geradezu erschreckende Vonobenherabsehen auf die Frauen, welche Kinder gebären.

„Hä, pfui, was ist doch ein Weib, wenn es einmal ein paar Kinder geboren hat! Sehen Sie nur hin, wie die wieder aussieht. Eine verhältnismäßig noch junge Frau, aber wie verzerrt sind ihre Züge, wie schleppend und kraftlos ihr Gang, wie verkommen ihre ganze Gestalt!" Das ist ein solches Urteil, welches ich in jüngster Zeit erst wieder von einer unserer Emancipierten hörte. So verkehrt sich das, was die Natur dem jungen Weibe als schönstes Ziel hinstellte, Mutter zu werden, in den Augen einer derartig verbildeten Frau zur Häßlichkeit. Fragt man dann aber nach dem

Glück dieser Emancipierten, so ist ein Achselzucken die Antwort: „Glück ist nur Vorstellung.“ Und frage ich nach dem Glücke jener Mutter, so wird sie mir alles, alles sagen, was ihr fehlt, aber sich die Kinder wegzuwünschen, das wird nur die ärmste aller Mütter, der das sorgenvolle Leben bereits das letzte Quentchen positiver Kraft entzogen hat, imstande sein.

Man verstehe mich nicht falsch! Daß die Frau den ersten Beruf hat, Frau zu werden, Mutter, wie der Mann den Beruf, Mann zu werden, schließt für mein Urteil absolut nicht aus, daß sich eine Frau genau so wie der Mann außer diesem natürlichen Beruf einen Beruf wählt, der ihr ermöglicht, alle ihre Kräfte und Fähigkeiten zu bethätigen. Aber genau so wie der Mann verkümmert, der die Ausübung eines Berufes mit dem Streben oder der Notwendigkeit, Geld zu verdienen, verwechselt, genau so und vielleicht in noch höherem Maße verkümmert die Frau. Einen Beruf auszuüben als Malerin, Ärztin, Juristin, Schriftstellerin, Schauspielerin 2c. wird die Frau nicht durch die Zeit der Schwangerschaft und Geburt gehindert, wohl aber wird sie gehindert, Geld zu verdienen. Gelderwerb und Beruf sind für mein Urteil eben zwei sehr verschiedene Dinge. Wo der Beruf nur als Mittel zum Gelderwerb betrachtet wird, da ist es für die Frau — genau so wie für den Mann — besser, keine Kinder in die Welt zu setzen, denn die Kinder verlangen Mehrarbeit, mehr Gelderwerb. Wo aber der Beruf als Selbstzweck betrachtet wird, als Zweck, die eigenen Fähigkeiten und Kräfte zu üben und zu entwickeln, da bildet die Mutterschaft ebensowenig ein Hindernis für die Frau, wie die Vaterschaft für den Mann. Im Gegenteil! Es sind also doch einigermaßen andere Faktoren, welche hier in Betracht kommen, als die rein natürlichen. Es ist die kolossale Erschwerung des ökonomischen Lebens, welche hier verzerrend und hindernd wirkt und welche den wunderbaren Satz aufgebracht hat: du hast nicht das Recht, Kinder in die Welt zu setzen, wenn du sie nicht ernähren kannst. Hier tritt uns aber auch der innige Zusammenhang der Frauenfrage mit der ökonomischen Frage unserer Zeit klar vor Augen.

Aber heißt es nicht das Pferd beim Schwanze aufzäumen, wenn nun fort und fort die Forderung aufgestellt wird: der Frau muß die Möglichkeit verschafft werden, in freien Wettbewerb mit dem Manne treten zu können, damit sie ökonomisch selbständig wird? Nein, Mann und Frau haben in dieser Beziehung genau das gleiche Ziel, und das ist: zu allererst einmal dafür zu sorgen, daß die unnatürliche Verhinderung beider, ihren obersten natürlichen Beruf ausüben zu können, beseitigt werde. Die Frau soll Frau werden können, wenn die Natur sie zur Frau heranreifen ließ. Die Umgestaltung der ökonomischen Verhältnisse kann darum nur als Mittel zum Zweck betrachtet werden, nicht aber umgekehrt die freie Berufs-

wahl der Frau als Mittel zum Gelderwerb. Geld ist Mittel, nicht Zweck, und alle gegenteilige Lebenspraxis, welche den Gelderwerb zum Zweck setzt, ist eine Unnatur, die sich überall und auf allen Gebieten auf das Furchtbarste rächt. Den Männern ihre Fehler nachmachen und mit ihnen das ganze Gebiet des Frauenlebens zu durchseuchen, dazu bedürfen wir thatsächlich keiner Frauenemancipation, sondern Anfang und Ende derselben sollte darin bestehen, den Einfluß der männlichen Irrtümer und Fehlgriffe auf das Leben der Frauen möglichst zu paralysieren und aus dem eigenen Leben heraus kräftigere und gesundere Anregungen in das Leben der Männerwelt hinüberzugeben.

Weit und klar sehende Frauen haben diese Thatsache genau so eingesehen, wie sie von einzelnen Männern eingesehen wurde, und wenn sich unsere konservativen Männer gegen die Frauenbewegung ins Zeug legen; wenn sie es als größtes Unglück betrachten, wenn die Frau nun auch noch in den rohen Wettbewerb um die materiellen Lebensgüter einzutreten gezwungen wird; wenn sie eine Entschönerung des ganzen Lebens befürchten, so muß man ihnen sagen, daß sie dabei in sehr vielem recht haben. Sehen wir nur hin, daß nichts das soziale Gewissen mehr erweckt und erregt hat, als die schändliche Ausbeutung der Frauen- und Kinderarbeit, so muß es uns klar werden, welche Anschauungen da im Grunde verborgen liegen. Aber alles das wird nicht anders durch Theoretisieren, sondern am ehesten durch vorsichtige Versuche und sichere Erfahrungen auf praktischem Gebiete.

Die Natur wies die beiden Geschlechter auf einander an. Frau kann die Frau ohne Mann nicht werden, wie der Mann ohne Frau nicht Mann. Aber jede Innigkeit, jede Schönheit muß verloren gehen, wo neben dem Mann auch noch die Frau belastet wird mit einer Summe rein materieller und pekuniärer Sorgen, wo der Gelderwerb als dominierender Faktor in das Leben der beiden Geschlechter eindringt. Und so groß die Wahrheit ist, daß Mann und Frau ihre Ergänzung zu Vollmenschen erst ineinander und durcheinander finden, so traurig ist der Irrtum, daß es jemals möglich sei, sowohl Mann wie Frau für sich allein zum sogenannten Individuum zu stempeln. Bei aller Emancipation, welche im Laufe der Geschichte ein Volk erfahren hat, und die es führte zur Befreiung von Markgenossenschaft, Zunft, Geschlecht, Sippe, ja zur Befreiung von der weiteren Einschränkung durch die Familie, blieb eines bis heute bestehen: die Gebundenheit der Frau zum Mann und des Mannes zur Frau und ihren Kindern. Es giebt eine Theorie, welche auch diese Gebundenheit lösen möchte, aber wir glauben, daß sie, in die Wirklichkeit übersetzt, gar bald eine solch allgemeine Öde und Traurigkeit erzeugen würde, daß man mit der Wiederabschaffung

dieser Wirklichkeit nicht gar lange zögern würde. An einer Grenze wird die individuelle Befreiung Halt machen müssen, und das ist diejenige, an welcher die Natur selbst immer und überall Halt macht: an der natürlichen Familie. Ich kenne keine größere Freude, als die Freude, welche ein gesundes Familienleben zu bieten vermag. Kein anderes Leben ist reicher an Schönheit und Innigkeit, als dieses. Aber ebenso giebt es kein größeres Leid, als es aus der ungesunden Familie zu entwachsen pflegt, und dieses Leid ist das große Leid unserer Zeit. Denn ungesund muß schließlich jedes Familienleben werden, wo die Frau nicht einem Berufe leben kann, sondern zu härtestem Gelderwerb gezwungen wird, ebenso ungesund, wie es da werden muß, wo der Mann, um den äußeren Ansprüchen einer Frau, die schon eher den Namen Maitresse als Frau verdiente, zu genügen, arbeiten muß, bis ihm das Blut unter den Nägeln hervorspritzt. Man beachte aber wohl, an dem Wesen der natürlichen Familie liegt eine derartige Deformation nicht, sondern an dem Unwesen unserer heutigen Familie, einem Unwesen, welches eben auf Verhunzung unserer ganzen ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnisse beruht. Diese sind es, welche alle Schönheit, alle Herzlichkeit, alle Innigkeit allmählich von „den Anforderungen der Gesellschaft" unter die Füße treten lassen.

Wenn ich nun sagte: die Frau hat den natürlichen Beruf, Frau, Mutter zu werden, wie der Mann den, Mann, Vater zu werden, so ist in allererster Linie auf die Hinwegräumung der Hindernisse zu denken, welche beiden Teilen die Erfüllung ihres natürlichen Berufes unmöglich machen, und das ist in meinen Augen zu allererst einmal das Vorurteil, welches sich mit unserem heutigen Ehebegriffe verknüpft. Anstatt die Ehe von der Liebe abhängig zu machen, sind wir zu der ungeheueren Verkehrtheit gelangt, die Liebe von der Ehe abhängig zu machen. Das ist es, was sowohl Mann wie Frau in ihrem nur das natürlich Gesunde verstehenden Jugendleben mit aller Bitterkeit zu empfinden bekommen, und die Notwendigkeit einer Emancipation von dieser Verkehrtheit ist genau gleich für den Mann, wie für die Frau, denn beide Teile werden heute von der Gesellschaft um den innigsten und schönsten Teil eines frisch aufblühenden Liebeslebens einfach betrogen. Ist erst diese Thatsache einmal mehr erkannt und anerkannt, so wird sehr bald die weitere Erkenntnis sich Bahn brechen, daß Mann und Frau zusammen das letzte Individuum, das letzte Unteilbare bilden, nicht aber der Mann für sich, noch die Frau für sich, denn weder der Mann bedeutet für sich allein mehr als eine Halbheit, noch die Frau für sich allein.

Mit dem Manne und gleich ihm emancipiere sich die Frau, aber nicht im Gegensatze zu ihm und nicht eines von dem anderen. Das Gefühl des

Gegensatzes ist doch nur in einer Zeit möglich geworden, in der der Mann sich glaubte allein emancipieren zu können, indem er sich von dem Weibe zu den Weibern und zum Wirtshaus emancipierte. Als schaler Bodensatz dieses „Fortschrittes“ blieb vor allem einmal die wachsende Zahl der Prostituierten auf der einen Seite und der alten Jungfern auf der anderen zurück, und die Traurigkeit dieses Loses stachelte die Frau nun ihrerseits an, dem Wege der Männer zu folgen und sich von dem Manne womöglich zu den Männern zu emancipieren. Fragt nun aber einmal bei beiden Teilen, bei den also emancipierten Männern und den ebenso emancipierten Frauen nach dem erworbenen Grade von Zufriedenheit, so werdet ihr lauter Klagen vernehmen, Klagen und nervöses Stöhnen, und aus allen Klagen klingt die eine größte, herzerschütternde immer wieder heraus: die Klage um eine verkümmerte Jugend. Denn ob nun durch Entsagen verkümmert oder durch geheime Ausschweifung ist im Grunde einerlei. Eins ist nur das Komplement zum anderen.

Das Mädchen, welches die Puppe beiseite legt, thut es, weil ihrem Leben verlangenden Herzen das leblose Ding nicht mehr genügt. Sie will ein Lebendiges haben, Schöpferin will sie werden, wie die Natur es von ihr verlangt. Sie könnte es durch die Liebe werden. Da aber sagt man ihr: nein, nur durch die Ehe kannst und sollst du es werden. — Es wurde zum Hindernis der Liebe, was einst als Schutz derselben gedacht war. Die Liebe verkümmert, und die Verkümmerung der Liebe treibt das also in seinem natürlichsten und schönsten Rechte gekränkte Weib an, zu sinnen und zu denken, wie es zu seinem Rechte gelangen könne. So trieb die Verunmöglichung der „Ehmanncipation“ gar viele Frauen zur Emancipation, zur Emancipation auch von ihrem natürlichen Berufe, denn viel zu fein ist das Empfinden des Weibes, als daß es noch Mutter werden möchte von einem Manne, den es nicht liebt, zu dem es sich vielleicht noch körperlich, nicht aber auch seelisch hingezogen fühlt, oder umgekehrt von einem Manne, der wohl in ihr die Geistesverwandte erblickt, nicht aber auch das Weib, nach dem sein natürliches Schönheitssehnen schweift.

Darum: die Unzufriedenheit und das Unglück der Frau ist zugleich das größte Unglück der Männer selbst. Also Hand angelegt mit den Frauen, nicht gegen sie! Wir arbeiten mit ihnen an unserem eigenen Glück, an unserer eigenen starken und gesunden Zufriedenheit.





Von Curt Heinrich.

(Innsbruck.)

Darüber, was es heißt Geschichte zu schreiben, hat sich die Anschauung unseres Jahrhunderts von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr von derjenigen früherer Epochen entfernt, und wenn einst nur die Krone des Baumes, durch welche der Wind der Bewegung und Entwicklung brauste, dem schreibenden Historiker des Schauens und Meldens wert erschien, so ist es heute der ganze, hohe, blühende Baum eines Volkes oder einer Rasse, welchen der Forscher als einen einzigen gewaltigen Organismus erblickt, und dessen einzelne Bestandteile er untersucht bis hinab zu den versteckten Wurzeln und dem sie umgebenden Erdreich, aus welchem diese Kraft und Leben für Stamm und Krone saugen müssen.

Das ist in einem schnellen Bilde unsere, die moderne Auffassung von Geschichte und Geschichtswissenschaft. Jede Geschichte ist aber einmal geworden, und werdende Geschichte heißen wir Politik.

Wie man nun Geschichte schreibt, so wird heute auch — leider nur allzuviel — Politik geschrieben, und der moderne Politikschreiber sollte dabei in logischer Folgerung von der selben Auffassung ausgehen, wie der moderne Geschichtsschreiber. Im allgemeinen ist das jedoch nicht der Fall. Der Begriff Politik in diesem weiteren Sinne ist immer noch nur wenigen recht klar, und Presse wie Publikum setzt ganz gewöhnlich den kleinen engen Kreis der Tages- oder Regierungspolitik gleich dem großen, weiten der Politik.

Man hat sich dann hier und dort mit dem Worte „Sozialpolitik" zu helfen gesucht, aber diese betrachtet den Menschen wieder fast ausschließlich vom wirtschaftlichen Standpunkte, und in dem Namen ist zugleich auch schon eine Tendenz ausgesprochen. Sie ist zu einseitig.

Denn seit die wirtschaftliche Hebung der weiteren Kreise eben in den letzten Jahrzehnten einen so bedeutenden Aufschwung genommen hat, ist das Wörtlein vom „beschränkten Unterthanenverstande" in das Nichts zurückgesunken, und der „kleine Mann" hat sich in vollem Ernste darauf besonnen, daß er als steuerzahlendes Mitglied eines staatlichen Verbandes nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, an dem Gemeinleben nach seinen Überzeugungen und seinen Interessen thätigen Anteil zu nehmen.

Daß der Kampf um politische Überzeugungen und die mannigfaltigen Interessenkonflikte auf dem weiteren Felde immer heftiger, gröber, maßloser werden, ist eine nur zu natürliche Folge, und ebenso erklärlich muß es

jedem sein, daß Menschen, welchen der Kampf um das tägliche Brot nicht die Zeit läßt, sich einen objektiven Überblick über das Ganze zu verschaffen, und welche ohne die Tradition politischer Praxis und Schulung aufgewachsen sind, oft recht in die Irre gehen und durch Verkennung von Ursache und Wirkung hier und da wohl manche Verwirrung anrichten. Aber das ist nicht zu ändern. Das Können entspricht noch nicht immer dem Wollen. Doch das Wollen ist vorhanden. Der von äußerem Zwange emancipierte gesunde Menschenverstand hat die klare Forderung aufgestellt, daß, wenn die politische Praxis der Regierung zu allererst von ihren Interessen — als Kaste — bestimmt wird, eben auch die weiteren Kreise, das Volk, das selbe Recht besitzt, und daß seine Interessen und Gefühle schließlich doch die wichtigeren und primären sind.

Diese Forderung erwachte am Anfang unseres Jahrhunderts. Konstitution und Parlamentarismus waren die ersten Errungenschaften, von denen die letztere heute recht gealtert erscheint, aber, so lange wir nicht etwas Besseres an seine Stelle zu setzen haben, auf jeden Fall beibehalten werden muß.

Und das Bessere?

Die Forderung ist heute wieder lauter geworden, das Wollen des Volkes tritt stärker als je hervor. Was will das werden? — — — —

Das sind Betrachtungen, welche einem besonders in Österreich unter der Herrschaft des Doppeladlers kommen müssen. Man hat in Europa wohl den Kopf geschüttelt über die Vorgänge bei den Wiener Bürgermeisterwahlen, und man schüttelt ihn noch, wenn man von lärmenden Studentendemonstrationen, von den wüsten Reden Luegers oder dem Schönererprozeß liest. Man ist ärgerlich, entrüstet, man lächelt, man staunt, ohne aber viel darüber nachzudenken, was denn eigentlich der Kern dieser ganzen Bewegung ist, und ob sie nicht vielleicht zuerst nur symptomatische Bedeutung hat für die österreichischen Verhältnisse, die österreichische Politik — und die österreichische Zukunft.

In Hermann Bahrs vielbesprochener Enquete wird der Antisemitismus einmal die „Morphiumsucht der kleinen Leute“ genannt, ein Ausdruck, der zu häßlich frivol ist, um als wahr bezeichnet zu werden. Nicht die Morphiumsucht, welches Laster dem kleinen Mann Gott sei Dank noch etwas fern liegt — sondern der Emancipationsdrang weiterer Kreise ist es, welcher seinen ersten noch etwas dunkeln Ausdruck in der deutschnationalen Bewegung gefunden hat.

Auch über den plötzlichen Ausbruch darf man sich nicht zu sehr wundern. Lange, lange hat sich der Zündstoff aufgehäuft, der aus verschiedenen Bestandteilen besteht, und die Anlässe sind in der letzten Zeit leicht zu finden.

Da ist zuerst das Stammesgefühl das erste und ursprüngliche Bedürfnis des Menschen, seiner innersten Natur und Art die Dinge und das Leben zu erblicken möglichst freien ungenierten Ausdruck zu geben, eng verbunden damit die heilige Liebe zu der Muttersprache und die selbstverständliche Sympathie mit den Stammesgenossen. Kommt nun hierzu das gerechte Bewußtsein einer geistigen und moralischen Überlegenheit über die Nachbarn, sowie der Besitz einer bei weitem älteren glänzenden Kultur, und wird dann von der Staatsregierung dieser Teil ihrer Machtsphäre, dieser Stamm, welcher einst den Hauptbestandteil bildete, immer wieder und immer mehr zurückgedrängt, immer gleichgültiger behandelt, so muß sich dadurch allein schon ein tiefer Groll sammeln, der seine Spitze zuerst gegen die Regierung kehrt. Natürlich kann dies nicht überall und nicht immer offen geschehen; die anerzogene gefühlsmäßige Loyalität gegen die angestammte Dynastie und die eigene Unklarheit über die wirklichen Ursachen der Bedrängnis verbieten dies. Aber auch diese Rücksichten und Hemmnisse fallen allmählich und die Schönerer'sche Richtung, deren Idealziel ganz offen der Anschluß Deutsch-Österreichs an das Deutsche Reich ist, gewinnt von Tag zu Tag — besonders unter der akademischen Jugend, aber auch sonst, mehr Anhänger. Nirgends kann man die „Wacht am Rhein" so enthusiastisch singen hören, nirgends findet man eine so überschwengliche Bismarckverehrung wie in diesen Kreisen jenseits der deutschen Grenze.

Aber diese Richtung wird doch immer nur von einem kleineren Prozentsatze vertreten. Der große Haufen hat zur Zeit noch zwei Sündenböcke gefunden, welche er nach bekannter Art für alles Schlechte und Schiefe allein verantwortlich macht, die Juden und die Magyaren.

Hier sind nun in erster Linie wirtschaftliche Fragen entscheidend. Die Interessen „des kleinen Mannes" sind durch das jüdische Großkapital und das Vordringen des jüdischen Elementes in alle lukrativen Erwerbszweige bedroht — oder er glaubt es doch wenigstens. Dasselbe gilt von der rasch — allzu rasch — emporgewachsenen ungarischen Nation, welche mit dem ganzen naiven Egoismus des Emporkömmlings überall das Fett von der Suppe zu schöpfen bestrebt ist. Dazu tritt, wie schon bei den Deutschnationalen Schönerer'scher Observanz, die natürliche Antipathie gegen die fremden Rassen, welche sich leider oft genug in ziemlich pöbelhafter Weise Luft macht. Auch hier hat sich der Zündstoff ja lange vorbereitet, und es ist, wie ich schon einmal angedeutet, ein Zeichen der sich vollziehenden Emancipation eben „des kleinen Mannes", daß er jetzt seine Überzeugungen und Interessen aktiv vertritt. Er will mit Politik machen, da er sie auf jeden Fall immer mit erleiden muß. In wie weit das heute möglich ist, ist eine andere Sache. Auf jeden Fall hat die Partei in Karl

Lueger einen Führer gefunden, vor dessen geistiger Befähigung man alle Achtung haben muß, und von dem wir sicher noch einmal eine Überraschung erwarten dürfen. Ob diese dann sehr erfreulich ausfallen wird? Ich glaube nicht. Man braucht ja gar keine besonders feine Nase zu besitzen, um herauszuwittern, wie sich Rom nach einem neuen zarten Bunde sehnt. Herr Lueger ist schon heute nicht sehr spröde. Und das Kind, welches einst aus dieser Vereinigung hervorgehen wird, es ist auch nicht schwer zu erraten, wie es aussehen muß. Schwarz, schwarz, die schwärzeste Reaktion.

Dieser offenbare Kurs, den Lueger steuert, ist auch schon der Grund zur Spaltung geworden. Die Deutschnationalen, die Schönerer'sche Partei hat laut erklärt, daß sie nicht gewillt sei, „an Stelle des Juden den Pfaffen zu setzen". Warten wir ab, was kommen wird. Aber schon jetzt drängt sich die natürliche Frage auf, was denn die berufsmäßigen Politiker, was die K. K. Staatsregierung dieser lauten energischen Bewegung gegenüber für eine Stellung einnimmt, ob sie erkennt, welch großer Schuldteil daran auf ihr selbst lastet, und wie weit ihre Interessen dadurch tangiert werden. Die Haltung der Regierung bei der Bestätigungsfrage anläßlich der Wiener Bürgermeisterwahlen hat hierauf schon eine ziemlich klare Antwort gegeben und erlaubt wohl auch ein kleines Prognostikon für die Zukunft zu stellen. Die Regierung hat klein beigegeben, hat eine Niederlage erlitten. Das ist ganz offenbar. Lueger ist de facto Bürgermeister der Reichshauptstadt. Das würde nun anderswo nicht zu viel sagen. Manche Regierung muß heute manche Niederlage gegenüber dem laut ausgesprochenen Volkswillen in den Kauf nehmen. Aber für Österreich bedeutet es viel. Es bedeutet einen neuen wunden Punkt am Staatskörper, einen neuen Widderstoß gegen das alte morsche, so vielfach geflickte Gebäude, einen Stoß, der viel kräftiger als so mancher andere ist, welchen es heute erleiden muß. Noch nie hat sich das Unnatürliche, welches in dem Wesen des österreichisch-ungarischen Kaiserreiches enthalten ist, so deutlich gezeigt als heute. Von oben herab möchte man den Gegensatz zwischen Cis- und Transleithanien leugnen oder überbrücken. Aber man braucht nur Augen und Ohren offen zu halten, um zu wissen, wie tief diese Abneigung gegeneinander im Volke ist, eine Abneigung, die sich immer mehr zu einer wüsten Hetzerei steigert, die niedrigsten Instinkte wachruft und hier und dort — z. B. in dem Wiener Witzblatt „Kikeriki" — wahre Orgien der Häßlichkeit feiert. Den Slaven hat man Konzession auf Konzession gemacht und dabei die Geschichte von dem Teufel vergessen, der sich mit dem kleinen Finger nicht zufrieden geben will. Schon heute hat das Czechentum eine kolossale Bedeutung — Böhmen zahlt von allen Kronländern auch die meisten Steuern.

Gegen diese „Fragen" gehalten, ist der italienische Irredentismus in

Südtirol und dem Küstenland noch ziemlich ungefährlich. Aber eine Umsturztendenz liegt gerade in ihm.

Bisher war der Deutsche in dem Kaiserreiche mit einer deutschen Dynastie der Prügeljunge für alle fremden Nationalitäten und der loyalste Unterthan jener „deutschen" Regierung. Jetzt will er es nicht mehr sein. Und die Folgen?

„Europa ist ruhig." Graf Goluchawski sagt's.

Wehe Dir, Habsburg, wenn es unruhig wird.





Fidus.

Von Rudolf Klein.

(Düsseldorf.)

Mitten unter der vielköpfigen Schar moderner Maler, der Naturalisten, Impressionisten, Luministen, Symbolisten, den Jüngern Courbets und Manets, Puvis de Chavannes und Burn-Jones, Böcklins und Thomas wandelt einer, der mit keinem von ihnen etwas gemein hat: Fidus.

Kaum ist das Wort über unsere Lippen, und die Reflexbewegung seines Sinnes offenbart uns sogleich ein wesentlich Teil desselben: das Wort „treu", jenes kornblumenblaue „treu" kommt einem unwillkürlich in den Sinn vor den Werken des Malers, der unter dem Namen Fidus schafft. Dies und verwandte Eigenschaften lassen ihn uns vorerst als einen ungemein deutschen Künstler erscheinen, ja man möchte fast sagen, den deutschesten überhaupt. Andere zeitgenössische Künstler sind gewiß auch deutsch im spezifisch psychonationalen Sinne des Wortes, man denke nur an Thoma und den neuerdings aufgetauchten Sattler, der Dürers Handschrift mit großem Geschick nachahmt; aber Sattler und Thoma sind deutsch aus dem Geiste einer bestimmten Zeit, der Kunst des 15. Jahrhunderts, also ans Zeit- und Örtliche gebunden. Das klassifiziert sie präcis und unterscheidet sie unendlich von Fidus, der deutsch vom Zeit- und Örtlichen geschieden, eine Verkörperung des lindenzarten Gemüts ist, das in der Brust des germanischen Volkes so gegensätzlich wohnt und seines Landes Lied und Leiden ausmacht. Er ist daher nicht deutsch im engeren Sinne, sondern germanisch überhaupt, eine Konkretion der germanischen Gefühls- und Empfindungsweise.

* * *

Ein Künstler, bei dem das National-Eigentümliche so in den Vordergrund tritt, bei dem das Sublimste, das ein Volk besitzt, Körper geworden, muß unbedingt aus seiner Zeit und den bewegenden Kunstideen, die stets den Geist und die Empfindungsweise des Tages verkörpern, ausscheiden, abseits stehen von allem, was der Schulen innere Eigenart und technische Meisterschaft ausmacht. Das thut denn Fidus auch. Er steht allem fern, und nur eines hat er mit ihnen gemein — das, ohne welches vor allem in unserem Vierteljahrhundert ein Künstler nicht lebensfähig ist: das psychologische Bedürfnis. Der Wert aller großen und wirklichen Kunstwerke beruht auf der tragenden Basis ihres psychologischen Gehaltes, und es ist gegen unsere Zeit gerade als Vorteil der Alten anzusehen, daß das psychologische Element bei ihnen fast unsichtbar und doch immer gegenwärtig in die Einheit ihrer Werke verwoben ist, während man sich heute vielfach in detaillistischen Haarspaltereien ergeht. Doch Fidus gehört weniger zu diesen. Bei ihm ist es nicht wie bei den meisten mehr oder weniger interessanten Künstlernaturen die Darstellung spezieller psychologischer oder pathologischer Fälle, bei ihm hat das psychologische Wesen die Form einer Lebensauffassung und Lebensphilosophie angenommen, die des Künstlers Eigenheit ausmacht.

Um diese zu fassen, nehme man des Künstlers Haupt- und Lieblingsfigur, seinen im Allegorischen immer wiederkehrenden Weibtypus.

In ihm haben wir den ganzen Künstler.

Fidus' Weibtypus ist die Reinheit an sich, möchte man sagen, das Weib vor dem Sündenfall oder nach einer Wiedergeburt. Es ist ganz unmöglich, sich dieses Weib bekleidet zu denken. Jede Erdenschwere fehlt diesem ätherischen Geschöpf, das wie aus lauter Licht und Liebe gewoben, ein Elfengeschöpf über Nacht in Blütenkelchen erwacht, um auf zu den Sternen zu fliegen — höher, höher, von einer nie ruhenden Sehnsucht getrieben; um am Morgen im rauhen Licht des Tages wieder unsichtbar zu sein.

Dieses Weib ist die Sehnsucht an sich, aber eine Sehnsucht, die in ihrer weltumspannenden Seelenkraft in sich zugleich unendliche und einzige Befriedigung ist, die durch die leiseste Berührung mit Irdischem, Sinnlichem aus seiner überirdischen Gefühlsbefriedigung herabgezerrt würde in die Erkenntnis des Bösen, das ihm bisher fremd.

Aus dieser Unkenntnis des Bösen entsteht sein Hauptfaktor, die seelische Gesundheit, deren Beschaffenheit ganz eigener Art ist —: diesem in befriedigter Glückssehnsucht strahlenden Weibtypus haften nicht im geringsten jene Rekonvalescentenspuren des nach schwerem seelischen Kampfe Genesenen an wie den Typen eines Toorop, Khnopf und Burn-Jones; jenes Krankheitsstigma, das so charakteristisch ist für die ganze in religiöser Reaktion Genesung suchende Jugend von heute.

Woher das?

Es ist gewissermaßen etwas seinem Geiste nach Vor-christliches, oder doch Vor-kirchliches, möchte man sagen. Etwas aus der Zeit, bevor die Einführung des Katholizismus durch seine spiritualistischen Dogmen jene furchtbaren orgiastischen und asketischen Psychosen in den Seelen erzeugte, es ist etwas von der durch das Christentum heraufbeschworenen ‚Erkenntnis des Bösen im Fleische' Unberührtes, etwas Naturreines, Naturreligiöses.

Denn selbst wenn Fidus Stoffe aus der Bibel behandelt, so fehlt seinen Typen irgendwelcher katholischer noch protestantischer Nimbus — sein Christus ist nicht der von Weihrauchnebel gebleichte, sondern der von der Sonne der Wüste gebräunte, der Christus, der sich von Heuschrecken und wildem Honig nährte und im kamelhärenen Gewande einherging. Und wenn Fidus mystisch wirkt, so ist es auch da nicht die hysterische Mystik des Mittelalters, die die weltferne Abgeschiedenheit gotischer Klöster aus Krankheitsmiasmen erzeugt, sondern die gesunde Fata-Morgana-Mystik des Orients.

Da hätten wir den Kern: Fidus Lebensauffassung und Lebensphilosophie ist etwas Naturanbetendes, Naturreligiöses; der religiöse Friede des Buddhismus ist es, die Ewigkeitserkenntnisseelenruhe der Kinder des Landes der Sonne, da die Wiege der Menschheit gestanden.

Hierdurch ist Fidus Ruhe und Glückssehnsuchtsbefriedigung nicht die rekonvalescentische reaktionärer Neukatholizisten. Seine Religiösität, die seinem Weibtypus die Gloriole der Reinheit und Gesundheit giebt, ist Buddhas ewige und einzige Weisheit, sein Pantheismus und ewige Palingenesis. Des heiligen Ganges weihevolle Ruhe webt in den sie umgebenden Landschaften, Nirwanas süßer Schlummerfriede.

Unwillkürlich kommen einem Heines Worte in den Sinn:

> Am Ganges duftet und leuchtet's
> Und Riesenbäume blühn
> Und schöne, stille Menschen
> Vor Lotusblumen knien.

Ganz Fidus. Deutschland und Hindustan reichen sich in ihm die Hand. Ewiger Friede herrscht in seiner Welt, der Friede des Paradieses. Menschen und Tiere schlummern friedlich beieinander, kleine nackte Mädchen spielen mit der Schlange, in deren Herzen die List noch nicht erwacht und deren Zahn sich noch nicht mit Gift gefüllt im Kampf ums Dasein.

Wenn man unter lebenden Künstlern eine Parallele mit ihm ziehen wollte, so bliebe als einzige — Johannes Schlaf.

Die Kunst beider ist vom gleichen grenzenlos naturliebenden Pantheismus gezeugt, einem Pantheismus, der sich überall und nirgends berauscht,

sich mit allem und jedes verwebt, dem Flug des Vogels, dem Kosen des Windes, dem Rauschen der Blätter, den Gräsern der Wiese, die in seiner Empfindung zu einem gigantischen Wald auswachsen, während das Gesurre der Insekten zu einem millionenstimmigen Akkord anschwillt, dem Lied der Kraft, das aufbraust in den Weltraum.

Sie sind eben beide ganz Landschafter. Beiden erwächst aus diesem landschaftlichen Pantheismus ein weites Raumgefühl in ihren Werken, doch es ist nicht jenes im Millet'schen Sinne, durch das der Mensch sich als gewaltige geschwungene Linie vom Horizont abhebt, es ist eben das Raumgefühl eines Pantheismus, dessen Einzelliebe den Menschen zurücksetzt, vorhistorisch macht, ihm nicht mehr Geltung giebt wie der Pflanze und dem Baum. Das hat beiden die Monumentalität genommen.

* * *

Dieser Fidus, der Lebenskünstler und Philosoph, drängt sich in den Vordergrund, nimmt den breiteren Raum ein, zwingt in seiner Eigenheit zur größeren Betrachtung und steht vom kritischen Standpunkt Fidus dem ausübenden Künstler vor.

In technischer Hinsicht ist Fidus ohne tiefere Bedeutung, was ohne Nachteil ausnahmsweise bei ihm zutrifft infolge des durchaus einzigen seelischen Inhalts. Bei allen Künstlern ist sonst die ausübende Technik stets gleichwertig mit dem seelischen Kern, weil dieser es ist, der die Schale gezeugt, die sein Wesen repräsentieren soll. Bei Fidus trifft das ja in gewissem Sinne auch zu; seine Technik ist eine einfache schlichte Zeichenart, deren unbeabsichtigte Einfachheit fast notwendig scheint, um dem seelischen Inhalt den nötigen Spielraum zu lassen. Schlicht und bescheiden scheint sie vollauf zu genügen, das Gefühlte zu gestalten. Oft sind seine Linien nur leichte kreisende Spiralen, in denen die Figur wie in Sonnenlicht zu oscillieren scheint. Jene lähmenden Kämpfe um die Form und das Gestalten, die dem modernen Künstler aus dem verloren gegangenen Vermögen des intimen Augenblickslebens hervorgegangen sind, scheinen ihm unbekannt.

Obgleich Zeichner wie die ganze eben in den Vordergrund tretende junge Künstlergeneration, die das Ende des Jahrhunderts zu beschließen scheint, ich meine die als Typen repräsentativen Valloton und Heine ꝛc., die nach japanischem System der synthetischen Linie psychologische Wirkung geometrisch berechnen, hat er nichts mit ihnen gemein, und mit sonstigen Zeichnern der Gegenwart auch nicht.

Er steht vollends außerhalb seiner Zeit, und hat, abgesehen von Schlaf, seinem Geiste nach nur noch Verwandtschaft in jener ethischen Strömung, die in Tolstoi ihren Höhepunkt erreicht.

Er ist die zarte stille Mädchenseele unter den bildenden Künstlern.

Eine Welt von Reinheit und Liebe lebt und webt in ihm; Eigenschaften, die sich bei der übrigen augenblicklichen Künstlergeneration nicht vorfinden.

Er ist eben in allem und jedem eine Ausnahme.

* * *

Über seine persönlichen Verhältnisse schreibt uns Fidus: Ich mache übermorgen eine Studienreise nach dem Nordkap. Schon vor zwei Jahren war ich in Norwegen (Molde). Mich zieht es nicht nach Italien und dem Süden. Ich liebe die Berge nur in Verbindung mit dem Meere. Ich bedarf nach einer Seite hin wenigstens des unbegrenzten Blickes der Ebene, zumal des Wassers, denn ich bin „an de Waterkant" in Lübeck geboren, am 8. Oktober 1868, als Sohn eines Konditors, dessen sehr künstliche Arbeiten mir erste Anregung und Gelegenheit zur Kunst gaben. Ich besuchte in der Vaterstadt neben der Realschule auch die Zeichenklasse der Gewerbeschule, nachdem ich schon vorher einigen Privatunterricht genossen hatte. Ein weitgreifendes Fußleiden machte mich schon als Kind nachdenklich und einsam. 1887 trat ich in die Vorschule der Münchener Akademie ein, verließ sie aber bald wieder, um mit Diefenbach zusammen zu leben und zu arbeiten. Zu künstlerischer Arbeit kam es aber da kaum, zum technischen Studium gar nicht. Als ich Diefenbach nach zwei Jahren verließ und wieder zur Akademie ging, hatte ich noch kaum jemals nach der Natur gezeichnet. Trotzdem verdanke ich diesem Einsiedler die stärksten ästhetischen Anregungen. Denn er lebte damals einigermaßen das schöne Bild, das ich mir vorher nur als Zukunftsideal von Menschheitsentfaltung ausgemalt hatte. Später sah ich ein, daß die bleibende künstlerische Darstellung einer Idee wichtiger ist, als deren unbedingte Übertragung in die äußeren vergänglichen Lebensformen. Die Münchener Akademie besuchte ich nunmehr drei Jahre unter Professor Gysis, der meinem Bedürfnis nach Stil in dankenswerter Weise entgegen kam. Meine ersten fünf Kartons wurden 1891 von der Münchener Jahresausstellung zurückgewiesen, es war noch unter der Schreckensherrschaft des grauen Pleinairismus. Dagegen durfte ich in der „Sphinx" unter Dr. Hübbe-Schleiden meiner Ideenkunst den Lauf lassen. Mit Hübbe-Schleiden ging ich zu Anfang 1893 nach Berlin, wo ich durch meine Kunst an seiner Propaganda für Theosophie und Mystik teilzunehmen suchte. Als er 1894 nach Indien ging, hörte meine Mitarbeit an der „Sphinx" auf, und seitdem lebe ich ohne Tendenz der Darstellung meiner Innenwelt, mag man deren Äußerungen mystisch, theosophisch, symbolisch, erotisch, asketisch oder verrückt und kindisch

nennen. Mein Bürgername ist Hugo Höppener, aber der Name „Fidus", den mir Diefenbach gab, sozusagen ein Klostername, ist geeigneter neben Werken genannt zu werden, die lediglich dem religiösen Empfinden und Wollen entspringen. Mein Ideal der bildenden Kunst ist der Tempel des neuen Glaubens, die Stätte, wo die Kunst in ihrer Gesamtheit dem Volke zugänglich wird. Das wäre ein „Gesamtkunstwerk" neben dem Wagnerschen Festspielhause. Alle Richtungskunst ist dazu nur Vorstudium. Nur die Kunst ist groß, die dem Volke, sei es in Klang, Wort oder Bild, Antwort giebt auf seine heiligsten und geheimsten und deshalb allgemeinsten Fragen. —



Wetterleuchten.

Charakterbild in 5 Akten von Kurt Aram.

(Frankfurt a. M.)

(Fortsetzung.)

4. Akt.

Vierzehn Tage später.

(Wirtsstube bei Gastwirt Jakob Roth. Ein niedriges, dumpfes, mittelgroßes Zimmer mit mehreren langen, einfachen, hölzernen Tischen und Bänken. In den Ecken einige Holzstühle. An den Wänden ein paar verblaßte Bilder und Sprüche, die sich aufs Trinken beziehen. Das Bild des Gambrinus fehlt nicht. In der Rückwand eine Thür, die zu einem größeren Raum führt, dem „Saal". Durch die oft offene Thür sieht man in einen mit Menschen gefüllten Raum, aus dem fast ständig lauter Lärm und das Aufstoßen der Gläser ins Vorderzimmer bringt. Es ist gegen Abend. Im Vorderzimmer brennt eine altmodische Hängelampe, die den Raum nur mühsam und schwach erleuchtet. Im „Saal" ist es heller, dafür aber voller Tabaksqualm, sodaß man die einzelnen Gesichter nicht unterscheiden kann.)

Roth (der in den Saal geblickt hat, vorsichtig die Thür hinter sich zuziehend, zu Otto Franz): Verlaß Dich druff, se sein im Zug, heiz Du en nur noch emol dichtig ei, nachher hawe mer de halwe Kreis gewonne.

Otto Franz (der sich von Zeit zu Zeit Mut trinkt): Wann nur Euer Parrer Schneider nit kömmt, der könnt' die ganz Sach wieder verderbe, un der Parrer Meckel!

Roth: Nor kei Bang, der Meckel schadd naut der hilft jetzt, das verstidd er. Wann er ahch ebbes annersch will als wir. Wann Ihr zwei

alleweil noch emol dichtig eiheizt, nachher kann der Schneider schon e wink Wasser druffschitte, dann zischt's nur um so besser. Verlaß Dich druff.

Pfr. Loh (steckt etwas ängstlich den Kopf ins Zimmer): Ist Herr Pfarrer Schneider noch nicht hier?

Roth: Nah, Herr Parrer. (Pfr. Loh verschwindet wieder.) Dem gitt ahch der Himmern mit Grundeis. Ha ha ha!

Otto Franz: Wann mer lauter so Parrer hätte, wärn mer schon lang owe. Aber der Parrer Schneider. Un nu kimmt er doch.

Roth: Hos De Angst vor dem? vor eme Paff!

Otto Franz: Nah, nah, gewiß net, 's is von wäge seim Abhang.

Roth: Schadd naut. Wann se nur erst emol ah Dummheit mache däte, so ah bißche Widerstand gäge de Staatsgewalt oder so ebbes, un so e Sticker drei oder vier wern eingesperrt, De sollst emol seh, dann gitt's los. Aich kenne se. Wann dene ihr Dicköpp erst emol heiß wern, nachher hawe mer gewonne Spiel.

Otto Franz: Hast recht. Ehnder lasse se sich in Sticker reiße, als daß se ein Schritt zurück duh, wann der Eigesinn se fortreißt. Ich kenne se ahch.

Schulinspektor Weber (tritt gravitätisch ins Zimmer): Guten Abend, meine Herr'n. Geben Sie mir ein Glas gutes Bier zur Stärkung. Dann kann der Kampf beginnen. Wie stehn die Akazien? .. Die Königliche Regierung . . . .

Roth (der ihm ein Glas Bier eingeschenkt hat): Ich will's Ihne hinein bringe, Herr Schulinspektor, da könne Se ja selbst seh.

Weber: Gewiß, gewiß. Ein guter Gedanke. Ich denke, meine Gegenwart da drinnen wird ganz zweckmäßig sein. (Er trinkt einen Schluck, horcht): Wer spricht denn eben?

Roth: Der Genosse Jakob.

Weber: Ei, ei! der wahre Jakob! (Er lacht laut, dann wieder feierlich): Bah —— verlorne Liebesmüh. Auf dem Lande ein Sozialdemokrat. Lächerlich, der konservative Geist unsrer Bauern und der Zukunftsstaat. Lohnt sich gar nicht, gegen den aufzutreten. (Thut wieder einen Schluck): Ist Herr Pfarrer Schneider schon drinnen?

Otto Franz: Nah, Herr Inspektor.

Weber (befriedigt): Das ist mir nicht unlieb. Allzu volksfreundlich ist volksgefährlich, was? Was die Königliche Regierung sagt, das geschieht. Damit kommt man bei unsern Bauern am weitesten, das ist klar und verständlich fürs gemeine Volk. (Zu Otto Franz): Sie sind doch auch liberal, junger Freund, kursmäßig. Was! Allemal. (Otto Franz dreht ihm den Rücken zu): Hören Sie mal, junger Mann, das ist einfach un-

anständig, soviel Bildung könnten Sie immerhin haben, wenn Sie auch vom Lande sind. Verstehn Sie mich!

Roth: Herr Schulinspektor, alleweil, hörn Se, is grad e Paus. Gehn Se nei, da könne Se sich grad zum Wort melde.

Weber (sein Glas leerend): Sie haben recht, ich werde reden, und ich sage Ihnen, die Sache ist gemacht. Was? (Geht feierlich in den Saal.)

Roth (reibt sich verschmitzt die Hände): Besser kann's gar nicht komme. Der fehlt grad noch. Wenn der von der Königliche Regierung abfängt, nachher hot's geschellt.

Otto Franz (der sich ein neues Glas Bier eingeschenkt hat): Hos De was von meiner Frau gehört? Wie geht ersch dann?

Roth: Gut. Wie soll's er annersch geh. (Spöttisch): Im Parrer Schneider seiner Gemeinde verhungert niemand.

Otto Franz: Un der Ahle, was mächt der dann?

Roth: Der kaut an seine Pote, weil er sonst nichs zu beiße hot.

Otto Franz: Des is rächt, des gönn' ich em, dem ahle Schinner.

Pfr. Meckel (und Fritz Windolf treten ein, ohne Gruß, sich einen Augenblick umsehend): Ach so, da drinn ist die Versammlung. Kommt, Windolf. (Sie gehn beide in den Saal.)

Roth: Jetzt enei, Otto, jetzt uff se. Als druff. Schrei un schimp was De nor kannst. Wer de beste Lung hat, bleibt owe. Als uff das Beamtentum, uff de Reiche un Barone, uff de Blutsauger un de Jidde, aber net zuviel uff de Paffe. Verstanne? daderzu sein se noch nit gebildet genug. Als uff die Steiern geschimpft un uff de Hannelsverträg, De verstitzt mich. Alleweil mach Dei Meisterstück, denn kriegst De e gutes Lebe, verlaß Dich uff mich.

Otto Franz (trinkt hastig sein Glas aus): 's soll nit dran fehlen. Un mach mer ebbes Warmes zurecht fir nachher. Awer halt mer de Weck vom Leib un mei Frau, verstanne? Das annere wolle mer schon besorge.

Roth: Laß mich nur mache. (Er drängt ihn eifrig zum Saal. Nochmals): Uff se, feste druff. Vergiß das mi'm Wald un der Baronin net. Das zieht besser als zwei Stunne lang Preddigt. (Er tritt dann ans Fenster. Nach einer Weile): Gott verdamm mich, da kommt er doch, der Paff, der elende. Wart nur, ich wern Dirsch noch eitränke, daß Du Dei Lebbag dran denkst, Du Paff, Du schlächter. (Man hört lautes Reden vom Saal her. Roth horcht an der Thür): Alleweil gitt's wie geschmiert.. So is recht. So werd's gut. (Man hört Bravo rufen.) Immer druff. Gieb's en dichtig. Als noch besser. (Pfr. Schneider und Pfr. Loh treten ein. Roth ist schnell von der Thür weggegangen.) Se komme spät, Herr Parrer. Se sein schon im Zug.

Pfr. Schneider: Leider. Das paßt Dir in den Kram. Das kann ich mir denken. Man könnte fast glauben, Du hättest die Nottaufe extra bestellt gehabt bei Deiner Tochter.

Roth (cynisch): Jo, Herr Parrer. Selbst der Himmel is für uns.

Pfr. Schneider: Schweigen Sie, Sie Gotteslästerer.

Roth: Nadierlich, bei uns heißt's so. Wärsch bei Ihne, hieß es: Fügung des Himmels. (Pfr. Schneider geht zornig auf ihn zu. Roth erwartet ihn fast kampfbereit. Da wendet sich Pfr. Schneider wieder ab.)

Pfr. Loh (der inzwischen unruhig auf den Lärm im Saal gehorcht hat): Ich versichere Sie, Herr Bruder, die Menschen sind wie toll. Meine halbe Gemeinde ist hier. Rote Schlipse haben sie um und rote Taschentücher, und schon auf dem Herweg haben sie gebrüllt und gesungen. Mein Gott, wo soll das noch hinaus? (Roth lacht schadenfroh und geht in den Saal, dessen Thür er kaum aufbekommt, so dicht stehn drinnen die Menschen.)

Pfr. Schneider (der bei dieser Gelegenheit einen Blick in den Saal geworfen hat): Fast glaub ich's auch, ich bin diesmal zu spät gekommen. Der Schlaukopf hat die Hauptschreier zur Hinterthür hineingelassen, sodaß meine Leute, die vorne aufpaßten, um mir zu berichten, nichts gemerkt haben. (Man hört lautes Bravorufen und Getrampel.) Erst mögen die sich ganz austoben. Bis dahin sind sie doch für kein vernünftiges Wort zugänglich. (Er setzt sich auf eine Bank, während Pfr. Loh unruhig auf und ab geht.)

Pfr. Loh: Ich begreife Ihre Ruhe nicht. Gehen Sie doch hinein, sprechen Sie, man hört doch sonst auf Sie.

Pfr. Schneider: Ich sage Ihnen ja, es hat eben keinen Zweck. Erst mag sich der Mensch, der eben spricht, ausschreien.

Pfr. Loh: Wenn's dann aber zu spät ist für unsere Sache?

Pfr. Schneider: Dann ist's auch jetzt zu spät . . . Übrigens, wenn Sie andrer Meinung sind, versuchen Sie doch Ihr Heil.

Pfr. Loh (tritt einen Schritt zurück): Nein, nein. Ich vermag nichts unter diesem Volk.

Pfr. Schneider (fester): Ja, das ist freilich keine Kirche, wo jeder still halten muß und schweigen außer dem Pfarrer. (Jost Kloos, Hermann Rink treten ein, von der Straße her. Nach einer Weile noch ein paar Bauern, die sich schweigend um die Tische gruppieren. Jost Kloos, Hermann Rink setzen sich zu Pfarrer Schneider.)

Weber (kommt erregt aus dem Saale): Nein, das ist doch zu stark! das ist unerträglich, daß so etwas geduldet wird! (Zu Pfr. Schneider): Haben Sie's nicht auch gehört? Der Kerl schrie ja, daß man's zehn Meilen weit hören konnte. Ich bin gar nicht recht zu Wort gekommen. Daß die Regierung so etwas duldet! (Zu Pfr. Loh): Franz, ich sage Dir,

einfach unglaublich! Ich werde sofort die Behörde telegraphisch benachrichtigen lassen. Sie sind einfach alle betrunken und begehen noch die größten Tollheiten, wenn nicht eingeschritten wird.

Pfr. Loh: Ich bitte Sie, nur das nicht! Lassen Sie die Leute reden, das schadet nichts. Aber nur keinen Anlaß zu Handgreiflichkeiten geben, dann ist das Unheil da.

Weber: Sollen wir uns so etwas bieten lassen? so etwas ruhig mit anhören? solche Roheiten? was? Hat man so wenig Achtung vor uns Gebildeten, gut, dann sollen sie unsere Macht fühlen! Was?

Pfr. Schneider: Aber, lieber Herr Schulinspektor, doch nicht die Macht des Knüppels. Oder ist das die einzige Macht der Gebildeten für solche Fälle?

Weber (unwillig): Wozu raten Sie denn?

Pfr. Schneider: Einfach ausschreien lassen und dann selbst reden und besser machen.

Weber: Wenn man aber gar nicht zu Wort kommt.

Pfr. Schneider: Nur nicht ungeduldig werden. Wir kommen auch schon an die Reihe. Je später um so besser. Denn wer zuletzt redet, überzeugt am ersten. (Von drinnen wildes Beifallsgetrampel und ohrenbetäubendes Bravoschreien.)

Roth (kommt schmunzelnd aus dem Saal. Kordial): So, da sitze ja die Herr'n immer noch. Hawe Se kei Lust, emol enei zu komme? (Man hört wieder einen reden.)

Pfr. Schneider (horcht): Aha, der Kollege Meckel. Da bin ich doch begierig. (Er geht in den Saal.)

Roth (schenkt den Herumsitzenden Bier und Schnaps ein. Zu Rink): Willst De nit emol enei, Rink?

Rink: Aich warte, bis mer uhser Parrer Schneider ruft.

Roth (hohnlachend): Bis Du en Mannskerl! Der Windolf is ahch derbei. Ferchst De Dich? Aich sollt mahne, wo der Windolf un der Parrer Meckel hingeh, da könnt sich ahch Dei Seel hinwage.

Kloos: Halt Dei bös Maul. Mi'm Maul bist De immer vorn. Mer kenne Dich. Awer siehst De, so viel leit mir an Dir, un wann De noch so maulfix seist.

Roth: Nadierlich, der Herr Kirchenvorsteher. Awer diesmal sein mir owe, da verlaß Dich druff.

Kloos: Ihr werd auch schon widder runner komme.

Roth: Eipacke könnt Er mit Eire fromme Redensarte. (Man hört wieder Beifallsrufe.) Siehst De, der Parrer Meckel, der verstidd sei Sach. (Eine große Anzahl meist junger Leute kommt aus dem Saal mit erhitzten Köpfen, um von neuem zu trinken. Ein paar junge Bauern legen sich in einer Ecke ihr eignes Fäßchen auf. Die Thür zum Saal bleibt offen, so daß man trotz des

Stimmengewirrs im Vorderzimmer ab und zu ein Wort von dem versteht, was Pfarrer Meckel sagt.)

Erster junger Bauer (schon etwas angetrunken. Er steht beim Ausschank und stürzt ein Glas Bier hinunter): Hurrah! Alleweil komme mir an die Reih! Alleweil könne die Reiche schaffe, ich sage: Gun Morge Feierawend.

Pfr. Meckel (von drinnen): Sie halten so hart an den falschen Gottesdiensten, daß sie sich nicht wollen überreden lassen.

Pfeiffer (ebenfalls schon angetrunken): Schlagt de Jidde dot, die Schinner! haut en de Köpp ab. Hängt en, de Isaak, de Isaak Stern!

Pfr. Meckel: Keiner ist, dem seine Bosheit leid wäre und spräche: Was mache ich doch. Sie laufen alle ihren Lauf hinter dem König Mammon, wie ein grimmiger Hengst im Streit. (Pfr. Loh und Schulinspektor Weber gehen ebenfalls in den Saal.)

Zweiter junger Bauer (einer von denen, die ihr Extrafäßchen trinken): Hoch der König Mammon!

Seine ganze Tafelrunde (stößt lachend mit den Gläsern an): Hoch! hoch! un noch emol hoch! (Lachen im Saal.)

Pfr. Meckel (noch lauter sprechend): Die um Sold dienen, sind wie die gemästeten Kälber, aber sie müssen sich dennoch wenden und flüchtig werden mit einander, und werden nicht bestehn.

Zweiter junger Bauer (von neuem): Hoch die gemästeten Kälber!

Die andern: Hoch, hoch un zum dritten Mal hoch! (Neues Gelächter im Saal.)

Kloos: Wollt Ersch Maul 'halte, Ihr Saufeule.

Die jungen Bauern (wieder): Hoch, hoch, hoch!

Kloos (geht auf sie los): Der erschte, der wieder 's Maul aufthut, hot ei sitze.

Zweiter junger Bauer: Hoch! (Im selben Augenblick hat ihn Kloos geohrfeigt. Allgemeines Gerause. Einige aus dem Saal treten an die Thür, um die Schlacht besser ansehen zu können. Roth faßt einen der Hauptschreier und wirft ihn zur Thür hinaus. Es tritt allmählich wieder Ruhe ein.)

Pfr. Meckel (nun wieder zu verstehn): Deshalb rate auch ich Euch, wählt den Sozialdemokraten Jakob. Ich kenne ihn schon länger, und er hat mir's heute noch mal ausdrücklich versprochen, fürs Christentum eintreten zu wollen und für unsern Bauernstand. (Wieder schreit's von der Ecke her: Die Sozialdemokratie soll lebe hoch! hoch! hoch! Allgemeines Gelächter, so daß von den weiteren Worten des Pfr. Meckel nichts mehr zu verstehen ist. Jakob Debus tritt kopfschüttelnd aus dem Saal und setzt sich zu Kloos und Rink, eifrig auf sie einredend. Aus dem Saal strömen die Leute immer mehr ins Vorderzimmer.)

Pfr. Schneider (der in der Nähe der Saalthür steht): Halt! Noch einen Augenblick, Leute. Ein paar Worte noch, dann mag's genug sein für heute.

Rink (springt auf): Halt! der Herr Parrer Schneider hat's Wort. (Debus und Kloos gehen mit Rink in den Saal. Ein Teil folgt ihnen, eine größere Anzahl jüngerer Leute aber bleibt beim Bier sitzen. Einer schreit: Thür zu!

Mer hawe genug! Ein anderer ruft ebenfalls: Thür zu. Immer mehr rufen dasselbe. Man merkt die wachsende Radaustimmung. Die Thür zum Saal wird geschlossen. Otto Franz kommt erregt aus dem Saal. Tritt zu Roth, dieser redet auf ihn ein.)

Roth: Als noch emol druff, sag ich Dir. Schrei, brüll! was De kannst. Schrei en dot, wann De merkst, se höre uff en. (Otto Franz geht wieder in den Saal. Das Dienstmädchen von Pfr. Loh tritt ein.)

Erster junger Bauer: Ei guten Awend, Marie.

Alle zusammen: Ei guten Awend, Marie.

Dienstmädchen: Seid Er übergeschnappt, he? Hatt Er ein zuviel? (Einer kneift sie in den Arm. Sie schreit laut auf. Sofort schreien alle Burschen mit.)

Zweiter junger Bauer: Gehst De her, Marie. (Er zieht sie an sich.) Da trink emol. (Sie trinkt aus seinem Glas.)

Erster junger Bauer (ist näher getreten): Wen suchst De denn?

Dienstmädchen (schnippisch): Was gitt's Dich ah! (Er reicht ihr ebenfalls sein Glas. Sie trinkt. Nach und nach aus anderer Burschen Gläser, die ihr angeboten werden): Wo is denn der Herr Parrer?

Zweiter junger Bauer: Guck emol ah, die sucht sich en Parrer! (Lachen.)

Erster junger Bauer: Wen wills De denn? Mer hawe drei Stick hie.

Dienstmädchen: Ich mahne unsern Parrer.

Erster junger Bauer: De Parrer Loh.

Zweiter junger Bauer (eine Frauenstimme nachahmend): Aber, lieber Franz, daß Du mir ja nicht zu lange ausbleibst, hörst Du, sonst komme ich mit dem Kochlöffel. (Großes Gelächter. Im Saal Gejohle und Pfuirufe. Die Thür wird aufgerissen. Man hört Pfr. Schneider, fast schreiend.)

Pfr. Schneider: Haben die Sozialdemokraten vielleicht schon etwas für Euch gethan? Nichts haben sie gethan. Haben die Freisinnigen schon was für Euch gethan? Nichts haben sie gethan. Wer kümmert sich um Euch von diesen Parteien? Keine, sage ich, das ganze Jahr nicht. Da heißt Ihr nur die dummen Bauern. Nur wenn's 'ne Reichstagswahl giebt, oder 'ne Landtagswahl, da kommen sie auf ein paar Tage in hellen Haufen, die Freisinnigen und jetzt auch die Sozialdemokraten. Da seid Ihr auf einmal der gesunde Kern des Volkes, der erhalten werden muß, und was weiß ich sonst noch alles. Da werden Euch Berge versprochen, aber nichts wird gehalten, (Bravo!) gar nichts, sobald die Wahlen vorbei sind. Wollt Ihr Euch nun um diese Parteien kümmern, wollt Ihr wirklich die dummen Bauern sein? (Zwischenruf: Nein! Nein!) Deshalb sage ich ja, wählt nur einen Kandidaten von der Partei, von der Ihr sicher seid, daß sie auch nach der Wahl etwas für Euch thut. Einen Antisemiten, oder einen Konservativen vom Bund der Landwirte. (Lautes Schreien, Pfeifen, Johlen, in dem alles weitere

untergeht. Die jungen Burschen im Vorderzimmer schreien tüchtig mit. Auch das Dienstmädchen, dem das offenbar Spaß macht. Nachdem sich der Lärm ein wenig gelegt)

Pfr. Schneider (von neuem): So nehmt doch nur einen Augenblick Vernunft an ... der Kandidat des Bundes der Landwirte (Erneuter Lärm wie vorher. Die jungen Burschen und das Dienstmädchen kommen auch noch in den Saal, um besser mitthun zu können. Einen Augenblick ist das Vorderzimmer leer bis auf drei alte Bauern, die noch mit demselben Gleichmut wie zu Anfang, ihr Schnäpschen vor sich, ihre kurze Pfeife rauchen und ab und zu ins Zimmer spucken.)

Weber (stürmt aus dem Saal auf die alten Bauern ein): Hab ich nicht recht? hab ich's nicht gleich gesagt? Polizei muß her, Polizei! Was? (Der eine Bauer lüftet ein wenig für einen Augenblick seine Pfeife, der andere spuckt besonders energisch ins Zimmer, der dritte stiert den Sprechenden aufmerksam an, aber Antwort giebt keiner. Pfr. Schneider und Loh treten ins Zimmer, nachdem sie die Saalthür hinter sich zugezogen haben. Drinnen nimmt der Lärm seinen Fortgang. Weber springt sofort auf die Beiden los): Hab ich nicht recht, Franz, hab ich's nicht gleich gesagt? Polizei muß her, muß das Gesindel, diese grünen Laffen zu Paaren treiben.

Pfr. Schneider. Hören Sie doch endlich auf mit diesem unsinnigen Gedanken.

Pfr. Loh (laut jammernd): Gott, was soll das geben, was soll das geben! Fast meine ganze Gemeinde ist hier.

Pfr. Schneider: Ohne Ihre Fabrikarbeiter wär's wohl ganz anders geworden, da haben Sie ganz recht.

Pfr. Loh: Was soll ich nur thun? Ich hoffte so sicher, einer von unsern Parteien hätte Aussichten.

Pfr. Schneider: Nur den Mut nicht verloren. Bis morgen sind unsere Bauern schon bei Besinnung, länger hält diese Kopflosigkeit nicht an. Dazu sind sie denn doch zu gesund und verständig. Wenn sie's nur erst mal beschlafen haben, wenn ihnen nur erst mal der Fusel und Alkohol nicht mehr im Schädel steckt.

Weber: Und ich hole doch die Polizei! Oder nein! Eine Schwadron Husaren, das wird noch besser wirken. Man wird mir's noch danken. (Er stürzt aus dem Zimmer. Pfr. Schneider folgt ihm eiligst.)

Pfr. Loh (zu den alten Bauern): So versuchen Sie doch etwas da drinnen. (Man hört wieder lautes Reden und Beifallsrufen.) Haben Sie denn gar keinen Einfluß auf Ihre jungen Leute?

Alter Bauer: Nah, Herr Parrer. Die Jugend muß sich austoben. Mir hawe das in achtundvierzig besorgt. Alleweil möge dies duh.

Pfr. Loh: Das sind ja heidnische Grundsätze, und Sie wollen Christen sein? Christen der Gemeinde des Herrn Pfarrer Schneider? (Pfr. Schneider tritt wieder ins Zimmer. Während er spricht, kommen erst einige, dann immer mehr junge Leute vom Saal ins Vorderzimmer. Unter ihnen auch der zweite

junge Bauer und das Dienstmädchen, das sich möglichst weit weg von Pfr. Loh hält. Sie setzen sich wieder in ihre Ecke und trinken weiter. Der zweite junge Bauer legt seinen Arm um das Dienstmädchen und zieht sie eng an sich.)

Pfr. Schneider: Er ist nicht abzubringen von seinem unglückseligen Vorhaben. Er wird uns noch das Militär auf den Hals bringen. (Er geht erregt durchs Zimmer. Endlich bleibt er erleichtert aufatmend stehn.) Gott sei Dank! Wenn er sich auch noch so sehr eilt, gegen drei Stunden wird's immerhin dauern, bis er wieder hier sein kann. Bis dahin hat sich längst alles verlaufen. (Zu Pfr. Loh): Ich würde Ihnen raten, Herr Kollege, sich baldmöglichst auf den Weg zu machen. Wenn Sie sich eilen, sind Sie bei diesem Vollmond in einer Stunde zu Hause und geborgen, ohne Zwischenfall mit Ihren Gemeindegliedern, von denen wohl noch keiner fort ist.

Pfr. Loh (lebhaft): Meinen Sie? Ja, da haben Sie recht, da will ich auch gleich gehen, daß ich zu meiner Frau komme. Die ängstigt sich doch schon um mich, glaub ich. (Er nimmt eiligst Abschied von Pfr. Schneider, der wieder in den Saal zurückgeht. Im Vorbeigehen erblickt er den jungen Burschen, der das Mädchen fest an sich gedrückt hat und umschlungen hält.) Hören Sie mal, ist das anständig? Wollen Sie das nicht lieber lassen? Das schickt sich doch nicht. (Er erkennt sein Dienstmädchen.) Was! Marie! Du bist's? Schämst Du Dich nicht? Auf der Stelle gehst Du mit nach Haus. (Der junge Bauer und das Mädchen sind aufgestanden.) Willst Du gleich mitgehn?

Zweiter junger Bauer (mit schwerer Zunge): So schnell schieße de Preiße net. (Er rückt dem Pfr. Loh ganz dicht auf den Leib.)

Pfr. Loh: Gehst Du auf der Stelle mit!!

Zweiter junger Bauer (der Pfr. Loh angerempelt hat): Hopla! (Plötzlich laut brüllend): 'naus! sag ich, ob's De nausgihst. (Das Mädchen lacht.)

Pfr. Loh (der sich vergebens nach Hilfe umgesehen hat. Wutschnaubend im Hinausgehen): Warte, ich werd's meiner Frau sagen. Warte! Wenn Du nach Hause kommst! (Lachend setzt sich das Pärchen wieder. Die alten Bauern erheben sich. Einer: 's is Zeit, mer wolle gieh. Der eine spuckt nochmals ins Zimmer, der andere kratzt seine Tabaksreste in der Pfeife mit einem Streichholz zusammen und steckt sie neu an. Der dritte trinkt bedächtig seinen Schnaps aus. Dann gehn sie. Roth und Otto Franz kommen.)

Roth (mit einem forschenden Blick zu den jungen Leuten, die als „Bierleichen" vor sich hinstieren): Die sein voll. (Er schüttelt dem Franz die Hand): Das hos De gut gemacht, sag ich Der, sehr gut, das soll Der nit vergesse wern.

Otto Franz: War der Weck immer noch net hie, un mei Frau ahch net?

Roth: Nah! .. Wann mer nur erscht de Schneider los wäre, nachher hawe ich noch e Plänche. E Plänche, sag ich Dir, nit mit Gold zu bezahle.

Pfr. Schneider (kommt erregt aus dem Saal. Ironisch zu Roth): Das habt Ihr wirklich gut gemacht, das muß ich sagen, teuflisch gut. Aber lacht nicht zu früh. Heut Abend ist nichts mehr mit den Menschen anzufangen. Bei der nächsten Versammlung aber in acht Tagen werd ich vorsichtiger sein. (Er verläßt ohne Gruß das Zimmer.)

Roth (kaum ist Pfr. Schneider fort): Hurrah! Viktoria! Alleweil hawe mer gewonne Spiel. (Geschäftig): Setz Dich her, Otto, komm. Ich bring Der ebbes Guts zu esse. Un nachher, Du sollst Dich wunnern. (Er geht.)

Otto Franz (läßt sich breitbeinig auf einer Bank nieder. Von oben herab zu dem Dienstmädchen in gezwungenem Hochdeutsch): Komme doch zu mir, Schatz. (Das Mädchen lacht verächtlich.) Was willst De bei den Bauern? Komme her, dann sollst Du auch etwas Gutes zu essen haben.

Zweiter junger Bauer (aufmerksam werdend): Halt De Schnawel, Du Olwel!

Otto Franz: Dummer Bauernlümmel.

Zweiter junger Bauer (sich streckend): Hast wohl lang kei Hieb bezoge, mei Verschche, he?!

Otto Franz: Wag's nur. Hinter mir steht die ganze Partei. (Die Burschen lachen.)

Erster junger Bauer: Das is ebbes rechts, Du Hungerleider.

Otto Franz (zum Dienstmädchen): Laß se doch laufen, die Kartoffelfresser.

Zweiter junger Bauer (springt auf ihn los, packt ihn an der Krawatte und stößt ihn ein paarmal gegen die Wand, dann ruhig): So. Alleweil Maul gehalte, sonst beziehst De die schönste Schmiß, hörst De, un Dei ganze Partei ahch, verstanne?

Otto Franz (eilt wütend in den Saal): Das sollst De büßen, Du Bauernlümmel. (Die Burschen stehen kampfbereit auf, aber niemand zeigt sich.)

Erster junger Bauer: Kommt, mer giehn ahch, 's werd langweilig.

Dienstmädchen: Ich muß nach Haus, prrr!

Zweiter junger Bauer: Loß der nur nix gefalle, Marie, sonst komme aich en uff de Buckel. Sag's en. (Sie gehn etwas schwankend aus dem Zimmer. Roth kommt, gleich darauf Otto Franz.)

Roth: Laß gut sei, Otto. Gut, daß se fort sei. Se komme ahch noch an de Reih, mei Wort druff. (Otto Franz setzt sich wieder an den Tisch und beginnt zu essen, was ihm Roth aufgetragen hat.) Ich sage Der, e Plänche hab ich, e fei Plänche. (Otto Franz kaut eifrig weiter. Roth läßt sich dadurch nicht stören.) De mußt noch emol an se, wann De Dich gestärkt host. Noch emol uff de Baronin, fir Dich is es jo ahch ungefährlich. Ich sage Der, se misse mit zum Schloß un de Fenstern einwerfe und demeliern, was zu demeliern is. So in ere Stund muß's losgieh, dann sein se im beste Zug, wann de Weber soweit is mit seir könig-

lichen Regierung. Ich sage Der, 's giebt e Gaudium, 's giebt Verhaftungen, oder noch besser, e wink Blutvergieße, un dann sein se all unser mit Leib un Seel; mit Leib un Seel, sag ich Der.

Otto Franz (klopft ihm bewundernd auf die Schulter): Da hos De rächt, das giebt e Gaudium, das muß gemacht wern. (Pfr. Meckel und Windolf, nachher auch Kloos, Debus und Rink kommen aus dem Saal, in dem immer noch geredet wird. Debus, Kloos und Rink entfernen sich, nachdem sie einen Augenblick zugehört haben.)

Roth (kriechend zu Pfr. Meckel): Ich mach Ihne mei Kumplement, Herr Parrer. Endlich emol e Mann, der Herz hot fir de Bauerschmann.

Pfr. Meckel (kühl): Ich thue, was mir Gott der Herr ins Gewissen giebt.

Roth: Das mein ich jo. Awer die Leut sein dinn gesät, die dos duh, besonnersch bei de vornehme Leut.

Pfr. Meckel: Deshalb müssen ihnen die Augen geöffnet werden, ehe es zu spät ist. Hören sie nicht auf unsere Worte, werden ihnen die Thaten die Ohren öffnen. Haben die Sozialdemokraten erst noch mehr Sitze im Reichstag, so müssen ihnen doch endlich die Augen aufgehen, so muß doch endlich etwas geschehen für den kleinen Mann.

Roth: Des hab ich jo immer gesagt. Thaten müssen gethan werden.

Windolf: Der Herr wird sie aus seinem Buche tilgen, das er geschrieben hat. Er ist ein eifriger Gott, der ihre Sinden nicht schonen wird. Ich will Euch im Grimm entgegenwandeln und will Euch siebenmal mehr strafen um Eire Sinden, spricht der Herr. Ihrer Bosheit Schuld ist es, daß sie so gestäupt werden. Un die Gewaltigen werden gewaltiglich gestraft werden, un der Tod muß zu ihren Fenstern hereinfallen.

Roth: So is recht, Windolf. So muß es sei.

Windolf: Ich will sie ausfegen, wie man Kot ausfegt, bis es ganz mit ihnen aus ist.

Roth: Guck emol oh, was De all en Deine Biwelstunne gelernt host.

Windolf (heftiger): Die Gottlosen missen die Hefen aussaufen. Die Giter, die sie verschlungen haben, missen sie wieder ausspeien, und Gott wird sie aus ihrem Bauche stoßen.

Roth: Steht das wirklich all in der Biwel? (Immer mehr Leute sammeln sich um Windolf. Roth bringt ihm ein Glas Bier): Trink' erscht emol.

Windolf (schlägt ihm heftig das Glas aus der Hand, sodaß es klirrend zu Boden fällt): Weil sie Lust zum Blute hawen, sollen sie dem Blute nicht entrinnen. Unser Blut schreit um Rache zu Gott, und der Gerechte wird sich freien, wenn er solche Rache sieht! (Man sieht, wie diese Art die Umstehenden erregt.) Das Jahr, die Meinen zu erlösen, ist gekommen. Er thut seinen Mund auf, und er richtet recht und rächt den Armen und Elenden.

Pfr. Meckel: Aber Windolf, Windolf! Rächet Euch selber nicht, heißt's in der Schrift. Und: Du sollst nicht rachgierig sein, noch Zorn halten.

Windolf (immer wilder): Der Herr ruft uns zur Rache, wir folgen ihm. Wehe denen, die an Gott verzagen und nicht fest halten. (Wild um sich fahrend, fast delirierend): Das Schwert, das Schwert ist geschärft un gefegt; das Schwert, das Schwert is gezickt, daß es schlachten soll. Des Herrn Schwert ist voll Blutes. Schwert fahre durchs Land! Hier Schwert des Herrn un Gideon! (Er stürzt hinaus. Einige folgen ihm. Auch Pfr. Meckel verläßt das Zimmer. Die Zurückbleibenden stehen erregt herum.)

Roth: Recht hot er, sag ich. Recht hot der Windolf, un e frommer Mann is es, der uhs de rechte Weg gezeigt hot.

Otto Franz (begeistert): Rächen müssen wir uns. Lang genug hawe se mit uns Schindluder gespielt. Druff sag ich noch emol, wie ich's drinn schon gesagt hawe. Die Gelegenheit is günstig. Polezei is kei mehr do. Mer misse's en zeige, daß mer kei Furcht vor en hawe, vor de Reiche. Die uhs aussauge bis uff de Knoche, die uhs das bißche Holz nit gönne (Bravo!), dem ahme Mann die Spreu nemme (Bravo!!), net emol mer der Gais im Stall 's Lewe gönne . . (Er hält plötzlich ein, denn Johannes Weck ist ins Zimmer getreten.)

Joh. Weck (furchtbar eingefallen, verwahrlost und verwildert. Er geht wie suchend durchs Zimmer. Alle weichen ihm unwillkürlich aus): Wo is se? Kathrin, wo seis De? (Er lächelt blöde): Hos De Hunger, mei Maische, mei Dierche? Solle mer widder betteln geh bei de Reiche un bei de Paffe? (Schreiend): Nah, sag ich Der, nah, liewer verhungern. (Plötzlich sich besinnend): Wo is er dann? der Lump, der Franz, das gute Männche . . . Ich suchen jo ahch . . . als gesucht . . . . (Wieder blöde vor sich hin): Mei Dierche, mei Liebesche, wo seis De denn? . . Gelt, das dut weh, das brennt im Leib. (Schreiend): Hunger haw ich, Hunger! (Er schlingt gierig das Stück Brot in sich, das noch von Otto Franzens Mahlzeit her auf dem Tisch liegt.) . . Siehs De, mei Maische, (er entblößt seinen abgemagerten Arm), e Dreppche is noch drinn fir Dich. (Laut schreiend): Kathrin! . . . hie muß er jo sei, der Lump, der Vagabund. Se hawe jo heut e Versammlung hie, die Reiche. (Er geht wieder suchend durchs Zimmer. Otto Franz ist still in den Saal zurückgetreten. Weck fängt plötzlich an zu weinen und sinkt zu Boden): Mei ahm, ahm Dierche, mei Gahslämmche . . . (Einige springen herbei und setzen den wieder blöd vor sich Hinstarrenden auf einen Stuhl.)

Roth (mit etwas gedämpfter Stimme): Do seht Ersch, do habt Ersch, wie's uhs all noch emol geh werd. Schlagt se dot, de Reiche, die Geldsäck. Wer gitt mit? (Lautes beistimmendes Stimmendurcheinander, auch vom Saal her.) Uffs Schloß wolle mer, hage wolle mer se, die Baronin, daß er kein

Knochen mehr ganz bleibt im Leib; un hole wolle mer uns, was se uhs gestohle hot. (Allgemeiner tumultuarischer Ausbruch.) Halt! Erscht drinke mehr noch ahn do drinn. Aich gewe Freibier. (Lautes Bravorufen. Man läßt den Jakob Roth hochleben. Dann strömt alles in den Saal zurück. Roth zuletzt. Mit einem zufriedenen Blick auf den alten Weck macht er die Saalthür zu. Man hört, wie er von innen zuriegelt.)

Weck (der sich langsam wieder auf die Beine stellt, stiert ihnen eine Weile nach. Dann beginnt wieder das alte Suchen. Von der Straße her hört man Lärm. Weck stutzt einen Augenblick): Wart, Du Lump! do is er ahch derbei. (Er geht erst schnell durchs Zimmer, dann wieder langsam schleichend. Er hat seine Gedanken von eben offenbar wieder vergessen. Im Hinausgehn wieder wie zu Anfang blöde vor sich hin): Kathrin, wo bist De denn, mei Maische, mei Liebesche, mei Lämmche?

Ende des vierten Aktes.

5. Akt.

Drei Stunden später als der 4. Akt.

(In der guten Stube von Pfr. Schneider. Diese liegt neben dem Zimmer vom 2. und 3. Akt. Ein Eckzimmer, in dem zwei Fenster wie in dem andern Zimmer nach der Straße zu gehn, und eins nach einer Nebengasse. Die Einrichtung ist die normal bürgerliche. Plüschmöbel in grüner Farbe. Einige Familienbilder hängen an den Wänden. Nur über dem Sofa hängt ein schöner großer Stich in dunklem Rahmen, nach „Komm Herr Jesu, sei unser Gast“ von Uhde. Das Zimmer wird mittelmäßig erleuchtet durch eine hochbeinige Lampe auf dem dunkelbraun polierten Tisch vor dem Sofa. Grete sitzt stickend in einer Ecke desselben. Man sieht ihr die Unruhe an. Ein Fenster steht auf. Ab und zu kommen ein paar Leute vorüber in angetrunkenem Zustande. Sie sprechen laut oder singen resp. brüllen. Pfr. Schneider steht am Fenster.)

Pfr. Schneider: Wann wollten sie wieder hier sein?

Grete: Um elf Uhr, hat Fritz gesagt.

Pfr. Schneider: Und jetzt ist's schon beinah eins. Was wollt er denn schon wieder mit der Baronin?

Grete: Sie sind in ein Konzert gefahren. Fritz wollte, ich sollte mitgehn, aber ich hatte keine Lust. Du hättest ja auch sonst gar niemanden hier gehabt, wenn Du aus Deiner Versammlung kamst. Es ist gut, daß die Mutter so vergnügt aus ihrem Bade schreibt; da wirst Du hoffentlich bald wieder Deine gewohnte Ordnung haben. (Sie steht auch auf und tritt ans Fenster.) Ich weiß gar nicht, ich bin so aufgeregt. (Sie blickt ängstlich zu Pfr. Schneider in die Höhe.) Es wird doch kein Unglück geschehen sein?

Pfr. Schneider (beruhigend): Nein, Grete, das glaub ich nicht ... Was fährt der dumme Junge auch mit der Baronin und macht uns nun Sorge.

Grete: Da bin ich eigentlich schuld. Ich dachte, es wäre doch für alle Fälle gut, wenn die Baronin einen männlichen Schutz hätte. (Es zieht auf der Straße ein Trupp laut singender Menschen vorbei.) Die Leute sind auch noch so in Bewegung und können keine Ruhe finden.

Pfr. Schneider: Offen gestanden, das gefällt mir auch gar nicht. Der Roth hat doch schon längst sein Wirtshaus geschlossen, hat mir vorhin der Debus berichtet. Die Leute hätten sich längst verlaufen. (Er horcht plötzlich auf.)

Grete: Was war das? Das klang fast wie fernes Schießen.

Pfr. Schneider (nimmt Grete am Arm und zieht sie neben sich aufs Sofa): Komm, Kind, wir machen uns gegenseitig unnötigerweise unruhig. Fritz wird schon bald kommen. Wie leicht kann unterwegs irgend eine Kleinigkeit am Wagen oder sonst passiert sein, das längeren Aufenthalt verursacht und doch nicht der Rede wert ist. Wie oft ist er schon bei ähnlichen Gelegenheiten so spät gekommen. (Beide sitzen schweigend und horchen. Von der Straße klingt wieder Singen herauf. Eine Stimme:

Lebt denn der alte Hecker, Hecker noch?

Eine andere Stimme: Jawohl, er lebt noch. Beide und noch einige fallen im Chor ein:

Er hängt an keinem Baume,
Er hängt an keinem Strick,
Er hänget an dem Traume
Der deutschen Republik.

Allgemeines Gelächter und Gejohle. Im Weitergehn fangen sie wieder von vorne an.)

Pfr. Schneider (mit einem schwachen Lächeln): Wie die Kinder sind sie, und doch nicht ungefährliche Kinder. Ein einziger, ähnlicher Ton, und die alten thörichten Lieder und Gedanken von achtundvierzig her werden wieder lebendig, die sich vom Vater auf den Sohn vererben. (Beide springen erregt auf.)

Grete (den Atem anhaltend): Es kommt jemand.

Pfr. Schneider (ergreift die Lampe und leuchtet auf den Gang. Er ruft ins Zimmer zurück): Beruhig' Dich, Grete, es ist nur der Debus.

Debus (stürmt herein, ohne sich von Pfr. Schneider zurückhalten zu lassen): Die Hallunke! die Erzhallunke! Nach'm Schloß sein se gezoge und blindern alles aus.

Grete (starrt ihn erschrocken an): Und die Baronin! ist sie da?

Debus: Nah. Die is de ganze Awend schon weg, die hat de Schnuppe gemerkt.

Grete (erleichtert): Gott sei Dank!

Pfr. Schneider: Nun erzählt mal ordentlich der Reih nach, Debus. Was ist los?

Debus: Ich kann nit, Herr Parrer. Un wenn Se mich uff'm Fleck dotschlage, Herr Parrer, ich kann nit. Der Verstand stidd mer still. Is

so ebbes schon dagewese? Hot mer schon so ebbes gehört. Is's schon so weit mit uhs komme, daß mer morde un stehle!

Pfr. Schneider: Ihr könnt ja gar nicht seit vorhin im Schloß gewesen sein?

Debus: Nah, Herr Parrer. Bin ich ahch nit. Des is nit möglich. Awer de Rink kam gelafe un hot mersch verzählt. Un de Ställ' hawe se ahch schon ahgesteckt.

Pfr. Schneider: Das wird hoffentlich alles übertrieben sein, wie's bei solchen Gelegenheiten zugeht. (Entschlossen): Jedenfalls muß ich hin. Die Narren bringen sich noch ins Zuchthaus. (Neues Gepolter auf der Treppe.)

Kloos (stürzt herein): Herr Parrer, Herr Parrer! Nei so was!

Pfr. Schneider (stehen bleibend): Was bringt Ihr denn noch für 'ne Unglückspost?

Kloos: Dem Parrer Loh hawe se de Fenstern eigeschmisse, de Bermeister hawe se verhage. Ich gönn's em jo von Herze, awer was ze arg is, is ze arg. Doll un voll sein se, verrickt un iwergeschnappt, sag ich Ihne.

Pfr. Schneider: Ja, weshalb kommt Ihr denn zu mir? Warum habt Ihr nicht gleich Hilfe in der Stadt reklamiert?

Kloos: Ich hawe 's gleich gesagt. Awer se liese zusamme wie geronne Milch un hatte all de Köpp verlorn . . . Was haw ich de Bermeister ahgebrillt. Delegraphiern, delegraphiern, haw ich gebrillt. Er hot als mit'm Kopp genickt un sich sein blaue Buckel geriewe, un drauße hawe se geschrien un geheult, als wenn de Höll los wär . . . Als er endlich widder bei Besinnung war un delegraphiern wollt, war's zu spät. Do hatte se de Delegraph längst verujeniert.

Pfr. Schneider: Ist denn keiner in die Stadt geritten?

Kloos: Nah. Daderzu hat keiner de Mut von dene. Ich wollt jo hin, awer der Parrer Loh schrie als: reit zum Parrer Schneider, reit zum Parrer Schneider. No, un wie's so gitt. Ich uff un dervoh, uff mei'm Gaul hieher galoppiert. So e Dummheit! Alleweil sehn ich's ei. Schon als ich vom Gaul gehippt bin. Awer alleweil is nix mehr zu mache. Se möge sehn, wie se ferdig wern. De Kopp werd's nit gleich koste.

Pfr. Schneider: Ihr könntet eigentlich jetzt noch nach der Stadt reiten.

Kloos: Nah, Herr Parrer. Alleweil sag ich: danke! Daderzu is mer mei Gaul zu lieb. Der soll mer bei dene Dummheiten net druffgeh. Se möge sich als e wink de Buckel verhage. Dos schadd naut un hält wahm.

Pfr. Schneider: Was wollte denn Pfarrer Loh von mir? Besinnen Sie sich doch!

Kloos: Waaß ich's? Luft mußt er sich mache, sonst wär er an sei'r Angst verstickt. Da wern Sie em grad eigefalle sei!

Pfr. Schneider: Ich werde sofort von hier aus telegraphieren, das wird wohl noch gehn.

Grete: Hörst Du nichts? Ein Wagen kommt. Das sind sie. (Grete eilt hinaus, Pfr. Schneider hinter ihr her.)

Kloos (immer noch ärgerlich auf sich selbst): So e Dummheit! Wäre ich doch nach der Stadt geritte. Awer weiß der Deiwel, wann einer eim' so immerzu ebbes vorschreit, nachher folgt mer'm un waaß gar net, wie un warum.

Debus: Schadd naut, daß De hie seist. Hie krieche mer ahch noch ze duh.

Kloos: Was? was is dann hier los?

Debus: Se sein der Baronin uff de Pelz gerickt, hawe er de Ställ ahgesteckt, demeliern irsch Schloß un was waaß ich sonst noch all.

Kloos: Gottverdeppel noch emol! Also hie ahch. Das sein jo sauwre Geschichte, dos muß ich sage. Dos hätt ich nit gedacht, daß se hie ahch schon voll wärn. (Baronin, die sich leicht auf Pfr. Schneiders Arm stützt, tritt ins Zimmer. Sie sieht sehr blaß aus. Der linke Ärmel des Kleides ist ausgerissen, als sie den Radmantel abgelegt hat, sodaß man den bloßen Arm sieht. Vom Oberarm rieselt etwas Blut. Pfr. Schneider merkt in seiner Aufregung nichts davon.)

Pfr. Schneider (zu Debus und Kloos): Schnell herunter. Helft Grete. Mein Sohn ist verwundet. Helft ihr, ihn aufs Bett tragen. (Er vergißt sich und geht selbst mit ihnen. Die Baronin läßt sich matt in eine Sofaecke fallen. Man hört durch die offengebliebene Thür Pfr. Schneiders Stimme): Langsam, Debus. So, jetzt hier neben ins Zimmer .... Nur Mut, Grete, es wird so schlimm nicht werden ... Siehst Du, er kommt schon wieder zu sich. So, jetzt legen wir ihn hübsch aufs Bett, dann wird er sich schon wieder bald erholen. Sollst mal sehen. (Er kommt wieder ins Zimmer.) Einen Schlag über den Kopf muß er erhalten haben!

Baronin: Jawohl. Er beugte sich vor, und fing mit dem Kopfe den Schlag auf, der für mich bestimmt war. Von dem Geschrei und Getobe wurden die Pferde wild. So kamen wir noch glücklich durch .. Wer weiß, ob wir sonst noch lebten. Ich glaube, sie hätten uns zerrissen. (Man hört vom Nebenzimmer ein leises Stöhnen.) Wenn ich's doch nur bekommen hätte! Ich hatte es ja reichlich verdient.

Pfr. Schneider: Seien Sie froh ... Ich hoffe, es wird nicht mehr schlimmer werden. Er blutet zwar tüchtig, aber entzwei scheint nichts zu sein. Der Vorsorge halber habe ich gleich noch zum Arzt geschickt. Mein Junge hat einen dicken Schädel, der zur Not schon mal einen Puff vertragen kann, das weiß ich noch von seinen Kinderjahren her ... Ich atme trotz allem wahrhaft erleichtert auf, nun ich die beiden hier habe. Und Sie sind hier auch augenblicklich am sichersten.

Baronin: Ja, mein Gott, wie kam das nur so plötzlich?

Pfr. Schneider: Jetzt wundern Sie sich, und bisher wollten Sie an so was überhaupt nicht glauben. Einen Augenblick. (Er geht wieder zu seinem Sohn. Die Baronin preßt ihr Taschentuch auf die Wunde am Arm, die etwas stärker blutet. Pfr. Schneider kommt wieder herein.)

Baronin: Jetzt verderbe ich Ihnen auch noch die Möbel.

Pfr. Schneider: Sie sind ja verwundet, und das merke ich jetzt erst! Da sehn Sie den blinden Vater, und ein Ärmel fehlt. Es kam mir doch gleich etwas nicht ganz richtig vor an Ihrem Anzug. Aber diese verflixten Moden heutzutage. Da weiß man nie . . .

Baronin: Es ist wirklich nicht der Mühe wert. Wenn's Ihrem Sohn nur nicht schlimmer geht. Ich kann keine Ruhe finden . . .

Pfr. Schneider: Beruhigen Sie sich. Vor allem müssen Sie jetzt ein wenig verbunden werden. (Er ruft zur Thür hinaus): Grete, komm doch mal eben mit Deinem Verbandzeug. (Wieder zur Baronin): Wie kam denn das nur alles?

Baronin: Es ging alles so schnell, daß ich selbst keine Einzelheiten mehr weiß. Es muß mich wohl einer gestochen haben. (Debus kommt wieder ins Zimmer.)

Pfr. Schneider: Diese Nacht müssen Sie jedenfalls hier bleiben. Und je eher Ihr Wagen fort kommt, um so besser; dann ahnt niemand, daß Sie hier sind. (Zu Debus): Lauf mal schnell hinunter und sag dem Kutscher, er soll machen, daß er fort kommt. Irgend wohin. Am besten fährt er auf Umwegen wieder in die Stadt oder mehr ins Land hinein, denn da ist sicher noch Ruhe. Ja, sag ihm, mehr ins Land hinein, hörst Du? (Debus ab. Grete kommt mit dem Verbandzeug.) Siehst Du, wie gut es ist, daß Du etwas davon verstehst. Jetzt können wir alle Deine Kenntnisse gebrauchen.

Baronin: Fräulein Grete wird mich nicht grade gern verbinden nach allem, was vorgekommen ist.

Grete: Aber ich bitte Sie. (Zu Kloos, der eben ins Zimmer tritt): Laufen Sie mal schnell in die Küche und holen Sie etwas warm Wasser, bitte. (Zur Baronin): Ich kann inzwischen noch mal schnell nach Fritz sehen. (Grete und Kloos ab.)

Baronin: Nein, wie abscheulich habe ich mich benommen, nicht wahr, Herr Pfarrer? Jetzt hab ich auch noch ganz buchstäblich Unglück in Ihr Haus gebracht.

Pfr. Schneider: Aber lassen Sie das doch, bitte, es ist . . . .

Baronin: Schon als wir aus der Stadt fuhren, hörten wir, die Bauern wären hier toll geworden, wir sollten lieber bleiben. Aber ich wollte nicht, und Ihr Sohn auch nicht. Zuerst ging auch alles ganz gut.

Bis auf einmal eine ganze Rotte junger Menschen uns entgegen kam, und ehe wir an etwas Böses dachten, war's geschehen. (Kloos kommt mit dem Wasser. Grete zu gleicher Zeit. Sie wäscht die Armwunde aus.)

Grete: Schlimm ist's nicht, Frau Baronin. In ein paar Tagen ist's wieder ganz heil. (Sie legt einen Verband um den Arm. Pfr. Schneider ist inzwischen zu seinem Sohn gegangen. Kloos steht verlegen herum, und weiß nicht, was er mit sich anfangen soll.)

Grete: So, Herr Kloos, nun dank ich Ihnen auch. Jetzt bringen Sie, bitte, die Sachen wieder hinunter. Vielleicht warten Sie dort noch ein wenig, vielleicht hat mein Schwiegervater noch etwas für Sie zu thun. (Kloos geht mit den Sachen fort.)

Pfr. Schneider (tritt wieder ins Zimmer. Beruhigt): Es ist gut gegangen. Der Junge ist augenblicklich ganz bei Besinnung. Ein Zeichen, daß die Erschütterung nicht groß war. Wir können Gott danken, Frau Baronin, es konnte auch ganz anders kommen.

Rink (stürzt ins Zimmer): Herr Parrer, komme Se, komme Se! Es Schloß brennt. (Er erblickt erst jetzt die Baronin, die sich bei dieser Nachricht ein wenig aufgerichtet hat.) Ach du lieber Gott! (Er läuft wieder fort.)

Pfr. Schneider: Fassen Sie sich, Frau Baronin, ich will retten, was zu retten ist.

Baronin (mit ein wenig zitternder Stimme): Nein, Herr Pfarrer, bleiben Sie hier. Ich bitte Sie, bleiben Sie bei den Ihren. Wenn ich könnte, o! . . . doch es muß nun seinen Lauf haben.

Pfr. Schneider: Nein, Baronin, ich muß hin. Ich habe schon zu lange gezögert. Und wenn nicht um Ihretwillen, dann um der Leute willen. (Zu Grete): Es geht ganz gut, Grete, verlaß Dich drauf. Hier seid Ihr keiner Gefahr ausgesetzt. Zum Überfluß mag der Kloos und der Debus im Haus bleiben . . . Ich kann's nicht länger ruhig mit ansehn. Der Boden brennt mir unter den Füßen. Und bei Euch kann ich augenblicklich doch nichts helfen. Ich muß hin!

Grete: Wenn Dir nun auch etwas geschieht?

Pfr. Schneider: Sie werden ihren alten Pfarrer nicht angreifen, das trau ich ihnen doch nicht zu. Nein, Grete, das ist keine Gefahr. Jede Minute ist kostbar — und wir stehn ja alle in Gottes Hand. Auf Wiedersehn. (Er geht schnell aus dem Zimmer.)

Grete (der es etwas ungemütlich ist allein mit der Baronin): Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich will nur noch mal nach Fritz sehn.

Baronin: Bitte, gehn Sie zu ihm. (Sie geht.) Elende Schwachheit, die mir in allen Gliedern liegt. (Von draußen hört man Gretes Stimme: Aber Fritz, ich bitte Dich, Fritz!)

Fritz Schneider (tritt ins Zimmer. Er schwankt leicht. Um den Kopf hat er eine Binde. Ohne Rock. Sonst noch im Gesellschaftsanzug. Grete sucht ihn vergebens zurückzuhalten. Die Baronin ist aufgesprungen): Bitte, behalten Sie nur Platz, Frau Baronin. (Er führt Grete zum Sofa.) Setz' Dich auch, bitte. (Grete sucht bei ihm stehen zu bleiben. Fritz heftig): Setz' Dich! sag ich Dir. (Sie setzt sich in die andere Sofaecke. Fritz geht langsam zum Fenster und schließt es.) So, jetzt sind wir unter uns. Die da draußen geht das nichts an.

Grete (flehend): Ich bitte Dich, Fritz, rege Dich nicht unnötig auf!

Fritz Schneider: O, ich bin gar nicht aufgeregt, sag ich Dir, gar nicht. (Er stampft mit dem Fuß auf.) Willst Du wohl sitzen bleiben! . . Gar nicht aufgeregt. Nur dies verdammte Brett, das ich vorm Schädel habe seit dem Schlag. (Er drückt stöhnend die Hand vor die Stirn.) . . Was wollt ich doch sagen? Ach so, Klarheit . . jawohl, Klarheit. Also . . . . so, jetzt weiß ich's wieder . .

Baronin: Aber ich bitte Sie, lieber Freund.

Fritz Schneider: Lieber Freund is gut, ha ha ha! . . Wie unschuldig das klingt, nicht wahr, Grete?

Baronin: Sie sind krank.

Fritz Schneider: Da haben Sie leider recht. Immer noch etwas angekränkelt von der sogenannten Moral. Das muß wohl an meinem Pfarrhausmilieu liegen . . Nein, immer noch nicht reif, noch nicht gesund genug zum freien Übermenschen.

Grete: Hören Sie nicht auf ihn. (Qualvoll): Ich weiß ja, wir wissen ja, was Du willst. (Sie springt auf und will zur Thür hinaus.)

Fritz Schneider (ergreift sie und drückt sie von neuem ins Sofa): Hier geblieben, sag ich. Ich werde wahnsinnig, wenn Du nicht endlich mal still hältst. (Er starrt wieder einen Augenblick vor sich hin.) Dies verdammte Brett. Ich will aber, ich will! . . (Zur Baronin): Es ist wenig loyal, das geb ich zu. Aber wir haben auch nicht grade loyal gehandelt, wir freien Menschen, nicht wahr, Grete?

Grete (zur Baronin): Nur Ruhe, lassen Sie ihn . . . um seinetwillen. (Die Baronin lehnt sich wieder zurück.)

Fritz Schneider: Es liegt ein Gewitter in der Luft. Das reinigt. Rein muß die Luft werden. (Draußen auf der Straße wieder lauter Lärm.) Aha, da bricht's schon los. (Er sinkt plötzlich Grete vor die Füße.) Betrogen hab ich Dich, Grete, jämmerlich betrogen . . . Und doch hab ich Dich lieb, nur Dich! Ich kann nicht ohne Dich leben. (Ein Stein fliegt ins Zimmer unter lautem Halloh von draußen. Eine Scheibe zersplittert.)

Grete (stürzt zur Thür): Kloos, Herr Kloos! Herr Debus! (Diese stürmen herein.)

Kloos: Was is? was solle mer?

Grete: Helft mir! (Sie sieht sich nach Fritz um, der ohnmächtig am Sofa lehnt.) O Gott, er ist ohnmächtig geworden. Kommen Sie, wir müssen ihn wieder 'rüberbringen. Aber diesmal ins Bett. (Wieder fliegt ein Stein ins Zimmer. Grete zur Baronin): Gehn Sie, bitte, ins dunkle Nebenzimmer. Man scheint Sie hier zu vermuten. Dort sind Sie sicher.

Baronin: Ich fürchte mich nicht, Fräulein Grete.

Grete (eilig): Ich glaub's Ihnen ja, aber thun Sie's uns zu liebe. (Wieder zu Kloos und Debus, die Fritz Schneider aufgenommen haben): Recht vorsichtig, daß er uns nur nicht in diesem Augenblick wach wird. (Wieder kommt ein Stein geflogen. Grade an Kloos' Kopf vorbei.)

Kloos: Donnerwetter noch emol. (Er will ans Fenster.)

Grete: Hier bleiben, Herr Kloos. Erst den Kranken fortbringen. (Zur Baronin): Gehn Sie, bitte, gleich, eh's zu spät ist. (Die Baronin erhebt sich und geht stumm ins Nebenzimmer.) Jetzt hinüber. Etwas schneller, Herr Debus. (Sie tragen den immer noch Ohnmächtigen hinaus. Von der Straße her immer wilderes Geschrei: Hie is se, nadierlich is se hie . . . Schlagt de Dier ei! Man hört ein dumpfes Krachen. Hurrah, alleweil hawe mer se, alleweil kann's losgieh! Man hört Leute die Treppe hinaufstürmen. Die Thür wird aufgestoßen. Ein Strom erhitzter, betrunkener, meist jüngerer Leute strömt herein. Sie schieben den Debus vor sich her, der den Strom nicht aufhalten kann. Einige sind an ihren blauen Blusen sofort als Bauern zu erkennen.)

Otto Franz: Wo is se? sag ich Der zum letzte Mal.

Debus (sich dumm stellend): Wer?

Otto Franz: Die Baronin. Waaßt's immer noch net, he? (Die Leute verteilen sich im Zimmer, betrachten die Bilder so gut sie noch können und sprechen miteinander.)

Debus: Hie is se net.

Otto Franz: Wo habt Er se versteckt? Fackel net lang.

Debus: Aich hun se net versteckt, aich waaß net. Vielleicht im Keller. (Sofort stürmt ein Trupp hinaus. Debus lächelt dünn.)

Otto Franz: Du lügst. Uff der Stell' sags De, wo se is.

Debus: Vielleicht is se im Gartehaische. Ich hawe so ebbes gehört. Vielleicht, sag ich. Nix gewisses waaß ich net. (Alle bis auf Otto Franz wieder hinaus.)

Otto Franz: Wart, wann De geloge hast, Du ahler Sinder. (Er setzt sich breitspurig auf einen Stuhl): Am nächste Baum werst De uffgehängt.

Grete (kommt ins Zimmer, geht erregt auf Otto Franz zu): Was wollen Sie, was haben Sie in unserm Haus zu suchen?

Otto Franz (gemütlich): Guck emol ah. Halb so wild. Allzuscharf macht schartig.

Grete: Stehn Sie vom Stuhl auf, wenn ich mit Ihnen spreche, Sie unverschämter Mensch. Was haben Sie in fremden Häusern zu thun?

Otto Franz (immer noch gemütlich): Was die blitze kann mit de Aage. Das gefällt mer .... Jo, siehst De, alleweil sein mir owe. Geld un Gut und alle Mädercher sein unser. (Er geht auf sie los): E Kißche in Ehren .. (Grete schlägt ihm ins Gesicht. Debus stürzt auf ihn los und wirft ihn wider die Wand. Otto Franz bekommt den Debus am Hals zu fassen und würgt ihn.)

Baronin (reißt die Thüre auf): Halt! Losgelassen! (Sie hat einen Revolver aus der Tasche gezogen und schießt in die Luft. Debus und Franz fahren auseinander.)

Otto Franz (kreidebleich): Hilfe! Hilfe! (Er will hinaus. Debus vertritt ihm den Weg. Otto Franz stürzt zu dem eingeworfenen Fenster und schreit von neuem): Hilfe! Hilfe! (Von draußen eilen neue Leute ins Haus und ins Zimmer.)

Baronin: Keinen Schritt näher oder ich schieße. Aber diesmal treff ich. (Die Leute schieben sich unruhig unter Lärmen hin und her. Debus hält den Franz mit kräftiger Faust vor die Baronin, so daß keiner von den Leuten, von denen einige Mistgabeln, Dreschflegeln, aber auch Pistolen in der Hand halten, zu schießen und zu schlagen wagt.)

Otto Franz (sich windend): Schießt net. Nur net geschosse. (Grete hat sich dicht neben die Baronin gestellt): Mit der Faust uff se, druff! (Einige springen vor. Ein Schuß knallt, man hört einen Schrei.)

Grete: Barmherziger Gott ... O! (Sie lehnt sich unwillkürlich an die Baronin. Die Rotte macht sich zunächst an Debus und verhaut ihn unter Wutgeschrei. An die Baronin und Grete wagt sich keiner, da die Baronin wieder den Revolver vor sich hält. Sie hat schützend den linken Arm um Grete geschlungen.)

Baronin: Wer mich anrührt, ist des Todes. Vier Schüsse hab ich noch. Zwei für Euch und zwei für uns, wenn's sein muß. (In dem Augenblick, als sich die Leute immer dichter um die zwei Frauen drängen, hört man Pferdegetrappel. Eine Gewehrsalve ertönt. Wildes Schreien auf der Straße und auch sofort im Zimmer! Die Husare sin do, die Husare. Raus! Raus! Alles rennt aus dem Zimmer, um das Freie zu gewinnen. Nur Otto Franz kommt nicht los, da ihn Debus, der sich schnell wieder aufgerafft hat, grade noch erwischt, und nun seinerseits auf den laut Schreienden und nach Hilfe Rufenden loshaut. Die Baronin lehnt bleich am Fenster. Grete ist schluchzend in eine Sofaecke gesunken.)

Kloos (stürzt herein. Ebenfalls arg zerstoßen und zerschunden): Die Neumaläser, die Sakermenter! Die gottverdammte Lausbengel! (Er stürzt sich auch noch auf den Otto Franz): Dich kriehn mer noch weich, verlaß Dich druff! Das soll Der noch lang gedenke, Du Luder, Du Windhund!

Schulinspektor Weber (tritt ins Zimmer, sieht sich erstaunt um): Hier haben diese Menschen auch gehaust, was? Da war's ja höchste Zeit, daß ich kam. Selbst den Pfarrer Schneider haben sie nicht verschont! .. Ei .. ei ... den Volksfreund, den großen ..

Kloos (nach Atem ringend): Von hie is kaum einer von dene Lumpe, kaum einer. Nix als auswärtige. Hätte mer gleich gewußt, was die wollte, nachher wäre meren annersch komme. (Haut wieder.)

Otto Franz: Hilfe! Hilfe! Ich ersticke! Sie schlagen mich tot!

Weber: Lassen Sie den Mann mal los. (Sofort springt Otto Franz, als er sich frei fühlt, der Thür zu. Weber vertritt ihm den Weg): Erlauben Sie einen Augenblick, junger Mann. (Otto Franz tritt ihm vor den Leib, daß Weber ächzend auf die Seite fährt, aber diesmal erwischt ihn der Kloos noch rechtzeitig und hält ihn am Kragen fest. Weber reibt sich den Leib): Nein, das ist doch unerhört. Mich wagen Sie zu treten, mich? Was, Frau Baronin! (Pfr. Schneider und Pfr. Loh treten ins Zimmer. Prallen beide entsetzt zurück.)

Pfr. Schneider (eilt auf Grete zu): Was ist geschehn? Sind die Tollköpfe auch hier gewesen! .. Armes Kind! (Grete ist ihm schluchzend in die Arme gesunken. Pfr. Schneider streicht ihr liebkosend übers Haar und spricht beruhigend auf sie ein.)

Kloos (tritt vor, den Otto Franz immer noch festhaltend): Hier hawe mer de Hauptsinder, Herr Parrer.

Debus: Wann die Frau Baronin nit gewese wär! hätte se uhs all zu Brei verkloppt.

Pfr. Loh (lehnt händeringend immer noch an der Thür. Völlig fassungslos): O . . o . . o . ! . . O, Gott im Himmel! barmherziger Himmel. . Wie mag's bei mir zu Hause aussehn.

Kloos (trocken): 's trifft immer de uhrechte, Herr Parrer, do verlasse Se sich druff. Bei Ihne werd alles wieder so hibsch und sauber sei wie vorher.

Grete (plötzlich): Fritz! . . Mein armer Fritz! (Sie eilt hinaus. Man hört Sporenklirren auf der Treppe.)

Pfr. Schneider (zu Kloos und Debus): Nehmt den mit. Wir wollen ihn dem Herrn Lieutenant übergeben. (Sie gehn ab. Otto Franz' laut heulend.)

Weber: Siehst Du, lieber Franz, hab' ich's nicht gleich gesagt? Ohne mich wärt Ihr jetzt alle Leichen.

Pfr. Loh (händeringend): Hör auf! Ich bitte Dich. Ich hab so schon genug. Im neunzehnten Jahrhundert solche Roheiten. Leben wir denn im finstersten Mittelalter? ist man denn nicht mal mehr seines Lebens sicher? — Meine arme Frau!

Weber: Wo hast Du die denn gelassen?

Pfr. Loh (jammernd): Zu Hause! Sie wollte nicht mit.

Weber: Weshalb denn nicht?

Pfr. Loh: Sie konnte sich nicht von ihren Einmachtöpfen trennen . . O Gott, o Gott! Wenn sie doch wenigstens eine Pistole hätte. Aber

nichts, nichts als ein paar Feuerzangen sind in unserm friedlichen Heim. Wie werd ich sie wiederfinden!?

Weber (geschäftig): Da wollen wir doch auch gleich den Lieutenant aufsuchen, der muß gleich mal auch bei Dir zu Hause nachsehn. Wer weiß, wie Du's finden wirst. (Zur Baronin): Ich empfehle mich, gnädige Frau. (Er geht mit Pfr. Loh ab, der die Baronin nicht grüßt. Dazu ist er viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt . . . Pfr. Schneider kommt wieder ins Zimmer.)

Baronin (die die ganze Zeit starr und stumm dagesessen hat, erblickt ihren Revolver, der vor ihr auf dem Tisch liegt. Schlägt die Hände vors Gesicht): Ich habe einen erschossen.

Pfr. Schneider: Da irren Sie sich, gnädige Frau. Er ist nur leicht verwundet. Der Arzt hat mir's selbst gesagt, der eben bei meinem Sohn ist.

Baronin: Leicht verwundet, sagen Sie, leicht verwundet? Mir ist's wie im Traum. Wache ich wirklich? Hat mich nicht einer von diesen betrunkenen Menschen anfassen wollen? (Sie schüttelt sich): Nur nicht anrühren, nur das nicht. Lieber tot.

Pfr. Schneider: Es ist keine Gefahr mehr, Frau Baronin. Sie haben sich tapfer gehalten. Lieutenant von Sturm hätte Sie gerne jetzt schon persönlich gesprochen, aber ich bat ihn, das auf morgen zu verschieben, da Sie sich doch zu angegriffen fühlen dürften.

Baronin: Es war etwas viel, sehr viel, diese letzte halbe Stunde.

Pfr. Schneider: Ich glaub's Ihnen. Ich war doch etwas zu vertrauensselig. Doch nun ist's ja für uns noch leidlich abgegangen .... Aber diese armen Verführten, diese Dummköpfe. Ich kann nicht anders, ich muß schon wieder an sie denken . . . Wie wird's jetzt wieder losgehn. Ich hör's schon ordentlich. Umsturzgesetz . . oder allermindestens Verschärfung des Vereinsgesetzes. Aber nur ja keine Reform. Nein! . . Nein! . .

Baronin: Habe ich wirklich niemand getötet?

Pfr. Schneider: Ich versichere Sie. Einer ist leider geblieben. Aber vor Ihrem Schloß . . . Es steht übrigens noch wohlbehalten auf dem alten Fleck ... Der Lieutenant kennt den Mann persönlich nicht. Er lief den Aufrührern voraus, den Husaren entgegen, wie er mir erzählt hat. Wahrscheinlich, um zu vermitteln. Er griff aber thörichter Weise dem Vordersten, der sein Gewehr wie alle anderen im Anschlag hielt, in die Zügel und schlug nach dem Gewehr, das sich selbst entlud und ihn tötete. In all dem Trubel hab ich ganz vergessen, bei den Leuten zu fragen, wer es ist. Der arme Mensch! Schrecklich, daß es nicht wenigstens ohne das hat abgehn können.

Grete (in der Thür zu Pfr. Schneider): Du möchtest einen Augenblick 'rüber

kommen, hat der Arzt gesagt. (Pfr. Schneider geht mit einer entschuldigenden Handbewegung. Die Baronin sinkt wieder ins Sofa zurück.)

Debus (tritt ein, blickt die Baronin schüchtern an, geht vorsichtig ein paar Schritte näher. Mit stockender Stimme): Ich wollte Ihne noch danke. Sie hawe mersch Lebe gerettet. Ich sein verheiratet un hawe drei kleine Buwe. Das vergeß ich Ihne nit. Nie! (Er streckt ihr treuherzig die Hand hin).

Baronin (schlägt ein): Ich danke Ihnen, das thut mir wohl. (Debus geht wieder ebenso vorsichtig aus dem Zimmer. Auf der Straße ist alles ruhig geworden. Nach ein paar Augenblicken tritt Johannes Weck ins Zimmer. Er trägt einen großen Grasbüschel in der Hand. Seine Aufregung hat sich gelegt. Pfr. Schneider kommt ebenfalls wieder).

Pfr. Schneider (schon an der Thür): Es steht alles gut. Nur Ruhe muß er haben, hat der Arzt gesagt. Daran wird's hoffentlich jetzt nicht fehlen. (Er erblickt den alten Weck). Was? Weck? Wo kommt Ihr denn her?

Weck: Woher werd' ich komme, Herr Schneider! Nicht weit her. Vom Schindanger, Herr Schneider. E schän Plätzche heit Awend, wo der Vollmond durch die Danne scheint, un's Gras drumherum noch griner is als sonst.

Pfr. Schneider (erstaunt): Was wollt Ihr denn da?

Weck (langsam kommen ihm die Thränen und laufen ihm während des Sprechens über die Backen): Was ich da wollt? Ich weiß net. Awer, was ich gesune hawe, das weiß ich.... Mei ahm Dierche, mei Kathrinche!... Da lag se so brün un mager im Gras, un der Vollmond schien uff se, un se war ganz grien, als schien's Gras dorch se dorch .. un hie den Bischel hot se im Mund gehabt.

Pfr. Schneider: Was? Das versteh' ich nicht?

Weck: Hie den Bischel, verstehn Se. Wisse Se, Herr Schneider, (er schüttelt den Grasbüschel heftig) verhungert is se. Do hot se noch emol in den Bischel gebisse. Verstehn Se? Ha, ha, ha! Do hot se doch noch ah Mol ebbes zu beiße gehabt. (Pfr. Schneider starrt ihn entsetzt an. Weck setzt sich. Wieder ganz still. Vor sich hin): So hat se de Mutter Nadur wieder uffgenomme in ihrn Schoß und hot er de ewige Ruh gegewe. (Sieht Pfr. Schneider an.) Ich wollt', ich wäre uff'm Schindanger gebliwe, Herr Schneider.

Pfr. Schneider: Nein .. Nein! .. (Auch die Baronin ist erschüttert.)

Weck (wieder erregt): Awer erscht sollte Sie den Grasbischel seh, hie den Bischel, Herr Schneider, verstehn Se mich. Un ersch stoppe ich noch ihr'm, ihr'm Mann 's Maul dermit, daß er grad so daliegt, der Lump. Nor net so mager und durchsichtig, der Hund! (Er stiert wieder vor sich hin.) Mei ahm Gahslämmche ... (Längeres Schweigen. Schließlich tritt Pfr. Schneider schwer atmend ans Fenster, wie nach Luft ringend.)

Baronin (springt auf): Ich kann nicht mehr. Ich ersticke. Länger halt ich's heute nicht mehr aus. Ich will ruhen, nur eine Stunde ruhen und nichts mehr sehen und hören .. Den Wald schenk' ich der Gemeinde. Ihren Sohn grüßen Sie von mir. Er soll glücklich ... (Erst jetzt bemerkt sie, daß Pfarrer Schneider ihr gar nicht zuhört). Woran denken Sie, Herr Pfarrer?

Pfr. Schneider (fährt jäh auf): Ich dachte .. O, dieser Weck .. Es ist entsetzlich. Wie kann's da Frieden geben ... Ich dachte an Jeremias, der auch das tiefste Elend seines Volkes hat miterleben müssen und vorausahnend zu Anfang seines Buches schreibt: Mir ist herzlich weh, denn ich höre eine Feldschlacht. Daran dachte ich. (Die Baronin schweigt einen Augenblick. Man hört unten einen Trupp Männer in gleichem, schwerem Tritt vorüberkommen.)

Pfr. Schneider (beugt sich aus dem Fenster): Wen tragt Ihr da?

Windolfs Stimme: Mir trage de Parrer Meckel.

Pfr. Schneider: Ist er krank geworden?

Windolf (schluchzend): He is dot.

Pfr. Schneider (mechanisch zur Baronin): Er ist tot ... dann war das der Mann, der dem Husaren ...

Weck: Ha, ha, ha ... Schwarz un grin, alles dot .. hi .. hi .. hi ..

Ende des fünften Aktes.



Unser Dichteralbum.

Alles.

Laß uns noch die Nacht erwarten,
bis wir alle Sterne sehn;
falt' die Hände — in den harten
Steigen durch den stillen Garten
geht das Heimweh auf den Zehn.

Geht und holt die Anemone,
die du einst ans Herzchen drücktest,
geht umklungen von dem Tone
einst des Baums, aus dessen Krone
du dein erstes Fernweh pflücktest.

Und du schüttelst aus den Haaren,
was dir an der Seele frißt,
selig Kind mit dreißig Jahren,
Alles wirst du noch erfahren,
Alles, was dir heilsam ist.

Berlin-Pankow. — Richard Dehmel.

Perdita.

Ein Herbsttag war's — da Du von mir geschieden
Mit einem letzten, langen, herben Kuß,
Der unsrer Trennung Schmerz, die stumme Qual,
Und all die heiße Sehnsucht in sich barg,
Die schweigend noch durch unsre Herzen glühte . . . .

Dann kam der Winter mit den weißen Flocken,
Mit grimmer Kälte und mit Sturmeswehen,
Der Winter, der Dich frostig rings umgab,
Bis er Dir lauernd in das Herz gefroren . . . .

Nur spärlich ab und zu erhielt ich Kunde
Aus weiter Ferne, wo Du weilen mochtest —
Gleichgült'ge Boten Deiner Hand — die sagten,
Daß treulos Du geworden, daß Dein Herz
Im Wintersturm des Lebens jäh erstarrt, —
Daß jene stillen Träume Deiner Seele,
Die oft in Sommers Tagen Dich umsponnen,
Wenn wir in stillverborgnen Blütenhainen
Ein keusches Glück gesucht — zerronnen seien; —
Daß sie dem Maskenjubel trunkner Nächte,
Dem öden Mummenschanz des Karnevals
Mit seinem Schellenspiel den Platz geräumt, —
Daß Dir die Pforten aufgethan das Reich
Erlognen Glückes und geschminkter Freuden!

So lebtest Du im Jubelrausch. — Doch nun
Ist ausgetobt Dein Herzenskarneval —
Der Morgen fand Dich mit den welken Blumen,
Und zitternd sah das junge Tageslicht
Verschliffne Seide und verblaßte Bänder,
Und ein zerdrücktes Herz voll stummen Jammers,
So elend, als es eben glücklich war. —

So kam der Morgen . . . Fremd und rauh und kühl
Blies Dir sein Hauch ins heiße Angesicht,
Und weht' die Schleier fort, die Deinem Blick
Des eitlen Prunkes schalen Kern verhüllt'. —
Und als Du sahst den widerlichen Tand,
Da wandtest schauernd Du Dein Antlitz fort
Und flohst, von bangem Heimweh jäh erfaßt,
Zum Port zurück, von dem Du ausgekehrt. —
So fand ich wieder Dich, doch nicht wie einst,
Dein Antlitz furcht' ein stiller Leidenszug,
Um Deine Lippen zuckt' verhaltnes Weinen,
Indes von Thränen noch Dein Aug gerötet —
Und Deine Sprache klang so welterfahren,

So klug und kühl und ohne Leidenschaft,
Nur gar so müd, so still und weltenmüd. . . .

Und als Du so vor meine Augen tratest,
Da fühltest Du, daß tief mein Herz Dir grollte,
Daß es verloren Dich, vergessen wähnte,
Und neigtest schuldbewußt und stumm das Haupt. —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Doch als ich so Dich sah in stillem Dulden,
Ein traurig Bild zerschlagnen Erdenhoffens,
Und all die Sehnsucht, all die heiße Gier
Nach einem späten Glück, das alles sühnt,
Aus Deinem Auge sprach . . . . . Da war es mir,
Als zög' ein lauer Tauwind durch die Seele —
Das Mitleid schmolz des Herzens starre Rinde
Zu milden Thränen, die ins Aug' mir traten,
Und die Dir sprachen, daß mein Herz vergeben,
Eh' es noch Deine tiefste Schuld geahnt. . . . .
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Und wieder kam ein linder Frühlingstag,
Die ersten Blüten schwankten auf den Bäumen.
Die Vögel jubelten im heitern Blau,
Die goldnen Käfer summten in den Zweigen,
Und hie und da schon schweifte durch die Fluren
Im Liebesspiel ein junges Falterpaar . . . .
Es war so ernst und still, nur manchmal leise
Durchrauscht ein Windeshauch das junge Grün,
Als störte rings das tiefe, sel'ge Schweigen
Ein brünstig Liebesflüstern der Natur,
Als lockte sie uns tiefen Atemzuges,
Wie Flammenküsse ihren Duft zu trinken. . . .
Wir aber wandelten in tiefem Schweigen
Einsam und sinnend durchs Gerанke hin —
Du hieltest ängstlich scheu den Blick gesenkt,
Nur manchmal, wenn Dir im Vorübergehen
Ein Blütenzweig die bleichen Wangen streifte,
Sahst Du mich an mit fragend großem Aug',
Als wärst Du jäh aus schwerem Traum erwacht . .
Ich aber schritt und sprach kein einzig Wort,
Ein stummer Schmerz nur schnürte meine Kehle,
Und wenn Du wegsahst, streifte prüfend leise
Mein Auge Dich mit scheu verstohlnem Blick
Und hing mit tiefem Weh an Deinen Zügen,
An Deinen stillen müden Dulderzügen,
Aus denen soviel tiefes Hoffen sprach,
Und soviel lang' getragne stumme Reue . . . .
Da bliebst Du plötzlich stehn — und sahst mich an,
Als tränkest Du mit Deinem heißen Blick

Mein volles Herz und meine ganze Seele —
Und sanft umschlang ich Dich mit meinem Arm
Und flüsterte Dir leise: „Frühling ist's,
Die Luft ist lind und lau — die ganze Welt
Durchweht ein Hauch von jungem Liebesglück —
Die Sonne glüht, der Himmel ist so hoch,
So weit und blau — sieh dort im Sonnenglanz
In trunkner Lust zwei junge Falter wiegen,
Ein Liebesjauchzen geht durch Wald und Flur —
Die Erde liebt — laß uns den Groll vergessen —
Kam uns der Frühling? — Laß uns glücklich sein!"
Und als Du bebend mit dem Köpfchen nicktest
Und schluchzend an die Brust mir sankst — da zog
Ein Frühlingshauch durch unsre müden Seelen —
Ein Hauch vom Glück — das über Wolken blaut. . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und lange drückt' ich stumm Dich an die Brust —
Dann sprang ich auf und schüttelt' lachend
Mit starker Hand den jungen Kirschenbaum,
Und Blüten, weiße Blüten sanken nieder
Und fielen auf Dein duftig Lockenhaar,
Doch meine Lippen küßten sie zu Tode —:
„'s ist Frühling — opfert Blütenhekatomben
Für diese einz'ge junge Menschenblüte!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wien. Paul Wilhelm.

Moderne Ballade.

Vom hingewelkten Tage sterbensmatt
Ruht noch im Morgentraum die stolze Stadt,
Nur hin und wieder Schritte in den Fernen:
Der Lampenmann verlöscht die Gaslaternen.

Tief eingemummt in seinem Paletot
Huscht einer da vorbei — hat irgendwo
Sich wohl verspätet —; zu des Tages Werken
Soll ihm ein Stündchen Rast die Seele stärken . . .

Am Prellstein lehnt ein Polizist gemach
Und sieht dem drallen „Millimädel" nach,
Das, die gefüllten Eimer schwenkend, munter
Von Haus zu Haus die Straße eilt hinunter.

Und wieder ist es still weitum und tot —
Es träumt der Überfluß, es träumt die Not
Den bösen Traum, den sie geträumt hienieden,
Seit sich in reich und arm die Menschen schieden.

Da dröhnen Schritte ungleichmäßig, schwer,
Es führt die Wache Vagabunden her,
Auf die schon lange harrt der grüne Wagen,
Zur fremden, strengen Heimat sie zu tragen.

Zum Teil gefesselt und zum Teile frei,
So stapfen sie am Trottoir vorbei,
Mit Thränen die, und die mit frechem Lachen,
Wie träumend die, und die in wüstem Wachen.

In dumpfer Schweigsamkeit die einen ziehn
Den alten Pfad zum alten Elend hin,
Indes die andern lärmen, fluchen, schrein,
Bis sie zur Ruhe zwingt des Führers Dräu'n.

Die Stadt jedoch, sie schlummert weiter, fest
Das Haupt ins Daunenkissen eingepreßt,
Gleich wie ein Trunkner nach dem Bacchanale,
Wenn voll sein Kopf und leer die Freudenschale.

Die Fenster sind verhängt allüberall,
Die Thüren zu, und nur der Schritte Schall
Vom Schüblingskorps dröhnt dumpf die Makadame
Entlang — niemand zur Lust, niemand zum Grame!

O schlummre, Stadt! Daß dir ein guter Geist
Im Traum den Weg zum Paradiese weist,
Aus roten Rosen mög' er Kränze binden,
Um deine heißen Schläfen sie zu winden.

Denn nimmer wissen darfst du, Sündenweib,
Was jetzt der Arzt beginnt mit deinem Leib,
Nicht schaun die Wunden, nicht die Schmerzen spüren,
Da sie im Morgentraum dich amputieren.

Brünn. Ottokar Stauf v. d. March.

Das Christusbild.

Ich bin im Dom. Die Nacht ist still und mild.
Der Mondschein gleitet durch die Fensterbogen
Und streift mit bleichem Licht ein Christusbild.

Die heilige Lampe löscht. Mit finstern Wogen
Umspült das Dunkel mich im öden Raum.
Seltsam gespenstisch fühl' ich mich umzogen,

Und alles scheint verfließend wie ein Traum.
In mich versinkend, schließ' ich meine Lider. . .
Was um mich vorgeht, ich vernehm' es kaum.

Da, jetzt erweckt ein bleicher Schein mich wieder —
Dicht vor mir steht die marmorne Gestalt,
Von ihrem Postamente stieg sie nieder,

Und spricht zu mir: „Du siehst mich hart und kalt!
In meinen starren Gliedern fließt kein Leben,
Nicht mehr der Liebe heilige Gewalt

Kann mir wie einst des Daseins Freude geben.
In tote Tempel schließt man hart mich ein,
Und läßt das Volk vor meinen Dienern beben.

Und nicht mehr darf ich lehren und befrein!
Ein alter, blinder Zauberer, der Glaube,
Hat mich zu Gott verwandelt und zu Stein!

Grausames Schicksal, dem ich ward zum Raube:
Kein Mensch mehr bin ich, bin nicht gleich euch mehr
Und bin wie ihr entsprossen doch dem Staube!

O glücklich spielt das Leben um euch her.
Ich aber bin in kalte Form gezwungen,
Ein toter Fels im lebensprühnden Meer,

Ein Bild versinkender Erinnerungen.
Drum ruf' ich dich und deiner Brüder Heer . . . ."

Was? — Halt! — Die Worte sind verklungen.
Von dem Altare schaut das Christusbild
Auf mich herab so bleich, so mild . . . .

Es kam ein Tag . . .

Es kam ein Tag, der wollte heller werden
Als alle andern Tage. Jugendschön
Stieg er empor zu seinen Höhn.
Lichtüberflutet war es rings auf Erden.
Und zog an unsichtbarer Flechte,
Unsichtbar noch in all der Pracht
Hinter sich her die eine Nacht,
Die dunkler war als alle andern Nächte.

München. Wilhelm von Scholz.

Adam und Eva und der Tod.

Und über Edens wunderbare Blütenpracht
Sinkt eine weiche, dunkelblaue Sommernacht.

Auf keuschem Blumenpfühl liegt Adam tief im Traum.
Ein seliges Klingen zittert durch den Weltenraum.

Doch Adam seufzt tief auf und sieht mit müdem Blick
Weit in die weiße Welt, auf Edens Kinderglück . . . . .

Da kichert's wie ein Täubchen lockend durch die Nacht:
Zu seinen Füßen dehnt sich Evas Gliederpracht —

Wie feurige Schlangen fährt es jäh durch Adams Blut,
Wie eines höchsten Glückes selige Sonnenglut, — —

Wild jauchzend sinkt er in des Weibes nackten Schoß:
Und Leben ringt von Leben glühend heiß sich los . . . . . .

Fern aus der Ewigkeit wie Wintermorgenrot
Hebt sich ein dunkler Schatten riesengroß: der Tod! . . . .

Berlin. Hans Benzmann.

Die Schuldigen.

Du kamst mir, wie ein junger Maientag,
Der still und hell in weißem Blütenkranze
Hinwandelt ob der Erde, wie ein Traum — — —
Das Auge schlug ich auf, das lichtentwöhnte,
Und breitete die Arme. — Und durchs Herz
Zog mir ein Klingen, klar, wie Glockenklang
Am heiligen Osterfest — —
Und Auferstehung feierte mein Herz;
Das war das Glück, das große Sonnenglück,
Von dem es träumte in der Nacht der Qualen,
Nach dem es wild und heiß sich stets gesehnt,
Das war der Frühling. — Ach, ich war so glücklich
Und wollt so gern beglücken —
Armes Weib!
Statt Glück und Lust gab ich dir Qual und Elend;
Vergiftet war der Becher, draus du trankst,
Doch nicht von mir; auf heb' ich meine Hände
Und sie sind rein — —
Die Schuldigen sind sie, die guten Freunde,
Die, hinter süßem Lächeln hämisch züngelnd,
Gift und Verleumdung spie'n — verruchtes Pack,
Das neidend sich an unserm Glück vergriff.
Was thaten wir euch?
Daß meine blanke Ehre ihr besudelt,
Des lacht' ich Hohn; zu schad' ist mir mein Schwert
Für eure Brut; euch setze ich aufs Haupt,
Das zischende, mit eh'rnem Tritt den Fuß.
Doch daß ihr sie geknickt, die arme Blüte,
Und ihres Herzens Frühling schändetet,
Vergeb' ich nie. — —

Bis grau mein Haar, im Tod sich neigt mein Haupt,
Denk' ich des Tags, an dem sie aufgegangen,
Die Höllensaat, die liebend ihr gesät,
Und bis mein Auge bricht, seh' ich ein Bild
— In Nacht und Tag soll's mir vor Augen stehen —
Das Bild der Todesqual, die ihr verschuldet.
Da lag sie vor mir. — Wild in Krämpfen bebend
Der arme Leib — die Augen müd geschlossen —
Aus diesem totenbleichen Antlitz starrten
Die Qualen eines ganzen Menschenlebens,
Und jäh bäumt sie sich auf und greift nach mir:
„Ich kann nicht mehr; ich bin so krank, so krank!"
Ah, dieses Wort und dieser Stimme Klang —
Noch gellt im Ohre mir der wilde Schrei
Und seine Krallen fühl' ich noch im Herzen.
Ich aber stand — ohnmächtigen Jammers Bild,
Die Faust geballt und in die Zähne knirschend,
Und konnt' nicht helfen. —
Doch hätt' ich eurer einen jetzt gehabt,
Ich hätt' ihn eisern in die Knie gebrochen:
„Sieh hin, du Hund! Das ist dein Werk, dein Werk.
Gefällt es dir? — Ja, ihr seid gut und fromm.
Daß meine blanke Ehre ihr besudelt,
Des lacht' ich Hohn; doch daß ihr sie geknickt
Und ihres Herzens Frühling schändetet,
Vergeb' ich nie! — Dafür will ich euch hassen
Mit allen Gluten meiner wilden Seele.
Das letzte Fünkchen, rot aus Asche züngelnd,
Der letzte Feuerschein, der blutig leuchtend
Vor ewiger Nacht mir durch die Seele zieht,
Haß schreit er gegen euch. — Seid all' verflucht!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Du aber, armes Weib, sei mir gesegnet!
Heb' auf das Haupt und trag' es frei und stolz;
Wenn je ein Mensch, du darfst's, denn du bist groß,
Du Heilige des Liebens und des Duldens.
Sieh her — die stolze Stirn, die nie sich neigte,
Tief beug' ich sie vor dir; — denn du bist groß. —
Aus deinen Thränen will ich Perlen bilden,
Rubinen aus dem Blut, um mich vergossen;
In deiner Liebe Gold faß' ich die Pracht
Und forme eine Krone draus für dich — —
Die will ich jubelnd auf das Haupt dir drücken,
Aufs süße, junge, frühlingsholde Haupt,
Und knieend will empor ich zu dir jubeln:
O meine Königin, sei mir gesegnet!

Zehlendorf-Berlin. Paul Bornstein.

Kuckuckslied.

Kuku! Kuku!
Flieg' ein und aus,
Hab' in der Welt
Weder Hof noch Haus,
Weder Gut noch Geld,
Kuku! Kuku!
Doch ein Herz voll Mut
Und zwei Flügel gut,
Und Liebe im Leib,
Und ich lock' mir ein Weib.
Kuku! Kuku!
Süßes Weibchen, ich bin's, der ruft,
O komm' zu mir durch die stille Luft!
Wir wollen durchjubeln die Frühlingszeit,
Wo so grün die Welt und der Himmel so weit!
Du sollst dich nicht grämen mit Sparen und Borgen,
Sollst mir nicht versauern in Hausfrauensorgen;
Und giebt's einen Jungen, den legen wir fein
'nem soliden Eh'paar ins Nest hinein.
Und der Junge soll werden mein Ebenbild,
Soll nichts erben und nichts erwerben,
Soll werden ein Kuckuck, froh und wild,
Soll strolchen, wie wir, durch die blaue Luft,
Und im nächsten Lenz unser Junge ruft:
„Kuku! Kuku!
Flieg ein und aus,
Hab' in der Welt
Weder Hof noch Haus,
Weder Gut noch Geld,
Kuku! Kuku!
Doch ein Herz voll Mut
Und zwei Flügel gut
Und Liebe im Leib,
Und ich lock' mir ein Weib.
Kuku! Kuku!"

Graz. Ladislaus Gumplowicz.

In meinem Herzen —

Ein Interieur.

In meinem Herzen giebt's kein' Ruh',
Da geht's wie im Münchener Hofbräu zu.

Auf Tischen und Tonnen, kreuz und quer,
Sitzt alles mögliche Volks umher.

Schwärmen und lärmen, radauen und schrein,
Eilen hinaus und kommen herein.

Zwei Kammern sind da und dahinter zwei Stuben,
Sitzt alles voll von Mädeln und Buben.

Müssen da drinnen sakrisch schwitzen,
Denn ich habe nun mal so viel innere Hitzen.

Doch wer mir nicht paßt und sich schlecht aufführt,
Wird kurzer Weile herausexpediert.

Und dann rumoren und schaffen dadrinnen
Die saubersten Münchener Kellnerinnen.

Wackere Mädeln, zwanzig an Zahl,
Doch wechsle ich oft mit dem Personal.

Die Vroni und Moni, die Stine und Tine,
Die Greti und Käthi, die Mine und Line,

Die Beppi und Gusti, die Hanni und Anni,
Die Loni und Toni, die Fanny und Nanni

Laufen alle da drinnen herum,
Machen viel Lärm und machen mich dumm.

In einer Ecke hocken beisammen
Vierundzwanzig alte Flammen.

Und in der entgegengesetzten Ecken
Achtundzwanzig neuere stecken.

Setzen sich da auf ein Weilchen nieder,
Saufen sich voll und trollen sich wieder.

Stammgäste giebt's nur eine kleine Zahl,
Sind mir die liebsten im ganzen Lokal.

Lümpchen und Dächschen — Freunde, zwei, drei,
Meine Mutter und Schwester sind auch dabei.

Sitzen da treu, wanken nicht von der Stelle,
Oft ist's ihnen freilich wie in der Hölle.

Doch all das andere Weiberpack
Ist eigentlich gar nicht nach meinem Geschmack.

Muß nun aber fürlieb doch nehmen,
Denn der Wirt soll sich den Gästen bequemen.

In der größeren Kammer mitten drin
Schläft eine leibhaftige Königin.

Doch mach' ich allwöchentlich Rebellion,
Setz' eine andere auf den Thron.

Zur Zeit regiert gerad Gretchen, die achte,
Ihre Vorgängerin es nicht lange machte.

Es war gewesen Anna, die zwölfte,
Vor Ihr verkrachte Elschen, das elfte.

Wenn Gretchens Regierung abgethan,
So kommt Mariechen, das achtzehnte, dran. — —

Nun sitzt da, in einem Eckchen verborgen,
Ein Pärchen, das macht mir besondere Sorgen.

Sind zwei zuwidere, zänkische Leut',
Thuen jedennoch gewaltig gescheut.

Können sich nie und nimmer vertragen,
Sind Stammgäst', und ich kann keinen verjagen.

Machen mir tags und nachts Skandal,
Und verschimpfieren mein schönes Lokal.

So daß aus Furcht vor dem wüsten Treiben
Mir die besten Gäste draußen bleiben.

Der eine der beiden ist ein Poet,
Ein tüchtiger, der sein Handwerk versteht.

Noch etwas grün oft, doch wächst er sich aus,
Wird sicher ein rechter Kerl daraus.

Aber der andre — du meine Güte,
Daß Euch der Himmel vor dem behüte.

Das ist ein Schinder, der bringt mich von Sinnen,
Sitzt aber auch nun mal in mir drinnen.

Ist ein rastlos grübelnder Mann,
Ein Zweifler, Nörgler, Gedankentyrann.

Was der eine liebt mag der andre nicht leiden,
So raufen und prügeln sich die beiden.

Schlagen die Maßkrüge sich an die Köpfe,
Und sind doch beide gar arge Tröpfe.

Und aus dem Geschrei bei der dummen Geschicht'
Wird mein Lebtag kein Gedicht.

Der Philosoph würd' gar weise sein,
Da pfuscht ihm nun der Poet darein.

Der Poet könnt' ein lieblich Leben sich zimmern,
Möcht' er sich nur um das Denken nicht kümmern.

Was der eine heißt schlecht, nennt der andere gut,
Der eine bereut, was der andere thut.

Der eine seciert die Poesie,
Der andre verlacht die Philosophie.

Was der eine erschafft, zerstückelt der zweite,
Was der eine erlebte, der andre bereute.

Poussiert der Poete die Kellnerinnen,
Bellt der Philosoph: „Mensch, bist du von Sinnen?

Diese Mädchen sind nicht für Dich erschaffen,
Sind gerade gut für Narren und Laffen."

Der Poet denkt: „Was geht das den Sauertopf an,
Ist enthaltsam, weil er schon nicht mehr kann.

Und nicht mal so'n bißchen Poussiererei
Gönnt einem der Teufel — was ist denn dabei?"

Der andre ausführlich nun demonstriert,
Warum es dumm sei und fad und borniert.

Und wieso die Liebe den Menschen betrügt,
Und der Mensch nur immer sich selber belügt.

Und die Poesie doch nur Lügen sei
Und die Welt im Grund eine Sauerei.

Der Poet sagt: Mich treibt's in die Welt hinaus.
Der Grübler sagt: Bringst dir 'nen Schnupfen nach Haus.

Der Poet sagt: Bin in die Tina verliebt.
Der Grübler sagt: Bis es ein Kindlein giebt.

Der Poet sagt: Ich bin ein Geistestitan!
Der Grübler: Und hast einen hohlen Zahn!

Der Poet sagt: Hellenische Schönheit ich seh!
Der Grübler: Sein Hühneraug' thut heut nicht weh!

Der Poet schreit: Schuft, dein verdammtes Grübeln
Kann unsereinem die Welt verübeln.

Sagt der Grübler: Du alter Lügenfritze,
So gönn' mir doch meine schlechten Witze.

Der Poet seufzt: Die Welt ist ein Jammerthal.
Der Grübler: Bei schlechter Verdauung zumal.

Der Poet ruft: Nein, doch nicht, die Welt ist vollkommen,
Der Grübler: Jetzt hat er drei Cognaks genommen.

Der Poet sagt: Die Liebe ist Höchstes im Staat.
Der Grübler: Heut Mittag gab's Selleriesalat.

Der Poet sagt: Gemeinheit und Neid werd' ich strafen.
Der Grübler fragt: Hast du heut Nacht schlecht geschlafen?

Der Poet sagt: Will heut dich mit Bier regalieren.
Der Grübler: Bis ich dich nach Hause muß führen.

Der Poet sagt: Ach was — heut gehn wir zum Wein.
Der Grübler: Der Kater geht hinterdrein.

Der Poet sagt: Ach was, will Kater erdulden.
Der Grübler: Und ich muß den Zustand entschulden.

— Bis endlich dann der Poet ergrimmt
Und wieder einmal seinen Maßkrug nimmt,

Und dem armen Grübler, zornerregt,
Ein Löchlein in den Schädel schlägt.

Fließt dann Blut — so bereut es der arme Wicht,
Läuft nach Hause und macht ein Verzweiflungsgedicht.

Das geht nun, so lange ich denken mag,
In meinem Herzen so, Tag um Tag.

Brächt' doch nur der eine den anderen um,
Ich kümmert' mich ganz gewiß nicht darum.

Aber alle beide in einem Lokal,
Das giebt nur immer neuen Skandal.

Bei Gott! Halt ich schließlich es nicht mehr aus,
Werf' ich einen von beiden selber hinaus.

München. Theodor Lessing.



Prosadichtungen.

Von Franz Himmelbauer.

(Wien.)

I.

Ein Bekannter von der Straße.

Ich begegne täglich einem alten Männlein, dessen Geschichte ich gerne wissen möchte. Es kann den Kopf nicht aufrecht halten, weil ihm die Jahre den Rücken tief gekrümmt haben. Daher konnte ich nie des Alten Gesicht sehen, sondern immer nur seine runde Mütze und höchstens noch den kurzen, weißen Knebelbart und die treugepflegte Tabakpfeife, die er immer bei sich trägt. Nur einmal, als wir uns gerade vor der Kapelle begegneten, sah ich sein Antlitz. Er zog die Kappe, hob, nicht ohne Anstrengung, den Kopf und blickte mit glänzenden Augen in den erleuchteten Raum. Und mit was für Augen! Ich werde noch lange an sie denken. Ein unergründliches Gemüt, Treuherzigkeit und Schalkheit sprachen aus ihnen, eine helle Lebensfreude, der alles Böse fremd ist. Es waren lachende Augen, und ein Abglanz davon lag auch auf den frischen Zügen des Alten. Ich blieb stehen und sah ihm gerührt nach. Das Männlein hat eine Geschichte, sagte

ich mir, tausend Dinge daraus leuchten aus seinen Augen. Und seitdem muß ich immer an diese Geschichte denken. Und oft glaube ich, daß ich sie weiß, und daß sie mir in einer Stunde, wo ich keine Sorge kannte, ins Ohr geraunt wurde. Und dann sinne ich wieder und wieder und kann doch nichts finden. Wäre ich ein Geschichtenschreiber, ich hätte sie mir längst selber erdacht.

II.

Auszug.

Ich trat in eine Stube und sah drei Kinder, zum Auszug gerüstet, weinend Abschied nehmen von den Eltern, die selbst nur mit Mühe ihre Thränen zurückhielten. Das kleine Brüderlein, ihr aller Liebling, war plötzlich schwer krank geworden, und der Arzt hatte die rasche Absonderung der Geschwister angeordnet. Das war wie ein Blitzstrahl ins Haus gefallen. Schnell war im Nachbarort Unterkunft bei Bekannten besorgt worden, und nun schieden die armen Kleinen von Haus und Eltern, auf viele Wochen vielleicht. In aller Blicken lag die bange Frage, ob die Zukunft sie hier wieder froh vereinigen werde, oder ob ihnen ein schmerzliches, wehmütiges Wiedersehen bevorstehe. Das war ein tief ergreifender Auszug.

Ich trat in das Kinderzimmer, das die kleine Gesellschaft kurz vorher noch beim muntersten Spiele vereinigt hatte. Es war leer, wie ausgestorben, und voll unheimlicher Stille. Nur von nebenan drangen die unregelmäßigen Atemzüge des Kranken herüber. Die kleinen Tischchen und Sesselchen standen im Zimmer zerstreut, drei Puppen saßen und lagen vereinsamt und verlassen. Man sah den Schrecken, der das Spiel gestört hatte. Aber dennoch würde man jeden Augenblick von neuem fröhlicher Kinderstimmen Klang erwartet haben, hätte nicht die bange Stille, die über dem Hause lag, von der Trauer erzählt, die hier eingezogen war. Die verlassenen Puppen starrten mich an, und es war, als ob auch sie leise weinten. Da traten auch in meine Augen Thränen, und in meiner Seele zitterte die Bangigkeit, die diese Räume füllte.

III.

Eine schiefe Ebene.

Ganz plötzlich steigt mir heute eine Vorstellung auf, von der ich nicht weiß, ob sie ein Traum war oder ein närrischer Gedanke, der mir irgend einmal beifiel. Ich sah auf einer unendlichen schiefen Ebene einen mächtigen griechischen Tempel errichtet. Aber nicht etwa der schiefen Lage der Fläche angepaßt und mit ihr ansteigend, sondern senkrecht zu ihr gebaut, gleich als ob sie die Lage eines ruhenden Wasserspiegels gehabt hätte. Also

waren alle Säulen schief, und das Dach war schief, der Boden und die Wände, daß es aussah, als ob eine mächtige Bewegung der Erde einen vollendeten Bau samt seiner Grundfläche ein wenig umgekippt hätte, so daß doch alles zueinander in der gleichen Richtung und unter den gleichen Winkeln blieb.

In diesen Tempel nun fühlte ich mich versetzt und durch seine Räume wandeln. Und vor mir stiegen Treppen an, schwindelig steil, und thaten sich andere auf wie gähnende Abgründe. Ich hatte Mühe, mich zwischen den schief nebeneinanderliegenden Säulen durchzuzwängen, und mußte acht haben, mir den Kopf nicht an einem der vorstehenden Gesimse zu zerschmettern. Endlich wurde ich so wirr, daß ich nicht mehr wußte, ob die Steine rings um mich schief wären, oder ob ich selbst alle Besinnung verloren hätte und alles verzerrt und schwankend sähe. Vergebens bemühte ich mich, meinen Körper in die Lage der Säulen zu bringen, aber mein Gang war nur mehr ein Taumeln, und ich wankte wie ein Trunkener durch die schwindeligen Räume. Die Wände drohten auf mich herunterzustürzen, meine Schritte traten in die Luft, während mir schwarz vor den Augen wurde. Da war es mit meinem Willen vorüber, und ich wurde zwischen den Säulen hin- und hergeschleudert, die mich umarmten und von sich stießen, bis ich ganz leblos niederkollerte . . . .

Das war eine grausige Vorstellung, und ich glaube, ein Mensch, in eine solche schiefe Welt gestellt, müßte wahrhaftig den Verstand verlieren.

IV.

Das letzte Spiel.

Mein Weg führte mich eine Zeitlang fast täglich durch eine entlegene Gasse, in der ein kleines Häuschen still in den Tag hineinträumt. Auf jeder Seite des schmalen Thores sind zwei hochgelegene Fenster, und in einem der rechtsseitigen stak damals eine kleine Tafel mit der Ankündigung, daß hier ein älterer Herr Musikunterricht erteile. Ich habe den Mieter dieser Wohnung nie gesehen, wußte von ihm auch sonst nichts Genaues, und doch knüpfte mich bald eine lebhafte Teilnahme an ihn. Aus dem halbgeöffneten Fenster drangen nämlich oft die ergreifenden Töne des Harmoniums in wehmütigen Akkorden. Ich habe dieses Spiel, dem ich immer einige Augenblicke lauschte, gehört, wenn draußen die ersten Knospen brachen, ich habe es an den schwülen Sonntagsnachmittagen des Sommers gehört, wo alles hinausflüchtet aus den Mauern der Stadt. Langsam war mir so klar geworden, daß der Mann, der dem Instrumente so verträumte, weltvergessene Töne zu entlocken wußte, krank, schwer krank sein

müsse. Ich habe es an seiner Eingezogenheit und an seinem Spiele erkannt. Von da an wandte sich ihm meine Teilnahme zu.

Einmal, an einem lauen Juniabend ging ich wieder vorbei. Die Straße lag in ruhsamer Stille, und von einem nahen Garten strömten süße Düfte herüber. Die Leute standen vor den Thoren, und über allem lag ein verinnerlichender Frieden. Aus dem Fenster des kleinen Häuschens drangen wiederum jene Töne. Sie schienen mir heute noch viel wehmütiger und erhabener als sonst. Es lag eine ganze schmerzbeladene und tiefergebene Seele in ihnen, eine unsagbare Ergriffenheit, die sich in eine weltentrückte Melodie ergoß. Zuerst war es wie eine nicht gewährte Freude zum Leben, dann ein schmerzdurchflutetes Entsagen, und endlich ein Versöhnen und Ausklingen alles Irdischen in ein tieferschüttertes Ahnen. So kann nur unter Thränen gespielt werden. Ich war im Grunde meiner Seele getroffen.

Als ich am anderen Tage vorbeikam, war das Fenster geschlossen und verhängt. Am nächsten Tage war auch das andere zugezogen. Das besorgte mich. Lag der Mann da drinnen darnieder, war er plötzlich und heftig von seinem Übel gepackt worden? Es klang mir das Spiel jenes Abends noch in den Ohren.

Ich konnte erst zwei Tage später wieder hinkommen und schrak in mich zusammen: Ein großes stummes Nichts sagte alles, was inzwischen geschehen war. Die Fenster waren weit geöffnet, die Tafel und Vorhänge verschwunden, die Wohnung stand ausgeräumt und leer. Durch ein rückwärtiges Fenster winkte eine Weide traurig und einsam . . .

Da begriff ich erschauernd erst ganz, wie viel von Lebensschmerz und Todesahnen aus den letzten Klängen des armen Erlösten gesprochen hatte . . .

V.

Eine Menschenthat.

Ich stand am Fenster und sah drüben auf der anderen Seite der Straße ein kleines, dürftig gekleidetes Mädchen neben einem schweren Schaff Wassers rasten. Ein armes, fremdes Hündchen kauerte daneben in der Thorecke. Wie das Kind seiner ansichtig wurde, bückte es sich zu ihm nieder, um es zu streicheln. Das Tier, außer sich vor Freude über die entwöhnte Liebkosung, sprang dankbar wedelnd an dem Kleidchen des Kindes empor und trippelte mit seinen Pfoten darauf herum. Das Kind wehrte ihm nicht. Aber während seine eine Hand fortfuhr, das Hündchen zu liebkosen, putzte die andere sorglich und emsig die staubigen Spuren von dem Kleide weg. So ging es eine Weile fort. Wo eben die Hand noch geputzt hatte, trippelte schon wieder das Hündchen, und wo seine Pfote eben war und

wo sie gleich wieder sein wird, wird die Hand nicht müde, jedes Stäubchen wegzuwischen, als wäre es für immer. Diese Hand geduldet sich nicht, bis das Tier von seiner Lebhaftigkeit abläßt, weil das Kind zu viel Sorge um sein Kleidchen hat, und die andere läßt nicht ab, den Hund zu streicheln, weil die Kleine zu viel Vergnügen an seiner Freude findet.

Ein kleines, rührendes Bildchen! Ich will es nur einfach, wie es ist, betrachten. Aber ohne daß ich etwas dazu thue, wächst es mir von selbst über seinen Rahmen hinaus. Und da wird es mir in seiner köstlichen Mischung von Herzenseinfalt und Geisteseinfalt, von oberflächlichem Spiel und tieferem Empfinden, liebevoller Hingebung und eigenbedachter Sorglichkeit, in allen seinen widerstreitenden dämmernden Gefühlen trotz seiner scheinbaren Unbedeutendheit zu einem Etwas, das mir bedeutend genug erscheint: dem Durchschnittsbild einer wahrhaften Menschenthat.

VI.

Fanny.

In den Alpen, in der Nähe eines ihrer höchsten Gipfel, lernte ich einmal ein wunderbares Wesen kennen.

Wie wunderbar war schon der Weg dahin! Ich muß ein breites Thal durchschreiten. Es ist Nacht, eine herrliche Vollmondnacht in Nebeln. Aus den Wassern steigen weiße Dünste. Alles trägt diese Zauberschleier, in denen das Mondlicht verzittert. Eine Brücke. Weiden besäumen den Bach, der schnurgerade verläuft. Langsam und lautlos quillt in der ganzen Linie der zarte, flüchtige Dampf empor. Zwischendurch spiegelt sich der Mond. Weiterhin entschwindet alles in dem mattglänzenden Nebel. Ich fühle mich einsam in ihm, als wäre ich nicht von dieser Erde.

So trete ich ihr gegenüber, der Schenkin, von der die Reisenden in diesen Thälern erzählen. Sie thut Wunder an mir. Ich kann meine Blicke nicht mehr abwenden von dieser jugendlichen, hohen Erscheinung. So muß der Walküren eine ausgesehen haben. Alles an ihr ist Ebenmaß, natürlicher Adel. Welch schöne, feine, ernste Züge, und wie viel Unnahbarkeit drücken sie aus! Merkwürdig, man fühlt sie auch gar nicht als Weib. Es strahlt eine Hoheit von ihr, die jeden Unterschied des Geschlechtes vergessen läßt. Pfui über den, der auch hier nur an das Weib denkt! . . . Es entsteht ein Gespräch. Aber man möchte lieber stumm sein, als reden . . .

Zwei Tage später eile ich wieder zu ihr, durch wallende Morgennebel. Ich hatte mich aufgemacht, als noch alles schlief, um sie noch einmal zu sehen. Wir wechselten wenig Worte. Aber sie hat meine Blicke begriffen. Noch einmal füllte sie mein Fläschchen mit Enzian, dann geleitete sie mich

hinaus in den Flur, noch ein Händedruck, ein Gruß — und meine Seele begrub eine schöne, leuchtende Freude. Die ganze lange Fahrt, die mich entführte, stand mir ihr Bild vor Augen, und auch jetzt noch taucht es mir auf wie ein ernster, heiliger Gruß reinen, unverstandenen Menschentumes.

VII.
Waldsegen.

Es war in der Jugendzeit des Jahres, wo alles Glück und Frieden ist. Ein Sonnenweben ging durch die Lüfte, und aus dem jungen Grün wehte ein beseligender Odem.

Ich ging hinaus in den Wald und atmete die wonnetrunkenen Lüfte. Mir war so seltsam zu Mut. Wie losgetrennt kam ich mir vor von aller Welt und hatte doch ein heimliches Gefühl, als ob diese Welt noch ein Glück für mich enthalte. Ich war tief empfänglich für die Wunder der Natur und fühlte, wie mit jedem Schritt mehr Leben in mir erwachte.

Auf einem stillen Wiesenplätzchen fand ich ein liebes, junges Paar. Der Mann mit den treuen blauen Augen war mein Freund, und die er zum Weibe hatte, war eines Blutes mit mir. Ihr junges Glück war bei ihnen, ein Knabe, den der letzte Herbst gebracht hatte.

Ich nahm das Kind auf meinen Arm und trat in den Wald. Draußen war noch heller Tag, hier aber dämmerte schon das erste Dunkel der Nacht in abgestuften grünen Farben. Es war so still und lauschig hier, so verschwiegen und weltentrückt wie in einem Märchen. Hie und da raschelte es im Laub, hie und da tönte in geheimnisvoller Dämpfung ein Vogelruf aus dem Innern des Bestandes. Kleine Alraunmännlein schienen hinter den Blättern hervorzugucken, und Zwerglein saßen auf den Ästen, die über den Weg hingen, und riefen mir neckend zu. Und zwischen den alten Bäumen durch sah ich hinter wiegenden Zweigen die weißen Schleier tanzender Waldweiblein blinken. Vorne aber, wo der Weg sich meinen Blicken verlor, spannen seltsame graue Schatten, die näher zu kommen schienen und doch wieder zurückwichen, wenn ich sie erreichen wollte.

Mich erschauerten diese Wunder, und ich drückte das Kind fest an mich, das so still war, wie ich selber. Und es war, als ob es mit mir die Sprache der Waldgeister hörte, die an mein Ohr erklang. Es war eine hohe Sprache, und ich begriff, daß so nur der deutsche Wald sprechen könne. Unter heiligen Schauern offenbarte er sich mir, und es faßte mich der beseligende Rausch des deutschen Märchentraumes, das Hochgefühl des deutschen Geistes und der deutschen Dichtung. In meinem Herzen erklang es wie ein Sehnsuchtsgebet um Gewährung von Wünschen, die mir selber nicht bewußt wurden.

Da hob ich den Knaben in die Höhe, daß der Wald ihn segne. Daß er das Geheimnis in sich sauge, das diese Wunder that, daß der Keim reinen Empfindens sich in sein Herz senke und er den deutschen Wald lieben lerne als die Urheimat seiner Seele. Und da schienen die großen blauen Augen des Kindes noch größer zu werden, und es sah mich neugierig an und sah in den Wald und sah wieder auf mich.

Und aus den dunklen Beständen drang ein immer stärker anschwellendes Murmeln, und die Zweige der Bäume neigten sich gegen das Kind, und alle Bäume, soweit ich sehen konnte, neigten sich ebenfalls, und es war ein wundervolles Zusammenrauschen . . .

Ich wußte, daß ich erhört worden war.



Die heilige Mission.

Skizze von Karl Bienenstein.

(St. Leonhard a. Forst, Nied.-Oesterr.)

„Juhu!“ schrie er, als er aus dem Hochwalde heraustrat und unter sich am Saume der silberglänzenden Halde das Gehöft friedlich im klaren Mondenschein vor sich liegen sah. „Juhu!“ Und wie der jauchzende Ruf von allen Seiten zu ihm zurückkam, aus den Wäldern, von den Felsen, über die Halden her, da riß er in hellem Übermut den Hut vom Kopf, schleuderte ihn vor sich auf den Boden hin und rief nochmal so laut er konnte, die Brust dabei gewaltsam hervorhebend: „Juhu!“ — „Gehn soll's nit!“ keuchte er darauf erschöpft, suchte seinen verschossenen Filz im feuchten Gras und ging weiter, quer über die Halde. Je näher er dem Gehöfte kam, desto vorsichtiger trat er auf. Und jetzt sprang er über den Zaun. Mit wütendem Gebell und kettenrasselnd fuhr ein Hund durch die Thürluke.

„Türkl, gehst eini!“ wispelte der Bursche, und das Tier kroch schweifwedelnd und winselnd wieder zum Loch hinein. Es kannte seinen Mann. Der klopfte dann an ein Fenster: „Mariel!“

„Bist Du da, Poldl?“ fragte drinnen eine etwas verschlafene Stimme.

„Ja,“ war die leise Antwort.

Eine weiße Mädchengestalt erschien am Fenster.

„Mach auf, Mariel!“ flüsterte der Bursche.

„Aufmachen? Heut nimmer, wärst früher kommen!“ schmollte sie.

„Hab nit früher kommen können. Erstens ist der Bauer spät mit den Rossen heimkommen, zweitens hab ich mir erst mein Sonntagsg'wand herrichten müssen," entgegnete er.

„Zu was brauchst denn morgen ein Sonntagsg'wand?" fragte das Mädchen erstaunt.

„Weil ich morgen beichten geh, zu die Missionär. — Weißt, die kennen einen nit. Es ist soviel zuwider, wenn einen der Pfarrer immer so gewiß anschaut. — Aber jetzt mach auf!"

Er trommelte leise am Fenster.

„Jetzt erst recht nit!" trotzte die Dirne. „Du thu lieber Reu' und Leid erwecken und Dein Gewissen erforschen!"

„Zwegen dem bin ich ja kommen," meinte schelmisch der Bursche, „weißt, zwei wissen alleweil mehr als eines."

„O, Du — — —" machte sie in erheuchelter Entrüstung. „Aber jetzt schau, daß Du weiterkommst!"

„Ja, glaubst Du, ich bin herkommen, daß ich wieder fortgeh'? Mach auf, sonst" — — — Er drückte die Faust gegen die Fensterscheibe, daß sie einen leisen Knisterton von sich gab.

„Gehst nit!" rief das Mädchen erschrocken, aber da hatte sie auch das Fenster schon aufgemacht und der Bursche stieg hinein.

„Das ist eine Vorbereitung auf's Beichten!" meinte Mariel erkünstelt vorwurfsvoll.

„A was," entgegnete er leichthin, indem er sie in die Arme schloß, „ob das Sündenbinkerl ein wenig leichter oder schwerer ist, das ist jetzt schon alles eins. Zum Heiligwerden ist's bei uns zweien a so und a so nimmer!"

Mariel drückte leise das Fenster zu. — — —

Schläfrig stand Poldl am nächsten Morgen in der langen zum Beichtstuhle hinführenden Menschenreihe, in dem ein Missionar, die Stola vor dem hageren Gesicht, dessen wächserne Blässe durch das kurzgeschorene tiefschwarze Haar und die bläulichen Schatten der Bartstoppeln fast unheimlich hervorgehoben wurde. Während der Beichte war der Priester ganz in andächtiges Lauschen versunken; wenn er aber das absolvo sprach und dem erlösten Beichtkind mit dem Beichtzettel die magere Hand zum Kusse reichte, dann glitt wohl auch ein stechender Blick aus den dunklen Augen, denen alles Menschliche unverständlich zu sein schien, über die Reihe der noch Wartenden hin. Einen solchen Blick hatte auch Poldl aufgefangen.

„Mit dem muß nicht gar gut Kirschen essen sein," dachte der Bursche, tröstete sich aber wieder damit, daß ja in einer Stunde alles vorbei sei. Er sah wieder ins Gebetbuch hinein, aber die Augen verschwammen ihm von Zeile zu Zeile mehr, so daß er sie gewaltsam aufreißen mußte. So rang

er sich von Seite zu Seite weiter, mühsam, immer mit dem Schlaf kämpfend. Aber seine Augen wurden immer trüber. Er dachte daran, daß es bei der Arbeit draußen auf dem freien Felde doch viel schöner sei, als da in der dämmerigen Kirche. Gleich verjagte er jedoch diesen weltlichen und gewiß vom höllischen Feind eingegebenen Gedanken und las wieder. Als er wieder umblätterte, war es ihm, als stünde da: „Mariel!“ Es hieß aber Maria. Entsetzt zuckte Poldl zusammen und fing nun, da es mit dem Lesen nun einmal gar nicht gehen wollte, an, einen Rosenkranz zu beten. Aber da fiel ihm mitten im Gebet die Mariel ein, er versank willenlos in ein angenehmes Träumen, und ein vergnügtes Schmunzeln stahl sich um seine Mundwinkel. Dann fuhr er plötzlich empor. Der Missionär hatte sich geräuspert, weil er auf ihn wartete, und wahrscheinlich hatte er sein Schmunzeln bemerkt, weil er ihn gar so streng ansah. Zu Tode erschrocken über seine Gottvergessenheit, stolperte der Bursche in den Beichtstuhl und kniete, sich bekreuzend, auf dem Schemel vor dem vergitterten Fenster nieder. Die Beichte begann.

Als Poldl nach fast einer halben Stunde den Beichtstuhl verließ, hätte ihn wohl auch seine Mariel kaum erkannt. Sein Gesicht war erdfahl, starr mit einem hilflosen und entsetzten Ausdruck blickten seine Augen vor sich hin, die ganze kräftige Gestalt schien gebrochen und geschwächt bis in das Mark der Knochen hinein. Mit unsicheren, schwankenden Schritten ging er auf das niedere Gitter zu, welches das Presbyterium vom übrigen Kirchenraum trennte und kniete auf den Stufen nieder. In heißer Angst sah er zu dem Kreuz auf dem Hochaltare empor. Nur nicht ewige Verdammnis! Aber er hatte zu schwer gefehlt und sogar noch hier vor dem Angesicht des Allerhöchsten. Es war ihm, als nähme das milde Antlitz des gekreuzigten Welterlösers eine furchtbar drohende Miene an, als wölbten sich die blassen Lippen schon zu dem rollenden Donnerwort der Verdammung. Und als er doch das Auge nicht abwenden konnte von dem zürnenden Gotte, da deuchte es ihn, als fingen die Wunden des Heilandes zu bluten an, als fielen schwere, hochrote Tropfen auf das weiße Altartuch nieder, auf die teppichentblößten Stufen des Altars, auf die nackten Steinfließen, auf ihn selbst, auf sein Haar, seine Stirne, seine Hände, als drängen sie brennend und ätzend zu seinem Herzen durch; und da ging ein krampfiges Zittern durch seinen Leib, aufstöhnend schlug er die Hände vors Gesicht, und dann sank ihm der Kopf schwer in stumpfer Verzweiflung auf das Gitter nieder.

Es war bereits Mittag. Der letzte der Andächtigen hatte die Kirche verlassen und nun schritt auch der letzte der Missionare, Poldls Beichtvater, dem Ausgange zu. Als er den Burschen noch zerknirscht vor dem Altar sah, leuchtete es einen Augenblick wie Siegesstolz in seinen kalten Augen auf.

Erst auf die Mahnung des Meßners, daß er die Kirche sperren müsse, stand Poldl mechanisch auf und ging.

Blendendes Junilicht umfing ihn, als er aus dem Portal trat; Vögel schmetterten in den Linden vor der Kirche, und die Luft war voll von dem süßschweren Duft des Heues, das der Totengräber zwischen den Gräbern gemäht hatte.

Poldl sah, hörte und empfand nichts; seine Sinne waren tot. Ein ungeheurer Druck lastete auf seinem Gehirn und ließ keinen klaren Gedanken, kein deutliches Bild aufkommen. Selbst den Hunger — er hatte seit dem Abend des vorigen Tages keinen Bissen gegessen — empfand er nicht. In diesem halb bewußtlosen Zustande wankte er, unbewußt den gewohnten Pfaden folgend, nach Hause.

Als er daheim über den Hof schritt, rief ihm die Bäuerin zu: „Na, Poldl, Dich haben's ja bsonders lang b'halten!"

Jäh fuhr der Bursche aus seiner Versunkenheit empor. Wer war das? — Die Bäuerin. Wie durch einen Schleier sah er sie stehen und hatte er sie erkannt. Aber weiter kam ihm nichts zu Sinnen. Er ließ den Kopf wieder sinken und ging auf den Stall zu. Höchlich verwundert sah ihm die Bäuerin nach. Sonst war Poldl doch nie um eine scherzhafte Antwort verlegen. Was sollte das heute sein? Sie schüttelte den Kopf, dachte aber dann doch wieder, daß eben am Beichttage gesetzte Weise ganz am Platze sei und Zurückgezogenheit nach einer so heiligen und ernsten Sache ganz in der Ordnung. Halt doch ein braver Bub', der Poldl, wenn auch sonst ein bißchen auf der leichten Seite. Darauf ging sie in die Küche, um für ihn das Essen herzurichten, denn die andern hatten schon gegessen.

Wie lange aber auch die Bäuerin wartete, der Bursche kam nicht. Da ging sie selbst zum Stalle um nachzusehen. Als sie zu der halboffenen Thüre kam, hörte sie drinnen ein Gemurmel. Sie blieb stehen und horchte, was es sei, konnte aber nichts ausnehmen. Leise trat sie ein, blieb jedoch in starrem Erstaunen sofort stehen. Poldl kniete an seinem Bette, vor sich ein kleines Bild des Gekreuzigten, und betete inbrünstig einen Rosenkranz.

Das ging der Bäuerin, so gläubig sie auch war, doch wider den Strich. Daß man über dem Beten das Essen versäumen könnte, war ihr doch noch nicht vorgekommen und schien ihr auch ganz unsinnig und unnatürlich. Denn zuerst muß der Mensch doch leben! Deshalb machte sie sich auch gar kein Gewissen daraus, den Knecht aus seiner Andacht aufzustören. Sie klopfte ihm auf die Achsel und sagte: „Du, Poldl, ich mein', heut' hast schon genug gebetet. Jetzt geh essen, sonst wird ja alles kalt. Das Kraut wird eh schon ganz versotten sein."

Poldl rührte sich nicht, sondern murmelte nur immer fort und fort seine Vaterunser und Ave.

Da rüttelte ihn die Bäuerin stärker an der Schulter und sich zu ihm hinunter beugend rief sie ihn lauter an: „Du, hast g'hört!"

Aber da kam sie schlecht an.

Mit einem wilden Schrei fuhr der Bursche auf. „Laßt mich gehn!" schrie er, „gehn laßt mich! Ich mag nicht in d' Höll, ich mag nicht! Himmlischer Vater, sei mir gnädig!" Und damit stieß er die Bäuerin zur Seite und rannte wie besessen zur Thür hinaus.

Mit einem gurgelnden „Jesus, Maria und Josef!" war die Bäuerin an die Wand getaumelt. Ein unheimlicher Schauer überlief sie vor dem grauenvollen Aussehen des Knechtes, am ganzen Körper zitternd wie Espenlaub hauchte sie vor sich hin: „Jesus, Maria und Josef! Was ist denn da g'schehn!"

Poldl war in den Wald hinausgestürmt und rannte betend und jammernd zwischen den mächtigen Bäumen herum. Er hatte sich vorn das Gewand aufgerissen, weil es ihm war, als presse es seine Brust unbarmherzig zusammen, in seinen Augen braunte ein irres Feuer, und wirr hing ihm das Haar um die Schläfen.

Schon ging es gegen Abend. Da stand er nun vor einem Bilde der Dreifaltigkeit, das man zum Andenken an einen in der Nähe verunglückten Holzknecht an einem Baumstamme befestigt hatte. Vor diesem Bilde warf er sich auf die Knie und fing mit hoch empor gehobenen gefalteten Händen zu beten an: „Barmherzigkeit, himmlischer Vater! Barmherzigkeit! Ich hab's ja nit gewußt, daß es gar so was Schlechtes ist. Ich hab's ja nit so g'meint, und dann bin ich ja auch so jung! Ich will ja alles thun, ich will ja alles abbüßen! Beten will ich Tag und Nacht, jawohl, Tag und Nacht, ohne End', ohne Aufhör'n, nur verdamm' mich nit! Verdamm' mich nit, himmlischer Vater! Schau, wie ich daknie und die Händ' zu Dir aufheb', wie ein Kind zu seinem zornigen Vater: Barmherzigkeit! Straf' mich, aber verzeih' mir, verdamm' mich nit ewig! Da bleib ich knieen und wart', und ich geh' nit früher fort, bist Du mir ein Zeichen giebst, daß Du mir verzeihst. Barmherzigkeit!"

Ein Krampf durchschütterte den ganzen Körper des Burschen, und zwischen unaufhaltsam hervorstürzenden Thränen aufstöhnend wie ein zu Tode verwundetes Tier, schlug er die Arme um den Baumstamm und preßte sein glühendes Gesicht gegen die rauhe Borke.

Es war ganz still im Wald; kein Blättlein bewegte sich, kein Zweig knisterte. Wie ein müder Falter legte sich das Abendrot ins kurze seidige Moos und kroch dann immer höher und höher an den Stämmen empor, bis es über den regungslosen Wipfeln verschwand. Ein warmes summendes Lüftchen erhob sich und fern, tief, tief im Dickicht begann eine Drossel zu schlagen.

Poldl kauerte zusammengesunken am Stamme und wartete noch immer betend auf das Zeichen. Auf einmal riß er den Kopf empor und lauschte. Durch die schwarzgrüne Dämmerung kamen Tritte und Stimmen. Immer näher und näher kamen sie, und jetzt tauchten zwischen den Stämmen Gestalten auf. Da sprang er auf und rannte davon. Aber man hatte ihn schon erkannt.

„Poldl, Poldl! So renn' doch nit!" schrie der Bauer, der mit den Nachbarn den Burschen suchte. „Wir sind's, wir thun Dir ja nix!"

„Poldl, Poldl!" schrien auch andere.

„Teufeln, Teufeln, seids alle miteinander! Aber ös kriegts mich nit!" klang es ihnen grauenvoll gellend entgegen, und dann ging die Jagd los. Poldl in weiten, verzweifelten Sätzen voran, der Bauer mit seinen Leuten atemlos hinterdrein. Über Wiesen ging die Hetze, über Steinhalden und dann wieder durch finstere Forste. Jedoch sie konnten ihn nicht erreichen, und die Nacht machte jede weitere Verfolgung unmöglich. Da kehrten sie heim.

Nach zwei Tagen fand man Poldl am Fuße einer mehrere Klafter hohen senkrechten Felswand. Arme und Beine waren gebrochen, der Kopf lag in einer fast ganz aufgetrockneten Blutlache, die aus einer großen und tiefen Wunde an der linken Schläfe geronnen sein mußte. Der Mund war schmerzlich verzogen, und starr und fragend war das gebrochene Auge zu Gott emporgerichtet: warum?

Alexander Ritter.

Von J. M. H.

Was Alexander Ritter anderen Leuten gewesen ist, weiß ich nicht. Ich kann deshalb auch nichts darüber aussagen. Selbst wenn ich wollte, könnte ich gar nicht über ihn das schreiben, was man eine Kritik zu nennen pflegt oder einen Essay. Dergleichen setzt immer einiges Vertrautsein voraus. Ich müßte meine Leser kennen, ob ich ihnen überhaupt etwas sagen will. Meine Leser müßten mich kennen, ob sie überhaupt von mir was hören wollen. Endlich zweifle ich sehr — mag das nun aus Bescheidenheit geschehen oder aus Hochmut —, daß meine Meinung über Ritter meinen Lesern auch nur im allermindesten interessant wäre. Ich muß das alles im Vorhinein bemerken. Sonst entstehen die ärgsten Mißverständnisse. Ich stehe den Werken Ritters überhaupt nicht kritisch gegen-

über. So wenig ich die Stunde eines tiefen, stillen, seligen Erlebnisses hinterher beurteilen kann; oder das leuchtende und gütige Auge einer hohen, blassen Frau, das ich vielleicht einmal in meinem Leben gesehen habe und vielleicht nie wiedersehen werde; oder den wonnigen Zauber einer schweigenden Sternenmitternacht, die jeglichem Wesen sein heimliches Licht und seine verborgne Musik zu entlocken weiß. Ein tiefes, stilles, seliges Erlebnis ist mir Ritter gewesen vom ersten Moment an, und das will nun laut werden. Meine Dankbarkeit dafür will laut werden und meine Liebe.

Denn wenige Menschen habe ich so geliebt, wie ihn, den Großen, Guten.

* * *

Immer seh ich ihn vor mir, so, wie ich ihn das letzte Mal gesehen habe. Am 6. März dieses Jahres führte Strauß in München seine letzte Symphonie auf. Wie der Beifall gar nicht enden wollte, erschien er zwei-, dreimal auf dem Podium und dankte. Die Leute machten große Augen, da sie den schönen alten Herrn sahen; sie hatten wohl einen heißen Jüngling erwartet. Ich ahnte nicht, daß ich dieses geliebte Antlitz nie mehr sehen würde. Einen Monat darauf, am 12. April, ist er in München gestorben, dreiundsechzig Jahre alt. Kurz zuvor war sein letztes Liederheft herausgekommen, dessen letztes Stück die merkwürdige „Todesmusik" ist:

In des Todes Feierstunde,
Wenn ich einst von hinnen scheide
Und den Kampf, den letzten, leide:
Dann senke, heilige Kamöne,
Noch einmal die hehren Lieder,
Noch einmal die reinen Töne
Auf die tiefe Abschiedswunde
Heilend nieder.
Was mir einst den Geist erhoben,
Was mir einst das Herz gelabt,
Jede Blume, die mir duftend erblühte,
Jeden Stern, der mir leuchtend erglühte,
Jedes Wort, das mich beglückte,
Jeden Sang, der mich entrückte,
Werden dann auf Engelsschwingen
Jene Töne wiederbringen,
Werden mir des Scheidens Weh
Weih- und wonnevoll verklären,
Daß ich wahnbefreit entgegengeh'
Paradiesisch lichten Sphären.
Also in der Töne Fluten
Laß mein Leben sich verbluten!

* * *

Das erste gedruckte Werk Ritters ist ein Streichquartett. Von diesem Quartett bis zu jener Todesmusik trägt sein Lebenswerk den Stempel der großen Einheit und der heiligen Not. Das Quartett ist aus dem Jahre 1873, die Todesmusik trägt die Opuszahl 21. Jemand hat gesagt, zur Unsterblichkeit dürfe man nicht viel Gepäck mitbringen.

Das ist das Auszeichnende an seinem Werke, das entzieht es für mich jeder ästhetisierenden Kritik: daß es notwendig ist. Es ist nichts Gewolltes an ihm und nichts Geschaffenes. Es ist einfach da. Er verstand jene hohe und seltene Kunst des Warten=Könnens. Darum weht aus seiner Musik der reine Atem echter und ehrlicher Offenbarung. Kein Schweiß befleckt, kein Staub verunstaltet sie. Sie ist reif und süß geworden in feierlicher Stille wie edelster Wein.

Diese Kunst hat Stil. Man hat ihm manchmal vorgeworfen, er schreibe wagnerisch. Der Tadel ist ja auch Anton Bruckner nicht erspart geblieben, so wenig wie Liszt. Man geht dabei von der irrigen Ansicht aus, der Stil unserer modernen Musik sei von Wagner gemacht worden. Bereits Göllerich hat nachgewiesen, daß gerade jene Werke von Liszt, die angeblich Wagner nachempfunden seien, vor den betreffenden Werken des letzteren geschrieben sind. Es war überhaupt unserm an Hypertrophie des historischen Sinns erkrankten Jahrhundert vorbehalten, den Begriff der Beeinflussung in dieser unerhört oberflächlichen und äußerlichen Weise zu nehmen. Man schlage die Lebensgeschichte eines beliebigen Dichters auf, man lese irgend eine Litteraturgeschichte, man durchblättere die kritischen Feuilletons unserer Journale, — überall stößt man ärgerlich auf diesen groben Unfug in künstlerischer Psychologie. Die gescheiten Leute haben entdeckt, daß Thoma den Altdorfer, Keller den Goethe „nachahme". Man citiert uns bis zum Ekel jenes Goethische Wort von der „Filiation", die durch die Künste gehe, und von den „Avantagen", die das Individuum daraus zu ziehen vermöge, sowie es sich darum handelt, einem ursprünglichen und eigenwilligen Temperament ein Bein zu stellen; dann auf einmal hat man's vergessen; „unselbständige Nachahmung" wird nunmehr gescholten, was als „Filiation", als „Aufrechterhalten der künstlerischen Tradition" sonst kaum hoch genug gepriesen werden konnte.

Es heißt, die ganze Geschichte der modernen Musik nicht kennen oder nicht verstehen, wenn man Wagner als den Schöpfer des modernen Stiles hinstellt. Ein Stil wird überhaupt nicht geschaffen, sondern er wächst. Der moderne Stil in der Musik ist durch ein Doppeltes verursacht: Wir haben mehr zu sagen als die Früheren, und wir haben uns mehr und reichere Mittel erobert, es zu sagen. Ob deswegen unsere Musik selbst eine schönere, größere, reichere ist, als die der Früheren, — das möge entscheiden, wer

daran Interesse hat. Soviel ist sicher, daß sie die uns gemäßere, die uns einzig gemäße ist. Hierzu kommt noch, daß unsere Musik, wie unsere Kunst überhaupt, seit einem Jahrhundert etwa an immer wenigere sich wendet; dem scheint allerdings entgegenzustehen, daß die Musik gegenwärtig die populärste Kunst zu sein scheint. In Wirklichkeit hat das Verständnis für diese Kunst rapid abgenommen; die üppig grünenden Weiden eines traumhaft dumpfen Dilettantismus werden ja von zahlreichen Herden begangen, doch die ragenden Gipfel werden von wenigen und immer wenigeren erklommen. Die Musik dieser wenigen — wie wird sie beschaffen sein? Wird sie nicht die beredteste Verkündigerin alles dessen sein, was uns am Herzen liegt, schwer und schwermütig? Wir sind ein Ende und zugleich ein Anfang; vieles ist in uns, das sterben will, vieles, das geboren zu werden verlangt. Sehnsucht erfüllt uns, die Sehnsucht nach dem Gestern und die Sehnsucht nach dem Morgen und Übermorgen. Auf der großen Anabasis ziehen wir, zu neuen Meeren und zu neuen Vaterländern, zur neuen Kultur. Da mag es wohl geschehen, daß durch alle Lieder, die wir uns auf unserem langen und beschwerlichen Wege singen, ein gemeinsamer Ton schamhaft verhehlten Heimwehs und wonniger Sehnsucht nach Fernstem und Künftigstem erklingt. Der Generation, die im heutigen Deutschland zwischen zwanzig und dreißig ist, liegt Tag und Nacht dieses „Thalatta, Thalatta" in den Ohren und brennt ihr mit schmerzlichem Verlangen auf der Seele. Diesen Ruf an irgend einem ungeheuren Mittag im Angesichte glatten blauen Meeres hinausschreien zu dürfen — das ist ihre Sehnsucht, das fühlt sie als Sinn ihres Daseins.

* * *

Ich halte Alexander Ritter, um gleich ein großes Wort gelassen auszusprechen, für den bedeutendsten Liederkomponisten des letzten Drittels unseres Jahrhunderts. Die achtundfünfzig Lieder, die von ihm gedruckt sind, scheinen mir das Wertvollste, weil das Persönlichste, Erlebteste, was unsere Zeit auf dem Gebiete des Liedes hervorgebracht hat. Es sei mir erlaubt, etwas näher auf die einzelnen Lieder einzugehen.

„Schlichte Weisen." Fünf Gedichte von Felix Dahn. (Leipzig, bei C. W. F. Siegel.) Hier ist alles hold und lieb. Die Melodieen sind von entzückender Einfachheit und Schönheit. Hier redet verschwiegene Zärtlichkeit, ganz leise, ganz selig. Morgenduft und Morgentau ruht darauf. Wie die Herzlichkeiten dieser köstlichen Kunst an alle schlummernden Harfen in unserer Seele rühren! Wie sie alle herben und süßen Schwärmereien der Jugend in uns wachrufen! Auch der Dramatiker rührt sich schon: Die Stelle, wo es heißt, die Augen der Geliebten mahnten ihn

„an eine alte Weise,
die feine Mutter, die gute Frau,
sang in der Dämm'rung leise“

ist mit einer so tiefen und stillen Stimmung komponiert, daß man das ganze Bild zum Greifen lebendig vor sich sieht.

In eine ganz andere Welt treten wir mit dem nächsten Werke.

„Liebesnächte.“ Ein Cyklus ein- und zweistimmiger Gesänge. Dem innig geliebten Meister Richard Wagner in Treue und Ehrfurcht gewidmet. (Mainz, bei Schott.) Es ist der Meister des „Tristan“, dem dieses Werk dediziert ist; wir atmen den berückenden duftschweren Hauch des zweiten Aktes von „Tristan und Isolde“. Die Form ist höchst merkwürdig: Ein kurzes, langsames aber bewegtes Vorspiel leitet zum ersten Duett über: „Sind endlich wir allein!“ Zuerst die ungeheuren Wonnen des Wiedersehens und Wiederumarmens, dann die mähliche, tiefe, weltvergessene Ruhe, genau wie im „Tristan“; aber aus welcher Intensität des Erlebnisses muß dieser Zwiegesang geboren sein, daß Ritter es wagen konnte, diese Situation zu komponieren! Wie sicher muß er gewesen sein, daß er etwas Anderes schaffe, als eine Nachempfindung! Es folgt der Hymnus an die Nacht Lenaus: „Weil' auf mir, du dunkles Auge“, eine gewaltig ergreifende, getragene Melodie, die zwei Stimmen eilen sich bald voraus, dann finden sie sich wieder in gemeinsamer Sehnsucht. Das dritte Lied, nur vom Bariton gesungen, mit dem Refrain „vergessen, — vergessen“, läßt wieder das feierliche Glück abendlicher Ruhe in der Geliebten laut werden. Da kommt im vierten Lied die Geliebte zu Wort: „Wie sehr ich Dein? soll ich Dir sagen?“ Dieses Lenau'sche Lied hier einzuschalten ist psychologisch und vom Standpunkte des cyklischen Organismus aus ein wundervoll feiner Zug. Wieder von Lenau sind die Worte des folgenden Zwiegesangs: „Ließe doch ein hold Geschick mich in Deinen Zaubernähen still verglühen und vergehen!“ Hier schwebt alles in wunschlosem, leuchtendem Glück. Doch aufs neue beginnt die Geliebte: „Als wir uns noch nicht verstanden, konnten andre uns verstehn.“ Geheimnisvoll innig lösen sich diese Worte von den Lippen, bis auch der Liebende einstimmt in die wunderliche, halb schelmische, halb feierliche Liebeslitanei: „Frau Minne — bewahr' uns! Frau Minne — behüt' uns!“ Und wieder sinkt die Stimmung in glückselige Ruhe zurück: „Die Luft geht durch die Felder, die Ähren wogen sacht, es rauschen leis die Wälder, so sternklar ist die Nacht“ (von Eichendorff). Dieses wunderbar ruhige und wie von kühlem, nächtigem Atem beseelte Duett leitet über zu dem triumphierenden Hohenliede der Geliebten, das den Mittelpunkt des Cyklus bildet; es ist A. R. gezeichnet und, soweit ich den Gedankenkreis Ritters kenne und aus Analogieen (vergl. Schlußchor zu: „Wem die Krone“) schließe, von ihm selber:

„Nun hält Frau Minne Liebeswacht
Im Duft von Fliederbäumen,
Da sinken wir in dunkle Nacht
Und weltvergess'nes Träumen . . . . ."

Der musikalische Ausdruck ist hier so grandios gesteigert, die Linien der Melodie sind so groß und stolz, daß dieses Lied sich neben den Zwiegesang: „O sink' hernieder, Nacht der Liebe" aus „Tristan" stellen kann. Es folgt das Hohelied des Liebenden: „Zünde nur die Opferflammen immer höher, heller an" (von Rückert). Das Charakteristischste der Liebe des Mannes ist hier mit ungeheurer Intensität ausgedrückt: die Geliebte wird unter die Sterne versetzt, das Ich wird zum Du und das Du zum Ich (wer Feuerbach kennt, weiß wie ich es meine), in eigner Glut formt der Liebende die Geliebte nach seinem Bild und Gleichnis. Dieses reine und hohe Gefühl wird noch leidenschaftlicher gesteigert im zehnten Gesang, der wieder von beiden gesungen wird: „Nicht mit Armen Dich umschlingen kann mir g'nügen" (von Rückert) . . . . .

„Zitternd habet ihr, o Flammen,
Euch berührt im Sehnekuß!
Schlaget nun in Eins zusammen,
Daß die Welt verbrennen muß."

Es folgt ein längeres Zwischenspiel, — die Wogen der Leidenschaft glätten sich; ein breiter, innig anschwellender Gesang von leuchtender Schönheit; das Ganze eine geniale Skizze einer Symphonie. Im Schlußzwiegesang erhält der von Ritter am öftesten komponierte Dichter, Lenau, das Wort: „Wohl bin ich nur ein Ton". In herrlicher, seliger Ruhe klingt das Ganze aus.

Wir haben dieses Werk ausführlicher behandelt, weil es uns ein Kunstwerk ersten Ranges zu sein scheint. Welche plastische Kraft gehörte dazu, welche Energie des innerlichen Lebens war nötig, aus den verschiedenen Gedichten diesen wundervoll aufgebauten Cyklus zu bilden! Wir können uns den Umstand, daß er nicht oft und oft im Konzertsaal aufgeführt wird, nur dadurch erklären, daß die Anforderungen, die er an die Sänger und den Klavierspieler stellt, in Bezug auf die Größe und Gewalt des Ausdrucks geradezu enorm sind. Früher oder später jedoch wird er seine Sänger und sein Publikum finden.

Die „Sechs Gesänge", op. 5 (Dresden, bei F. Ries) sind ebenso viele Perlen unseres Liederschatzes. „Ich möcht' ein Lied Dir weihn" — ein Jubelgesang, aus dem Gefühle überwallender Liebe heraus gedichtet und komponiert. „Nie zurück" und das folgende „Zweierlei Vögel" von Lenau zeigen eine ganz außerordentliche Kunst, den scheinbar sprödesten

und unmusikalischsten Dichtungen, die ganz reflektiert sind, das tiefe und verschwiegene Gefühl, aus dem sie der scheue Dichter geschaffen hatte, herauszulocken und in unvergänglichen Tönen neu zu schaffen. Doch die Krone dieses Heftes bleibt für mich das „Gebet" von Hebbel: „Die Du über die Sterne schwebst": Das ist mit solch ungeheurer Leidenschaft und Größe erlebt, daß ich ihm in unserer ganzen Musiklitteratur wenige Lieder in Bezug auf die Gewalt der Empfindung und die Sicherheit und Kühnheit der Melodie an die Seite zu setzen wüßte.

Die „Drei Lieder", op. 6 (Leipzig, bei Forberg) und „Drei Lieder" op. 7 (ebenda) singen wiederum von Liebeslust und Leid. Opus 7 enthält das auch im Konzertsaal schon zu einiger Berühmtheit gelangte wundervoll melodische Lied: „In Lust und Schmerzen". „Belsazar", op. 8 (Würzburg, Richard Bangers Nachfolger) ist meines Wissens die einzige Ballade, die Ritter komponiert hat. Die Sicherheit, mit der hier ein energischer und eindringlicher Alfreskostil getroffen ist, die Kraft des epischen Tones sind bewunderungswürdig und lassen nur bedauern, daß wir nicht mehr Balladen von Ritter haben. Die „Drei kleinen Lieder", op. 9 (Leipzig, bei Forberg) sind zum Weinen schön. Wundersam ergreifend ist gleich das erste „In einem Buche blätternd fand ich eine Rose". Wer diese schlichten Worte so einfach, so innig zu beseelen weiß, ist ein Künstler allerersten Ranges. „Fragen" und „Gute Nacht" sind wieder von der holdseligen Zartheit der „Schlichten Weisen", übertreffen sie jedoch noch an melodischer Schönheit; man hat den Eindruck, als ob hier eine reife und gütige Seele all ihre Köstlichkeiten und süßen Geheimnisse lächelnd ausstreue. „Drei Lieder", op. 10 (Hamburg, bei Leuchsenring) sind wieder jubelnd geschwellte Liebeshymnen. Das erste „Ich bin in kühler Morgenluft den Strom hinabgegangen" nähme auch unter den Schubertliedern einen Ehrenplatz ein.

Es folgen die „Drei Gedichte", op. 12 (Leipzig, bei Kistner). Besonders merkwürdig ist das zweite: die „Erklärung" aus Heines Nordseebildern; wer je die kolossale Stelle gehört hat „und mit starker Hand aus Norwegs Wäldern reiß' ich die höchste Tanne und tauche sie ein in des Ätna glühenden Schlund, und mit solcher feuergetränkten Riesenfeder schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke: Agnes, ich liebe Dich" — dem bleibt dieses übermütig trotzige Meisterstück melodischer Sprache unvergeßlich. „Im Alter" ist schon von Schubert in Musik gesetzt worden; wer die beiden Lieder vergleicht, wird staunen über die ganz unglaubliche Originalität bei Ritter.

„Fünf Gedichte von Peter Cornelius", op. 16 (München, bei Aibl) sind die schönste Huldigung Ritters an den toten Freund, dem er auch als Musiker so verwandt ist.

„Zwei Gedichte von Nikolaus Lenau", op. 17, ist der genialen russi-

schen Pianistin Sonja von Schéhafzoff gewidmet. Eine schwermütige Herzlichkeit beseelt diese Lieder. Das zweite, „Mahnung", war seinerzeit das erste, was ich von Ritter'schen Liedern hörte, darum vielleicht ist es mir so lieb. Ich glaube, wer diese breit ausgedehnte, leuchtend schöne Melodie je gehört hat, dem bleibt sie sein Lebenlang im Herzen.

„Benediktus", op. 18, und „Primula veris", op. 19 (München, Aibl) — ach, wie soll ich sie schildern. Fünfzig neue Adjektive wären nötig, die Schönheit dieser Musik zu beschreiben.

Zwischen diesen Werken und den folgenden liegt der Tod von Ritters Gemahlin. Ich hatte noch das Glück, diese seltene Frau zu kennen. Ihr Verlust traf Ritter mitten ins Herz. Als ich ihn nach längerer Zeit wiedersah, war er wie verwandelt. Jeder Blick, jedes Wort, jede Geberde zeugten von einem unheilbaren, tiefen Schmerz. Zehn Lieder hat er sich in jener Zeit noch zum Troste gesungen (op. 20 und 21, Leipzig, bei Fritzsch). Eine ergreifende, gefaßte Klage durchklingt sie: „Ich geb' dem Schicksal Dich zurück, von dem ich Dich empfangen habe." „Lethe, brich die Fesseln des Ufers." Das düsterste aller Lenau'schen Lieder „Blick in den Strom" ist nun Interpret des Schmerzes um die Verlorne geworden. Er hört seine alten Lieder, doch

„so schön wie Du sie gesungen,
singt sie doch keine mehr";

dann singt er sein herrliches „Trostlied"; die Singstimme hat eine langsame, choralartige Weise; im Baß klingt das „Ein feste Burg" mit, wundersam in die Melodie verwoben; dazu eine leise, schwebende Begleitung. Und nun singt sich dieses alte, tapfere Herz seine triumphierende „Todesmusik".

. . . . . „Also in der Töne Fluten
Laß mein Leben sich verbluten!" . . . .

* * *

Wie ich nun diesen meinen Versuch überlese, Ritter als Liederdichter zu feiern, macht es mich sehr traurig, daß ich meine Worte so ungenügend und allgemein finde. Ich konnte nur stammeln, wo er gesungen hat. Und alles, was ich über ihn gesagt habe, dünkt mich blaß und welk, wenn ich die saftfrohe, prangende Frische seiner Kunst vor Augen habe. Doch verzeiht — Freunde! Und ersetzt aus seiner Glut und seiner Fülle, was an Feuer und Reichtum mir versagt war! — —

Wie kommt es nun, daß solche Schätze noch nicht gehoben sind? Daß man so selten, allzuselten eins seiner Lieder zu hören bekommt? Die Lieder bieten den Sängern bedeutende Schwierigkeiten, durch die großen Anforderungen, die sie an die Stimme, durch die noch größeren, die sie an die

nachschöpferische Gewalt der Auffassung stellen. Für jeden, der sich zum ersten Mal mit ihnen beschäftigt, liegt zudem die große Gefahr nahe, daß er sie auch aufs zweite und dritte Mal noch nicht versteht, und dann enttäuscht beiseite legt. Takt und Tonart wechseln in ein und demselben Liede drei-, viermal; die vielen Vorzeichen erschweren es vielleicht manchem, die Führung der Melodie klar zu erkennen; die Begleitung ist sehr oft nur von außerordentlich gebildeten Pianisten zu bewältigen; diese Lieder lassen sich, einzelne Ausnahmen abgerechnet, vom Blatt weder singen noch spielen; sie wollen studiert sein. Nicht zu vergessen ist endlich, daß die musikalische Kritik bei uns noch nicht gebildet genug ist, das Wertvolle und Bleibende zu erkennen und zu signalisieren. Ich nehme hier ausdrücklich Heinrich Porges und Oskar Merz aus, die für die Entwicklung der Münchener musikalischen Verhältnisse unausgesetzt thätig sind und auch auf Ritters Bedeutung oft aufs Nachdrücklichste hingewiesen haben. Von den anderen Kritikern wird die enthusiastische und ekstatische Stimmung mancher dieser Lieder nicht goutiert und nicht verstanden. Seltsam genug! Auf dem Gebiete der poetischen Lyrik läßt man ja die Arten gelten, vom Volkslied bis zu den gewaltigsten freien Rhythmen. In der musikalischen Lyrik dagegen hält man uns immer das „Lied“, womöglich das strophische Lied, als Norm vor und vergißt dabei vollständig, daß auch Schubert von den Kritikern seiner Zeit aufs Lebhafteste getadelt wurde, nicht die gewohnten Geleise eines Zelter zu wandeln. Man weiß, wie selbst Goethe Zeltern höher stellte, als Schubert und Beethoven. Heute ist Zelter als Komponist vergessen, doch Schubert lebt. Und so prophezeie ich auch für die Lieder Ritters noch eine Zeit der Popularität.

* * *

„Es war im Jahre 1872, glaub' ich, in einem Konzert in Mannheim, das Wagner dirigierte. Nach dem Diner saßen wir zwei beisammen, unsere Frauen hatten wir fortgeschickt, und da fing Wagner ganz abrupt mit jener grandiosen Offenheit an, sich zu äußern, die bei jedem anderen Arroganz gewesen wäre: Wenn Sie fürs musikalische Drama pathetische Stoffe nehmen, fallen Sie alle miteinander in meine Art hinein. Sie können nicht selbständig sein, Sie mögen thun, was Sie wollen! Nein, nehmen Sie komische Stoffe, oder kleinere, aber tiefe poetische Symbole in anmutiger, anspruchsloser Form. Und vor allem eins: Lassen Sie die Franzosen Franzosen sein und die Italiener Italiener! Bleiben Sie mit Ihrem ganzen Herzen echt und deutsch!“ Diese Anekdote war die Antwort, die mir Ritter einmal gab, als ich ihn fragte, wie er zu seinen beiden Opern angeregt worden sei.

Manches Mal habe ich in dem Gedanken geschwelgt, daß eine vielleicht nicht allzuferne Zeit diese beiden Werke an einem Abend auf dem Theater sähe. Wenn da, nach dem ritterlich schwungvollen Vorspiele, der Vorhang aufginge, und der faule Hans unter der alten Linde läge, und dann ließe der Graf den lieben Träumer und Taugenichts an den Eichenblock schmieden; dann der wunderbare Monolog Hansens, in dem alle lockenden Wonnen der leuchtend kühlen Sommernacht sich wach sängen; und der liebliche schelmische Spott der Schloßmägde; der Bruder, der mit gütiger Rede Hansen in stiller Nacht tröstet; dann der grelle Trompetenstoß, der die unholden Dänen und die schreckbaren Riesen ankündigt; dann käme die blonde, holde Königin, von Feinden bedrängt; und der faule Hans reißt sich mit einem Ruck von seinem Block los und stößt den Feinden die dicken Köpfe zusammen, daß sie die Engel im Himmel singen hören, und dann küßt er die blonde, holde Königin, die Drommeten schmettern, die Hörner klingen, der faule Hans hat die Königin gewonnen; und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heut noch . . . .

Süß und selig steigen neue Töne herauf; empor rauscht der Vorhang: der weite gotische Schloßhof, viel Volk mit Fahnen und Blumengewinden im Reihentanz; die goldhaarige Prinzessin Hilde in Sehnsucht des Prinzen Heinz harrend; die greise Königin Frau Ute redet zum Volke; drei Söhne habe sie in die Welt geschickt, wer den besten Gebrauch von seinem Schatze mache, der solle auch die liebliche Hilde, das Nichtchen, mit der Krone heimführen. Ein reitet Prinz Conrad, die köstlichsten Prunkgeräte mitführend; ein zieht Prinz Ludwig, der auf der Macht Mehrung nur bedacht; aus dem Volk hervor tritt Heinz und erzählt, wie er im Lande herumgezogen sei, Elends und Unglücks übergenug habe erschaun müssen, wie er da einen frechen Vogt erschlagen habe im Zorn — sein Schatz ist ausgegeben, arm und elend steht er da und schreit sein Abenteuer hinaus: daß das Volk elend sei, und daß dem Volke geholfen werden müsse! Da senkt sich aus der Greisin Händen die Krone auf sein Haupt, und seine Brüder neigen sich vor ihm und dienen ihm, und alles Volk singt ihm in leiser und anschwellender Freude zu, und die goldhaarige Hilde legt ihm rote Rosen um den güldenen Reif und ihre weißen Arme schlingt sie um sein Haupt.

Ich gäbe etwas darum, wenn ich diese holden Symbole auf der Bühne lebendig werden sehen könnte! Nun, nachdem Hänsel und Gretel siegreich über alle Bühnen gegangen sind, ist eher Hoffnung auf Aufführung der beiden Werke. (Die Partitur und der Klavierauszug des „Faulen Hans" sind bei Kistner in Leipzig, von „Wem die Krone" bei Aibl in München erschienen.) —

Ich erinnere mich noch gut, wie traurig mir zu Mute war, als ich

aus dem Odeonskonzert, das dem toten Bülow zu Ehren mit der symphonischen Dichtung „Nirwana“ eingeleitet worden war, heimwärts ging. In einer stillen Weinstube saßen wir uns gegenüber, ein Freund von mir und ich, und redeten lange kein Wort. Endlich löste sich die quälende Verstimmung, und wir machten uns durch klagende und anklagende Ausrufe Luft: Wagner und Liszt und Bülow, alle haben sie umsonst gelebt! Noch jetzt so wenig Verständnis für den neuen Stil in der Musik, so wie er symphonisch auftritt, wie bei Bülow! Die Deutschen rennen bloß ins Theater und glotzen auf die Bühne, die Musik regt sie nicht mehr auf als etwa ein intelligentes Pferd durch einen Marsch musikalisch angeregt wird; und dann laufen sie wieder heraus und heißen sich Wagnerianer!

Noch bitterer ist die Empfindung, mit der ich jetzt, nach mancherlei Theatererinnerungen der letzten Jahre, überzeugt die selben Worte hinschreiben muß: Wagner hat umsonst gelebt! Denn auf unserem Theater herrschen noch immer die Zustände, gegen die er sein Lebenlang gekämpft hat. Ich denke, der Staat, der doch sonst hartnäckig die Fiktion aufrecht zu erhalten bestrebt ist, daß er für die Kultur Interesse habe, der Staat müßte doch bald einmal in die barbarischen Zustände unserer Bühne eingreifen. Aber freilich, es ist leichter, durch irgend eine Polizeidirektion in Posemuckel ein moderneres Stück verbieten zu lassen, als wirkliche scenische Kultur schaffen zu helfen!

Doch genug dieser häßlichen und traurigen Thatsachen! Begeben wir uns in eine Höhe, von der aus alles Zeitgenössische wie ein trüber, ferner Nebel tief zu unseren Füßen liegt! Nahen wir uns den symphonischen Dichtungen Ritters!

* * *

„Olafs Hochzeitsreigen.“ Ein symphonischer Walzer für großes Orchester. Zu Grunde gelegt ist die bekannte Sage von Olaf, der die Königstochter liebt, eine Nacht mit ihr durchtanzen darf und dann enthauptet wird.

Ein höchstes Glück in einem Augenblick genossen, und dann der Tod! Es ist ungeheuer, diese Stimmung nachzufühlen: Wenn der ganze Inhalt des Daseins in eine Minute, in einen Moment zusammengepreßt wird! Ein Tanz in ekstatischer Entrücktheit mit einem geliebten Wesen Brust an Brust, und im Hintergrunde der vermummte Scharfrichter mit dem blitzenden Beile — ich wüßte kein tieferes Symbol für jenes Gefühl der tragischen Erkenntnis, ich wüßte keinen Musiker, der diesem Gefühl intensiver, mächtiger, zwingender, triumphierender Ausdruck verliehen hätte.

„Erotische Legende“ heißt die zweite symphonische Dichtung Ritters. Es ist der Grundton der Liebesnächte: das ungeheure Erlebnis, daß die

Liebe in dieser weltentrückten, reinsten, verklärtesten Form möglich ist! Daß „Ehe verheißen ist und mehr als Ehe vielem, das sich so fremd ist wie Mann und Weib. Und wer begriff es ganz, wie fremd sich Mann und Weib sind!"

Es folgen „Charfreitag" und „Fronleichnam", zwei symphonische Landschaften, wenn man will. Oder beide zusammen eine Symphonie von zwei Sätzen; der erste Satz voll Kampf und Trauer, der zweite durchhaucht von süßester, stiller Freude.

Endlich „Todesritt" und „Sursum corda". Das erste kenne ich noch nicht. „Sursum corda" ist die letzte vollendete Komposition Ritters. Der Beifall, den das Werk in München fand, war groß und herzlich.

Leider kann ich über diese Werke Ritters nur dies wenige sagen; gedruckt ist noch keines, und die Werke sind zu kompliziert, um bei einmaligem Hören mehr als einen vagen Stimmungseindruck zu bekommen. Ich wünsche nur, daß möglichst bald eine große Musikalienhandlung diese Symphonieen, zunächst vielleicht nur im Klavierauszug, zusammen herausgebe. Noch notwendiger ist aber, daß ein mutiger Verleger die bei acht verschiedenen Verlagen zerstreuten Lieder erwerbe und in einem Bande herausgebe.

* * *

Von wenigen gekannt, aber von diesen wenigen verehrt und geliebt, ist Alexander Ritter gestorben. Ich hoffe, daß ich die Zeit erleben werde, wo viele ihn kennen und lieben. Seine Werke werden bleiben. Denn er war ein Musiker zu einer Zeit, die fast nur Musikanten hervorbrachte. Er hatte seinen eigenen Ton und sang seine eigene seltsame, kühne Weise, zu einer Zeit, die sonst fast nur schwächliches Gezirp hörte. Er hatte die Kraft, in stolzer Zurückhaltung zu verharren und sein Lebenswerk zu vollenden, zu einer Zeit, die auf dem Gebiete der künstlerischen Produktion das widerlichste Markten und den unlautersten Wettbewerb gewohnt war. Ein Künstler war er, im strengsten und heiligsten Sinne. Nie hat er den Helden in seiner Seele weggeworfen. Er hat nur gesungen, wann er mußte, was er mußte, wie er mußte. Aufrechten Leibes, stolzen Hauptes, leuchtenden Auges ist er durchs Leben gegangen und ruhig und groß ist er gestorben.



Das Fronleichnamsfest.

Eine Verkehrsstudie von Jules Saint-Froid.

(München.)

Die großen, öffentlichen Skandale, die die öffentliche Abhaltung des Fronleichnamsfestes in mehreren der großen Städte Frankreichs hervorgerufen, sowie die diesbezüglichen Erörterungen in der badischen Kammer, im Nürnberger Magistrat und in der bayerischen Kammer, haben aufs neue die Aufmerksamkeit auf den Gegensatz und auf die Schwierigkeiten hingelenkt, die dieses mittelalterliche Fest im Rahmen moderner Großstädte in immer steigenderem Maße hervorruft und findet. Die Frage wurde zum erstenmal praktisch, und sozusagen politisch, angeschnitten zu Anfang der dreißiger Jahre unseres nun bald zu Ende gehenden Jahrhunderts, als die protestantischen Soldaten der Münchener Garnison, die zum Spalierbilden ausgerückt waren, sich weigerten, vor dem Sanktissimum niederzuknieen. König Ludwig I., der bei all seinem „Teutschtum" ein guter Katholik geblieben war und die zu Anfang des Jahrhunderts säkularisierten Klöster zum Teil wieder errichtete — darunter das durch seine wüsten Orgien bei den Wallfahrten bekannte Kloster Andechs am Ammersee —, meinte, die protestantischen Soldaten könnten ganz gut vor der vorüberziehenden Monstranz mit der Oblate niederknieen, es sei ja auch für sie der „Leib des Herrn", und der damals dick-ultramontane Döllinger gab in diversen „anonymen Sendschreiben" die dogmatische Begründung zu der königlichen Ansicht. Das protestantische Ober-Konsistorium in München, unterstützt von der Erlanger theologischen Fakultät, legte sich aber energisch an den Laden. Es entstand eine ganze Streitschriften-Litteratur in der „Kniebeugungsfrage", deren Tenor von protestantischer Seite in dem Satz gipfelte: eine vom Erzbischof konsekrierte und in den Straßen herumgetragene Oblate sei für die Protestanten Papp, oder Mehl und Wasser, aber kein Gott, protestantische Soldaten könnten vor einer solchen Ceremonie nicht niederknieen. Diese energische Sprache half, und seit jener Zeit werden protestantische Soldaten nicht mehr verpflichtet, zum Spalierbilden bei katholischen Prozessionen auszurücken. Und in jüngster Zeit brauchen im Spalier stehende Militärpersonen überhaupt nicht mehr niederzuknieen, noch zu salutieren, da sie als außerhalb der Ceremonie Stehende, für Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung Bestimmte, angesehen werden.

In den letzten zwanzig Jahren gab es aber neue Schwierigkeiten bei den öffentlichen Prozessionen in München, wo der katholische Klerus darauf erpicht ist, das, was er sein „Heiligstes“ nennt, öffentlich in den Straßen herumzuführen und derart dem Hohn und Gespötte einer paritätisch gesinnten Bevölkerung auszusetzen. Seit 1870 nämlich kamen in immer stärkerer Menge norddeutsche, protestantische Studenten nach München, die sich natürlich die Gelegenheit, einen derartig theatralisch-religiösen Spektakel auf offener Straße mit anzusehen, nicht entgehen ließen. Natürlich fiel es ihnen nicht ein, die Hüte 'runter zu thun. Es gab ärgerliche Scenen. Fanatische Priester stürzten aus der Prozession heraus und schlugen den norddeutschen Studenten die Hüte vom Kopfe. Und norddeutsche Studenten wiederum ohrfeigten im Ornat befindliche Priester. Es gab unliebsame Verhandlungen. Und seither ist es üblich, daß Gendarmen den Fronleichnamszug begleiten und Passanten, die am Wege stehend sich den unglaublichen Spektakel mit ansehen wollen, auffordern, entweder den Hut abzunehmen oder sich weiter zurückzustellen.

Aufsehen machte es, als vor einigen Jahren das fast ganz protestantische und politisch streng freisinnige Nürnberg den dort wohnenden Katholiken, die die mitten in der Stadt gelegene kleine Frauenkirche innehaben, in widerruflicher Weise die Erlaubnis erteilte, die Fronleichnamsprozession aus der Kirche heraus und um dieselbe herumführen zu dürfen, ohne die verkehrsreichen Adern der Stadt zu berühren, ein Akt, der seit Beginn der Reformation, also seit 350 Jahren, unterdrückt worden war. Es war diese Erlaubnis der Ausdruck der entschieden freisinnigen Auffassung des Nürnberger Magistrats, der damit allen seinen Bewohnern gleiche Rechte in Ausübung ihrer religiösen Handlungen gewährleisten wollte, ohne dabei zu bedenken, daß eine Freisinnigkeit der anderen wert ist, daß der religiöse Kult an den Steinfließen des Kirchenportals seine Grenze haben muß, und daß eine Kommunal-Verwaltung niemals einer Religionsgenossenschaft die Erlaubnis zu öffentlichen, kultischen Aufzügen erteilen darf, wenn diese Aufzüge zur Verhöhnung und Verspottung der Andersgläubigen gemeint sind; in diesem Falle: wenn die Fronleichnamsprozession in Wahrheit eine Spottprozession ist. Die wenigsten wissen nämlich, was das tridentische Konzil, die letzte, abschlußgebende Fassung des katholischen Glaubens, Form und Richtung für jeden römischen Geistlichen wie gläubigen Katholiken, über die Fronleichnamsprozession in bindender Weise beschließt. „Declarat Sanctus Synodus — heißt es hier in der XIII. Sitzung, Kap. 5 — pie et religiose admodum in Dei Ecclesiam inductum fuisse hunc morem, ut singulis annis festo die praecelsum hoc sacramentum singulari solemnitate celebraretur, utque in processionibus honorifice

per vias et loca publica circum ferretur. Ac sic quidem oportuit victricem veritatem de mendacio et haeresi triumphum agere, ut ejus adversarii in conspectu tanti splendoris et in tanta universae Ecclesiae laetitia positi vel debilitati et fracti tabescant, vel pudore affecti et confusi aliquando resipiscant." („Die heilige Synode erklärt, daß dieses Fest aus besonders frommer und religiöser Gesinnung in die Kirche eingeführt wurde, und zwar derart, daß das göttliche Sakrament jährlich an einem Festtag mit besonderer Feierlichkeit celebriert und in Form einer Prozession in feierlicher Weise auf öffentlichen Wegen und Plätzen herumgetragen werde. Und auf diese Weise sollte die siegreiche Wahrheit über Lüge und Ketzerei einen Triumph aufführen, so daß deren Gegner angesichts solchen Glanzes und umrauscht von dem Freudenausbruch der gesamten Kirche entweder geknickt und gebrochen in nichts vergingen, oder von Scham ergriffen und aufgelöst wieder zu Vernunft kämen.")

Es wäre doch interessant, die Antwort jener Domkapitel in Karlsruhe und Mannheim zu erfahren, die jüngst vom badischen Kultusministerium die Erlaubnis zur öffentlichen Abhaltung der Fronleichnamsprozession in den Straßen der Stadt auf Grund des Rechts freier Religionsübung forderten und für einige abgelegene Nebengassen auch erhielten: ob sie auf Grund der Beschlüsse des Tridentiner Konzils, des Kodex des katholischen Glaubens, ihre Feier zu halten gedächten und somit ihre Fronleichnamsprozession als Spott-Prozession zur Verhöhnung der Protestanten 2c. in die Straßen der Stadt führten? Fast muß ein unzweifelhaftes Ja! auf diese Frage erwartet werden, da in Städten, wie in München, Wien, wo die Prozession schon seit Hunderten von Jahren eingeführt ist, der kleinste Regenschauer, oder auch nur bedeckter Himmel genügt, um die Feier in das Innere der Kirche zu verlegen. Wenn also kein sonstiger dogmatischer Grund vorliegt, eine so sekrete Veranstaltung, wie die fleischgewordene Hostie der Katholiken, mitten in das Stadtgewühl zu führen, oder doch nur ein so kleiner und leichtwiegender, daß ihn ein leiser Regen verscheuchen kann, was kann die Katholiken mit solcher Zähigkeit gerade in Städten mit gemischter Bevölkerung mit ihrem heiligsten corpus Christi auf die Gasse treiben? Was anders als die heiligen unumstößlichen Beschlüsse des heiligen Konzils von Trient? Das heißt: die dort verlangte Verhöhnung der „Ketzer" auf öffentlicher Straße? —

In Bayern gar, wo zur Zeit für katholische Dynastie und für katholische Religion mit Hochdruck gearbeitet wird, forderte jüngst der Oberhofmeisterstab offiziell den paritätischen Magistrat der Stadt München auf, sich in corpore bei der Fronleichnamsprozession zu beteiligen. Und der katholische Präsident der nur zur Hälfte aus Ultramontanen bestehenden bayerischen

Abgeordnetenkammer forderte in öffentlicher Sitzung in Gegenwart von Liberalen und Sozialdemokraten zur Einzeichnung in die Liste für die gleiche Prozessionsbeteiligung auf. Alles in gehorsamer, liebevoller Erfüllung der heiligen Beschlüsse des heiligen Konzils von Trient.

In Frankreich drüben hat dagegen die Regierung mit den Bischöfen kurzen Prozeß gemacht. Dort wird nicht lang der dogmatische Untergrund untersucht. Wer sich den gesetzlichen Verordnungen nicht fügt, wird bestraft. Und so hat der Kultusminister den Erzbischof von Cambrai, sowie zwei Priester aus Lille und zwei aus Roubaix wegen Veranstaltung von Prozessionen am Fronleichnamstage, die, weil sie die Verspottung Andersgläubiger bezweckten, vom Bürgermeister verboten worden waren, vor den Gerichtshof für Geistliche, den Staatsrat citiert. Über einen anderen Priester ist die Gehaltsperre verfügt worden.

Der Aufzug einer solchen Prozession mit ihren Hunderten und Tausenden sinnlos plappernder Kinder, Weiber und Männer, wobei stundenlang in derwischartiger Manier dieselbe Phrase bis zur Erschöpfung wiederholt wird, ist für jeden Menschenfreund ein tieftrauriger. Der indische Götterwagen von Jagernaut kann nicht entsetzlicher die Menschenleiber unter seinen Walzen zerquetschen, als hier junge Gemüter von kahlköpfigen, in Gold strotzenden Priestern zu Pagoden und Papageien abgerichtet und verstümmelt werden.

So wie die Sache heute steht, ist die Veranstaltung einer Fronleichnams-Prozession mitten durch das Gewühl einer völkerreichen, paritätischen Stadt ein Unfug. Der finstere Geist des Mittelalters, den Heine schon gelegentlich seines Aufenthalts in München aus den Pforten des schwerfälligen Backsteinbaus der hiesigen Frauen-Kirche heraustreten sah, wälzt sich procedendo bei solchen Gelegenheiten mitten durch die von Telephondrähten überspannte und von elektrischen Motoren durchsauste Stadt. Ein schrecklicher Kontrast und unglaubliche Geschmacklosigkeit, bei der einem nur die Kirche dauert. Das angebliche wahrhaftige Fleisch und Blut eines jüdischen Märtyrers in einer Glaskapsel eingeschlossen, hat in einer modernen Großstadt, deren Verkehr zu diesem Zwecke fast für den ganzen Tag gehemmt werden muß, zwischen Straßenschmutz und Straßenurteilen, und vor Gesichtern und Mienen, die zu 99/100 nur verborgenen Spott und Hohn für diesen Aufzug auf der Zunge haben, keinen Platz mehr. Und tragisch, tragisch wird uns erst zu Mute, wenn wir sehen, wie die hochwürdige Klerisei in hundertjährig geübter hierarchischer Rangordnung den Landesfürsten und sein Ministerium und seine Hofstäbe und die ungezählten Beamten, Räte und Präsidenten *hinter* sich, *hinter* dieser mysteriösen Kapsel, und *hinter* dem den Priester überdachenden symbolischen „Himmel" drein-

schleppt. Ein Schauspiel, so graß, so unwahr, und mit für unsere Zeit so falscher Symbolik, daß auch dem ernsthaftesten Menschen sich der Spott über die unglaubliche Beharrlichkeit gewisser uralter Gebräuche und die Kraftlosigkeit des lebenden Geschlechts, sich davon zu befreien, auf die Lippen drängt. —



Geschichtswahn.

Studie von R. Bartolomäus.

(Schmiegel.)

Wahn nennen wir eine von der verstandesmäßigen abweichende Denkweise mit den Nebenbegriffen des Schädlichen und des Übermäßigen und Überflüssigen.

Eine unschädliche Anders-Denkweise, z. B. eine poetische oder gelehrte Anschauungsweise, nennen wir nur im Scherz einen Wahn, so lange sie eben die poetische, gelehrte bleibt, und nicht etwa durch eine schädliche und eine übermäßige und überflüssige Verstärkung im Ernste die Bezeichnung „Wahn" verdient. Einen Dichter Keats, so lange er von seiner Geliebten dichtet, würden wir nur vergleichsweise, im Scherz, vom Wahn befangen nennen, im Ernste aber, wenn er im Glück der Liebe und Gegenliebe eine Sommernacht auf einer Wiese schwärmt. Einen Philosophen Rousseau suchen wir voll Mitgefühl auf, wenn er in der wahnartigen Empfindung nicht verstanden zu werden, und in der Furcht, sich sonst selbst zu verlieren, in die Einsamkeit flieht; wir wenden uns von ihm, wenn wir ihn, im wirklichen Wahn, jeder Mensch sei sein Feind und Verfolger, als Feind und Verfolger seiner Mitgeschöpfe sehen.

Größenwahn, Verfolgungswahn, Religionswahn, Geschichtswahn sind dann Erscheinungen wahren Wahns, wenn sie nicht nur eine Abweichung von der verstandesmäßigen Denkweise in einer Täuschung über den eigenen Wert, das eigene Verhältnis zu den Mitmenschen, das Wesen der Religion, der Geschichte enthalten, sondern sich auch mit dem Triebe verbinden, in diesen Dingen andere zum Glauben an jene Täuschung zu zwingen, und damit die Merkmale des Schädlichen und des Übermäßigen und Überflüssigen aufweisen.

Geschichte aber ist dort, wo Entwicklung ist; Geschichte im engen Sinn, Geschichte der Menschheit ist vorhanden, seit und solange sie sich entwickelt, d. h. seit und solange die Menschheit besteht, denn nichts besteht, was sich

nicht entwickelt. Bestehen (Leben) und Ruhe, Geschichte und Stillstand sind unvereinbare Begriffe; es giebt keine Ruhe im Leben, keinen Stillstand in der Geschichte.

Geschichtswahn träumt und dichtet also nicht nur — nach Art gewisser Poesie — von dem Stillstand irgend einer Zeit in der Geschichte, sondern bestrebt sich, außerdem irgend eine Zeit der Geschichte stillstehen oder zurückkehren zu machen, und wird so selbst zu einer geschichtlichen Thatsache.

Diesen Geschichtswahn hat es zu allen Zeiten gegeben, wenn er auch nicht immer herrschte; in der menschlichen Natur liegt der Trieb, sich der Entwicklung, dem Sterben und dem Neuentstehen, der Veränderung wünschenswerter Zustände zu widersetzen; und hier war der Boden für das Gedeihen des Geschichtswahns. —

Es ist eine eigentümliche, aber unbestreitbare Wahrheit, daß der Mensch nur durch die Erregung seiner Einbildungskraft, nicht durch Beförderung verstandesmäßiger Erwägung dahin gebracht werden kann, seinen augenblicklichen und augenfälligen Nutzen und Vorteil zu vergessen, seine eigene Person zu verleugnen und sich in den Dienst eines Gedankens oder eines andern zu stellen. Gemeinsame Kriegszüge, welche nicht — nach Art der Jagdzüge gewisser Raubtiere — nur die gemeinschaftliche Verschaffung von Lebensunterhalt zum Ziel hatten, waren erst dann möglich, nachdem sich unter den Teilnehmern gewisse Vorstellungen gebildet hatten, die geeignet waren, ihren Selbsterhaltungstrieb zu besiegen — Ruhm bei den Genossen, bei der Nachwelt, schließlich ein Fortleben in einem anderen Leben um den Preis des Todes in der Schlacht. Noch jetzt genügt die bloße Vorstellung körperlicher Leiden durch einen siegreichen Feind nicht, ein Volk unter die Waffen zu bringen; es müssen die Antriebe der Ehre, der Vaterlandsliebe entflammt werden.

Ganz ähnlich ist die Vereinigung zu einem Zusammenleben, einer Gesellschaft, einem Staate erst dann möglich gemacht worden, nachdem die Menschheit diejenige Zeit ihres Daseins überwunden, in welcher man mit seinen Nachkommen nur so lange zusammenlebte, als sie noch nicht für sich selbst zu sorgen imstande waren. Erst, als der Gedanke sich entwickelte, daß man mit Verleugnung seines eigenen Vorteils für das Wohl seines Geschlechts arbeiten müsse, daß man in dessen Erinnerung fortlebe, wenn man für sie gesorgt, erst dann blieb die Familie dauernd beisammen, ohne sich zu zerstreuen wie ein Wurf Raubtiere, die erwachsen sind; zugleich entstand auch hier die Vorstellung, daß der vorsorgliche Vater im Tode nicht sterbe, sondern, daß man ihn nur nicht sehe, er aber (oder sein besseres Teil) fortfahre, für die Seinen zu sorgen und sie zu schützen, namentlich aber seines Nachfolgers sich annehme.

Aus der Lehre einer Belohnung der unerschrockenen Krieger und vorsorglichen Väter mußte sich folgerichtig die Lehre von der Strafe der Feiglinge und der selbstsüchtigen Eltern entwickeln. Wie jene eine Unsterblichkeit in Ruhm und Ehren, so erwartete diese entweder die Vernichtung oder eine Unsterblichkeit in Not und Schande, wie sie schon auf Erden vernichtet, gemieden, verfolgt wurden.

So war, um eine fortdauernde, beisammenbleibende Familie, den Kern des Staates, zu erhalten, zu begründen, nicht ein einfacher, sinnlicher Sammel- und Bautrieb thätig gewesen, wie etwa bei Bienen und Bibern, sondern im Gegenteil hatten sich Kräfte geregt, welche die sinnlichen Wahrnehmungen des Einzelnen beiseite schoben, zum Nutzen der Gesamtheit. Selbst den eindringlichsten Prediger der Wahrheit, daß nichts bestehen bleibt, daß die stoffgebundenen Kräfte der Natur sich zu einem Organismus auf einem gegebenen Punkte sammeln, um zu wirken, sich dann wieder zu trennen und andere Verbindungen zu suchen, den Tod, den gerechten Richter menschlicher Geschicke, den der Mächtige, der Glückliche, der Gesunde fürchtet, der Schwache, der Elende, der Kranke herbeisehnt, selbst den Tod, schaffte die Vorstellung hinweg, daß die Persönlichkeit des Menschen nach dem Tode nicht zerstört sei, sondern fortbestehe. Freilich hatte nicht jeder Mensch auf diesen Fortbestand Anspruch, denn seine Annahme gründete sich nicht auf naturwissenschaftliche Beobachtungen, sondern war die Folge der durch die Persönlichkeit gewisser Menschen erregten Einbildungskraft.

So sehr wirkt die Persönlichkeit auf die Einbildungskraft, daß selbst gewisse Tiere, wie Hunde, Pferde, welche mit dem Menschen in nahen Beziehungen stehen, ihr sich nicht entziehen können; sie zwingt zu liebevoller oder furchtsamer Unterordnung und Überschätzung.

Ein Hund, ein Kameel, ein gewöhnlicher Mensch konnten vergehen, aber ein Kriegsheld, ein Prophet, ein König, ein Liebling Ammons oder Ormuzds oder Brahmas, dem das Volk mit Freuden, die Feinde mit Zittern gehorcht, konnte nicht, wie jene, in das Nichts zerfließen. Ihn hatte die Gottheit sichtlich gehoben, gestützt, so lange er lebte; sie konnte ihn nicht verlassen, wenn er tot schien. Er herrschte, er focht weiter im Jenseits; seine Herrschaft war dort ohne Ende, und die Gottheit gestattete seinen Bitten noch fortwährenden Einfluß auf sein ehemaliges Reich.

An den Einrichtungen des geschiedenen Führers zu rütteln, war deshalb gefährlich, und es galt als Pflicht und Vorteil, sie zu erhalten; andernfalls verscherzte man seinen Schutz. So galt noch am Ende des 18. Jahrhunderts und am Anfange des 19. Jahrhunderts der Zopf als das sicherste Mittel für den Schlachtenerfolg, weil ihn einst der größte Feldherr des Jahrhunderts und seine Heere getragen.

Die Erzählungen von den Stammeshäuptern, den Gesetzgebern, welche ihr Volk verpflichteten, an ihren Gesetzen auf ewig oder bis zu ihrer Rückkehr festzuhalten, wie von Moses, Lykurg, beweisen, wie stark noch zu den Zeiten der Überlieferung dieser Erzählungen jener Glaube war. Selbst die menschenliebende Gestalt Christi haben die Verfasser des ersten Kapitels der Apostelgeschichte, der letzten Kapitel der Evangelien nach Lukas, Markus, Matthäus mit einem ähnlichen Hinweis auf die Zukunft von der Erde scheiden lassen.

Das Volk verpflichtete sich, bei den Gesetzen und Anordnungen des Sterbenden und Scheidenden zu bleiben, und verflucht war und verflucht wurde, wer sich über diese Verpflichtung hinwegsetzte (5. Mose 28).

Damit war jede Weiterentwicklung verhindert. Zum großen Teil beruhen die Endschicksale, die plötzlichen Vernichtungen ganzer Völker des Altertums auf der Unmöglichkeit jeder zeitgemäßen Änderung ihrer Zustände. Jeder Unglücksfall wurde auf eine Veränderung ehemaliger Gewohnheiten zurückgeführt, und es herrschte der Geschichtswahn weit und breit über die Erde.

Aber, so fest gegründet er war, er begann zu wanken. Die Erinnerung an jene Helden, Gesetzgeber verblaßte, und der Trieb zur Veränderung brach mit Macht hervor. Wer von ihren Einrichtungen Nutzen gehabt, durch sie geherrscht, dachte darauf, sie zu erhalten und diejenigen zu schützen, welche sich bemühten, das Bestehende zu erhalten. Es entstand für jene der Begriff göttlichen Ursprungs, für diese der Begriff göttlichen Schutzes; während früher die Gottheit mittelbar eingegriffen, nahm man jetzt ihre unmittelbare Thätigkeit an.

Man sah, wie der Menschen Häuser, Arbeit, Staaten, die Menschen selbst, trotz aller Einbalsamierung, fortwährend vernichtet wurden, während die Dinge der Natur scheinbar unberührt den Jahrhunderten trotzten. Vom Untergange auch der Erscheinungen der Natur hatte man keine Kenntnis und Überlieferung. So wie nun der Reiche sich ein festeres Haus bauen kann als der Arme, so hielt man die Dinge, welche die menschlichen überdauerten oder zu überdauern schienen, für von einem besseren und reicheren Baumeister als jene gebaut, für höheren Ursprungs und fand einen Gegensatz zwischen menschlicher Thätigkeit und göttlicher. Die Erzeugnisse jener waren vergänglich, die Schöpfungen dieser ewig; was vergänglich war, war menschlich, was scheinbar ewig, göttlich. Ebenso war menschlich, was wert war, zu vergehen, göttlich das, was würdig war, zu bestehen, wenn es auch von Menschen ausging.

So hat man göttliche Religionen, göttliche Menschen, Söhne des Himmels oder der Erde oder des Mondes in allen Ländern, in allen Zeiten

seitdem gekannt. Der Gedanke bei Annahme einer solchen Göttlichkeit ist stets, den Dingen, den Menschen eine größere Bedeutung, Macht, Stellung, Dauer zu verschaffen, indem man sie für göttlichen Ursprungs erklärte, also der geschichtlichen Entwicklung künstlich entzog. Es war der Geschichtswahn, eine politische Schußfolgerung, die diese Begriffsscheidung bewirkte; eine eingehende Naturbetrachtung hätte die Veränderlichkeit und zugleich den göttlichen Ursprung aller Dinge und aller Ereignisse ohne Unterschied sofort erkennen müssen.

Überall, wo der Gedanke von der Göttlichkeit gewisser Persönlichkeiten und Einrichtungen herrschte, ward der von ihnen gebildete Zustand für göttlich, für unveränderlich gehalten, an dem nichts verändert werden konnte, ohne den schwersten Schaden für das Volk zu verursachen; dort überall herrschte Despotie in irgend einer Form, und mit ihr, gewissermaßer als Entschädigung für den Stillstand des irdischen Lebens, der Glaube an die Unsterblichkeit der Anhänger des herrschenden Systems. Alle Völker außerhalb Europas und in Europa fast alle Völker, die sich der Einwirkung des germanischen Stammes haben entziehen können, sind auf diesem Standpunkt stehen geblieben und haben sich mit dieser Abfindung begnügt.

Es ist bezeichnend, daß bei den Griechen und Römern der Glaube an die Unsterblichkeit des einzelnen schwand, je mehr sich die Despotie der Volksherrschaft auflöste. Es ist bezeichnend, daß die Juden, ein Volk mit außerordentlich schwankender Regierungsmacht, die Unsterblichkeit mindestens nicht allgemein kannten, so oft der Priesterstand sie ihnen, zugleich mit seiner Herrschaft aufzuzwingen versuchte. Bezeichnend ist die Verbindung des Chalifentums, des Sultanats, des Kaisertums in China, des Zarentums mit dem starrsten Unsterblichkeitsglauben, und sei es auch nur mit einer Verehrung der eigenen Ahnen.

Überall steht dieser Glaube im Dienste der Despotie, des Geschichtswahns; ohne ihn kann die Festhaltung des Bestehenden bis in die äußersten Konsequenzen nicht geschehen.

Das römische Cäsarentum glaubte einst, nichts als seiner selbst, der Herrschaft genialer Männer, von Volksliebe getragen, zu bedürfen, nur des Glaubens an seine Macht und an sich selbst; nur der Cäsar starb nicht, wenn er auch ermordet wurde, sondern ging zu den Göttern über. Zum ersten und einzigen Mal in der Geschichte trat ihm ein Unsterblichkeitsglauben, der des Christentums, gegenüber, der zum ersten und einzigen Mal in der Geschichte nicht aus den Bedürfnissen der Despotie geboren war, sondern aus der Not seiner Opfer.

Es erschien unmöglich, daß Domitius Nero, mit dem Trotz des Despoten verendet, unversöhnt mit seinem Schicksal, ohne Erkenntnis seiner Persön-

lichkeit, in alle Ewigkeit der ausgleichenden Gerechtigkeit entzogen sei, daß ein Paulus, von dem Tyrannen geopfert, in alle Ewigkeit sein Opfer bleiben sollte. Gerechtigkeit fand man nicht mehr, wenigstens nicht mehr die, welche die Christen verlangten, auf Erden, wo der Despot herrschte; man suchte sie nach dem Tode unter dem Schutz des liebenden Erlösers, der zu einem furchtbaren Richter werden würde, mächtiger als alle Cäsaren.

Es wäre wunderbar, wenn das Kaisertum sich nicht mit Wut auf diese verderbliche Lehre geworfen hätte. Es mußte sich erst eine Führerschaft im Christentum entwickeln mit dem Bedürfnis, seine Stellung mit ihren Grundlagen zu erhalten, damit hier die beiden Kräfte sich finden konnten.

Endlich geschah, unter Constantin, diese Vereinigung; zwölf Jahrhunderte knechteten Kaisertum und Priestertum, in mannigfachen Formen und Verhältnissen unter einander, den Geist der westeuropäischen Völker mit allen Arten der Gewaltthat und zwangen ihn, auf seinem ehemaligen Standpunkt stehen zu bleiben. Man nennt diesen Zustand, das Mittelalter, einen Zustand der Erziehung — ähnlich, wie man gewohnt ist, den Zustand Erziehung zu nennen, wenn ein Organismus von einem anderen, der selbst noch der Erziehung bedürftig ist, gewungen wird, anders zu wachsen und sich zu entwickeln, als er sich sehnt, zu wachsen und sich zu entwickeln.

Einen dauernden Zustand schufen die beiden Verbündeten — denn so verschiedenartig die Beziehungen des mittelalterlichen Priestertums und des mittelalterlichen Staates waren, so standen sie stets im Bunde gegen die Weiterentwicklung, in der Ausübung des Geschichtswahns — einen dauernden Zustand schufen sie nicht. Sie hielten sich beide, jeder sich selbst und vielleicht noch der Staat das Priestertum, für göttlichen Ursprungs; hier lag die Möglichkeit des Streits und damit des endlichen Sieges einer Weiterentwicklung. Diese gewann endlich Kraft und zerbrach die Grundlagen des Geschichtswahns.

Es waren Mitglieder des Priesterstandes, die seine Macht stürzten, und Mitglieder des bestehenden politischen Systems, die sie dabei unterstützten. Was sie erreichten, war nicht ihre Absicht; aber das setzt ihr Verdienst nicht herab, denn der Mensch übersieht nicht die Folgen seines Thuns, so wenig wie es der erste Mörder wußte, daß er unzweifelhaft der erste Anatom war. Die Reformatoren mit ihren Anhängern suchten dem Geschichtswahn des Mittelalters durch einen anderen Geschichtswahn beizukommen; sie strichen das ganze Mittelalter aus und setzten Wissen, Erkenntnis und Staatsverwaltung auf den Standpunkt zur Zeit der ersten Anfänge des Christentums zurück. Wo sie durchdrangen, gelang es ihnen auf mehr als zwei Jahrhunderte. Die Erbschaft des Priestertums trat der Staat an, meist verkörpert in der Person eines Herrschers, und preßte die gesamte Existenz des Einzelnen und der Gesamtheit in die Form seiner Bedürfnisse; er duldete

kein Recht neben dem seinigen, das er unmittelbar aus der Hand der Gottheit haben wollte. Die Menschheit war wieder in Sklaven, in vornehme und geringe, verwandelt, deren Denken das Gebiet und den Willen ihres Herrn nicht zu überschreiten hatte. Es gab eine Entwicklung, aber nur die der immer weiter fortschreitenden Macht der Herren dieser Sklaven. Auch diese Art des Geschichtswahns hielt sich für fähig und würdig, ewig zu dauern, als schon der Boden wankte und krachte, auf dem sein Thron stand.

Die französische Revolution brach aus und versuchte, die gesamte bekannte Geschichte der Menschheit, auch die vor Ausbreitung des Christentums, hinwegzuschwemmen. Die ganze Zwischenzeit bis zu einem geträumten Naturzustande sollte ausgelöscht sein, überhaupt alle Entwicklung, alle Geschichte der Vergangenheit und der Zukunft aufhören, aufhören in einem Zustande, der der eigentliche, der menschenwürdige Naturzustand sein sollte. Ströme von Blut vergoß die Revolution; aber sie erreichte nichts dauerndes, denn sie war nichts als selbst ein neuer Geschichtswahn. Sie wirkte nur dazu, den Weizen zu zerstören und gründlich zu zerstören, und endete in der Verkörperung des Geschichtswahns und der Despotie, in Napoleon I., der beides bis zum äußersten trieb und zu Tode hetzte. Selbst ohne Achtung vor dem Recht, suchte er seinen Willen als Gesetz aufzustellen. Selbst ohne Glauben, suchte er Religion, oder vielmehr Priesterherrschaft unter seiner Aufsicht, herzustellen. Alles in dem Wahn, daß ein Zustand wie zur Zeit Cäsars, Karls des Großen zu seiner Zeit möglich sei. Er selbst war, wie aller Geschichtswahn, alle Despotie, in sich nichts, sondern stellte, wie aller Geschichtswahn, alle Despotie, seine außerordentlichen Kräfte in den Dienst seiner Träume; nach der Reihe ahmte er Alexander, Cäsar, Karl den Großen nach und deren Ideen.

In einem Sturz ohnegleichen, im Ansturm der Völker von ganz Europa endete er und mit ihm die Gewaltherrschaft des Geschichtswahns, der nur noch auf politischem Gebiet durch die heilige Allianz und ihr Legitimitätsprinzip ein kurzes Dasein fristete; der freien Entwicklung der Völker Westeuropas war jetzt eine Bahn geschaffen. —

Die Totengerichte, die Scherbengerichte, die Proskriptionen, die Prätorianerhinrichtungen, die Scheiterhaufen, die Ketzermeister, die Bastillen, die Guillotinen, die Völkervergewaltigungen sind nicht mehr. Furchtbare Gewaltthaten erregen nicht mehr die Öffentlichkeit, erfüllen sie nicht mehr mit Schrecken und Entsetzen vor der Macht, die sie ausüben durfte und erhalten nicht mehr den Glauben an eine Macht, die imstande sei, die Geschichte aufzuhalten, deren Natur es sei, das Außerordentliche und Naturwidrige zu thun, wenn es ihr beliebe, und an dem, der ihr mißfallen.

Mit ihnen sind auch die außerordentlichen Menschen geschwunden, die

durch ihre Persönlichkeit die eine Hälfte der Menschheit mit sich fortrissen, um die andere zu unterdrücken und in ihrem Zustande zu erhalten. Es geht wie eine gewisse Sehnsucht durch die Geschichtsdarstellungen der neuesten Zeit nach jenen Männern, die etwas anderes thaten, als Papier vertilgen oder Papier vertilgen machen. Man möchte, scheint es in jenen Darstellungen oft, gern sein Geld, seinen Rücken, sein Blut, sein Leben hergeben, wenn man die Helden, die Heroen vergangener Jahrhunderte durch diese Opferwilligkeit auferstehen machen könnte; denn, was sie gebaut, geschaffen, wankt und schwankt überall. Vergeblich ruft man ihr Gedächtnis, ihre Person, ihre Worte an — es hilft nichts; denn sie sind nicht die Männer selbst. Vergeblich versuchen ihre Anhänger, dasselbe zu sein, wie ihre Meister — mit Worten! Sie besitzen weder die Kraft, Wunder zu thun, noch die Kunst, die Menschheit zu Wunderthaten zu begeistern. Sie sind, nach Maßgabe ihrer Kräfte, begeistert von den Schriften ihrer Vorbilder und wollen ihnen nun gleich sein, gleichwie gewisse moderne Dichter von den Werken der früheren Dichter, oder vielmehr von den Werken über die früheren Dichter, ohne inneren Beruf, ohne innere Erfahrung. Sie können ihn auch nicht haben, diesen inneren Beruf, sie können sie nicht gemacht haben, diese innere Erfahrung, denn zu tief ist die Erkenntnis in alle Menschen eingedrungen und immer tiefer dringt sie ein, daß der Mensch um seiner selbst willen da ist, nicht als Werkzeug für andere Menschen, selbst dann nicht, wenn seine Kräfte im Dienste anderer stehen oder stehen müssen.

Immer mehr bricht sich der Gedanke Bahn, daß der Zustand der richtige und erstrebenswerte ist, der das lebende Geschlecht nicht nötigt, auf einem Wege zu gehen, weil das gestorbene dort ging, gleichviel ob das gestorbene den neuen Weg kannte oder nicht, ob es ihn billigte oder nicht. Trotzdem, oder eben deshalb, ist diese Zeit nicht die der gewaltthätigen Umwälzungen, denn die Umwälzungen geschehen im stillen, fast ohne daß sie jemand bemerkt. Die Erfindung zu menschlichen Zwecken ist nicht mehr das Vorrecht gewisser Menschen oder ihrer Aufsicht unterworfen. Die Möglichkeit, die Erfindung im vollsten Maße auszunutzen, hängt nicht mehr vom Willen anderer ausschließlich ab. Die Freiheit des Verkehrs, nicht durch Feldzüge, nicht durch Verordnungen geschaffen, sondern durch Naturkräfte und deren Ausnutzung, hat alle Schranken durchbrochen, welche Volk von Volk trennten, ob sie wollten oder nicht.

Der Geschichtswahn beherrscht nicht mehr die Geschichte, so wenig wie er die Natur außerhalb der Menschheit jemals beherrscht hat; er ist nur noch der Rest einer großen Erbschaft derer, die bei all der neuen Entwicklung nicht befragt sind oder nicht befragt sein wollten.

Ueber „He, he" und noch einiges.

Von Stanislaw Przybyszewski.

(Berlin.)

Herr Jules Saint-Froid scheint sehr erbost gegen mich zu sein.*) Ach ja! Das sind viele, sehr viele.

Ob es gerade „deutsche" Art ist, auf die Herr Jules Saint-Froid trotz seines Namens so pocht, einen Menschen, den man nicht kennt, von dem man nicht einmal weiß, daß er sich seit Jahren nicht in Berlin, sondern in Norwegen, in völligster Einsamkeit aufhält, in einer so gentlemanliken Weise persönlich anzugreifen, überlasse ich den deutschen Künstlern zu beurteilen, da ich selber kein Deutscher bin.

Diese Art von litterarischen Angriffen richtet sich durch sich selbst, darüber brauchte ich nicht ein Wort zu verlieren. Es handelt sich aber um etwas Technisches, nämlich um die Interjektion: „He, he".

In München, oder in dem Ort, wo Herr Jules Saint-Froid sich aufhält, scheint das „He, he" unbekannt zu sein. Dagegen habe ich nichts einzuwenden. Vielleicht liegt es nicht in dieser recht seltsamen „deutschen", wohlverstanden: Saint-Froid'schen „deutschen" Art, an jenen fatalen Gefühlskomplexen, die ich schildere, und die ein „He, he" notwendig erfordern, zu leiden.

Dann ist aber Herr Jules Saint-Froid zum mindesten nicht berechtigt, über Gefühle zu schreiben, deren Lautäußerungen ihm sogar unbekannt sind. Er würde dann besser thun, einen Aufsatz über assyrische Keilinschriften zu schreiben.

Ob dies „He, he" der „Petrowitsch" in Raskolnikow gebraucht, erinnere ich mich nicht, aber ich habe es bei Hunderten von Menschen gehört, und zwar bei Menschen, die kein Interesse daran haben dürften, Petrowitsch nachzuäffen, ebenso gut bei Deutschen, wie bei Russen, Polen und Skandinavern.

Es giebt nämlich Menschen, und deren giebt es allzuviele, die das laute, offene „Ha, ha" gar nicht kennen, die überhaupt nicht ehrlich und herzlich zu lachen verstehen. Es sind Menschen, die an etwas Schwerem zu tragen haben, das verborgen werden muß, Menschen, die mit sich selbst zerfahren sind und die beständig mit schmerzhafter, qualvoller Selbstironie in ihrem Innern wühlen, Menschen, die hassen und verachten, die Ekel vor sich selbst und vor anderen empfinden, Menschen, übervoll von einer kranken Scheu, jemandem zu zeigen, was in der Seele vorgehe: bei allen diesen Menschen geht das naive, biedere „Ha, ha" in das kranke, heisere „He, he" über. Der Lautcharakter des Lachens ist fast ganz verloren gegangen,

*) Vergl. den Aufsatz „Noch einmal De Profundis" von Jules Saint-Froid im Junihefte der „Gesellschaft".

es blieb nur etwas, was an das wirkliche Lachen erinnert, nämlich eine verächtliche Grimasse.

Die Menschen, die ich schildere, sind keine biederen, zufriedenen Münchener. Sie mit „Ha, ha" lachen zu lassen, wäre lächerlich und im höchsten Grade unpsychologisch.

Der Jules Saint-Froid'sche Angriff gegen „He, he" ist also nur ein ganz fataler Mißgriff. Er hätte ihn gegen die Art der Menschen, die ich schildere, notwendig richten sollen. Dann hätte es einen Sinn. Aber Herr Saint-Froid will modern sein und will dem Künstler die Freiheit in der Wahl seiner Personen nicht verkürzen. Das ist brav. Dann muß man aber auch den Menschen die Lautäußerungen ihrer Gefühle nicht verübeln und sie auch nicht gleich des Plagiats an dem armen Petrowitsch beschuldigen.

N'est-ce pas? Herr Jules Saint-Froid?

Im Besonderen ist „He, he" das *absolut* notwendige Lautkorrelat der Verachtung, und als solches ist es in jeder Grammatik, wenigstens der slavischen Sprachen verzeichnet.

Und das darf man nicht vergessen, daß ich eben ein Slave bin. Ich schreibe deutsch, weil ich nicht für das Volk schreibe und an die Wenigen, an die ich mich richte, und die in allen Ländern zerstreut sind, muß ich mich in einer Weltsprache richten. Es ist für mich ein glücklicher Zufall, daß ich neben meiner Muttersprache das Deutsche so ziemlich beherrsche.

Übrigens hätt' ich nicht übel Lust, meinerseits Herrn Saint-Froid die Geschichte mit dem Turf als Plagiat vorzuwerfen. Ich habe nämlich, ich glaube im Berliner Lokal-Anzeiger, gelesen, wo ein Reporter über mich schreibt, ich führe in „De profundis" ein gut eingeschultes Reitpferd in den neuesten Dressurformen vor.

Das ist noch besser wie Turf. Und Turf — he, he — ist ja kein deutsches Wort.

Und die Insinuation, daß ich meine Werke unter der Einwirkung von Cognak, Absinth, Vermuth schreibe, ist ja auch nicht originell. Die Priorität gebührt dem Professor der Psychiatrie in Marburg, wenn ich mich nicht irre, der die Gedichte von R. Dehmel und ein paar Blätter von Klinger als Produkte von Deliranten ausgestellt hat.

He, he: sollte Herr Jules Saint-Froid wirklich nicht imstande sein, wenigstens nach dieser Richtung hin irgendwie originell zu sein?

Und ja: die „Schale", oder das „Gefäß" (Becken — nicht wahr?) der Verzweiflung, das umkippt, ist ganz außerordentlich prachtvoll. Wirklich! Sehr schön!

Wer würde es nur glauben, daß ein Herr, der so ulkige Vorschläge macht, kein „He, he" kennt!



Moderne Studentenvereine.

Von A. D.

Die Zeit, da die Philosophie das Geistesleben beherrschte und den Blick auf die Ideale richtete, hat einer sehr realen weichen und der Herrschaft der Naturwissenschaften Platz machen müssen; doch schneller, als man geahnt, wurde auch von diesen das allgemeine Interesse durch eine vorwiegend materielle Richtung abgelenkt: die Sozialwissenschaften ergriffen das Scepter. Das gefürchtete Gespenst der sozialen Frage machte vor den Pforten der Universitäten nicht Halt, es drang unerschrocken, aber wohl auch nicht so erschreckend wie anderwärts, durch alle Thüren ein und wußte sich gar bald die erste Stelle zu sichern. Und damit kam ein neuer Zug in das studentische Leben, der sich am schärfsten — wozu wären wir denn Deutsche — in der Vereinsbildung ausprägte. Sozialpolitik und Nationalökonomie drängten sich mit Macht in den Vordergrund des Interesses, und die Bewegung fand an berufener Stelle ganze Männer, die fähig waren, ihr einen festen Mittelpunkt und eine sichere Stütze zu geben: Die Kathedersozialisten traten die Herrschaft an. Unter den Studenten regte es sich lebhaft, und je abweisender ihnen anfangs „von oben her" entgegengetreten wurde, um so mehr drängten sie in dieser Bewegung vorwärts; erst bekämpft, dann geduldet und schließlich gar energisch von oben gefördert, gings mit fliegenden Fahnen zur Sozialpolitik — Verzeihung, hohe Polizei, zur Sozialwissenschaft, wollte ich sagen; denn wo das Wort Politik fällt, da stellen sich sofort polizeiliche Verfügungen ein, und eine nähere Berührung mit der Polizei ist dem Bruder Studio gewöhnlich wenig angenehm. In der Reichshauptstadt ist die Bewegung nach langen Kämpfen glücklich zur Ruhe gekommen; an kleinen Universitäten ist das Gespenst der sozialen Frage noch zu gefürchtet, und man zieht dort König Stumm'sche oder Vogel Strauß-Politik vor.

Ein Blick auf die Gruppierung der modernen Studentenvereine, wie sie sich besonders in Berlin gebildet haben, ist in mancher Hinsicht interessant und lehrreich. Mehr als an irgend einer anderen Universität wird das studentische Leben hier von dem Vereinswesen beeinflußt, so wenig man es auch gerade hier vermuten sollte, da das Vereinsleben in den kleinen Universitätsstädten an sich eine viel bedeutendere Rolle spielt; sind die Studenten dort doch viel mehr auf einander angewiesen, als in dem großen Berlin, wo sie hundert andere Verbindungen, Unterhaltungen und Zerstreuungen

finden. In jenen Städten spielen denn auch die alten akademischen Vereine, die Corps und Burschenschaften, eine viel wichtigere Rolle, während sich in Berlin, der Reichshauptstadt, der Centrale des politischen Lebens, auch das studentische Vereinswesen sehr viel mehr der — nun, das Wort kann nun einmal nicht umgangen werden — der politischen Seite zuneigt. Man wende nicht ein, daß sich ja auch in den Corps und Burschenschaften gewissermaßen das konservative und das liberale Element widerspiegele; die heutigen „Burschen“ sind weder jene vom Wartburgfest, noch jene von 1848, sie haben eine sehr große Schwenkung nach rechts gemacht und auch den Antisemitismus nicht abgewiesen. Neben diesen, die die alten akademischen Traditionen treu bewahren, giebt es eine schier endlose Zahl freier Vereinigungen, die teils nur der Pflege der Geselligkeit, teils wissenschaftlichen, teils sportlichen Aufgaben hingegeben sind; unter ihnen nehmen einen sehr breiten Raum allerlei christliche Vereine ein, die man von einem gewissen Zug ins politische Gebiet nicht alle freisprechen kann; man wird vielfach an Herrn Stöcker erinnert — und das genügt. Einer hohen Blüte erfreuen sich diejenigen akademischen Vereine, welche sich dem Turnen oder den verschiedensten Arten modernen Sports geweiht haben. Außerordentlich umfangreich ist die Liste der wissenschaftlichen Vereine; jede Fakultät, jede noch so eng begrenzte Disziplin hat ihren Verein; da giebt es neben den theologischen, medizinischen, juristischen, alt- und neuphilologischen, philosophischen, historischen, naturwissenschaftlichen, psychologischen, mathematischen, physikalischen auch solche für Stenographie, jüdische Geschichte, Zahnheilkunde, Astronomie, auch einen Schachklub, der sich sehr entschieden zu den wissenschaftlichen Vereinen rechnet, u. a., von denen mancher eine gar interessante Geschichte, gar berühmte Mitglieder oder hervorragende Stifter hat.

Zu diesen freien Verbindungen zählen auch diejenigen, in denen — wenn auch natürlich nicht offiziell — die Politik die Hauptrolle spielt, und die im akademischen Leben Berlins eine sehr bedeutende Rolle spielen und heftige Kämpfe hervorrufen, die gewöhnlich am schärfsten bei den Vorstandswahlen für die akademische Lesehalle zum Ausdruck kommen. Den Beginn machte der am zehnten Geburtstage des deutschen Reiches gegründete „Verein deutscher Studenten“, der die deutsch-nationale Sache auf seine Fahne geschrieben hat und unter den Studenten die berühmte „Berliner Bewegung“ leitete. Noch im vorigen Semester wollte dieser streng antisemitische Verein Adolf Stöcker zum Ehrenmitglied ernennen — der damalige Rektor verwehrte es ihm, und jetzt, da Stöckers treuer Freund Wagner an der Spitze steht, eine abermalige Absage also nicht zu erwarten wäre, hat der Verein sich selbst nach langen und heftigen Kämpfen von Stöcker losgesagt. — Als Gegenstück zu dem sehr mächtigen Verein deutscher Studenten wirkt die

gleichfalls sehr mitgliederreiche „Freie wissenschaftliche Vereinigung", welche am klarsten den liberalen Standpunkt vertritt; besonders befehdet wird sie von der ganzen Studentenschaft wegen der Aufnahme jüdischer Mitglieder, welchen alle anderen, nicht direkt jüdischen Vereine, aufs peinlichste vermeiden.

Als junges Glied lebt in der Reihe der studentischen Verbindungen der eingangs erwähnte „sozialwissenschaftliche Studentenverein", ein echtes Kind der Zeit, geboren aus der alles beherrschenden sozialen Frage, für die er das rechte Verständnis unter der studentischen Jugend durch Vorträge von Professoren, sowie Männern aus dem praktischen Leben und Besichtigung von Fabriken, Wohlfahrtseinrichtungen &c. &c. zu wecken sucht. Er war der erste Verein, der selbst Damen die Aufnahme nicht verweigerte, sofern sie einem sozialwissenschaftlichen Seminar angehören. Der Verein sucht sich von der Politik durchaus fernzuhalten, wenngleich er auch praktisch die Sozialwissenschaft nicht absolut von der Sozialpolitik zu trennen vermag. Maßregelungen von Privatdozenten und polizeiliche Eingriffe tragen das ihrige dazu bei, ihn nolens volens aus der Theorie bisweilen in die Praxis hinüberzureißen.

Über die Beschäftigung der studierenden Jugend mit der Sozialpolitik ist viel geschrieben; man hat diesen „Sport" verworfen und bekämpft, man hat aber auch eingesehen, daß es absolut notwendig ist, das Verständnis für diese brennendste Frage bei Zeiten in den künftigen Stützen des Staates zu wecken, wenn selbstverständlich auch unter Vermeidung verfrühter Stellungnahme und einseitigen Parteiwesens. Die Jugend hat die Zukunft; sie muß sich gewöhnen, zu sehen, denn sie wird einst scharfe Augen brauchen!



Münchener Sezession (Frühjahrsausstellung).

Von Emil Schaeffer.

(Bielitz.)

II.

Ausländer.

Die Spatzen pfeifen es ja längst schon von sämtlichen Dächern und, wenn man's schämig auch verschweigen wollte, an der Thatsache läßt sich nicht rütteln und drehen: die Ausländer haben diesmal einen unbestrittenen Sieg über die Deutschen erfochten. Walter Crane und die französischen Lithographieen interessierten, begeisterten und entzückten, aber den leuchtendsten Lorbeer durfte sich doch der Vertreter eines Landes um die Stirn schlingen, das man bis auf die jüngste Zeit als tot für die Malerei ange-

sehen hatte, ein Sohn Italiens, Giovanni Segantini . . . — Zu Maloja in der Schweiz, hoch droben in den Bergen lebt und schafft er, hoch droben, wo die schroffen Grate trotzen und die starren Bergzacken dräuen. Und von jener wilden, einsamen Majestät der kahlen Höhen ist ein gut Teil in seine Kunst übergegangen. Muskelschön ist sie, stark und grandios, kennt nichts Kleinliches und keine einstudierten Posen; der scharfe, strenge Duft der Berge schlägt uns aus seinen Bildern entgegen, und dies alles wirkt auf uns, die verzärtelten Décadents, als ob wir aus einem feuchtwarmen Blumenladen in frostklare Winterluft heraustreten würden.

Man braucht bloß sein Selbstporträt aufmerksam zu betrachten, um die Kunst Segantinis verstehen zu lernen.

Wie streng dünkt dem ersten flüchtigen Blick dies ernste, vom dunklen Vollbart umrahmte Antlitz, und doch welch unendliche, fast heilandhafte Güte und Gnade glänzt aus dem tiefen Auge, welch heißes Mitleiden kündet der schmerzliche Zug um den Mund.

Der wenigen Vollnaturen eine ist Segantini, bei denen Mensch und Künstler sich decken, der Künstler ist nicht größer als der Mensch und nicht kleiner auch, und es ist nichts in seiner Kunst, das er einem andern schuldete als dem Menschen in sich.

Wollte man sein Wesen in zwei weite Worte fassen, so könnte man ihn einen lyrischen Tragiker heißen; lyrisch ist seine Art, die Dinge anzuschauen, in den Stoffen liegt die Tragik.

Seine Tragik aber ist nicht die der plötzlichen gewaltigen Geschehnisse, die mit eherner Faust den Menschen zu Boden schlagen, sondern jene, die viel schmerzlicher ist und weit ergreifender, und die so recht eigentlich erst die Modernen entdeckt haben: er zeigt das dumpfe, verzweifelte Hindämmern im trüben Nebelgrau des ewigen Einerlei. Jene einsamen Menschen auf den Bergen, sie wissen's so gut, daß sie arm bleiben werden und elend, wie's ihre Väter waren und ihre Kinder und Kindeskinder sein werden, und sie kämpfen doch tagaus, tagein in wildem, fruchtlosem Ringen mit ihrer Feindin, der harten, grausamen Erde, und sind schon froh, müssen es sein, wenn sie ihr soviel abgezwungen im keuchenden Kampf, um nicht vor Hunger zu verenden. Dies ist das finstere, das schwarze Weh, das uns Segantini erzählt in ruhigen, schlichten Worten, aber mit leisem, leisem Mitleidsbeben in der Stimme. Das ist der Inhalt seiner Zeichnungen und seiner Bilder.

An die Bilder muß man sich erst gewöhnen; denn sie sind in einer seltsamen und unendlich mühseligen Technik ausgeführt. Kleine, pastos aufgetragene Farbenflecke sind mosaikartig nebeneinander gesetzt, und dies eigenartige Verfahren, das man für kleinlich halten könnte, bringt einfach-große Wirkungen hervor, zeigt wunderbar plastisch das Nahe und zieht einen zarten Duftschleier um die Ferne. Diese merkwürdige Malweise hat er als großer Techniker sich selbst geschaffen, er ist auch als „Maler" einer der ersten, und das richtet eine steil ragende Scheidewand auf zwischen ihm und dem Maler Millet, mit dessen Zeichnungen die seinen viel Verwandtes zeigen.

Den mächtigsten und ergreifendsten Accord schlägt er wohl in dem Bilde „Pflügen" an, das neben dem „göttlichen Knaben" auch das Hervorragendste in technischer Hinsicht scheint. Am sympathischsten aber sind mir diejenigen seiner Gemälde und Zeichnungen, die dem Bauernmädchen schmerzlich-innige Weisen singen, fast möchte ich sagen, Segantini setzt auf das müde, bleiche Haupt die Märtyrerkrone. Er liebt dies arme Kind, über dessen Jugend finstere Nebel brauen, die kein Sonnenstrahl hellglitzernd je durchflimmert, das nur Arbeit kennt und strenge Müh', und dessen einzige Freude fast die kargen Stunden harten Schlummers sind. Auf ödem, braunem Felde sitzt sie, die Herde weidend, vor einem kleinen, glimmenden Feuer und starrt

dumpf und gleichgültig in die graue, freudlose Weite, erschöpft und todmüde treibt sie, wenn es dunkeln will, die Herde nach Hause und in den engen Stall, und nachts, beim Brunnen, da naht ihr die Liebe, aber nicht jene, die wir aus der deutschen Bauernmalerei kennen. Das ist nicht der schwerenöternde Salonbauer, der nur zufällig seinen Frack nicht angelegt hat, und sie hört nicht, die vollen Arme über der noch volleren Brust gekreuzt, mit kokett verschämtem Lächeln zu, — — o, nein, die Liebe, die ihrer harrt, ist anders, ganz anders. Das ist brünstige, heiser keuchende Gier und brutales Verlangen von jener rohen, fast ans Tierische grenzenden Wildheit, deren grandiose Schrecklichkeit uns Zola in la terre gezeigt. In brütender Sommerschwüle muß das junge Kind im Garten Gemüse graben, aber die Hacke entfällt der müden Mädchenhand, und todmatt sinkt es hinter der Hecke zu kurzem Schlaf ins karge Grün; in weißer, glitzernder Winterkälte muß es den holzbeladenen Schlitten übers einsame Feld zur verschneiten Hütte schleppend ziehen. — — — — —

Das ist Kunst, die uns packt, die uns erschüttert und im Innersten umwühlt, und die spätgeborenen Enkel, die — wer mag das wissen — über unsere aristokratische hypernervöse Kunst vielleicht einmal lächeln werden, Giovanni Segantini glaub ich, wird auf die noch ebenso wirken, wie auf uns von heute, denn seine Kunst auch birgt jenes Geheimnis, das in Worten zu künden keinem je noch gelang, und das doch in jeder Kunst schlummert, die **Volkskunst** ist in des Wortes erhabenster Bedeutung.

Von Segantini zu **Jan Toorop**, vom Italiener zum Malayen, aus Gletscherhöhen und kalter Bergluft zu tropischen Wäldern und flammender Sonne. Der Mann aus dem Äquatorlande müßte Farben bringen, so möchte man's meinen, heiße Farben, brennend schön, schwül und berauschend wie das Lächeln der Sünde, und auch vom Instinktmenschen, wie bei den Japanern, müßte noch viel in seiner Kunst sein, so könnte man vermuten, etwas vom scharfen Auge des Naturkindes, und auch von neuer tigerhafter Wollust etwas. So möchte man sich die Kunst erträumen, die ein Malaye uns bringt, und sie ist von all dem just das Gegenteil. Der Mann aus dem glitzernden Farbenparadies hat nur Linien, wirr und kraus, die sich ineinander schlingen, wieder loslassen, einander fliehen, und sehnend wieder einander zustreben, der Mann aus dem Lande, wo alles überströmt von schwellender Kraft und quellender Fruchtbarkeit, bringt uns die hagersten und sterilsten Formen, die bisher die Kunstgeschichte gekannt, zart und hingehaucht, daß man sie für Traum halten möchte. Und nur sein buddhistisches Stilisieren hat er aus der Sonnenheimat uns gebracht. Da sind Gestalten mit mehreren Armen, da finden wir die weichen, geschwungenen Linien der buddhistischen Plastik, ihre verträumte Passiwität und ihr ekstatisch-schwärmerisches Empfinden. Toorops Kunst ist die spiritualistischste, die es wohl je gegeben, alles rein Körperliche verschwimmt, und aller Ausdruck ist ins Auge gelegt und in die schlanken, bleichen Hände. Ich muß vor seinen Zeichnungen immer an Maeterlinck denken und für manche Scenen aus dessen Dramen wüßte ich keinen, der sie besser in Linien nachzudichten vermöchte als Jan Toorop. Seine „Prinzessin“ könnte ganz gut auch Princesse Maleine genannt sein; panis angelicus ist ein anderes Mädchenbild betitelt, auf dem man eigentlich nur zwei süße glänzende Augen sieht, die starr-verzückt zum Himmel emporschauen. Es ist noch viel mehr auf der farbigen Lithographie-Zeichnung zu sehen, aber es versinkt gleichsam ins Nichts vor dem Leuchten dieses Blicks. Das bedeutendste seiner hier ausgestellten Werke ist wohl sein dekorativer Entwurf „Sehnen und Genügen.“ Zwei Menschenseelen sprechen durch zwei Augenpaare zu uns, aber was sie uns sagen, fühlen kann man's wohl, nacherzählen in Worten, — das ist unmöglich, ebenso wie ihren Blick zu vergessen.

Daß Toorop bei Gevatter Schneider und Handschuhmacher alltäglich einen Lacherfolg erzielt, den ihm jeder Possenfabrikant neiden mag, darüber braucht man sich nicht zu verwundern; aber auch sehr vernünftige Leute empfinden ihn als Gefahr für die Kunst. Da überschätzt man ihn, denk' ich. In seiner bizarren Eigenart ist er eine der interessantesten Erscheinungen in unserer Kunst; aber daß sein Stil je Einfluß gewinnen kann, glaub' ich nie und nimmer. Um schulbildend zu sein, — dafür ist seine bleiche Kunst doch zu krank und blutleer, und vielleicht wird man am besten thun, den seltsamen Malayen als einen zu nehmen, der auf seinem Pfade jenem Ziel zustrebt, nach dem heute erst die Ganz-Wenigen auf stillen, einsamen Wegen wandern, und dem wohl in nicht allzu ferner Frist der ganze Troß unter klingendem Spiel auf breiter Heerstraße zueilen wird, — ich meine unter dem Ziel die große dekorative Wirkung, wobei man das Wort dekorativ freilich im weitesten und nicht in dem Tapezierersinn wird nehmen dürfen, in dem heute das noch vielfach geschieht.

Toorops Werke hängen im Saale der Holländer, aber vom Wohnort abgesehen hat er nichts mit ihnen gemein. Die Holländer haben Aquarelle gesandt, eins feiner als das andere, aber wenn man sie hintereinander anschaut, ermüden sie ein bißchen, vielleicht weil sie alle dasselbe schildern. Dumpfe Innenräume, wo am Herde das Feuer flackert, Dorfstraßen im Regen, im Winter und im Nebel, Windmühlen und stille Haiden, wie's ihre Ahnen vor zweihundert Jahren schon gemalt. Sie bebauen noch immer denselben Acker, er ist klein, aber sie entlocken ihm doch die zartesten Blüten, und im freundlichen Schmuck wird er immer prangen, so lange ihn Gärtner, wie die beiden Israels, Mesdag, Steelink, Maris, sorgsam und zärtlich pflegen.

Betrachtet einer die Dinge, wie dies in Deutschland ja leider üblich, von der Höhe unserer Sedanfest- und Kriegervereinskultur, da muß ihm vor den französischen Lithographien und Plakaten helle Freude im Herzen aufglühen darob, daß die Deutschen noch nicht verrucht und dekadent genug sind für derartige Kunst; aber sieht man sich die Werke der Franzosen nicht durch eine schwarz-weiß-rote Brille an, so wird man sich seufzend die Frage vorlegen, warum denn dieser Zweig am Baume der Kunst noch so gar keine Früchte bei uns tragen will, und er ist doch wahrlich nicht der unscheinbarste! Was haben wir Deutschen den Franzosen auf dem Gebiete der Plakate und Lithographieen entgegen zu setzen? Stuck's Sezessions-, Heines Simplicissimus-Plakat und etliche Umschläge der „Jugend", speciell die Fritz Erlers, und damit wären wir für jetzt fertig. Aber die Keime sind vorhanden, und fast will es scheinen, als ob der Lenz, der uns die Blüten bringen soll, schon vor der Thür stehe. Sei dem nun, wie ihm wolle, jedenfalls können wir Fritz Burger, der die Kollektion zusammengebracht und selbst ein paar reizende Sachen beigesteuert hat, nicht dankbar genug dafür sein, daß er uns die Bekanntschaft der Modernsten der Modernen vermittelt.

Was Huysmans an Chéret bewundert, dem Großmeister französischer Plakatkunst, (der leider ebensowenig vertreten ist als Willette), „une expression de vie très personnelle, décorative et humoriste, une senteur parisienne portée à son acuité suprême et se résolvant en ces gaz hilarants dont les effluences réjouissent et grisent les gens qui les aspirent", das gilt von den meisten.

Freilich, nicht alle lachen; da ist z. B. Steinlen, der grausame Realist, vom Gil Blas her der bekannteste in Deutschland; er, der mächtige Zeichner, blickt aus finsteren, unerbittlichen, fast höhnisch-strengen Augen ins Leben, und sein Lachen selbst ist das wilde, drohende Proletarierlachen, bei dem sich die Hand unwillkürlich zur Faust ballt. Aber die Pariser Note klingt bei allen durch; ob sie nun wie Jean Auriol in vornehm-feierlicher Stilisierung mit den Praeraphaeliten wetteifern, oder ob sie, wie

die meisten (z. B. Rivière), von den Japanern gelernt haben, durch Abstraktion von allem überflüssigen Beiwerk, durch raffiniert einfache, große Linien alles Charakteristische mit unheimlicher Schärfe wiederzugeben, und das zuckende, fliehende Leben, das Momentane in einer Weise zu bannen, die an den Momentphotographen denken läßt. Grasset, in Frankreich als der ersten einer geschätzt und in Deutschland kaum gekannt, hat ein Plakat für den Salon der Hundert ausgestellt und eine Lithographie „Vitriol", vor deren schauriger Schönheit einem das Grausen kommt; Lunois Danaë mit dem stumpfen, gleichgültig-frechen Dirnengesicht, Realier-Dumas „Napoleon" und Beardsley's schwarzviolette, an Farbenwirkung einfach unübertreffliche Dame dürften außer den schon erwähnten Sachen und De Feures Werken die hervorragendsten sein. Sehr unvollständig aber würde mein Bericht werden, wollte ich vergessen, Carrières weiche, schmerzlich-zarte Porträts, Valère Bernards „Condottiere" und Maufras seine Landschaften zu erwähnen.

Über Walter Crane, dem man für seine Gemälde, Bilderbücher und dekorativen Entwürfe auch einen eigenen Saal zur Verfügung gestellt, noch etwas Neues sagen zu wollen, dürfte schwer sein; über ihn zu sprechen heißt eigentlich schon Eulen nach Athen tragen. Wenige Künstler des Auslandes sind allüberall in Deutschland so gekannt und geliebt, über wenige nur ist soviel geschrieben worden, wie über Walter Crane. Moderne und Unmoderne begegnen sich in der Schwärmerei für seine graziöse, prinzessinhafte Kunst, die so seltsam aus florentinischen, antiken und japanischen Elementen gemischt scheint und doch im höchsten Grade persönlich berührt. Was die Buchillustration und nicht bloß die englische seinen süßen Bilderbüchern verdankt, kann man hier vortrefflich studieren, weniger gut dagegen ist's mit den Gemälden bestellt, in denen allerdings Cranes Stärke nicht liegt, und bei der Fülle seiner dekorativen Entwürfe konnten natürlich auch nicht alle hier ihren Platz finden. Aber genug sind vorhanden, um deutschen Künstlern feierlich und laut die heilige Mahnung zuzurufen: „Achtet nichts gering, ihr Maler, glaubet nicht, daß ihr euch entwürdigt, wenn ihr einmal etwas anderes thut als Staffeleibilder und Fresken malen; nein, glaubet vielmehr, das alles, alles in euer Gebiet fällt, der Bucheinband, die Tapeten und die Vorlagen für Stickereien, stoßet das Handwerk nicht von euch, ihr Künstler, und seid eins mit ihm wie zu jener lichten Zeit, da ein Michel-Angelo die Vorlagen für ein Salzfaß entwarf, und der Schöpfer des Abendmahls und der Mona Lisa eine Degenklinge.

Vielleicht kommt es dahin, vielleicht ersteht uns bald jene angewandte Kunst, jene sonnige Schönheit, die das ganze Sein durchdringt, und die allen Blüteperioden der Kunst gemein war, vielleicht ersteht uns wieder eine neue Renaissance; vielleicht kommt es dahin, aber ist das Ziel erreicht, und suchen wir dann die Männer, denen wir Denkmale errichten wollen in unseren Herzen und Dank sagen für die neue Schönheit, so wird der ersten einer heißen: Walter Crane.



Aus dem Berliner Kunstleben.

Von Dr. John Schikowski.

(Berlin.)

Der vorige Berliner Bericht mußte ausfallen. Man verzeihe mir, wenn ich daher diesmal zunächst einige „olle Kamellen" bringe.

* * *

Die „Gesellschaft" ist kein Organ für Jubiläumsartikel. Sie blickt fröhlich und siegesgewiß in die Zukunft, das Vergangene rührt sie wenig. Die Jubelfeste der officiell anerkannten Litteratur- und Kunstgreise mag sie meistens nicht mitfeiern. Den Jubel-Artikel aber — wenn er diesen Namen verdient —, den ich diesmal den Lesern vorsetzen will, glaube ich allerdings vertreten zu können. Er gilt einem Manne, dessen Namen vielleicht die wenigsten Leser kennen, einem Künstler, der sein langes, arbeitsames Leben hindurch fast immer in den bescheidensten Hintergründen gestanden hat, dessen Kunst seinen Zeitgenossen kaum recht verständlich gewesen ist, und den erst ins volle Licht der verdienten und ein halbes Jahrhundert hindurch versagten Anerkennung gesetzt zu haben den wegen ihrer Pietätlosigkeit verrufenen Jungen und Jüngsten vorbehalten blieb.

Vor einigen Wochen feierte Ludwig Menzel am Deutschen Theater sein fünfzigjähriges Schauspieler-Jubiläum. Die Zeitungen brachten schwungvolle Berichte über die Feier, über den Lebenslauf des Künstlers, rühmten seine edle Kunst und seinen edlen Charakter, erzählten, daß er in seiner Jugend „bekanntlich" der gefeierte Liebling des Leipziger Publikums gewesen sei, und daß man in ihm „bekanntlich" einen der Begründer von Meiningens Weltruf als Reformationsstätte der deutschen Schaubühne zu sehen habe rc. Sie alle aber vergaßen darauf hinzuweisen, daß Menzel noch etwas ganz anderes ist, als ein einst beliebter Provinzmime und der Mitarbeiter Wünzers, der Ellen-Franz und des Herzogs Georg in der Meiningischen Vorbereitungszeit. Sie vergaßen zu erzählen oder wußten es nicht, daß Ludwig Menzel einer jener wenigen Auserwählten ist, die, ohne auf die moderne Richtung, die unsere Schauspielkunst genommen hat, einen direkten Einfluß ausgeübt zu haben, schon vor Jahrzehnten all das angestrebt und zum Teil erreicht hatten, was den heutigen am weitesten vorgeschrittenen Bühnenkünstlern als Ziel vorschwebt. Das Zeitalter unserer Väter, das an praktisch-wissenschaftlichen und äußerlichen politischen Erfolgen überaus reich gewesen ist, war in Hinsicht auf Verständnis und Ausübung der bildenden und redenden Künste bekanntlich impotent und roh. Vor 70 herrschte der lederne Geschmack des ebenso liberalen wie bornierten deutschen Spießbürgertums, das einem pfiffigen Charlatan, wie Emil Devrient, zujubelte; nach 70 kam das banausische Parvenutum des neugebackenen Kaiserreichs ans Ruder, und der Weizen der Haase und Barnay begann zu blühen. Auf der einen Seite der tausendmal verwässerte klassizistische Stil der letzten Epigonen Goethescher Schule, auf der anderen Seite ein plattes, ordinäres Virtuosentum — das waren die beiden Pole, zwischen denen sich im großen und ganzen die deutsche Schauspielkunst der 60er und 70er Jahre bewegte. Da war für ein wahrhaftes Künstlertum kein Raum und kein Verständnis. Und zu den Vertretern eines solchen einfachen, bescheidenen und vornehmen Künstlertums hat, neben manchem

anderen Verschollenen und Vergessenen schon damals Ludwig Menzel gehört. Wenn wir heute den alten Herrn, der mit seinen fünfundsiebzig Jahren natürlich einen Teil seiner ursprünglichen Kraft eingebüßt hat, in älteren, modernen oder modernsten Rollen bewundern, so verstehen wir es kaum, wie das große Publikum und die allweise Presse an dieser naturfrischen, prächtigen Künstlerindividualität jahrzehntelang hat achtlos vorübergehen können. Denn all die bombastischen Phrasen, die die Zeitungsblätter über den Glanz seiner früheren Laufbahn zu Tage förderten, können uns nicht über die bittere Thatsache hinwegtäuschen, daß wir es hier wieder mit einem Verkannten zu thun haben. Der Liebenswürdigkeit eines hiesigen Theaterfreundes und Verehrers von Menzel verdanke ich ein Verzeichnis all der Rollen, in denen der Künstler im letzten Jahrzehnt am deutschen Theater aufgetreten ist. Es ist keine einzige „erste" darunter und nur wenige zweite, das Gros bilden kleine und kleinste Statistenrollen. Man darf daraus weder der jetzigen noch der früheren Leitung des Deutschen Theaters einen Vorwurf machen, denn das sehr hohe Alter des Künstlers setzt seiner Thätigkeit natürliche Grenzen, die ohne Schaden für das Ensemble schlechterdings nicht überschritten werden können. Aber aus dem, was Menzel heute in diesem bescheidenen Wirkungskreise leistet, sieht man, was er früher großen Aufgaben gegenüber hätte leisten können. Sein Friedensrichter Stille (Heinrich IV.), sein Korb (Journalisten), sein Schuster Knieriem (Lumpaci Vagabundus), sein Amtsdiener Mitteldorf (Biberpelz) sind Schöpfungen, die ganz außerhalb des Rahmens unserer landesüblichen Schauspielkunst stehen. Man muß schon bis zu dem Modernsten der Modernen, man muß schon bis zu Rudolf Rittner vorschreiten, um einen ähnlichen Grad von verblüffender Naturwahrheit, Vermeidung aller herkömmlichen Mache, vornehmster, echt moderner Diskretion, und bei aller Vielseitigkeit stark individueller Färbung des Spiels bewundern zu können. Zur Feier von Menzels Jubiläum hatte man den alten Nestroyschen „Lumpaci Vagabundus" ausgegraben. Menzel gab den Knieriem, Josef Kainz den Zwirn. Publikum und Presse waren darin einig, daß Kainz etwas überaus Geniales geboten hätte. Ich stimme darin bei, und gebe von vornherein zu, daß Kainz ein viel größerer Künstler ist, als Ludwig Menzel. Aber auf einen Umstand möchte ich doch hinweisen, der nicht das Können der beiden, vielmehr die Richtung ihrer Kunst betrifft. Kainz bewies sich als Mime der älteren Schule, Menzel, der fünfundsiebzigjährige, durchaus als Moderner. Menzel stellte in seinem Knieriem, ohne auf possenhafte Wirkungen zu verzichten, einen lebendigen Menschen mit individuellen Zügen dar, eine Figur, deren Possenhaftigkeit schon in ihrem Charakter lag und daher in jedem Ton, in jeder Gebärde, scheinbar ungewollt und unbewußt, zu Tage trat — Kainz dagegen war der Spaßmacher alten Schlages, der durch unzählige, oft geniale Mätzchen das Publikum unterhielt und zu unbändiger Heiterkeit hinriß, aber von irgend welcher Menschendarstellung in unserem Sinne sich weit entfernt hielt. Es wird niemandem einfallen, Kainz' Größe nach seiner Leistung im Lumpaci Vagabundus zu beurteilen. Aber gerade dem Kenner und Bewunderer dieser genialen Künstlernatur offenbarten sich in dem kleinen Zwirn des großen Meisters die unverrückbaren Grenzen des heutzutage schon „älteren" Kunstbetriebes mit lehrreicher Deutlichkeit. Menzels Knieriem hätte einer Hauptmannschen Komödie entlehnt sein können, so sehr war alles Leben und Natur. Jede Einzelheit paßte zum Ganzen, kein Wort, keine Bewegung störte die Illusion, man sah, daß man hier einen Künstler vor sich hatte, der nicht nach alten Mustern und Überlieferungen, sondern im aufgeschlagenen Buche des Lebens zu lernen gewohnt war, und von neuem mußte man bedauern, daß dieses prächtige, echt moderne Talent für die großen Aufgaben, die unsere neue Dramatik der Gegenwart und nächsten Zukunft

gestellt hat und stellen wird, leider nur noch in so geringem Maße nutzbar gemacht werden kann.

Ich bin ausführlicher, als es sonst in unsern Berichten üblich ist, auf den alten Ludwig Menzel eingegangen. Es ist nicht zu dem Zweck geschehen, auch nur zum kleinsten Teil wieder gut zu machen, was die Väter gesündigt haben; das ist nicht unsere Aufgabe. Ich beabsichtigte etwas anderes.

Es giebt keine Nation der Erde, die hinsichtlich künstlerischer Erscheinungen in ihrem Urteil einerseits so kindisch unselbständig, und andererseits so verlogen ist, wie unser Volk der Dichter und Denker. Der ruhige Bürger schwört ausnahmslos auf das, was der Kritiker seines Leibblattes ihm vorsetzt. Die überwiegende Mehrheit dieser Kunstkritiken wird nun bekanntlich nicht von der Einsicht eines ehrlichen Sachverständigen, sondern durch zufällige persönliche Beziehungen oder durch den ebenso zufälligen Geschmack geldmächtiger kleiner Cliquen regiert. Und so ist es möglich, daß gerade in Deutschland eine erschreckend große Anzahl bedeutender Künstler, die zu vornehm sind, um sich mit den zuweilen recht schmutzigen Vertretern der landesüblichen Zeitungskritik zu befassen, zeitlebens unbeachtet bleiben oder verkannt werden. So nur ist es ferner möglich, daß gerade in Deutschland den hochstrebenden jungen Künstlern fast jede Aussicht genommen ist, auf absolut ehrlichen und tadellos reinen Wegen vorwärts zu kommen. Fast jedes hörbare Lob der Tagespresse wird mit einem großen Schmutzfleck auf dem Ehrenschilde des Künstlers oder der Künstlerin bezahlt. Man komme nicht mit der bequemen Ausrede von der unbezwinglichen Macht des Kapitalismus, die auch in der Presse ihr Werkzeug habe und der nach ehernen Gesetzen heute alles, auch Kunst und Künstler, sich beugen müsse. Hier ist einmal ein Punkt, wo die Selbsthilfe angebracht ist: Die große Menge gebrauche ihre Sinne und entscheide selbst. Sperrt Augen und Ohren auf, seht, hört und urteilt. Jubelt nicht gedankenlos den anerkannten Theater-Götzen zu, sondern beachtet auch die Jungen und Jüngsten und die, die im zweiten Gliede stehen. Es kämpft auch heute mancher im Hintertreffen, der den Feldherrnstab verdient!

* * *

Am 3. Mai wurde in den Räumen des Landes-Ausstellungsparks am Lehrter Bahnhof die „Internationale Kunstausstellung Berlin 1896“ eröffnet.

Über die Eröffnungsfeier, die vor einem geladenen Publikum von uniformierten und befrackten Herren stattfand, ist nichts zu berichten. Der Kaiser war, wie üblich, dazu erschienen und machte einen Gang durch die Hauptsäle. Unser Kultusminister, der frumbe Bosse, hielt die gewohnheitsmäßige Festrede. Ferdinand von Bulgarien war auch dabei.

Die Berliner Ausstellungen sind besser als ihr Ruf. Noch vor wenigen Jahren dienten sie mit Recht dem kunstliebenden Deutschland zum Gegenstand des Spottes. Und obwohl heute die Verhältnisse total andere geworden sind, hat sich ein gewisses Vorurteil noch immer erhalten. Wer draußen im Reich an die Berliner Malerei und die Berliner Akademie der Künste denkt, dem stehen die Namen Anton von Werner und Karl Becker vor Augen, und er denkt an patriotische Riesen-Bilderbogen, vor denen der preußische Geheimrat und der Berliner Garde-Grenadier mit entzückter Kennermiene verweilen, der Kunstfreund aber Reißaus nimmt. Und es ist wahr, die beiden Männer, deren unheilvollem Einfluß die Berliner Malerei vor allem ihren schlechten Ruf verdankt, stehen noch heute mitten im Kunstleben der deutschen Reichshauptstadt. Der eine war bis vor kurzem Präsident der Königlichen Akademie der Künste, der andere ist noch heute der allmächtige Direktor der Kunstakademie. Aber weder die Akademie der Künste noch die Kunstakademie ist heutzutage für die Ent-

wickelung der bildenden Künste in Berlin von irgendwelcher Bedeutung, ebensowenig wie es die heutige Berliner Künstlerschaft verdient, daß ihr die Werner und Becker noch an die Rockschöße gehängt werden. Wenn sich auch die äußere Repräsentation, über die in Berlin ja andere, der Kunst fernstehende Faktoren entscheiden, noch immer an diese beiden Namen knüpft, so hat doch die Künstlerschaft einer Stadt, zu deren Vertretern ein Liebermann, Leistikow, Skarbina, Menzel, Dettmann, Stahl, L. von Hofmann u. a. gehören, das Recht, sich unbedingt mit den ersten Kunststädten Deutschlands in eine Reihe zu stellen.

Aber die Künstlerschaft, sagt man, macht noch nicht die Kunststadt aus; das Publikum ist ein sehr wichtiger Faktor, und mit dessen Kunstsinn sieht es in Berlin sehr trübe aus. Nun, ich gestehe, daß ich den Begriffen „kunstsinnige“ und „kunstfeindliche Stadt“ sehr skeptisch gegenüberstehe. Ich meine, daß überall, wo die Presse nicht allzu bösartig entgegenwirkt, die Künstler sich selbst ihr Publikum heranbilden. Ich erinnere als Beispiel nur an das Düsseldorf der dreißiger und vierziger Jahre. Sollte es wirklich der für Malerei und Theater besonders hoch entwickelte Sinn des Düsseldorfer Publikums gewesen sein, oder war es nicht vielmehr lediglich die Wirksamkeit der Schadow und Immermann und ihre Genossen, die das rheinische Nest zu einer für damalige Verhältnisse bedeutenden Kunststadt erhob? Und: woher schallt denn das ewige Wehe über die Kunstroheit des Berliner Publikums? Es kommt aus Süddeutschland, es kommt vornehmlich aus München. Es entbehrt nicht der Komik, daß, je mehr Berlin droht, München den Rang als deutsche Kunsthauptstadt abzulaufen, desto lauter dort das Geschrei über die kunstfeindliche preußische Barbarenstadt ertönt. Es giebt ein Ding, das den häßlichen Namen Konkurrenzneid führt, das aber trotzdem sehr verzeihlich, weil durchaus menschlich, ist. Wir Barbaren wenigstens sind weit entfernt, der guten Biermetropole deshalb zu grollen. Wir rufen ihr aber, frisch und fröhlich, wie Goethe dem kläffenden Spitz, die Worte zu: „Dein Gebell beweist uns, daß wir reiten!“

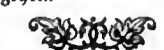
Aber weder die schlechten Berliner Maler, noch das barbarische Berliner Publikum machen die Berliner Ausstellungen. Denn die Zusammensetzung der dargebotenen Kunstwerke ist ebenso international, wie die des besuchenden Publikums. Seit die Berliner Ausstellung ihre Thore der fremdländischen Kunst geöffnet hat, ist ihr Gepräge ein völlig anderes geworden. Vieles, was sich früher mit hochoffizieller Unterstützung an den Wänden der Hauptsäle breit machen durfte, muß sich heute, aus Scham vor dem Auslande, in die bescheidensten Winkel verkriechen. Und der Berliner Kunstjünger, der bisher vielleicht ahnungslos bei Herrn Paul Thumann seine Studien betrieb, gewahrt mit einem Male das Neue und Unerhörte, was die amerikanischen, dänischen, schwedischen und französischen Säle darbieten, eine Ahnung vom neuen Geiste kommt über ihn, und in den düstersten Ateliers fängt es allmählich an, licht zu werden. Die Moderne, soweit sie durch den modernen Realismus repräsentiert wird, hat jetzt auch in Berlin auf der ganzen Linie gesiegt. Und wenn die Berliner auch noch so stumpfsinnige Barbaren wären: welchen Einfluß könnten sie auf die Gesamtheit der Ausstellungsbesucher ausüben. In einer Krähwinkler Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen wird zweifellos das Krähwinkler Publikum den Ton angeben. In Berlin liegt aber die Sache anders. Was bedeuten in der Weltstadt die paar hunderttausend Einheimischen gegen die Schaaren der Fremden, die hier tagtäglich zusammenströmen, und die bei weitem das Hauptkontingent der Ausstellungsbesucher bilden? Der Künstler, der in Berlin ausstellt, hat sein Werk nicht für die Berliner, sondern für die Welt geschaffen.

Fünfzehn ausländische Nationen und sechs deutsche Kunstcentren sind mit Sonderausstellungen in den gewaltigen Räumen des Hauptgebäudes und der sogenannten Westhalle vertreten. Dazu kommt eine große Anzahl Werke von Künstlern, die ihren Wohnsitz außerhalb der deutschen Kunsthauptstädte haben, und die „Historische Abteilung". Im ganzen weist der Katalog gegen 3800 Nummern auf. Den interessantesten Teil der Ausstellung bilden die Schweden, die Dänen, die Norweger und die Belgier, die außerordentlich zahlreich und wertvoll beschickt haben. Frankreich und Amerika, deren Säle im vorigen Jahre die Hauptanziehungspunkte bildeten, sind diesmal weniger gut vertreten, bieten aber des Beachtenswerten und Hervorragenden noch immer genug. Auch England tritt lange nicht so sehr in den Vordergrund, wie auf der letzten Ausstellung und weist diesmal kein einziges Werk von wirklich überragender Bedeutung auf. Die Schotten, über verschiedene Säle zerstreut, verschwinden fast vollständig. Holland zeigt sich wieder in bekannter Tüchtigkeit und bringt ein paar Meisterwerke, die zu den sogenannten Perlen der Ausstellung gehören. Italien und Spanien scheinen sich noch immer unentwegt der Fabrikation für den internationalen Kunstmarkt zu widmen; von des neuen Geistes Hauch ist hier noch wenig zu spüren. Rußland und Polen beweisen mit ihrer aus aller Herren Länder entlehnten Stil-Mosaik, daß sie keine nationale Kunst besitzen. Dasselbe gilt von der kleinen Schweiz und dem kleinen Portugal. Die österreichische Ausstellung steht unter jeder Kritik.

In den deutschen Sälen vermissen wir zunächst schmerzlich die Münchener Sezession, die sich, mit Recht oder Unrecht, diesmal grollend von Berlin ferngehalten hat. Was das übrige München schickt, ist mit wenigen Ausnahmen ziemlich mittelmäßig. Am interessantesten, nach meinem Geschmack, ist die Dresdener Sezession, die uns mit einer stattlichen Anzahl von bisher wenig beachteter, aber, wie es scheint, sehr beachtenswerten Künstlerindividualitäten bekannt macht. Die Dresdener Kunstgenossenschaft hält sich dagegen in den ehrbaren Geleisen der goldenen Mittelmäßigkeit. Anständig vertreten sind Karlsruhe und Weimar. Am elendesten scheint es in Düsseldorf auszusehen, dessen Schmieralien leider einen der bestgelegenen und schönsten Säle verunzieren. Auch die Düsseldorfer Sezession leistet nichts Überdurchschnittliches. Berlin bietet in neun Sälen ein buntes Gemisch von Hochbedeutendem, Mittelmäßigem und Schlechtem. Nach dem Berliner Prinzip der ausgleichenden Gerechtigkeit ist die letzte Kategorie in die Haupt- und Ehrensäle, die erste in die Nebenkabinette verlegt.

Auch eine „Historische Abteilung" giebt es. Denn die Ausstellung soll zugleich eine Erinnerung an das 200jährige Bestehen der Königlichen Akademie der Künste bilden. Die Historische Abteilung besteht daher aus einer Anzahl Werken von jetzigen und früheren Mitgliedern der Akademie. Was diese Veranstaltung eigentlich bezwecken soll, ist nicht recht klar. Zu Mitgliedern der Akademie werden Berliner und auswärtige Künstler, Inländer und Ausländer nach Wohlgefallen ernannt. Irgend welche gemeinschaftlichen Interessen oder gemeinsamen künstlerischen Ziele haben diese Mitglieder natürlich nicht. Hans Dahl und Böcklin, Menzel und Chaplain, Boldini und Paul Thumann, Leighton und Rumlaesty werden durch die Ehre der Zugehörigkeit zur Akademie mit einander in einen Topf geworfen und neben Leibl, Lenbach und Uhde erscheinen in dieser historischen Abteilung ein Villegas, ein Herkomer, ein Alma-Tadema u. a. als Vertreter der Berliner Akademie der Künste. Die ganze Veranstaltung ist unsinnig.

Soviel zur Einführung. Auf die ausgestellten Kunstwerke der einzelnen Länder werde ich im nächsten Bericht eingehen.



Vom Deutschen Landestheater in Prag.

Von Friedrich Posselt.

(Prag.)

Im Junihefte der „Gesellschaft“ habe ich über das geplante Gastspiel des Ensembles der „Offiziellen Frau“ am priv. Carltheater in Wien geschrieben, welches jedoch von der Behörde wohl aus „diplomatischen Rücksichten“ verboten wurde. Es ist allerdings schwer begreiflich, warum gerade durch eine Aufführung in Wien der russische Nachbarstaat beunruhigt würde, da doch in andern Städten die Aufführung anstandslos von statten ging. Dafür hat nun das Ensemble am Gärtnertheater in München gastiert und eine recht günstige Aufnahme erfahren. In nächster Zeit wird das Prager Publikum Gelegenheit haben, am hiesigen Deutschen Volkstheater eine andere Bearbeitung der bereits allzu offiziell gewordenen Frau aufgeführt zu sehen, welche von Savage als die „autorisierte“ bezeichnet wurde.

Eine der letzten Novitäten war „Pastor Brose“ von L'Arronge. Der Griff ins „Moderne“ ist aber L'Arronge ganz und gar mißlungen. Und dann erst Tagesfragen lösen zu wollen und „Tendenzdichter“ zu werden. L'Arronge hat sich durch diesen Mißgriff sehr geschadet. Seine Leistungen auf dem Gebiete des Lustspiels und Volksstückes wird ihm niemand streitig machen, aber als „Tendenzdichter“ wird er wohl vielen Widersprüchen zu begegnen haben.

Im übrigen sind auch die „Tagesfragen“ ganz und gar nicht gelöst worden. Pastor Brose mag ja das Muster eines evangelischen Priesters sein, aber er bleibt doch eine Natur, die nicht hinausreicht über die Grenzen seines engbeschränkten Berufes, vielmehr sich nicht hinauswagt. Sein Sohn Hermann, wenngleich vom Baron Zellendorf beeinflußt, zeigt Talent für die Rednerbühne. Warum will Pastor Brose seinen Sohn in den eigenen Ideenkreis hineinziehen, über den Hermann bereits hinausgewachsen ist? Die Rechtlichkeit artet in Engherzigkeit aus, und zum Schluß gefällt mir der „ungeläuterte“ Sohn immer besser als der gute Pastor.

Eine weitere Tagesfrage sollte wohl der Antisemitismus sein, den L'Arronge allerdings nur in einer kleinen Episode auf die Bühne bringt. Warum just solche Fragen auf der Bühne lösen wollen? L'Arronge läßt einen jüdischen Hausierer die Angriffe auf sein Volk widerlegen. Warum läßt er aber diesen Mann die Pastorsfrau vorher betrügen wollen, wenn es ihm darum zu thun ist, in dieser Frage einen ernsten Standpunkt einzunehmen? Und wie soll eine kleine Episode, die ganz gut wegfallen könnte, ohne daß das Schauspiel darunter leiden würde, eine Tagesfrage lösen? Die größten Dramatiker haben oft Zeitfragen durch ein fünfaktiges Schauspiel nicht einmal gründlich zu beleuchten, vielweniger zu lösen vermocht.

In Herrn Schrumpf hatte der Titelheld einen vorzüglichen Vertreter. Besonders schätzenswert sind seine Leistungen im modernen Schauspiel, für welches er seiner Individualität nach geschaffen ist. Sein Kreisschulinspektor Orb in Sudermanns „Glück im Winkel“ war ein erfreulicher Beweis dafür.

Das Schlierseer Bauerntheater gastierte durch mehrere Abende im alten Landestheater, hatte jedoch nicht allzuviel Zuspruch. Der Grund dürfte darin zu suchen sein, daß die Theaterbesucher denselben Maßstab, den sie bei einer guten Schauspielbühne anzulegen pflegen, auch hier in Anwendung brachten, weshalb sie sich für die bäuerliche

Hausmannskost nicht allzusehr begeistern konnten. Die Schlierseer leisten jedoch für ein Bauerntheater ganz Vorzügliches, und selbst dem gestrengen Kritikus kann es eine Erholung sein, ihren Aufführungen beizuwohnen, umsomehr als die Wahl der Stücke eine derartige ist, daß er seine Anschauungen über dramatischen Ausbau ganz ruhig daheim lassen darf.

Dr. Tyrolt vom deutschen Volkstheater in Wien spielte als Gast an mehreren Abenden und ließ sich in seinen besten Rollen in „Cirkusleute", „Lolos Vater", „Das vierte Gebot" hören. Der Vorzug seiner Darstellung ist die streng realistische Auffassung einer jeden seiner Rollen. Es ist nichts Aufdringliches und Übertriebenes dabei, wie es oft bei Schauspielern vorzukommen pflegt, welche den Realismus in der Darstellung gewaltsam hervorzukehren beabsichtigen.

Als letzte Novität in dieser Saison wurde die Ausstattungsposse „Eine tolle Nacht" in der österreichischen Bühnenbearbeitung von L. Krenn und C. Lindau dem Publikum verabreicht. Lohnt es sich aber solcher Mühe und Opfer, um eine Posse von dieser Gattung in Scene zu setzen, eine Aneinanderreihung von Tollheiten der kühnsten Sorte mit Cancan gewürzt, die natürlich nur den kleinsten Teil der Theaterbesucher befriedigen können, und zwar jenen, welcher sonst im Chantant, in Gesellschaft kurzer lustiger Röckchen und tiefausgeschnittener Mieder seine Schaugelüste vollauf befriedigen und daher die Bühne missen konnte.

So hat denn die Saison recht toll geendet. Hoffentlich machen uns die Novitäten der nächsten Saison diese Tollheit bald vergessen.

Das deutsche Volkstheater wird während der Ferien des Landestheaters die Aufgabe haben, einen Ersatz zu schaffen. Doch wird dieser auch im Rahmen einer Sommerbühne kein genügender sein. In angenehmster Erinnerung ist mir das Gastspiel des Berliner realistischen Ensembles vom Vorjahr geblieben, und ich möchte wünschen, daß das auch für die heurige Saison des Volkstheaters angekündigte Gastspiel Berliner Schauspieler zur Thatsache wird. H. Werkmeister hatte es verstanden, ausgezeichnete Kräfte zu sammeln, und so war ein jeder Abend ein Kunstgenuß und eine herzliche Ovation für die Berliner Gäste. Zur Aufführung gelangte Halbes „Jugend", allerdings nicht ohne vorherige behördliche Anstände, die „Gespenster" von Ibsen und die Komödie „Lumpengesindel" von Wolzogen. H. Heine als Pfarrer Hoppe, Pastor Manders und endlich als Polizeiwachtmeister im „Lumpengesindel" wußte Gestalten zu schaffen, die unvergeßlich bleiben. Den größten Erfolg hat aber jedenfalls die „Jugend" zu verzeichnen gehabt. Allerdings wird ein Annchen wie Ella Gabri schwerlich aufzutreiben sein.



Kritik.

Romane und Novellen.

Russische Novellen, herausgegeben von Alexander Brauner. Leipzig, Verlag von Hermann Zieger.

Man durfte wohl sagen, daß mit dem Tode der beiden größten Dichter, die die russische Erde in diesem Jahrhundert nach der Klassizität Puschkins und des bereits moderneren Lermontow hervorgebracht — daß mit Dostojewskis und Turgenjews Tode die Entwicklung einer neuen Kunst, die mit ihnen selbst eben erst entstanden war, auf slavischem Sprachgebiete auch be-

reits wieder stille stand und zu den Skandinaven überging. Wohl hatte man den so früh verstorbenen Garschin noch einige Jahre hindurch, der mit den wenigen, aber prachtvollen Novellen, die ihm zu schreiben vergönnt war, wenigstens eine große Hoffnung bedeutete. Und dann wäre vielleicht noch der in der Mitte seiner Entwicklung stehende Korolenko zu verzeichnen. Und Tolstoi . . . gewiß, Tolstoi! Nur darf man nie vergessen, wenn man von diesem patriarchalischen Bauerngrafen spricht, daß der Höhepunkt seiner gesamten Produktion in den beiden ersten großen Romanen „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina" und dem Drama „Die Macht der Finsternis" lag. Was er später geschrieben — und er hat vieles geschrieben — steht in seinem rein dichterischen Werte auf einem ziemlich niederen Niveau. So kann denn weder der junge Garschin, noch der alte Tolstoi im Vergleich mit den beiden oben genannten Großen in Betracht kommen. Und was wollen denn bei dem grandiosen Aufschwung zeitgenössischer Litteratur zwei Namen in einem Lande wie Rußland besagen, wenn sie nicht eben machtvollen Persönlichkeiten angehören, die kein früher Untergang in ihrer Entwicklung hemmen und keine spätere Entkräftung entwerten kann?

Erst in allerjüngster Zeit will es anders — besser werden. Eine neue Generation schickt sich jetzt an, das Erbe der Väter zu übernehmen und den Anschluß an die inzwischen europäisch gewordene moderne Kunst, die einst von ihrem Lande ausging, wieder zu gewinnen. — Nun liegen Proben dieser jungrussischen Litteratur in deutscher Übersetzung vor: das oben angeführte Buch ist ein Sammelwerk, in dem außer einer ziemlich mäßigen, seither wohl noch nicht übertragenen Novelle Turgenjews aus dem Jahre 1864 fünf junge Autoren Platz gefunden haben. Der weitaus bedeutendste von diesen scheint mir Fjodor Ssologub zu sein: er ist vor allem der modernste! Wenn man eine einzige Seite von ihm gelesen hat, weiß man gleich, daß seine Produktion der jüngsten psychologischen Phase angehört. Und er ist meisterhaft in dieser Art. Keiner der vier anderen hat die Schärfe, mit der sein Blick das Geheimspiel der Seelenregungen zu ergründen weiß! Das verborgenste ist ihm nicht verborgen genug. Auch dem entlegenen versteht er irgend eine Seite abzugewinnen, die er in Beziehung zu nahe liegendem und offenbar wichtigem setzen kann. So kommt es, daß ihm kein psychischer Wert entgeht, und er baut und immer weiter baut, bis das Menschenschicksal, das er entwickeln will, fertig da steht, — ohne Mangel, aus einem Guß. Dazu hat er — in der hier mitgeteilten Novelle „Schatten" wenigstens — eine ausgesuchte Seltenheit des Problems. Ich entsinne mich nicht, irgendwo in den Litteraturen auch nur einen ähnlichen Stoff gefunden zu haben. Vor allem nicht in dieser Weise behandelt! Denn daß Ssologub auch noch Stilkünstler ist, brauche ich eigentlich nicht zu sagen: es versteht sich für mich fast von selbst, daß er für jede der von ihm gefundenen Seelenwendungen auch den richtigen, dem besonderen, von ihm beobachteten Falle entsprechenden Ausdruck hat. — Nach Ssologub möchte ich Alexander Mar nennen, der durch eine Novelle „Schönheitstoll" in der kurzen knappen Weise der ersten Dichtungen Ola Hanssons auffällt; aus den Schlußsätzen der kleinen Arbeit spricht sogar ganz der Geist, dem dieser Dichter folgte, als er seine Parias schrieb und in ihnen darstellen wollte, wie ein Individuum durch die Umsetzung psychischer Abnormitäten, fixer Ideen u. s. w. in Handlung mit der geltenden Moral und deren praktischer Kehrseite, dem Gesetze, kollidiert. Nur daß Mar mehr motiviert, während Ola Hansson immer das unmotivierbare, oder doch wenigstens das vorläufig unmotivierbare und nur dunkel geahnte, erst einer Psychophysiologie der Zukunft erkennbare betont! — Dasselbe gilt von Serejenkos Schülernovelle Grischa, die ebenso

wie die Marsche Arbeit ein Selbstmordproblem behandelt; in noch weit höherem Maße kennt er nur den „Fall“ als solchen und seinen direkten (?) „Grund“. Was dazwischen liegt, was den „Grund“ sich gerade so und nicht anders auswachsen läßt, kümmert ihn nicht. Nur eine einfach logische Konsequenz (Prügelstrafe — Selbstmord in diesem Falle) will er ziehen, vergißt aber dabei, daß ein psychologischer Kausalnexus immer eine lange, lange Kette von einzelnen Schlüssen ist, deren letztes Glied erst ausschlaggebend wird für die eigentliche „That“. Es ist das ein Mangel, der nicht gerade unkünstlerisch empfunden zu werden braucht; er ist nur ein wenig unlitterarisch und unzeitgemäß von Serejenko und teilweise auch von Mar, während ich Ssologub in allem und jedem modern nennen durfte — eben weil er über eine differenzierte Psychologie verfügt. — Die beiden anderen Namen, die in dem Novellenbuche noch verzeichnet stehen, will ich nur erwähnen: Sjubow Guwitsch und den leider wenig gut vertretenen, sonst so trefflichen A. Tschechow. Was ihnen vor allem fehlt, ist die unbedingte psychologische Klarheit und künstlerische Harmonisierung des Stoffes — Vorzüge, die die anderen teilweise in hohem Maße haben, und durch die sie würdig der beiden Großen ihrer Heimaterde werden, würdig Dostojewskis und Turgenjews.

Arthur Moeller-Bruck.

Hedwig Dohm: „Sibilla Dagmar“. Roman. (Berlin, S. Fischer, 1896.)

Ein Buch — durchaus nicht einwandfrei in formaler Beziehung, von schwacher, verblassender und wenig suggestiver Darstellungskraft und stilistisch unoriginell, langweilend ungeschickt; und doch zugleich ein Buch, dem man das höchste Interesse entgegenbringt: es wird von seinem Stoffe gerichtet; oder vielmehr von dem in ihm geschilderten Weibtypus, der des Stoffes a und o ist und zugleich ein Beitrag zur Psychophysiologie modernen femininen Sexuallebens, für den man der Hedwig Dohm dankbar sein muß. Leider darf diese Dankbarkeit nicht weiter gehen, da, wie gesagt, größerer künstlerischer Wert in dem Buche nicht zu finden ist.

Elsa Asenijeff: „Ist das die Liebe?“ Novellen und Skizzen. (Leipzig, W. Friedrich, 1896.)

Ebenfalls ein Buch von hohem stofflichen Reiz für jeden, der das moderne Weib zu ergründen strebt, dabei vielseitiger, reicher an Varianten und vor allem künstlerisch — nicht mißglückt. An die Art Ola Hanssens erinnernd, sind diese kleinen Novellen fein herausgearbeitet, mit der richtigen Betonung des Wesentlichen klar zu überblicken und in ihrer Art Meisterwerke.

George Egerton: „Grundtöne.“ (Erfurt, 1896. Verlag von F. Moos.)

Durch der Laura Marholm kluges Essay in ihrem „Buch der Frauen“ erklärt und bis auf den eigentlichsten innersten Kern ihres Wesens bloßgelegt, ist diese englische Dichterin in Deutschland keine Fremde mehr. Sie zu übersetzen, war ein guter Gedanke. Die Übertragung ist gut und das deutsche Buch zu empfehlen. Wir werden auf die drei Werke noch zurückkommen. —x—

Wieder etwas für unsere Damen! Für die blonden und braunen, die entweder „„verträumt““ auf der Terrasse ihrer Sommerwohnung im Gebirge oder an der See sitzen und mit ihren Idealen spielen, — oder für jene, die hinter den herabgelassenen Stores ihrer duftdurchtränkten Boudoirs nicht wissen, womit sie das Zickzack ihrer Gedanken ebnen sollen, gern etwas „Nettes“ lesen möchten. Ich sitze leider nicht auf blumiger Terrasse, noch im jonquillenduftenden Boudoir, sondern in einer ganz alltäglichen Stube, an dem bewußten, vielbespöttelten, philiströsen Tisch mit philiströser Wachstuchdecke, deren Centrum die rotbeschirmte Lampe schmückt . . Rotbeschirmt! Das einzig Nichtphiliströse meines Interieurs. Ja, ich möchte auch gern was „Nettes“ lesen heute abend. Die Fenster sind geöffnet, Schwärme von

Motten und Mücken jagen herein und nehmen sich vor, mich tot zu ärgern . . . es soll ihnen nicht gelingen. Noch kokettieren die beiden Bücher mit mir, die auf dem Tische liegen . . . ich besinne mich nicht länger, greife nach dem roten Band: Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. Jugendstürme von Karl Busse . . daneben Schottländers Bibliothek, Unterwegs und Daheim. — Ein Band in bleu gens d'armes gebunden, fin de siècle-Format: Anna-Marie von Ludwig Jacobowski. Motten und Mücken, es soll euch nicht gelingen, ich Urphilister begnade mich an den jungen Werken unserer jungen Poeten!

Busses „Jugendstürme" behandeln den Konflikt zwischen unbewußtem Egoismus und Liebe: Ein Sohn, der meint, seine Mutter müsse nur für ihn leben, keiner anderen Liebe als der Mutterliebe ihr Herz öffnen, ihrem verstorbenen Gatten einen Altar in ihrer Seele errichten, vor dem jeder Gedanke an nochmaliges Glück ersterben müsse. Die Charaktere sind mit psychologischer Feinheit gezeichnet und die Fäden der Handlung klar ausgesponnen. Daß schließlich das stürmisch erregte Fritzchen sich in das Unvermeidliche findet, seine angebetete blonde Mama mit der Liebe ihrer Jugend vermählen läßt und selbst in dem Goldnetz eines Prinzeßchen Sonnenscheins zappelt, wird alle Leserinnen ebenso freuen, wie es mich gefreut hat. Dieser harmonische Ausklang versöhnt mit manchen kleinen Grobheiten. Die Erzählung, die teils in Berlin, teils in Kahlberg an der Ostsee „spielt", ist in der, dem Dichter eigenen Anmut und poetischen Weise geschrieben. — Ein „Berliner Idyll" nennt Ludwig Jacobowski seine „Anna-Marie". Er macht uns von — Bad Kahlberg aus mit dieser lieblich-herben Mädchengestalt bekannt und vertraut, die es in Berlin dem geistreichen, willenskräftigen Referendar angethan hat. Nicht spannende Vorgänge sind es, oder rührselige Scenen, welche diese ungekünstelte Novelle so anziehend machen, sondern die Einfachheit, der Hauch des innigen Empfindens und neben der Gemütsinnigkeit der frische, gesunde Humor. Was „passiert" in der Geschichte? Der erwähnte Referendar verliebt sich in die Kopistin, die in dem Bureau seines Schwagers arbeitet, und während der wochenlangen Abwesenheit seines Schwagers und seiner Schwester gestehen sich die beiden jungen Menschen ihre Liebe, die sie bisher immer noch im verborgenen Herzensschrein getragen haben. Die Liebe wandelt sich in Leidenschaft. Aber plötzlich schlägt dem Referendar das Gewissen, er, der sich zum Schützer des jungen Mädchens gesetzt hat, verliert ihr gegenüber all seine Würde. Das darf nicht sein. Er muß wieder der besonnene ruhige Mensch werden, wenigstens jetzt will er sich beherrschen, will sein Gefühl unterjochen. Einige sonderbare Philosophismen von ihr machen ihn stutzig, lassen ihn an ihr zweifeln . . . sie paßt doch wohl nicht für ihn, sie, die nur an den Hafen der Ehe denken mag. Sein Benehmen ihr gegenüber schwankt zwischen Kälte, Schroffheit und Leidenschaft, und unter der Lava der Leidenschaft entfaltet sich das reine, hehre Gefühl der Liebe. Unerwartet, vielleicht geschürt durch den Wechsel seiner Stimmungen, teilt sie ihm den Austritt aus ihrer Stellung mit und auf seine brüske Frage ‚warum' erhält er die Antwort, sie werde sich verheiraten. Die Atmosphäre ihres sogenannten „Heims" hat diesen Entschluß in ihr reifen lassen. Er sieht sie nicht wieder. Reue und Schmerz um die Verlorne treiben ihn fort aus Berlin in die Meer- und Waldeinsamkeit. Angesichts der großen freien Natur, angesichts des tiefen Leides anderer Menschen, schreitet er langsam und sicher zur Genesung, und nun offenbart er alle seine Freuden, all seine Leiden des letzten Jahres seiner Lieblingsschwester. Die Art und Weise dieser brüderlichen Beichte ist es, die so angenehm auffällt. Eine natürliche Kunst, nicht gekünstelte Natur! Rana Düsen.

Hans Land: „Um das Weib.“ Roman. (Berlin, 1896. S. Fischers Verlag.)

Einst vielversprechend und hernach dem Publikum bekannter geworden durch den großen Roman „Die Richterin“, ist dieser Autor jetzt auf ein so niederes Niveau gesunken, daß man ihn nicht mehr mitzählen darf, wenn man die Namen moderner deutscher Litteraten nennt. Es wird das wohl das Schicksal aller jener Autoren sein, die vor ein paar Jahren unter dem ganz speziellen Kollektivnamen einer „Berliner Schule“ zeitgemäß waren und dann, als der Subjektivismus allmählich heraufkam, nicht mehr mit konnten. Nun fallen sie samt ihren Epigonen und Epigönchen wie überreife resp. unreife Früchte ab von dem großen Baume moderner Litteratur und werden — vergessen. Man braucht deshalb eigentlich auch nicht auf ihre einzelnen neuen und stets schlechten Werke einzugehen. Die Fehler derselben sind in der letzten Zeit so allgemein offenkundig und fast aufdringlich geworden, daß sie thatsächlich ein Zug der Zeit zu sein scheinen, gegen den nun einmal nichts auszurichten ist. Aber damit man diesen Zeilen nicht den Vorwurf der Oberflächlichkeit machen kann, sei wenigstens das erste und hauptsächlichste Zeichen genannt, unter dem die Bücher, von denen ich hier spreche, zu stehen pflegen. Ich meine die Absicht, die sich überall mit einer gewissen Frechheit offenbart und oft sogar ausdrücklich betont findet — die Absicht, mit den Mitteln moderner Technik das zu erreichen, was man schon zu Zeiten der Marlitt mit dem berüchtigten Worte „Spannung“ zu bezeichnen pflegte: So wird man durch rohe grobe Stoffe, oft widerliche Detaillierung und einen ordinären schluddrigen, und noch dazu „modern“ sein sollenden Stil beleidigt. Hinzu treten dann natürlich noch: innere Unwahrheit, naive oder verlogene Psychologie, Kompositionslosigkeit u. s. w. u. s. w. — Schon im vorigen Jahre hatte man ein non plus ultra derartiger Kunstsünden; ich meine Felix Holländers „Sturmwind im Westen“. Der heurige Roman Hans Lands ist ihm ein würdiges Gegenstück, das von Ladenschwengeln und Konfektioneusen geradeso gerne gelesen werden wird, wie nur irgend ein Bändchen der Kollektion Figaro. Nun, das wäre ja weiter nicht so schlimm! Aber bedauerlich ist, daß ein Verlag wie der sonst so verdienstvolle S. Fischer'sche so kritiklos Kolportage verbreitet und von ihr behauptet, es sei „moderne“ Kunst. —ck.

Rudolf Stratz: „Berliner Höllenfahrt.“ Berlin W. (Fontane u. Co., 1896.)

Ein nicht uninteressantes Buch: nicht etwa einer der bewußten Hauptstadtromane; auch keine Novellensammlung. Sondern ganz einfach Studien, Skizzen u. s. w., wie sie sonst wohl ein Journalist wie Paul Lindenberg anzufertigen pflegt. Nur — besser! Überall spricht schärfste Beobachtung, strengste Wahrheitsliebe aus dieser „Höllenfahrt“, die bald in einen „Verbrecherkeller“, bald in den Reichstag, bald auf die Straße bei „Kaisers Geburtstag“, bald in eine Spiritistensoiree führt. Am interessantesten dürfte das Kapitel „Hammersteins Glück und Ende“ sein, in dem der Autor, der früher Feuilletonredakteur der „Kreuzzeitung“ war, bemerkenswerte Mitteilungen über seinen einstigen Chef macht. Schon lediglich dieses einen Kapitels wegen verdient das Buch Empfehlung, ausplaudern möchte ich jedoch nichts; nur mag gesagt sein, daß auch Stratz der bekannten und vom Standpunkte moderner Wissenschaft aus ganz selbstverständlichen Anschauung vom „genialen Verbrecher“ zuneigt — eine Anschauung, die grade bei ihm zu beachten ist, da sie ja auf Grund jahrelangen persönlichen Verkehrs gewonnen wurde. — Man lese also das Buch und man wird finden, daß es interessiert, wie das Leben selbst, dessen prägnantesten Züge in ihm ausgeprägt sind, und zwar so, daß sich in der richtigen Weise Licht und Schatten verteilt finden.

—ck.

Lucy Hösch: „Sie haben keine Ehre.“ (Berlin W. Richard Eckstein Nachfolger.)

Man kennt die Publikationen dieses Verlages: kleine zierliche und elegante Bändchen mit oft gar nicht ungeschmackvollen Deckelzeichnungen, aber sehr minderwertigem Inhalt — so minderwertig, daß man sich ordentlich wundern muß, wenn man einmal einer etwas besseren Litteratur begegnet, die sich in die schlechte Gesellschaft des Ecksteinverlages verlaufen hat. Diese Lucy Hösch war so eine „Verwunderung“ für mich. Vier Novellen enthält ihr Buch — vier Novellen, die ja sicherlich kein litterarisches Ereignis bedeuten, aus denen man aber eine ganz entschiedene Begabung herauslesen kann. Natürlich könnte man alles mögliche an ihnen tadeln; aber ich glaube, damit wäre wenig gedient; die Art dieser Lucy Hösch ist so durchaus selbständig, daß man sie ruhig ihrer natürlichen Entwicklung überlassen muß. Und da komme ich auf den Punkt, der mir zugleich der merkwürdigste zu sein scheint und vorläufig mehr interessiert, als die Entdeckung einer Talentmöglichkeit: Wie kommt diese Lucy Hösch zu ihren Novellen? Litterarisch ist sie ganz unbeeinflußt. Ich möchte sogar die Behauptung wagen: es ist durchaus denkbar, daß sie von zeitgenössischer Litteratur so gut wie gar nichts weiß. Und doch sind ihre Arbeiten so zeitgemäß und modern — ja sogar „modern“ in dem Sinne, den diesem Worte die letzte, die psychologische Phase der Litteratur gegeben hat. Die Antwort auf die oben gestellte Frage lautet natürlich: dichterische Intuition — und es wäre nichts sonderlich Auffallendes an ihr, wenn man sie nicht so unmittelbar, aus erster Hand und fast naiv empfinge. Und da liegt der Reiz der Novellen, von denen ich hier spreche: die Verfasserin hängt mit dem Leben, das sie schildert, enger zusammen, als sie es selbst weiß; sie ist fast sogar identisch mit ihm — in ihrem unbewußten „Wollen“ wenigstens; ihr „Können“ steht vorläufig noch zurück. Aber aus ihrer Methode, eine Menschenseele zu analysieren, darf man schließen, daß sie im Laufe der Zeit die beiden Funktionen künstlerischer Thätigkeit einander anpassen wird. Und hoffen darf man es sicherlich!

-ck.

Edmond und Jules de Goncourt: „Germinie Lacerteux.“ Einzig autorisierte Übersetzung von Emma Adler. (Wien, 1896. Verlag von Ignaz Brand.)

Es wäre unpassend, heute, da das Werk der beiden Goncourts längst der Geschichte angehört, eine Kritik an einzelnen ihrer Schöpfungen zu üben. Für uns Nachgekommene sind sie unvergängliche Dokumente einer Zeit, deren geheime Wünsche nach neuen Wegen suchten, die zu neuer Kunst führten — litterarisch von unendlichem Werte, künstlerisch auch jetzt, nach fünfundzwanzig Jahren, von hohem Genuß. Da kann man eine gute Übersetzung, wie die vorliegende, nur willkommen heißen! Doch möchte ich unkundige Leser vor der Vorrede, die Emma Adler schreiben zu müssen glaubte, ausdrücklich warnen. Es wird darin mit modern-ästhetischen Begriffen ein thörichter Unfug getrieben und sehr viel Einseitiges und geradezu Unsinniges über die Entwicklung moderner Litteratur nach den beiden Goncourts gesagt. Nur die zwei Seiten, die die historische Stellung der Dichter, ihr Verhältnis zu Flaubert einerseits und Zola und den Zolaisten andererseits behandeln, dürfen richtig genannt werden. Den Rest schenke sich, wer nicht fest ist in Dingen neuer Kunst.

amb.

Collection Victoria regia. Die Madonna von Swidlowiee. Bilder und Skizzen. Von Taras Kunowski. Großenhain und Leipzig. Baumert & Ronge.

Es ist wirklich traurig um den deutschen Leser bestellt. Die Schundware bemächtigt sich seiner, er mag noch so vorsichtig suchen und wählen. Da ist diese Collection Victoria regia, „eine Sammlung moderner deutscher Autoren und

seltener ausländischer Meisterwerke". Ich lese die Ankündigung des 5. Bandes: „Candide" (ein satirischer Roman von Voltaire). Und ich lese die Ankündigung von Candide, weil ich geärgert diese „Madonna" durchblättere.

Taras Kunowski also rangiert unter den „modernen deutschen Autoren". Eine Kollektion „Victoria regia" vermittelt ihn dem Publikum.

Arme „moderne deutsche Autoren", wenn ein Verständiger, der euch nicht kennt, von Taras Kunowski ausgeht! Der Schreiber des 182 Seiten starken, sehr nett sich präsentierenden Büchleins gehört zu den „Gebildeten".

Er bedauert seine Geschöpfe, „diese arme, wahndethörte Menge" wegen ihrer „niedrigen" Gehirne, denn er schreibt wahrscheinlich seine Erzählung zur „Beleuchtung des Aberglaubens".

Des Pfarrers „scharfes Kennerauge" wirft „Strahlen in das Menschenherz", die „ungebrochen bleiben". . . . Die Geschichte „Appassionata" überschüttet den Leser mit „Allegros ma non troppo", Sätzen der „F-moll", Rubinstein, „idealisierenden" Malern und dergl.

Und weil ich einmal im Citieren bin, kann ich mir den Genuß nicht versagen, noch eine Weile darin fortzufahren: „ . . . . schwanden die allgemein unbestimmten Wünsche: er begann zu rechnen, in ganz bestimmten Phantasiebildern zu schauen." „ . . . . das Weiße hervortrat, schier quellend und flüssig schimmernd, unheimlich und grauenerregend anzusehen." . . . . . .

„ . . . . schwamm wie in mißfarbenen Wolken von Tabaksrauch. Nach Nikotin und wie nach Essig roch die Luft. . . . . . . neben sich ein Glas dünnen und wie Bernstein klaren Bieres. Wie gesagt, er war . . . ."

„Ein Gefühl der Eifersucht . . . . . . befiel ihn . . wie ein unangenehm berührender Hauch, ein trübes Wölkchen . . . ."

„Noch stand der junge Offizier, als solchen kennzeichneten (sic!) ihn seine kleidsame Tracht, am Fenster . . . .

„Fiel das nicht wie ein Lichtstrahl in mein dunkles Leben?" seufzte er."

Eine besonders beliebte Fügung ist das Wort „schier". Auch spielen „Rabenhaare", „Feueraugen" eine Rolle.

Aber wer sich raschestens über die „Madonna von Swidlowice" und ihren „modernen Autor" informieren will, der greife S. 129 nur das „schelmische" Liedchen heraus:

> O wie schön die weite Welt
> Unter'm blauen Sternenzelt!
> Ruhen wir im dunklen Wald
> Spendet uns die Nacht so bald
> Ihrer Sternenlämpchen Schein . . . ."
> u. s. w.

Wenn doch diese „Autoren" Schadenersatz zahlen müßten!

Richard Schaukal.

Lyrik.

Goethe and Schillers Xenions. Selected and translated by Paul Carus. Chicago, the open court publishing company (London, Johnsons court, Fleet Street).

„Ausgewählt und übersetzt" — die Auswahl ist gut. Sie ist nicht groß und bringt etwa ein Fünftel jener satirischen Epigramme, die 1797 als Xenien, als „Gastgeschenke" der beiden Heroen an ihr Volk, erschienen und das litterarische Deutschland des 18. Jahrhunderts einer boshaften, aber zumeist gerechtfertigten Kritik unterzogen. Für uns Deutsche freilich würde diese Auswahl nicht genügen; jeder Gebildete ist heute, im allgemeinen wenigstens, mit der litterarischen Entwickelung jener Zeit vertraut, und manches würde für ihn von historischem Werte sein, was Carus ausgeschlossen hat, weil er bei seinen Lesern nicht die gleiche Vorkenntnis voraussetzen konnte. Carus will mit seiner Zusammenstellung keine litterarhistorisch genaue Einsicht in jenen großen

Litteraturkampf geben; seine Absicht ist nur, bei unsern Vettern englischer Zunge Gefallen zu erwecken an jenen kleinen Gedichten, die in zwei Versen oft so viel Geist und Witz bergen. Leider hat er sich auch bei seiner Übertragung von diesem Gesichtspunkte aus leiten lassen und manches Epigramm so umgestaltet, daß es kaum wieder zu erkennen wäre, wenn nicht das deutsche Original darunterstünde. Besonders mit den Titeln hat er sehr frei geschaltet und ihnen bei seinen Versuchen, sie zu verdeutlichen, mehrmals einen falschen Sinn untergeschoben. Ebenso hat er ein paar Mal den Inhalt mißverstanden; die Übersetzung von „was ich ohne dich wäre“ mit „Now I could live without thee“ (s. 45) ist geradezu falsch. Daß ziemlich jede Dichtung in fremder Sprache verliert, weiß ich wohl, und ich mache Carus daher auch keinen Vorwurf daraus, daß er sich mit der Wiedergabe schwieriger Wortspiele nicht lange abgequält hat; aber etwas schwungvoller dürfte seine Sprache schon sein, so z. B. bei der bekannten Charakteristik, die Schiller von der poetischen Form des Distichons giebt. Die Anmerkungen im Anhang sind sehr gering und zum historischen Verständnis vollkommen ungenügend; die kleine Einleitung giebt auch nur eben das nötigste. Das Buch ist, schon seiner eleganten Ausstattung nach, zum Geschenk- und Salonstück bestimmt, einen litterarischen Wert hat es nicht. Karl Credner.

„Bunte Reihe“ lautet der Titel einer neuen Gedichtsammlung, die soeben in E. Pierson's Verlag erschienen ist und unsern schlesischen Landsmann Karl Klings zum Verfasser hat. Karl Klings gehört zur Sorte der liebenswürdigen Talente, und sein neues Buch zu jenen Versbüchern, zu denen man gern in müßigen Stunden greift, um allerliebste Kleinigkeiten daraus zu naschen. Große Leidenschaften sind ihm fremd; er liebt die stille, idyllische Beschaulichkeit, und der Schalk sitzt ihm im Nacken. Er hat eine Reihe kleiner seelisch belebter Naturbilder geschaffen, die von echter Künstlerschaft zeugen. Zuweilen stört ein burschikoser Ton, der mit echter Lyrik nichts gemein hat. Vergleicht man das Buch mit den früher erschienenen Gedichten des jungen Poeten, so wird man ersehen, daß er bedeutende künstlerische Fortschritte gemacht und es verstanden hat, sich aus Heine'schem Banne zu befreien. Noch ist er ein Werdender, und wenn er nicht in Vielschreiberei verfällt, sondern sich befleißigt, seine poetischen Entwürfe mit Storm'scher Feinheit auszuarbeiten, kann er ein ganzer Poet werden. Einige Gedichte, wie „Im Roggen“, „Wintermorgen“, „Morgen“ u. a. könnten ruhig in dem Gedichtbuche dieses Meisters stehen. Das will sehr viel sagen.

P. B.

Dramen.

„Erdenglück.“ Märchendrama in 4 Akten von Paul Alexander (Hamburg, bei Jürgensen u. Becker).

„Eine neue Zeit.“ Schauspiel in 4 Akten von Martin Maack (Leipzig, bei Robert Claußner).

„Sein eigner Richter.“ Schauspiel in 4 Akten von Hans Leonhardt (München, bei M. Wohlfahrt).

„Kupfer.“ Lustspiel von Th. Duimchen (Leipzig, bei Robert Friese).

„Totentanz.“ Drama in einem Akt von Lilli Arber (München, bei Dr. Haas).

Fünf Dramen ohne Wert. Dilettantisch und unbeholfen. Jenseits von aller Kunst. Öde, unfruchtbar. Mache, zu nichts gut, als den Leser zu ärgern — und auch das noch nicht einmal; höchstens zu langweilen!

Das erste: Paul Alexanders Märchendrama „Erdenglück“ — in der Idee originell und deshalb von vornherein schwer zu gestalten! Diese Gestaltung ist denn auch gründlich mißglückt. Frei nach Fuldas Talisman, in gräßlichen Versen verfaßt und mit einem dünnen blassen Mäntelchen matter Symbolik so behangen, daß das

traurige Gerippe überall durchscheint, gleiten vier Akte vorüber, ohne daß sich dem Leser auch nur ein Gedanke, eine Empfindung mitteilte.

Das zweite: Martin Maacks „Eine neue Zeit" — ein historisches Schauspiel aus der Reformationszeit, „zum ersten Male aufgeführt im Stadttheater zu Lübeck zur Feier des 750 jährigen Bestehens der Stadt", wie auf dem Titelblatt zu lesen steht, geschrieben in holprigen Versen, ohne Ziel und Zweck als eben den einen: zu „schreiben" und unbekümmert um die moderne Forderung an das historische Schauspiel: das kulturelle Wesen — kulturell im allerweitesten Sinne gefaßt — einer beliebigen Vergangenheit so bloßzulegen, daß sie wie Gegenwart wirkt.

Das dritte: Hans Leonhardts Vierakter „Sein eigner Richter" — zeitgemäßer sein sollend und in der Idee vielleicht nicht so schlecht, aber mit den plumpsten Mitteln ältester Technik geschrieben. Beispiel: „Graf (zum Diener): — ich lasse meinen Neffen zu mir bitten. (Diener geht ab und Neffe tritt in die Thüre.) Ach, — da bist Du schon — um so besser. Diese bequeme Methode auf das seelische übertragen, und man hat den psychologischen Wert resp. Unwert des Ganzen!

Das vierte: Theodor Dulmchens Dreiakter „Kupfer" — ähnlich dem vorigen; höchstens in der Diktion etwas gewandter, glatter und bewegter — aber sonst auch sehr heiter und in allen möglichen Thorheiten variierend.

Und endlich das fünfte: Lilli Arbers Einakter „Totentanz" — relativ wohl das beste der fünf Dramen . . oder nein: das am wenigsten schlechte! Hier und da stehen einige kleinere Partien, die nicht ohne Wirkung sind, weil man wirkliches Leben hinter ihnen vermuten darf. Freilich sind dafür andere wieder um so schlimmer und unmöglicher, so daß der Gesamteindruck das Ganze auf ein tiefes Niveau herabdrückt — so tief, daß der Leser es schon nach fünf Minuten an der Wertlosigkeit der anderen vier kaum mehr unterscheiden kann. Alle fünf aber sind trefflich, schön und liebenswert, wenn man sie gelesen hat. Man wäre fast versucht, sie aus purer Dankbarkeit für die überstandene Qual zu loben! —ck.

Soziale Litteratur.

Eduard von Hartmann: „Tagesfragen." (Haacke. Leipzig, 1896. — 286 S. Mk. 6,00.)

Man hat den geistigen Führern unserer Nation vielfach den Vorwurf gemacht, daß sie, die doch in allererster Linie berufen seien, mit der Wucht ihres Namens und dem Gehalt ihrer Persönlichkeit zu den großen sozialpolitischen Problemen unserer Zeit klar und eingehend Stellung zu nehmen, grade dieser ihrer Staatsbürgerpflicht auffallend aus dem Wege gingen, und die Entscheidung der einschneidendsten Fragen der Gegenwart aus professoralem Dünkel des „odi profanum vulgus et arceo" oder aus ergötzlicher Angst, die kühle Höhe der „wissenschaftlichen Objektivität" zu verlieren, den augenblicklichen Konstellationen kurzsichtiger Interessenpolitik überließen. Dies scheint sich in jüngster Zeit entschieden zu ändern. Wiederholt sind in den letzten Jahren Männer der Wissenschaft und Kunst mit der Waffe des Wortes oder der Feder in die politische Arena getreten, und haben dadurch zweifellos viel dazu beigetragen, sowohl die geistige Höhe und den Ton des Kampfes, wie die politische Klärung und Einsicht aller Beteiligten zu fördern. Das Bändchen, das vor uns liegt, ist eine Sammlung solcher Kampfartikel: Verfassungs- und Sozial-Politik, Kirchen- und Schulwesen, Philosophie und Wissenschaft bilden den ziemlich bunten Inhalt desselben. Die politische Tendenz des Buches ist nationalliberal, mit allen guten und schlechten Eigenschaften dieses Standpunktes. Wir möchten sogar sagen, daß uns das Wesen des großbürgerlichen Nationalliberalismus noch niemals so in seiner typischen Reinheit entgegen getreten

ist, wie hier. Daß wir uns demgemäß mit den Ansichten des Verfassers vielfach in Widerspruch befinden, ist erklärlich. Dennoch sind wir der Meinung, daß auch der politische Gegner keinen der fraglichen Artikel ohne Gewinn lesen wird, zumal in ihnen naturgemäß die materiellen Grundlagen des Parteistandpunktes hinter rein logischen Erwägungen zurücktreten, und es nur nützlich sein kann, die Anschauungen und Bestrebungen der Gegenparteien einmal von höherer Warte aus beleuchtet zu betrachten.

Paul Göhre: „Die evangelisch-soziale Bewegung". (Grunow. Leipzig, 1896. 200 S.)

Paul Göhre hat das beneidenswerte Talent, immer just zur rechten Zeit das rechte Buch erscheinen zu lassen. So war es vor fünf Jahren mit seinem „Drei Monate Fabrikarbeiter", und so ist es heute mit der vorliegenden Schrift. Jene erstere erschien in dem Augenblick, wo der Fall des Sozialistengesetzes, die Neukonsolidierung der sozialdemokratischen Partei zu Erfurt, die kaiserlichen Erlasse, die Berufung der internationalen Arbeiterschutzkommission in Berlin, der Erlaß des Oberkirchenrats eine Umwälzung der öffentlichen Meinung über den Begriff des Sozialismus und die Emancipation des vierten Standes bewirkten und eine neue Ära der arbeiterfreundlichen Sozialreform inaugurierten. Da bot sie der damals in ziemlicher Irre und Unkenntnis herumtappenden reformfreundlichen Bourgeoisie eine erstmalige eingehende und offenherzige, klare und wahre Schilderung des modernen Fabrikproletariats in seinem Leben, Leiden, Denken und Fühlen, in unparteiischer, christlich-gemäßigter Beleuchtung, ein notwendiges und unschätzbares Material für die neue bürgerliche Reformbewegung. Heute ist der erste Abschnitt dieser Ära vorüber, er endete so, wie damals besonnene Köpfe voraussagten: Die Scheinreform der Beschwichtigungshofräte hat kläglich Fiasko gemacht, die Regierung hat vor den realen Gewalten des Kapitals und Großgrundbesitzes bedingungslos kapituliert, aber die ehemalige kompakte reaktionäre Masse der Bourgeoisie hat sich gespalten in die nackten Interessengruppen des agrarischen und industriellen Besitzes unter der brutalen Gewaltpolitik der Plötz und Stumm auf der einen Seite, und auf der anderen eine gemäßigte, aber entschieden fortschrittlich gerichtete soziale Reformpartei, die sich rekrutiert aus den weiteren Kreisen der nicht kapitalistisch interessierten bürgerlichen Intelligenz und den für radikale Ziele noch nicht zu gewinnenden Kreisen des Mittelstandes, teilweise auch des Proletariats. Diese bis jetzt noch von verschiedenen, wenn auch verwandten Strömungen bewegten, noch nicht zur einheitlichen Organisation gelangten Massen stehen augenblicklich im Begriff, sich definitiv von den bisherigen Parteien, denen sie angehörten, zu trennen, und unter neuem Banner zu einer neuen Partei zusammenzuschließen, sie suchen nach Klärung und Sammlung, nach einem orientierenden Rückblick auf die Entstehung, einem zielsetzenden Ausblick auf die Zukunft ihrer Bestrebungen; und da kommt — just wieder im rechten Moment — das Göhresche Buch, das diese Bedürfnisse vortrefflich zu befriedigen geeignet ist. In der That war auch kaum ein Mann berufener dazu, dieses Werk zu verfassen, als Paul Göhre, der seit Jahren mitten in der Bewegung drin steht und sich doch von allen Einzelströmungen so frei gehalten hat, daß keine der engeren Richtungen ihn für sich beanspruchen könnte. Seine gründliche und gewissenhafte Arbeit bietet eine fesselnd geschriebene Entwicklungsgeschichte der heutigen christlich-sozialen Bewegung von ihren ersten Quellen an, die teilweise bis in die Mitte des Jahrhunderts hinabreichen, bis in die Gegenwart, eine gereifte und geistvolle Beurteilung der derzeitigen Lage und einen klaren, zielbewußten Ausblick auf die weitere Ent-

wicklung. Die einzelnen Persönlichkeiten, Wichern, Huber, Todt, Stöcker &c. sind in ihrer psychologischen Individualität und ihren sozialen Wandlungen scharf und eindringlich herausgearbeitet, die verschiedenen Etappen der Bewegung geistvoll aus den jeweiligen sozialen Verhältnissen und der wechselnden Zusammensetzung der Partei abgeleitet. Alles in allem: Wir haben kaum je eine so interessant und so „wissenschaftlich" geschriebene Parteigeschichte gelesen.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und Pfr. H. Dietz. (Bd. XXI. Stuttgart. Belser, 1896.)

Heft 1. Otto Diwisch: „Die deutschen Parteien im Jubeljahr des neuen Reiches." (59 S. 1 Mk.)

Heft 2. Lic. Dr. Aug. Dieckmann: „Der evangelisch-soziale Kongreß in Erfurt." (64 S. 1,20 Mk.)

Die Tendenz dieser „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" ist in erster Linie orthodoxes Kirchenchristentum, in zweiter streng konservativer, preußischer Patriotismus. Daraus ergiebt sich der Inhalt der einzelnen Hefte von selbst; der Maßstab, an dem man die sozialen Bestrebungen mißt, involviert das Urteil über sie. Da hierbei weniger logische Erwägungen, als Gefühlsmomente ausschlaggebend sind, so erübrigt sich eine etwaige Polemik, und Lob oder Tadel können sich höchstens darauf beziehen, ob man sich bemüht, die neuen Ideen der Zeit zu begreifen und ernsthaft zu würdigen, oder in dem Bewußtsein „und ist in keinem andren Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben" von vornherein, alles, was außerhalb der eigenen vier Pfähle ist, mit eisiger Verachtung und dem Haß der Ignoranz entgegenzutreten. Zu ersterer Art gehört die Schrift von Dr. Dieckmann, zu letzterer die von Diwisch, wenn sie auch nicht in den pöbelhaften Ton verfällt, den wir an früheren Heften der Sammlung zuweilen unangenehm empfunden haben. — Den modernen Menschen mutet es seltsam an, wenn er liest, wie ernsthafte Männer allen Ernstes darüber diskutieren, ob man sich deshalb von den Arbeiten des evangelisch-sozialen Kongresses zurückziehen müsse, weil daselbst ein weibliches Wesen eine öffentliche Rede gehalten habe, oder wie sie dem Züricher Professor der Naturwissenschaften Furrer einen moralischen Vorwurf daraus machen, daß er „ganz in der Weise der meisten sozialdemokratischen Schriftsteller und Redner" von der Darwin'schen Entwicklungslehre als feststehender Grundlage der modernen Naturwissenschaft ausgegangen sei. Sozialpolitischen Hitzköpfen wäre die Lektüre sehr dienlich, damit sie begreifen lernen, daß die Zukunft nicht eine Frage radikaler Gesetzgebung, sondern eindringlicher Aufklärung und Erziehung des Volkes ist.

Karl Marx: „Revolution und Kontre-Revolution." Deutsch von K. Kautsky. Internat. Bibl. I. Serie, Bd. 24. (J. H. W. Dietz. Stuttgart, 1896. — 141 S. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.)

Den Inhalt der vorliegenden Schrift bildet eine Serie von 20 Artikeln, die ursprünglich (1851/52) in den Spalten der — damals bürgerlich-sozialistischen — „Daily Tribune" (New-York) erschienen sind. Wir haben es hier jedoch nicht etwa mit einer tendenziös gefärbten, parteiisch boshaften Erzählung der Revolutionsjahre und all ihren unwichtigen persönlichen Einzelheiten zu thun; eine solche würde für die amerikanischen Leser der Daily Tribune noch geringeres Interesse gehabt haben, als für den heutigen deutschen Leser. Der Wert des Buches liegt vielmehr darin, daß Marx — getreu seiner „materialistischen Geschichtsauffassung" — sich bemüht, in den ökonomischen und sozialen Zuständen Mitteleuropas „rationelle, auf unleugbaren Thatsachen beruhende Ursachen aufzufinden, welche die wichtigsten Ereignisse, die entscheidenden Wendungen jener Bewegung erklären und uns einen Schlüssel über die Richtung geben, die der

nächste und vielleicht nicht sehr ferne Ausbruch dem deutschen Volke erteilen wird". Da die Schrift unter dem unmittelbaren Eindruck der achtundvierziger Bewegung entstanden ist und aus der Feder eines Mannes stammt, der selbst mitten im politischen Parteigetriebe der Zeit stand und die Zustände in Europa wie wenig andere kannte und zu beurteilen wußte, so bedarf es wohl kaum des Hinweises auf die bekannte klare und fesselnde Darstellung des Marx'schen Stils, um einleuchten zu lassen, daß wir hier eine der interessantesten Schriften über die politischen Umwälzungen der Jahrhundertsmitte vor uns haben, eine Schrift, deren Lektüre zum Verständnis der bürgerlichen Revolution in Deutschland für die jenen Ereignissen ferner stehende heutige Generation fast unumgänglich ist. Die Übersetzung von Kautsky ist vortrefflich; sie liest sich wie ein Original. Heinz.

Kriegswissenschaft.

Kritische Beiträge zur Geschichte des Feldzugs von 1870/71. Von Karl Bleibtreu. (Verlag von Hermann Costenoble.) Alle voriges Jahr erschienenen Jubiläumswerke strotzten voll Prahlerei. Sehr selten hat man sich auf französische Seite versetzt, auch dem Gegner sein Recht gelassen. Dabei fehlte es überall an ernstlicher Forschung. Selbst das von hochgestellten Militärs geschriebene, oft in Stil und Darstellung vorzügliche Werk „Krieg und Sieg" enthielt manche Irrungen und Flüchtigkeiten. Da macht bei Sedan den besten Angriff Division Lespart, während es Division Goze war, da wird Division Deslandre genannt, wo es Depianque heißen muß, da brennt Mars la Tour schon, als die 38. Brigade vorüberzieht, während nach neuesten Aufzeichnungen des maßgebendsten Mithandelnden es erst im Geschützkampf in Flammen aufging u. s. w. Dabei fehlt überall kritisches Ergründen, es wird nur rüstig geprahlt und kritiklos bewundert. Anders vorliegendes Werk. Wir halten es nicht für eine patriotische Pflicht, Legenden aufzuwärmen, oder den läppischen Wahn zu pflegen, daß Frankreichs Heere schlechterdings einem unentrinnbaren strategischen Netze Moltkes verfallen seien. Im Kriege entscheidet oft der Zufall wie der Materialist, das Schicksal wie der Fatalist, die Vorsehung wie der Gläubige sagt. Aufgabe des Theoretikers aber scheint, das Zufallmäßige von den sonstigen logischen Erfolgsbedingungen zu sondern. Deshalb hielten wir den Augenblick gekommen, all diese berühmten Operationen in ihre wahren Bestandteile zu zerlegen. Dies versuchen wir im III. Teil vorliegenden Werkes insbesondere, haben jedoch bereits in den ersten beiden Teilen, worin die Erzählung der Vorgänge ungebrochen hintereinander wegflutet, die Ergebnisse unserer Forschungen verwertet und unserer Darstellung zu Grunde gelegt. Was man bisher an klarem Überblick innerer Zustände in beiden gegnerischen Heeren vermißte, hoffen wir nachgeholt und neue Einzelheiten ergänzend eingeschaltet zu haben. Wo die Legende unverdrossen historische Fälschung fortspinnt, haben wir sie aufs Wirklichkeitsmaß zurückzuführen gestrebt. So auch insonderheit bezüglich der Milizaufgebote des großen Gambetta.

Nur solche ruhige Auffassung dünkt uns ersprießlich. Wer ein falsches Eindrucksbild jener zermalmenden Niederlage Frankreichs dem unbelehrten Volke vermittelt, versündigt sich grade an echter Vaterlandsliebe. Denn wo sich kindlicher Dünkel einnistet, schmeckt er immer nach der Fridericianischen Legende vor 1806 oder der Napoleonischen „Glorie". Wie unsäglich in beiden Fällen die chauvinistische Selbstverherrlichung schadete, hat man ja deutscherseits mit allem Nachdruck betont. Hüte man sich also vor gleichem Fehler, unterschätze man nicht den einmal besiegten Gegner, noch nähre den selbstanpreisenden oberflächlichen Ammenglauben an die wunderbare Un-

fehlbarkeit der neudeutschen Strategie, als seien die größten Feldherren der Vergangenheit hier weit in den Schatten gestellt worden. Lernen, klar sehen, „Glücksschiebungen" als bestimmende Faktoren ausscheiden, ziemt dem kritischen Theoretiker. Wenn man also an der Anschauung festhält, daß die beispiellosen Triumphe von Metz und Sedan auch einer ebenso beispiellosen Meisterschaft Moltkes entsprochen hätten, der also, nach äußerem Umfang seiner Erfolge bemessen, Napoleon bedeutend überragen soll, so treten wir solchem Ansinnen entgegen. Und als referierender Historiker geben wir dem Feinde, was des Feindes ist, um vor der schweren Gefahr unrichtiger Abschätzung zu warnen.

Man schützt zwar vor, daß man doch im Publikum und in der deutschen Militärschriftstellerei keiner unreifen Überhebung und falschen Vorstellung begegne. Auf Grund beweiskräftiger Erfahrungen bestreiten wir dies aufs bestimmteste. Allerdings bürgert die „Glorie" sich auch bei uns bedauerlicherweise in vielen Kreisen ein, nachdem die napoleonische in Rauch aufging, als das Kaiserreich bei Sedan aus der Reihe der Dinge verschwand. Allerdings schwelgt man in unpassender Überspannung des sonst berechtigten Hochgefühls auf unsere Siege. Man hat uns bei unseren zahlreichen eigenen Jubiläumsarbeiten in der Presse vorgeworfen, daß wir in französischem Geiste schrieben, bloß weil wir mit echtdeutscher Gerechtigkeitsliebe auch dem Besiegten sein Recht ließen, im übrigen aber sogar unsere heldenhaften Truppen gegen kritische Bemakelungen (siehe Wörth) in den Schutz nahmen. Langten wir schon auf der niedrigsten Stufe des Chauvinismus an? Und da halten wir uns über französische Kriegshistorie auf! Jaja, „wir Wilden sind doch bessere Menschen", nur Franzosen brüsten sich gloiresüchtig!

Wohl stolziert der gallische Hahn mit kokettem Sporenspreizen, noch pickt er gern Gloirefutter, ihm ist wohl auf seinem Mistbeet prahlender Ichsucht. Aber französische Militärschriftstellerei befleißigt sich sachlicher Unbefangenheit, wie gar manche Leistung sachkundiger Federn über Moltke (wir nennen nur Lewal und Derrieu) in fast übertriebener Bescheidenheit bewies. Solchem Beispiel löblicher Gesinnung eifern wir nach und fröhnen nicht einseitig schädlicher Subjektivität, die wir schon im Interesse gegenseitiger Versöhnlichkeit vermeiden möchten. Von deutscher Unbesiegbarkeit und absoluter französischer Minderwertigkeit erbauliche Sprüchlein zu hören, erwarte man daher von uns nicht! Dies Werk erscheint ja nach der Jubiläumsfeier, stört daher keinerlei patriotische Überschwenglichkeiten. Wir schildern die Dinge, wie sie wahr und wirklich verliefen. Dabei heben wir nur das Wesentliche in knappen Zügen hervor, ohne uns auf weitschweifige Nebendinge einzulassen, wodurch fast alle Gesamthistorien des großen Feldzugs ungenießbar wurden. Uns gilt es nur, die Entscheidungsmomente ausführlich herauszuschälen, weshalb wir uns im II. Teil auf summarischere Abhandlung beschränkten. So haben auch Weißenburg, Spicheren, Colombey nur den Wert von Nebenaktionen, deren Früchte vor Metz und Sedan zum Pflücken reiften.

Wenn die französische Presse, wie geschehen ist, unsere wissenschaftliche Prüfung der Metzer Operationen mit Emphase begrüßte und für ihre Zwecke ausbeutete, so sei sie versichert, daß wir französische Legendenbildung gleichfalls verpönen und jede blinde Einbildung verabscheuen, auf welcher Seite auch immer. Das bezeugt wohl unsere begeisterte Anerkennung der deutschen Truppen, für die wir stets kräftige Worte fanden. Daß wir dort die Führung beklagen und anklagen, wo allzureichlich teures deutsches Heldenblut floß, lassen wir uns durch keine Hineinzerrung geschmackvoller patriotischer Bedenken trüben. Wes Geistes solche Gegner sind, die dem Forscher mit Pietätsrücksichten

kommen und ihn des Herostratentums verdächtigen, haben wir auch darin einen Hauch verspürt, daß sie uns vorhielten, wir vermehrten die Überhebung der Franzosen: wo zeigt sich solche in irgend einer ernsten Untersuchung französischerseits? Vergleiche das neueste Werk von Chuquet! Man hält es einfach für nötig, sich gegen die wahren Ursachen so ungeahnter Erfolge zu verblenden. Sogar die eigensinnige und verfehlte Selbstthätigkeit einzelner Unterführer wurde förmlich in ein System gebracht. Warum aber sollten wir feige schweigen, weil die Wahrheit nicht gefällt? Anstoß zu erregen war noch immer der Wahrheit Los. Daß man dies deutscherseits nicht Wort haben will, erregt bösen Verdacht. Jeder siegreiche Ausweis eines Heersystems birgt eben schlimme moralische Folgen in sich. Zwar schlief man keineswegs wie vor 1806 auf den Lorbeeren der Vorfahren ein, aber man begnügte sich nicht, die Erfolge Moltkes bloß historisch zu verehren, sondern leitete aus ihnen eine förmliche Schule ab. Und doch verhalf dazu nur eine erdrückende materielle Überlegenheit, die allerdings Moltkes großartige Friedensarbeit als Generalstäbler schuf, und — Glück muß der Mensch haben. In künftigen Feldzügen fällt aber dies numerische, taktische und organisatorische Übergewicht weg, nur die Strategie kann bei sonst gleicher Abgewogenheit der gegnerischen Kräfte entscheiden. An Napoleon gemessen, gebrach es aber der deutschen Heeresleitung an der Dämonie des Planentwurfs und der Schlachtenlenkung. Auch die Ebenbürtigkeit des Franzosen an Bravour, Ausdauer, Geduld, Intelligenz und Geschicklichkeit hat sich gerade in der zweiten Feldzugshälfte herausgestellt: der kindliche Größenwahn im deutschen Volke, der fast an die „glory“ Altenglands erinnert, wonach jeder Brite zehn Franzosen verhaut, muß sich also belehren lassen. Auf solchen — Irrtum unablässig hinzuweisen, dünkt uns eines ernsten Vaterlandsfreundes würdig. Wo aber französischerseits eine lächerliche Herabsetzung des Siegers beliebt wurde, da haben wir diesem Unfug, z. B. bezüglich Wörth und der angeblich erdrückenden Übermacht bei Sedan, mit gleicher unnachsichtlicher Wahrheitsstrenge den Garaus zu machen gesucht. (Vergleiche Teil III, darin auch die Kritik des bisher objektivsten Chuquetschen Werkes.) Wir nehmen daher für uns die Ehre in Anspruch, die erste absolut wahrheitsgemäße und unparteiliche Geschichte von 1870 geliefert zu haben. Ob unsere redliche Bemühung von Erfolg gekrönt, das zu beurteilen überlassen wir anderen. Die ethische Gesinnung aber, die uns dabei beseelte, möchten wir mit keiner fremden tauschen. Dies sei den üblichen, albernen und einfältigen Verleumdern des Konkurrenzneides gehorsamst gemeldet, die entweder anonym oder unter gefälschten pseudonymen Initialen persönliches Rachebedürfnis zu verstecken sich nicht scheuen.

Dem sittlichen Ernst unserer braven Vaterlandsverteidiger wird mit nachträglichen Verhimmelungen nicht gedient. Eine derbe Bezeichnung muß jedem auf den Lippen schweben, der die wahren Beweggründe einer unmoralischen Spekulation gewisser Berufs- und Kasteninteressen durchschaut. Nein, das deutsche Volksgemüt soll nicht mit einem ihm fremden Chauvinismus durchseucht werden, mag der sonst mit Recht gefeierte Historiker Treitschke noch so grimmig über die „Feldherren der Schreibstube“ zetern, die uns die Freude am Erfolge trüben.

Daß die deutsche Heermaschine 1870 alles bisher Dagewesene an Bewegungsschnelle und Reibungsfähigkeit übertraf, bezweifelt wohl kein Vernünftiger. Warum sich also nicht mit diesem Ruhme begnügen und mit würdelosem Fauchen unmännlicher Wahrheitsscheu vor kritischer Antastung jede Feldherrlichkeit schirmen, deren geistiger Wert doch nicht dadurch erhöht wird, daß ihr unendlich reichere und gediegenere Werkzeuge zu Gebote standen, als einst dem Altmeister Napoleon. Seine virtuose

Beherrschung des wissenschaftlichen Generalstabswesens stellte alle technischen Errungenschaften in den Dienst des Krieges. Anders steht es aber mit den strategischen Maßnahmen des greisen Stabschefs, die man umsonst als mustergültigen Kalkül empfiehlt. In der Phantasie Unkundiger spukt Moltke zwar als mathematischer Kalkulator am grünen Tisch, wie die Spinne im Netz: in Wahrheit war er ein wilder Vorwärtsdränger, nicht immer im Einklang mit seinem Sprichwort: „Erst wägen, dann wagen.“ Sein und seiner Hilfsarbeiter mächtiges Talent in Bearbeitung der technischen Vorbedingungen hat eben nicht in gleichem Maße auf seine reine Strategenthätigkeit Anwendung gefunden. Ihre gleichmütige Zuversicht auf den Erfolg möchten wir allerdings als unentbehrliche Kriegereigenschaften nicht missen. Dies trotzige Wagen fiel aber nicht gar schwer, weil es sich auf weit überlegene moralische Beschaffenheit des Truppenmaterials und das Bewußtsein eines solider ausgebauten Heergefüges stützte. Hiermit ging Hand in Hand die sorgfältige Herstellung einer numerischen Übermacht, auf die ja auch Napoleon Wert legte und die dem Organisator Moltke zum Lobe gereicht. Oder richtiger dem weisen König Wilhelm als dem Schöpfer der neupreußischen Armeereform und König Wilhelms Vorgänger Scharnhorst. Mit wie wahren Verdiensten sich die Einsicht und eigentümliche Herrscherbegabung dieses Monarchen an dem militärischen Triumphe Preußens beteiligte, dürfte erst spätere Forschung nach Sichtung reichlicher fließender Quellen (Eröffnung der Kriegsarchive, die übrigens auch französischerseits hermetisch verschlossen blieben) genauer begründen können. Im allgemeinen aber kann man ein unbefangenes Urteil dahin zusammenfassen, daß die unberechenbaren Erfolge von 1870 weniger mit der höheren Führung, d. h. mit rechtmäßigem Sieg von Geistespotenzen, als mit der glänzenden Haltung, d. h. mit der Charakterstärke des begeisterten deutschen Heeres zu schaffen haben. Und das, will uns bedünken, sollte beschränkte Legendenaufpäppelung um so mehr beschwichtigen, als es für deutsche Wehrkraft doch nur eine Erhöhung des Verdienstes und zugleich eine Bürgschaft für ihren dauernden Wert bedeutet, auch wenn jenes angeblich unübertreffliche Feldherrntum der Vergangenheit von ihren Fahnen gewichen ist. Tapferer als 1870 können sich Deutsche und Franzosen nicht mehr schlagen, besser können die Franzosen geführt werden, obschon Gambetta und Chanzy durch nichts Größeres ersetzt werden können. Aber auch die deutsche Leitung läßt im Vergleich zu 1870 eine erhebliche Steigerung zu. Wenn man namentlich vom großen Siegesmonat August gelernt hat, welche Mängel hier zu Tage traten, so dürfen wir mit tröstlicher Hoffnung in eine schwere Zukunft blicken, die uns noch lange fern bleiben möge. K. Bl.

Vermischte Schriften.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von Virchow und Wattenbach. Theodor Ebner: Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie. Martin Wagner: Soldatenlieder aus dem deutsch-französischen Kriege.

Die beiden Hefte ähneln einander in zweierlei Beziehung: in der Zwecklosigkeit ihres Daseins und der Gemeinplätzigkeit ihres „Stiles“.

Sie unterscheiden sich von einander dadurch, daß Wagner die Ditfurth'sche Lieder-Sammlung ausschreibt, während Ebner nach alter Schuljungenart beim Aufsatz-„Machen“ lustig darauf loscitiert. Man kennt ja den belesenen Schuljungen: „Sagt doch Gustav Freytag . . . . !“ Und wenn man gar diese prunkenden Epitheta findet: „Karl V., der Herrscher, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging“, oder der „berühmte Philosoph Spinoza“, der „unglückliche Ludwig XVI. . . . . !“ Aber

— um eine Lieblingswendung des Herrn Ebner zu gebrauchen — „es würde zu weit führen“, in die Tiefen dieser beiden Vorträge einzugehen, die allzu oft Gesagtes in inhaltsleeren Worten wiederkäuen.

Richard Schaukal.

Die Jüdische Moderne. Von Mathias Acher. (Leipzig, Litterarische Anstalt August Schulze. 1896.)

Als Dr. Theodor Herzl seinen „Judenstaat“ in die Öffentlichkeit brachte und mit ihm die Lösung der Judenfrage zu kombinieren suchte, da zog die „jüdisch-nationale“ Partei immer weitere größere Kreise. Für die Juden sollte ein nationales Centrum geschaffen werden, in welchem das Volk, fern von jeder antisemitischen Strömung, seine „körperliche und sittliche Gesundung“ finden sollte: dahin zielt die jüdische „Nationalitätsidee.“ — Ich sprach von einer jüdisch-nationalen Partei. Grade eine jüdisch-nationale Parteipolitik hat, wie der Verfasser der vorliegenden Broschüre sagt, weder nationalen noch politischen und sozialen Wert. „Die Analogie mit den politischen Parteien der Deutschnationalen u. s. w. ist eine unglückliche. Die anderen Nationalen sitzen auf ihrem Grund und Boden, sie haben die Macht etwas durchzusetzen, ganz abgesehen von der Frage, ob das, wofür sie sich einsetzen, etwas Ernstes oder eine chauvinistische Narretei ist. Sie sind eben Nationen mit Attesten, mit völkerrechtlicher Geltung, die Juden sind das noch nicht. Jene haben, wenn wir ihre völkerrechtliche Geltung Körper nennen wollen — mit welchem Gleichnisse natürlich nicht der effektive Wert unserer Definition der Nationalität geschmälert werden soll — ihre Körper, die Juden sind insofern nur der Schatten einer Nation, und ein umgekehrter Peter Schlemihl suchen sie ihren Körper, die völkerrechtliche Geltung, das Land.“

Aus diesen Worten spricht ein durchaus moderner Geist. Und Mathias Acher scheint mir ganz modern zu sein. Aus seiner Broschüre spricht klar seine ganze Gesinnung. Er ist in politischer Beziehung ein Gegner der Reaktion, in wirtschaftlicher ein Sozialist ohne Parteidogmatismus, in religiöser ein Freigeist, der, um den Juden die Möglichkeit zu bieten, ganz und voll modern zu sein, für die Schaffung eines jüdischen Staates plaidiert. Acher hat eine eigene Individualität und einen echt künstlerischen Zug in sich. Für ihn ergeben sich aus dem Menschen als Geschichtsmaterie die beiden Geschichtsfaktoren Ökonomie und Rasse, erstere als Ausfluß des Menschen als Gattungswesens, letztere als Ausfluß des Menschen als naturgeschichtlich differenzierten Wesens. Aus der Anerkennung dieser beiden Faktoren folgt dann von selbst, daß weder dem sozialistischen Fanatismus, noch dem nationalen Chauvinismus Recht gegeben wird. Im zweiten Teile gehört sachlich zum ersten, der streng wissenschaftlich durchgeführt ist, die Untersuchung, wie verschieden die beiden Faktoren sich in den Volksmassen äußern. Der erste wirkt dauernd, der zweite episodisch, eruptiv.

Die Broschüre ist in erster Linie eine Ergänzung der Herzl'schen und übrigens auch vor Herzl betonten zionistischen Begründung der Notwendigkeit des Judenstaates gegenüber den modern denkenden und besonders sozialkritischen Juden; zweitens eine Konstatierung des Fortschritts, den das zionistische Programm durch die Schrift Herzl's gemacht hat, indem es durch dieselbe aus einem Parteiprogramm das Projekt eines Unternehmens geworden ist.

Steht man den Anschauungen, wie sie in dieser und in der Herzl'schen Broschüre dargelegt sind, vollkommen objektiv gegenüber, so kann man doch nicht eine gewisse Bewunderung für jene Bestrebungen unterdrücken, die ein solches Ideal verwirklichen wollen. Ich für meine Person kann es nur ein Ideal nennen. Ob es verwirklicht wird, das wird die Zukunft zeigen!

Adolf Donath.

Die Greuel der Jesuiten, ein Mahnwort in letzter Stunde. (Leipzig,

Felix Simon. 1896. 22. S. 40 Pfg.) — Dies ist kein sogenanntes Skandalbuch, welches aus allen Ländern und Zeiten zusammengesuchte, aus Moraltheologien exzerpierte Schandthaten und laxe Ansichten zusammenstellt, um damit gegen den Jesuiten-Orden loszuziehen. Die vorliegende Schrift beschäftigt sich nur mit einem einzigen Punkt und auf Grund eines einzigen Buches, allerdings des Buches eines einwandfreien und unanfechtbaren Verfassers, des ehemaligen Königl. Bayr. Direktors des Reichsarchivs in München, Karl Heinrich Ritters von Lang, der durch seine „Memoiren“ und „Hammelsburger Reisen“ zu Beginn des Jahrhunderts in ganz Deutschland bekannt wurde. Lang hatte in seiner Stellung als Archivdirektor Einsicht in die reichen Aktenschätze des Münchner Reichsarchivs, aus dem schon so manche für Fürsten und Kulturzustände in Bayern peinliche Thatsache ins Licht der Öffentlichkeit gerückt wurde. Ich erinnere nur an das heute selten gewordene: Sugenheim, S., „Bayerns Kirchen- und Volkszustände im 16. Jahrhundert, Gießen 1842“. Der einzige Punkt nun, den Lang in seinem 1815 in München lateinisch erschienenen Buch „Reverendi Patris Jacobi Marelli Amores, Monachii 1815“ berührt, und dessen Hauptstellen die obige Schrift abdruckt, betrifft, so unglaublich es klingen mag, die geschlechtlichen Beziehungen der Geistlichen zu ihren Schülern in den Jesuiten-Konvikten zu München, Landshut, Amberg, Regensburg und Eichstädt im 17. und 18. Jahrhundert. Und so müßte eigentlich der Titel der obigen Schrift lauten. Der Leser wird begreifen, daß wir aus diesem weit mehr in die Psychopathia sexualis als die Theologia spiritualis einschlägigen Kapitel keine Proben mitteilen können. Der billige Preis wird ja ohnehin jeden Bücherliebhaber und Kulturforscher veranlassen, die Schrift in seine Sammlung aufzunehmen. Aber einer Bemerkung können wir uns doch nicht enthalten: In München werden derzeit wieder Fronleichnamsprozessionen und anderer von den Jesuiten eingeführter theatralischer Kirchenpomp mit Hochdruck betrieben und Abgeordnetenkammer und Magistrate, in denen doch auch Juden und Protestanten sitzen, aufgefordert, sich in corpore zu beteiligen, „um dem Volke die Religion zu erhalten“, wie die neueste Phrase lautet; um es von der Sozialdemokratie abzuhalten. Aus demselben Grunde werden in Berlin massenhaft Kirchen gebaut, deren Geldmittel zum Teil den Reichen unter den furchtbarsten Pressungen abgezapft wurden, „um dem Volke die Religion zu erhalten“, um es blind gegen die Sozialdemokratie zu machen. O jammervolle Verblendung! Konnte denn die Einführung aller nur denkbaren Kulte im alten Rom das römische Reich vor dem Zerfall bewahren? Kann man denn Menschen mit Religion stopfen wie Gänse mit Maiskörnern, damit die Leber dick und das Gehirn klein werde, damit die Phantasie geweckt und das politische Verständnis ertötet werde. Bei sich mögen die Fürsten nachsehen, die vor Sozialdemokratie nicht mehr schlafen können, bei sich und bei ihrem Aufgeben von Ansprüchen und Vorteilen, die aus einer Zeit stammen, da die Lebern der Unterthanen noch groß und die Gehirne klein waren. Aber am bayrischen Hof scheint man wenig Bücher zu lesen. Sonst müßte man aus Schriften wie der obigen erkennen, daß mit dem Forcieren des Katholizismus, mit dem Hereinlassen der Redemptoristen, die jetzt wieder allerorts ihre Wühlarbeit beginnen, mit dem Aufblasen der Fronleichnamsprozessionen und des Jesuitenpompes, mit der Verfolgung und bureaukratischen Beschimpfung der Atheisten, Illuminaten und sonstigen modernen Geister auch die ganze antikatholische Hetze wieder aufleben wird, auch der ganze mariologische Dreck, der fußtief unter Archiven und anti-jesuitischen Büchern à la Sugenheim, Lipowsky, Lang u. a. schlummert, wieder ausgehoben werden wird und als Dünger für eine geistige Stechpalmenart verwendet werden wird, vor

deren Nesseln den Potentaten eines Tags bös die Finger jucken werden. Der Verfasser obiger Schrift hat auf den Buchtitel ein Kreuz gemalt und auf das Kreuz den „Greuel“-Titel eingegraben; mit vollem Recht. Je mehr ihr auf dieses Symbol häuft und es überanstrengt, je früher bricht es zusammen. Je mehr ihr in den Wunden Christi wühlt und sie der heutigen Menschheit, die mit ganz anderen Dingen beschäftigt ist, als Qual aufnötigt, um so früher wird der Abscheu eintreten. Je mehr ihr in den sexualen Problemen der Jungfrau Maria spekuliert und sie dem Volk mit Pomp und Virginitäts-Anpreisung zurecht zu machen sucht, um so früher wird der Ekel vor dieser grauenhaften Speise sich einstellen. Um das religiöse Empfinden im Volke ist es eine so zarte und imponderabile Sache, daß, wer glaubt, hier mit dem Stopfmuster von Gänseleberpasteten zurecht zu kommen, eines Tags statt eines blühenden, lebensvollen Organs nur Dreck und geplatzte Gefäße in der Hand haben wird. Episcopus.

Scholz, Dr., Friedrich, Direktor des St.-Jürgen-Asyls in Bremen: „Über Reform der Irrenpflege.“ (Leipzig, E. H. Mayer, 1896. 77 S.)

Mit großem Verständnis, freiem Blick und besonders mit warmfühlendem Herzen geschriebene Schrift. Verfasser, der sich schon durch eine Reihe in mehrfachen Auflagen erschienener psychiatrischer Werke einen Namen gemacht hat und auf eine bald dreißigjährige Irrenpraxis zurücksieht, schreibt aus der Fülle von Erfahrung, wie sie tiefe Menschenkenntnis und ein starkes Humanitätsgefühl an die Hand geben. Keine Spur von doktrinärem Eigensinn oder bureaukratischer Vertrocknung. Scholz hat die Tobzelle in Deutschland abgeschafft und dafür die sogenannte Bettbehandlung auf Wachabteilungen eingeführt. Er ist für möglichst öffentliche Behandlung der Irrenbehandlung. Jeder, der nur einigermaßen Interesse oder Berechtigung zu einem Besuche nachweisen kann, dem soll der Besuch erlaubt sein und ihm alles gezeigt werden. Die Geburtstage seiner Kranken feiert Scholz auf der Abteilung „mit Chokolade und Kuchen“. Überhaupt ist er ein abgesagter Feind von „Langeweile des Magens“ bei den Kranken, wie beim Pflegepersonal. Taschenspieler und Musikanten dürfen bei ihm Soiréen geben. Die Irrenanstalt soll kein Gefangenenhaus, sondern ein „Asyl“ sein, eine Zufluchtsstätte, wo der Bedürftige Schutz, Sorgfalt, Liebe, eine Heimat findet. Wie man sieht, ein liberaler Herr, dieser Bremenser. —zz—

Die Ehre und das Duell. Von A. v. Boguslawski, Generallieutenant z. D. (Verlag von Schall & Grund, Berlin.)

Der berühmte Verfasser hat hier mit großer Gelehrsamkeit Beiträge zur historischen Entwicklung des Duellbegriffs gegeben, natürlich um das Duell zu rechtfertigen. Wir haben seiner Zeit schon unsern eigenen Standpunkt zu dieser Frage betont, nämlich daß freilich das Duell von einem waffentragenden Offizierkorps untrennbar sei. Was aber für Offiziere paßt, trifft noch nicht fürs bürgerliche Leben zu. Ohne Zweifel ist ja richtig, daß es gegen bösartige Preßbengelei gerichtliche Remedur nicht giebt — offenbar spielt Boguslawski hierbei auf den Fall Kirchhof an — und jede Entstellung so straflos bleibt. Auch gebe ich zu, daß es Ehrenkränkungen geben könnte, gegen welche das natürliche Reagierungsgefühl blutige Sühne heischt; hier kann es sich aber nur um Thaten handeln und zwar um besondere, die sich fast immer nur um Verteidigung der Ehre und Rechte weiblicher Angehörigen drehen. Allein, mit dem Begriff der „Ehre“ wird doch meist nur ein Spiel getrieben. Wenn man einen Heuchler entlarvt oder einen Schuft einen Schuft nennt, so fühlt sich der in seiner „Ehre“ gekränkt. Um solchen Widersinn zu vermeiden, sind Ehrengerichte das einzige Mittel. Denn vor einem solchen ist unmöglich, wie vor dem formalen

Gericht, daß der angeblich Beleidigte immer Recht behält. Ein ehrliches Ehrengericht würde vielmehr entscheiden: X ist durch sein eigenes Betragen unsatisfaktionsfähig und hat auch keinen Anspruch auf gerichtliche Sühne. Denn die gegen ihn erhobenen Beleidigungen beruhen auf Wahrheit. Ein Offiziersehrengericht würde also ohne Duell den schuldigen Beleidigten oder Beleidiger zu verwarnen oder zu entfernen wissen.

Karl Bleibtreu.

Notizen.

Im 4. Hefte der „akademischen Rundschau", einem Blatte, „das allen Richtungen offen steht," urteilt ein Herr Dr. Barth die moderne Litteratur mit folgenden vernichtenden Sätzen ab:

„Die moderne und modernste Dichtung, die der Jungdeutschen, ist überhaupt keine Kunst. Der extreme Naturalismus oder Verismus verwechselt die Aufgaben der Kunst mit denen der Wissenschaft. Die reine nackte Wirklichkeit darzustellen, ist der letzteren Sache. Der Künstler muß die Wirklichkeit darstellen unter einem gewissen Gesichtspunkte, er will zum Gefühl sprechen, darum muß er Werturteile fällen oder wenigstens dem Betrachter suggerieren."

Es gehört der Mut einer großen Unkenntnis dazu, dies im Jahre 1896 noch zu behaupten. Der Ausdruck „Jungdeutsche" und der extreme Naturalismus als „modernste" Dichtung kennzeichnen schon zur Genüge das litterarische Nicht-Wissen des Herrn, der sich hier zum Kunstrichter aufwirft; auf seinen philosophischen Standpunkt wirft die alte Anschauung von dem moralischen Werte der Kunst wie die Phrase, daß „die Stümpereien der jüngsten Schule die Bankerotterklärung der individualistischen Weltanschauung" seien, ebenfalls kein besseres Licht. 100—

Die ethischen Gesellschaften Deutschlands, Österreichs und der Schweiz veranstalten in Verbindung mit einer internationalen Zusammenkunft in Zürich eine Reihe ethischer und sozialwissenschaftlicher Vortragskurse vom 25. August bis 5. September 1896. Das Programm dieser Kurse, welche das Interesse weitester Kreise finden dürften, ist folgendermaßen festgesetzt: Es liest Professor Harald Höffding aus Kopenhagen über „Ethische Prinzipienlehre"; Professor Staudinger-Worms über „Beiträge zur Sozial-Pädagogik"; Privatdocent Dr. Emil Reich-Wien über „Volkstümliche Universitätsbewegung"; Oberstlieutenant a. D. M. von Egidy-Berlin über „Erziehung"; Professor Wilhelm Förster-Berlin über „Naturwissenschaft und Lebensführung"; Dr. Penzig-Berlin über „Die ersten Moral-Unterweisungen der Kinder"; Dr. R. Saltschik-Zürich über „Reform der Methoden des höheren Unterrichtes"; Professor Ferdinand Tönnies-Kiel „Die Grundthatsachen des sozialen Lebens"; Professor Werner Sombart-Breslau „Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert"; Privatdozent Dr. J. Jastrow-Berlin „Die Sozialpolitik in der Verwaltung von Staat und Gemeinde"; Landrat Stefan Gschwind-Baselland über „Genossenschaftswesen"; Gustav Maier-Zürich über „Die soziale Entwicklung in Geld- und Creditwesen, Handel, Industrie und Haushalt."

Nähere Auskunft erteilen: Professor Wilhelm Förster, Enckeplatz 3a, Berlin S. W., Dr. Arthur Pfungst, Gärtnerweg 2, Frankfurt a. M. X.

Bibliographie.

Vom 15. Juni bis zum 15. Juli sind folgende Schriften bei der Redaktion eingegangen:

Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem: Aus der Rumpelkammer der Weltgeschichte. Skizzen und Studien. — 8.—10. Tausend. — Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall & Grund. — Preis Mk. 4.—.

Ästhetisch-politische Briefe von einem Ästhetiker. — Leipzig, Verlag von Reinhold Werther, 1896. — Preis Mk. 2.—.

Juhani Aho: Ellis Ehe. Roman. Ins Deutsche übertragen von Ernst Brausewetter. — Berlin, Schuster & Loeffler, 1896.

Gräfin Anna Amadei: Gedichte. — K. u. k. Hofbuchhandlung Wilhelm Frick, Wien I. Graben 27. — Preis Mk. 3.60.

Armands Ausgewählte Romane: Der Krösus von Philadelphia. — Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — Preis 40 Pf. pro Lieferung. — Lieferung 23 u. 24.

Armands Ausgewählte Romane: An der Indianergrenze oder treuer Liebe Lohn. — Lieferung 1—13. — Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — Preis pro Lieferung 40 Pf.

Armands Ausgewählte Romane: Die alte spanische Urkunde. — Lieferung 14—18. — Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — Preis pro Lieferung 40 Pf.

Sophus Bauditz: Aus dem Forsthause. Novellencyklus. Deutsch von Therese Lorck. Autorisierte Ausgabe. — Leipzig, Verlag von F. A. Berger, 1896. — Preis Mk. 2.50.

Paul Leroy-Beaulieu, Mitglied des „Institut de France“ und Professor der Nationalökonomie am „Collège de France“: Grundriß der Nationalökonomie. Bearbeitet von Edwin Ramsperger, Rechtsanwalt in Frauenfeld (Schweiz). — Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag, 1896. — Preis Mk. 3.—.

Karl Bienenstein: Feindschaften. Lebensbilder aus den österreichischen Voralpen. — Zürich und Leipzig, Verlag von Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz, 1896. — Preis Mk. 1.60.

A. v. Boguslawski, Generallieutenant z. D.: Die Ehre und das Duell. — Berlin, Schall & Grund, Verein der Bücherfreunde, 1896. — Preis Mk. 2.—.

E. v. Brewitz: Vergiftete Pfeile. Roman. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896. — Preis Mk. 4.—.

Caliban: Herunter mit der Maske! Flora Gaß, ein Gretchen fin de siècle in ihrer eigenen Beleuchtung. Eine notwendige Antwort auf ihre überflüssige Verteidigung in Sachen von Hammerstein. — Leipzig, Rich. Kahles Verlag, Inhaber: Herm. Oesterwitz, Königl. Hofbuchhändler. — Preis 40 Pf.

Le Centaure. Recueil trimestriel de littérature et d'art. Premier volume. Rédigé par MM. Henry Albert, André Gide, A. Ferdinand Herold, André Lebey, Pierre Louys, Henry de Regnier, Jean de Tinan, P. V. — Avec la collaboration artistique pour ce volume, de MM. L. Anquetin, Jacques Emile Blanche, A. Charpentier, Charles Conder, Maurice Delcourt, Maxime Dethomas, Fantin-Latour, Charles Léandre, Gustave Leheutre, Felicien Rops. — Paris, 9, Rue des Beaux-Arts 9, MDCCCXCVI.

Houston Stewart Chamberlain: Die ersten zwanzig Jahre der Bayreuther Bühnenfestspiele 1876—1896. — Bayreuth, 1896, Niehrenheim & Bayerlein, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung. — Preis Mk. 1.—.

Prof. William Kingdon Clifford, F. R. S. etc.: Über die Ziele und Werkzeuge des wissenschaftlichen Denkens. Ein Vortrag, gehalten in einer Sitzung der British Association. Deutsche autorisierte Ausgabe von Georg Schmidt, königl. preuß. Premierlieutenant i. R. und Dr. Ludwig Silberstein, Assistenten am Physikal. Institut der k. k. Technischen Hochschule in Lemberg. — München 1896. Druck von B. Heller, München. Verlag Speyer & Peters, Buchhandlung für Universitätswissenschaften, Berlin N. W., Unter den Linden 43.

L. Dougall: Der Zeitgeist. Autorisierte Übersetzung nach der 2. Auflage des englischen Originals. — Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1896. — Preis Mk. 2.—.

Hermann Dupont: Enterbte des Glücks. Berliner Roman. 1. Auflage. — Berlin 1896. Verlag von Max Rockenstein S. W., Hallesche Straße 4. — Preis Mk. 2.50.

George Egerton: Grundtöne „Keynotes“. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Adelbert von Hagen. Mit dem Porträt der Verfasserin. — 1896. Zürich, Erfurt, Leipzig. Verlag von Eduard Moos. — Preis Mk. 2.—.

Enthüllungen aus dem Leben eines ehemaligen Geistlichen: Er ist verrückt. Acht Wochen im Irrenhause. — Zürich und Leipzig, Verlag von Th. Schröter, 1896. — Preis 70 Pf.

Edna Fern: Wohlthätigkeit von Staats wegen. Ein Vortrag. — St. Louis, Mo., 1896. — Pohle & Graeff, 816, North 15 th. St.

Heinrich T. Finck: Wagner und seine Werke. Die Geschichte seines Lebens mit kritischen Erläuterungen. — Deutsch von Georg von Skal. Mit einem Porträt von Richard Wagner. Band I u. II. Breslau, Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender, 1896. — Leipzig, E. F. Steinacker. New-York, Gustav E. Stechert.

Gustav Gerok: Frauenabende. —

Sechs Vorträge zur Frauenfrage. — Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe, 1896. — Preis Mk. 2.—.

Dr. C. Gerhardt, Professor und Geh. Med.-Rath in Berlin: Edward Jenner und die Kuhpockenimpfung. Festrede, am 15. Mai 1896 gehalten. — Berlin, Schall & Grund, Verein der Bücherfreunde. — Zum Besten der Volksheilstätte für Lungenkranke am Grabowsee gedruckt.

Lily von Gizycki: Die neue Frau in der Dichtung. — Verlag von J. H. W. Dietz in Stuttgart. — Preis Mk. 1.—.

Maria Carlita Gleye: Lieder einer Livländerin. — Zürich und Leipzig, Verlag von Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz. — Preis Mk. 2.40.

Georg von Görne: Die preußisch-deutsche Frage. — Halle a. S., Verlag von W. Kutschbach, 1896.

Dr. Rudolf Götze, Spezialarzt für Nerven und psychisch Kranke in Leipzig: Pathologie und Irren-Recht. — Leipzig, Druck und Verlag von Oswald Mutze, 1896. — Preis Mk. 3.—.

B. J. Große: Aus dem Tagebuch meiner Gedanken. Von einem Arzt. Eigentum des Verfassers. — Straßburg i/E., Verlag von Bouillon & Bussenius, 1896. — Preis Mk. 3.—.

Dr. Adalbert von Hanstein: Frauenmoral und Herrenhalbheit. Fragen des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von Karl Schneidt und Dr. jur. Richard Wrede. — Heft 6. — Offenes Schreiben an Dr. Käthe Schirmacher, Verfasserin der Schrift: „Herrenmoral und Frauenhalbheit", 4. Tausend. — Berlin S. W. 46., 1896. — Kritik-Verlag (G. m. b. H.). — Preis Mk. 0.50.

Dr. med. Franz Hartmann: Lebendig begraben. Eine Untersuchung der Natur und Ursachen des Scheintodes und der Mittel zur Verhütung des Lebendigbegrabenwerdens. Den Freunden der Feuerbestattung gewidmet. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, K. R. Hofbuchhändler.

Dr. jur. Nicolaus Hatzipetros: Begriff der unzüchtigen Schrift und ihrer Verbreitung (St. G. B. § 184). — Berlin W. 8., Mohrenstraße 6. Hermann Bahrs Buchhandlung (K. Hoffmann), 1896. — Preis Mk. 1.20.

C. Hauch: Wilhelm Zabern. Ein Roman aus der Zeit Christians des Zweiten. Aus dem Dänischen von Johann Claußen. — Leipzig, Verlag von Reinhold Werther, 1896. — Preis Mk. 5.—.

Hugo Hecht: Gedichte. — Oranienburg, Ed. Freyhoffs Verlag, 1896.

Hermann Heiberg: Fluch der Schönheit. — Roman. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896. Preis Mk. 5.—.

Dr. Philipp Huppert: Der Lebensversicherungsvertrag. Falsche Angaben und Verschweigungen beim Abschlusse desselben. Volkswirtschaftliche und moraltheologische Untersuchungen. — Mainz, Verlag von Franz Kirchheim, 1896. — Preis Mk. 3.—.

Karl Immermann. Eine Gedächtnisschrift zum 100. Geburtstage des Dichters. Mit Beiträgen von R. Fellner, J. Geffcken, O. H. Geffken, R. M. Meyer und Fr. Schultetz. Mit einem Porträt Immermanns in Photogravure und einer Lichtdrucktafel. — Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß, 1896. — Preis Mk. 6.—.

Carl Klings: Bunte Reihe. Gedichte. — Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1896.

A. Kosa: Der Minnesinger. Trauerspiel in fünf Akten. — München, Verlag von Ph. L. Jung. — Preis Mk. 1.80.

Max Kretzer: Die Blinde. Maler Ulrich. Novellen. Zweite Auflage. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag, 1897. — Preis Mk. 1.50.

Taras Kunowski: Die Madonna von Swidlowiee. Collection Victoria regia. Bilder und Skizzen. — Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge (H. Ronge). — Preis Mk. 1.—.

H. Kuno: Frische Naturen. Drei Novellen für den Familientisch. — Brieg, Verlag von Adolf Bänder, 1896.

Franz Kurz-Elsheim: Fin de siècle. Verse und Reimereien. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1896. — Preis Mk. 1.—.

Philipp Langmann: Ein junger Mann von 1895 und andere Novellen. — Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto. — Preis Mk. 2.—.

Frau Lippmann: Die Frau im Kommunaldienst. Vortrag auf dem 7. Evangelisch-sozialen Kongreß in Stuttgart am 29. Mai 1896 gehalten. — Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1896. — Preis 60 Pf.

Isa von der Lütt: Frauenrechte, Frauenpflichten. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896. — Preis 60 Pf.

Richard von Meerheimb: Eine

Nacht auf dem Parkett. Epos aus der Salonwelt. Mitte des XIX. Jahrhunderts. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 5.—.

Dr. phil. Julius Milthaler, Assistent am physikalischen Institut der Universität Königsberg i. Pr.: Das Rätsel des Schönen. Eine Studie über die Prinzipien der Ästhetik. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 3.—.

Morgengrauen. — Zürich u. Leipzig, Verlag von „Sterns Litterar. Bulletin der Schweiz". — Preis Mk. 2.20.

Muret encyklopädisches Wörterbuch der Englischen und Deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. — Berlin, Verlag Langenscheidtsche Buchhandlung (Prof. G. Langenscheidt). — Preis Mk. 1.50.

Richard Muther: Die Muther-Hetze. Ein Beitrag zur Psychologie des Neides und der Verleumdung. Zweite Auflage. — München u. Leipzig, G. Hirths Verlag, 1896. — Preis 50 Pf.

Otfrid Mylius: Bienemanns Erben oder Das geraubte Testament. Roman. Heft 1—14. — Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — Preis pro Heft 10 Pf.

Otfrid Mylius: Bienemanns Erben oder: Das geraubte Testament. Roman. Heft 19 u. 20. — Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — Preis pro Heft 10 Pf.

Carl Neumann: Der Kampf um die Neue Kunst. — Berlin 1896. Verlag von Hermann Walther. — Preis Mk. 5.—.

K. E. Nicolai: Opfer. Roman. — Leipzig, Verlag von Rob. Friese, Sep.-Konto. 1896. — Preis Mk. 4.50.

Henry Normann: Im Zwielicht (The Witching Time). Geheimnisvolle Geschichten. Aus dem Englischen übersetzt von M. v. Ferentheil-Gruppenberg. — Frankfurt a. Oder. Druck und Verlag von Hugo Andreas & Co. — Preis Mk. 2.—.

Die geheime Offenbarung Johannis. 15 Volksbilder nach den Handzeichnungen Albrecht Dürers und gleichzeitigem Text nach der Straßburger Ausgabe von Martin Graeff, 1502. Mit einem Vorwort und begleitender Auslegung von Prof. Dr. J. B. Sepp. Reproduktionen der Bilder und des Urtextes durch die Graphische Kunstanstalt von J. Hamböck & Cie. in München. — München, Emil Franke, Verlag. — Preis Mk. 6.—.

Erich Paetel: Ein Recht auf Liebe. Geschichte einer Seele. Illustriert von H. Susemihl. — Berlin W. 9, Julius Münichs Verlag (G. Meves). — Preis Mk. 1.20.

J. E. Poritzky: Abseits vom Leben. Skizzen aus der Anatomie. — Berlin, 1896. Verlag von R. Boll.

Erich Richter: Der Mönch von Ballenstedt. Erzählung aus dem 12. Jahrhundert. — Dessau und Leipzig, Rich. Kahle's Verlag. Inhaber: Hermann Oesterwitz, kgl. Hofbuchhändler. — Preis Mk. 1.50.

Leon Ritter: Tabubu. Collection Victoria regia. Altägyptischer Originalroman in deutscher Bearbeitung. — Großenhain und Leipzig, Verlag von Baumert & Ronge (H. Ronge). — Preis Mk. 1.—.

Dr. Fr. Rubinstein: Hamlet als Neurastheniker — Leipzig, 1896. Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung (früher Fr. Maukes Verlag).

Sklaven der Liebe. Entwickelungsgeschichte eines Mannes unserer Zeit. Eine Dichtung in Prosa von einem Manne. Mit einem musikalischen Vorspiel. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag, 1895.

☞ Wir bitten, **sämtliche Manuskript-, Bücher-** zc. **Sendungen** ausschließlich an

Hans Merian, Verlag der „Gesellschaft",

in **Leipzig**

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft".

Verantwortliche Leitung und Verlag von Hans Merian in Leipzig.
Druck von Carl Otto in Meerane i. S.





Relativ.

Von Moritz Adler.

(Wien.)

„Tugend verwandelt sich in Laster, falsch geübt.“
Pater Lorenzo
in Shakespeare's Romeo and Julie.

„Unrat — ist etwas gar Wertvolles — am unrechten Orte.“
Lord Palmerston (Parlamentsrede).

„Das ist relativ“ ist gewiß eine der von jedermann meist angewendeten und meist gehörten Redensarten, und es ist auch gewiß, daß es keine giebt, die berechtigter und überall verwendbarer wäre. Denn wo wollen wir armen selbst relativen Menschlein, oder auch relativen Bestien (species homo sapiens — letzteres relativ, recht relativ) eine unumstößlichere Grundwahrheit aufstöbern, als daß alles, aber auch alles, ohne Ausnahme und ohne Pardon, relativ, ganz miserabel relativ ist? Man wird mir vielleicht die sogenannten ewigen Wahrheiten der Moral wie eine Ägis entgegenhalten wollen, z. B.: „Du sollst nicht lügen“. Das wäre absolut wahr für eine Welt der Wahrheit, und kann natürlich nur relativ wahr sein für die Welt der Lüge, des Scheins, in welcher wir unser Strafpensum für die uralte Erbsünde des Geborenwerdens abzuhaspeln verurteilt sind. Es liegt auf der Hand, daß dem Lügner, dem Täuscher, dem Betrüger nicht in der vollhaltigen Münze der Wahrheit, sondern in ihrer eigenen heimgezahlt werden muß, wenn sie nicht zum ausschließlichen Herrenrecht über die braven Wahrheitsfreunde hier unterm wandelnden Mond gelangen sollen. Soll etwa damit die Lüge entschuldigt, und dem, was man Jesuitenmoral nennt, was in Wahrheit nur unsaubere Probabilismus-Theorien à la Busembaum sind, das Wort geredet werden? Keineswegs! Die Lüge

ist — wohlverstanden, im abstrakten Sinne — ganz absolut — ein Laster, ist fluchwürdig. Aber „Du sollst nicht lügen“ ist eine relative Wahrheit. Das Evangelium selbst sanktioniert diese Relativität, verlangt Taubeneinfalt mit Schlangenklugheit kombiniert, eine höchst relative simplicitas. „Du sollst nicht morden!“ Eine Grund- und Hauptwahrheit. Allein ganz abgesehen von der großen, das Gesetz durchlöchernden Ausnahme zu Gunsten des höchsten, Staatsrecht getauften, Staatsunrechts, des Kriegsmassenmords, leuchtet die Unentbehrlichkeit der gerechten Notwehr für den Angegriffenen, ja sogar die Berechtigung, ein fremdes Leben zu opfern, um das eigene zu retten, für den Fall ungerechter Bedrohung, ein. Dem sich heranschleichenden Heuchler zuvorzukommen, kann nicht unerlaubt sein. Der Mord in abstracto ist also ärgste Todsünde, das Morden in praxi relativ erlaubt.

Wie wandelbar die praktischen Moralbegriffe nach Chronologie und geographischem Längen- und Breitengrad sind, ist bekannt. Für das Erstere soll nur an die Staatsvergötterung der antiken Welt, nebst dem dazu gehörigen Begriff des antiken Patriotismus Plutarch'scher Helden und an die Staatsentgötterung durchs Christentum erinnert werden. Bezüglich der von der mathematischen Geographie beeinflußten Moralpraxis bin ich jedoch in der Lage, dem Leser einen ganz aparten Bissen aufzutischen.

Lafcadio Hearn ist nach der dem „New-York Herald“ entnommenen Schilderung der „Revue des deux mondes“ einer der genialsten Publizisten der Vereinigten Staaten. Um den japanischen Volksgenius, der jetzt seit der Niederwerfung Chinas das allgemeine Interesse in so hohem Grade fesselt, aufs allergründlichste zu studieren, ging er nach langjährigen Vorarbeiten nach Oki, einer vom Littoral sehr entlegenen Provinz Japans, wo er die vom Fremdenverkehr noch unberührte Volkheit anzutreffen, nach seinem Ausdruck „den Geruch des englischen Beefsteaks“, der ihn überall verfolgte, loszuwerden hoffen durfte. Er kleidete sich als Japaner, wurde für fünf Jahre Lehrer des Japanischen für japanische Schulkinder und heiratete eine Japanerin, die ihm einen Sohn schenkte, den er als Japaner auferzog. Die Frucht seiner Studien wurde das zweibändige Werk „Glimpses of imfamiliar Japan“ (Blicke in das unbekannte Japan), London, in welchem er sich unter anderem besonders eingehend mit dem „Stoizismus“ und dem „ewigen Lächeln“ als Ausdruck dieses Stoizismus der Japaner beschäftigt.

Hearn erzählt nun einen ganz merkwürdigen Vorfall, der für die Relativität des Ehrgefühls und des moralischen Handelns auf dem Boden verschiedener Civilisationen äußerst belehrend ist.

M. T***, ein englischer Kaufmann zu Yokohama, hatte seit geraumer Zeit einen Samuraï, d. i. einen verabschiedeten japanischen Offizier der

Feudalarmee in seinen Diensten, der als Abzeichen seines Berufes und seines militärischen Grades stolz zwei gekreuzte Schwerter im Gürtel trug. Der Samuraï, ein Mann von stets gleichmäßigem Temperament und erprobter Rechtschaffenheit, versah seine Obliegenheiten in der musterhaftesten Weise. Sein Herr gewöhnte sich mit der Zeit an die übertriebenen Höflichkeitsbezeugungen, Kniebeugungen u. dergl. seines Faktotums, kurz an alle seine landesüblichen Sonderbarkeiten, bis auf das stereotype Lächeln, welches ihm völlig unerträglich blieb. Eines Tages sprach ihn der Samuraï um ein Gelddarlehen an, welches der Engländer gegen Verpfändung des einen der beiden äußerst wertvollen Schwerter bewilligte, und welches der Samuraï unter Auslösung seines Schwertes nach drei Wochen pünktlich zurückerstattete.

Nach einiger Zeit bekam der Engländer mit dem Samuraï aus geringfügigem Anlaß einen Streit, beleidigte ihn gröblich und hieß ihn sein Haus verlassen. Der Japaner verneigte sich respektvoll und mit seinem gewohnten Lächeln auf den Lippen. Über dieses Lächeln, das ihn seit jeher empört hatte, ergrimmt, führte der Engländer einen Schlag ins Gesicht des Samuraï. — — —

Man frage sich nun, wie ein christlicher Europäer, insbesondere ein Offizier in der Lage des armen Samuraï gehandelt hätte.

Wäre er, was natürlich höchst unwahrscheinlich, ein unverbrüchlicher Anhänger der reinen Christuslehre, ein Asket gewesen, er hätte dem Engländer die noch unberührte Wange zum zweiten Schlage dargeboten. Das that der Japaner nun nicht.

Ein anderer hätte sich vielleicht beschämt davon geschlichen. — Ein dritter hätte auf der Stelle mit einem der beiden Schwerter sich an dem rohen Herrn blutig gerächt. — Ein vierter, besonders wenn Offizier, hätte den Engländer zum Duell gefordert, um mit dessen Blute seine Schmach abzuwaschen. — Ein fünfter hätte dem Engländer meuchlerisch aufgelauert.

Wie handelte nun unser Samuraï?

Kaum hatte dieser den Schlag empfangen, so pfiff auch schon das eine der beiden Schwerter über dem Haupte des sich verloren gebenden Kaufmanns, der die unerhörte Gewandtheit eines Samuraï in der Enthauptungsmanipulation auf einen Streich gar wohl kannte. Er kam jedoch mit dem Schrecken davon. Zu seiner namenlosen Überraschung steckte der Japaner das Schwert in die Scheide und zog sich sodann schweigend und geheimnisvoll lächelnd zurück.

Nach dem Abgang des Samuraï ging der Engländer, der den Tod aus solcher Nähe gesehen hatte, in sich, wollte seinen Fehler gut machen und sich entschuldigen. Im selben Augenblicke aber erfuhr er bereits, daß

der Samuraï sich den Bauch aufgeschnitten und ihm einen Brief geschrieben habe. In dem Briefe erklärte der Samuraï, daß er die ihn in seinen eigenen Augen entehrende Schmach nicht überleben könne. Einen Augenblick habe ihn die Versuchung überkommen, seinen Beschimpfer zu töten. Die Erinnerung an das Darlehen habe seinen Arm zurückgehalten. Die Ehre verbot ihm, sich dieser verpfändet gewesenen Waffe gegen seinen Wohlthäter zu bedienen, und deshalb müsse er sie gegen sich selbst wenden. Wie gefällt dem Leser dieses Pröbchen japanesischer Moral und Ritterlichkeit?

„Macht geht vor Recht“ ist so ziemlich in der ganzen Welt seit Bismarcks Philippiken und Moltkes Siegen als absolute Wahrheit accreditiert. Li-Hung-Tschang von chinesischer und Yamagata von japanischer Seite verrichteten soeben ihre Proskynese vor dem deutschen Kaiser, dem Kriegsherrn der „ersten Armee der Welt“. Alle Staaten der Welt rüsten ohne Rast, als gäbe es keinen andern Verlaß als auf die magischen vier Worte. Und doch muß „Macht geht vor Recht“ offenbar nur relativ wahr sein. Wie könnte es denn sonst in Europa hundert kostspielige Rechtsfakultäten geben, samt und sonders zu dem einzigen Zwecke, recht vernehmlich in die Welt hinaus zu dozieren, daß „Recht trotz alle- und alledem vor Macht gehe“? Aber „Wissenschaft ist Macht“, das muß doch endlich absolut wahr sein? Man gestatte dagegen nur eine Frage aus der politischen Gegenwart, und eine Fragenreihe aus der Weltgeschichte. Welches ist in unseren Tagen ohne Widerspruchsmöglichkeit die erste, vor den Augen aller meistumworbene Macht der Welt, die Weltmacht κατ᾽ ἐξοχήν? Ist's Deutschland, der Staat der Intelligenz, der Staat jener Nation, von der eine Staël schreibt: „Les Allemands sont les mineurs de la pensée! Ils exploitent en silence les richesses intellectuelles du genre humain“? Oder ist's nicht vielmehr Rußland, an Frankreich, England, Deutschland, Holland, Skandinavien, der Schweiz gemessen, der Staat der Barbarei? Sollte es vielleicht richtig lauten „Barbarei ist Macht“ statt „Wissenschaft ist Macht“? Barbarei ist Vorbedingung der Autokratie, also der rücksichtslosen Energie und Konzentration. Barbarei ist Geringschätzung des Menschenlebens, also erste Vorbedingung des Erfolgs. Barbarei ist Fanatismus, Fatalismus, wahre Großmächte der Leidenschaftsentflammung, die, wenn man ihnen noch dazu allermodernste Kugelspritzen in die Faust giebt, einer Armee von Schulmeistern, Doktoren und Professoren zu schaffen geben müssen. Wieviele Kirgisen oder Kalmücken, in deren Völkerschwärme die Sense der Vernichtung nur so hineinmähen darf, ohne daß deren Leben oder Sterben einen Anwalt findet, gehören dazu, um den einen pommerschen Musketier aufzuwiegen, dessen Knochen Bismarck mit so zärtlicher

Sorgfalt vor jeder Ballangefahr zu schützen wußte? Wer hat den inkarnierten Genius des Krieges, den kühlsten Rechner, den unfehlbarsten aller Sieger besiegt, seine Laufbahn zerstört? Deutschland, die halbe Welt, lag zu den Füßen Napoleons I., Wissenschaft, Kunst und Bildung huldigten ihm in der erhabenen Persönlichkeit eines Goethe. Aber seine Sieger wurden ein barbarischer Winter und winterliche Barbaren.

Wer eroberte das civilisierte medische Reich? Das rohere Persien? Und wer das civilisierte Persien? Rohe macedonische Bergvölker. Rom machte aus dem hochcivilisierten Griechenlande eine Provinz, und als es sich durch hellenische Pädagogik verfeinert und überfeinert hatte, da erlag es, Westrom früher, Ostrom später, dem Ansturm gallischer, germanischer, kaukasischer, slavischer und finno-türkischer Barbaren. Das römische kultivierte Spanien wurde eine Beute roher Goten und Vandalen. Als sich diese im Lauf dreier Jahrhunderte civilisiert hatten, da machte, seit dem Arabersieg über die Christen von Xeres de la Frontera, fast ohne Schwertstreich die in der Vollkraft der Jugend einhersausende Barbarei des Islam der gotischen Herrlichkeit ein Ende. Und wieder sind einige Jahrhunderte blühender mauro-arabischer Civilisation ins Land gegangen, da erschlafft der Islam, die Christen siegen bei dem nämlichen Xeres de la Frontera, und mit gotisch-fränkischen Elementen vermischte romanische Christen zünden allüberall die schmachbeladenen Scheiterhaufen der Inquisition an. — In China gaben die barbarischen Mandschu durch ihren letzten Einfall im 17. Jahrhundert dem in seiner Art hochcivilisierten Reich seine noch jetzt herrschende Dynastie und Hofsprache. Sie selbst sind aber völlig der chinesischen Civilisation erlegen. —

Und die gegenwärtige Weltperspektive! Kann man sich ein respektvolleres Kompliment für die Macht der Barbarei ersinnen, als das bekannte vom Maler Knackfus komponierte Bild mit dem pathetischen Aufruf „Völker Europas wahrt Eure heiligsten Güter"? Gegen wen anders als gegen Barbarei, gegen Mongolentum? Daß Rußland, das bereits jetzt halbasiatische Rußland, der Erbe Tschingis-Khan's und Tamerlan's, der Prätendent auf China und Weltherrschaft, das auf dem Bilde des Professors Knackfus zu Europa gezählt wird, ist die reine captatio benevolentiae, die den Bock um jeden Preis zum Gärtner machen will, oder auch die reine Vogel-Strauß-Politik, die für den weiterschauenden Geist den ehernen Gang der Weltgeschicke nicht um einen Tag aufhalten wird. Aber selbstverständlich, daß die Barbarei und Mongolei erst orthodox christlich und modern militärisch uniformiert werden, bevor sie der Civilisation Westeuropas ihren Schuldschein präsentieren. Und da gestattet Preußen dem Oberst Liebert auf Li-Hung-Tschangs Wunsch noch, die zukünftigen Russo-Chinesen zu

würdigen Zukunftsgegnern heranzudrillen! Sollen ja doch auch die Italiener bei Adua aus Kanonen beschossen worden sein, die man früher dem Barbaren Menelik zum Geschenk gemacht hatte.

Ewig und immer derselbe Kreislauf, Barbarei, die sich civilisiert hat, da heißt es „Wissenschaft ist Macht", und Civilisation, die von der Barbarei niedergeworfen wird, „Barbarei ist Macht". Civilisation macht das Leben lebenswert, schätzenswert, schutzeswert. Daher Lebenslust, Todesscheu und Schutzwehren für das Leben, d. h. konstitutionelle Garantien. Barbarei bewirkt vivendi perdere causas, Lebensunlust, Todesverachtung, Schutzlosigkeit des Lebens, d. h. Despotismus, der für seine augenblicklichen Ziele ungezählte Tausende von Leben, ledig jeder Rechenschaft, opfern darf. — Und so ist „Wissenschaft ist Macht" eine der allerrelativsten Wahrheiten. —

Dem von mir Ausgeführten knüpfen sich gewiß im Bewußtsein eines jeden Lesers hunderte von Erfahrungen und Erinnerungen an, um jeden Zweifel an der Relativität und Bedingtheit auch der allerbest fundierten Wahrheiten siegreich niederzukämpfen; und in der That werden wir auch finden, daß der einzelne im allgemeinen je nach dem Grade seiner Intelligenz sich von dieser Relativitätsüberzeugung ganz und gar durchdringen läßt, und daß seine Charakterbildung, besonders aber seine praktische Lebensführung völlig und durchaus von ihr beeinflußt werden.

So wie der einzelne aber in den umfassenden Sphären des Staats, der Gesellschaft, der beratenden Körperschaften und der großen die Menschheit umspannenden Institutionen zu wirken berufen wird, da sehen wir mit Schmerz, mit Empörung eine nur dem tiefsten Nachdenken halbwegs erklärliche Wandlung vor sich gehen. Der A., ein wackerer Spießbürger, den wir durch produktive Arbeit und pennyweises Sparen zum zehnfachen Millionär haben aufrücken sehen, verwandelt sich auf dem Fauteuil in der Kammer oder am grünbedeckten Ratstisch in einen poundfoolish zu unproduktiven oder besser destruktiven Zwecken mit Millionen um sich werfenden Verschwender, der nicht allein sich selbst, sondern auch jene, die ihr Vertrauen auf ihn gesetzt haben, schwer schädigt. — Der B., ein guter, lammfrommer Mensch, der auf seinem Spaziergange einen Umweg nicht scheut, um ein über den Weg kriechendes Käferchen nicht zu zertreten, votiert le coeur léger à la Ollivier für einen albernen, mit verbrauchten Phrasen aufgeputzten Krieg, der hunderttausende von Menschenleben zerstören und das gute Einvernehmen von fünfzig zu fünfzig Millionen Menschen für ein oder mehrere Jahrhunderte vergiften wird. Ein Lehrer des Rechts, der Ethik, in seinem Privatleben ein unsträflicher Mann von strengster Sittlichkeit, wirkt mit an dem Zustandekommen von Finanzgesetzen, die sich unausweichlich als Fußangeln für die wahrheitsliebende Gesinnung und als

Brutstätten der niedrigsten Angeberei und des Klassenhasses entpuppen müssen und werden. Ein Menschenfreund, ein großer, edler Arzt wie Billroth, an den der Verfasser dieses Aufsatzes im Jahre 1892 ein offenes Sendschreiben richtete, verlangt mitten im tiefsten Frieden, freilich recte Scheinfrieden, in der Delegation vom Kriegsminister stärkere Sanitätsvorkehrungen für die möglicherweise bevorstehenden Massenkriege der Zukunft, und denkt nicht daran, daß er diese Kriege, anstatt, so lange Zeit, mit all seiner großen Autorität gegen sie zu protestieren, im voraus sanktioniert; daß er den allgemeinen Rüstungswahnsinn nur auch auf die Sanitätsrüstung überträgt, und gerade so gut den Paroxysmus steigern hilft, als derjenige, der immerfort nach neuen und neuartigen Kanonen und Panzerschiffen ruft, weil er z. B. etwa Hochöfen, Kanonenfabriken und Werften besitzt und bei der Vergeudung des Wohlstandes der Völker sich ins Fäustchen zu lachen in der Lage ist.

Gerade der Fall Billroth ist ein für unser Thema ganz außerordentlich belehrender. An unedle Motive wie Ordens- oder Titelsucht zu denken, ist bei Billroth vollkommen ausgeschlossen. Weit hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was — nicht alle — aber so viele bändigt — das Gemeine. Was ihn blendete und verblendete, war gerade sein Idealismus, was ihn irre führte, war der Mangel an Relativitätsbewußtsein, sobald er sich im Geiste großen Aufgaben seines humanen Berufes im Dienste einer unglücklicherweise noch bestehenden Weltinstitution, des Militarismus und des Krieges, gegenüber gestellt dachte. Er hatte in großen Schlachten als dirigierender Generalarzt das Ungenügende der bisherigen Sanitätsvorkehrungen kennen gelernt, er sah später im sogenannten Frieden das maßlose allgemeine Rüsten, das Fungieren der allgemeinen oder Milizwehrpflicht, mit der wir es so herrlich weit gebracht haben, daß ganz zwecklos jetzt zehn gegen zehn Mann kämpfen, wo ehedem einer gegen einen stand. Er sah Massenschlachten der Zukunft an seinem geistigen Blick vorüber ziehen, denen gegenüber all das, was er mit leiblichem Auge gesehen, mit kunstgeübter Hand gelindert hatte, unschuldiges Kinderspiel war. Nun war's mit aller Objektivität, mit der kühlen Abwägung der so wichtigen Relativitätsfrage vorbei. Der Zukunftsjammer der dereinst zu Verwundenden, zu Tötenden schien nach seiner rettenden Hand zu rufen, das Zukunftsmassenelend, das war der Feind, gegen den vor allem gerüstet werden mußte, und da forderte er verstärkte Sanitätsmannschaften und kriegschirurgische Akademien, d. h. er that genau das Gegenteil von dem, was er gethan hätte, wäre ihm ganz Analoges in seiner ärztlichen Privatpraxis begegnet.

Denken wir uns, ein Millionär hätte vor Billroth ein Paket von

hundert Stück Tausend-Gulden-Noten hingelegt, als Honorar für die zukünftige Inanspruchnahme seiner Kunst. Er trainiere sich nämlich seit längerer Zeit schon für Sprünge aus großer Höhe und werde jetzt ein Experiment ersten Ranges wagen, für welches er die nachgesuchte Erlaubnis erhalten und im übrigen alles bis auf die ärztliche Assistenz, die er nur Billroth anvertraue, vorbereitet habe. Er werde nämlich am kommenden Tage um die zehnte Stunde des Vormittags vom höchsten erreichbaren Punkte des Stephanturms abspringen, nachdem man zuvor das Pflaster des Erdbodens an den betreffenden Stellen mit Matratzenaufschüttungen versehen haben werde.

Wie hätte Billroth nun in solchem allerdings unerhörten Falle — allein die albernen Rüstungen und Kriege der Gegenwart sind ja noch millionenfach unerhörter und wahnwitziger — gehandelt, handeln müssen? Er hätte den offenbar Verrückten vor allem der entsprechenden ärztlichen Pflege zuzuführen gesucht. Hätte es sich nun aber gezeigt, daß der Mann, abgesehen von seiner wahnsinnigen Sportexcentricität, so gut bei Sinnen sei wie der A., B. und C., und auch seine Banknoten seien echt, dann hätte Billroth sicherlich etwa so sich vernehmen lassen: „Leider kann man Sie nicht ins Irrenhaus sperren, wie es für Sie und die Welt zum Glück wäre. Sie sind aber frech, einem Mann meiner Art für einen solchen Vorschlag mit Ihrem schnöden Mammon zu kommen. Behalten Sie Ihr Geld, mit dem sich, ach, so viel Gutes und Edles stiften ließe. Sollte ein Wunder geschehen und an Ihnen nach dem Sprunge, von dem Sie sich nun einmal nicht abhalten lassen, noch etwas zu kurieren sein, so werde ich dann für fünfhundert Gulden für Sie zu haben sein. Sie könnten aber heute einem Ehrenmann auch eine Million bieten, er wird seine Kunst für die Laune und zum Schaden eines Thoren doch nicht entehren."

So und nicht anders hätte Billroth gesprochen und gehandelt, und ich glaube nicht, daß selbst die Möglichkeit, die ganze Million des Thoren seinen Kranken zu widmen, ihn zur Nachgiebigkeit zu stimmen vermocht hätte. —

Nun aber präsentiert sich ihm der Thor in der Gestalt einer völlig überlebten, gerichteten aber leider noch immer machtvollen Weltinstitution, die wie eine Sphinx vom Felsen, oder der Thor in meinem Beispiel, vom Stephansturm, zum Sprung sich anschickt. Aber wenn der weise Ödipus das Rätsel der Sphinx löst, ihr aber nicht zu gesteigerter Bedrohlichkeit verhilft, sondern im geraden Gegenteil sie zur Selbstvernichtung treibt, so sieht sich der moderne Philanthrop bemüßigt, Löwentatze und Klaue des Ungetüms zu stärken, d. h. das Anwachsen und den Organismus der Heere noch durch freiwillige Hinzufügung der Anschwellung anticipativer Sanitäts-

vorkehrungen, zu erhöhen. Wie herrlich ist und bleibt doch für alle Ewigkeit die Bildersprache des griechischen Altertums! Die Sphinx, welches Bild für den Militarismus der Gegenwart! Im herrlichen Oberkörper stellen sich die edelsten Tugenden und Qualitäten dar, Patriotismus, Tapferkeit, Glanz, Schönheit, aber all das wird entadelt, wird zum Rätselgebilde durch den Übergang zur brutalen, gefährlichen, mit Tatzen und Klauen drohenden Tierheit des Unterleibes. —

Henry Thomas Buckle zeigt an dem Beispiel Philipps II. von Spanien, daß Eifer, Fleiß, Rechtschaffenheit, Liebe zu seinem Volke, ernste Erfassung seines Berufes, einen Monarchen nicht davor schützen, die Geißel seiner Unterthanen und der Welt zu werden, wenn der erleuchtete Geist fehlt, der über diese Tugenden zu walten, sie zum Guten zu lenken versteht. Philipp II. erklärt zu hundertmalen, er wolle lieber nicht als über Ketzer herrschen. Friedrich II. dagegen läßt in seinen Staaten jedermann nach seiner Façon selig werden. Das ist die Sprache des guten Kopfes, wie jenes die des beschränkten Geistes. Wessen Unterthanen und Zeitgenossen waren die beneidenswerteren? Wäre mir keine andere Wahl gelassen, ich wollte lieber in einer Welt von strenglogischen Teufeln, als von blitzdummen Engeln leben. Die strenge Logik würde den Egoismus der Teufel weit erträglicher leiten, als die Dummheit den Idealismus der Engel.

Berufstüchtigkeit, Unbestechlichkeit sind gewiß ganz herrliche Abstrakta. Aber man bilde nur die Adjektiva und setze sie vor ein oder das andere Substantiv, und man gewahrt mit Schrecken, wie ganz und gar relativ in der praktischen Anwendung die allerverbürgtesten Tugenden ausfallen. Alles hängt dann von dem ausschlaggebenden Substantiv ab. Z. B.: Ein berufstüchtiger, unbestechlicher — Lehrer. Herrlich, die Epitheta kommen da zu ihrer vollen Ehre, vorausgesetzt natürlich, daß der Lehrer etwas wirklich Belehrendes lehren durfte. „Treffliche Männer," ruft Goethe aus, „leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie dasjenige, was sie amts- und vorschriftsmäßig lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten." Oder: Ein berufstüchtiger, unbestechlicher — Richter. Auch da stimmt das Adjektiv zum Substantiv, vorausgesetzt, daß die Gesetze, nach denen der Richter zu richten hat, nicht zu jener Sorte gehören, von denen es nach Bismarckscher Ausdrucksweise heißt: „Eine schlechte Verwaltung ist das Gegengift gegen eine schlechte Gesetzgebung." Aber nun, wenn man in der Geschichte findet, der X. oder der Y., Torquemada oder Pedro Arbues war ein berufstüchtiger, unbestechlicher — Großinquisitor. Hu, wie da Substantiv und Adjektiva gegen einander schreien. Und keine Versöhnung ist da möglich im Lichte der Gegenwart. Je berufstüchtiger, je unbestechlicher der Inquisitor gewesen, desto größer die Zahl der gebrochenen Genies, wie

Galilei, der gemordeten Denker, wie Giordano Bruno, der zahllosen Märtyrer ihrer Überzeugung und der Freiheit. Gesegnet, dreimal gesegnet die Milde, sei es auch der berufsuntüchtigen, bestechlichen — Würgengel der Inquisition, wie es an ihnen hoffentlich auch nicht gefehlt hat, und dreimal verwünscht die Tüchtigkeit und Unbestechlichkeit ihrer berufstreuen Schergen! Und weil auch für die Institutionen der Gegenwart dereinst das Totengericht der Nachwelt nicht ausbleiben wird, so sehe heute schon, durch die Geschichte belehrt, jeglicher sich vor, daß der aus den Archiven belehrte Enkel nicht einst der Berufstreue fluche, welche sie zur Zeit ihrer Herrschaft ihren Zwecken dienstbar zu machen verstand. Die österreichischen Blätter berichteten vor kurzem vom siebenten Selbstmord im Laufe weniger Monate in einem und demselben polnischen Regiment. Napoleon I. meinte, il n'y a pas de mauvais régiments, il n'y a que de mauvais colonels. Man erinnere sich der Konskriptionen von hunderttausenden fünfzehn- und sechzehnjähriger Knaben, und dieser eine Ausspruch, aus Napoleons Munde offenbar im Sinne der Härte und Unmenschlichkeit gemeint, genügt, seinem Andenken das Kainszeichen auf die Stirne zu prägen.

Unter den Gründen, aus welchen das Hypnotisiertwerden des Philisters sich erklärt, sobald er sich an staatlichen, zwischenstaatlichen oder Weltinstitutionen und Fragen zu versuchen genötigt wird, steht der Verzicht auf das eigene Denken, auf Verwertung der selbstgewonnenen Erfahrung, kurz auf die Stellung der Relativitätsfrage obenan. Daß es für den Staat eine andere Moral gebe, als für seine Bürger, das ist dem Philister im voraus entschiedene Sache; handelt es sich doch um den Staat, und er wird sich nicht einmal erst fragen, ob der Staat im vorliegenden Falle nicht vielleicht in seinem und auch in des Philisters Interesse richtiger daran thäte, es mit der hausbackenen Alltagsmoral zu versuchen. Ist der Philister Zucker-, Eisen-, Kupferfabrikant, dann führt ihn das Verständnis für die Bedingungen der Abrundung seines Geldsackes zu den durchdachtesten Vereinbarungen und umfassendsten Kartellen mit seinen Konkurrenten. Handelt es sich aber um Staaten, dann kennt er nichts als absurde Vergeudung für absurde Rüstung, um absurden Kriegen zuvorzukommen, wie er sich einbildet, in Wahrheit aber sie herbeizuführen, da er doch noch nie das Schauspiel erlebt hat, daß man irgendwo eine unendliche Menge Zündmaterial aufhäufte, um einen möglichen Brand zu verhüten. Dreibund und Zweibund scheinen ihm vielleicht Kartelle im obigen Sinne, sind es aber durchaus nicht. Denn „— an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" — durch die Produzentenkartelle wird an Produktionskosten in den Beutel der Produzenten gespart, während die Militärbudgets seit der Beglückung der Welt mit Dreibund und Zweibund Jahr für Jahr ins Unerhörte an-

schwellen. Eine Balgerei, bei der fünf oder sechs volltrunkene Arbeiter oder Bauern Krüppel oder Leichen werden, ist dem Philister etwas unendlich Widerliches, Unästhetisches, wovon er, seine Frau und seine Tochter achselzuckend und naserümpfend den Blick abwenden; aber eine große Schlacht, wo etwa der eine Feldherr größeres für die Schnapsbegeisterung der Seinen zu leisten und so den Sieg an seine Fahne zu ketten vermochte, die ist ihm mit ihren tausenden ächzender, entmenschter Verwundeter und Toter ein großartiges, ästhetisches Schauspiel, wert, daß durch solche Gladiatorenkämpfe der Massen, statt durch die Vernunft, die Schicksale der Völker, die Linien der Landkarte bestimmt werden. Ja, wenn solch ein Schauspiel ästhetisch sein soll, warum schimpft dann der Philister über den Geschmack seiner Majestät des Kaisers Claudius Drusus Nero des Grausamen, der sich Rom anzünden läßt, um Trojas Schicksal besser nachzuempfinden. Man höre, wie ein Mann sich vernehmen läßt, der den Philister, zumal den deutschen, so trefflich zu zeichnen verstand, und selbst keiner war. „Der Krieg, lieber Freund, ist ein melancholisches und einförmiges Geschäft. Das Töten und Zerstören wird dadurch nicht schöner, daß es einen ungeheueren Apparat von Hilfsmitteln erfordert." Das ist wahres, echtes Relativitätsgefühl. So lautet eine Stelle aus einem von der „Zukunft" mitgeteilten Briefe Gustav Freitags (Ligny, 24. August 1870) an seinen Verleger und Freund Salamon Hirzel. Die Spruchweisheit aller Völker ist voll von Ausbrüchen empörten Staunens darüber, daß, wie Alphonse Karr sich ausdrückt, ein Dutzend Ehrenmänner, die man kennt, schätzt und liebt, sich nur um einen grünen Tisch zu setzen brauchen, damit aus ihnen ein einziger Dummkopf werde. Goethe findet: „Die Deutschen sind achtbar im Einzelnen und miserabel im Ganzen"; und in einem Gespräch mit Riemer: „Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel, und doch bilden sich letztere gerade das Umgekehrte ein. Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heile aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt." Schiller seufzt: „Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig, sind sie in corpore, gleich wird auch ein Dummkopf daraus." Und ein altrömisches Sprichwort besagt: Senatores boni viri, senatus ipse autem mala bestia.



Emancipation und Ehmancipation.

Von Dr. jur. Emilie Kempin.

(Berlin.)

Der Artikel in Heft 8 der „Gesellschaft“ betitelt: „Zur Frauenemancipation“ von Dr. M. Schwann enthält neben vielen Unrichtigkeiten so viel Beherzigenswertes, daß er nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Ein derartiges Gemisch von Wahrem und Unwahrem besticht naive Gemüter und lullt den Leser zu gläubiger Nachbetung ein. Zu den Naiven in dieser Beziehung gehört in der Regel die Männerwelt. Es ist kaum zu glauben, mit welcher Einmütigkeit die meisten dieser Gottbegnadeten ein vernichtendes Urteil über die Frauenemancipation entgegen zu nehmen pflegen. Wären sie des genaueren Zusehens gewohnter, so würden sie gerade im vorliegenden Falle die Subjektivismen bald herausgefunden haben, die ihnen da aufgetischt worden sind.

Vor allem ist darauf aufmerksam zu machen, daß kein Mann, kein einziger, das Empfinden des Weibes, sei dieses unter die Emancipierten zu rubrizieren oder nicht, ganz richtig zu würdigen versteht. Diese Fähigkeit sprechen wir auch dem Verfasser des Artikels „Zur Frauenemancipation“ schlankweg ab. Was er daher von seinen Erfahrungen zu erzählen weiß, müssen wir Frauen schon von vornherein als durch männliche Brillen gefärbt ablehnen. So steht z. B. noch lange nicht fest, ob die geistig und künstlerisch hochstehenden Frauen, welchen der Verfasser in seinem Leben begegnet ist, in That und Wahrheit die Beute ihrer Sinnlichkeit geworden sind. Vielleicht — und das erscheint mir viel wahrscheinlicher — war die spät erwachte Sinnlichkeit bei jenen Frauen, welche der Verfasser als Typen bezeichnet, Begleiterscheinung eines ganz anderen Zustandes, der dem Manne eben unverständlich und darum unfaßbar war. Dann aber — was bedeuten drei, vier, fünf, vielleicht auch sechs Frauencharaktere, sechs Emancipierte, denen Schwann begegnet sein mag? Und gesetzt auch, die Anzahl der Fälle wäre genügend, um daraus ein Gesetz abzuleiten, so müßten diese drei, vier, fünf oder sechs Frauen, welche der Verfasser studiert hat, auch von anderen in gleicher Weise beobachtet und beurteilt worden sein und, last, not least, müßten die geheimsten Fäden der Relationen zwischen Beobachter und Beobachtungsgegenstand offen vor uns liegen. In letzterer Beziehung giebt es nur ein entweder — oder. Entweder, der Verfasser hat seine Objekte in ihrem Verhältnis zu Dritten beobachtet, dann müssen ihm notwendig manche Zwischenglieder in der Kette der Beziehungen ent-

gangen sein, oder, seine Erfahrungen sind rein persönlicher Natur, und dann wird er für jeden Unbefangenen aus seiner Beobachterrolle heraus und selbst auf die Seite der Objekte treten müssen.

Wir wollen uns nun aber einmal auf den Standpunkt stellen, diese sämtlichen Einwürfe seien unbegründet, und das Diktum des Herrn Verfassers etwas genauer ansehen. Dasselbe läßt sich etwa auf folgende Formel bringen:

Voraussetzung: Emancipierte Frauen unterdrücken in der Jugend ihre Sinnlichkeit.

Behauptung: Die Frauenemancipation ist eine Gefahr.

Beweis: Es giebt emancipierte Frauen, deren Sinnlichkeit im Alter zu Tage tritt.

Stellen wir zuerst die Begriffe klar. Der Autor scheint den Ausdruck: „Emancipierte Frauen" weit zu fassen. Auf den ersten Blick sollte man glauben, er begreife darunter jede Frau, welche ihren natürlichen Beruf als Hausfrau und Mutter entweder nicht erfüllt oder sich nicht darauf beschränkt, sondern einen solchen als Schriftstellerin, Ärztin, Malerin, Schauspielerin rc. ausübt. Folgerichtig gehörten unter die emancipierten Frauen in diesem Sinne auch die weiblichen Kaufleute, die Schneiderinnen, Putzmacherinnen, Wäscherinnen, überhaupt alle Frauen, die einem Beruf oder Gewerbe nachgehen. Daß alle diese Frauen in jungen Jahren ihren Sinnen den natürlichen Tribut nicht zahlen, wird niemand behaupten wollen. So kommt es, daß der ursprünglich weit gedachte Begriff „Emancipierte" durch die Ausführungen des Verfassers erheblich eingeschränkt wird, und zwar eingeschränkt auf die geistig arbeitenden Frauen. Offenbar könnte höchstens von diesen gesagt werden, daß sie in der Verfolgung ihrer Studien, seien diese künstlerischer oder gelehrter Natur, ihren natürlichen Beruf nicht erfüllen. Aber mit dieser Beschränkung schon gerät der Verfasser auf eine schiefe Ebene. Erfüllen etwa nur die geistig arbeitenden Frauen ihren Beruf nicht? Giebt es nicht ungezählte Tausende von Ladenmädchen, Dienstmädchen, weiblichen Bureauangestellten, welche in der selben Lage sind? Und umgekehrt, sind nicht auch geistig arbeitende Frauen Ehegattinnen und Mütter? In Amerika ist es keine Seltenheit, daß Ärztinnen, Professorinnen rc. den Mittelpunkt ihrer kinderreichen Familie bilden. Auch hierzulande werden manche Berufsarten, wie z. B. der Schriftstellerberuf, häufig ergriffen, wenn die Frau ihre natürliche Bestimmung schon erfüllt hat. Die Emancipierte kann also gewiß nicht ohne weiteres als ein Individuum bezeichnet werden, das seiner Studien wegen seine Funktionen als Weib nicht ausgeübt hat.

Ist demnach schon die Voraussetzung unrichtig, so muß die Behauptung

grundfalsch sein. Das ist sie auch — in diesem Zusammenhange, aber sie ist es nicht ganz, absolut genommen, und dies ist der Grund, weshalb der angefochtene Artikel der Beachtung wert ist. Die Behauptung des Verfassers: „Die Frauenemancipation ist eine Gefahr", entbehrt nicht ganz der Berechtigung, insofern er darunter die Emancipation der Frau — Ehmancipation nennt er sie — von ihrer natürlichen Bestimmung versteht. Aber diese Gefahr erstreckt sich nicht nur auf geistig arbeitende Frauen, sie droht dem ganzen weiblichen Geschlecht und allen, welche aus irgend einem Grunde veranlaßt oder gezwungen sind, an Stelle oder neben ihrem natürlichen Berufe noch einen anderen zu ergreifen, und allen, welche aus irgend einem Grunde ihren natürlichen Beruf nicht erfüllen können. Der Verfasser hat da auf eine Eiterbeule an unserem sozialen Körper hingewiesen, wie sie scheußlicher nie bestanden hat. Aber berührt hat er nur ein daneben liegendes einziges kleines Giftbläschen, an das eigentliche Geschwür ist er mit seiner Lanzette nicht gekommen. Er hat übersehen, daß Tausende und Tausende von jungen, blühenden, zur Mutterschaft bereiten Geschöpfen elend verkümmern, die höhere Tochter so gut wie die Studentin, die Ladnerin wie das Dienstmädchen, weil sie zur Ehelosigkeit verdammt sind, und er hat vergessen zu sagen, daß Tausende und Tausende kräftiger Frauen sich der Mutterschaft entziehen, die gute Hausfrau sowohl wie die Emancipierte, weil die ökonomischen Verhältnisse eine Vermehrung der Kinderzahl nicht zulassen oder zuzulassen scheinen. Da entsteht dann diese fürchterliche Leere, dieses Unbefriedigtsein, dieser Mangel an innerem Halt, die wir an der heutigen Frauenwelt so sehr beklagen, und da ist es ganz entschieden das einzig Richtige, wenn solche Frauen ihre brachliegenden Kräfte in einem Berufe zur Bethätigung bringen.

Freilich erzählt uns der Verfasser, nach seinen Erfahrungen seien die emancipierten Frauen trotz ihres Berufes nicht glücklich, nicht einmal zufrieden. Das geben wir gerne zu. Aber er irrt, wenn er diesen Umstand ihrer Beschäftigung zuschreibt. Er verwechselt damit Ursache und Wirkung. Die Unzufriedenheit kommt nicht daher, weil diese Frauen sich geistig beschäftigen, sondern trotzdem sie solches thun. Ihr gewählter Beruf bietet ihnen wohl einigen, aber nicht den vollen Ersatz für die Unterdrückung ihrer natürlichen Funktionen. Und wenn die Unzufriedenheit sich hauptsächlich bei geistig hochstehenden und kräftigen Naturen zeigt, so ist das lediglich ein Beweis, daß solche Frauen sich nicht zu scheuen pflegen, sich über ihr Wünschen und Wollen klare Rechenschaft zu geben, ein Beweis dafür, daß sie der Wahrheit ins Auge sehen, während andere vor ihr das Haupt verhüllen. Und wenn, wie Schwann anführt, sie über diese Dinge freier reden, als sich mit den bisherigen Begriffen von „Weiblichkeit" verträgt, wollen wir

ihnen daraus einen Vorwurf schmieden? Ist es nicht ein Glück, wenn an die Stelle scheinheiliger Prüderie endlich einmal ein offenes Aussprechen derer tritt, die allein zum Reden kompetent sind? Erst wenn die Masken zwischen den Geschlechtern einmal fallen, dürfen wir auf gesündere Zustände hoffen.

Daß aber die in späterem Alter hervortretende Sinnlichkeit gerade ein Merkmal der emancipierten Frauen sei, das glaubt der Verfasser im Ernste wohl selber nicht. Ist er Frauenkenner, so muß er wissen, daß solche Sinnlichkeit eine sehr häufige Erscheinung bei Frauen in den mittleren Lebensjahren ist, und zwar gerade bei den nicht emancipierten: aus diesem Grunde bezeichnen ja die Franzosen das 40. Lebensjahr einer Frau für besonders kritisch. Diese physiologisch längst konstatierte Thatsache der Frauenemancipation in die Schuhe schieben zu wollen, ist völlig sinnlos. Sie erklärt sich richtiger vielleicht aus dem Umstande, daß die Frau in späteren Jahren keine Kinder mehr gebären will, während ihre Natur dazu drängt. Daß dies auch bei der emancipierten Frau zutreffen kann, leugne ich nicht, aber ich bestreite auf das Entschiedenste, daß die krankhafte Furcht vor dem Kindergebären und Kinderaufziehen nur oder hauptsächlich nur bei emancipierten Frauen zu finden sei. Sie ist die Pestbeule unserer Zeit und unserer Verhältnisse.

Im übrigen bezweifle ich, wie eingangs gesagt, daß den geistig hochstehenden Frauen, von welchen der Verfasser redet, die geschlechtliche Sinnlichkeit Selbstzweck sei. Wo dies der Fall ist, mag die Betreffende ja eine geschickte Operateurin, eine Schauspielerin, Malerin, Schriftstellerin mit vollendeter Technik sein, geistig hochstehend ist sie darum noch lange nicht. Die Frau, welche diese Bezeichnung verdient, kann wohl von der Sinnlichkeit ergriffen sein, aber nur als Begleiterscheinung eines Gefühls, das auch noch andere Seiten ihres Wesens umfaßt. Es ist durchaus nicht so selten, wie man denken sollte, daß gerade reife und zwar nicht unedle Frauen von einer späten Liebesleidenschaft befallen werden. Diese Abnormität läßt sich mit dem Ausspruch Schopenhauers erklären: „Je edler und vollkommener eine Sache ist, desto später und langsamer gelangt sie zur Reife." Dies ist namentlich auch zutreffend für die geistige Reife. Eine Schriftstellerin, eine Künstlerin, eine Gelehrte reift sich aus, und daß ihre Neigungen alsdann andere sind als in den ersten Stadien ihrer Entwicklung, ist selbstverständlich. So kann eine solche Frau oft spät zu einer ihrer ausgewachsenen Natur entsprechenden Liebe und der damit verbundenen Sinnlichkeit gelangen, ohne daß damit gesagt wäre, daß sie in einem früheren Zustand ihre Bestimmung als Weib nicht erfüllt hätte. Insofern also die geistige oder künstlerische Ausbildung den ganzen Menschen ergreift und verändert, könnte, auf den einzelnen Fall angewandt, von Kausalität zwischen Frauen-

emancipation und spät hervortretender Sinnlichkeit gesprochen werden, aber unrichtig ist es, daraus ein allgemein gültiges Gesetz ableiten zu wollen. Denselben Fehler wie der Verfasser macht Laura Marholm in ihrem „Buch der Frauen". Sie stellt dort die verstorbene Mathematikerin Sonja Kowalewski als Typus der studierten Frauen dar, welche in der Jugend um ihrer Studien willen der Sinnlichkeit abgesagt haben und im reiferen Alter um so verhängnisvoller davon betroffen werden. Richtig ist ja, daß Sonja in ihrem vierzigsten Jahre die Liebe noch kennen lernte, aber nicht, weil sie vorher keine Zeit dafür hatte, nicht, weil sie in ihren gelehrten Forschungen aufgegangen war, sondern weil sie nach Absolvierung ihrer Studien und nach all ihren großartigen wissenschaftlichen Leistungen eine andere Sonja geworden war, ein neuer Mensch, der andere, neue Bedürfnisse hatte. Sie hatte nicht, wie die Verfasserin uns glauben machen will, vorher nicht gelebt, sie war ja verheiratet und hatte aus dieser Ehe ein Töchterchen, aber was dem Sehnen des jungen Mädchens entsprochen haben mochte, das konnte der reifen Frau nichts bedeuten. Daß ihr Geliebter ihr geistig nicht ebenbürtig war, ist hier ganz gleichgültig, eine Seite seines Wesens muß ihr als notwendige Ergänzung ihres eigenen erschienen sein. Zudem, wenn es nur lange unterdrückte Sinnlichkeit gewesen wäre, die sich bei Sonja Kowalewski geltend gemacht hat, warum hätte sich diese nicht früher gezeigt? Warum sollte sie sich bei den studierenden Frauen nicht schon während ihres Studiums zeigen, warum erst später? Warum erst, wenn diese Frauen, wie Schwann hervorhebt, die Jugend schon hinter sich haben? Keine andere Kategorie von Frauen genießt solch freien Verkehr mit Männern wie die Studierenden an Universität, Akademie und Konservatorium, wie die Malerin, die Schriftstellerin, die Studierte in Ausübung ihres Berufes; weshalb denn hätten Sonja, weshalb Schwanns Frauentypen sich diese Freiheit nicht zu Nutze gemacht? Weshalb mußten sie damit warten, bis sie alt waren? Die Antwort ist sehr einfach: weil alle diese Frauen nicht einen beliebigen Mann suchten, sondern den Mann, den sie liebten, und weil dieser Mann ihnen nicht begegnet ist, bis sie zur vollkommenen Reife gelangt waren. Mit anderen Worten: weil sie nicht das Opfer ihrer Sinnlichkeit, sondern das ihrer Liebe wurden. Das ist ein großer Unterschied.

So entschieden ich nun aber die Frauenemancipation und ihre Vertreterinnen gegen die Anklagen des Verfassers in Schutz nehme, so willig räume ich ein, daß die Emancipation gegen unsere sozialen Schäden kein Universalmittel ist. Es liegt sogar in ihr ein circulus vitiosus verborgen; nämlich folgender: Weil die Frauenwelt ihre natürliche Bestimmung nicht mehr erfüllen kann, greift sie nach allen möglichen Berufsarten, und weil sie andere Berufe betreibt, kommt sie immer mehr von der Erfüllung ihres

schönsten und naturgemäßesten Berufes ab. Denn hat die Frau einmal zu ihrer eigenen Befriedigung oder zu ihrem ökonomischen Vorteil eine berufliche Lebenscarriere eingeschlagen, so will sie dieselbe nicht ohne weiteres verlassen. Lieber verzichtet sie auf die Mutterfreuden.

Eben hierin liegt, wie Schwann ganz richtig sagt, das Krankhafte unserer Zeit. Nur schade, daß er den Ausgangspunkt der Zirkeldrehung übersehen hat, er wäre dann nicht an der Frauenemancipation hängen geblieben, sondern hätte tiefer gegraben. Wer diese Emancipation übrigens aufmerksam verfolgt, der wird ihre heutige Entwicklung nur als Durchgangspunkt zu gesunderen Verhältnissen betrachten. Erst muß sich der Gedanke überall Eingang verschaffen, daß jede Frau ein Recht hat, irgend einen Beruf, irgend ein Gewerbe zu ergreifen, und das ist nur möglich durch den Nachweis der Befähigung. Erst wenn diese Erkenntnis Allgemeingut geworden ist, werden sich diejenigen Berufsarten aussondern, welche der Frau die Erfüllung ihrer Mutterpflichten verunmöglichen oder erschweren. Ich hoffe zuversichtlich, wir werden dahin gelangen, daß jede Frau etwas Tüchtiges kann, daß die Ehefrau und Mutter aber nur den Beruf betreibt, welcher sie nicht im dreißigsten Jahre schon zur Entsagung auf die Mutterschaft anweist.

Freilich ist damit die Frage der Oekonomie bei großem Kindersegen nicht gelöst. Aber wenn wir näher zusehen, sind die Schwierigkeiten, eine kinderreiche Familie durchzubringen, im Verhältnis zu derjenigen des Zweikindersystems nicht erheblich größer; denn die Größe der Ansprüche an das Leben steht im umgekehrten Verhältnisse zur Größe der Pflichten. Und wenn heute mancher, der glaubte, es mit der Beschränkung seiner Kinderzahl recht gut zu machen, sein Leben noch einmal durchleben könnte, so würde er lieber ein paar Kinder mehr um sich sehen, als die Gespenster der Krankheit, Unzufriedenheit und anderer Folgen der Naturwidrigkeit, welche ihm das Haus zur Hölle machen.

Und die andere große Frage, wie die unverheirateten Mädchen ihren natürlichen Beruf erfüllen können, statt in unfreiwilliger Askese zu verkümmern? Auch sie kann von der Frauenemancipation keine Lösung erwarten. Diese Fundamentalfrage hängt an ganz anderen Faktoren, sie wird von der Frauenfrage nur leicht, ganz leicht gestreift. Trotzdem, vielleicht — wer kann es wissen? — ist ihre Lösung nicht mehr fern. Ein Schimmer der Morgenröte scheint hier und da am Horizont aufzudämmern, aber noch ist es Nacht, und die Völker ringsherum liegen im tiefen Schlaf. Gelingt es, sie aufzuwecken, so wird ein goldener schöner Tag heraufkommen. Möchten sich die Wächter, die nach ihm ausschauen, mehren und scharen!

Georges Eekhoud.

Von Alfred Götze.
(Charlottenburg.)

Der belgische Schriftsteller, dessen Bild das vorliegende Heft der „Gesellschaft" schmückt, ist nicht nur der Schöpfer einer stattlichen Reihe von Werken, die zum weitaus Bedeutendsten und Eigenartigsten gehören, was das flämisch-wallonische Schrifttum französischer Zunge in neuerer Zeit hervorgebracht hat, er ist auch der wackere Bannerträger und unerschrockene Vorkämpfer der aufstrebenden jungbelgischen Dichterschule, die es seinem Wirken in erster Linie zu danken hat, wenn sie heute das heißumstrittene Feld siegreich behauptet und in der Weltlitteratur eine geachtete Stellung einnimmt.

Der belgische Nebenzweig der französischen Litteratur war bis in die neuere Zeit hinein ein dürftiger vertrockneter Ast, der kümmerlich dahin vegetierte, ohne recht leben und sterben zu können. Erst unter der befruchtenden Einwirkung der modernen realistischen Kunstbewegung, die den Mutterstamm mit neuem Saft und neuem Leben erfüllte, begann der welke Ableger sich langsam zu erholen und aufs neue zu grünen. Auch in Belgien rührte und regte es sich an allen Ecken und Enden. Die siegesfrohe Stimmung, die der Ausbruch der litterarischen Revolution überall aufkommen ließ, übertrug sich auch auf das kleine Häuflein jungbelgischer Künstler, die rüstig am Werke waren, sich aus dem stagnierenden Sumpfe, in dem die Kunst zu ersticken drohte, heraus zu arbeiten und auf neuen Wegen einem neuen Ideal entgegen zu gehen. Allein dieser Regsamkeit fehlte der rechte Plan und Mittelpunkt. Wohl hatte es sich Camille Lemonnier, unter den französischen Vertretern der Moderne der Besten und Eigenmächtigsten einer, angelegen sein lassen, die Zerstreuten zu sammeln und den auseinander gehenden Bestrebungen eine einheitliche Organisation zu geben, um der gefährlichen Zersplitterung der Kräfte beizeiten vorzubeugen, aber erst Georges Eekhoud blieb es vorbehalten, der Bewegung einen festen Ziel- und Richtungspunkt anzuweisen und im Verein mit Max Waller, Emile Verhaeren, Francis Nautet, G. Rodenbach, Maubel u. a. jene Künstlergenossenschaft ins Leben zu rufen, die unter dem Namen der jungbelgischen Dichterschule seither eine so emsige, fruchtbringende Thätigkeit entfaltete. Über das Wesen dieser belgischen Kunstrevolution, über den Geist, der den Führer und seine gleichstrebenden Genossen bei ihrer Pionierarbeit beseelte, geben die flammenden Schlußworte, die Eekhoud gelegentlich eines Vortrags über Ibsen an seine Zuhörer richtete, klare und beredte Auskunft. Diese

jungbelgische Programmrede klang in die Worte aus: „Zum Teufel mit den behäbigen Ordnungsphilistern, die sich krampfhaft bemühen, Richtung und Schritt zu halten! Hinter die Front zurück mit ihnen, wie mit den gleichgültigen Schlafmützen, den fischblütigen Scribifaxen und der ganzen Sippe des speichelleckenden Komödiantenpacks! Weg mit all den pedantischen Akademikern und muffigen Zopfträgern! Das Schöne ist das Urewige! Jedes Jahrhundert hat eine andere Vorstellung dieses Kunstschönen und läßt es in anderer Ausdrucksform in die Erscheinung treten. So wenig wie die übrigen Emanationen des selbstschöpferischen Menschengeistes hat auch die künstlerische Schöpferkraft ihr letztes Wort gesprochen, und wer sich beifallen läßt, der vorwärts flutenden Welle dieser organischen Entwicklung einen Damm entgegensetzen zu wollen, gleicht dem kindischen Thoren, der dem Ocean ein herrisches „Bis hierher und nicht weiter!" entgegendonnert. Scheeläugige Kritikaster und dummdreiste Kunstpfaffen mögen sich auf den Kopf stellen, sie werden den natürlichen Entwicklungsgang der Dinge auch nicht um Fingersbreite aufhalten! Und deshalb, Kameraden, wollen wir rastlos vorwärts schreiten und allen denen die helfende Bruderhand reichen, die, von frischem Wagemut erfüllt, auf neuen Wegen gehen, die einen Einsatz wagen, die ihre Natur ausleben wollen, und deren Seele sich verzehrt in dem unstillbaren Verlangen nach künstlerischer Wiedergeburt und Vollendung, in dem sehnsüchtigen Streben nach dem urewigen Ideal, das uns allein ein Daseinsrecht auf dieser Erde giebt!"

Die Forderung eines stetigen, ununterbrochenen Fortschreitens, die hier als vornehmste Lebensbedingung einer gesunden Kunstentwickelung bezeichnet wird, gilt uneingeschränkt auch für den einzelnen Künstler, sofern er überhaupt auf den Namen eines solchen mit Fug Anspruch machen darf. Nun, wenn irgend einer, so hat gerade Eekhoud diese Forderung in einer Weise erfüllt, daß man sein Beispiel als klassisch anführen darf. Sein Werden und Wachsen ist in seinen Schöpfungen Zug für Zug und Schritt für Schritt erkennbar, nicht eine Ruhepause gönnt sich der rastlos vorwärtsstrebende Geist dieser vollblütigen, rasseechten Künstlernatur, und so bieten seine Bücher in der chronologischen Folge ihres Erscheinens ein übersichtliches Bild des Geisteslebens ihres Verfassers und bezeichnen wie Merksteine den zurückgelegten Weg. Über den äußeren Lebensgang des Dichters sei folgendes bemerkt: Eekhoud entstammt einer altangesessenen Patrizierfamilie Antwerpens, wo er am 27. Mai 1854 das Licht der Welt erblickte. Früh verwaist verlebte er seine Kindes- und Jugendjahre in der Schweiz und trat mit achtzehn Jahren nach glänzend bestandenem Examen in die Kriegsschule zu Brüssel ein. Allein die strenge militärische Zucht verleidete dem freiheitsliebenden Jüngling die Offizierslaufbahn so gründlich, daß er der

Schule entlief und seiner ob dieser Eröffnung nicht wenig bestürzten Familie seinen festen Entschluß kund gab, unter die Schriftsteller zu gehen. Als Musikreferent und Kunstberichterstatter des Antwerpener „Précurseur" verdiente sich Eekhoud seine journalistischen Sporen, bald legte der Unruhige indessen die Feder wieder nieder, um sich auf einem Landgute im Dorfe Capellen niederzulassen. Der Aufenthalt in den Poldern, dem fruchtbaren Ackerstrich an der unteren Schelde, gab Eekhoud Gelegenheit, tiefe Einblicke in das Leben des flämischen Landvolkes zu thun und die intimen Kenntnisse zu sammeln, die er in seinen späteren Werken so meisterhaft zu verwerten verstand. Der Landwirt, der als Grandseigneur lustig in den Tag hinein lebte, kam indessen finanziell immer weiter zurück, und am Ende sah sich der notleidende Agrarier genötigt, wieder zur Feder zu greifen. 1881 siedelt Eekhoud nach Brüssel über und tritt dort in die Redaktion der „Étoile belge" ein. Neben der journalistischen Frohnarbeit entwickelte Eekhoud jetzt eine rege und erfolggekrönte künstlerische Thätigkeit. Den drei in den siebziger Jahren veröffentlichten Gedichtsammlungen „Myrtes et cyprès", „Zigzags poétiques" und „Les pittoresques" folgten der Roman aus den Poldern „Kees Doorik", der auch in deutscher Übersetzung bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen ist, die Dorfnovellen „Kermesses", der die mystisch-religiösen Sitten der flämischen Bauern meisterlich schildernde Roman „Les milices de Saint-François" und, als Folge und Fortsetzung der vorerwähnten Dorfgeschichten, die „Nouvelles Kermesses". 1888 erscheint dann der große Antwerpener Sozialroman „La nouvelle Carthage", ein grandioses Gemälde des vielgestalteten Lebens im belgischen Neu-Karthago, das als Eekhouds Hauptwerk den Ehrenplatz unter den Arbeiten des jungbelgischen Dichters einnimmt. Dem modernen Roman reiht sich eine geschichtliche Romanstudie „Les fusillés de Malines" an, die die Erhebung der Bauern im Jahre 1798 gegen das französische Joch behandelt, es folgen die Novellensammlungen „Le cycle patibulaire" (1891, eine neue vermehrte Auflage erschien soeben im Verlage des Pariser „Mercure de France") und „Mes Communions" (1895), die ich beide bei ihrem Erscheinen in meinem französischen Litteraturbericht eingehend besprochen habe. Außer diesen Werken besitzen wir von Eekhoud des weiteren eine Conscience-Biographie, in der der Dichter dem Freunde und Stammesgenossen Hendrik Conscience, der dem Anfänger aufmunternde Förderung zu teil werden ließ, ein prächtiges Freundschaftsdenkmal gesetzt hat, vorzügliche Übersetzung von Tragödien John Websters und Beaumont-Fletchers und die unter dem Titel „Au Siècle de Shakespeare" zum Bande vereinten Essays, in denen Eekhoud die Ergebnisse seiner tiefgründigen Studien über das englische Geistesleben niedergelegt hat. In jüngster Zeit sah sich Eekhoud

genötigt, aus der Redaktion der „Étoile belge“ zu scheiden infolge der nichtswürdigen Denunziation neidgrüner Kollegen, die ihrem Mißvergnügen über die Erfolge des Schriftstellers dadurch Ausdruck gaben, daß sie ihn geflissentlich anarchistischer Gesinnungen beschuldigten. Eekhoud verschaffte sich die in diesem Falle einzig mögliche Genugthuung, indem er dem erbärmlichen Helden dieser feigen Verleumderbande auf offener Straße eine wohlverdiente körperliche Züchtigung zu teil werden ließ. Seine journalistische Thätigkeit setzt Eekhoud gegenwärtig an der Brüsseler „Réforme“ fort.

Ein lebendiges Heimatsgefühl, eine tiefinnige Liebe zum mütterlichen Kempenlande, in dem er mit jeder Faser seines in Liebe und Haß gleich stark empfindenden Herzens wurzelt, ist das hervorstechendste Charakterzeichen Eekhoudscher Sonderart, das jeder Zeile, die er schreibt, intensive Farbe und Stimmung giebt, und mit diesem starken Heimatsgefühl paart sich ein stolzes, steifnackiges Stammesbewußtsein. Eekhoud ist Flamand, Flamand bis in die Fingerspitzen hinein, und jedes Wort, jeden Gedanken, dem er Ausdruck giebt, durchglüht das heilige Feuer vaterländischer Gesinnung, die freilich mit dem überlauten Hurrahpatriotismus rassewütiger Maulhelden auch nicht den Schatten einer Spur gemein hat. Und wenn dieser Flamand auch französisch schreibt, so gleicht doch seine Sprache nur rein äußerlich dem üblichen Litteraturfranzösisch, ihrem Geist und Wesen nach ist sie ebenso ausgesprochen flämisch wie die Gedanken, die sie ausdrückt. Eine in sich gefestete und bis ins kleinste harmonisch ausgeglichene Natur, ist Eekhoud eben der kraftvolle, stammesechte Vertreter einer Rasse, dessen Kunstschaffen eine bestimmte Lebensphase dieser Rasse lebensgetreu wiederspiegelt, und dieser Umstand allein schon wäre ausreichend, dem belgischen Schriftsteller eine Sonderstellung in der Litteraturgeschichte anzuweisen.

Die ersten Werke Georges Eekhouds, seine Gedichtbücher, der Roman aus den Poldern und in gewissem Sinne auch die „Kermesses“, stehen noch mehr oder weniger unter dem Einflusse Hendrik Consciences, dessen starkes Heimatsgefühl und dessen Abneigung gegen das Romanentum unser Autor teilt. Es ist kein Zufall, daß unter den zeitgenössischen Vertretern des französischen Schrifttums Léon Cladel der einzige ist, dem Eekhoud warme Verehrung entgegenbringt; dem belgischen Dichter ist aber auch mehr als ein Zug mit dem visionären Schilderer des französischen Landvolks gemein, und je mehr sich Eekhouds Blick weitet, je schärfer er seine besondere Eigenart herausarbeitet, desto auffälliger tritt diese Ähnlichkeit in die Erscheinung. Eekhouds Liebe zur heimischen Scholle und den Bewohnern, die auf ihr leben, wächst sich allmählich zu reiner Menschenliebe aus und wandelt sich zum allerbarmenden Mitleid mit dem Schicksal der Armen und Elenden, die unter der schweren Bürde des Lebens mühselig einherkeuchen. Dieses all-

erbarmende Mitleid hat ihm seine „Nouvelle Carthage“ in die Feder diktiert, jenen gewaltigen Sozialroman, aus dem der gellende Verzweiflungsschrei der unterdrückten Menschheit laut und vernehmlich an unser Ohr schlägt. Mehr und mehr erweitert und vergrößert sich der Kreis derer, denen der Schriftsteller seine Teilnahme zuwendet. Bald ist es nicht mehr das Proletariat allein, dessen verzweifeltes Ringen im Kampfe um eine armselige Lebensexistenz zu erschütternder Darstellung gebracht wird; das Mitgefühl mit den Mühseligen und Beladenen weckt in der Brust des Dichters das Interesse für die Entgleisten, die Heimatlosen, kurz alle die Elenden, die, mit dem Bannfluch sozialer Ächtung belegt, unstet und flüchtig in der Welt umherirren, und dieses Interesse steigert sich zur leidenschaftlichen Bruderliebe, die im „Cycle patibulaire“ ihren elementaren Ausdruck findet. Der Verfasser dieser sonderbaren Galgengeschichten ist der erklärte Feind der Lauen und Korrekten, die ihr Tiefstand allein vor dem Fallen schützt, und verachtet im tiefsten Grunde seiner Seele die verkrüppelten Vertreter der wohlanständigen Mittelmäßigkeit, die sich nur aus dem Grunde eines untadeligen Lebenswandels befleißigen, weil sie zu schwach und zu feig sind, die sündhaften Gedanken, die hinter ihrer glatten Tugendstirn wohnen, in Thaten umzusetzen. Um so lebhafter empfindet er dagegen für die Unregelmäßigen, die ihrem starken Naturtrieb unbewußt nachgeben, für die Parias der Gesellschaft, die weder recht wissen, was sie thun, noch wofür sie bestraft werden. Aus diesem Geiste des Allerbarmens heraus sind auch die „Communions“ geschrieben, denen die hier abgedruckte Ostender Fischergeschichte „Burch Mitsu“ entnommen ist. Die Gefühlsseite tritt hier womöglich noch stärker hervor als in dem vorgenannten Novellenbuch, und die unendliche Liebe für die Unterdrückten zeugt den wilden, unbändigen Haß, der hier in hellen Flammen emporlodert.

Hätte Eekhoud diese Bücher im Lande der Gottesfurcht und guten Sitte veröffentlicht, er säße längst hinter Schloß und Riegel und hätte reichlich Zeit und Gelegenheit gefunden, darüber nachzudenken, wie thöricht und lasterhaft es ist, das soziale Evangelium des praktischen Christentums in anderem Sinne auszulegen, als es höheren Ortes gewünscht wird. Und der volltönende Chor der gesinnungstüchtigen Philister hätte sicherlich begeisternde Hymnen zum Lobe der Regierung angestimmt, die es sich in mütterlicher Fürsorge angelegen sein läßt, die ihrer Obhut anvertrauten unmündigen Knäblein und Mägdlein, so da auf schmalem Tugendpfad mühselig dahintrotten, nach Möglichkeit zu schützen, indem sie den gefährlichen Verführer, dem Satan leider soviel Macht auf Erden gegeben hat, mundtot und unschädlich macht. Eekhoud darf sich glücklich schätzen, in einem Lande zu leben, in dem es dem Künstler gestattet ist, nach freiem Ermessen und unbehindert

durch polizeiliche und staatsanwaltliche Bevormundung seinen Weg zu gehen. Hat doch die Regierung dieses wilden Landes selbst kein Bedenken getragen, dem Schriftsteller, der der Gesellschaft so offen und ehrlich den Krieg erklärt, in Anerkennung seines künstlerischen Wirkens den staatlichen Fünfzehnjahrpreis für französische Litteratur zuzusprechen, ja, und der belgische Kultusminister hat gar — die Feder sträubt sich fast, es niederzuschreiben — in eigener Person an dem Festbankett teilgenommen, das die geistige Elite Belgiens zu Ehren des preisgekrönten Dichters in Brüssel veranstaltete, und es ist leider nicht daran zu zweifeln, daß besagter Minister mit den anderen zugleich Camille Lemonnier lauten Beifall spendete, der in seiner Festrede Eekhouds litterarische Verdienste in begeisterten Worten pries. Wir Deutschen sind zwar ein phantasiebegabtes Volk, das sich alles mögliche vorstellen kann, aber ich fürchte gleichwohl, es dürfte sich in deutschen Landen schwerlich jemand finden, der sich solch eine Ungeheuerlichkeit bei uns im Geiste vorstellen könnte, selbst wenn er billigerweise dem mildernden Umstande Rechnung trüge, daß es sich in dem Gefeierten um einen Mann handelte, der beinahe einmal Offizier geworden wäre!

Georges Eekhoud steht heute in der Vollkraft seines Schaffens. Die strenge Selbstzucht, die er übt, und das ernste Streben, das sich in allen seinen Arbeiten verrät, geben uns die sichere Gewähr, daß uns der nimmer rastende Künstler Werke schenken wird, die der „Nouvelle Carthage“, dem „Cycle patibulaire“ und den „Communions“ als würdige Geistesbrüder zur Seite treten.



Unser Dichteralbum.

Eva und der Tod.

Der Wintermorgen schien ein Frühlingsmärchen;
der Reif der Zweige sproß im Sonnenschein
am blauen Himmel hin wie Blütenpärchen.

Ein Lüftchen, das sich hob und stumm verfing,
trieb Silberflocken von den hohen Ulmen
des langen Weges, den ich einsam ging.

Ich hörte noch, daß fern ein Schlitten schellte,
dann wurde Schweigen auf dem schweren Schnee;
ich schritt und sann und fühlte nichts von Kälte.

Denn gestern war mir ein geliebtes Wesen
nach heißer Seelennot und Leibesqualen
von einem Sohn, nicht meinem Sohn, genesen.

Und der das Kind von ihr entgegennahm,
empfing ein Pfand des Lebens, nicht der Liebe,
sie aber gab es mit zu später Scham.

Ich suchte tief nach trübem Dankesworte,
da sah ich fern am Ende meines Weges
auf einmal eine schwarze Gitterpforte.

Zu ihren Seiten dehnten sich zwei Mauern,
die waren überwipfelt von Cypressen,
ihr starrer Wuchs erfüllte mich mit Schauern.

Und aus der Pforte traten schwarz und groß
und langsam nacheinander sieben Männer;
die kamen langsam, schweigsam auf mich los.

Aus fremdem Lande schienen sie zu sein,
die langen Mäntel, breite weiße Kragen,
und plötzlich rief ich außer mir: Nein! Nein!

Doch aus der Pforte trat da schon ein achter,
der war ganz dürr und größer als die andern,
und stand und nickte, sacht, und immer sachter.

Und eisig lief es mir durch Blut und Bein:
die sieben wollen sich mein Liebstes holen.
Ich stand und bettelte und bebte: Nein!

Und seh durch Thränen, wie die schwarzen Schemen
den Sonnenschein verdunkeln und den Schnee,
und glaube fern ein Lachen zu vernehmen.

Und als ich mir die Augen mühsam reibe,
steht hoch ein nacktes Weib vor jenem Gitter,
mit schwarzem Haar und Blick und braunem Leibe.

Und lacht ganz hell und winkt dem dürren Mann
und hebt im andern Arm ein zappelnd Kindchen
und sieht mich fernher lebensselig an.

O dieses Blickes Herrlichkeit und Hohn,
nur Einer hätte das wie Ich empfunden:
Du Einziger, mein Detlev, Liliencron!

Ich seh den Dürren ihr entgegenstelzen:
er bückt sich — widerwillig — er verschwindet —
zu ihren Füßen scheint der Schnee zu schmelzen.

Die ganze Landschaft schmilzt, das kleine Kind
schwimmt riesengroß auf sieben schwarzen Strudeln
und lacht mich aus — Mensch! Detlev! war ich blind?

Ich selber lache, meine Wimpern tropfen:
die sieben sind ja nichts als Leichenträger,
die sonst Schuh flicken oder Hosen stopfen!

Und jenes Weib, das ist ja nur die Frau
des Totengräbers, und ihr brauner Kittel
ist keine Haut, ich seh es ganz genau!

Du aber lebst mir, und der Himmel blaut,
und bald ist Frühling, und du wirst mich küssen
trotz deines Sohns, du meine braune Braut!

Pankow b. Berlin. Richard Dehmel.

Sephi.

Meine Kleine fragt' ich gestern früh
Nach ihren süßen Träumen.
Da hat sie schelmisch-laut gelacht,
Hat mich mit einem Kuß bedacht —
Und ging das Zimmer räumen . . .

Meine Kleine fragt' ich heute früh
Nach ihren bleichen Wangen.
Da hat sie stumm die Stirn gesenkt,
Hat mir ein Thränlein heiß geschenkt —
Dann ist sie fortgegangen . . .

Stimmung.

Es war im Mai, da wir zusammen scherzten,
Da wir uns küßten und kosten und herzten.
Und die Sonne lachte so schelmisch drein,
Wie ein allerschlimmstes Spitzbübelein,
Und die Vöglein kicherten leise . .
Und wir lachten dazu und waren so froh,
So seelenfroh,
Und sangen die alte Weise
Vom Küssen und Kosen und Lieben . .
Und die Vöglein kicherten leise.

Wien. Adolf Donath.

„Herbsten."

Klagend weint es in den Zweigen.
Grelle Blätter, windgewiegt,
Jäh von tollem Sturm besiegt,
Tanzen müd im Todesreigen.

Und die Wünsche, die aus herben
Wurzeln an das Licht geblüht,
Sinken klagend, sinken müd
In das große, große Sterben.

Die Weltesche.

Und meine Seele wächst und steigt empor
Und wölbt sich ob der Erde buntem Raum;
Klopft mit den Wipfeln an der Wolken Thor;
Sucht dunkle Tiefen — wie der heil'ge Baum.

Des Baumes eine Wurzel haftet fest
An dieser Erde wunderlichem Rund;
Die andre strebt mit prüfendem Geäst
Zum Nebelheim, der grauen Fragen Grund.

Die dritte tastet nach der Riesen Reich —
Ersehnend Menschen, ungebrochen, groß.
Die Esche zweigt ob allen Landen gleich
Und träumt sich in des Himmels lichten Schoß.

Und in dem Baum, der alles Leben greift,
Da halten Vögel liedertrunken Rast;
Wenn Deine Hand die vollen Zweige streift,
Fällt rauschend eine Frucht vom schweren Ast.

Wien. Paul Wertheimer.

Liebesnacht.

Wie blendend weiß und liebesschwül
Der mondbestrahlte Garten schweigt,
Und wie ein Duft so süß und kühl
Aus tausend vollen Kelchen steigt!

O liebe mich und sei mein Weib
In dieser tiefverschwiegnen Nacht,
Enthülle mir den Lilienleib
Im Dufte dieser Blütenpracht.

Laß glühen uns im vollen Glück,
Im Glück der Nacht so Mund an Mund,
Und tauchen dann zum Tag zurück,
Geheiligt tief durch diesen Bund ....

O komm! .... du Heißgeliebte du! ...
Nun fühlen wir das Erdenglück
Im Rausche dieser Hochzeitsruh,
In diesem einen Augenblick ....

Berlin. Hans Benzmann.

Oberflächlich.

Sei kein Narr und laß von jenen
Narren dich nicht blind bethören,
Die auf gründliches Erkennen
Als das höchste Heiltum schwören.

Ach, es frommt nicht, in den Schächten
Allzutief sich anzubauen;
Leichter atmest du die leichten
Lüfte auf den grünen Auen.

An der Oberfläche kleben
Alle Freuden dieser Erde,
Blumen, blanke Wasserspiegel —
Selbst die Liebe ist Gebärde.

Oberflächlich ist hier alles,
Oberflächlich selbst das Leben;
Unnatürlich drum dem Menschen
Ist es, in die Tief' zu streben.

Mögen das die starken Eichen,
Die viel hundert Jahre dauern;
Mög' es auch der starke Grundstein,
Der die Stütze stolzer Mauern.

Doch nicht Eiche und nicht Mauer
Ist der Mensch, ein flüchtig Wesen,
Und von unterird'schem Drange
Tracht' er eiligst zu genesen.

Wien. Emil Rechert.

Nimm wieder deine Lilien . . . .

Nimm wieder deine Lilien,
Den keuschen Liebeslohn,
Die Seele ist mir trunken
Nach feuerfarb'nem Mohn!

Nach traumgeschauten Wonnen,
Nach Thränen und nach Blut,
Und nach der Schlummerblume,
Die auf dem Grunde ruht. —

Graz. Paul Martin.

Die Villa.

Eine Improvisation.

Wir treten Arm in Arm auf den Balkon
Der neuen Villa, die ich uns gebaut,
Der kunstgewalt'gen, ganz im eignen,
Selbstgeschaffnen Individualstil.

Da unten tappt ein grau Philistervolk
Und guckt herauf mit blöden großen Augen,
Versteht des Kunstwerks tausend Reize nicht,
Die reichen Erker und phantast'schen Türme,
Die hohen Säulen und das Vestibül.
Dies Vestibül, mein Stolz, mein ganzer Stolz:
Ein Muschelbau von orientalischer Schönheit,
Schillernd, spiegelnd, — und alles eigenste Erfindung.
Und diese Farbenwirkung, feinste Stimmung,
Und diese Kraft und dies Zumhimmelstreben,
Und dieser Ruhe jauchzende Bewegung!
Da ist kein Nützlichkeitsprinzip, Philisterordnung,
Geniales Selbstausleben in symphon'schem Chaos,
Und Seele, reiche Seele, edle Schönheit! —
Leuchtend steht's zu unsren Füßen,
In blauem Tone, fein mit Gold umrahmt:
„Musenvilla Phantasie!“ —
Die besten Maler schmückten sie mir aus:
Gleich im Salon mein eigen Bild von Lenbach,
Im Speisesaal ein prächtig Fries von Thoma,
Die Boudoire zierte Meister Stuck,
Den Dichterwinkel malte Böcklins Pinsel,
Und sonst berief ich noch die Edlen:
Skarbina, Menzel, Liebermann und Klinger.
Den göttlich großen Klinger, daß ich den
Ja nicht vergesse! — Ha! und Böcklin!
Ich trinke Leben, Liebe, Seligkeit, Vergessen,
Ich trink' den Himmel aus der Farben Leuchten.

Carrarschen Marmor nahm ich wohl als Baustein,
Doch gab ich allen Säulen goldnen Knauf,
Und strich den Architrav in Himmelblau,
Den Sockel ganz in sattem Carmoisin;

Und ist der Schaft der Säulen kannelliert,
Lacht Silber, grün umrahmt, aus jeder Rinne.
Die Bogen all, romanisch oder gotisch,
Sind täuschend nachgetönte Regenbogen. —

Im Park zu unsren Füßen steht
Des stolzen Heims kunstvoll Symbol:
Die Phantasie. — Ein Bronceguß,
Grün glänzend schon in edelster Patina.
Maison, der Meister, schenkte den Entwurf:
Die Phantasie, ein hehres Götterbild,
Mit mächtig-stolzen Adlerflügeln,
Weit gebreitet, fliegt durch dunkler Wolken
Dicht und dichter drängend schwere Massen,
Und fliegt zur Sonne. — Konventionellen
Schnickschnack auch kein Jota,
Kraft alles, Wahrheit, Schönheit, alles Seele,
Und Seele jauchzt aus der Umgebung,
Aus Buchen, Birken, aus der stolzen Ceder,
Und aus der Pinie von Neapels Strand.
Sie stehen in phantastisch schöner Ordnung —
— Unordnung — wohl, doch wer die Kunst versteht,
Erkennt die Ordnung, die geheim hier waltet.

Und rings von Rosen farbenreich umrahmt,
Künstlich versteckt, und doch dem Blick gleich offen,
Steht eine stolze Zeitgenossenschar.
In Marmor, ganz dem Leben treu,
Und doch vertieft, daß jedes Art
Sofort aus jedem Bildwerk spricht.
Nur Meister nahm ich zur Verkörperung,
Die noch im Leben stehn. — Ich will nicht Rückschau.
Die Neuen lieb' ich und versteh' die Alten;
Drum ließ ich diese nur im Bilde malen,
In Marmor jene lebensstolz erstehn.
Hier Conrad, selbst ein Fels auf Felsen,
Und Liliencron auf schnellem Pegasus.
Da Conrad Ferdinand Meyer — still in sich gekehrt,
In einem heil'gen Winkel — ferne Zeiten schauend, —
Und unter Büschen wandelnd schreitet Falke
Hier thatenfroh zu seines Mittags Höhe.
Doch Hauptmanns mächt'ge Dichterstirn
Wird dort beschattet von der jungen Eiche,
Und Henckell noch und Dehmel stehn im Kreis,
In eigener Poetenart gemeißelt.
Und nun das Köstlichste von allen in der Mitten:
Die Muse, — ganz in Gold, in reinstem Golde,
Max Klingers üpp'ger Phantasie entsprossen,

Ihr Auge blickt zur Sonne, und ihr Fuß, der zarte Fuß
Tritt kraftvoll hin auf Dorn und Stein.
In keuscher Nacktheit ihres Körpers Schöne,
Und Schönheit jeder Zug, und jede Linie Wahrheit,
Und jeder Muskel Künstleroffenbarung.
Die Rechte hält den grünen Kranz umfaßt,
Vom Musageten eben erst empfangen,
Und kaum empfangen, streckt sie Hand und Arm,
Ein edles Haupt mit seinem Laub zu krönen.
Im Kreis um dieses hehre Bildwerk stehn
Lorbeer und Myrten, — feinste Rosen duften,
Und ihr zu Füßen fließt Kastalias Quell . . . .

* * *

Wir treten Arm in Arm auf den Balkon. —
Die Sonne sinkt in goldig-roter Glut,
So schön, wie jene Blutorangen, die
Ich jüngst von Capri dir zum Gruß gesandt . . . .
Wir stehen Arm in Arm. — Nicht lockt die eigne Pracht,
Zur Sonne schaun wir, — und ich sage leis:
Zur Sonne! — Also wollt' ich's, Kind. — Zur Sonne
Geht meines Lebens Flug — zur Sonne oder Tod! —
Du solltest mich als schöner Schwan begleiten . . . .
Die stolze Sonne, — und wir kleinen Menschen! —
Mir weckt's ein frommes Lied in tiefster Seele,
Ein Lied von Größe, Reinheit, Ewigkeit, —
Ein Lied vom Licht, vom Leben und vom Lichte,
Denn Licht ist Leben — — — — —

Du siehst so treu mich an, so kindlich — treu —
Hoch über diesem Leben leuchtet
Dies hehre Licht, dem meine Seele,
Dem meine ganze heiße Seele zustrebt.
Und über dieses Leben fliegt sie hin,
Zur Höhe hin, — zum Lichte — — — —

Erschrick nicht, — nur das Große lebt,
Und alles Kleine stirbt. — So sei nicht klein! —
Erschrick nicht, — hemme nicht
Den freien Flug, sei stark und fliege,
Und fliege mit! — Flieg' über Höhen hin,
Flieg' über Menschen weg, zum Lichte flieg'! — —
Dann ward dir Leben, — und dieses Leben leuchtet,
Sein Licht ist Ewigkeit — — — — — —

Die Sonne sinkt. — Nun deckt
Die dunkle Wolke ihren reinen Glanz. —
Kurz nur, — wie alles Falsche kurz —
Du siehst's — da siegt das Licht,
Die Reinheit siegt, — ihr Licht ist mächtig . . . .

Die dunkle Wolke wird zur ernsten Brau',
Und schattet dieses reine keusche Auge —.
Millionenstrahlig springt ein Wimpernkranz
Aus dunklem Ring. — — Du stehst und sinnst — —
Das ist der Jugend ew'ges Auge — steh!
Ein Dichterauge, strahlend und voll Tiefe —
Glänzend und so reich an Feuer,
An Feuer einer großen Seele,
Das All umfassend, und dabei ins All
Mit seinem liebetiefen Blicke leuchtend,
Das Dunkel scheuchend, — an die Zukunft mahnend, —
Nicht Fackel nur, — ein göttlich Vorwärtszeichen —!
Ich will zum Lichte fliegen, — um die Zukunft werben ....
Wie klein kreucht dieses menschliche Geschlecht,
Wie steckt's in Höhlen, wühlt sich tiefe Löcher,
Vergessend, daß es alt wird in der Tiefe,
Und daß nur Jugend in der Höhe wohnt ....

Du weinst!? — Ein lautres Glück! —
Im Glücke unsrer Jugend weine, weine!
Du bist ein Weib — ich jauchze dieses Glück
Mit tiefem Brustton über alle Höhen
Im Männerlied: die Jugend ist das Licht,
Die Jugend ist die Liebe! — des Dichters Auge, dieses ewig helle,
Ist Jugend, Jugend! — Ist Ewigkeit! Ist Seele! . . .
— — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Wir stehen Arm in Arm auf dem Balkon
Der stolzen Villa, die ich uns gebaut,
Zur Sonne schauend, — ihrer Jugend Auge
Überstrahlt mit Glanz uns, — überstrahlt die Seelen — —
Du siehst mich an, — in Rührung tief, — in Lust, — in Liebe —
Verstohlen fragst du: — Hörst du's? — Horch!
— Von Meister Wagner Walter Stolzings Lied,
Das Jugend preisend um die Liebe wirbt — —
— Hörst du's?! — Horch! — — Ich hör's. —
Ich gieße meinen Blick inbrünstig in den deinen — —
Hörst du's?! — — — Wir lauschen, — und eine Frage frag' ich — —
Stumme Frage — — eine stumme Antwort: —
Ein Wimpernzucken, — — und du flüsterst selig,
Selig leise: — dir auch ward
„Parnaß und Paradies“, wie Walter Stolzing ......

Der Sonne Abschiedsgruß — sie blinzt am Horizonte
Mit Schelmenblick .... Im weichen Teppich stirbt
Ein liebebeflügelt schneller Doppeltritt .....
Laut rauschen Lebenspsalmen um uns her,
Und Himmelschöre singen Hochzeitslieder . . .

Erwacht.

So lag wie weicher Pfirsichflaum
Ein frischer Hauch auf deinen Wangen.
Die reife Frucht. — Du ahntest's kaum, —
Und flammend stand ein Herz in Prangen.

Ein Auge, das von Sehnsucht sprach,
Von einer Sehnsucht dunklem Drange,
Ein Zauber wie ein Maientag,
Ein Lied von tiefem, reinem Klange.

Und nach des Schönen reichem Glanz
Ein süß verschwiegenes Verlangen,
Von Rosen, Traum und frohem Tanz,
In erster Liebe keuschem Bangen.

Ein Festtagglück! — Und heiß im Blut
Des Weibes urkraftstark Begehren —
Du fühltest deine Liebesglut — —!
Und kein Bedenken, — kein Erwehren! —

Heppenheim a. d. B. Wilhelm Holzamer.

Friede.

Nun legen sich die weichen Schleier
Der Dämmrung über Baum und Strauch,
Kein Ton stört mehr die Abendfeier,
Und kerzengrade steigt der Rauch.

Hoch in der Luft ein Zug von Schwänen
Zieht weit nach Süden übers Meer;
Mir ist, als ob nun all mein Sehnen
Und jeder Wunsch erfüllet wär'.

Olenhusen b. Göttingen. Karl von Arnswalde.

Herbst.

Des Sommers Lieder sind im Verhallen;
Es rascheln die welken Blätter im Fallen,
Die roten Rosen sind alle verdorrt — —
Nun ziehen die herbstlichen Winde und pfeifen,
Die dunklen Schatten kommen und greifen
Nach mir und einsam ziehe ich fort.

Mein Lieb, das sitzt wohl unter der Linde —
Ihr Blondhaar flattert und flackert im Winde,
Ihr Aug' ist trüb, und es seufzt ihre Brust;
Ich kann es nimmer, nimmer vergessen,
Einst haben wir da zu zweien gesessen
Und sprachen von Liebe und seliger Lust.

Mein Lieb war arg und hat mich betrogen;
Sie sprach von Treue und hat gelogen,
Sie wurde — o wehe, des Anderen Frau.
Mein Haupt muß ich neigen und trauernd schweigen;
Die Nebel über der Wiese steigen,
Mein Herz ist tot, und der Herbst ist grau.

Zehlendorf-Berlin. Paul Bornstein.

Bald.

Über Fluß und über Hügel
Flammt der Sonnenbrand,
Vöglein mit dem müden Flügel
Träumt am Wiesenrand.

Junger Wein kocht in den Reben,
Goldig reift die Frucht,
Himmelblaue Falter schweben
Um die Weidenbucht.

Heiße Sommersonnenträume,
Rosen weit und breit! — — —
Keines ahnt, daß bald die Bäume
Winterschnee verschneit.

Dresden. Johanna M. Lankau.

Niedertracht.

Weichst im Lebenskampf, dem bittern,
Du auch nimmer in der Schlacht,
Mußt du doch verzweifelnd zittern
Vor der Menschen Niedertracht.

Ach, vor ihrem gift'gen Hassen
Schützt die offne Brust kein Schild,
Helden auch vor ihr erblassen
Wie vor der Meduse Bild.

Wer ihr Schlangenhaupt muß schauen,
Fühlt sein Herz zu Stein erstarren,
Nie mehr kann er voll Vertrauen
Auf den Menschheitsfrühling harren.

Ach, ich zöge froh von dannen,
Hoffnungsreich in Lebensnacht,
Könnt' von meinem Pfad ich bannen
Nur der Menschen Niedertracht.

Frankfurt a. M. Arthur Pfungst.

Jüngster Tag.

Die müde Altmutter Erde, nun eingeschrumpft und kalt,
Mag nimmer folgen dem Schwung der Urcentrifugalgewalt,
Sie stürzt — und schmettert im Weltraum zurück zum flammenheißen,
Lodernden Sonnenschoße; die Schichten und Rinden reißen,
Die Berge bersten und brechen — der Tod giebt seinen Raub
Erschrocken dem Lichte wieder — der Menschengeschlechter Staub!

— Der webt und wallet und formt sich zu wirrem Gestaltenheere,
Das, als ein schwankender Nebel, dahin verflattert ins Leere,
Bis wieder der Erdball, vergast in den Sonnenmeeren ganz,
Ihn faßt, aufschleudert durch Sphären, als Riesenprotuberanz.

So stäubt er endlos im Blauen der Äthernacht empor,
Bis blitzend an Weltensäumen aufspringt ein schimmerndes Thor,
Das All erfüllt sich tönend mit herrlichem Hall und Schalle —
Das ist die Ewigkeit, die selige Himmelshalle!

Was je in Jahrmillionen auf Erdenboden gewallt
Von Adamskindern — im Schweben gewinnt die alte Gestalt.
Zusammen doch nur ein Wölklein, das scheint kaum spannenbreit,
Wie es da ziehet und anlegt am Thore der Ewigkeit.

So wie der Gestaltennebel eintritt ins ruhige Licht,
Das aus der tönenden Halle wie stiller Nordschein bricht,
Muß er verglimmen, vergehen im seligen weißen Schein,
Doch trinkt die Lichtflut nicht alle der schwebenden Wesen ein,
Denn was in ihr nicht, der reinen, auf ewig darf verrinnen,
Fährt als Kometendunst, als kosmischer Staub von hinnen!

Mit diesem Seelengewölk ward zu dem schimmernden Bogen
Ein dunkler Hause, als letzter und schwerster, emporgezogen.
Tiarengefunkel und Stolen, Tonsurenschein oder Bäffchen
Verrieten der Priester Volk, die Bonzen, Popen und Pfäffchen.
In diesem, nach kaum bezwungnem Entsetzen, vom Tod Aufstaunen
Beginnt ein Fragen bereits, ein tadelnd verschlafenes Raunen.
Ein Rabbi oder Levit zupft sich verwundert den Bart:
„Hier ist es zu still doch und schön, nicht zürnende Jahveart!"
Arbues schnüffelt erbost, ob da, ob dort nicht entquölle
Ein wenig Schwefelgestank: „wo bliebe denn da die Hölle?"
Und Torquemada grinst: „Das fehlte! — das bißchen Schein
Soll wohl für Ketzer und Juden das Fegefeuer sein?"
Und eifrig beistimmt den dreien ein Konsistorium:
„Kann alles selig werden, so war der Gerechte dumm!"

— Da dröhnte ein Engelruf ins Hierodulenraunen,
Er scholl wie Donnergeroll, wie tausend Kriegsposaunen:
„Was fordert ihr, Arge, von Gott die Schrecken seiner Gerichte,
Den Tag des Zorns, vor dem ihr selber würdet zu nichte?
Habt ihr nicht anders gewußt das Tier im Menschen zu zähmen,
Gewannet Tugend aus Furcht, sollt ihr des Gewinns euch schämen!
Armselige, denen ein Geist als Schöpfer konnte erscheinen,
Der in der Teufel Gestalt sich selber müßte verneinen!
Die ihr das eigne Gesicht geliehen dem Gottesbild,
In fressendes Flammenphantom gewandelt das Wehen mild,
Das flüchtiger Stunden Fehl vergälte mit ewigen Qualen —
Es mußte auf Erden schon das Böse die Schuld bezahlen.
Und hattet ihr es geglaubt in Glück und Glanze zu sehn,
So sah doch Gott ihm durchs Herz die Schauer der Schrecken wehn.
Nie schuf die ewige Liebe sich Stätten für ewige Pein —
Doch Göttliches nur vermag in ihrem Strahle zu sein:
Das Sehnenempor, Verzeihn, das Anderelleben —
Der Ichgeist ist Staub und muß vor Gottes Lichte zerstieben!"

Wohl sind im Strahle sodann, bevor er wieder verglommen,
Viel tausend — auch jener Schar — durch's himmlische Thor gekommen.
— Die Ketzerrichter, der Rabbi, das Konsistorium —
Ich fürchte, sie fliegen noch als kosmischer Staub herum!

München. A. Niedermann.

Tierschau.

Durch einer Tierschau Festgewühl
Schritt ich mit hoch erhobnem Haupte.
Ein wildes Jupitergefühl
Mir längst schon Ruh und Mitleid raubte.

Es regte sich ein grimmer Zorn
In mir mit Kirkes Zauberkräften,
Mit meinem Stab riß ich nach vorn
Die Menge, fort von den Geschäften.

Und sprach: „Wozu noch euer Vieh
Bekränzen, krönen herrschaftstrunken?
Viel tiefer ja, ihr wißt nicht wie,
Seid selbst ihr schon herabgesunken!

Da, wo dein feister Ochse steht,
Stell dich jetzt selber hin, du Bauer!
Du weißt, wer gut vorm Pfluge geht,
Und sieh, ich weiß es noch genauer.

Hier deine Söhne, Stück für Stück,
Zum jungen Schlachtvieh ins Gehege!
Bravo, sie jubeln ob dem Glück
Und ziehen singend ihrer Wege.

Da deine Töchter, — sind sie reif? —
Dort, wo die trächt'gen Kühe brüllen.
Und sind die Euter voll und steif,
So soll'n sie fremde Kälber stillen.

Hier bei dem mächt'gen Bienenstock
Giebt's Arbeit, doch zu wenig Hände.
Ihr Tausende im Lumpenrock:
Vorwärts, und macht dem Ding ein Ende

Da, eine weite Seidenzucht!
Heran, ihr übriges Gesindel!
Und daß mir niemand murrt und flucht,
Seid dankbar, dreht die blut'ge Spindel.

Halt! noch dies Schweinelumpenpack!
Was soll das müßige Geschnüffel?
Hinab zur Tiefe, Sack für Sack,
Holt mir herauf die edle Trüffel.

Hollah, was glotzt ihr mich so an?
Ihr wart einst Menschen? — habt's vergessen!
Jetzt seid ihr Bestien, drum packt an —
Ich gebe euch dafür zu fressen.

Und horch? Zufriedenes Gebrumm
Und Grunzen scholl von allen Enden,
Als hieß es rings: „Fürwahr nicht dumm,
Wir haben gar nichts einzuwenden.“

Genua. Herm. Anders Krüger.

O Jugendzeit!

(Frei nach Paul Verlaine.)

Der Himmel dort oben über dem Dach
so blau, so still.
Der Zweig dort oben über dem Dach
schon schlafen will.

Das Glöcklein klingt zum Himmel empor
so silberrein.
Ein Vöglein singt zum Himmel empor
Nachtmelodein.

Mein Gott! Mein Gott! wie ruhevoll
das Leben liegt.
Fern über der Stadt auch ruhevoll
ein Ton sich wiegt.

Du weinst? Was bricht dir das Herz entzwei?
Was ist geschehn?
O Jugendzeit! Sie ging vorbei
auf Nimmerwiedersehn.

Zwiegespräch.

(Frei nach Paul Verlaine.)

Im weißen Schnee die Buchen stehn.
Zwei Schatten leise vorübergehn.

Die Lippen so bleich sich zusammenschmiegen,
Die Augen so still in den Höhlen liegen.

Es rühren im Hain, so weiß verschneit,
Zwei Schatten an die Vergangenheit.

„Gedenkst du noch der seligen Stunden?“
„Die seligen Stunden sind längst entschwunden.“

„Klopft dir das Herz noch beim Namen mein?
Erschein' ich dir noch im Traume?“ — „Nein!“

„O schöne Zeit! O Glück, so unsäglich!
Da die Lippen sich fanden!“ — „Das ist wohl möglich.“

„Und der Himmel so blau, und die Hoffnung so grün!“
„Der Himmel ist schwarz, die Hoffnung ist hin.“ . . .

. . Der Hain steht stumm, sie wandeln sacht.
Zwei Schatten verwehn in der weißen Nacht.

Frankfurt a. M. Kurt Aram.



Burch Mitsu.

Von Georges Eekhoud.

Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen.

Onse vorderen waren vri,	So frei wie Ahn und Urahn war,
En vri so bliven wi,	Wollen auch wir bleiben immerdar,
So lanc een hert dat lafheid haet	So lange die Herzen der flämischen Jungen
In eenen Keerlenboesem slaet.	Von Feigheit und Knechtssinn noch nicht sind bezwungen.

(Lied der flämischen „Kerels“.)

I.

Früher verbrachte ich alljährlich ein paar Tage in Ostende. Mich leitete dabei nicht etwa die Absicht, die Allerweltsmode mitzumachen und das Heer der reichen, genußhungrigen Müßiggänger, das die elegante Strandpromenade ständig bevölkert, zu vermehren, nein, ich kam einzig und allein zu dem Zwecke dorthin, wieder einmal die frische, kräftige Seeluft in vollen

Zügen zu atmen und die Poesie des hübschen Landschaftsbildes auf mich wirken zu lassen.

In meinen Augen ist unsere westflämische Küste auch heute noch immer das Heimatsland der wildtrotzigen „Kerels“ der ersten Jahrhunderte, jener „Kerels“, die sich das normännische Raubgesindel so wacker vom Leibe hielten, und die in ihrem unbezwinglichen Freiheitsdrange sich lange dem Joche nicht beugen wollten, das die Isegrims, die Feudaltyrannen der alten Zeit, ihrem Nacken aufzuzwingen trachteten.

Zur Zeit der Badesaison leben die alten Isegrims von ehedem in den Vertretern jener internationalen Gesellschaft wieder auf, die sich aus Börsenjobbern, deutschen Juden, eleganten Dirnen nebst deren Anhang von tadellos gekleideten Zuhältern, Abenteurern und Industrierittern vornehmster Prägung zusammensetzt. Die schlimmsten Exemplare dieser neuzeitlichen Isegrims aber haben sich im Lande zu dauerndem Aufenthalt niedergelassen, sie nennen sich heutzutage Rheder oder Fischhändler und sehen in unserer armen Fischerbevölkerung, den „Kerels“ der modernen Zeit, nichts weiter als einen Haufen ausbeutungswürdiger Lohnsklaven, die ihren Händen auf Gnade und Ungnade übergeben sind.

Ich muß sagen, daß mir die riesigen Fremdenherbergen, die eleganten Villen, so da allerhand fremdländische Bezeichnungen und Frauenzimmernamen an der Stirnseite tragen, und all die andern Heimstätten des zugereisten Protzenvolks noch immer den besten Eindruck machten, wenn ich sie in angemessener Entfernung von der See her in Augenschein nahm. Der armselige Aufputz und die lächerlichen Kinkerlitzchen der neumodischen Architektur verblaßten dann mehr und mehr, dafür aber traten die massigen Proportionen und großen Linien um so wirkungsvoller hervor und gaben dem Panorama des Festlandes einen Abschluß, den man fast imposant nennen konnte.

Meiner Neigung hätte es nie und nimmer entsprochen, mich in einem der mehr oder weniger prunkvollen Hotels Ostendes brandschatzen und schröpfen zu lassen, selbst wenn ich die notwendigen Barmittel besessen hätte, um mir einen derartigen Luxus zu gestatten. Ich zog es ganz im Gegenteil vor, irgend einen der kleinen Gasthöfe als Absteigequartier zu wählen, die in dem von der ärmeren Bevölkerung bewohnten Stadtteile belegen und ein Mittelding zwischen der flämischen Herberge und dem angelsächsischen Boardinghouse sind. Mit seiner ockergelben Fassade, den mit grünen Holzladen umkleideten Fenstern, hinter denen die scharlachroten Blüten pausbackiger Geranien hervorlugen, macht solch ein Gasthof den angenehmen Eindruck behäbiger Wohlanständigkeit, der durch einen Zug harmloser Gutmütigkeit entsprechend gemildert wird. Drinnen ist alles blitz-

blank und schmuck, allüberall macht sich das Walten jener peinlichen Sauberkeit bemerkbar, die als besondere Eigentümlichkeit der Kriegsschiffe gerühmt und gepriesen wird. Riesige Krabben umrahmen abwechselnd mit den Reklameplakaten der großen Dampferlinien den hochragenden Pfeilerspiegel des Speisezimmers, die ungeschlachten Dinger bilden einen wirksamen Gegensatz zu den niedlichen Puppenfigürchen buntgekleideter Babies und Misses, die, aus den Weihnachtsnummern der englischen illustrierten Journale herausgeschnitten, als Wandschmuck Verwendung finden.

Am liebsten aber verweilte ich in dem vorderen Raume, der eigentlichen Gast- und Schenkstube, einem Lokal, das sich vorzugsweise durch urkräftige Eigenart und wohlige Behaglichkeit auszeichnet. Oben auf dem blankgescheuerten Zinkaufsatz des Wandregals paradiert in Reih und Glied das Heer vielgestalteter Flaschen und Krüge und harrt des Marschbefehls, der es zur Teilnahme an der Bierschlacht herbeiruft. Unter den weitbauschigen Glasglocken, die an Größe Pantheonskuppeln gleichen, breiten sich kalte Hammelkeulen, Roastbeefs und gewaltige, achtunggebietende Yorker Schinken, deren blutsickernde, saftige Schnittflächen gar verlockend hindurchschimmern. Von Zeit zu Zeit erhebt sich die Wirtin, eine aus England eingewanderte Ostenderin, wetzt das breitklingige Küchenmesser und schneidet mit der lässigen Gebärde einer satten Menschenfresserin eine mächtige Scheibe ab, die der Schiffskapitän, der Schaluppenmaat, der mit seiner Yacht vor Anker liegende Sportsman und der mit dem Postschiff gelandete Reisende mit begehrlichen Raubtierblicken beäugeln.

Ja, wahrhaftig, es ist gut sein in solch einer behaglichen appetitlichen Ostender Kneipe!

Und bei alledem das unterhaltende und abwechselungsreiche Bild des lustigen Hin und Her des seefahrenden Volkes, das ohne Unterlaß kommt und geht! Vom bärtigen Steuermann angefangen bis herab zum kleinen pausbackigen Schiffsjungen finden sich hier alle Rangstufen der Schiffsmannschaft vertreten, die mit schlenkernden Armbewegungen und schwankendem Wiegeschritt schwerfällig ihren Kurs steuert. Hier sieht man Franzosen aus Dünkirchen, deren Namen — Marie-Saint-Esprit-des-Anges z. B. — so stolz und majestätisch wie die Posaunen des jüngsten Gerichts klingen; sie waten in plumpen, übergroßen Wasserstiefeln, die bis zu den Oberschenkeln hinaufgezogen sind, tragen eine Art Zipfelmütze auf dem Kopfe, und die abgetragenen, schlecht sitzenden Sachen, die sie auf dem Leibe haben, sind grade so schlampig wie die Wäsche, die längst die Farbe der Unschuld verloren hat und die in zahlreichen Streifen und Flecken die Spuren der verschiedenartigsten Getränke erkennen läßt. Dort stehen englische Blaujacken, die flache Matrosenmütze weit auf den Hinterkopf zurückgeschoben, an Ge-

schwätzigkeit und großsprecherischer Prahlsucht können sie es mit ihren französischen Kameraden zwar nicht aufnehmen, dafür aber übertreffen sie sie in Bezug auf untadelige Sauberkeit der äußeren Erscheinung um ein gewaltiges, freilich zeichnen sie sich dabei auch durch grämliches, händelsüchtiges Wesen und eigenmächtiges Herrschaftsgelüst nicht eben vorteilhaft vor jenen aus. Neben den Vertretern der beiden Nationalitäten spielen die Ostender Fischer selbst, obwohl sie die Blüte der einheimischen Bevölkerung darstellen, eine recht klägliche Rolle. Es sind samt und sonders schöne stattliche Burschen von bescheidenem Aussehen und ruhigem, gesetztem Wesen, aber man sieht es ihnen nur zu gut an, daß sie sich in der Umgebung nicht recht heimisch fühlen. Scheu und verlegen drücken sie sich in den Ecken herum und machen so den Eindruck von linkischen Tölpeln, denen es in dieser kosmopolitischen Kneipe nicht recht geheuer ist, während ihre Rivalen von Grimsby und Ramsgate, die sich freilich auch seitens ihrer Regierung einer ganz anderen Fürsorge zu erfreuen haben als unsere belgische Fischerbevölkerung von seiten der ihrigen, mit der Sicherheit von Leuten auftreten, die in ihrem eigenen Hause sind. An Ton und Ausdruck der Unterhaltung, an den Blicken, die man sich gegenseitig zuwirft, an der Art, wie die Gruppen einander von Tisch zu Tisch zutrinken, erkenne ich unschwer die stillen Herausforderungen, die dann draußen in Boxkämpfen und Messeraffären zum Austrag gebracht werden.

Obgleich unser Wirt, ein baumlanger Teufelskerl von Engländer, der früher die Strandräuberei betrieben, und der auch jetzt noch hier und da als Schmuggler ein weniges nebenbei verdient, es im Herzen natürlich mit seinen Landsleuten hält, ist er doch redlich bemüht, unparteiisch seines Amtes zu walten. Unweigerlich würde er jeden Raufbold, der sich beifallen ließ, Skandal anzufangen, beim ersten Anlaß ohne Umstände zur Thüre hinausbefördern, und seiner entschlossenen Haltung ist es auch zu danken, daß Zank und Streit, die der Nebel des Hopfens und Alkohols werden und wachsen läßt, sich gemeinhin erst später außerhalb der Grenzen seines Hausrechts in Thaten umsetzen.

Unterdessen sorgen Gesang und Tanz dafür, daß die Zeit schnell und angenehm vergeht. Hier plärrt ein Bootsmannsmaat, der an Bord wie ein Heide zu fluchen und zu wettern pflegt, mit der schämigen Unbeholfenheit einer eben eingesegneten Jungfrau Romanzen blaublümigster Art, dort tanzt man eine Bourrée*) zu den quietschenden Tönen des Dudelsacks. Je verwegener und wilder die Beine des Tänzers — der vierschrötige Bursche ist seines Zeichens ein angehender Steuermann — in der Luft herumwirbeln,

*) Ein der Gavotte verwandter altfranzösischer Tanz munteren Charakters.

desto ernster und nachdenklicher wird sein Gesicht, dessen Züge mehr und mehr den Ausdruck schwermütiger Sehnsucht annehmen. Kaum ist aber die Vorstellung beendet, so hellt sich auch das finstere Gesicht wieder auf, mit der Mütze in der Hand geht er lächelnd von Tisch zu Tisch und sammelt zum Besten der hinterbliebenen Waisen eines Kameraden, der zu viel Wasser geschluckt hat oder aber — er braucht, weiß Gott, keine Ausrede zu machen, es regnet darum nicht weniger Münzen in die Mütze — er heischt die milde Gabe für die Mannschaft des auf der Fahrt befindlichen Schiffes!

Wie vielen solchen gemütlichen Seemannslustbarkeiten habe ich im Laufe meines Lebens beigewohnt! Wie oft habe ich rauchend und trinkend in diesen Schifferkneipen gesessen und mir die Zeit damit vertrieben, die Leute zu beobachten, ihren Gesprächen zu lauschen und mich durch ihre gruseligen Geschichten aufregen zu lassen! Wie wohlig empfindet der übermüdete Körper die behagliche Ruhe nach den anstrengenden Bädern und Spaziergängen des Tages! Dunkler und dunkler färbt sich der schwarzblaue Sammetteppich, den die nächtliche Dämmerung in den Rahmen der geöffneten Thür spannt, auf den Mastspitzen der im Hafen ankernden Schiffe flammen die funkelnden Signallichter auf und flimmern als blitzende Rubine neben den strahlenden Brillanten des nächtlichen Sternhimmels. — — Good night! Des süßen Weines voll steuert das Schiffervolk schwerfällig heimwärts, die Füße wollen nicht recht mehr gehorchen, und lange noch hört man das gleichförmige Stampfen ihrer unsicheren Tritte. Ganz hinten aber, in der Nacht der fernen Uferstraßen und in den Spelunken, in denen der Lärm und Radau zechender Nachtschwärmer noch nicht verstummt ist, gellt von Zeit zu Zeit ein schrilles „Harop! Harop!“, der Kampf- und Sammelruf der altflämischen „Kerels“.

Der stumpfsinnige, gleichgültige Flamländer wandelt sich urplötzlich wieder in den heißblütigen, kampffrohen Streithahn, der uns von den Volksaufständen her ein lieber alter Bekannter ist. Hütet Euch, Ihr Engländer! Das gilt für Dich, der Du Deinen schmachtlappigen Singsang herunterleierst, wie für Dich, der Du so übermütig das Tanzbein schwingst! Nehmt Euch in Acht! Harop! Harop!

Mein erster Blick, wenn ich früh morgens das Fenster öffne, fällt auf die Fischerbarken, die, Bord an Bord gedrängt, vor Anker liegen, als wollten sie sich fröstelnd eng aneinander schmiegen, während auf der Höhe ihrer Masten winzige Flaggenfetzen lustig im Winde züngeln. Wenige Augenblicke später sind alle wie durch Zauberspuk dem Auge entschwunden. Kein Boot ist im Hafen zurückgeblieben, und still und verlassen liegt jetzt das Wasserbecken da. Hurtig sind die Segel gesetzt und die Anker gelichtet,

fest aneinander geseilt hat sich die Bootsflotte vom Dampfer aus dem Hafen schleppen lassen, um dann mit der Flut in See zu gehen. Wenn es das Meer gut mit ihnen meint und Wind und Wetter günstig sind, werden alle Barken nach einigen Stunden wieder im Hafen vor Anker gehen.

Vor mir erhebt sich das umfangreiche Gebäude der Fischhalle, wie Angelusläuten klingt von ihrem Turme herab der Klang der großen Glocke, die den Beginn der in kurzen Zwischenräumen erfolgenden Fischversteigerungen verkündet. Der Weihrauch, der die weiten Räume dieser mächtigen Halle durchzieht, verbreitet überall den nicht eben angenehmen aber kräftigen Geruch zahlloser Fischleichen, die, in Körben und Kästen gehäuft, von starkknochigen Schiffsjungen und Fischern vom Quaiufer weggekarrt werden; auf dem Schienenstrange, der den Hafen mit dem Bahnhofe verbindet, harrt ein ganzer Wagenpark der Ladung, um den gierigen Landratten die leckere Nahrung zuzuführen. In den Abendstunden und an den Sonntagen müssen die leeren großen Eisenbahnwagen als von der Jugend gern benutzte Spiel- und Tummelplätze herhalten, deren prächtige Verstecke von den starkknochigen und rotbackigen Sprößlingen der außerordentlich fruchtbaren Fischerbevölkerung nach Gebühr gewürdigt werden. Selbst im Spiel schon verrät sich bei den übermütigen Schlingeln, deren Mehrzahl dazu bestimmt ist, den Fischen dereinst als Nahrung zu dienen, die plumpe Art der geborenen Seebären! Wie vielen dieser mutwilligen Schalksnarren ist es wohl vergönnt auf dem Festlande zu sterben? Denn man glaube nur nicht etwa, daß das Meer stets das sanftmütige Schmeichelkätzchen ist, das da die vornehme Gesellschaft zur schönen Sommerszeit mit glattem Sammetpfötchen hätschelnd liebkost!

Nein, man kann nicht einmal sagen, daß sich das Meer sonderlich freigebig und edelmütig denen gegenüber zeigt, die sich tagtäglich auf das trügerische Wasser hinauswagen. Im Grunde würde freilich die Lage der armen Fischer keine bessere sein, auch wenn es anders wäre, denn so reich und ergiebig auch ihr Fang sein mag, der ganze Gewinn und Lohn ihrer mühseligen Thätigkeit fließt doch in die Geldschränke der habgierigen, mitleidslosen Makler, die als Vermittler zwischen Fischern und Großhändlern ihres Amtes walten.

Welch angstvolle Aufregung erfüllt das Fischerquartier, wenn die See ihren schlechten Tag hat, wenn sie sich in wildem Trotz aufbäumt und unruhig wälzt wie ein Weib in Kindesnöten, denn ihre Wehen bringen nichts lebendiges hervor, nur Tod und Verderben gebiert das kreisende Ungeheuer! Erleichtert atmen dann die Ostender Fischerfrauen erst wieder auf, wenn keiner ihrer Angehörigen mehr draußen ist und alle Barken den schützenden Hafen glücklich erreicht haben. An solchen Tagen der Not und Sorge drängt

und schiebt sich auf dem Landungsplatz ein Haufen bekümmerten Volkes, ängstlich mustern die starren thränenumflorten Augen der Weiber den Horizont, ob sie nicht das Segel des Vaters, des Gatten, des Bruders, des Bräutigams, des vielgeliebten Sohnes erblicken können. An solchen Tagen feiern auch die Schornsteine der elenden Hütten, aus denen sonst zur Mittagszeit krause Rauchflocken lustig in die Höhe wirbeln, und die letzten Groschen, die für den äußersten Notfall zurückgelegt wurden, verzetteln sich dann auf den Schenktischen der Kneipen, in denen man die herzbeklemmende Angst noch am besten zu betäuben vermag. Der knurrende Magen läßt selbst die Kleinen das gewohnte Spiel vergessen, wimmernd und schreiend klammern sie sich an die Röcke der Mütter, denen sie auf Schritt und Tritt folgen.

Wind und Wetter scheinen aber noch nicht ausreichend genug unter der Bevölkerung aufzuräumen, und so gesellen sich dann von Zeit zu Zeit Cholera, Typhus und Pocken dazu, um den wimmelnden Haufen der Elenden zweckentsprechend zu lichten, die, wenn man es recht betrachtet, im Grunde ihres Herzens heilsfroh sein müssen, von einem Leben erlöst zu werden, das ihnen nichts als Not und schwere Arbeit bringt. Nichtsdestoweniger schießt die junge Saat bald wieder üppig in die Höhe und füllt die Lücken, die der Tod gerissen. Auf einen Ertrunkenen kommen immer sechs Neugeborene, der Vater tritt in die Nacht des Wellengrabes ein bevor sein Jüngstes noch das Licht des Tages erblickt hat! Und wie die Geranienstöcke, die sich an den Fenstern der armseligen Hütten in die Höhe ranken, allsommerlich die gleiche Zahl von Blüten treiben, so zeigt auch der Hausstand der Fischer beständig die gleiche Kopfzahl!

Die Greise, die draußen auf den Thürschwellen kauern, sind fast ebenso zahlreich wie die Weiber und Kinder, denn es hat den Anschein, als ob der Ocean besonders lüstern nach den Männern ist, die in der Blüte der Jahre stehen. Zu wiederholten Malen verwitwet, haben die Frauen Kinder aus verschiedenen Ehen — man könnte auch sagen Waisen aus verschiedenen Stürmen — und ihr letzterwählter Gatte ist des öfteren kaum älter als ihr Erstgeborener!

Wie oft bin ich durch die engen, häßlichen, und wie ich gleich hinzusetzen will, schmutzigen und allzu geradlinigen Fischerstraßen gewandelt, die aber durch ihre Bewohnerschaft ein so malerisches Gepräge erhalten. Wie aus einer Nürnberger Spielzeugschachtel aufgebaut, gerade so zierlich und puppig erscheint die Stadt mit ihren buntscheckigen Häusern, wenn man von der Ebene her, am neuen Leuchtturm stehend, den „Quai des Pêcheurs" zu Gesicht bekommt.

Vor einer mit Obstkörben umstellten Bude mache ich Halt und belustige

mich damit, unter das kleine Volk, das mit großen lüsternen Augen auf die leckeren Schätze sieht, ein Pfund rotschimmernder oder schwarzer Kirschen zu verteilen. An den Hauseingängen sitzen Gruppen plaudernder Frauen, die damit beschäftigt sind, Netze auszubessern oder für ihre Männer eine jener nahtlosen blauen Wolljacken zu stricken, in denen die massigen Körperformen ihrer Träger so plastisch zur Geltung kommen.

Wollte man die stämmigen Gesellen, deren lebhaftes Treiben den „Quai des Pêcheurs“ ständig belebt, nach der lässigen Art ihres Auftretens und dem äußeren Schein allein beurteilen, man müßte unweigerlich zu dem Schlusse kommen, daß die Ostender Fischer die faulsten Arbeiter der Welt sind. Phlegmatisch und gelangweilt schlendern die ungeschlachten Hünen längs der Quaimauer hin, lungern auf den Landungsplätzen herum, oder sie liegen platt auf dem Bauche, blinzeln schläfrig in die Wolken und halten von Zeit zu Zeit scharfen Ausguck nach den Segeln der Kameraden, die sich fern am Horizont abzeichnen. Rotgelb wie frisch gebrannte Ziegel schimmert der Teint des einen, während die Gesichtsfarbe anderer wieder den satten Farbton gebeizten Holzes zeigt, ihnen allen gemeinsam aber ist die schwielige, wetterfeste Haut, die so hart wie das Schwarzbrot ist, das sie essen. Wer da sieht, wie sich die Kerle herumbalgen oder vor einem Glase Bier eine Ewigkeit vertrödeln, würde nie erraten, welche Summe von Arbeitskraft und Energie in ihnen steckt.

In der Saison ist der Landungsplatz der bevorzugte Sammelpunkt für alle diejenigen, die nicht mit dem Fischfang beschäftigt sind, hier warten sie auf Kundschaft, und wenn sich irgend ein Spaziergänger naht, so stürzen sie sich dienstbeflissen auf ihn, um ihre kleinen Boote für eine Lustfahrt in See anzubieten. Von zehn Angesprochenen gehen sicher neun ärgerlich weiter, ich selbst schenkte anfangs den demütigen Anerbietungen dieser kleinen Gewerbetreibenden kaum Gehör und wartete ungeduldig, bis sie ihr Sprüchlein in ihrem französischen Kauderwelsch glücklich zu Ende geradebrecht hatten.

„Belieben der gnädige Herr bei dem schönen Wetter eine kleine Tour in See? — — Ich habe ein gutes Boot und verstehe mein Handwerk! Nun, gnädiger Herr, wie wär's?“

So hatte ich auch eines Tages wieder den gewohnten ablehnenden Bescheid erteilt und war gerade im Begriff weiter zu gehen, als ich beim flüchtigen Aufschauen in ein Gesicht blickte, in dem sich ein solch bestürzter Ausdruck schüchterner Hilflosigkeit und verzweifelten Flehens malte, daß ich unwillkürlich den Schritt hemmte und meine Bereitwilligkeit erklärte, mich der Nußschale des braven Burschen anzuvertrauen. Nachdem er mit ein paar kräftigen Ruderschlägen sein Boot in das Fahrwasser herausgebracht hatte, machte er sich hurtig daran, den Mast einzusetzen und das Segel zu hissen.

Es war ein lang aufgeschossener Blondkopf von gesunder ziegelroter Gesichtsfarbe, stämmig und kräftig entwickelt wie ein Mann in den besten Jahren, obwohl er das gestellungspflichtige Alter noch nicht erreicht hatte. Der blutrote, fleischige Mund mit dem verträumten Zug um die trotzig aufgeworfenen Lippen barg zwei Reihen schneeweißer und kerngesunder Zähne. In dem offenen, freimütigen Gesicht, dessen kindliche Zutraulichkeit zu der stattlichen Gestalt mit den stahlharten Muskeln so gar nicht zu passen schien, leuchteten ein Paar herzlich blickende blaue Augen mit der tiefen und sinnbethörenden Farbenglut einer schwülheißen Julinacht. Über die Wolljacke waren die bauschigen Fischerhosen weit heraufgezogen, die ein rindslederner Leibriemen zusammenhielt, auf den Hinterkopf zurückgeschoben saß die kleine Mütze der Ostender Schiffer. Der Körper, der in diesen Kleidern steckte, bewahrte in jeder seiner Bewegungen die sichere Ruhe und graziöse Anmut, die weder Zwang noch Künstelei kennt. Ich habe von jeher eine ausgesprochene Vorliebe für die Leute aus dem Volke gehabt, aber noch keinem war es bisher gelungen, mich gleich bei der ersten Begegnung so für sich einzunehmen wie dem Burschen, mit dem ich da in die See hinausfuhr.

Bald war eine Unterhaltung zwischen uns im Gange. Ich mußte ihm wohl besonderes Vertrauen einflößen, auch mochte er fühlen, daß ihm kein Gleichgültiger gegenübersaß, genug, er rückte gleich auf dieser ersten Fahrt ordentlich mit der Sprache heraus und erzählte mir eine ganze Menge Einzelheiten über seine Person, seine Familie, seine Verhältnisse und seinen Beruf.

Er hieß eigentlich Burchard Mitsu, war aber unter seinesgleichen nur unter dem abgekürzten Namen Burch Mitsu bekannt. Er war der zweite von fünf Söhnen, sein älterer Bruder diente an Bord eines Fahrzeuges, das die Hochseefischerei betrieb und das zur Zeit des Kabeljaufanges, wie die französische Fischerflotte von Paimpol, bis nach Grönland, Neufundland und Island steuerte. Burch rühmte mir die Vorzüge dieses Bruders in Ausdrücken höchster Begeisterung und schien kein erstrebenswerteres Ziel zu kennen, als dereinst in die Fußstapfen dieses Musters eines tüchtigen Seemanns und Fischers zu treten. Vorerst aber bereitete er sich an Bord der heimischen Barken, die sich mit der Küstenfischerei beschäftigen, für die höhere Laufbahn vor. Es machte mir kein geringes Vergnügen, dem braven Jungen zuzuhören, wenn er von sich und den Seinigen sprach. Wie schlicht und natürlich klang alles, was er von dem mühseligen Leben der Fischer und den unglaublichen Hungerlöhnen, die sie als Entgelt für ihre aufreibende und gefährliche Thätigkeit erhielten, erzählte! Wie rührend und anschaulich zugleich wußte er die Hausstandssorgen seiner Mutter zu schildern, die, mit einem Haufen Kindern als Witwe zurückgeblieben, sich wacker quälen und

placken mußte, um die kleine Gesellschaft zu nähren, zu kleiden und halbwegs durchs Leben zu bringen. Über dem Plaudern wurden aber Segel und Steuer nicht vergessen. Scharf hob sich die stolze Silhouette Burchs von dem unbegrenzten Meereshintergrunde ab. Je länger ich den Worten meines Gefährten lauschte, desto öfter mußte ich an jene Stelle des Goetheschen Romans denken, wo Werther von dem gewaltigen Eindruck spricht, den der von einem Knecht gegebene Bericht eines dörflerischen Liebesabenteuers, in dem der Erzähler selbst die Rolle des Helden spielt, auf ihn gemacht hat. Der Bursche, dessen männlicher und schmiegsamer Stimme ich mit Vergnügen lauschte, war erfüllt von einem Pflichtbewußtsein, das mit festen Wurzeln tief in seinem Innersten haftete, jeden Ton und Ausdruck seiner phrasenlosen Redeweise durchpulste die heiße Blutwelle des lebhaft und tief empfindenden Proletarierherzens. Es war der heilige Kinderglauben einer unschuldigen, harmlosen Natur, der sich hier in schlichten Worten aussprach, eine jener Naturen, die mit logischer Überzeugungstreue, instinktivem Gerechtigkeitsgefühl und hochherziger Lebensauffassung die absolute Unfähigkeit verbinden, etwas auf krummen Wegen zu erreichen und sich durch schlaue Ränke und Kniffe hervorzuthun.

„Es dürfte nicht eben leicht und auch nicht ungefährlich sein, den Burschen da zum äußersten zu treiben," dachte ich bei mir. „Ist er aber erst einmal aus seiner Ruhe aufgeschreckt, dann wird er sich sicherlich nie und nimmer dazu verstehen, klein beizugeben."

Meine Zuneigung für den jungen Mitsu steigerte sich von Tag zu Tag, und wenn es halbwegs ging, waren wir beide draußen auf See und segelten längs der Küste bis nach La Panne auf der einen und nach Knocke auf der anderen Seite.

Ich hatte mich bereits so an den Verkehr mit Burch gewöhnt, daß ich die Tage, an denen die ungünstige Witterung den gewohnten Ausflug vereitelte, als verlorene betrachtete. Zuweilen traf es sich auch, daß mein Freund von anderer Seite engagiert war; mehr um ihm einen Gefallen zu thun, als um meinetwillen, sah ich mich dann genötigt, mit dem Boot und den Diensten eines seiner Kameraden, die er mir für derartige Fälle empfohlen hatte, vorlieb zu nehmen. Erst später wurde es mir klar, daß der brave Bursche solche Gelegenheiten gern und mit Absicht herbeiführte, um einem vom Glück weniger begünstigten und bedürftigen Kameraden einen lohnenden Verdienst zu überweisen. Ich habe mich übrigens über diese Ersatzmannschaft nie zu beklagen gehabt, es waren eben so tüchtige Seeleute wie Burch selbst, und nie kam es einem in den Sinn, sich selbst auf Kosten des andern herauszustreichen, in der Absicht, dem abwesenden Kameraden einen guten Kunden abspenstig zu machen, ein Verfahren, das in dem

grausamen Daseinskampf, den heutzutage ein jeder zu führen genötigt ist, leider gang und gäbe ist; nein, sie waren ganz im Gegenteil ausnahmslos bestrebt, im denkbar besten Sinne von Burch zu sprechen, seine seemännische Tüchtigkeit zu rühmen, und die Berichte, die er mir selbst über seine Familie gegeben, zu bestätigen und in Bezug auf Einzelheiten, die der Allzubescheidene unausgesprochen gelassen hatte, zu ergänzen.

Immer, wenn mein kurzer Ferienurlaub seinem Ende entgegenging, überschlich mich ein banges Gefühl tiefer Niedergeschlagenheit, das sich dieses Jahr heftiger als sonst äußerte.

Das Meer hat eine solch gewaltige Macht über mich und trägt in solchem Grade zu meinem seelischen Wohlbefinden bei, daß ich stets unter dem Banne einer herzbeklemmenden Angst stehe, wenn die Stunde gekommen ist, Abschied zu nehmen, um wieder in den städtischen Höllenpfuhl unterzutauchen. Kaum vermochte ich mich der Thränen zu erwehren, wenn ich erst wieder im Eisenbahnwagen saß und, ans Fenster gelehnt, nach dem Leuchtturm starrte, dessen Silhouette hinter der grünen Hecke der vom Westwind gepeitschten Bäume langsam meinen Blicken entschwand!

Jetzt, wo ich endlich einen Menschen gefunden hatte, in dem sich mir der eigentümliche Reiz der Landschaft so lebendig verkörperte, ein Wesen, das sich in vollster Übereinstimmung mit der Natur, die es umgab, befand, wurde mir der Abschied erst recht schwer! Eine Landschaft mag so schön sein wie sie will, nach meinem Gefühl ist und bleibt der Mensch allein der wahre Mittelpunkt und beredtste Zeuge ihrer Reize, was auch grämliche Misanthropen und querköpfige Landschaftsmaler dagegen einwenden mögen. Oft bedarf es nur des Erscheinens eines menschlichen Wesens, eines Geschöpfes, das mit festen Wurzeln in der heimatlichen Scholle haftet, um die mannigfachen Einzelzüge der toten Natur in einen Brennpunkt zu sammeln und lebendig zu verkörpern, oder eine Rasse mit der ganzen überlegenen Kraft und Klarheit des Symbols kennzeichnend darzustellen.

So war mir auch dieser einfache Schiffer, der übrigens nie ahnte, wie hoch er in meiner Achtung stand, ein Abbild des geheimnisvollen, ewig jungen Oceans und der adligen Art des furchtlosen, leidgewohnten Schiffervolkes. In der strotzenden Vollkraft seiner blonden Jugend lebte und atmete das Denken und Fühlen ganzer Generationen im Dienste treuer Pflichterfüllung zu Grunde gegangener Seeleute wieder auf. Dieser arme Teufel von Proletarier stand aber auch in innigster Wechselbeziehung zu der flämischen Heimat, der er entstammte; dieses Gesicht, auf dem sich harte Entschlossenheit und innerliche Ruhe malten, diese Augen, die bald in unbändigem Trotzgefühl loderten, bald im sanften Lichte hingebender Milde aufleuchteten, glichen Zug für Zug dem Bilde der Ahnen, wie es vor mei-

nem geistigen Auge stand: so und nicht anders mußten jene „Kerels“ oder „Pieds-bleus“ ausgesehen haben, die einst der Schrecken der Isegrims und Normannen gewesen.

Der letzte Abend meines Ostender Aufenthalts war herangekommen. Ich hatte in Burchs Gesellschaft lange am Strande geweilt, wir hatten uns beide dort zu Füßen des Leuchtturmes gelagert und wurden nicht müde auf das Meer hinauszusehen und seiner Stimme zu lauschen. So waren die Stunden vergangen, ohne daß ein Wort zwischen uns gewechselt wurde. Wir mußten endlich daran denken, unsere Schritte heimwärts zu lenken und Abschied zu nehmen.

Noch einmal schüttelten wir uns die Hände, dann sagte ich mit einem letzten Händedruck: „Auf frohes Wiedersehen also im nächsten Jahr, wenn Sie sich die Sache inzwischen nicht doch noch anders überlegen und mich einmal in Brüssel aufsuchen.“

Bei dem Gedanken, das Wagnis einer Reise ins Binnenland zu unternehmen, wandte Burch statt aller Antwort die Blicke nach der sinnbethörenden Zauberin, die sich wie eine lockende Schmeichelkatze wollüstig zu unseren Füßen reckte, dann sah er mich mit einem gutmütigen, ungläubigen Lächeln an, das beredter, als es Worte vermochten, zum Ausdruck brachte, wie ganz unvereinbar diese Reise sowohl mit seiner Person wie vielleicht auch mit seiner dereinstigen Bestimmung wäre.

Von unten herauf erscholl leise und mahnend das grollende Murren der Meereswogen. Mir war's, als ob die See, das despotische Element, das selbstherrlich und souverän über meinen treuen Genossen gebot, unser Verhältnis mit neidischen Augen betrachte und willens sei, seiner eifersüchtigen Regung nachzugeben; denn gerade als wir uns anschickten, auseinander zu gehen, erhob sich draußen mitten aus der spiegelglatten Fläche eine gewaltige Welle, die sich nach der Seite, wo wir standen, heranwälzte. Mit dumpfem Krachen, das wie fernes Pelotonfeuer klang, zerschellte sie am Wellenbrecher und zerstäubte in einen farbenglitzernden Sprühregen.

II.

Wieder war es Juli geworden, und damit waren auch für mich die paar Rast- und Ruhetage gekommen, auf die ich mich ein ganzes Jahr lang gefreut hatte. Mein erster Gang, als ich in Ostende angekommen, galt meinem Freunde Burch. Ich fand denselben braven, gutmütigen und herzlichen Burschen wieder, den ich ein Jahr vorher verlassen hatte. Bald waren wir wieder die alten Bekannten und so vertraut mit einander geworden, als wenn wir uns nie getrennt hätten. Wie ernst und in sich gekehrt mein junger Freund aber im Laufe dieses Jahres geworden war!

Das entging mir so wenig wie die traurige Thatsache, daß seine gute Laune von ehedem einer zerfahrenen, rasch wechselnden Stimmung Platz gemacht hatte. Auch sein vollkräftiges, weiches Organ, das so hell und klar wie Edelmetall geklungen, hatte sich auffallend verändert, es machten sich jetzt nur allzuhäufig verschleierte, unreine Töne störend bemerkbar, die sich mühselig von seinen Lippen rangen, als schnüre ihm innere Sorge und Gram die Kehle zu. Sein Stolz verhinderte ihn lange, mich zum Vertrauten seines geheimen Kummers zu machen, und so begierig ich auch war, der Sache auf die Spur zu kommen, so war es mir auch wieder peinlich, eine direkte Frage an ihn zu richten, die als eitle Neugierde ausgelegt werden konnte. Ich hatte wohl bemerkt, daß seine Stimme unsicher wurde und zu versagen drohte, so oft ich im Laufe unseres Gesprächs einen herzlichen Ton anschlug und auf sein Geheimnis anspielte, dann füllten sich seine Augen wohl auch mit Thränen und straften das gezwungene Lächeln Lügen, das er seinem Munde abzwang.

Anfangs hatte ich noch immer gehofft, er würde endlich sein falsches Schamgefühl ablegen und das erlösende Wort sprechen. Mein Hoffen und Harren war indessen vergeblich, und so entschloß ich mich denn eines Tages, ihn ohne Umschweife zu fragen, was er eigentlich auf dem Herzen hätte. Burch machte wohl zunächst einen schwachen Versuch, mir meinen Verdacht auszureden, aber das mutige Drauflosreden und das überlaute Lachen meines Freundes konnten mich nicht darüber hinwegtäuschen, daß seine falsche Heiterkeit nichts weiter als eitel Komödie wäre. Ich war meiner Sache viel zu gewiß, um auf halbem Wege stehen zu bleiben, ich spielte deshalb den Gekränkten und wandte mich mit der vorwurfsvollen Frage an Burch: „Ja, haben Sie denn gar kein Vertrauen mehr zu mir?“ Auf meinen Vorwurf des mangelnden Vertrauens stotterte der Unglückliche einen Schwall von Worten, aus denen ein unterdrücktes Schluchzen deutlich herausklang, er schien auf dem Punkte in Thränen auszubrechen und mühte sich vergeblich, die aufsteigende Rührung durch krampfhafte Hustenversuche schicklich zu verdecken. Aber das Eis war nun endlich gebrochen. Mit beredten Worten schilderte mir der brave Bursche seine jämmerlichen Verhältnisse, die elende Lage seiner Angehörigen und den wachsenden Notstand der heimischen Fischerbevölkerung. Um das Unglück voll zu machen, müsse er diesen Winter auch noch zur Gestellung, und bei seiner tadellosen Körperbeschaffenheit hätte er wohl so gut wie keine Aussicht frei zu kommen, wenn er bei seinem ausgesprochenen Pech eine schlechte Nummer ziehen sollte! Mit dem gefährlichen und mühseligen Fischergewerbe sei heutzutage nichts mehr zu verdienen, dabei würde aber der Lebensunterhalt von Tag zu Tag teurer. Der Fang sei zwar noch immer so ergiebig wie in früheren Jahren, und

an Fleiß und thatkräftiger Mühe ließen sie es wahrhaftig auch nicht fehlen, trotzdem aber wäre es ihnen ganz unmöglich, auf einen grünen Zweig zu kommen. Wie ginge es nur zu, daß die Reichen, die sorglos und unbekümmert in den Tag hinein lebten und Maulaffen feilhielten, immer wohlhabender würden, während die Armen allein die Zeche zu bezahlen hätten. „Ist es denn nicht ein himmelschreiendes Unrecht, Herr," rief Burch erregt, „daß wir bei Aufbietung aller Kräfte nicht einmal so viel verdienen, um uns satt zu essen? Der kärgliche Lohn schrumpft bei den ewigen Abzügen, die wir uns von den Arbeitgebern gefallen lassen müssen, immer mehr zusammen. Und daß sich die Herren uns gegenüber je übermäßig angestrengt hätten, kann kein Mensch behaupten! Wenn wir halbwegs so viel verdienen, um unseren Hunger zu stillen, sind wir mit unserem Schicksal ja ganz zufrieden. Du lieber Gott, was stellen wir denn für Ansprüche ans Leben? Hin und her ein vergnügter Tag, ein farbiges Kopftuch oder ein silberner Fingerring für unseren Schatz, einige „Babelleers"*) für das kleine Volk, ein Paar gestickte Pantoffeln oder gesteppte, hochhackige Lederschuhe, um nach gethaner Arbeit vor unseren Mädchen stolz als Stutzer zu paradieren, dazu noch eine Handvoll „Censs"**) in der Tasche unserer guten schwarzen Hosen, die, wenn es gut geht, alljährlich zur Osterzeit einmal erneuert werden, damit wir uns in den Tanzsälen unten am Hafen einen „Flikker"***) und ein oder zwei Liter Braunbier leisten können, ja, das ist der ganze Luxus, den wir uns gestatten, und den hat man uns bisher auch noch immer gegönnt! Wir haben das Leben stets auf die leichte Schulter genommen, und wollte es ja einmal nicht so gehen wie es sollte, nun, dann bissen wir eben die Zähne zusammen und trösteten uns mit dem Gedanken, daß auf Regen noch immer Sonnenschein gefolgt ist!"

Inzwischen war auch Gust, Burchs älterer Bruder, an Bord der Hochseeflotte, wieder zu dem Heimathafen zurückgekehrt. Die beiden Brüder glichen einander wie zwei Tropfen Wasser, und wenn man Gust in der vollen Blüte seiner gereiften Männlichkeit vor sich stehen sah, so wußte man genau, wie Burch in zwei Jahren ausschauen würde. Bei einer unserer gewohnten Segelpartien, an denen die beiden Brüder jetzt regelmäßig gemeinschaftlich teilnahmen, erfuhr ich aus Gusts Munde weitere Einzelheiten, die das erbarmungswürdige Schicksal unserer hart ringenden Fischerbevölkerung grell beleuchteten.

Die ehrsame Gilde der Agenten, die als wenig ehrliche Makler zwischen Fischern und Großhändlern ihres traurigen Amtes walteten, um dafür eine

*) Bei den Kindern des Volkes beliebtes Zuckerwerk.

**) Zweicentime-Stück.

***) Flämischer Volkstanz.

wucherische Vermittelungsgebühr von 1 % des Wertes der Schiffsladung einzuheimsen, hatte sich mit Rhedern und Fischhändlern zu einem Ringe vereint, der die armseligen Proletarier des Meeres zu wehr- und machtlosen Sklaven machte. Und im edlen Wettbewerb mit dem kapitalkräftigen Unternehmertum waren Staats- und Gemeindebehörden wacker am Werke, die Armen um die letzten paar Pfennige, die ihnen noch blieben, zu erleichtern. Dazu kam, daß die ausländischen Fischer den notleidenden belgischen Kameraden auf dem Ostender Markte selbst in schamlosester Weise Konkurrenz machten, wobei sie sich, Gott sei's geklagt, der wärmsten Unterstützung der einheimischen Großhändler zu erfreuen hatten, die schon aus geschäftlichen Rücksichten die Engländer und Franzosen gern begünstigten und dadurch ihr Teil dazu beitrugen, daß ihre unbequemen Landsleute im Kampfe ums Dasein den kürzeren zogen.

„Und zu denken, daß wir, wenn alles nach Wunsch geht, just so viel übrig behalten, um uns satt zu essen," rief Gust erregt. „Bedenken Sie doch, Herr! Die Equipage einer Fischerschaluppe besteht in der Regel aus vier Leuten und einem Jungen, die unter dem Befehle eines Steuermannes stehen. Nach einem Fischzuge, der im günstigsten Falle sieben bis acht Tage dauert — ich spreche von der Fischerei in der Nordsee —, der aber viel mehr Zeit in Anspruch nimmt, wenn die See unruhig und der Wind nicht günstig ist, kehrt das Boot mit einer Ladung in den Hafen zurück, die im Durchschnitt einen Wert von 500 Franken hat. Von dieser Summe werden zunächst die Kosten für den Schlepper, für den Stand in der Halle und das Eis in Abzug gebracht, das macht, alles in allem schlecht gerechnet, etwa 200 Franken. — Von dem verbleibenden Betrage gehen dann noch 15 %, d. h. 75 Franken für Abnutzung des Schiffes, Ergänzung des Tau- und Segelwerkes ab; es verbleibt somit ein Rest von 225 Franken. Und da die Mannschaft nur Anspruch auf 5 % des Reingewinns hat, so kommen auf den Einzelnen etwa zwölf Franken. Mit diesen zwölf Franken soll nun der Fischer sich und die Seinigen erhalten! Und dieses armselige Stückchen Brot suchen die Fremden im Verein mit unseren wohlwollenden Protzen uns auch noch zu entreißen! Und wenn sie sich wenigstens damit begnügen wollten! Aber nein, sie stören und schädigen uns in der Nordsee, wo und wie sie nur immer können, und wenn es nach ihnen ginge, dann dürften wir die Fischerei überhaupt nicht mehr ausüben. Und in diesem Kampfe um das bißchen Lebensexistenz stehen wir verlassen und allein, einzig auf uns selbst angewiesen, denn was die belgische Regierung bisher zu unserem Schutze gethan hat, ist zu lächerlich, um ernst genommen zu werden."

Wenn die Hochseefischerei schon wenig einträglich war, so war mit der Küstenfischerei erst recht nichts zu verdienen. Burch erzählte mir, daß

die Fischhändler seinem Mädel ins Gesicht lachten, wenn es für den 10 Kilo-Korb Krabben drei Franken forderte. Sie machten ihm ein schamloses Gebot, das es wohl oder übel annehmen mußte, wenn es die Ware nicht auf dem Halse behalten wollte, denn es fanden sich immer andere, deren Notlage sie zwang, den Ertrag einer mühseligen Thätigkeit für ein Butterbrot hinzugeben. Die feinen Restaurants am Strande nahmen ihren Gästen freilich für eine Handvoll Krabben, die als Zwischengericht serviert wurden, zwei bis drei Franken ab!

„Es ist ein Jammer, daß die reichen Herren und Damen sich nicht an uns direkt wenden," murmelte Burch. „Weshalb wirft man denn das Geld gerade den satten Lieferanten in den Schoß, die uns für die Ware, die sie sich mit Gold bezahlen lassen, mit Ach und Krach ein paar Pfennige hinwerfen?"

Ja, wahrhaftig, der arme Bursche hatte ganz recht! Auch ich mußte daran denken, daß stets und überall auf allen Gebieten unseres Wirtschaftslebens der Zwischenhändler die Rolle des wucherischen Ausbeuters spielt. Das Mißverhältnis zwischen dem sauer verdienten Lohn des Arbeiters, des Hauptfaktors jedweder Produktion, und dem mühelos erworbenen Gewinn des Händlers ist himmelschreiend genug, um nicht die faule Bequemlichkeit und lässige Gleichgültigkeit des Millionärs beklagen zu lassen, der dem redegewandten Verkäufer fabelhafte Summen für Dinge bezahlt, für deren Gewinnung und Erzeugung der elende Lohnsklave der Erde, des Meeres, der Grube, der Fabrik oder der Werkstatt kaum so viel erhielt, um nicht vor Hunger umzukommen!

In den acht Ferientagen, die ich diesmal in Ostende verbrachte, wurde ich das Gefühl quälender Unruhe und nervösen Unbehagens auch nicht einen Augenblick los. Ich fühlte instinktiv, daß etwas in der Luft lag, und wäre ich nicht schon durch die Berichte der Mitjus hinreichend über die Verhältnisse aufgeklärt worden, so hätten mich der Anblick der Straßen des Fischerquartiers, die unheimliche Ruhe, die vor und in den armseligen Hütten herrschte, und die gewitterschwüle Atmosphäre, die dumpf über ihnen brütete, darüber aufgeklärt, daß nicht alles so war, wie es hätte sein sollen.

Der mißtönende Lärm der Leierkasten und Orchestrions in den zahlreichen Kneipen, die die Nachbarschaft meiner Herberge bildeten, war verstummt, all die Musikmühlen, die ich oft genug verwünscht hatte, wenn ich mich schlaflos im Bette wälzte, standen jetzt still und begleiteten nicht mehr wie früher den schweren Stampfschritt der Fischer, die sich redlich bemühten, das Tanzbein zu schwingen. Mehr als je hielten sich die Seeleute der verschiedenen Nationalitäten getrennt von einander. Aus den gleichgültigsten Worten der Ostender Fischer, die sonst so still und verträglich waren, klang

die verhaltene Wut und der wilde Haß einer lang unterdrückten Leidenschaft heraus, und jede ihrer Gebärden nahm jetzt den Charakter einer drohenden Herausforderung an. Kein Wunder, daß Schlägereien und Messeraffären zur Tagesordnung gehörten, und zwar warteten die kampflustigen Fischer nicht mehr das Heranbrechen der Dunkelheit ab, um ihre Händel an irgend einem abgelegenen Ort zum Austrag zu bringen, nein, sie lieferten sich jetzt am helllichten Tage in der belebtesten Gegend die erbittertsten Schlachten, und die Polizei hatte alle Hände voll zu thun, den blutigen Kämpfen Einhalt zu thun und Raufbolde und Messerhelden zur Wache zu bringen.

In den eleganten Teilen der Stadt und unten an der Strandpromenade hatte man freilich keine Ahnung von dem Unwetter, das sich da hinten in dem Fischerquartier zusammenbraute. Der Tischgesellschaft in den feinen Restaurants lieferte nach wie vor der landläufige Badeklatsch den ausschließlichen Unterhaltungsstoff, nur hier und da wurde eine Bemerkung laut, die der drohenden Haltung der Fischerbevölkerung ganz nebenbei gedachte. Das prachtvolle Wetter trug auch nicht wenig dazu bei, das wohlige Behagen und die behagliche Stimmung der vornehmen Gesellschaft zu erhöhen. Die Sonne meinte es dies Jahr besonders gut, die Hitze war fast unerträglich geworden, und wer nur halbwegs konnte, eilte an die See, die einzige Stelle, wo man noch Kühlung und frische Luft fand. Die Ostender, die in dieser Hinsicht nicht eben leicht zu befriedigen sind, wußten sich denn auch keiner Saison zu erinnern, die so gewinnbringend wie die diesjährige gewesen wäre.

Unten am Badeplatz drängte sich zur gewohnten Stunde eine Schar erlesener Schönheiten aus aller Herren Länder, die, in duftige hellschimmernde Sommertoiletten gekleidet, ihre Reize zur Schau stellten und kokett lächelnd die Huldigungen einer Gefolgschaft von jungen Modegecken in Empfang nahmen, die stolz und unzufrieden und unglaublich fade und albern sich als unwiderstehliche Liebesschwerenöter aufzuspielen suchten.

Abends fand sich dann die Gesellschaft wieder im Kasino zusammen, um mit gleicher Leidenschaft dem Tanze und dem Spiele zu huldigen. Die buntscheckigen Programme der Kursaalkonzerte frischten bei den Abonnenten der Oper und der „Bouffes“ die Erinnerung an die großen Erfolge der verflossenen Wintersaison wieder auf: Wagner wechselte mit Delibes, und an den „Tanz der Lehrbuben“ aus den „Meistersingern“ reihte sich die pikante Pizzicatopièce aus „Silvia“.

Zu dem rauschenden Treiben der vornehmen Badegesellschaft bildete die düstere Haltung der Fischer, die zum größten Teil feierten und in zahlreichen Trupps die Straßen durchzogen, den schreienden Gegensatz. Die

Burschen suchten etwas darin, in breiter Reihe und herausfordernder Haltung auf dem Asphalt der Promenadenwege auf und ab zu wandeln und sich stundenlang auf den Bänken herumzuflegeln, die ausschließlich dem Ruhebedürfnis der müden Spaziergänger des High life zu dienen bestimmt waren.

Nicht mehr wie früher tummelte sich unten am Landungsplatz ein Haufen diensteifriger Bootsführer, die mit beredten Worten den zerstreuungslüsternen Badegast von den Annehmlichkeiten einer Lustfahrt in See zu überzeugen suchten. Auch die Fischerflotte hatte ihre gewohnten Fahrten eingestellt, und nur die Ausländer sorgten noch dafür, daß im Hafen und in der Halle ein bißchen Verkehr und Leben herrschten.

Noch steht das Bild der Ostender Segelregatta dieses Jahres vor meinen Augen, ein Bild, das die unheimliche Kirchhofsruhe des Fischerquartiers besonders auffällig in die Erscheinung treten ließ. Von Dover her war eine stattliche Zahl von tadellos ausgerüsteten und frisch gestrichenen Vergnügungsyachten eingetroffen, die sich jetzt bunt bewimpelt und geschmückt in dem Hafen wiegten, aus dem die plumpen arbeitsmüden Fischerbarken so oft ihre Todesfahrt angetreten hatten. Die Kanonen donnerten ihren Willkommensgruß über die See, schneeweiß und glänzend wie das Oberhemd eines untadeligen Salonlöwen blähten sich stolz die Segel, die frisch gefirnißten Kiele gleißten und funkelten in der Sonne, und in der Höhe züngelten vielfarbige Wimpel lustig im Winde, wie bunte Krawatten, die kokett um die Mastspitzen geknotet waren. Und diese Operettenflotte, an deren Bord sich elegante Schiffahrtdilettanten mit dem ernstesten Gesicht von der Welt seemännisch zu bethätigen suchten, ankerte stolz neben den leeren verrunzelten Ostender Schaluppen, den Booten der Streikenden, die sich nicht wie sonst zur Kirmeßzeit an der allgemeinen Flaggenparade beteiligten, sondern die Flaggen eingeholt oder ganz entfernt hatten.

Gleichwohl aber trugen die Lustbarkeiten der Ostender Kirmeß, die in diesem Jahr mit den Regattafesten zusammenfiel, dazu bei, das düstere Bild ein wenig zu beleben und freudiger erscheinen zu lassen. In den Kneipen meiner Nachbarschaft ließen die verschiedenartigen Instrumente, die die Zeit über geruht hatten, aufs neue ihre lustigen Weisen erschallen, die sich mit dem lauten Gejohl der Tänzer zu einem wahren Höllenspektakel vereinten. Aber all diese lärmende und aufdringliche Heiterkeit hatte einen falschen Beiklang; wer zu sehen verstand, der konnte unschwer erkennen, daß die überlaute Fröhlichkeit der zechenden und tanzenden Fischer nur dem Wunsche entsprang, ihr elendes Dasein einen Augenblick zu vergessen, sie wollten den Becher der Lust noch einmal bis zur Neige leeren, ehe sie sich anschickten, ihren Leidensgang nach Golgatha anzutreten! Ich hatte die beiden

Mitsus schon mehrere Tage nicht mehr zu Gesicht bekommen. Burchs Fernbleiben beunruhigte mich ganz besonders. Es war befremdlich genug, daß er kein Lebenszeichen von sich gab, obwohl er ganz gut wußte, daß diese Nacht vom Sonntag zum Montag die letzte war, die ich in Ostende zubrachte. Nachdem ich ihn vergeblich an der Stelle, wo wir uns gewöhnlich zu treffen pflegten, erwartet hatte, machte ich mich auf den Weg, um ihn aufzusuchen. Ich lief von Kneipe zu Kneipe und hatte endlich das Glück, des Burschen habhaft zu werden. Burch befand sich in Gesellschaft seiner Braut, der Krabbenfischerin, die ich vergangenes Jahr kennen gelernt hatte. Ich erinnerte mich der üppigen Blondine mit den blühenden Farben sehr wohl und war nicht wenig erstaunt, ein blasses, hohläugiges Geschöpf vor mir zu sehen, das in seinen dürftigen Lumpen den Eindruck einer heruntergekommenen Dirne machte, die das Schicksal ihres streikenden Liebsten teilt. Kummer und Sorgen hatten das hübsche Gesicht grausam entstellt, die vollen roten Wangen waren vor der Zeit welk und bleich geworden, und jede Falte und Runzel war ein Kerbschnitt, der die Unglückstage bezeichnete, an denen die Arme sich nicht hatte satt essen können. Burch schien mehr getrunken zu haben als er sonst zu thun pflegte, auch kam es mir so vor, als wenn ihm mein Besuch nicht sonderlich angenehm wäre.

„Das ist ja reizend!" spottete ich in vorwurfsvollem Tone. „Was in aller Welt ist denn aus Ihnen geworden! Man liegt auf der Bärenhaut, faltet die Hände bequem im Schoße und überläßt die Arbeit den anderen, und dabei — — —"

„Ach Herr!" rief Burch erregt, „alles ist verloren! Mit uns ist es aus und zu Ende! Ich kenne mich selbst nicht mehr aus, und weiß nicht, was sie aus mir gemacht haben, und was sie noch aus mir machen werden! Nein, Sie können sich nicht denken, was unsere Peiniger alles ausfindig machen, um uns vollends zu Grunde zu richten. Zu guterletzt ist ihnen nichts besseres eingefallen, als die Antwerpener Rheder gegen uns arme Teufel zu Hilfe zu rufen, damit wir auch noch den einzigen Verdienst, der uns noch ein paar Pfennige einbrachte, verlieren. Mit Erlaubnis der hiesigen Behörden unternimmt jetzt alltäglich ein mehr als hundert Personen fassender Dampfer der Antwerpener Schiffsgesellschaft regelmäßige Vergnügungsfahrten in See, natürlich fällt es heute keinem Menschen mehr ein, unsere Segelboote zu benutzen. Was hat's also für Zweck, wenn wir unten am Landungsplatze herumstehen? Ich meine, es ist besser, wir halten uns ferne, denn, so wahr ein Gott im Himmel ist, wenn wir das alles mit ansehen müßten, könnten wir unmöglich ruhig bleiben, wir würden uns unbedingt zu Gewaltthätigkeiten hinreißen lassen und was uns unter die Hände kommt, vernichten! Sehen Sie, Herr, das ist der Grund, weshalb

Sie mich nicht mehr gesehen haben! Sie sind uns ja treu geblieben, aber wir sind zu viele, als daß Sie allen helfen könnten, und ich möchte nicht der einzige sein, der — — —"

Burch stockte verlegen und errötete leicht, es war ihm offenbar peinlich, sich vor mir seines Edelmuts gerühmt zu haben. Das sah dem Prachtburschen ganz ähnlich! Deshalb also hatte er mich gemieden und war jeder Begegnung aus dem Wege gegangen.

„Burch!" murmelte ich gerührt. „Armer Kerl!"

Tags vorher bereits hatte der Dampfer, der den Ostender Fischern so berechtigten Grund zur Klage gab, meine Augen arg beleidigt, aber wenn schon mein ästhetischer Sinn Anstoß nahm an der ebenso sinnreichen wie abscheulich häßlichen Maschine, auf der sich ein Haufen stumpfsinniger Philister wie auf dem Verdeck eines Omnibus zusammendrängte, so erwachte jetzt in mir ein rechtschaffener Haß gegen den ungeheuerlichen Kasten, der sich nicht darauf beschränkte, die Größe und Harmonie des Oceans zu stören, sondern der auch die interessantesten Arbeiter, die meinem Herzen ganz besonders teuer waren, brotlos machte.

„Burch! Mein armer Burch!"

Ich konnte nur immer und immer wieder die Worte wiederholen, während ich seine Hände in den meinen hielt und ihm tief in die blauen Augen sah.

Schwerer und schmerzlicher als vergangenes Jahr wurde mir diesmal der Abschied von Burch, über dessen Schicksal ich mir die schwärzesten Gedanken machte, denn es unterlag leider keinem Zweifel, daß der zartfühlende Bursche aus schonender Rücksicht für mich den vollen Ernst der Lage nicht zu gestehen wagte. Ich legte mich zu Bett, ohne den ersehnten Schlaf zu finden, die ganze Nacht stand das Bild des armen Jungen vor meinen Augen wie der verklärte Schatten eines lieben Freundes, den man weinend begraben hat.

Vom Nachbarhause her ließ eine Ziehharmonika unaufhörlich die gleiche klagende Weise ertönen, deren Rhythmus allein an den Tanz erinnerte. Die gezwungene Heiterkeit dieser Polka brachte vortrefflich den Galgenhumor zum Ausdruck, der die Fröhlichkeit der Tänzer in dieser Kirmeßnacht kennzeichnete.

Weshalb nur mußte ich bei den Klängen dieses Vorstadtinstrumentes immer und immer wieder an die sagenhafte Vorzeit der Kerlingalande denken? War es mir doch, als wenn ich die pathetischen, kriegerischen Klänge des altväterischen Dudelsacks hörte! Und der miserable Zustand des Instruments trug nur dazu bei, die Täuschung noch lebendiger und überzeugender zu machen. Der Mechanismus dieser Harmonika war im

Laufe der Zeit altersschwach und schadhaft geworden, und so kam es, daß stets an derselben Stelle ein heiseres Wimmern die klagende Melodie unterbrach, das sich dem rissigen Blasebalg so kläglich entrang, wie das letzte Röcheln einer todwunden Brust, deren kugeldurchbohrte Lungen mit dem Blute zugleich den letzten Lebensodem ausspeien.

Die Schießerei und das Prasseln der Feuerwerkskörper, das vom nahen Festplatz her herüberschallte, ließen meine aufgeregten Nerven keinen Augenblick zur Ruhe kommen. Ich dachte an den vorjährigen Abschied von Ostende zurück, als ich mit Burch am Strande stand und auf die grollende, aufgeregte See hinausblickte. Noch tönte der dumpfe Donner der am Wellenbrecher zerschellenden Woge, der wie fernes Pelotonfeuer herüberschallte, an mein Ohr. Lauter und vernehmlicher als damals hörte ich heute das unheilvolle Knattern eines unsichtbaren Feuergefechts aus nächster Nähe, und das schrille Gekreisch der altersmüden Ziehharmonika klang mir wie der klägliche Verzweiflungsschrei eines Unglücklichen, der sich im schweren Todeskampfe wälzt und wimmernd um Gnade und Erlösung von seinen Schmerzen fleht.

III.

Wenige Tage nach meiner Rückkehr nach Brüssel fand ich in den Zeitungen eine an sich ganz harmlose Notiz, die mir indessen keinen Zweifel darüber ließ, daß sich die Dinge inzwischen so zugespitzt hatten, daß der Ausbruch des Unwetters unmittelbar bevorstand. Die bezügliche Drahtmeldung aus Ostende lautete: „Als die hiesige Rheder- und Maklerfirma Duvyvre heute eine Stockfischladung ausländischer Provenienz in der Fischhalle zur Versteigerung brachte, äußerte sich die Unzufriedenheit der über die fremde Konkurrenz aufgebrachten einheimischen Fischer in so bedrohlicher Weise, daß sich die Firma genötigt sah, von der Fortsetzung des Verkaufes Abstand zu nehmen."

Man kann nicht eben sagen, daß die im nüchternsten Zeitungsstil abgefaßte Mitteilung sonderlich tragische Ereignisse vermeldete, aber aufgeregt wie ich war, las ich so viel und so Beunruhigendes zwischen den Zeilen der Depesche, daß es mich nicht länger in Brüssel duldete. Ich eilte spornstreichs nach dem Bahnhofe und saß nach einer Stunde qualvollen Wartens in dem nach Ostende abgehenden Eilzuge.

Als ich gegen Abend das Ziel meiner Reise erreichte, ließ nichts darauf schließen, daß ich mich auf dem Schauplatze besonderer Ereignisse befand. Wie stets, so umdrängte auch heute wieder ein Schwarm schreiender und heftig gestikulierender Hotelbiener, Kutscher und Dienstleute den einfahrenden Zug und bemühte sich dienstbeflissen, den den Coupés entsteigenden Reisenden das Gepäck aus den Händen zu reißen, und wie sonst auch löste sich

unter Fluchen und lautem Peitschenknall der wirre Knäuel von Droschken und Hotelwagen, um ihre Menschenfracht den vornehmen Logierhäusern des Strandes und der inneren Stadt zuzuführen. Dem hastig vorwärtsdrängenden Zuge folgend, bog ich in die Rue de Chapelle ein, die, eine täuschende Nachahmung der großstädtischen Hauptverkehrsadern, den Eindruck erwecken konnte, als hätte die Rue de la Madeleine oder die Rue Neuve dem allgemeinen Wandertriebe nachgegeben, um sich mit ihren Verkaufläden, ihren Schaufenstern und Ladenschildern während der heißen Jahreszeit am Strande niederzulassen.

Meine Wirtsleute machten große Augen, als sie mich so plötzlich und unvermutet wiedersahen, besonders erstaunt schienen sie, als ich ihnen den Grund meiner Rückkehr mitteilte. Mit mühsam unterdrücktem Lachen spottete die Wirtin: „Ja, ist's denn die Möglichkeit, daß man in Brüssel die Schreierei einer Handvoll Radaubrüder ernst nimmt? Es handelt sich um nichts weiter, als um ein einfaches Mißverständnis, das so wenig wie die früheren ernste Folgen haben wird. Man wird sich bald wieder in Güte einigen, wie das bisher immer geschehen ist. Nein, unsere Fischer wären, weiß Gott, die letzten, die die Dinge zum Äußersten kommen lassen! Die Leute sind ja geduldig und fromm wie die Lämmer, und wer ihnen halbwegs ein gutes Wort giebt, kann mit ihnen machen, was er will! Nein, lieber Herr, wenn Sie geglaubt haben, hier Mord und Totschlag vorzufinden, dann werden Sie kaum auf die Kosten kommen. Die Ostender Fischer sind für solche Gemeinheiten, wie sie diese elenden Bergleute alle Naselang verüben, nicht zu haben! Sie dürfen also ganz beruhigt sein, es war eine Lumperei und nichts weiter, und heute spricht schon kein Mensch mehr davon!" Der Engländer bekräftigte die Worte seiner Frau durch energisches Kopfnicken und murmelte am Schluß ein ärgerliches „Humbug" in den Bart.

Die optimistische Auffassung meiner Wirtsleute vermochte ich leider nicht zu teilen. Wenn die Leute auch mitten im Fischerquartier wohnten, so hielten sie sich doch so abgesondert von ihren Nachbarn, daß sie kaum in der Lage waren, die Verhältnisse richtig zu beurteilen; ihr verhältnismäßiger Wohlstand, das lebhafte Geschäft, das ihre Aufmerksamkeit voll in Anspruch nahm, und die internationale Schifferkundschaft, die sich bei ihnen versammelte, hatten sie überdies der heimischen Bevölkerung entfremdet, und an das Elend, das sie umgab, waren sie zu gewöhnt, um zu bemerken, daß die Zustände mittlerweile unerträgliche geworden waren.

Ich verließ die Herberge und machte mich auf den Weg, um die beiden Brüder zu Hause zu besuchen. Auf mein Pochen an der Thür ihrer Hütte wurde mir indessen nicht geöffnet, ich trat über die Schwelle und überzeugte

mich, daß weder Burch, noch Gust, noch irgend ein anderes der Mitglieder der Familie Mitsu im Hause anwesend war.

Die auffällige Abwesenheit der ganzen Familie trug nur dazu bei, die bange Ahnung, in deren Banne ich die ganze Zeit gestanden, aufs neue zu bestärken. Ich trat in einige der am Quai belegenen Kneipen, in der Absicht, hier, wenn möglich, über meine Freunde Erkundigungen einzuziehen. All mein Fragen war indessen vergeblich, kein Mensch konnte mir sagen, wo ich sie hätte finden können. Überall, wohin ich kam, fand ich Stühle und Bänke mit Gästen besetzt, die ruhig, als wäre nichts geschehen, ihr Glas Bier tranken und allem Anschein nach über die gleichgültigsten Dinge von der Welt plauderten. Nirgends hörte ich eine Bemerkung, die mit den gestrigen Vorgängen irgendwie in Verbindung zu bringen war. Mehrere Fischer, die ich geradezu über die Unruhen befragte, zuckten statt aller Antwort lächelnd die Achseln, als hielten sie meine Frage lediglich für einen Scherz, auf den sie nicht weiter eingehen wollten. Hier gab es nur zwei Möglichkeiten: entweder wollten mir die Leute, argwöhnisch und mißtrauisch wie sie waren, nicht Rede und Antwort stehen, oder aber meine Wirtsleute hatten recht, und die Presse hatte wieder einmal aus einer Mücke einen Elefanten gemacht. Ich nahm das letztere an und begab mich, zu Hause angelangt, auf mein Zimmer, fest entschlossen, morgen früh den ersten Zug zur Rückreise nach Brüssel zu benutzen.

Der lustige Klingklang der Glocke der Fischhalle, die die Käufer zur Frühauktion herbeirief, weckte mich am nächsten Morgen und gab mir die beruhigende Versicherung, daß die Dinge wieder ihren altgewohnten Gang gingen. Rasch war ich in den Kleidern und machte mich für die Abreise fertig, aber das brausende Stimmengewirr, das da plötzlich von der Straße zu mir heraufschallte, ließ mich erschrocken innehalten. Mit gespanntester Aufmerksamkeit horchte ich hinaus, ja freilich, ich täuschte mich nicht. Vom Quai her klang immer lauter und deutlicher das Stampfen einer lärmenden Menge, die im Laufschritt in der Richtung des Hafens dahinstürmte, und deutlich hörte ich jetzt auch aus dem wüsten Gejohl und Geschrei der Aufgeregten wilde Verwünschungen und drohende Rufe heraus. Ich eilte ans Fenster und sah, wie Fischer und Seeleute in hellen Haufen dem Hafen zurannten, der mit der immer gewaltiger anschwellenden Menschenwoge das Bild der sturmgepeitschten See bot.

Kein Zweifel mehr. Der Tanz begann aufs neue! Im nächsten Augenblick bin ich auf der Straße und frage den ersten, der mir in den Weg läuft, nach dem Grunde des Tumults. Der Mann zeigt stumm auf eine englische Schaluppe und eine Slup aus Berwick, die beide eben im Hafen vor Anker gegangen sind. Nun erwartete man gerade jetzt auch

das Eintreffen von vier Ostender Fischerbooten, darunter die „Konstantia", an deren Bord sich der ältere Mitsu befand, und unsere flämischen Fischer, die der gestern erstrittene Erfolg nicht wenig ermutigt hatte, waren fest entschlossen, im Interesse ihrer abwesenden Kameraden die Fremden um jeden Preis daran zu hindern, ihre Ware auf den Markt zu bringen. Durch die Angestellten der Rheder aufgehetzt und der Unterstützung der Aufseher der Halle sicher, gehen die Engländer, unbekümmert um das Toben der leidenschaftlich erregten Menge, gleichmütig ihren Geschäften nach. Was Teufel, sie würden sich doch nicht durch das Geschrei dieser elenden Maulhelden einschüchtern lassen! Langsam und bedächtig laden sie sich die bis an den Rand mit Fischen gefüllten Körbe auf die Schulter, um ihre Last an Land zu bringen.

Schon reihen sich an der Quaimauer etwa ein Dutzend dieser Körbe, und noch immer begnügen sich die Ostender damit, die über den Landungssteg Dahinschreitenden mit wüsten Schimpfereien zu empfangen und mit den geballten Fäusten in der Luft herumzufuchteln. Nicht einer ist darunter, der es wagte, den großen Worten die entsprechenden Thaten folgen zu lassen.

Mein Herz ist von den widerstreitendsten Gefühlen bewegt. Auf der einen Seite empfinde ich fast Freude darüber, daß die drohende Revolte als harmlose Komödie im Sande verläuft, andererseits aber steigt mir auch wieder angesichts der Nachgiebigkeit und waschlappigen Haltung meiner Landsleute die Schamröte ins Gesicht.

„Na, soll die blödsinnige Spektakelei noch lange dauern? Was steht Ihr hier herum und haltet Maulaffen feil! Scheert Euch lieber nach Hause und stört die Leute nicht bei der Arbeit! Zurück! Platz da!" schreit der Oberaufseher, während sich die Engländer anschicken, die schweren Körbe nach der Halle zu schaffen.

Als hätten unsere Fischer nur auf das Signal zum Angriff gewartet, stürzen sie sich jetzt alle wie ein Mann auf die Körbe. Harop! Harop! Den gellenden Schlachtruf begleiten wuchtige Fußtritte, die die Körbe rechts und links treffen und über den Haufen werfen.

Wie Füllhörner schütten die über den Boden kollernden Körbe ihren Inhalt im weiten Bogen über den Sand. Im Handumdrehen sind die silberglänzenden Fische, deren Schuppen in der Sonne vielfarbig glitzern, in alle Winde zerstreut, und die leckere Speise, die von rechtswegen die Feinschmecker unten in den vornehmen Strandrestaurants erfreuen sollte, ist unter den fixen Händen der schnellfertigen Garköche ein Gericht geworden, dessen Anblick unsagbaren Ekel erregt. Seerochen, Steinbutten, Schollen, Aale und Kabeljaus verwandeln sich im Nu in ebensoviele fliegende Fische,

die, von kräftigen Händen in die Luft geschleudert, klatschend in das Wasser oder auf das Verdeck der englischen Schaluppen fallen.

Merry England läßt diesmal Merry Belgium den Vortritt! Der Flamländer hat sich eine unbändige Fröhlichkeit bemächtigt, sie haben zu schimpfen und fluchen aufgehört und geben sich mit der sorglosen Heiterkeit von Schülern, die, froh der Schule entronnen zu sein, ihrem Übermute die Zügel schießen lassen, dem eigenartigen Ballspiel hin. Wahrhaftig, ich habe ihnen vorhin unrecht gethan! Es sind doch bildhübsche, prächtige Burschen, diese muskelstarken kraftstrotzenden Gestalten, die da mit Händen und Füßen die schlüpfrigen Fischleiber über die Köpfe der erschreckten Eigentümer hinweg in die Luft schleudern! Aus den engen winkeligen Gäßchen sind jetzt auch die Weiber herbeigeeilt, um sich toller und ausgelassener als die Männer an dem spaßhaften Spiele zu beteiligen.

Ein wilder Freudentaumel hat die Leute ergriffen, aber wie schrecklich und unglückverheißend äußert sich diese Freude! So lacht man nur, wenn man keine Thränen mehr zu vergießen hat. Aber sie lachen nicht nur, sie tanzen und singen und trampeln im Takt einer wahnsinnigen Gigue auf der verfluchten Ware herum, die sich unter ihren schweren Holzschuhen bald zu einem ekeln Brei verwandelt.

Bis hierher hat man sich mit der Zerstörung der Fischvorräte der Engländer begnügt, ohne diesen selbst auch nur ein Haar zu krümmen; nichtsdestoweniger haben es die letzteren für das Klügste gehalten, sich beizeiten an Bord ihrer Schiffe zu flüchten. Durch den urplötzlichen Handstreich der Flamländer völlig überrumpelt, vermögen sie noch immer nicht sich von den Geschehnissen Rechenschaft abzulegen und sehen starr vor Staunen auf die toll gewordene Menschenmenge, die sich im Vernichten der Beute gar nicht genug thun kann. Die lodernden Flammen des Aufruhrs wären zweifellos bald von selbst erloschen, und außer dem materiellen Schaden hätte die Sache kaum weitere Folgen gehabt, wenn sich nicht die löbliche Polizei, die hier wie immer nach Kräften bemüht war, eine Probe ihres Ungeschicks zu geben, ins Mittel gelegt und den thörichten Versuch gemacht hätte, den Wütenden die übel zugerichteten, kläglichen Überbleibsel der englischen Fischladung streitig zu machen, ein Versuch, der den Dienern der heiligen Hermandad um ein Haar übel bekommen wäre. Der schlüpfrige Boden, der den Füßen der Anrückenden keinen Halt giebt, macht es den Polizisten unmöglich, den stürmisch auf sie eindringenden Fischern Stand zu halten. Getreten und geschunden wälzen sie sich hilflos in dem ekeln Brei herum und müssen es sich gefallen lassen, daß man ihr Gesicht mittelst Fischmilch und -Galle einer Reinigung zu unterziehen sucht. Auf die Notsignale der arg Bedrängten eilt eine Abteilung Gendarmerie im Laufschritt

zu ihrer Hilfe herbei, aber ehe die Gendarmen noch Zeit finden, die Seitengewehre aufzupflanzen, sind letztere schon ihren Händen entrissen und, wie dünner Eisendraht zerknickt und verbogen, zu Korkziehern umgewandelt worden. Kopflos haben Polizisten und Gendarmen das Hasenpanier ergriffen, sie ziehen sich in der Richtung der Fischhalle zurück, wo sie Schutz vor der nachdrängenden Menge zu finden hoffen, aber ihre Feinde sind schneller als sie, sie haben ihnen auch die letzte Rückzugslinie abgeschnitten und erwarten sie bereits johlend und pfeifend am Eingange der Halle. Von allen Seiten umzingelt, sehen sich die Unglücklichen verloren und machen sich bereits auf das Schlimmste gefaßt, als sich im Augenblick der höchsten Not die Lage zu ihren Gunsten ändert. „Kameraden," ruft plötzlich einer aus der Menge, „laßt doch die armen Teufel laufen. Es giebt elendere Kerle als diese armseligen Schergen! Kommt, laßt uns lieber Duvyvre und Valckeniers einen Besuch abstatten!"

Ich habe Burch Mitsus Stimme erkannt, und jetzt sehe ich ihn auch mitten unter den andern stehen, die er um mehr als Haupteslänge überragt. Es scheint, daß die Fischer sich willig seinen Anordnungen fügen, die Gefangenen werden ohne weiteres freigelassen, und die Menschenmenge setzt sich unter Burchs Führung und dem drohenden Ruf: „Nieder mit Duvyvre! Nieder mit Valckeniers!" in Bewegung.

Duvyvre und Valckeniers sind die beiden Maklerfirmen, die es sich fortgesetzt angelegen sein lassen, den Ostender Markt mit englischen Fischen zu versorgen. Ich werde ohne weiteres von der starken Strömung mitgerissen und folge willenlos dem Zuge, dessen Ziel die Geschäftsräume und Niederlagen der beiden Handelshäuser bilden. In wenigen Minuten sind Thüren und Fenster eingeschlagen, die Vorräte aus den Niederlagen herausgeholt, unter die Füße getreten und unbrauchbar gemacht, und hätten die Firmeninhaber, denen der Besuch in erster Reihe galt, nicht bei Zeiten Lunte gerochen und ihre Haut in Sicherheit gebracht, sie wären unweigerlich von den Rasenden wie Aale abgeschlachtet worden. Gräßliche Verwünschungen und Drohungen begleiteten das Zerstörungswerk: „Schlagt die Verräter tot! Ins Wasser mit den Elenden! Nieder mit den Helfershelfern der Ausländer! Sie reißen uns den letzten Bissen Schwarzbrot vom Munde! Wir haben kein Vaterland mehr! Unsre Landsleute haben uns an die Fremden verkauft! Die Rabenmutter würgt ihre eigenen Kinder! Die Stürme meinen es besser mit uns als diese Rheder! Sie machen Geld aus unserem Elend und lassen unsere elenden Knochen Gold schwitzen!" Wütend, daß die Ausbeuter ihren rächenden Händen entschlüpft waren, wenden sich die Fischer, nachdem sie alles, was nicht niet- und nagelfest war, zertrümmert hatten, unter Burchs Führung wieder dem Hafen zu, wo

neue Haufen Aufständischer, die auf die Nachricht der Ereignisse in Scharen herbeieilen, zu ihnen stoßen.

Die gesamte Bevölkerung der Fischerstadt hat ihre Hütten verlassen und sammelt sich am Hafen. Die halbverhungerten hohläugigen Mütter schleppen eine Schar verkümmerter elender Kinder hinter sich her, die sich weinend an ihre Röcke klammern. Bei den Proletariern des Meeres bewahrt der Mann, der beständig im Freien thätig ist, seine Jugendblüte und Kraft ungleich länger als die minder begünstigte Frau; die ozonreiche, salzgeschwängerte Seeluft weitet und reinigt seine Lunge und sorgt so für reichliche Bluterneuerung; die Frau dagegen hat nur eine kurze Zeit der Blüte, zahlreiche Entbindungen, fortgesetzte Entbehrungen aller Art und der ständige Aufenthalt in feuchten, dunklen und schlechtgelüfteten Löchern lassen sie rasch welken und eingehen. Haben die Männer sich auf See wacker geregt, dann halten sie sich am Lande für die ausgestandene Mühsal reichlich schadlos, die Zukunft macht ihnen keine Sorge, sie leben nur für die Gegenwart, und wenn sie sich gehörig mit Alkohol gefüllt haben, begeben sie sich lustig und guter Dinge an Bord ihrer Schiffe, um mit neuen Kräften wieder an die Arbeit zu gehen. Und wenn der Sturm heulend über die See fegt und die sturmgepeitschte See dumpf aufbrüllt in wahnwitziger Wut, dann wieder sind es nicht die Kühnen, die sich trotzig mit den Elementen messen, sondern die am Lande Zurückgebliebenen, die alle Schrecken herzbeklemmender Angst und die ganze Pein ahnungsschwerer banger Sorge von Grund aus kennen lernen. Den Männern vergönnt es ein gütiges Schicksal, im heldenhaften Kampf zu fallen, und es bleibt ihnen so erspart, sich des nahenden Todes recht bewußt zu werden, während ihre Weiber Zoll für Zoll sterben und sich die Erlösung von ihren Leiden durch einen Todeskampf erringen, der oft ein ganzes Menschenalter währt.

Heute aber sind auch sie von dem Feuer, das alle durchglüht, ergriffen. Sie, die sonst aus Sorge um die Zukunft das Gebot der hausbackenen Lebensklugheit keinen Augenblick aus dem Auge ließen, die stets bereit waren, sich sklavisch zu ducken, um sich das bißchen Brot nicht zu verscherzen, haben plötzlich alle Furcht und Scheu verloren und halten als leidenschaftliche Aufwieglerinnen hetzerische Brandreden. Sie billigen das gewaltsame Vorgehen der Männer nicht nur, sondern feuern sie gar noch zum Widerstande an. Aufgeregt eilen sie von Gruppe zu Gruppe, und der Augenblick legt den sonst wenig Redegewandten Worte in den Mund, deren zündende Kraft selbst den schwachen Funken im Herzen der Zaghaften zu lodernder Flamme entfacht. Wehe dem, der jetzt die heilige Sache verlassen und die Arbeit wieder aufnehmen würde! Der Abtrünnige würde sich Furien gegenüber sehen, die ihn tot oder lebendig aus seinem Boote herauszerren würden.

Während die Fischer bei Duvyvre und Valckeniers das selbstgefällte Strafurteil vollzogen, haben sich die Weiber an Bord der Barken der Streikenden begeben, um nach Entfernung der Flaggen die Segel mit Trauerflor zu umhüllen, als ob einer der Mannschaft bei Ausübung seines Berufs in der „Großen Pfütze“ ertrunken wäre.

„Ihr seht!“ schreien sie und zeigen auf die umflorten Segel, „wir wollen den Tod!“

Mit ihren zerzausten Haaren, den wild rollenden Augen, dem krampfhaft verzerrten Munde, den herrischen Gebärden und der heiseren krächzenden Stimme gleichen diese Weiber tollen Megären, deren Anblick unsagbar abschreckend wirken müßte, wenn diese Häßlichkeit nicht das leuchtende Gepräge erhabener Größe trüge, dessen düsteres Licht den Zügen der armen Dulderinnen, die nur die Not und die Nacht des Lebens kennen gelernt haben, den starren Ausdruck der Prophetinnen und Seherinnen der altersgrauen Vorzeit verleiht.

Dem ungestümen Drängen der Weiber folgend, schwören die Männer, im Kampfe für die gerechte Sache bis zum letzten Atemzuge auszuhalten, und um ihr Wort feierlich zu bekräftigen, haben sie den Eid auf die Köpfe ihrer Kinder abgelegt. Eine der Verzweifelten hat den Säugling von der Brust gerissen und droht, das Kind eher zu ertränken, als sich weiter von den Fremden so schamlos ausplündern zu lassen.

Bald bot sich den Fischern Gelegenheit, den großen Worten Thaten folgen zu lassen. Hatte doch ein besonders beherzter Schaluppenführer aus Ramsgate das kühne Wagstück unternommen, trotz der drohenden Haltung der Ostender dem Hafen zuzusteuern, um dort seine Fischladung zu löschen. Allerdings wurde der Brave nur zu bald gewahr, daß er die Rechnung ohne den Wirt gemacht hatte.

Das vornehme, zerstreuungsbedürftige Volk, die spaßhaften Gestalten der Salonfischer, die schneidige Armee der Courmacher und der Becourten, sie alle hatten den Landungsplatz bei dem ersten Zeichen des losbrechenden Sturmes schleunigst geräumt. Die ganze Gegend um den Hafen überflutete jetzt das brandende Meer der Aufständischen, die, mit Steinen und allerhand Wurfgeschossen wohl versehen, ein regelrechtes Bombardement gegen das Verdeck des englischen Fischerbootes eröffneten, sobald dieses auf Schußweite herangekommen war.

Auch hier wieder standen die Weiber in der vordersten Reihe der Kämpfenden und gebärdeten sich mit der ganzen unbändigen Wildheit tobsüchtiger Tollhäuslerinnen. Auf dem Landungsstege drängte und schob sich der wüste Haufe der Rasenden, einige besonders Kühne waren die Stufen der Landungstreppe hinabgeeilt und starrten, über das Geländer gelehnt,

mit irren Augen auf die See hinaus, die sehnigen Arme drohend gegen den langsam vorwärts segelnden Engländer gerichtet. Andere wieder hatten sich mit Bootshaken und Stoßrudern ausgerüstet, und ihrem geifernden Munde entquoll eine Flut unflätiger Schimpfworte, während die Schlangenbrut ihrer wirren Haarsträhne im Winde pfauchend und zischend ihre Gorgonenhäupter umringelte. Angesichts dieser heulenden Weiberhorde hielt es der Engländer doch für angezeigt, den Versuch der Landung aufzugeben; er wendete und steuerte wieder auf die See zu, noch ganz erschreckt über die Dantesche Vision, und wie betäubt von dem gellenden Höllenlärm, der ihm noch lange in den Ohren klang.

Jetzt endlich bequemte sich die hohe Obrigkeit dazu, mit den Aufständischen in Unterhandlung zu treten, die demzufolge eine Deputation ihrer Vertreter nach dem Rathause abordneten.

Von der Mole zurückkehrend, erfuhr ich von Burch, der als Vertrauensmann der Fischer an den Verhandlungen teilgenommen hatte, daß die Herren die Forderungen der Streikenden in der Hauptsache bewilligt hätten: man war übereingekommen, bis auf weiteres den Verkauf von Fischen ausländischer Provenienz in der Halle zu verbieten und den englischen Booten den Hafen zu sperren, auch sollten die Vergnügungsfahrten nach Blankenberghe einstweilen eingestellt werden, und endlich versprach man, dafür Sorge zu tragen, daß der häßliche Dampfer, der den Schaluppen- und Bootsführern berechtigten Grund zur Klage gegeben hatte, baldmöglichst die Heimreise nach den Wässern der Schelde wieder antrete.

Die nachgiebige Haltung des Magistrats entsprang freilich weniger dem Mitleid mit dem Schicksal der armen Teufel als der Rücksicht auf die großen Hoteliers und Ladenbesitzer, deren Interessen durch die Unruhen allerdings arg gefährdet waren.

Es war aber auch die höchste Zeit, dem weiteren Umsichgreifen der Panik vorzubeugen. Schon hatten die Mieter der am Nordstrande, in unmittelbarer Nähe des alten Leuchtturms und des Hafens gelegenen Villen, die Wohnungen geräumt und waren erschreckt nach dem Kursaal geflüchtet. Eine große Zahl der Badegäste forderte die Rechnung, packte die Koffer und verließ Hals über Kopf das ungastliche Gestade. Hotelportiers und Oberkellner sahen mit grollerfüllten Herzen die trinkgelderspendende Kundschaft ihren beutegierigen Händen entschlüpfen, die jetzt im stillen Grimm nervös an den wohlgepflegten Bartkoteletten herumzupften, während ein halblaut gemurmeltes: „Die Lausbuben konnten mit ihrer verrückten Spektakelei auch warten, bis die Saison vorüber war", ihrer mißvergnügten Stimmung deutlichen Ausdruck gab. Um der Flucht der furchtsamen Sommerfrischler thunlichst Einhalt zu thun, ließen die fürsorglichen Väter

der Stadt an Mauern und Säulen beruhigende Bekanntmachungen ankleben, die von der mit den Fischern getroffenen Vereinbarung frohe Kunde und den werten Badegästen die tröstliche Versicherung gaben, daß ihre Ruhe und Behaglichkeit fürderhin nicht mehr gestört werden würden. Und die Zeitungen veröffentlichten in gleich löblicher Absicht tags darauf Beschwichtigungsartikel, die etwa folgenden Wortlaut hatten: „Die bedauerlichen Ausschreitungen, zu denen sich unsere Fischereibevölkerung hat hinreißen lassen, hat leider Gerüchte gezeitigt, die die Vorgänge arg übertreiben und entstellen. Wir bemerken demgegenüber, daß auch nicht ein Fremder über die geringste Belästigung von seiten der Aufständischen zu klagen hatte, und am Strand wie in der Umgebung unseres prächtigen Kursaals hatte man auch nicht einmal die leiseste Ahnung davon, daß irgendwo in der Stadt so etwas wie ein Volksaufstand ausgebrochen sei. Dafür spricht am besten der Umstand, daß unsere lieben Kleinen keinen Augenblick das gewohnte Spiel unterbrachen, sondern nach wie vor bemüht waren, ihre Sandfestungen aufzubauen, wie es unser Bild zeigt.“ Und der Leser, der der freundlichen Aufforderung des Organs dieser spießbürgerlichen Leisetreter nachkam, fand in der That auf der nächsten Seite eine der belanglosen Kleinigkeiten, wie sie Mars mit flüchtigem Stift aufs Papier zu werfen pflegt.

Trotz aller offiziellen Friedensversicherungen hatte es der Bürgermeister doch für angezeigt erachtet, die Bürgergarde einzuberufen, und auch die Garnison hatte Befehl erhalten, sich für den Notfall in der Kaserne bereit zu halten. Das alles war kaum dazu angethan, mich mit Vertrauen für die Zukunft zu erfüllen. „Da alles glücklich vorüber ist, werdet Ihr wohl jetzt auch die Arbeit wieder aufnehmen?“ wandte ich mich an Burch. „Ja, alles ist vorüber!“ antwortete er ausweichend mit heiserer, zornbebender Stimme, während ein rätselhaftes Lächeln seine Lippen umspielten. Sein Gesicht nahm dabei einen so finsteren, stieren Ausdruck an, daß ich beim besten Willen nicht imstande war, seine Worte im vertrauensseligen Sinne zu deuten. Unter diesen Umständen verzichtete ich darauf, die Unterhaltung fortzusetzen, um so mehr, als ich wohl fühlte, daß der wortkarge Bursche mir ein Geheimnis vorenthielt, das die alte Herzlichkeit zwischen uns nicht mehr aufkommen ließ. „Ich weiß gar nicht mehr, was aus mir geworden ist,“ murmelte Burch traumverloren vor sich hin, „es treibt mich rastlos vorwärts, und bald wird es niemanden mehr in der Welt geben, der die geringste Macht über mich hat.“ Obgleich sich außer uns beiden niemand weiter in Burchs dürftiger Kammer befand, schien er mit einem unsichtbaren Vertrauten Zwiesprache zu halten; er vermied es dabei, mich anzusehen, sondern stierte wie geistesabwesend in die Ferne, als ob er nach einem schrecklichen Phantom ängstliche Ausschau hielte.

Nachdem ich des Burschen einmal habhaft geworden war, war ich fest entschlossen, ihn nicht mehr zu verlassen. Ich wollte ihn um jeden Preis daran hindern, sich in weitere Händel einzulassen und sich zu den alten neue Verdrießlichkeiten auf den Hals zu laden, denn es war leider nur zu gewiß, daß er als Rädelsführer für die Plünderung bei Duyvore und Balckeniers schwer würde büßen müssen.

Ohne mir weitere Beachtung zu schenken, hatte Burch die Kammer verlassen, ich folgte ihm auf dem Fuße und blieb ihm beständig zur Seite. Noch immer drängte sich auf den Straßen ein Haufen lärmenden Volkes, aber die leidenschaftliche Erregung der Bevölkerung war augenscheinlich stark im Abnehmen begriffen. Wie von einem bangen Alp befreit atmete ich erleichtert auf, als ich bemerkte, daß die erbitterte Wut allenthalben einer behaglichen Heiterkeit Platz gemacht hatte. Unter Vorantritt einer Musikbande, hinter der die belgische Trikolore lustig im Winde flatterte, durchzog die Straßen der Stadt ein Trupp frohgelaunter Menschen, die ihrer versöhnlichen Stimmung durch Absingung der „Brabançonne“ lauten Ausdruck gaben. Mit der gefürchteten Volkserhebung hatte es demnach noch gute Wege, und meine Wirtsleute, die ihre Pappenheimer ja doch schließlich besser kennen mußten als ich, hatten am Ende so unrecht nicht, wenn sie die Fischer kindische Schwächlinge nannten, die man wie eigensinnige Kinder in den Schlaf lullte, indem man ihnen gut zuredete und goldene Berge versprach. Wenn ich gehofft hatte, in Burchs Gesicht eine Bestätigung meiner optimistischen Anschauung zu lesen, so sah ich mich gründlichst getäuscht, denn ein flüchtiger Blick in dieses finstere, vergrämte Menschenantlitz genügte, um mir klar zum Bewußtsein zu bringen, daß das Drama, das ich bereits beendet wähnte, überhaupt erst auf dem Punkte stand, eine tragische Wendung zu nehmen. Schneller als ich dachte sollte die Katastrophe hereinbrechen, die Burchs schmerzzerrissenes Gesicht bereits in düstere Schatten hüllte.

Die Spitze des Festzuges war eben im Begriff, in die zum Hafen hinabführende Straße einzuschwenken, als plötzlich eine Bewegung durch die Massen ging, die wie ein elektrischer Schlag vom ersten bis zum letzten Mann empfunden wurde. Die Musik brach mit einem schrillen Mißton ab, den Sängern blieb der letzte Ton der „Brabançonne“ in der Kehle stecken, und der geordnete Zug hatte sich im Augenblick in ein wildes Durcheinander aufgeregter Menschen verwandelt, die mit allen Zeichen des Schreckens ungestüm nach vorwärts drängten. Obwohl ich Burch sofort am Arm gepackt und aufs Trottoir gezerrt hatte, um uns beide aus dem Gedränge herauszubekommen, wurden wir doch von der zurückflutenden Menschenwelle weggeschwemmt und auseinandergerissen. Das seit dem frühen Morgen er-

wartete Ostender Fischerboot „Konstantia“ war erst jetzt in den Hafen eingelaufen, die eben gelandete Mannschaft war auf dem Wege zur Stadt dem Zuge der Fischer begegnet und hatte durch den Bericht ihrer Begegnung mit der englischen Schaluppe, die vor der Wut der Ostender geflüchtet war, der Festesstimmung ihrer Kameraden ein jähes Ende bereitet. Als die Nichtsahnenden an dem englischen Fahrzeug vorbeisegelten, waren sie plötzlich ohne jeden Anlaß von den Engländern beschossen worden, glücklicherweise hatten die Kugeln keinen großen Schaden angerichtet, nur Gust Mitsu, der sich ebenfalls an Bord der „Konstantia“ befunden hatte, war von einer Kugel am Arm gestreift worden. Mitten unter den Kameraden stehend, hatte er das Hemd aufgestreift und zeigte den Umstehenden die unverbundene Wunde, aus der noch immer das Blut heraussickerte.

Maßlose Wut und Erbitterung hatten sich von neuem der Menge bemächtigt. Die Funken, die, schlecht gelöscht, noch unter der Asche fortglimmten, entzündeten sich zu hellen Flammen, deren lodernder Glut nichts zu widerstehen vermochte. Unter den Fischern war auch nicht einer, den nicht das glühende Verlangen beseelte, sich sofort und auf der Stelle Genugthuung für die erlittene Unbill zu verschaffen, erst jetzt fiel es den Erregten ein, daß ja die beiden englischen Fischerbarken, die den ersten Anlaß zu der Revolte gegeben hatten, die „Meredith“ von Grimsby und die „Pacific“ von Berwick, noch immer im Außenhafen ankerten. Es unterlag keinem Zweifel, daß man zunächst dafür Sorge tragen mußte, daß die beiden feindlichen Barken schleunigst die Ostender Wasser verließen. Unter Führung der beiden Brüder Mitsu machten sich alle auf den Weg, um die verhaßten Rivalen auf den Trab zu bringen.

Gleichzeitig aber ist auch die Bürgergarde, die für jede Eventualität unter Waffen gehalten worden war, über die den Außenhafen mit der Flutschleuse verbindende Brücke marschiert und sperrt den im Laufschritt anrückenden Aufständischen den Weg. Der die Truppe führende Offizier hat die Menge zum Auseinandergehen aufgefordert, kein Mensch denkt indessen daran, dem Befehl nachzukommen, gelassen und trotzig gehen die Fischer den Soldaten entgegen, die das Seitengewehr aufpflanzen und sich zum Angriff fertig machen, und zum Zeichen, daß es ihnen heiliger Ernst mit ihrem Widerstande ist, greifen die Fischer unerschrocken in die gegen sie gerichteten Gewehre hinein und setzen sich die Spitze der Bajonette auf die entblößte Brust.

Nach vieler Mühe ist es der bewaffneten Macht endlich gelungen, die Menge zurückzudrängen und die Uferstraße zu säubern. Gleichwohl hat sie es nicht zu hindern vermocht, daß einige leichtfüßige Burschen auf die an der Quaimauer ankernde „Meredith“ geklettert sind, und daß Burch

und Gust Mitsu mit einer Handvoll Genossen in zwei Vergnügungsboote sprangen, in denen sie jetzt auf die etwa fünfzig Meter vom Ufer entfernte „Pacific" losrudern.

Dem Zuruf des Offiziers „Wollt Ihr augenblicklich von dem Schiff herunter!" antwortet ein energisches „Fällt uns ja gar nicht ein!", während die Mitsus der Aufforderung, die Boote zu verlassen, die übermütige Gegenforderung entgegenstellten „Wenn Ihr Lust und Mut habt, könnt Ihr uns ja herausholen!"

Weit entfernt, die Dinge ernst zu nehmen, machten sich die querköpfigen Schlingel vielmehr über ihre landsmännischen Schützenbrüder weidlich lustig, und aus ihren anzüglichen Bemerkungen sprach die ganze höhnische Verachtung, die der Seemann stets für die Landratte übrig hat.

Jetzt hielt es auch der Polizeikommissar an der Zeit, sich ins Mittel zu legen. „Lassen Sie doch den Unsinn, Burch," ermahnte er väterlich den übermütigen Burschen, der, die Hände in den Hosentaschen, in seinem Boot eine muntere Bourrée tanzte, „nehmen Sie doch endlich Vernunft an und machen Sie keine faulen Witze! Sie sollten wahrhaftig den andern eher mit gutem Beispiel vorangehen! Machen Sie, daß Sie wieder an Land kommen und betragen Sie sich, wie es sich für einen anständigen Menschen gehört!" Und da Burch seiner väterlichen Zusprache keine Beachtung schenkte, setzte sich der menschenfreundliche Polizist in Positur und begann an die Versammelten eine feierliche Ansprache zu richten, aber gegen das Gelächter und das Gejohl, das sich bei seinen Worten erhob, vermochte die Stimme des Mannes nicht anzukämpfen. Die schöne Rede ging rettungslos in dem heillosen Spektakel unter, und nur hin und her hörte man eines der beliebten Schlagworte, wie „Gesetzlichkeit", „Gerechtigkeit", „internationale Beziehungen", „Achtung vor dem Eigentum", „Menschenliebe" und dergleichen aus dem Stimmenwirrsal herausklingen. Burch hatte seine choreographischen Übungen auch nicht einen Augenblick unterbrochen. Seine Ausgelassenheit und frohe Laune hatte sich auch seinen Kameraden mitgeteilt. Nicht einer schien eine Ahnung zu haben, daß die Dinge eine gefährliche Wendung nehmen könnten.

Diese Bürgergardisten, die ihnen da gegenüberstanden, waren ja doch ebensogut Ostender Kinder wie sie selbst! Und die blitzenden Säbel, die blankgeputzten Flinten, das kreideweiße Lederzeug und all der übrige Zierrat machten heute auf die Fischer so wenig Eindruck wie an den Sonntagsparaden, wenn die Teilnehmer des soldatischen Maskenzuges unter den Klängen eines Militärmarsches, vom Exerzierfelde heimkehrend, auf dem Marktplatze aufmarschierten, um, nachdem sie von dem Kommandierenden ihres Paradedienstes gnädigst entbunden waren, die benachbarten Café-

häuser zu überschwemmen und dort stundenlang herum zu sitzen, in der Absicht, sich ihren Mitbürgern in der hübschen Uniform, die sie allwöchentlich nur einmal anlegten, möglichst lange zu zeigen. Die Fischer hatten in der Schar die Söhne einiger bekannter Rheder und Großhändler erkannt und machten sich den Spaß, den Betreffenden ein vertrauliches „Heda, Mijnheer Chaarel! Heda, Mijnheer Luik!“ zuzurufen.

Die Burschen, die sich bereits an Bord der beiden englischen Schaluppen befanden, hatten indessen besseres zu thun, als den erbärmlichen Herrchen, die da allen Ernstes Soldaten spielten, ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Sie waren eifrigst dabei, die fremden Schiffe einer eingehenden fachmännischen Prüfung zu unterziehen. Takelwerk, Winden und Flaschenzüge wurden auf ihre Brauchbarkeit untersucht, die Netze wurden nachgesehen, die Segel gerefft und losgemacht, und während die einen in die Kabinen und den Laderaum hinunterstiegen, um auch dort neugierig herumzuschnüffeln, kletterten andere behende in die Wanten.

„Hört mal, Jungens,“ rief da plötzlich einer, dem bei dieser Schiffsuntersuchung ein guter Einfall gekommen war, „wie wär's denn, wenn wir allen Ernstes die Anker lichteten?“

„Das ist ein vernünftiger Gedanke! Ja, das machen wir, die verfluchten Engländer sollen unter unserer Führung den Heimweg antreten.“

„Da weiß ich noch etwas besseres vorzuschlagen,“ unterbrach Burch Mitsu die freudig zustimmenden Kameraden. „Wir fahren ganz einfach auf den Fang hinaus und benutzen dabei die Schiffe und Geräte unserer Konkurrenten.“

„Bravo, Burch! Los dafür! Vorwärts, Jungens!“

Die übermütigen Gesellen rührten sich wacker, um den spaßhaften Plan unverzüglich zur Ausführung zu bringen. Und ihre am Ufer befindlichen Kameraden, die Burchs Vorschlag mit Vergnügen gehört hatten, fanden den Scherz nicht weniger gelungen und wußten sich vor unbändiger Heiterkeit nicht mehr zu lassen.

„Gust Mitsu soll die „Pacific“ führen und Burch die „Meredith“! Einverstanden! Und jeder wählt sich seine Leute aus!“

„Vorwärts, Jungens! Heizt den Kessel an und setzt die Segel auf, damit wir fortkommen!“

Die Leute verteilten sich in zwei Mannschaften auf die beiden Schiffe und machten sich hurtig daran, die Anker aufzuwinden und die Taue zu lösen. Die mit Kessel und Dampfmaschine ausgerüstete „Pacific“ sollte die nur mit Segeln versehene „Meredith“ ins Schlepptau nehmen. Die ganze Geschichte wickelte sich so rasch und so glatt ab, daß nur das Gewagte des Unternehmens gar nicht recht zum Bewußtsein kam. Vor dem freudigen

Ungestüm dieser originellen Witzbolde mußten doch selbst Polizei und Bürgergarde die Waffen strecken und sich mit der Rolle verblüffter und fassungsloser Zuschauer begnügen. Die Eigentümer und die englische Besatzung der beiden Schaluppen, auf denen die Ostender jetzt als Herren schalteten, weilten noch immer bei ihrem Konsul, zu dem sie sich angesichts der drohenden Haltung der Menge vorhin geflüchtet hatten. Was die Nichtsahnenden wohl sagen würden, wenn sie ihr Asyl verlassen und sehen würden, welch böse Wendung die Dinge inzwischen genommen hatten.

Dem lauten Getümmel war ein erwartungsvolles Schweigen gefolgt. Die Zuschauer am Strande wandten kein Auge von den beiden Schiffen und verfolgten jede Bewegung ihrer verwegenen Kameraden mit gespanntester Aufmerksamkeit.

Schon rasselte der Anker der „Pacific" in die Höhe.

„Halt, noch ein Wort!" schrie Burch, „wir segeln selbstverständlich unter belgischer Flagge!"

Im nächsten Augenblick schon hat er die belgische Trikolore, die eben noch dem Festzuge der Fischer vorangetragen worden, von dem Fahnenstocke gelöst und klettert, das Fahnentuch mit den Zähnen haltend, am Hauptmaste empor, um die nationalen Farben zu hissen.

Ein lauter Jubelschrei der enthusiasmierten Menge begrüßt die patriotische Kundgebung des kühnen Burschen. Die Begeisterung der Fischer ist auf dem Punkt, zu einem wahren Freudentaumel auszuarten.

Langsam, ohne sich zu beeilen klimmt Burch gemächlich in die Höhe, zuweilen rastet er einen Augenblick und sucht die Füße aus der hindernden Fessel des nachschleifenden Fahnentuchs zu ziehen, zuweilen auch setzt er sich rittlings auf eine Rahe, um ein wenig der Ruhe zu pflegen und einem seiner Kumpane, den er in der Menschenmenge erkennt, aus luftiger Höhe ein übermütiges Scherzwort zuzurufen.

Endlich hat er die Mastspitze erreicht; um rascher zum Ziele zu kommen, verzichtet er darauf, die englische Flagge kunstgerecht zu lösen, sondern reißt sie kurzer Hand vom Stock herunter.

Das wilde, ohrenbetäubende Geheul, mit dem die Zuschauer die Ausführung dieser völkerrechtlichen Frevelthat begleiten, schreckt die Vertreter der Staatsgewalt aus ihrer Betäubung auf und mahnt sie, ihres Amtes zu walten. Übrigens ist die Menge mit der Zeit auch recht frech und unbequem geworden, die Fischer sind den Bürgergardisten nachgerade so nahe auf den Leib gerückt, daß die armen Jünglinge ernstlich Gefahr laufen, ins Wasser geworfen zu werden.

Aufs höchste empört, daß der Pöbelhaufen die schuldige Rücksicht ihm gegenüber so ganz und gar außer acht läßt, befiehlt der dilettierende Offizier,

der kreidebleich und nervös zuvor einige Worte mit dem Polizeikommissar gewechselt hat, dem ersten Gliede seiner Leute, auf die unverschämten Eroberer der englischen Schiffe anzulegen. Das zweite Glied hat gleichzeitig Kehrt gemacht und bemüht sich, die Menge mit den Kolben zurückzudrängen.

„Ich fordere Sie zum letzten Male auf, unverzüglich das Schiff zu verlassen!" donnert der Offizier Burch Mitsu zu.

Statt aller Antwort macht der junge Mann eine Handbewegung, die einer gröblichen Verspottung des militärischen Grußes verzweifelt ähnlich sieht.

„Feuer!" brüllt zornbebend der in seiner Soldatenehre beleidigte Offizier, dessen Stentorstimme das aufkeimende Kichern der Menge erstickt.

Die Kugeln hatten ihr Ziel verfehlt, aber für diesen Mißerfolg waren die Schützen kaum verantwortlich zu machen, die die Übelthäter mit Bedacht aufs Korn genommen hatten. Man hatte doch wahrhaftig diesen „Familiensöhnen" — wie sich die bürgerlichen Blätter so schön auszudrücken pflegen, als ob so etwas wie die Familie für die Enterbten gar nicht existieren könnte, — ja, man hatte wahrhaftig diesen pomadisierten Zierbengeln mit den faden Puppengesichtern Pulver und Blei in die wohlgepflegten Hände gegeben. Und diese Hände hatten es so eilig gehabt, sich dieser schönen Dinge zu bedienen, daß die Schießprügel aller Wahrscheinlichkeit nach ganz von selbst losgegangen waren.

Keinen Blick verwandte ich mehr von meinem Helden, jetzt, wo der große Augenblick herangekommen war. Für mein Leben gern wäre ich vorwärts geeilt, um dem Freunde einen letzten Warnungsschrei zuzurufen, aber eingekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge vermochte ich meine Füße, die wie in einen Schraubstock eingezwängt waren, nicht zu rühren, und Angst und Aufregung hatten mir die Kehle so zugeschnürt, daß ich keinen Ton herausbringen konnte.

Burch selbst hatte bei dem Krachen der Gewehrsalve auch nicht einmal mit der Wimper gezuckt, kaum, daß er es der Mühe für wert gehalten, einen flüchtigen Blick auf die Schützen zu werfen. Ruhig und gemächlich, als wäre nichts geschehen, beschäftigte er sich nach wie vor damit, die belgische Fahne an der Spitze des Mastes zu befestigen. Der denkwürdige Septembertag ging zur Rüste, wie flüssiges Gold gleißte der Meeresspiegel im Lichte der untergehenden Sonne, deren letzte Strahlen Burchs Silhouette hell beleuchteten. Vom Horizont her hüpften blitzende Reflexlichter über die See und küßten wollusttrunken das himmelwärts gerichtete Antlitz des Empörers; aus dem krausen Gelock seiner blonden Haare züngelten die spitzen Flämmchen unzähliger Elmsfeuer, die einen goldenen Heiligenschein um das Haupt des

Fischers woben. Burch schien kein Wesen mehr aus Fleisch und Blut, sondern wirkte im flimmernden Licht dieser augenblendenden Beleuchtung wie die lichtumflossene Gestalt einer überirdischen Erscheinung.

Das lustige Lachen, das eben noch den Zorn des Offiziers erregt hatte, ist verstummt. Die Menge verharrt in düsterem Schweigen, und mitten in die bange Stille hinein erschallt laut und schrill zum zweiten Mal der verhängnisvolle Kommandoruf.

Das Trauerspiel geht seinem erschütternden Ende entgegen. Diesmal ist es den biederen Schützenbrüdern blutiger Ernst mit ihrer Schießerei. Die unruhige Hast und Aufregung haben sie sich bereits abgewöhnt, sie zielen jetzt so kaltblütig und bedächtig wie beim Taubenschießen, wenn es sich darum handelt, beim sportlichen Wettkampf einen Ehrenpreis in Gestalt eines silbernen Eßbestecks zur Freude ihrer werten Eheliebsten zu erringen.

Auf dem Deck der „Pacific" wälzten sich drei Opfer in ihrem Blute, unter ihnen ist auch Gust Mitsu. Wie ich später hörte, sind des weiteren auch zwei harmlose Zuschauer, die auf der anderen Seite des Hafenbassins standen, von den Kugeln getötet worden. Gott lob! Burch schien wenigstens mit heiler Haut davongekommen zu sein! Meine Freude war leider verfrüht und der nächste Augenblick schon brachte mir eine grausame Enttäuschung.

Kein Zweifel, Burch war verwundet! Sein Körper wankte und zitterte, die linke Hand fuhr krampfhaft nach der Brust, dann ließ auch die rechte den stützenden Halt los, die Füße lösten sich, und der Körper stürzte in die Tiefe, im Fallen die schlecht befestigte Fahne mit sich reißend. Burch überschlug sich ein paarmal in der Luft und verwickelte sich dabei so in das Fahnentuch, daß, als er unten zur Seite des Bruders niederfiel, sein wachsbleiches Gesicht allein aus dem dreifarbigen Bahrtuch herausschaute. Ein Strom dunkelroten Blutes ergoß sich unaufhörlich aus der von der Kugel durchbohrten Lunge und färbte die belgische Trikolore, die sich langsam in die blutrote Prophetenfahne der sozialen Revolution umwandelte.

Der Sterbende hatte sich halb aufgerichtet und starrte unverwandt nach dem Horizont, wie ein treuer Wächter am Ausguck, der in der Stunde der Gefahr fleißig Umschau hält. Und in den krausen Wolken, die sich ganz hinten am Horizont auftürmten, erschien Burchs brechenden Augen der flammende Leuchtturm der verheißenen Revolution, der die Einfahrt in den sicheren Hafen der Freiheit wies.



Die letzte Episode.

Eine psychologische Studie von F. Dubois.

(Berlin.)

Der Wind hatte nachgelassen, als es Abend wurde, aber der Regen strömte unaufhörlich fort; man konnte zweifeln, ob es noch einen Himmel und eine Sonne gebe. Nun kam die Dunkelheit aus allen Winkeln und Gassen hervor, und durch die ziehenden Nebel blickten die Laternen mit umflortem Glanze, wie rot umränderte verweinte Augen.

Er war endlich zu dem Entschlusse gekommen, nach Hause zu fahren.

— Dieser Abend soll es sein, dachte er. Ganz die richtige Stimmung! Seit zwei Tagen regnet es schon; morgen scheint womöglich die Sonne wieder, und die will ich nicht mehr sehen. Mit verträumten und halbgeschlossenen Augen lehnte er sich in die Wagenecke zurück und horchte auf das Rasseln der Räder, das Klirren der Scheiben und das Trommeln der Regentropfen. Bald lag er da wie ein Schlafender; nur zuweilen öffneten sich noch für einen Augenblick seine Lider, dann ließ er einen halb neugierigen, halb erstaunten Blick über seine Umgebung dahingleiten: das unfreundliche, fröstelnde Innere des Wagens, die beschlagenen Fensterscheiben, an denen die Tropfen niederrannen, seine eigene zusammengesunkene Gestalt mit der vernachlässigten Kleidung; und alles erschien ihm so fremd, so kalt und gleichgültig hinter dem farblosen Schleier müder Gedankenlosigkeit, der alle Dinge umhüllte.

— So also sieht es in einem Menschen aus, der mit dem Leben abgeschlossen hat! dachte er und ärgerte sich halb über den Gedanken und halb über den phrasenhaften Ausdruck, den er ihm gegeben hatte. Mit einem Ruck richtete er sich empor, fuhr mit der Hand über das beschlagene Glas und bemühte sich, mit angestrengten Blicken hinaus auf die Straße zu sehen.

Draußen war es leer und öde, nur einzelne vermummte Gestalten mit schwarzen Schirmen glitten vorüber; mit stumpfer Neugier fing er an, diese dunklen zitternden Flecken zu verfolgen, die einer nach dem anderen in dem getrübten Gesichtsfelde des Fensters auftauchten und verschwanden. Doch bald schien es ihm bei jedem neuen Vorübergehenden, als ob gerade mit diesem ihn irgend eine geheimnisvolle Beziehung verbinden müsse, die er vergeblich zu entdecken versuchte. Von einem jeden dieser schwarzen Schirme glaubte er schließlich, er verberge einen Bekannten vor ihm aus früheren Tagen; Personen, mit denen er einst näher oder flüchtiger zusammen=

gekommen war, und deren seit Jahren vergessene Verhältnisse tauchten wieder auf! Er plagte sich mit der Vorstellung, was der oder der wohl zu dieser Stunde treiben möge, ob er wohl seiner gedenke, welche Meinung er wohl von ihm habe, und ob er nicht jetzt, gerade jetzt hier vorbeikommen müsse, um ihn auf seiner seltsamen Fahrt zu sehen? Auch diese Gedankenkette endigte mit dem heftigsten Ärger über sich selbst; er fand, daß er von unerträglicher Laune sei.

— Was nützt mir meine ganze Philosophie, redete er sich vor, die ich mir mühsam genug erworben habe, wenn sie nicht einmal bis zur letzten Stunde aushält!?

Und aufs neue machte er den Versuch, sich für die Gegend, durch die er fuhr, zu interessieren. Seine schweren Blicke wanderten ruhelos zwischen den Zweigen der Parkbäume an der anderen Seite des Wagens umher, die sich im Winde wie winkende Arme hervorbewegten aus der schweigsamen Finsternis dahinter, in der nur hier und da ein verlorenes Licht schimmerte. Und dann wandte er sich ab, fast wütend geworden über seine Stimmung, und sah wieder zur Linken hinaus nach den matterleuchteten hohen Fenstern und den riesigen Umrissen der Häuser, die im flackernden Lichte der Laternen, halb verhüllt durch den Schleier von Nebel und Regen, wie Phantome vorüberjagten.

Der Wagen begann ruhiger zu fahren, er war in eine asphaltierte Seitenstraße eingebogen. Die Häuser schlossen sich in zwei dichtgedrängten Reihen zusammen, und Hans sah die Bäume zu seiner Rechten verschwinden.

— Zum letzten Mal! und in Gedanken fügte er hinzu: Weshalb steige ich nicht aus, um von jedem einzelnen Baum einen gerührten Abschied zu nehmen? — Oh Gott, wie trivial ist das alles!

Der Kutscher hielt vor dem Portal eines großen Hauses, und Hans besann sich, daß er aussteigen müsse. Er bezahlte und legte dann seine Hand auf den Drücker. Der Gedanke durchfuhr ihn, daß er ja wieder umkehren könne, und die Hand zuckte zurück. Aber das Schloß gab schon nach; mit einem kurzen etwas heiseren Lachen trat er ein und ließ die Thüre hinter sich zuschlagen. Einen Moment horchte er auf den Widerhall, den er noch immer zu vernehmen glaubte, nachdem das Echo schon längst verstummt war, wie ein hartes letztes Wort in der Seele nachklingt, von dem man weiß, daß man es nie zurücknehmen wird. Dann leuchtete er sich mit Hilfe der Wachskerzchen, die er bei sich trug, die Treppe hinauf und gab dabei nach seiner Gewohnheit sorgfältig acht, seine Kleidung an den dunklen Wänden nicht zu verunreinigen. Bei dieser Gelegenheit fiel ihm ein, wie schmutzig und verwildert er aussehen müsse, nachdem er sich zwei Tage und eine ganze Nacht in den Kneipen umher-

getrieben hatte — um sich Mut zu trinken, wie er voller Verachtung zu sich selber sagte. Wahrhaftig! er würde sich vor Johann schämen müssen! — Noch ein halbes Jahr so weiter wie in dieser letzten Zeit, und ich wäre eine „verbummelte Existenz" geworden! Es ist wirklich besser so. Denn dann hätte ich auch das bißchen Mut nicht mehr, das ich heute noch habe.

Johann hatte die Schritte seines Herrn auf der Treppe gehört und öffnete. Der Ausdruck seines Gesichtes war erstaunt und fragend.

— Werden der gnädige Herr zu Abend speisen? Soll ich den Samowar aufstellen?

— Nein, laß nur. Ich — habe außen gegessen. Den Samowar kannst Du in Gang bringen — und dann will ich allein sein.

Er stand mit dem Rücken gegen den Schreibtisch gelehnt und sah vor sich hin. Er hörte, wie das Wasser in der Maschine anfing zu sieden und zu summen, er sah Johanns altes bekümmertes Gesicht noch einen Augenblick fragend und zögernd in der Thüröffnung verweilen und dann verschwinden. Und wieder stieg ihm der Gedanke auf:

— Zum letzten Mal! Aber nun wurde er ernstlich böse.

— Hole der Teufel die Sentimentalität! Käme ich zum Beispiel heute dahinter, daß er meinen Cigarettentabak stiehlt — und ich bin überzeugt, er stiehlt ihn — so würde ich ihn fortjagen und sein altes Schelmengesicht auch zum letzten Male sehen. Was ist Sentimentales dabei? Gar nichts! Im Gegenteil, es ist trivial, trivial im höchsten Grade!

Aber diese trivialen Gedanken wollten und wollten nicht weichen. Gleich darauf grübelte er allen Ernstes über den sonderbaren Gegensatz, daß ein Mensch, der entschlossen ist, den nächsten Morgen nicht zu erleben, am Abend vorher im Sofa sitzt, Cigaretten raucht, Thee trinkt und sich womöglich dabei den Mund verbrennt. In nervöser Unruhe stand er auf, schleuderte die Cigarette fort und betrat sein Schlafzimmer. Die kühle neblige Nachtluft wehte durch die offenen Fenster herein, der langsame Fall der Regentropfen aus der durchlöcherten Dachrinne in den Hof schallte eintönig und ernsthaft herauf. Er trat ans Fenster und sah hinab in den tiefen und finsteren Hof und dann hinauf zu dem kleinen Stückchen von Himmel oben darüber. Kein Stern war zu sehen.

— Also dies wäre das Ende! sagte er laut. Eine trotzige Entschlossenheit lag darin, sie klang aus dem Ton seiner Stimme. Und es wunderte ihn, daß es so war.

— Weshalb das alles? fragte er sich. Muß es denn sein? Aber es zwingt mich ja nichts dazu, keine äußere Notwendigkeit irgend welcher Art ist vorhanden, kein entscheidender Schritt, der nicht rückgängig zu machen ist, nicht einmal ein letzter, fester Entschluß, an dem ein Mann von

Charakter nicht rütteln darf — nichts von alledem! Es soll Menschen geben, die nach allen Seiten hin Briefe schreiben, daß sie sich das Leben zu nehmen beabsichtigen — womöglich telegraphieren sie auch noch — und die sich dann am nächsten Morgen vor den entsetzt herbeigeeilten Freunden durch bestes Wohlbefinden blamieren. — Hans hatte noch keine Briefe geschrieben, er hatte sich auch, wie er meinte, durchaus nicht hartnäckig in den Gedanken zu sterben verrannt, er sah nur voraus, daß es so kommen würde. Auf dieser unumstößlichen Gewißheit ließen alle seine traurigen flügelmatten Gedanken sich nieder. Doch er wollte einen Versuch machen, sie aufzuscheuchen. Denn was bedeutete dieser geheimnisvolle Vernichtungsprozeß, dieses Von-selber-Erlöschen seines Willens, seiner Persönlichkeit? Was lag dem zu Grunde? — Eine närrische Idee, ein fehlgeschlagener Plan, eine trübsinnige Laune — kurz: eine bare Dummheit! Aber wenn es eine Dummheit war, konnte man denn nicht klüger sein? — Er wußte, daß es zu dieser Stunde in einem Winkel der großen Stadt, den er genau kannte, Menschen gab, gute Freunde von ihm, die beim Champagner zusammensaßen, wie gewöhnlich am Sonnabend, und sich voraussichtlich gerade über das schlechte Wetter unterhielten, und daß man sich auf dem Nachhausewege unfehlbar erkälten würde. Zu ihnen hatte er noch vor kurzem gehört. Hätte man ihn vor einiger Zeit gefragt, was er vom heutigen Tage erwarte, er würde vielleicht geantwortet haben: Wenn es nur nicht regnet, daß man ohne Überschuhe ausgehen kann — oder etwas ähnliches. Und jetzt dagegen diese Veränderung! Das war der „Prozeß". Aber konnte man ihn nicht mit einem energischen „ich will" zum Stillstand bringen, da es doch nur ein „Prozeß" war? Weshalb ging er nicht Montag früh auf die Regierung und ebenso alle folgenden Tage und widmete sein Leben dem Dienste seines Staates, ohne Hinterhalt, ohne einen anderen Gedanken? Manche würden das thun an seiner Stelle. Vergessen, verschmerzen, sich gewöhnen — manche verstehen das ausgezeichnet. Ist nicht das Leben selbst ein fortgesetztes „Sich-gewöhnen"? Und wenn es noch so schwer fiel, wenn es nichtig und abgestanden war bis zum Überdruß, bis zur Verzweiflung, es war doch wenigstens — Leben! Hans sagte sich auch, daß es thöricht sei, einen Menschen, der durchaus leben will, leben um jeden Preis, auch wenn er längst nicht mehr weiß, weswegen eigentlich, ohne weiteres zu verachten. — Wenn ich das nur könnte, ich würde mich wahrhaftig deshalb nicht für schlechter halten. Aber ich kann es nicht. Alle diese Männer, die mit einer geborstenen, notdürftig geflickten Seele leben, denken, handeln, berühmt werden womöglich, haben doch irgend etwas, das sie aufrecht erhält: einen Beruf, der sie fesselt, eine Idee, ein Unternehmen, im Notfall wenigstens eine leidenschaftliche Liebhaberei oder eine harte

Pflicht, die sie nicht zur Besinnung kommen läßt — Hans mußte sich sagen, daß er von alledem nichts hatte. Und außerdem schien es ihm auch nicht der Mühe wert, vermöge solcher Zwangsmittel weiter zu existieren, nachdem der eigentliche Sinn des Lebens, die Berechtigung, die es in sich selber trägt, verloren gegangen ist.

Aber andere Menschen gab es — und an diese dachte er mit einem Gefühl des Neides, als er mit müden Schritten wieder in sein Arbeitszimmer zurückging — Menschen von einer ganz verschiedenen seltenen Art, die in solch eine traurige Lage niemals kommen konnten, weil sie mit dem Leben verkehrten wie harte Sieger und jedem Tage, auch dem furchtbarsten, den Fuß auf den Nacken setzten. Wer doch zu ihnen gehören könnte! — Und als Hans sich mechanisch ein neues Glas Thee zurecht machte und eine neue Cigarette drehte, fiel sein Blick zufällig auf einen Band von Heine, der zwischen einem Stapel von Büchern und Briefschaften auf seinem Tische lag. Heine war sein Lieblingsschriftsteller und besonders in der letzten Zeit der Einsamkeit sein unzertrennlicher Begleiter gewesen. Denn Hans glaubte unter dem Einfluß einer erklärten Vorliebe für die Weltanschauung des Dichters sich einer geistigen Verwandtschaft zu ihm bewußt geworden zu sein, in welchem Gedanken er sich sehr gefiel. In dieser Stunde erkannte er plötzlich die abgründliche Verschiedenheit zwischen seiner Natur, die es nicht verschmähte, aus wehmütiger Resignation ein schwächliches Gefühl spöttischer Überlegenheit zu schöpfen, und dem Titanen, der mit einem göttlichen Gelächter durch die Welt schritt und als ein Unterliegender bis zu seinem letzten Atemzuge nicht müde wurde, den Kampf des Geistes gegen Krankheit und Tod zu führen. Er schlug den vor ihm liegenden Band auf: Heine, neue Gedichte, und blätterte unter den Überschriften: Seraphine, Angelique, Diane, Hortense, Clarisse, Yolanthe, Marie, Jenny, Emma — — ja Emma, das war der Name, den er brauchte! Aber was suchte er ihn hier? Hier war er nichts als ein Name in einer schier endlosen Reihe, es kamen noch andere dahinter, die Heine geliebt hatte: Friederike, Katharine, Kitty, die Mouche, abgesehen von den Jugendschwärmereien und den Ungenannten. Und jede von ihnen bildete gewissermaßen eine abgeschlossene Episode: sie kam, brachte Glück und Leid, besonders aber Glück, und ging vorüber, nur die Gedichte blieben übrig. Und der Dichter schrieb die Gedichte ins Reine und machte einen Strich darunter — dann war es aus. Dann entfaltete er die Schwingen und flog weiter, immer weiter, durch immer neue Episoden, bis die Episoden aufhörten und er krank und elend wurde. Und dann machte er auch darüber noch Gedichte. Was für ein glücklicher Mensch war er doch gewesen bei all seinen Schmerzen! Ihm wäre niemals die Banalität in den Sinn gekommen, wegen irgend einer

Yolanthe oder Clarisse oder meinetwegen Emma des Lebens überdrüssig zu werden — seines Lebens! Schon der Gedanke war widersinnig.

Hans drehte sich noch eine Cigarette, um mit deren Hilfe über dies Problem weiter zu grübeln. Das war zwar sehr seltsam, da es für ihn ja gar keine Probleme mehr gab, aber das Grübeln war einmal von jeher seine Passion gewesen. Er dachte an manche Yolanthe und Clarisse aus jener früheren Zeit, da sein Herz wie ein irrender Ritter von einem Liebesabenteuer zum anderen eilte. Auch er war damals ein Dichter gewesen; wohl bei jeder der vielen Gestalten, die in seiner Erinnerung auftauchten, fielen ihm einige Verse ein, zu denen sie Anlaß gegeben hatte: im ganzen eine ziemliche Zahl von Poesien, sehr im Heineschen Stil, wie erklärlich — im Schreibtisch mußten sie liegen — — Sonderbar: bei der Emma war das ganz anders, da gab es kein Gedicht, nicht einen einzigen Vers, es war alles bitterste Prosa. Und der Schluß davon, daß er sich ihretwegen vergiftete. Und doch nicht ihretwegen! Wenn man Skeptiker ist, so vergiftet man sich nicht wegen eines kleinen Mädchens, das wäre ein psychologischer Widerspruch. Er hatte auch kaum an sie gedacht in diesen letzten Tagen, sie also war der Grund nicht. Vielmehr schien es ihm jetzt, als führe der ganze Gang seines Lebens von Anfang an gleichsam unbewußt auf diesen Abend hin; sie gab nur die äußere Veranlassung, den letzten Anstoß zum Ende.

Indem er so zurückdachte, erstaunte er, wie unglaublich schnell alles vorübergeflogen war. Kaum zwölf Jahre lagen zwischen dem heutigen Abend und jenen Tagen, in denen er als junger Student in die Welt getreten war mit der sieghaften Überzeugung, ein Genie zu sein und die Keime unsterblicher Werke in sich zu tragen. Dann kam die Zeit, in der er die ganze Welt hätte umarmen mögen, aber einsehen mußte, daß dies nicht anging, daß er sich vielmehr mit oft recht minderwertigen Bruchstücken zu behelfen habe. Mit dieser Erkenntnis begannen die Episoden. Sie wechselten zuerst langsam, dann immer rascher, sie überwucherten seine Tage mit dichten, schnell vergänglichen Ranken und bildeten bald ihren wichtigsten ja einzigen Inhalt, während der äußere Gang seines Lebens, der auf der ebenen Heerstraße der juristischen Laufbahn stetig und gleichmäßig vorwärts schritt, ihm immer gleichgültiger und zweckloser erschien. Zuletzt war es nur ein unruhiges Sehnen und Jagen, ein ratloses Suchen nach fernen, unbekannten Dingen, ein hastiges Zugreifen und sofortiges Wiederfahrenlassen, ein dunkler, immer unbefriedigter Drang, der ihn vorwärts trieb, einem Ziele zu, das er nicht sah. Und dann bemerkte er plötzlich, daß er anfing zu ermatten. Es wurde alles alt in ihm, seine Neigungen, seine Anschauungen, auch das Herz, von dem er im Stillen

gehofft hatte, es solle stets stark und gesund bleiben. Bald kannte er ihn kaum wieder, den taufrischen Frühlingswald seiner Jugendjahre: es war fahl und gelb darin geworden; wohin er blickte, fielen Wünsche, Träume, Hoffnungen wie welke Blätter von den Bäumen. Er sträubte sich und wehrte sich sehr: sollte denn auch er diesem Naturgesetz unterliegen, das die Menschen behandelt gleich jenen Korallen, denen es während einer kurzen Weile vergönnt ist, frei im Meere umherzuschwärmen, bis sie schließlich festwachsen und verkalken, um dem Weiterbau der künftigen Generationen zu dienen? War es ihm also doch nicht verliehen, dieses Ausnahmegeschenk unter den Menschen, die unvergängliche Jugend der Seele, auf die er doch so fest gerechnet hatte? Er wollte nicht daran glauben und kämpfte gegen seine Stimmung, aber sie erstarkte im Streit; bald sah er ein, daß er unterliegen müsse, und daß es dann sehr schlimm sein würde. Denn zu seinem Schrecken ward ihm klar, daß er für sehr vergängliche Dinge alles Feste und Dauerhafte dahin gegeben oder zu erwerben vergessen hatte. Die Episoden, die er erlebte, stärkten und bereicherten seine Persönlichkeit nicht, er verlor sich immer in ihnen, und wenn er sich am Schlusse wiederfand, so besaß er weniger als vorher. Er hatte sich auf der Jagd nach dem Glücke, wie er es verstand, alles hinderlichen Gepäcks entledigt und war dabei am Ende bettelarm geworden. Nun mußte er seine Jugend abschließen wie eine lange Vergnügungsreise, müde, übersättigt, mit leeren Koffern und mit der unbezwinglichen Sehnsucht nach einem freundlichen, dunklen Winkel, wo man sich still ausruhen und mit halbgeschlossenen Augen träumend in die Welt sehen konnte.

Als er zu dieser Einsicht gekommen war, that er das, was bei seinen Freunden und Bekannten als selbstverständliche Konsequenz galt, er beschloß, sich zu verheiraten. Sie kannte er damals schon lange, und es war ihm nie in den Sinn gekommen, sich in sie zu verlieben, aber als er mit Heiratsplänen umging, dachte er sofort an sie. Sie — das heißt die Heirat mit ihr — war nun ein langes Jahr hindurch der Gedanke seiner Tage, der Traum seiner Nächte. Denn in einer Beziehung blieb er auch hier seinen Freunden, deren Beispiel er befolgen wollte, unähnlich. In ihm war nichts von jener achselzuckenden Verdrießlichkeit mattgewordener Junggesellen, die die Heirat auf sich nehmen wie ein Offizier die Pensionierung, und deren Gedanken sich wohl in heimlichem Unmut gegen eine ungewohnte, vielleicht als Zwang empfundene Situation Luft machen. Im Gegenteil überließ er sich dieser neuen Idee, diesem letzten Lebensplan noch einmal mit derselben Hingabe seines ganzen Selbst wie immer bisher. Was er noch in sich fand von seiner Jugend, von dem, was früher in seinen Gedichten nach Ausdruck gesucht hatte, alle halbverwelkten Träume, den Boden-

satz aller längstverschäumten Gefühle, alles das wendete er auf für seine letzte poetische That, das Verhältnis zu ihr in seiner Phantasie zu verherrlichen und auszuschmücken: diese ruhige späte Liebe sollte ein Palast werden, in dem es sich verlohnte, für den Rest seiner Tage Wohnung zu nehmen. Denn daß er sie liebte, davon war er fest überzeugt. Und sie — wenn er kam, lächelte sie immer. Weshalb sie lächelte, darüber dachte er nicht nach. Ihr Mund war blutrot und klein, ihre Zähne spitz und bläulich-weiß — und auf die Zähne war er gewohnt, einen ganz besonderen Wert zu legen. Er liebte ihr Lächeln sehr, es war wie eine Schmeichelei, wie ein Wort, das nicht gesprochen werden durfte, wie das Versprechen eines Kusses oder die Erinnerung an einen heimlichen Traum. Doch mußte das wohl eine bloße Angewöhnung von ihr sein, denn genau so lächelte sie auch, als sie ihm schließlich ihre Verlobung mit einem von Hans' jüngeren Kollegen, einem blonden Referendaren, mitteilte. Hans hatte ihr vielleicht zu lange gewartet, oder er war ihr doch zu alt erschienen.

Er lächelte gleichfalls, als er es hörte, und nachdem er feierlichst gratuliert hatte und sich auf der Straße befand, lachte er sogar.

— Alter Hans, du hast heiraten wollen! Freu' dich, daß du mit einem blauen Auge davon gekommen bist, sagte er zu sich selbst.

Am Abend war er in vergnügter Gesellschaft, in einer Gesellschaft, wie er sie liebte, wo man von allem reden konnte, ohne gerade über gründliche Kenntnisse zu verfügen. Er bewährte seinen alten Ruf, in solcher Art von Unterhaltung geistreich zu sein, wurde bewundert und amüsierte sich vortrefflich. Als er spät nachts in gehobener Stimmung nach Hause ging, fiel ihm das Erlebnis des Tages wieder ein.

— Wieder eine Episode zu Ende! dachte er und schlug ein Schnippchen. Gleich darauf seufzte er. Das war seine Gewohnheit in solchen Fällen. Er schlief ausgezeichnet.

Morgens beim Erwachen fühlte er sich ein wenig matt und beschwert. Als er einen Plan für den Tag machte, merkte er, daß ihm etwas fehle. Er begann *sie* zu vermissen — sie, das heißt die Gewohnheit eines Jahres, die alten Gedanken und Hoffnungen, die so lange und so tief in seiner Seele gewurzelt hatten. Schon oft war er in ähnlicher Lage gewesen; irgend eine dilettantische Beschäftigung pflegte ihn dann zu trösten, während sein Herz mehr oder weniger ungeduldig auf ein neues Ereignis wartete. Das vorige Mal hatte er Sanskrit studiert, bis zur sechsten Deklination war er gekommen, dann begann das Verhältnis mit *ihr*, und es blieb liegen. Jetzt konnte er mit der siebenten Deklination fortfahren oder vielleicht arabisch zu treiben anfangen, um die alte Ungeduld des Herzens zu bezwingen. Nur sonderbar, daß er dieses Mal von jener Ungeduld gar

nichts wahrnahm, sein Herz war vielmehr müde, wie es schien, sehr müde. Sollte er sich wirklich erschöpft haben? waren keine Episoden mehr zu erwarten? Und es antwortete in ihm: nein, damit ist es nun aus. Sie sollte ja das Feste, Dauernde in seinem Leben werden, zu ihr hatte er sich gerettet aus dem Schiffbruch seiner Jugend mit seiner letzten Habe, seiner letzten Kraft, und nun war es wieder nur eine Episode gewesen, die vorüberging. Sicherlich ja, jetzt war es aus. — An jenem Tage begann der „Prozeß". Es war zuerst kaum zu merken: ein Unbehagen, das langsam wuchs, ein häufiges Sich-ärgern über ein Nichts, ein unmotiviertes Traurig-werden in heiterer Gesellschaft. Diese Zeichen nahmen zu, sie spielten sich ab auf dem Hintergrunde einer bleigrauen Müdigkeit, einer dumpfen leeren Müdigkeit, die alle anderen Farben des Lebens auffog, alle beweglichen Töne der Freude und des Schmerzes in trauriger Monotonie erstickte.

Eine Woche darauf, als er zur Zeit des Zwielichts allein in einer Weinstube saß — er ging nicht gern mehr in Gesellschaft — und auf den entfernten Klang einer verstimmten Drehorgel horchte, machte er die trübsinnige Entdeckung, daß er tiefunglücklich und ein gebrochener Mann sei. Und von nun an ging es immer weiter, rasch, unaufhaltsam. Manchmal glaubte er fast eine körperliche Empfindung des Auflösungsprozesses zu haben, der sich in ihm vollzog. Alle Dinge wurden ihm fremd, immer fremder, seine Kollegen, seine Wissenschaft, seine sonstigen Beschäftigungen — alles das schien mehr und mehr zu verschwimmen und zu verblassen, wie Farben und Formen vor den Augen eines Menschen, der allmählich erblindet, undeutlich werden und ineinanderfließen. Und heute — an diesem Abend — ging der Prozeß zu Ende. Hans versank in ein schweres gedankenloses Brüten, über ihn legte sich eine lange tiefe Stille, in der nur das Ticken der Pendule scharf und hell widertönte.

— Eins! die Glocke schlug und Hans fuhr auf. — Zwei! drei! — es waren elf Schläge.

— Wahrhaftig, schon so spät! Und bis Mitternacht sollte es geschehen sein! Wie ist nur die Zeit hingegangen! Ganz unglaublich schnell! Und was für verrückte Einfälle ich heute Abend gehabt habe! — Wenn jemand meine Gedanken wüßte, würde er mich nicht für verrückt halten? Natürlich — morgen werden sie dasselbe sagen! Ich bin neugierig, was wohl Johann für ein Gesicht machen wird? — Oh, ein verdutztes ohne Zweifel! Erst wird er erschrecken, dann wird er rasch den vorhandenen Tabak in Sicherheit bringen — und vielleicht noch dies oder jenes andere — aber dann wird er mit allen Anzeichen des Entsetzens um Hilfe schreien und zum Arzt laufen. Der Arzt wird kommen und den Thatbestand untersuchen. Dann wird man es in den Zeitungen lesen: „Der in den besten Verhält-

nissen lebende Regierungsassessor Hans Kunth beging, nachdem er einen längeren Urlaub in Berlin verlebt hatte, in der Nacht zum Sonntag in seiner Wohnung Selbstmord. Da irgendwelche Gründe zu der unglücklichen That nicht vorliegen, ist dieselbe auf momentane Geistesumnachtung zurückzuführen." — Man wird die Vettern in Breslau benachrichtigen, und sie werden erscheinen, um sich des Nachlasses anzunehmen. Ich kenne sie nicht, diese Vettern; nach dem, was ich von ihnen weiß, mißfallen sie mir. — Nun, das ist gleich. Aber das Gesicht von Johann möchte ich wirklich sehen — sonderbar: was hat er eigentlich für ein Gesicht? Ich habe nie darauf geachtet. Ich glaube, er sieht ungefähr aus wie ein gefühlvoller Spitzbube. Es ist eigentümlich, daß man Jahre lang einen Menschen täglich gesehen hat und sich doch nicht genau auf sein Gesicht besinnen kann — in der That merkwürdig. Das heißt — man könnte ihn ja rufen — — Herr Gott, was für ein Unsinn! Ist das vielleicht schon die beginnende „momentane Umnachtung"? Es ist wahrscheinlich immer so in ähnlichen Fällen, aber ein heller klarer Tod wäre mir doch lieber. Drum fort mit all dem Zeug!

Rasch entschlossen nahm er die Lampe und setzte sich an den Schreibtisch. Er holte Briefpapier und einen Umschlag hervor, fuhr mit der Hand über die Stirn, wie um seine Gedanken zu sammeln, und begann dann mit seinen unregelmäßigen verschnörkelten Zügen zu schreiben, ohne sich zu besinnen, fast ohne abzusetzen:

Teurer Freund!

Du wirst Dich wundern, daß ich Dir schon wieder schreibe, obwohl Du noch mit der Antwort auf meinen letzten Brief in Rückstand bist. Ich habe jedoch eine wichtige Veranlassung, nämlich Dir, als dem einzigen, den es interessieren könnte, meine Todesanzeige zu übersenden. Ich weiß, Du wirst nicht mit mir einverstanden sein. Damals habe ich Dich beneidet, als Du nach dem Zusammenbruch Deiner Existenz in Deutschland kaltblütig Deine Hoffnungen zusammenpacktest, um Dir in Amerika ein neues Leben zu gründen. Wenn ich jetzt den Mut hätte, würde ich zu Dir kommen, aber ich habe ihn nicht; ich kann das nicht, was Du kannst, wir sind zu verschieden. Du wurdest immer mehr bei allem, was Du erlebtest, ich wurde immer weniger, und heute werde ich zu nichts. Es handelt sich um eine meiner bekannten Herzensangelegenheiten — lach' nicht! es ist sehr ernsthaft. Aber Du verstehst das nicht, und außerdem ist es nicht richtig. Doch wozu die vielen Worte? sie nützen nichts. Leb' wohl! Wenn Du meinen Brief liesest — ich sehe Dich vor mir, es wird

ungefähr zwei Wochen nachher sein — so sage getrost, was Du jedenfalls denken wirst: er war ein Schwächling und ein Narr obendrein. Du siehst, ich bin mir nicht im Unklaren über die Grabschrift, die ich verdiene. Lebwohl!

Dein alter

Hans.

Nachschrift: Mein Brief ist gewiß sehr abgeschmackt, aber ich mag ihn nicht wieder durchlesen.

Hans atmete auf, als er die Feder absetzte; er verschloß den Brief, adressierte und legte ihn sichtbar auf den Tisch. Dann zog er die Schubfächer des Schreibtisches heraus, eines nach dem anderen, und bald türmte sich ein Stapel von Papieren vor ihm auf. Als er die Gedichte in die Hand bekam, lächelte er leicht. Ein Blatt blieb zufällig zwischen seinen Fingern: er erkannte es wieder. Das war ein stiller sonniger Vormittag im Sommer gewesen, ein Sonntag, verlebt zu zweien, vor langer Zeit, während einer glücklichen Episode: hinter ihnen der leise-rauschende Wald, zu ihren Füßen der glitzernde Fluß, darüber der helle Himmel und Glockenläuten in der Ferne über dem Wasser. Um sie summte und rauschte es wie ein zitterndes Meer von Glück, und es leuchtete und lockte mit tausend glühenden duftberauschten Farben; mit jedem Atemzuge liebkosten sie das Leben. Damals sah die Welt seltsam aus, wie es schien: die Farben bunter und intensiver, alles ganz anders als jetzt.

— Mein Gott, wie viele gute und helle Dinge es doch giebt! dachte er trübe und mit einem Seufzer. In diesem Seufzer lag ein plötzliches Sich-bewußt-werden, eine verzweifelte Anklage gegen diese Art, das Leben zu nehmen, die ihn zu Grunde gerichtet hatte — aber das verging im Nu. Hans raffte rasch die Blätter zusammen und warf sie gleichmütig, ohne eine Spur von Trauer oder Wehmut, in den Ofen. Dann bemühte er sich, durch Streichhölzer das Papier ins Brennen zu bringen; es gelang; er starrte in die Flammen, bis alles verzehrt war.

— So, nun wären wir fertig! dachte er. Er holte ein Glas herbei und stellte es mit Wasser gefüllt vor sich auf den Tisch neben das Gefäß mit dem weißen, unheimlich glitzernden Salz. Dabei warf er im Vorbeigehen einen Blick in den großen Wandspiegel und fuhr erschrocken zurück. Dies bleiche eingefallene Gesicht mit den wild-herabhängenden Haaren, die sonst so sorgsam über die spärlicher bewachsenen Stellen des Vorderkopfes ausgebreitet waren, mit den weit-offenen Augen, die ihn so starr anblickten, diese schlotternde Gestalt in der unordentlichen verwilderten Kleidung — das war er!

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, eilte er in sein Schlafzimmer und machte Toilette. Er kleidete sich vollständig um, frisierte sich sorgsam, alles mit größter Aufmerksamkeit, aber mechanisch, wie er es gewohnt war, ohne von der Zeit, die er dazu verwendete, die geringste Empfindung zu behalten. Dann nahm er wieder mit möglichst entschlossener Miene auf dem Stuhle neben dem Tische Platz, dem Spiegel gegenüber. Als er sich niedersetzte, war es ihm, als fiele ein Vorhang zwischen ihm und der Welt, ein Vorhang von leichtem dünnen Nebel, der das Zimmer erfüllte und sich über seine Sinne legte.

— Auf diese Weise hätten wir wenigstens das Unästhetische vermieden! sagte er sich voll Genugthuung. Mit Abscheu erinnerte er sich eines Bekannten, der sich einst Schulden halber erschossen, und den er am Morgen darauf gesehen hatte, am Boden liegend, ein Loch in der Schläfe und mit Blut bespritzt. Das war grauenhaft und entsetzlich geschmacklos. Von der Wirkung des Giftes dagegen merkt man fast gar nichts, es sieht aus, als ob einer eingeschlafen ist; sogar lächeln kann man dabei — und Hans lächelte ironisch, und sein geputztes und wohlfrisiertes Gegenbild im Spiegel lächelte gleichfalls ironisch, aber mit einer so gräßlichen Verzerrung, daß Hans erschrocken innehielt und den Mund zusammenkniff. — Da fällt mir ein: vom Strychnin habe ich gelesen, es krümme das Rückgrat nach hinten zusammen, sodaß man am nächsten Morgen total verbogen ist — es muß häßlich aussehen. Ob das bei diesem wohl auch so ist? Ich habe gehört, die Wirkung träte augenblicklich ein — der Ausdruck soll gar nicht verändert werden — es wäre kaum ein Angstgefühl dabei — nun, in jedem Falle, man muß es darauf ankommen lassen! Er schüttete das weiße knisternde Pulver in das Glas mit Wasser, und der Mann im Spiegel that dasselbe und sah ihn dabei an mit dem bleichen Gesicht und den großen schwarzen Augen, aber so fremd, so entfernt wie aus einer anderen Welt, undeutlich und verschwimmend, wie eine Gestalt in einer Nebelwolke.

Er nahm das Glas in die Hand und bemerkte mit einem wunderlichen Erschrecken, wie schwer, wie unglaublich schwer es geworden war. Langsam hob er es empor, schon berührte es fast seine Lippen, da schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, wie ganz anders er sich früher diesen Augenblick vorgestellt hatte. Und mit einem tiefen Atemzuge setzte er ab und überlegte. Wie feierlich hatte er das Leben verlassen wollen! Im letzten Moment würde er an seine Kindheit denken, an seine Mutter — — ja, wie war das — wie war das doch alles gewesen? Aber seine Einbildungskraft versagte. Nicht eines der vielen Bilder aus jenen Tagen, auf die er sich so gern besonnen hätte, erschien vor seinen Augen — nur an die alte schwarze Katze konnte er sich erinnern, deren Tod er einst als Knabe ver-

schuldet hatte. Das war der einzige feste Gedanke, den er fassen konnte, das einzige etwas deutlichere Bild, das sich loslöste von dem nebelnden Chaos in seinem Gehirn. Und das blieb und blieb, das kam hartnäckig immer wieder.

— Trivial bis zum letzten Moment! dachte er höhnisch. Pfui, wie ekelhaft! — Wenn ich diese Stunde überleben könnte, ich würde nie wieder einen Dichter lesen. — Aber wie mag es denn kommen, daß ich gar nicht an sie denke? — Das ist doch wunderbar! — Nun, desto besser: um so sicherer weiß ich, daß ich nicht ihretwegen sterbe.

Das Blut in den Pulsen klopfte mit siedender Hast; er fühlte, wie es in seinem Kopfe anfing zu kreisen und zu schwindeln, ringsum begann alles in seltsamer Beleuchtung zu verschwimmen, das Glas, die Lampe, das ganze Zimmer, wie im fahlen Morgenlichte, ehe die Sonne aufgeht. Plötzlich hörte er ganz klar, wie ihn jemand erinnerte, es sei nun Zeit; und zugleich schlug die Glocke mit sonderbar-hartem, erschütterndem Klang. Er zählte jeden einzelnen Schlag, zwölf Schläge; und als er bis zwölf gezählt hatte faßte er wie gedankenlos das Glas und leerte es auf einen Zug bis zum Grunde. Er blickte auf — alles sah anders aus: Nebel und Müdigkeit waren verschwunden, im hellen Lampenlichte lag das Zimmer vor ihm; er unterschied jeden Gegenstand mit ungeheurer Deutlichkeit, und durch die Luft summte noch der verhallende Nachklang der Glocke. Ein Moment war das, dann faßte ihn eine unentrinnbare wahnsinnige Angst, und er fühlte den Schlag seines Herzens bis in die Kehle hinauf. Er wollte emporspringen, aber das ging nicht — stand nicht jemand hinter ihm und hielt ihn fest mit leisen sicheren Griffen? Und mit einem letzten scheuen Blick suchte er das Bild im Spiegel; vergebens, denn der Nebel war wieder da, der alles verhüllte. Hans schloß die Augen und sank zurück. Aus seiner Hand löste sich das Glas und zerschellte am Boden.



Vor dem Speisen.

Von Richard Schaukal.

(Brünn.)

Der Oberlieutenant Graf . . . sitzt mürrisch im Kasino auf dem harten Sofa und simuliert Zeitunglesen . . Der Kadett Baron — — — tritt ein, bleibt stehen, richtet sich auf, klirrt die Sporen aneinander und knickt oberhalb des mittelsten Rückenwirbels ein.

Der Oberlieutenant Graf . . . sieht auf. „Servus.“ Der Kadett setzt sich schweigend neben den kalten Ofen und reibt sich die Hände . . . Draußen regnet's. Er zieht die herabgerutschten Stiefelröhren über die dünnen Waden hinauf, rückt die zurückgekrochenen Manschetten aus den viel zu engen Ärmeln hervor und lehnt sich dann, Bein über Bein, mit verschränkten Armen zurück. . . . . .

Er denkt: „Werde ich von Samstag auf Sonntag Inspektion haben?...“

Der Oberlieutenant Graf . . . wird gemütlich. „Komm her, Edi,“ sagt er.

Der Kadett stürzt zu ihm.

„Geh, sei so gut und hau' mich bissel am Rücken . . Da . . . Nein . . Da . Ja . . . So . . . . Gut . . . Fester . . . Dank schön.“

Der Kadett klopft und denkt: „Ob er mich gern hat . . . ? . . . . “



Der Mitmensch.

Von Arthur Moeller-Bruck.

(Leipzig.)

Die entscheidenden Wandlungen in der Litteratur pflegen über Nacht zu kommen, jäh, unerwartet, oft sogar — wenigstens scheinbar! — unvermittelt und mit derart verblüffenden Wirkungen, daß ihnen anfänglich nur die allerwenigsten zu trauen wagen. So war es damals, vor fünf, sechs Jahren, als der Name Maurice Maeterlincks plötzlich laut wurde, des Dichters, von dem ich in dieser Monatsschrift bereits als dem ersten und ursprünglichsten Neuerer einer modernen Dramatik gesprochen habe.

So scheint es jetzt wieder zu sein, da Richard Dehmel seine erste Tragödie bringt und mit ihr ein Bühnenstück, in dem diese überaus unkünstlerische Scenen-Aneinanderreihungstechnik des letzten Jahrzehntes — so notwendig sie an sich vielleicht sein mochte! — gründlich überwunden ist, so gründlich, daß man, wenn man vergleichen wollte, nur den einen Namen finden würde, der dem blutvollsten mächtigsten Dramatiker aller Zeiten angehört: Shakespeare! Man wird verstehen, was die Anführung dieses hohen Namens sagen will; Wesen, Wert und Bedeutung des „Mitmenschen" offenbart er in einem, und man weiß gleich, daß es sich in diesem starken Stücke um die Wirkung handelt, die in den Künsten einheitliche Größe auszuüben pflegt, wenn sie aus jenem Dichterwillen herausgeschaffen ist, der seinen Stoff mit tiefinnerlicher, seelischer Auffassung zu einem plastischen Gebilde gestaltet. Nicht Typen und Charaktere pflegen wenigstens die wertvollsten persönlichsten der dargestellten Menschen mehr zu sein, sondern Individualwesen; proportional, in der rechten Verteilung des Wesentlichen und Unwesentlichen, also endlich einmal wieder subjektiv gesehen und dann objektiv gewertet. Man hat da ein Element, daß die vornehmste Forderung an die Kunst in sich schließt: die Synthese — jene Synthese, die Sophokles und Shakespeare genial machte, und die in dieser unserer Epoche so ganz verloren ging; erst der letzte Ibsen und vor allem eben Maeterlinck haben den Ruhm, die drohende Gefahr der Nivellierung dramatischer Kunst erkannt zu haben. Um das zu verstehen, darf man freilich diese Dichter nicht mit der geläufigen und falschen Auffassung messen, an die man sich allgemein gewöhnt hat; man setzt nämlich die Art namentlich Maeterlincks mit seiner allerdings auffallenden und besonderen stilistischen Methode gleich und vergißt dabei, daß ein derartiges rein formales Prinzip nur Mittel zum Zweck, also ein Faktor niederen Ranges sein kann, während dieser Zweck selbst, der Selbstzweck, doch bei einem so tiefen und trotz seiner Weichheit so starken Künstler, wie Maeterlinck, nur in dem Einschmelzen der schöpferischen Künstlerpsyche in den jedesmaligen Stoff beruhen kann. Man lese nur einmal „La princesse Maleine" oder „Ces sept princesses" darauf hin. Man wird sehen, daß es sich denn doch noch um etwas mehr handelt, als um ein bloßes Formkünsteln! Ja, man wird sogar sehen, daß in diesem modernen Vlamen viel von dem Renaissancegeist des großen Britten wohnt — nur umkleidet mit dem Gewand eines Mystikers unserer so wunderlich konfusen, unendlich langsam sich klärenden Wiedergeburtsepoche; freilich ist es der Shakespeare der Märchenperiode — aber immer doch Shakespeare! Derselbe, der, auf anderen Bahnen, der Menschheit das noch heute unzeitgemäßeste und deshalb modernste Buch, den Hamlet, geschenkt hat — derselbe, dem als Dichter eben dieses Hamlet jetzt Richard Dehmel verwandt erscheint, während dieser

sich andererseits mit seinen Zeitgenossen und — recht verstanden — seinem Vorläufer Maeterlinck in einem Hauptpunkte trifft, eben dort, wo sich auch Maeterlinck und Shakespeare einander nähern. —

* * *

Ich meine die Weltanschauung, die sich in den Werken der drei Dichter offenbart — die so spezifisch moderne Weltanschauung des Fatalismus, die dem Menschen den freien Willen und damit die freie That genommen, die mit einem grausamen, satanischen Lächeln aus den schönen Idealen einer naiveren Kulturperiode höchst lächerliche Idole gemacht und das erhabene Tier Mensch auf ein Niveau herabgedrückt — so tief, oh, so tief, daß gar nichts bleibt von dem stolzen Dünkel, in dem sich die Welt ein paar Jahrtausende gefallen hat. Und nichts ist an seine Stelle getreten, als bei den feineren, differenzierteren Individuen, die den Geist ihrer Zeit mit dem Gehirne zu empfinden vermögen, ein entsetzliches Gefühl der Nichtigkeit, des Überflüssigseins, und bei den plumper organisierten, die lediglich durch ihre rohen Instinkte zu erkennen vermögen — die Gleichgültigkeit, die sich auf alles erstreckt, nur nicht auf das Durchkosten des Augenblicks. Daher auch dieses millionenstimmige „après nous le déluge" der Menge, das über ganz Europa hin im Delirantentaumel nach dem Raffinement neuer unerhörter Genüsse schreit, getrieben von dem dunklen, halb unbewußten Drange, sich auszuleben. Gott ist ja tot! Das Gewissen, diese famose Konsequenz des alten Wahns, schlägt ja anscheinend nicht mehr! — Unglaublich tragisch kann man dieses moderne fin de siècle Weltbild nehmen; und auch — unglaublich komisch. Auf jeden Fall bleibt jedoch der grandiose Hintergrund, auf dem sich für unser erkennendes Auge das Leben abhebt — im Narrenfratzentanz, den Marionetten mit schlotternden Gliedern und gräßlich verrenkten Leibern ausführen, nach tief geheimen Gesetzen, ohne zu wissen warum, ohne zu wissen wozu . . nur weil sie müssen! weil sie müssen!! weil sie müssen!!!

Für die Kunst aber, die jetzt ein Leben zu gestalten hat, das die alten Begriffe von „Schuld" und „Sühne" nicht kennt, muß die neue Tragik notwendig in diesem stumpfen, stieren Zwange begründet liegen, der in allem ist, was in die Erscheinung tritt. Rein intuitiv hat das schon Shakespeare erkannt, gerade so wie das Wesen jener Weltanschauung, die ich oben als die moderne fixierte, in seinem Empfinden lebte; freilich wohl mehr geahnt, als mit seinem Gehirnbewußtsein erfaßt — wenigstens findet sich eine derartige Erkenntnis nirgendwo in Worten festgehalten. Dafür öffnen sich aber überall in seinen Werken weite, abgründlich tiefe Spalten, durch die man Blicke hinabwerfen kann in das wahre Wesen des modern gesehenen Welt-

bildes, die wie Ewigkeiten sind an tiefem Verständnis der neuesten Wahrheiten; und stets hat man bei der Lektüre seiner Dramen das Empfinden, als sehe man das fatalistische Gespenst umgehen. Nicht anders ergeht es bei Maeterlinck, für den das Dasein überhaupt nur ein blutloses Schattenspiel ist, in heller Mondnacht an die weiße Wand eines stillen einsamen Hauses geworfen. Und ganz modern, in voller zweifelfreier Erkenntnis, bereit, auch die letzte Konsequenz seiner Überzeugungen zu ziehen, kommt jetzt endlich Dehmel. Doch ist er viel zu sehr Künstler aus Prinzip, als daß er mit peinlicher Sorgfalt die einzelnen Noten verzeichnete, die ein Beweis seiner Erkenntnisse wären. Alles, was er sagen will, legt er in die Stimmung, die seine Menschen umgiebt, in das seelische Milieu und — ein echt Shakespearischer Zug — in die Perspektiven. Aber er will auch weiter, will, wie schon gesagt, Konsequenzen ziehen. Das Negative von heute kann ihn nicht mehr befriedigen, und um in die Zukunft hineinzuwachsen, glaubt er deshalb nach dem Positiven verlangen zu müssen. Er weiß ja, daß der Apfel der Erkenntnis zum zweiten Mal genommen ist, weiß auch, daß sie diesmal „jenseits von Gut und Böse“ heißt, und daß sich ein zweites Reich auf ihr aufbauen kann, wenn es gelingt, die neuen Werte recht zu verwerten. Starke Menschen, Vollmenschen braucht es dazu — Übermenschen, wenn man will! Übermenschen, in denen an Stelle des gestürzten freien Willens zur Wahl ein lebendiger, individueller Trieb wach ist, sei es zum Vernichten bestehender, sei es zum Begründen und Aus=sich=herausentwickeln neuer Werte. So kommt Dehmel zu den beiden Menschen, die als „Kandidaten der Zukunft“ meinetwegen auch typisch genannt werden mögen, und die der eigentliche geistige Gehalt seines Dramas sind.

Um das verständlich zu machen, muß ich die Fabel des Stückes wenigstens in ihren rohesten Umrissen geben.

Zwei Brüder sind nebeneinander gestellt: Peter, ein genialer Architekt und einer jener seltenen Menschen, die große Pläne, kühne Entwürfe in sich tragen und zugleich die Kraft besitzen, alles das zu gestalten, was ihnen ihres Daseins Zweck erscheint. Und Ernst, der jüngere, der eigentliche Held des Dramas, der — „Mitmensch“, ähnlich veranlagt, geistig sogar bedeutender, aber, und das ist das Wesentliche, in der Kraft seines Lebens gebrochen und unfähig, irgend etwas aus sich heraus zu entwickeln; das Einzige, was sein Leben zu erfüllen vermag, ist die eine Aufgabe, die er sich gestellt hat: er will der Förderer seines Bruders sein, will die widerlichen Kleinlichkeiten des Lebens von ihm fernhalten und ihn so voll und ganz seinen Bestrebungen schenken. Diese Pläne droht ein Weib zu zerstören, mit dem Peter ein Liebesverhältnis hat, obwohl es offiziell die Braut eines anderen ist. Ernst sucht nun dieses Verhältnis um jeden Preis

zu zerstören, da er fürchtet, seines Bruders Kraft würde zersplittern. Seine Worte an den Bruder seien angeführt, um das in etwas zu erklären: „Dieses verwöhnte Geschöpf: mit ihrem Heißhunger nach Erregungen: sie wird Dir die Nerven einzeln aus dem Leibe zupfen! — Und Deine Arbeit? Deine Entwürfe? (sarkastisch) dann kannst Du Geld machen gehen! für die Launen der gnädigen Frau!" Peter läßt jedoch des Bruders Vorstellungen unbeachtet, so daß dieser glaubt, es bliebe ihm nichts anderes übrig, als mit brutaler Rücksichtslosigkeit vorzugehen. Ohne Wissen Peters wendet er sich persönlich an die Geliebte des Bruders und fordert sie auf, von diesem zu lassen. Aber — er irrt sich, er sieht nicht psychologisch genug, er muß erfahren, daß sie selbst nicht auf seine Vorschläge eingeht, als er droht, das Verhältnis aufzudecken und sie der Rache des hintergangenen Verlobten preiszugeben. Infolge der Unterredung mit Ernst entdeckt sie sogar selbst ihrem Vater und ihrem Bräutigam alles und geht schließlich, da sie keinen Ausweg mehr zu finden wähnt, in den Tod. Ein Ring, den die Verstorbene getragen, verrät, daß Peter derjenige gewesen, mit dem sie den Bräutigam betrogen. Es kommt zu einer Scene zwischen den beiden, und als der Hintergangene die Tote schmäht, schlägt Peter diesen in einer jähen Aufwallung nieder und zerstört ihm ein Auge. Während er nun geht, um einen Arzt zu holen, schießt Ernst, der allein zurückgeblieben, den bewußtlos Daliegenden nieder, damit er selbst und nicht Peter den Gerichten verfalle und dieser so in Freiheit seinen hohen Plänen nachgehen kann, die seines Lebens Bestimmung sind.

Man sieht: dieses Drama Richard Dehmels ist herausgeschrieben aus dem Glauben an eben jene große majestätische Renaissance der modernen Welt, von der ich sprach, bevor ich seinen Inhalt gab, um diesen „Glauben" durch das Beispiel zu illustrieren, das der Dichter in den beiden Helden seiner Schöpfung, diesen repräsentativen Vertretern einer derartigen, vorläufig utopisch gedachten Periode der Menschheitsentwicklung selbst giebt. In dieser zukünftigen Note der beiden Brüdergestalten liegt dann auch das eminent Moderne des ganzen Dramas und — wie ich bereits sagte — sein eigentlicher, geistiger Gehalt. Man weiß kaum zu sagen, in welchem von beiden das Wesen des noch unzeitgemäßen Individuums stärker ist. Man nehme Peter, der da schafft und baut, „auf daß die Erde des Übermenschen werde"! und man nehme Ernst, durch dessen vitale Kräfte der große Riß geht, der stets das Zeichen jenes Übergangsmenschen zu sein pflegt, der voll Bewunderung alles Großen, Übermenschlichen und zugleich doch auch ein dekadenter Schwächling ist, unfähig die Kraft zu finden, sich mit starken Trieben zu erfüllen; erst in dem Untergange vermag er seinem Leben einen Sinn und einen Wert zu geben; und so ist er dann doch auch einer

von denen, die, um mit Nietzsche zu reden, „hinübergehen“ aus dieser Zeit der Unklarheit, die noch hin und her schwankt zwischen mühsam gewordenen egoistischen Verstandesprinzipien und einem reaktionären Rest von altruistischem Empfinden und Gewissen, und die sich dennoch immer gewaltsamer hineindrängt in jene neue, jene zweite große Periode der Menschheit, die unter dem einen Satze zu percipieren sein muß: daß sie es vermocht, die Konsequenzen des modernen Fatalismus zu ziehen.

* * *

Es scheint mir gewiß, daß diese überaus hohen, geistigen Qualitäten der Tragödie vom „Mitmenschen“ der Dichtung allein den Wert eines der großen Werke moderner Litteratur geben würde . . selbst dann, wenn Dehmels Künstlertum von geringerer Macht wäre. Von seiner starken Art zu gestalten habe ich bereits gesprochen, als ich ihn in meinen einleitenden Worten an Shakespeare maß. Selbstverständlich tritt noch mancherlei hinzu, das erst dem Schaffen unserer Tage eigen ist: so vor allem die psychologische Methode aus Prinzip, wie sie sich in den Dichtungen des Stanislaw Przybyszewski, ihrem eigentlichen Schöpfer, am grandiosesten findet. Sie auf die Scene zu übertragen, mag, wie ich an dieser Stelle schon ausgeführt habe, zu dem schwierigsten in den Künsten gehören und das eigentliche Wesen der neuen dramatischen Technik ausmachen. Dehmel hat sich der Gefahr, in Experimenten zu verunglücken, insofern gewachsen gezeigt, als es ihm thatsächlich gelungen ist, starke seelische Wirkungen zu erzielen; freilich muß man diese Worte auf die beiden Träger der Handlung beschränken. Die übrigen Personen bleiben leider in althergebrachten und geläufigen Schablonen stecken, aus denen nichts Persönliches zu sprechen vermag, und die deshalb nicht berühren. Man hat da den einzigen Mangel der Dichtung, der aber von so vielen Vorzügen wieder aufgewogen wird, daß das Drama nichts desto weniger eine schöne Erfüllung aller jener Hoffnungen ist, die man im geheimen haben durfte, wenn man der prophetischen Stimme der Ibsen und Maeterlinck horchte oder in seinem Shakespeare las.



Ein moderner Zeichner.

Von Rudolf Klein.
(Düsseldorf.)

Die Empfindungsweise einer Generation manifestiert sich nirgendwo prägnanter und ist nirgendwo evidenter zu studieren und zu zergliedern wie bei den Künstlern (jeder Art), diesen geistigen Fühlhörnern, die eine Zeit tastend vor sich hinstreckt. In ihnen konzentriert sich das vorweg als Ausnahme, was morgen allgemein ist. Sie sind daher eine Art Übergangsartvarietäten, in denen gewissermaßen eine psychische generatio aequivoca der Empfindung vor sich geht. Dies trifft mehr denn je in unserem Vierteljahrhundert zu (freilich liegen die Vorläufer weit früher), dessen differenzierteste Vertreter am eigenen Leibe eine Gefühlsentwicklungsverfeinerungskrise durchgemacht, in der vieles zu Asche gebrannt, gutes und schlechtes, und was übrig geblieben, ist ein Individuum, das in seiner Übersensitivität alles empfindet und nichts, die leiseste trübe Regung als Schmerz und den leisesten Wonneschauer, als Liebe und doch der großen Liebe und des großen Schmerzes nicht fähig. Die Übersensitivität zersplittert eben, zerfasert, zerzweifelt. Das hat vieles geknickt in Lebensgenuß und Kunst. Aber manche halten die überstandene Krise für die brauende, fiebernde Frühlingsgährung einer neuen keimenden Renaissance, aber auch viele sehen keinen Ausweg. Einer der entstandenen, augenscheinlichsten Verluste ist der: sowohl denen, die in ihr stecken geblieben sind und in einer weinerlichen Romantik verschmachten, wie denen, die sich hinübergerettet zu haben scheinen, ist, um ihrer neuen tiefer fühlenden Verfeinerung willen, Kraft und Größe versagt — sie fühlen ja alles, das leiseste, und sind doch der großen Liebe und des großen Schmerzes nicht fähig. Der Hauptfehler ihrer Kunst jedoch ist der Mangel an innerer Synthese.

Nun beginnen in Litteratur und Kunst, auf eine eigne neue Art, einige wenige wieder mit ihr, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie eine Brücke in die Zukunft sind. In der bildenden Kunst ist es vorläufig eine Reihe von Zeichnern. Einen von ihnen, den einzigen in Deutschland, möchte ich hier näher beleuchten. —

Nachdem die Busch und Oberländer, die geistvollen Interpreten des deutschen Bierphilister- und Spießbürgertums alt geworden und in der Zeichnung der fin de siècle Geist Einzug gehalten, stand es um die deutsche Illustration entschieden flau. Die Schlittgen und René Reinike konnten ihren französischen Kollegen nicht das Wasser reichen, und vor allem schien

das deutsche Pflaster ein viel zu junger Boden, um jene Typen und ihren Interpreten zu zeitigen, die Steinlen und seine Modelle abgeben. Doch in jener neuesten Kunstströmung, die die obengenannte Entwicklungskrise an den Strand gespült, ist Deutschland ein Zeichner entstanden, der sich den ersten, verwandter Art, des Auslandes zur Seite stellen läßt: Thomas Theodor Heine.

Vor einer Reihe von Jahren war es, da Heine zum ersten Mal auf der Berliner Internationalen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog mit einem japanisierten Bilde „Exekution". Die meisten hielten es natürlich für Blödsinn, andere für einen schlechten Witz. Zudem sei gesagt, daß Heine damals auch noch ein Werdender war und mit sich, seiner Eigenart, noch nicht ganz im klaren. Er hat lange Zeit gebraucht, sich zu finden, und malte damals noch alles: archaisierende Landschaften à la Thoma, byzantinische Porträts mit goldbesterntem Hintergrund, Bauernbilder à la Leibl und vornehme Interieurs, in denen junge Damen Stevens'schen Parfüms sich langweilten. Nebenher lief jedoch von Anfang an eine Vorliebe für satirische Zeichnungen, die eine große Kenntnis japanischer Kunstprodukte nicht verleugnen konnten. Doch ihr Wesen lag noch nicht klar ausgearbeitet vor, man konnte sie noch leicht für Spielereien halten. Heute ist das anders. Heine hat sich entgültig als Zeichner entdeckt, und die Form, die die einzige Möglichkeit in sich barg, sich auf eine neue Art auszudrücken, ist langsam aus seinem, dem neuen Empfinden hervorgewachsen. Schon alle die übrigen Sachen bewiesen, daß Heine nicht geschaffen zum photographischen Kopieren der Natur, unter seiner geschmackvollen, wählerischen Hand versteinerte alles zu ‚Stil'.

Seit einer Reihe von Jahren konnte man in mehr oder weniger guten Witzblättern Heine'schen Zeichnungen begegnen, ohne daß sich jedoch der flüchtige Beobachter einen vollen Begriff der ernsten Tragweite der Sachen hätte machen können, da ohnehin noch das nach jeder neuen Kunst wie Pilze nach dem Regen aus der Erde keimende Unkraut ihn umwucherte. Heute ist es für offene Augen anders, denn Heine hat seinen Verleger gefunden. Mit dem Erscheinen des neuen Wochenblattes Simplicissimus, des deutschen Gil Blas, hat man Gelegenheit, fast jede Woche eine seiner Zeichnungen zu bewundern, die mit dem sonstigen Inhalte dieses Blattes in ziemlichem Gegensatz stehen. Wenn man das Wesen der Heine'schen Zeichenart nun in seinem Mittelpunkte fassen soll, so muß man sagen, es ist reines, aus nationalem Boden gewachsenes Japanertum. Von einem Einfluß Japans auf die europäische Malerei hat man schon einmal gesprochen, das war damals, als Manet der Lichtbringer seine impressionistischen Kühnheiten wagte, heute könnte man es mit ganz anderer Berechtigung, doch ist es Gott sei Dank nicht nur Einfluß und Imitation. Damals war es nur der

Umschwung in der Farbenanschauung und das Willkürliche, Regellose in der Komposition, das uns Japan vermittelte, heute ist es ein Schaffen aus gleichen Gesetzen. Der japanische Künstler schuf stets nach ganz eigenem, berechnetem und berechnendem System, heute geschieht von vereinzelten Künstlern in Europa das Gleiche. Die Empfindungsweise eines Volkes ist wie alles Organische in der Natur einer fortlaufenden Evolution unterworfen und nun eben an den Punkt gelangt, da sie ebenfalls fühlt und aus diesem Gefühl schafft wie die Künstler des Ostens seit Jahrhunderten. Es ist also ein Schaffen aus einer Notwendigkeit, und zwar als vorläufiger Abschluß jener Empfindungsverfeinerungskrise, die unsere Generation durchgemacht. Diese Empfindungsart, deren Endzweck eine Psychologik der äußeren Sensibilität ist, ist eine Erscheinung, die infolgedessen in der Kunst manches schwer zu Vermissende zerstört, nämlich jede Lyrik. Als einziger Ersatz entschädigt bei diesen wenigen neuen dafür aber dann obengenannte neue Synthese, die über die Zersplitterung der meisten noch lyrischen Vorgänger hinweghilft. Oder sollten überhaupt nur wir uns noch rückerinnernd nach der verloren gegangenen Lyrik sehnen und dem Geschlecht von morgen schon jede Wehmut fremd sein? Vielleicht. Alle Psychologik, wofern sie aus äußerer Sensibilität entsteht und nicht aus einer Intuition, die am Herzen das Gefühlte organisch auswachsen läßt, zerstört das Organische der Farbe; die neue Kunst, Heines Kunst beweist es und zeigte sich ebenso schon bei den Japanern. Bei den Japanern war die Farbe stets eine unpersönliche, temperamentlose, raffiniert und geschmackvoll mit dem Auge (das bei dem Japaner unendlich verfeinert sein muß, da er Stellungen entdeckte, die bei uns erst der Momentapparat zeigte) aus der Natur übertragene, weshalb die Japaner immer Luministen waren und als solche fördernd in den europäischen Farbenanschauungsumschwung eingreifen konnten. Das Gleiche finden wir bei Heine und den verwandten Europäern, die sich mit Vorliebe dem modernen Kunstgewerbe zuwenden, während Europa bisher die bedeutendsten, tiefsten, subjektiven Temperament-Koloristen, die Rembrandt, Rubens, Titian und Velasquez hervorgebracht. Das Kolorit der Japaner war stets der Art, die heute erst in Europa entdeckt wurde: sie übertragen mit unglaublichem Raffinement jene klare, unendlich feine Nüancentonskala der Natur — ohne jede Gefühlsumwertung — mit mikroskopisch bewaffnetem Auge, jenes unvibrierende, tote, doch unendlich feine Kolorit der Blütenblätter, des tropischen Vogelgefieders, des schillernden Schmetterlingsflügels. Das ermöglichte ihrem Kolorit jene unendlich feine Nüancierung des Tons, seine luministische Klarheit, was dem modernen Kunstgewerbe vor allem auf dem Gebiete der Vasenfabrikation so unendlich fördernd zur Seite steht. Im Gemälde fehlt diesem Kolorit freilich aber das durch das Temperament erzeugte Organische, wie es bei Rembrandt seinen Höhepunkt erreicht. Das

Wesentliche der japanischen Kunst jedoch bestand in ihrer Linie. Die Japaner sind Linienkünstler, und zwar handhaben sie die Linie auf eine Art, wie es in Europa, außer einigen Primitiven des Trecento etwa, nie geschehen ist. Deshalb ist der größte europäische Zeichner, Rembrandt der Radierer, gerade der Gegenpol von Hokusai. Das Wesen der japanischen Linie war, was eben für diese neueste Kunst das Reformierende ist, synthetischer Art. Sie brachte in die Kunst überhaupt als Anfangs- und Endzweck das synthetische Element, oder vielmehr: das synthetische Fühlen des Japaners schuf sich in seiner Kunst die synthetische Linie. Heines Linie nun ist ganz die selbe, womöglich in dieser Art noch potenziertere, für unser Empfinden psychologisch-realistischere, weil sie eben, als aus individuell-nationalem Ursprung hervorgegangene, uns näher steht wie die Kunst Japans und auf uns suggestiver wirkt. Heines ganze Kunst besteht in dieser Linie, das leicht hingetuschte, aquarellähnliche Kolorit ist nur als Erscheinung interessant, als fördernde Kraft belanglos. Diese Linie ist von allem Nebensächlichen befreit, von allem Unwesentlichen, ist central, alles Minderliche aufsaugend; am Wesenspunkt jedes Dinges einsetzend, ihn erweiternd, abrundend, zu einem geschlossenen Ganzen cirkelnd, zu seiner Formel. Heines Figuren sind oft die Quadratwurzel ihres Seins, ihre algebraische Vereinfachung. Man sehe sich, um dies zu erkennen, einmal seine Tiere an. Wie eminent sicher ist ihr Wesen herausgefühlt und in seine geschlossene Linie gebracht; man nehme seine Pflanzen, die nach mikroskopischer Untersuchung von Chlorophyll und Samen die Kondensation ihrer Essenz scheinen, man nehme seine Vögel und Seetiere, bei denen er geradezu typenbildend auftritt, wie vor ihm nur Böcklin (freilich auf eine ganz andere Weise) und, last not least seine Menschen: er zeichnet mit gleicher Sicherheit den modernen Pariser Revolutionsgigerl im langen farbigen Taillenrock, den sächsischen Kleinbürger als Kunstmäcen, den fürstlichen Lakaien, altfränkische Gendarme, Priester, Kommis, Backfische und Juden, kurzum alles, was es auf der Welt giebt. Und seine Vignetten und ornamentalen Randleistenverzierungen, die von gleichem Wesen gezeugt und von gleichem Geist erfüllt sind, sind oft von geradezu hellenischer Formenschönheit und Marmorkälte. Auch greift er mit großem Geschick zu tiefen psychopathischen Problemen, so in jenem Bilde „die Blumen des Bösen", einer symbolischen Darstellung jener dunklen Mächte, die im Menschenherzen schlummern und oft mit unerbittlichem Determinismus ihr Opfer fordern. Auf diesem Bilde greift die Hand eines kränklichen, knabenhaften Mädchenkörpers zaghaft und doch sehnend nach einer jener giftigen Orchideen-Lippenblüten, getrieben vom Dämon des Bösen, der in Gestalt eines Negers (der symbolische Fatalismus) kalt lächelnd hinter ihr steht und sie zum Handeln inspiriert. Heine hat mit seiner Kenntnis die Tragik dieses Triebs gefaßt

und mit jener grausamen Kälte, die dem Schicksal eigen, dargestellt, jener Kälte, in der der Schmerz aufhört Schmerz zu sein.

In vielen Sachen von Heine liegt eine große dekorative Wirkung, in jenen, die zeigen, daß ein Stück Bildhauer in ihm ruht, aus dem sich eine neue Größe und Kraft entwickeln könnte. Das leuchtet sofort ein, wenn man einige seiner Figuren, seine Tiere vor allem, auf die Plastik überträgt. Ihre Formeneinfachheit und Größe würde der Antike ungemein nahe kommen, nur mit dem Unterschiede, daß jene auf dem Boden eines schematischen Idealismus stand und Heine auf dem eines geometrischen Realismus. Heine, als Zeichner vom Ende des Jahrhunderts, käme somit, auf die Plastik übertragen, seinem Wesen nach der Antike weit näher, wie jene griechenlandtrunkenen Winkelmannschüler vom Anfang des Jahrhunderts — ebenso wie Pierre Louys der Antike weit näher kommt, als Goethe und Racine.

Th. Th. Heine bedeutet in der bildenden Kunst einen Schritt vorwärts in ihrem Wesen und ihrer Entwicklung. In ihm hat sie nach mühevollem Ringen und innerer Zersplitterung neue, zukunftsträchtige Form angenommen. Er ist kein Rückfall in die Romantik oder das Leben verrauschter Kulturen, die das haltlose moderne Empfinden so verführerisch locken, er ist eine Stufe, auf der weiter gebaut werden kann; vielleicht auch ohne, wie die neueste Kunst die Absicht zu haben scheint, nur das Kunstgewerbe im Auge zu haben.

Giebt es eine Seele?

Von Dr. Albert Hofacker.

(Konstanz.)

Ist die Seele ein Ding? — Der Leser erwartet wohl bei dieser Frage eine gespreizte mit gelehrten Fremdwörtern, wie Substanz, Accidens, Aktualität, Modalität, gespickte Abhandlung und ist wenig geneigt, dieses gelehrte Kauderwälsch durchzulesen, das in eine Zeitschrift, die nicht für Fachphilosophen, sondern für alle Gebildeten geschrieben ist, wenig passen würde, und bei dem wohl auch wenig herauskommen dürfte, da die Gelehrten schon lange streiten und immer noch nicht einig sind. Indessen die Frage ist einfach, und auf eine einfache Frage muß sich auch eine einfache Antwort geben lassen; nur ist nötig, vorher den Sinn der Frage möglichst klar und unzweideutig festzustellen, sonst disputieren wir, und wissen nicht, worüber.

Klarheit in den Ausdrücken, Vermeiden aller Verschwommenheit und Unbestimmtheit, ist jedenfalls das erste Erfordernis eines vernünftigen Denkens. Nun würde auf die Frage wohl jeder unbefangene Mensch von vornherein antworten: ja! was ist denn die Seele? offenbar der Mensch selber, nur nicht nach seiner leiblichen, sondern psychischen Seite. Der Mensch besteht aus Leib und Seele; ich spreche von meiner Hand, meinem Ohr, wie ich von meinen Gefühlen, meinen Leidenschaften oder Vorstellungen rede. Die Frage also ist, ob diese meine Gefühle, Leidenschaften, Vorstellungen, Urteile, die wir als unsere Seele bezeichnen und sozusagen als die Innenseite unseres Wesens von der körperlichen Außenseite unterscheiden, ein Ding sind? Ob ich selber ein Ding bin oder was ich überhaupt bin. Wie gesagt, der gesunde Menschenverstand zweifelt daran keinen Augenblick, er setzt es überall als selbstverständlich voraus; aber die Gelehrten haben dieses Ichding als eine unzulässige metaphysische Annahme verbannen wollen und eine mark- und knochenlose Seele aus lauter Akten, d. h. Vorgängen konstruiert; sie erkennen bloß Vorgänge in der Seele an, aber nicht die Seele selbst. Sehen wir zu, ob diese Behauptungen nicht superfein, allzu ausgedüftelt und von einer sich selbst überschlagenden Dialektik sind, ob da nicht der gesunde Menschenverstand, der die Dinge natürlich und objektiv auf sich wirken läßt, und die Sprache, in der das Denken der Menschen seit Jahrhunderten niedergelegt ist — ich gebe zu ein naives Denken, das manchmal auch irren mag, dem man keine Feinheiten zumuten darf — hier doch einen richtigeren Weg gehen als die wissenschaftlichen Aspirationen der Gelehrten. Diese behaupten, die Seele ist kein Ding, d. h. es giebt überhaupt keine Seele, oder wenn es eine giebt, so wissen wir's nicht und haben mit ihr nichts zu schaffen. Es ist dies ein Standpunkt, der bedenklich nach Naturalismus schmeckt, der jedenfalls der Bedeutung und dem Schwergewicht der psychischen Thatsachen, der individuellen Seele, so schwer diese wissenschaftlich zu begreifen sein mag, in keiner Weise entspricht. Besser ist es immerhin, hier ein Wunder und Rätsel zu konstatieren, über das wir mit allem unseren Denken niemals hinauskommen, offen einzugestehen, daß das Leben uns von einer wunderbaren unbegreiflichen und unerforschlichen Macht verliehen ist, als leichten Herzens über das größte Geheimnis des Daseins hinwegzuschlüpfen und eine Verständlichkeit und Durchsichtigkeit desselben vorzugaukeln, die garnicht vorhanden ist, und damit zu gleicher Zeit den religiösen Gefühlen vorzubauen, die eben auf dieser Unerforschlichkeit beruhen. Es hat sich da vielfach ein Zwiespalt gebildet zwischen der Wissenschaft und dem Leben, wo wir uns ja, Gelehrte und Ungelehrte, Weise und Thoren, auf Schritt und Tritt umgeben finden von Wundern und Rätseln, von Ereignissen, die wir niemals erklären können, von Schick-

salen, die wir nicht verstehen, sondern einfach tragen müssen, von günstigen Fügungen, die wir nicht verdient und verschuldet haben, von bitteren Erlebnissen, bei denen sich dem gepreßten Herzen die Frage entringt: warum? wodurch habe ich das verschuldet? Die Wissenschaft aber möchte davon absehen, sie möchte die Wunder auch in diesem — wissenschaftlich unverfänglichen — Sinn aus der Welt schaffen, eine Welt aufbauen, durchsichtig wie Glas; zu ihrem eigenen Schaden, denn das ist dann nicht mehr unser Leben, mit dem wir stündlich ringen. Wenn Wissenschaft und Leben in Konflikt kommen, so ist klar, auf welcher Seite der Sieg ist; die Wissenschaft muß die Probe auf das Leben bestehen, sonst ist sie ein Wahngebilde.

Wir haben gesagt: ich rede von meinen Gefühlen und jeder von den seinen; hat es denn einen Sinn, von Gefühlen zu reden, die nicht meine, oder wenn nicht meine, eines anderen Gefühle sind, die also in jedem Falle einem Ich, einer Seele zugehören, die schlechthin Gefühle ohne ein Subjekt sind? Müssen wir uns nicht notwendig bei allen seelischen Vorgängen ein Subjekt, ein Ich hinzudenken? Wenn ich Hunger habe, so fühle ich keineswegs bloßen Hunger schlechthin, sondern ich fühle Hunger in mir, kurz meine Gefühle eigne ich mir zu als mein Eigentum, und zwar als mein eigenstes Eigentum. Meinen Hut kann man mir nehmen, von meinem Leib kann man ein Stück wegschneiden, sei es aus welchem Teile immer, aber was ich fühle und erlebe, das kann mir niemand rauben; deshalb fühle ich mich auch innerlich frei — „und wär' ich in Ketten geboren". Es kann mir's auch niemand geben, hier bin ich isoliert von allen anderen Wesen, ein Ding für mich. Ich setze mich deshalb auch in Gegensatz zu anderen: ich bin ein anderer als du oder er; ich weiß, daß was ich fühle, denke, vorstelle, überhaupt bin, niemand sonst auf der ganzen Welt fühlen, denken, vorstellen oder sein kann; ich bin ein Wesen ganz einziger Art, wie es, solange die Welt steht, und darüber, niemals wiederkehren kann. Es liegt darin ein Stolz des Menschen. Und wenn ein anderer ähnlich fühlt oder das Gleiche denkt, die beiden Vorgänge sind doch durch eine größere Kluft getrennt, als Himmel und Erde. Ich bin allein, im letzten Grunde auf mich selbst angewiesen; Freundschaft, Liebe, sie bestehen und bilden ein Band zwischen den Menschen, erleichtern und verschönern das Leben; aber diese Kluft überbrücken sie nicht. Alles, was geschieht, geschieht schließlich in mir, auch diese oftmals erlösenden, versöhnenden und erheiternden Gefühle der Freundschaft: eine thatsächliche Verschmelzung zweier Individuen, die anders vorgeht als in der Einbildung des einen oder auch beider, so wie zwei Flüssigkeiten thatsächlich in eine verschmelzen, ist undenkbar. Das ist keineswegs ein trostloser Gedanke: er bedeutet nicht eine ewige Einsamkeit des Menschen, und die Unmöglichkeit einer Verbindung unter den Menschen,

wie dies Maupassant in einem geistreichen Essay einmal ausführt. Im Gegenteil: solange es Menschen giebt, werden die Gefühle, die den Menschen zum Menschen ziehen und Freundschaft und Familienleben bilden, zu den stärksten gehören, wie es der Dichter der „letzten Rose" so schön sagt: wenn Freundschaft vergeht, wer möchte da leben auf der düsteren Erde? Die Isoliertheit des Individuums bedeckt bloß die triviale Wahrheit, daß ein Mensch nicht aus seiner Haut fahren kann, daß er eingeschlossen ist ein für allemal in die Grenzen seines Ichs, eine Wahrheit, über die denn doch einige Philosophen gestolpert sind (wie Philosophen überhaupt am liebsten über triviale Wahrheiten stolpern), indem sie von einer Identität aller Individuen, von Aufhebung der Schranken der Individualität (bes. Schopenhauer) gefaselt haben.

Also: ich fühle meinen Hunger oder Hunger in mir, ich fühle in mir eine Wut aufsteigen; ich kann mich nicht mehr beherrschen; ich fühle mich vor Wehmut zerfließen u. s. f. Ebenso die Gedanken fliegen nicht frei in der Luft herum, sondern sie gehören einem, ich habe gedacht, vorgestellt, gewollt, und somit kenne ich mich selber und bin mir selber Objekt, das ich wissenschaftlich erforschen kann. Ich habe mich nicht geschaffen, und das Nachdenken schafft mich auch nicht; sondern ich bin da vor allem Nachdenken über mich als ein Gegenstand, der in der Welt existiert, wie Sonne oder Sterne; ein ganz eigentümliches und sonderbares Ding, über das es sich wohl lohnt, eingehende Studien zu machen. Was wollte auch die Psychologie machen, wenn es nicht ein Ding, Seele genannt, gäbe, eine innere Substanz, ein geistiges Wesen, worauf sollte sie sich überhaupt noch stützen? Ist Seelenlehre ohne Seele möglich? Gewiß also giebt es neben äußeren und körperlichen auch seelische und geistige Wesen, die wir freilich auf ganz anderem Wege erfassen und kennen lernen, als jene: nicht durch die Sinne, sondern durch innere Wahrnehmung: der Geist kann nicht gesehen oder getastet werden, er kann nur innerlich, sagen wir ruhig durch den „inneren Sinn", der das Geistige erschließt, wahrgenommen werden. Und so haben wir zwei Quellen der Erfahrung: die Sinne in der Naturwissenschaft, den Sinn (oder die innere Wahrnehmung) in der Psychologie. Wir behaupten also bloß soviel: es giebt eine Seele, es giebt nicht bloß äußere sinnliche, sondern auch innere unsinnliche Dinge, es giebt deshalb nicht bloß, wie eingebildete Naturforscher meinen, Naturwissenschaft, es giebt auch eine Wissenschaft von der Seele und vom Geist. Das Seelische ist ein ganz besonderes und eigentümliches Gebiet der Erfahrung. Damit ist natürlich auch gesagt, daß die Seele ein Ding ist, daß sie etwas ist, und überhaupt existiert. Wenn man sagt, „die Seele", so ist das zweideutig. In der Erfahrung giebt es nicht eine Seele, sondern Millionen Seelen.

Aber diese unzähligen Seelen, die es überhaupt auf der Erde in allen ihren Entwicklungsphasen und auf anderen Weltkörpern geben mag, so verschieden sie individuell und generell (Tier-, Menschen-, Engel-(?) Seelen) sind, stellen dort jedesmal eine Seele, ein Seelenganzes dar, eine Welt für sich, in die nichts von außen eindringen kann, die sozusagen luftdicht abgeschlossen ist. Die generellen Gesetze dieses eigentümlichen (Innen-) Lebens zu erforschen, zu zeigen, wie sich dieses Leben im allgemeinen abwickelt, ist die Aufgabe der Psychologie. Ganz im gleichen Sinne ist es Aufgabe der Naturwissenschaft, die allgemeinen Gesetze des Naturlaufs aufzustellen, die im einzelnen Falle immer unter besonderen unendlich verwickelten Umständen sich darstellen. Das Allgemeine des Seelenlebens zu finden, das ist Aufgabe der Psychologie. Wir haben uns bis jetzt nur mit der Seele beschäftigt, müssen nun aber auch fragen, was ein Ding ist. Ein Ding ist offenbar etwas, was von anderem unterschieden ist durch besondere Merkmale; ein Tisch ist etwas anderes als ein Stuhl, er hat besondere Eigenschaften. Ebenso ist die Seele ein Ding, sie unterscheidet sich von allem anderen dadurch, daß sie nur innerlich wahrnehmbar ist. Weitere Schlüsse auf Unveränderlichkeit, Unsterblichkeit kann man daraus nicht ziehen. Daß man die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele trotz offenkundiger Thatsachen so lange aufrecht erhalten hat, ist mir immer als ein Beweis erschienen, wie leicht selbst starke Intelligenzen wie Plato sich durch Wünsche oder mit der Muttermilch eingesogene Vorurteile von der unbefangenen Auffassung der Thatsachen abbringen lassen. Niemand, der gesehen hat, wie ein Mensch durch einen Stich ins Herz leblos niedergesunken ist, wird glauben, daß in diesem Menschen je einmal wieder Leben sein wird; mit ihm ist's einfach aus; das ist eine harte Wahrheit, vielleicht — vielleicht auch nicht; aber das Leben ist auch hart.

Es ist klar, daß die Seelenforschung ihren ganz besonderen Wert hat: warum? weil sich alle unsere Interessen hier konzentrieren, weil sie allein unmittelbar unser Wohl und Wehe ausmacht, der Leib und die Natur nützen und schaden uns bloß mittelbar; könnten wir bei krankem Leib uns glücklich fühlen, so wäre es uns ganz gleichgültig, ob wir gesund oder krank wären. Also nur weil diese Dinge auf unsere Seele einwirken, haben sie für uns ein Interesse.

Wir haben uns die Frage gestellt: ist die Seele ein Ding, oder: giebt es eine Seele? haben wir das Recht so, wie wir im gewöhnlichen Leben thun, von einer Seele zu reden? Wir sehen dahinter nichts Geheimnisvolles, eine Art materiellen Substrats, wie man den Begriff Substanz verstanden hat. Die Seele ist für uns, was sie für jedermann ist, ein Teil unserer gesamten Erfahrung, und zwar der Teil, den wir unser Ich nennen. Jeder

Mensch hat ein Ich und kennt es, somit hat er auch eine Seele. Das, was wir Ich, Persönlichkeit nennen, ist uns in uns selber, mit unserer Existenz unmittelbar gegeben, es ist das Allergewisseste und Allerunzweifelhafteste, was wir haben. Ohne dieses unmittelbare Bewußtsein von uns selber existierte überhaupt nichts, kein Himmel, keine Erde und keine Menschen, das alles ist bloß für mich da, und wenn ich von mir absehe, mir denke, daß ich ein Bewußtsein von mir nicht hätte, so gäbe es natürlich auch kein Bewußtsein von anderen Dingen. Also ist das Bewußtsein aller anderen Objekte bedingt durch das Bewußtsein von mir selber. So unendlich und alle menschlichen Begriffe weit übersteigend, so schwindelnd groß die Welt in Zeit und Raum ist, und so klein der Mensch in derselben, der Staub eines Staubes, das Atom eines Atoms, so wenig wird dadurch das menschliche Selbstbewußtsein irgendwie geschmälert und als ein Nichts dargethan; denn alle diese überwältigende Fülle der Erscheinungen, die sich unserem Auge und Ohr darbieten, sie sind nichts ohne ein Ich, ohne ein vorstellendes und fühlendes Wesen, das ein Bewußtsein von sich hat und darum allein auch ein Bewußtsein von anderen Dingen haben kann. Denn die Objekte in Raum und Zeit sind ja keineswegs Dinge an sich, es sind stets andere Dinge, Objekte, sie haben stets einen Beziehungspunkt zum Ich. Was ist ein Stein? Etwas, was ich tragen, werfen, fallen lassen kann; an sich ist er nichts. Nur von diesem Gesichtspunkt aus wird uns die Welt überhaupt verständlich, verstehen wir sowohl uns selber als die Außenwelt. Man nennt dies die Theorie des Idealismus, welche oft mißverständlich und dem gewöhnlichen Menschenverstand parador dargestellt worden ist. Dieser meint natürlich, die Welt draußen existiert, wie sie ist, auch ohne den Menschen. Nun kommt der Philosoph und sagt, das alles ist deine Vorstellung, es ist sozusagen in dir. Das wäre, wie gesagt, eine falsche Darstellung. Der Stein ist niemals in mir und nie meine Vorstellung, wie käme ich denn dazu, mein Ich und andere Dinge: Körper, Töne, andere Ichs u. s. f. zu unterscheiden? Aber wenn ich sage: der Stein ist ein Teil meiner Welt und also, wenn das Ganze, nämlich meine Welt, meine Existenz fortfällt, so ist auch der Stein nicht mehr, dann haben wir die Sache auch dem gesunden Menschenverstand einleuchtend dargestellt und haben eine Theorie gewonnen, die, wie gesagt, grundlegend für die gesamte Philosophie ist. Sie weist mir meine Rolle in der Welt an und zeigt, daß ohne mich die Welt keinen Augenblick existieren kann. Daß die Seele ein Ding ist, wird nun trotz moderner Psychologie nicht mehr bestritten werden, die eben hier den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. Die Seele ist nicht das Alleinreale, das wäre eine Übertreibung nach der anderen Seite hin: real sind auch die Außendinge, aber sie ist so real, als überhaupt

etwas sein kann. Diese überhaupt mögliche Realität aber, das ist sehr zu beachten, ist aber keine Realität an sich, das ist ein unmöglicher Begriff, sondern nur eine Realität für uns, also immer subjektiv. Man kann deshalb ohne Zweifel sagen: nichts existiert, alles ist eitel Schein und Täuschung, das Leben ist ein Traum. Das ist gewiß richtig; aber man gebraucht dann die Wörter Schein und Täuschung in einem anderen als dem gewöhnlichen Sinn, man drückt dann dort bloß die Thatsache aus, daß alle Existenz eben subjektiv bedingt ist, diese subjektive Existenz ist allerdings kein Schein, ihrer sind wir ganz gewiß, aber die Gewißheit selber ist nichts Reales, Objektives, sondern subjektiv. „Für uns" ist Schein z. B. eine Luftspiegelung, hier täuschen wir uns; in diesem Sinne ist das Leben kein Schein.

Den Gedanken, den wir mit dem Worte Ding verbinden, haben wir jetzt so ziemlich dargelegt. Freilich kann man den Satz: die Seele ist ein Ding, immer noch bestreiten, so wie man alles in der Philosophie bestreiten kann, wenn man die Worte nicht in ihrem natürlichen, sondern einem verdrehten Sinne nimmt, den man gewöhnlich selber nicht festhalten kann, da niemand über den Sprachgebrauch Meister ist. Das aber ist der größte Fehler, den man machen kann. Alles was die Philosophen unter Substanz verstanden haben, dürfen wir in das Wort Ding nicht hineinlegen. Daß es überhaupt Substanzen giebt, dürfte nach dem Gesagten sehr zweifelhaft sein, da die Seele, wie gesagt, keine Substanz, kein Ansich, sondern etwas Subjektives ist.

Wenn nun so eine Seele thatsächlich existiert, so fragt es sich, wie verhält sie sich zum Gehirn? ist sie vom Gehirn abhängig oder gar identisch damit? Jeder, der das bisherige halbwegs verstanden hat, begreift, daß Seele und Gehirn ganz disparate Dinge sind, und daß es unmöglich ist, sie jemals als identisch zu denken. Seele finden wir in uns, das ist unräumlich; das Gehirn finden wir außer uns; beides sich identisch zu denken, hat gar keinen vernünftigen Sinn. Aber vielleicht ist die Seele vom Gehirn abhängig, ein Anhängsel desselben. Auch das ist undenkbar aus demselben Grunde. Wie sollen beide absolut verschiedene Gebiete mit einander in Verbindung stehen? das eine auf das andere herübergreifen? In der Seele finden wir keinerlei Spuren des Gehirns und im Gehirn keine Spur von Seele. Beides besteht durchaus unabhängig von einander. Gehirnvorgänge und Seelenvorgänge gehen also vollkommen unabhängig neben einander her und begleiten einander, z. B. eine Blutwallung im Gehirn einen Affekt; zu thun haben diese beiden Vorgänge durchaus nichts miteinander; einen Zusammenhang zwischen ihnen zu suchen ist ganz vergeblich. Der Leib des Menschen spielt eine völlig andere Rolle wie seine Seele; in dem Part des Leibes ist kein Wort von dem, was in dem Part

der Seele steht. Es ist ein starkes Vorurteil, zu meinen, die beiden müßten durchaus innerlich zusammenhängen, das ist der Natur der Sache nach unmöglich. Wenn man sagt, die beiden durchaus verschiedenen Vorgänge begleiten sich, sie fallen in denselben Zeitpunkt, so ist alles gesagt, was wir hierüber wissen können. Die Zeit ist das einzige, was sie mit einander verbindet.



Kritik.

Romane und Novellen.

Grenzerleut. Bilder aus den Alpen von Arthur Achleitner. (Verein für deutsches Schrifttum. Berlin, 1896.)

Wer heutzutage noch Dorfgeschichten zu schreiben unternimmt, muß freilich von vornherein darauf gefaßt sein, von einem großen Teile des Lesepublikums für langweilig erklärt zu werden, denn seit dem seligen Auerbach steht auch dieser Zweig der Litteratur unter dem Zeichen der Überproduktion und der Massenware. Um so genauer muß es darum der Kritiker nehmen mit seiner Pflicht, das Gute vom Schund zu unterscheiden und ihm den gebührenden Ort anzuweisen. Der Verein für deutsches Schrifttum darf sich aber diesmal gratulieren, die beiden Erzählungen Achleitners: „Ein treues Leut" und „Achterdrusch und Puchlmusik" sind wahre Perlen ihres Genres. Der Verfasser, der allerdings sein Gebiet mit seltener Souveränität beherrscht, zeichnet mit kurzen, scharfen Strichen, seine Gestalten sind schroff und unzugänglich, wie ihre heimatlichen Berge, sie handeln energisch und bestimmt, ohne lang zu reflektieren, und die Handlung vollzieht sich mit unwiderstehlicher Wucht und psychologisch zwingender Notwendigkeit, aber es liegt Gewitterschwüle über dem ganzen Buch, kein Hauch eines frischeren Luftzuges, kein milder Sonnenstrahl bricht durch das düstre Gewölk, es benimmt uns den Atem. Darin unterscheidet sich Achleitner sehr wesentlich von anderen seines Genres. Von dem ehrlichen Streben und Drängen nach lichteren Höhen des menschlichen Daseins, von dem Zauber heiterer Sinnlichkeit und liebenswürdiger Komik, die über die Gestalten eines Rosegger gebreitet sind, läßt sich bei ihm nichts spüren. Weder die schöne Sina, die Heldin der zweiten weniger bedeutenden Erzählung, noch die alte Häuserin Lisi, das „treue Leut" (die übrigens als Titelheldin viel zu sehr zurücktritt), können unser ganzes Herz gewinnen; aber sie fesseln (wie namentlich die Figuren der eisigen Bäuerin vom Bichlhof und ihres falschen Liebhabers Eligi) durch ihre markige Eigenart, die sich auf dem Grunde der geschilderten Alpennatur um so plastischer heraushebt.

„Kleine und große Kinder." Lebens- und Stimmungsbilder für die deutschen Frauen von Carl Theodor Schulz-Dresden. (Verlag von Schuster und Loeffler-Berlin, 1896.)

Ihr armen deutschen Frauen, was müßt Ihr Euch alles gefallen lassen! Wenn ein Autor glaubt, mit seinem Machwerk sich nicht am ganzen deutschen Publikum versündigen zu dürfen, dann dediciert er es Euch armen Frauen, Euch, denen man galanterweise doch nur das Beste, nicht aber das Mittelmäßigste darbieten dürfte, und dazu gehört das vorliegende Buch. Der Verfasser stellt sich freilich gewaltige Aufgaben, ut desint vires, tamen est

laudanda voluntas, sagt der Lateiner, — aber er (oder sollte es eine „sie“ sein?) überschätzt seine Kräfte entschieden. Sein Ideal ist der große Däne Andersen, den er durch gründlichere Motivierung seiner Handlungen noch überholen will. Vergebliches Streben! Mit dem klassischen „Bilderbuch ohne Bilder“ hat dies Buch nichts gemein als die kurze Form und die Druckerschwärze. Es sind weder Bilder, noch ist Leben oder Stimmung vorhanden; einfach triviale Anekdoten, denen zum Zeichen der betonten Naivität die Pointe fehlt (vergleiche „Sophie“, „Verblümt“, „Aufrichtig“), oder mehr oder minder geistreiche Betrachtungen über sogenannte „Schäden der Gesellschaft“ (vergleiche „Katzenliebe“ und „Geschlagen“). Etwas anderes bieten die beiden ersten Gruppen „Aus der Alltagswelt der Kleinen und Großen“ nicht, höchstens die Skizze Milly, auf die der Verfasser nach seinem anmaßenden Vorwort nicht wenig stolz ist, bildet eine gewisse Ausnahme. Aber, mein teurer Herr Schulz, wenn Sie glauben, damit das gute Beispiel einer psychologischen Novelle oder eines Seelengemäldes, so wie Sie es sich denken, geschaffen zu haben, so denken Sie entweder sehr merkwürdig oder Sie leiden ebenso an einer bedenklichen Überschätzung Ihrer werten Person wie an einer empörenden Unterschätzung unserer heutigen Schriftsteller.

Kein einziger Novellist wird heutzutage sich damit begnügen, zu zeigen, „daß sich Zweie lieben“ (wie Sie behaupten), sondern auch „wie und warum diese Neigung entstanden ist“. Mein unmaßgeblicher Rat für Sie wäre, erst anderswo zu lernen, wie man überhaupt eine Novelle oder auch nur eine ansprechende Skizze schreibt, denn beides sind Ihnen verschlossene Gebiete. Von Gedichten verstehen Sie aber noch viel weniger, wie die dritte Gruppe „Wie ein Gedicht entsteht“ beweist, auch wenn Sie einen eigenen Vers zum stolzen Motto wählen, der übrigens hier für sich selbst sprechen mag:

„Wie wirst du dich freun!“ so jubelnd spricht
Der, dessen Herz am wärmsten ist.
Und dessen Herz am ärmsten ist, —
Nie Anlaß giebt der zum Gedicht.“

Ihre Technik, beim Zeus, ist verführerisch einfach. Erst eine lange Erklärung vorausschicken und dann drunter setzen: „auf diese Weise entstand folgendes Gedicht,“ famos fürwahr! Aber die Verse — — — hab ich auch trotzdem nicht verstanden — sie wirkten jedoch ähnlich wie Ihr Lachen in der „Winternacht“, als die beiden Kinder, die eben noch „Stille Nacht“ gesungen hatten, auf den Bauch fielen, nämlich wie „geistiger Schnupftabak“, ich mußte darauf nießen. Nun werden Sie mir freilich „die Naivität“ absprechen, gemäß Ihrem drohenden Anfangsmotto, ich armer Mensch! Aber ein braver Kritiker muß sich auch das gefallen lassen.

Herm. Anders Krüger.

„Graf Gaschin“ nennt Stanislaus Lucas sein eben bei S. Schottlaender in Breslau erschienenes neuestes Werk. In diesem Kulturroman entwickelt der Verfasser eine Reihe charakteristischer Bilder — gleichsam ein greifbares Naturpanorama — das Schlesien, Sachsen, Polen und Rußland umschließt. In dem Mittelpunkt der Handlung steht der Titelheld, der einem mächtigen, starken und vornehmen schlesischen Adelsgeschlecht angehört, das durch Mut, Willenskraft und vornehme Roheit die Aufmerksamkeit aller auf sich zog. Die Schicksale des ‚tollen Grafen‘ durchziehen wie ein feuriges Band das umfangreiche Werk. So abstoßend bisweilen die adelige Roheit auf die Leser wirkt, so widerlich der ganze protzige Dünkel, die blöde Überhebung sind, so nimmt andererseits doch die unter all diesen häßlichen Eigenschaften schlummernde edle Gesinnung, die allerdings nur bei seltenen Anlässen hervorbricht, für ihn ein. Er ist als Spiegel seiner Zeit eine Charakterzeichnung, auf die der Verfasser stolz sein kann. Um den ‚tollen Grafen‘ gruppieren sich einige nicht minder interessierende Charaktere, unter welchen

der liebenswürdige, ehrliche, gebildete Kurländer v. Beer besonders anziehend ist. Außer ihm greifen wirksam in den Gang der Handlung ein der intriguante, geschmeidige Pole Solomerecki, aus welchem sich schließlich ein leidlich guter Mensch entpuppt: der passive herzliche Graf Promnitz und sein überaus aktiver Haiduck und Halbvetter Johann Kempa, dessen Abenteuer und Kopfabschlägerei hart die Grenze des Erlaubten und Glaubhaften streifen, das Schönheitsgefühl je und je tief verletzen. Ferner die schönen, prunk- und ränkesüchtigen Frauen, die Fürstin Zbaraska, die Gräfin Kosel; während der Humor, die pikante Naivetät und kühne Unerschrockenheit der Gräfin Amalie Sternberg die Natürlichkeit der von höfischer Intrigue noch nicht angefressenen Jugend offenbaren. Neben diesen hochmögenden Herrschaften schleichen Episodenfiguren hin und her, die mit wenigen Worten und Zügen trefflich gekennzeichnet sind. Die lächerliche Figur, der schlesische Hans Sachs, mit seinen schwülstigen poetischen Flausen und Phrasen, der ein wackrer Ruhmredner aller edlen Kumpane ist, besitzt bei seiner Lächerlichkeit einen Reservefonds von echter, nicht „traditioneller" Gemütlichkeit, die seine alberne Geschraubtheit verzeihen läßt. Den Inhalt des Romans mitzuteilen, würde mir schwer fallen. Aber raten möchte ich jedem, das interessante Werk zu lesen, besonders dem, den es treibt, Sitten, Rechte und Gesetze einer noch nicht allzu fernen Zeit kennen zu lernen, wie sie wahrheitsgetreu, ohne zierliche Umschreibung ihm in dem Lucas'schen Roman dargeboten werden. Der Verfasser schildert anschaulich. Den „Ton der Zeit" trifft er stellenweise geradezu frappierend. Die Sprache ist bisweilen etwas ungelenk, grobkörnig, poesielos, wie die Helden, die sie sprechen. Aber dürfte es anders sein? Vor den blutigen Gedanken der Kriegsheroen erschrickt die Poesie. Rana Düsen.

Lothar Schmidt: „Exredakteur Sauer." (Berlin, Schuster & Löffler, 1896.)

Hans Schliepmann: „Wir Gebildeten. Nachdenksame Geschichte. (Berlin, Schuster & Löffler, 1896.)

Schmidt und Schliepmann sind kerngesunde Humoristen, die als Künstler mit einander verwandt sind. Sie zwingen einen „nolens volens" zu einem herzlichen Lachen. Ihr Humor ist so fein wie gesponnene Seide und klingt wie neckische Musik.

Dieser Exredakteur Sauer ist eine Figur, vor der man „menschlich" und „litterarisch" Respekt haben muß. Und die verschiedenen „Liebeleien" und „Lieben" gewähren eine köstliche Unterhaltung und zeugen von der feinen und künstlerischen Beobachtungsgabe der beiden Dichter. Aus jedem Worte lacht der Schalk, als ob er sagen wollte: „Seht her, so sieht die Welt aus, wie sie leibt und lebt!" Schliepmann ist gar zu aufrichtig. Der sagt's der Welt so, wie sie's verdient. Dafür soll sie ihm Dank wissen und über seine „nachdenksamen Geschichten" ein wenig nachdenken! Echtes Gold läßt sich „bekanntlich" immer verwerten!

„Das Kind." Der Roman eines Studenten von Karl Rosner. (Berlin, Schuster & Löffler, 1896.)

Daß ein Student ein Mädchen verführt und dann die sogenannten Vaterfreuden genießen muß, ist ein ganz gewöhnliches Ereignis. „Aber ein schönes belebtes Ganzes daraus zu bilden, ist Sache des Dichters. Darin bewährt sich ja der Dichter — sagt Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann —, daß er geistreich genug sei, einem gewöhnlichen Gegenstand „eine interessante Seite abzugewinnen". Rosner hat dies meisterhaft bewiesen. Ihn interessiert nicht der Student an sich und sein Verhältnis zu der blassen Tochter seiner Quartierfrau, sondern die seelische Erregung des Studenten, sein „müder, spannender" Schmerz: nichts bannt aus seinem Geist das Qualgefühl der eigenen Sünde. Immerwährend schleicht sich in seine Gedanken das Bild der Alten, diese „mißtrauischen harten Züge und die knochigen dürren

Hände und die fleckige, blaugraue Küchenschürze". Er zermartert sein Gehirn, sein Haß gegen das Kind — gegen sein Kind — schwillt und zeugt immer neue Qualen. Und dies alles läuft ihm — dem Studenten — aus in einen Begriff, in ein Wort: Vater. — Sein ganzes Leben ist verdorben. In einem fernen Gebirgsdorf ist sein einziger Umgang das Weib, das er nicht liebt, und der Stammtisch im „blauen Stier", der Herr Pfarrer, der Lehrer, und der Förster, der Wirt.

Die Handlung dieses Romans ist also höchst einfach und schlicht. Durch die glänzende Analyse der seelischen Offenbarungen aber macht Rosner die Sache höchst interessant. Das ist nicht der Rosner der „Decadence" mit ihrem „Nervencirkus", das ist der gereifte Künstler Rosner, von dem ein Wiener Freund einmal ganz richtig bemerkt hat, er werde entschieden etwas Rechtes leisten! Ich habe in Rosners jüngstem Werke „Das Kind" keine einzige Stelle gefunden, die nicht künstlerisch gestaltet und von großer Wirkung wäre. Und um wieder meinen Wiener Freund zu citieren: Rosner ist ernst zu nehmen; man wird mit ihm in der Litteratur rechnen!

Juhani Aho: „Ellis Ehe." Roman. Ins Deutsche übertragen von Ernst Brausewetter. (Berlin, Schuster u. Löffler, 1896.)

Elli heiratete nicht aus Liebe, sie mußte sich mit dem begnügen, den sie „ertragen" konnte. Ihr Ehegatte Pastor Aarnio ist ein gutmütiger dicker Herr mit unschuldigen „naiven" Augen. Sein Schulkollege Olaf Kahn war Ellis erste Liebe und ihre erste große „Enttäuschung". Olaf soll nun als Gast auf den Pfarrhof kommen. Seine Ankunft bringt Leben in Ellis Einsamkeit. Die alte Liebe erwacht, und der Pastor kommt Elli noch fremder vor als sonst. „Sie hatten ja wirklich nichts Gemeinsames, es kam zwischen ihnen kein Austausch von Ansichten vor, und die Charaktere waren ja ganz ungleich." Aber das Pflichtgefühl ist stärker als die Liebe. Elli leidet wie eine Märtyrerin tief und unverschuldet. Und als sie ihre „jahrelang zurückgehaltene" Liebe in glühenden Küssen an Olafs Brust aushaucht, da schleicht sich wieder das Pflichtgefühl wie ein Gespenst an sie heran und reißt sie los von seiner Brust. Und bebend spricht sie: „Das war das erste und das letzte Mal — es soll alles so sein, wie es bisher gewesen ist." — So bleibt es auch. Olaf verläßt den Pfarrhof, und das alte Leben beginnt wieder. Ellis Wunden brechen wieder auf und bluten fort. —

Das ist in kurzen Umrissen der Inhalt des Romans. Über dessen Weit schwebt eine eigenartige, weiche Stimmung. Die kalten Fjorde des Nordlandes scheinen zu leben, der Himmel scheint hier die Erde zu lieben, und die Erde den Himmel. Und die Menschen, die da wohnen, wollen glücklich sein. Elli ist glänzend gezeichnet als Ehegattin und als Mensch. Auch die Darstellung von Olafs Charakter ist sehr künstlerisch. Die Natur malt Juhani Aho mit Pierre Lotischem Pinsel. Kurz; der ganze Roman ist ein echtes Kunstwerk.

Adolf Donath.

Die Erbschaft. Roman von Guy de Maupassant, übersetzt und eingeleitet von Karl Rosner. (Berlin, Schuster & Löffler.)

Der Roman „Die Erbschaft" gehört zu den reizendsten und besten Schriften Maupassants, und die Behauptung Rosners, daß Maupassants Kunst keusch und rein sei, trifft bei diesem Werke des viel verketzerten Franzosen vollkommen zu, so sehr die Moralisten ihre sittlich-ergrauten Häupter schütteln mögen. — — Cora Cachelaine, die frühere Grissette, die im Alter durch doppelte Frömmigkeit die göttliche Vergebung zu erlangen sucht, vermacht bei ihrem Tode, um die unfruchtbare Liebe ihrer Jugend zu sühnen, ihr sündig verdientes Geld ihrer seit kurzem verheirateten Nichte, unter der einen Bedingung, daß sie binnen drei Jahren einem Kinde das Leben gebe. Zwei Jahre lang bemüht

sich das Ehepaar vergeblich, und als sich auch im dritten alle guten Hoffnungen nicht erfüllen wollen, da besiegt die Furcht vor dem Verlust der Erbschaft die inneren Bedenken. Ein Freund, ein Kollege des Mannes wird als „Stütze der Hausfrau" angenommen und vollbringt das schwierige Werk. Die Erbschaft ist gerettet, aber wehe dem, der da wagte den Vorwurf der Unsittlichkeit zu erheben; es giebt fortan keine Frau in Paris, die strenger über sittliche Vergehen urteilte. — — Die Erzählung ist schlicht und natürlich, ohne allen Cynismus, ohne jede Zote, aber durchblitzt von jenem feinen satirischen Humor, der bis jetzt noch in keinem deutschen Romane hat gedeihen wollen, an den höchstens Wolzogen vielleicht hie und da streift. Wirklich, nur „die prüde unverständige Ansicht, die menschlichen Sinne dürften nur die Reize über dem Nullpunkt der Ästhetik auf der Skala des Empfindens registrieren oder gar verkünden", nur diese Ansicht kann, wie Rosner in seiner kurzen Einführung richtig sagt, ein derartiges Werk als unmoralisch bezeichnen. Der Roman lag bisher in einer wenig befriedigenden Übersetzung von W. Eichner vor. Rosner hat es verstanden, die schwierige Sprache Maupassants so trefflich in unser geliebtes Deutsch zu übertragen, daß der Leser fortan ohne Einbuße an Genuß auf das französische Original verzichten kann. K. Cr.

Entwicklungsgeschichte eines Mannes unserer Zeit. Sklaven der Liebe. Eine Dichtung in Prosa von einem Manne. Mit einem musikalischen Vorspiel. (!) (Dresden, Leipzig und Wien. E. Pierson's Verlag, 1895.)

Es wäre zwar ganz unterhaltend — vor allem für mich, aber ganz gewiß auch für den Leser dieser Besprechung, aus den famosen „Sklaven der Liebe" viel, sehr viel zu zitieren. Weniger unterhaltend wäre es — wieder vor allem für mich, das angeführte „Werk" zu lesen. Ich unterlasse beides. Ich habe 20 Seiten in continuo gewürgt, das andere, den Bleistift in der Hand, durchgeblättert und bin zu dem Resultate gekommen, daß ein solches Verbrechen gegen Geschmack, Stil, Sprache, Vernunft, Papier, Drucklettern, Zeit und — dreimal unglückselige Käufer selten begangen wird. Der vorsichtige Anonymus sollte seine Ausgaben für die Druckkosten noch etwas vermehren, er sollte Plakate herstellen lassen, die vor seiner „Dichtung" warnen.

Eine interessante Eigentümlichkeit zeichnet diese „Entwicklungsgeschichte eines Mannes unserer Zeit" (Entwicklung von der Liebe zur Nicht-Liebe einer gewissen Hella, ausgeführt von Herrn Egon im „knietiefen, schwarzen Überrock") besonders aus: Der Artikel fehlt durchgehends. Wahrscheinlich deshalb, weil das mit einem fürchterlich unheimlichen Titelbild aus dem Skizzenbuche des kleinen Moritz gezierte Buch ein „Gedicht in Prosa" vorstellt. Den Platz des Artikels füllen geziemend aus die bedeutenden Worte: „O", „ganz" und „was", außerdem das Ausrufungszeichen und der Gedankenstrich.

Eine kleine Probe kann ich mir nicht versagen: „Egon aber sah hin zu ihm; bezaubert, mit verzückten Sinnen. Sprach nicht mehr. Konnte aus Übermaß an Glück selbst nicht mehr lachen. Lächelte nur manchmal, mit ängstlich angestrengten Muskeln. Ganz leise, ganz schüchtern, ganz scheu . ." Genug!

K. E. Nicolai: Opfer. Roman. (Leipzig. Verlag von Rob. Friese, Sep.-Cto. 1896.)

Ich habe die drei früher erschienenen Bücher des „edeldenkenden" Autors (so nennt Herrn K. E. Nicolai die Deutsche Wacht, wie aus den beigedruckten „Stimmen der Presse" ersichtlich) nicht gelesen. Ich weiß also nicht, ob sich „das unleugbare Talent" (Dresdner Zeitung) seit „Einquartierung", „In Feindes Land" und „Schuldig" hier zu seiner Höhe gesteigert hat, aber einen Rat möchte ich dem gewiß recht verständigen Verfasser geben: die Schriftstellerei sofort aufzugeben. Denn

zum Schreiben gehört doch vor allem Schreiben-Können. Und das Profil des Buches trägt die holde Marke „Voll und ganz“. Citate sind da überflüssig.

In den glattesten Worten ist hier die Geschichte eines „biederen“ Offiziers erzählt, der eine Näherin heiraten will, und dem das Standesvorurteil in der Gestalt seines „edlen“ Freundes Perthes hindernd in den Weg tritt. Ein versoffener Vater, eine Schwester, die zum Ballet will und von einem immer in Civilkleidern wandelnden Lieutenant Steinhardt verführt wird, ein roter, dicker Krämer Mättig, der als Wissender und Drohender auf Grund des verborgenen Verbrechens des versoffenen Vaters den gewissen „Schurken“ spielt, bilden die „düstere“ Hinterhausgruppe. Das Kasino mit einem dienstbeflissenen Fähnrich, einer Bowle und einem Monocle-tragenden Lieutenant, der Kant für einen Restaurateur hält, ist der Kontrast. Edelmut, Thränen, Reden gegen Vorurteile, das Duell, den Krieg kennzeichnen die „tiefsittliche Tendenz“ des Autors („Deutsche Wacht“ über „Schuldig“ von Nicolai). Zum Schlusse Tod in den Wellen, allseitige Gebrochenheit und — der Held schreibt ein epochales Drama „Opfer“ über sein Erlebnis ... Ein Buch für die „wogenden Busen“ und „klopfenden Herzen“ (ich citiere doch Nicolai) „edler“ Näherinnen.

Sophus Bauditz. Aus dem Forsthause. Novellencyklus. Deutsch von Therese Lorck. (Leipzig. J. A. Berger.)

In einer sehr schlecht geschriebenen Vorbemerkung preist die Übersetzerin mit Schlagworten und verwaschenen Wendungen den dänischen Autor, dessen Buch in zehntausend Exemplaren vier Auflagen erlebt haben soll.

Warum, ist mir eigentlich rätselhaft.

Denn diese blassen, mehr als harmlosen, temperamentschwachen Alltagsgeschichten, die da ein „Erzähler“ nach dem andern langatmig und zierdelos von sich giebt, haben doch kein Publikum, weder den Lesepöbel, der ein „Geschehen“, noch den Kenner, der individuelle Gestaltung fordert.

Auch das „echt nationale Gefühl“, das sich „wie ein roter Faden durch alles zieht“, (! — ich glaube, die Übersetzerin ist genügend gekennzeichnet —) konnte mich nicht vor dem aufrichtigsten Gähnen bewahren. Die „sicherlich jedem Leser sympathischen Insassen“ des Forsthauses sind mit der Krücke der Konvention in den Sand gezeichnet. Ein paar hübsche Gedanken — z. B. in „Trapa natans“ über den Adel und das dichtende Leben — retten das Buch nicht.

„Die Blinde.“ „Maler Ulrich.“ Novellen von Max Kretzer. Zweite Auflage. (Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag, 1897. Preis Mk. 1.50.)

Es ist die „Reiselektüre“ besser Art. Aber ich lese auf der Reise lieber andere Bücher. Das Bändchen, das von Kretzer so aus dem Ärmel herausgeschüttelt ist, trägt nichts zur Charakterisierung seines mit Recht beliebten Autors bei. Es muß sehr langweilig sein, solche Novellen zu schreiben. Richard Schaukal.

E. Eschricht: „Reine Liebe.“ Geschichten aus dem fernen Osten. (Berlin W. Fontane & Co. 1896.)

Zwei Novellen — „passiv pura“ und „Unter den Verschickten“ — die mäßigen Ansprüchen an eine mittelgute, sogenannte „Unterhaltungslektüre“ wohl entsprechen können. Wenn sich die Kritik auf den Leserstandpunkt stellt, muß sie vielleicht sogar ein kleines Lob spenden. Höhere, rein künstlerische Anforderungen werden nicht befriedigt — und sollen auch wohl nicht befriedigt werden?! Da müßte der Stil individueller, die Gestaltungskraft suggerierender sein, und es dürfte dem Leser nicht passieren, daß er das Buch nach Verlauf von drei Wochen nahezu vergessen hat. Es stehen eben „Geschichten“ in ihm.

-ck.

Anthes: Sternschnuppen. (Leipzig, 1896. Verlag von August Dieckmann.)

Ebenfalls „Geschichten“ — nett und gefällig erzählt, etwas beleidigend, ärgernd durch einen gewissen Biedermannston, und nicht im geringsten interessirend, stammen diese kleinen Arbeiten sicherlich von einem guten, wohlmeinenden und vielleicht gar nicht so unebenen Manne, der alles andere thun sollte — nur nicht die Litteratur bereichern. Er verfügt über keine Schätze, von denen er geben könnte. Und da ist es thöricht, wenn man sich diesen Reichtum vorlügt. Hernach kommt dann die Ernüchterung um so schmerzlicher . . also bei Zeiten! — . -ck.

H. Kund: „Frische Naturen.“ Drei Novellen für den Familientisch. (Brieg, 1896. Verlag von Adolf Bänder.)

Diesem Autor gebe ich keinen Wink — er mag schreiben, schreiben, schreiben . . . „für den Familientisch“ . . . -ck.

Lyrik und Epos.

Lyrische Gedichte von Albert Kahl. (Dresden, Alexander Beyer.)

Gedichte eines Arbeiters von Ludwig Palmer. Litterarisches Schatzkästlein Nr. 6. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.)

Gedichte von Gustav Renner. 3. Auflage. (Leipzig und Zürich, Th. Schröter.)

Das einzig originelle von Albert Kahls Gedichten ist das letzte im Hefte, nicht durch seine Gedanken oder seine Sprachform, sondern seiner Schreibung wegen, es macht nämlich Reklame für die „vereinfachte Rechtschreibung“. Im allgemeinen singt dieser wunderliche Dichter seine Lieder in den Tönen bekannter Meister, und wenn er einmal eine eigene Weise anzuschlagen wagt, so erkennt man sie sofort an ihrer Trivialität. Die Nachahmungen Scheffels darf man als recht gelungene — Nachahmungen bezeichnen, auch Schiller scheint er gut zu kennen, bis auf das eine Distichon, das von dem bekannten Menschen handelt, dem einmal ein Vers in einer gebildeten Sprache gelang.

Ludwig Palmer, der Schorndorfer Eisenarbeiter, der sich materiell von der Arbeit seiner eigenen rußigen Hände nährt, zehrt geistig ebenfalls vom Erbe der Altvorderen. Ich kann ihm keine direkten Anlehnungen oder Nachempfindungen nachweisen, denn er hat das in seinen Erholungsstunden Gelesene und Gelernte viel zu sehr in sich verarbeitet, um es einfach zu reproduzieren. Von Natur rezeptiv und mehr beschaulich als schöpferisch, ist er wohl großer Kenntnisse und tiefer Eindrücke fähig und steht insofern über der Menge, aber sein Empfindungsvermögen ist viel zu allgemein, viel zu sehr nach der großen Masse, als das seine Versuche, die Eindrücke dichterisch zu gestalten, irgendwie hervorragend und eben für die große Masse von Wert sein könnten. Es ist manches Lied in der kleinen Sammlung, das beweist, daß auch in jenen Kreisen unseres Volkes, die materiell am schwersten zu kämpfen haben, das Gefühl für Schönheit und Poesie nicht abhanden gekommen ist, aber es ist kein Lied darin, das selbst einen künstlerischen Eindruck hinterläßt. Man sucht heute allenthalben in deutschen Landen nach Volksdichtern, und wenn man glücklich in irgendeinem Winkel eine dichtende Bäuerin entdeckt hat, so drängt man ihre „unsterblichen“ Werke in unermüdlichen Anpreisungen dem Geschmacke und Geldbeutel des lesenden Publikums auf. Im besten Falle, wie hier bei Ludwig Palmer, leitet die Herausgeber die edelmütige Absicht, dem Dichtenden eine materielle Verbesserung seiner Lage zu ermöglichen, aber auch dies Geschenk ist ein zweischneidiges; denn indem die Veröffentlichung und das Freudengezeter der Presse darüber bei dem Betreffenden selbst das Gefühl einer Künstlerschaft hervorrufen, rauben sie für die Folge seinen kindlichen Dichtungen auch noch den letzten und einzigen Wert, den sie für ihn wie für die Allgemeinheit haben können, die unbewußte Einfalt.

Außer dem schon älteren Barsch weiß

ich nur noch einen Dichter der auf solche Art gefunden und wirklich ein echter Künstler ist, Gustav Renner. Man hat für ihn keine solche Reklame gemacht, wie für eine Johanna Ambrosius, und doch liegen seine erst vor einem halben Jahre veröffentlichten Gedichte schon in der dritten Auflage vor; das will heute viel heißen in der Lyrik. Friedrich Lange hat zuerst auf ihn aufmerksam gemacht und einen guten Scharfblick bewiesen, auch hinsichtlich der Proben, die er damals gab und die zweifellos zu den schönsten Gedichten dieser Sammlung gehören. Alle Lieder sind subjektiv, in allen giebt der Dichter sich selbst, und kündet mit Flammenworten seine Liebe und seinen Haß, seine Sorgen und seine Hoffnungen, seine Lust und seine Qualen. Deutlich verraten sie den großstädtischen Geburtsort, nicht durch die fieberhafte Erregtheit ihrer Stimmungen, sondern schon durch ihre Umwelt, durch die Bilder, in denen sie sich bewegen. Der nächtliche Himmel über ihm mit seinen Sternen und dem großen roten oder gelben Mond, das ist eigentlich das einzige Bild, das der Dichter kennt, das immer wieder und wieder kehrt, aber in ewig wechselnder Ausgestaltung. Er kommt hierin an Großartigkeit selbst Richard Dehmel gleich, der dieselbe Vorliebe, wenigstens für den phantastischen Zauber des Mondes hat. Mit Ludwig Scharf, den man gern zum Vergleiche heranzieht, hat Gustav Renner nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit: bei beiden leidet eine reizbare individuelle Natur unter dem Drucke der sozialen Verhältnisse, dem Zwange einer erniedrigenden äußeren Abhängigkeit. Aber die Wirkungen dieses Zwanges sind beidemal sehr verschieden: bei Scharf der Haß des Tschandala gegen die Reichen und das Kapital, bei Renner eine gleich-souveräne Verachtung gegen die Lumpen im Fracke wie in der zerrissenen Jacke. Auch in seiner tiefsten Zerrissenheit hat der Buchbindergeselle Renner nie aufgehört, sich als Geistesaristokraten zu fühlen und hat sich nie zu den von Conradi übernommenen Cynismen Scharfs hinreißen lassen. Wenn ich recht berichtet bin, so hat sich seine Lage indessen gebessert, und man darf auf das nächste Buch gespannt sein, denn es wird für das Schicksal des Dichters Gustav Renner entscheidend sein. K. Cr.

Florentine die Getreue, eine Lothringer Sage von Helene von Leszczynski. (Dresden, Mengelberg.)

Die einfache Erwähnung des Titels an diesem Platze thut diesem kindischen Hefte eigentlich schon zu viel Ehre an.

Gedanken eines Einsamen. Aphorismen von A. Berger. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

Von einer besonderen Tiefe sind die Gedanken ja alle nicht; es ist die kleine Werkeltagsmünze, die durch jedermannes Hand geht. Aber Berger hat sich die Mühe genommen, die alten vielgebrauchten Kupferstücke einmal blank zu scheuern und ihnen ein neues güldenes Kleid zu geben. Es soll auch Liebhaber für diese Art Goldpfennige geben. K. Cr.

Auf nach Schwarz-Deutschland! Wer reist mit? Von Auguste Hoyer. Verlag von Baumert & Ronge, Großenhain.

Ein neues Werk von Auguste Hoyer? Das Buch hat ein originelles, prächtiges Äußere . . was für eine Rauchwolke der Negergigerl aus seiner Cigarre zu pusten vermag! wirklich, ich gucke mir an dem hübschen Jungen schier die Augen aus, und muß doch noch Licht behalten, um alles zu sehen, zu lesen, was der schöne Einband verhüllt. Ja, die schöne Form hält, was sie verspricht, es ist auch im Kern gar vielerlei zu bewundern. Die Verfasserin, die sich bereits durch ihre humoristischen Büchlein „Hausapotheke“ und „Beichten einer Jungfrau“ einen Namen gemacht hat, betritt hier mit Erfolg neben dem humoristischen das poetisch ernste Gebiet. Sie erzählt bald in edler poetischer Weise, bald mit humorvoller Kurzweil die Erlebnisse einer deutschen Reisegesellschaft in Afrika. Gleichzeitig lehrt sie in launigen

und gemütvollen Versen die Eigentümlichkeiten verschiedener afrikanischer Stämme kennen, mit welchen die Reisenden in Berührung kommen. Sie schildert ergreifend die Kämpfe mit den Negern; hochinteressant ist auch die Flußpferdjagd geschildert, an der die deutschen Damen regen Anteil nehmen, dann das Weihnachtsfest in Kamerun und das Fest des Götzen Elung. Ein wunderfeines afrikanisches Märchen ist auch mit eingeflochten. So abwechselnd und interessant der Inhalt, so reich ist auch die poetische Form. Nibelungenstrophen wechseln mit reizenden kurzen Vierzeilern, Oktaven mit volltönenden freien Rhythmen u. s. w. Auch Knittelverse fehlen nicht. Gar lustig ist der Weihnachtsball geschildert auf dem Schiffe.

Und tiefe Empfindung klingt aus den folgenden Strophen:

„Drei Leichen liegen gebettet
Im Totenhaus.
Heut werden sie getragen
Ins stille Feld hinaus.

Drei junge, deutsche Helden,
Sie kämpften brav,
Bis in die fröhlichen Herzen
Die Feindeskugel traf.

Fern beten Vater und Mutter
Für ihren Sohn:
Er möge zur Heimat kehren,
Er ging zur Heimat schon.

Es bilden die Kameraden
Ein lang Spalier,
Es kommandiert zur Parade
Der erste Offizier.

Und vor den Särgen nieder
Senkt er das Schwert:
„Lebt wohl, Ihr Kameraden,
Schlaft gut in fremder Erd'!"

Drei Särge sinken nieder
Ins tiefe Grab,
Und Blumen und Thränen fallen
Gar reichlich mit hinab.

Und die Gewehre knallern
Den Scheidegruß —
Die Sterbeglocken dessen
Der im Feld verbluten muß."

Ich wünsche dem Werk von Herzen eine weite Verbreitung. Es bietet Unterhaltung und Belehrung für Jung und Alt und eignet sich seines mannigfaltigen, fesselnden Inhalts und seiner geschmackvollen Ausstattung wegen besonders für ein Geschenkwerk. Rana Düsen.

„Fin de siècle." Verse und Reimereien von Franz Kurz-Eisheim. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.)

„Für sich." Ein Liederbuch von Leon Vandersee. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.)

„Bunte Reihe." Gedichte von Carl Klings. (Dresden u. Leipzig, E. Pierson.)

Was Kurz-Eisheim damit bezweckte, als er seine Verse und Reimereien in Druck gab, hat mir nicht klar werden wollen. Hoffte er im Ernste, einem „wirklichen" Dichter auf diese Weise Stoff zu liefern? Das wäre doch mehr als naiv. Er verwahrt sich selbst energisch dagegen, daß man diese Erzeugnisse seiner Muße für „wirkliche" Gedichte halte — nun ich glaube, ein so niedriger Verdacht wäre gar niemandem gekommen. Es sind nichts als triviale Phrasen eines unreifen Kopfes, der eben den Unterschied zwischen Sein und Scheinen entdeckt hat, und nun ob dieser Entdeckung sich berechtigt glaubt, die ganze Welt in Stücke zu schlagen.

Die beiden Hefte von Pierson sind besser als die Durchschnittsware, die man insgemein von dieser Fabrik erhält. Immerhin ist das Liederbuch Vandersees noch recht schwach. Zunächst bin ich immer noch im Zweifel, ob der Verfasser männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist; das hat ja für die Beurteilung des Buches an sich keinen Wert, wohl aber für das Verständnis der einzelnen Lieder. Die ersten Gedichte, besonders die Mädchenlieder, die an Miß Hoims Mutterlieder gewisse Anklänge haben, sind die besten. Die späteren werden immer fader und sentimentaler. — Carl Klings mit seiner „bunten Reihe" überragt Vandersee ganz bedeutend. Er ist ja noch lange nicht fertig, aber ich habe dem Eindrucke nicht wehren können, daß aus ihm noch einmal ein echter Dichter

werden kann. Er besitzt ein großes Formtalent und vermag seinen Empfindungen einen recht guten und treffenden Ausdruck zu geben. Dazu beherrscht er ebenso den Humor wie die Regungen des tiefen Gefühls und der Leidenschaft. Leider hat der Verlag vergessen, der Sammlung ein Inhaltsverzeichnis beizulegen. 100—.

„Der Bandwurm." Eine ärztliche Humoreske von Julius Litten. Zweite Auflage. (Bestellkarten- und Zeitungsverlag, Berlin S. W. 12.)

Es ist in letzter Zeit, besonders anläßlich der Enttäuschung, die Otto Ernst durch sein vorgeblich satirisches Narrenfest hervorrief, viel über die Satire herüber und hinüber geschrieben worden, in einem Punkte aber waren alle einig, in den Klagen über den Mangel einer großen politischen Satire. Wenn die Herren lieber über die Gedanken- und Redefreiheit eines Aristophanes ein wenig nachgedacht hätten, das würde mehr genützt haben. Gift und Galle genug hat sicher mancher heute schon in seinem Innern aufgespeichert, es fehlt ihm nur die wirtschaftliche Unabhängigkeit, um es einem Panizza gleich zu thun. Wie kann denn auch da eine große Satire gedeihen, wo man ihren Verfasser ächtet wie den gemeinsten Strauchdieb? Die Satire wirkt immer zersetzend, aber sie ist nötig für die allgemeine Entwicklung, da sie durch ihre zersetzende Kraft die Stockungen im öffentlichen Leben verhindert, und ihr Fehlen ist stets ein Zeichen von Ungesundheit, wie schon Lenient in seiner Geschichte der französischen Satire überzeugend dargethan hat. Aus den letzten Jahren kenne ich außer dem „Liebeskonzil" nur noch eine Satire größeren Stils, Merians Fastnachtsspiel „Die Varusschlacht", das leider zu wenig bekannt ist, da ihm die etwas kostspielige Aufführung bisher versagt geblieben ist. Sonst ist wohl noch hie und da mancher versprechende Anlauf genommen worden, ohne indessen je das Ziel zu erreichen. Das meiste, was sich heute mit dem Namen Satire brüstet, wird in gleicher Weise durch seinen läppischen Witz wie durch die hausbackene engherzige Moral seines Verfassers gekennzeichnet. Hierher gehört auch Littens „Bandwurm", ein Epos in Buschversen, das den Namen einer Humoreske noch weniger verdient als den der Satire. Es ist weder sonderlich spaßig, noch künstlerisch irgendwie hervorragend, höchstens für Ärzte von Interesse wegen der eingehenden Schilderung der Kuren, die der mit einem Bandwurm behaftete Held bei allen nur irgend möglichen Doktoren durchmacht, bis schließlich ein Schäfer das Übel erkennt und ihn davon befreit. Julius Litten, der eine recht gute Übersetzung der neuesten italienischen Lyrik herausgegeben hat, scheint sich in seinen eigenen Schöpfungen überhaupt die Buschiaden zum Vorbild genommen zu haben, nur daß er immer dabei auf den Geldbeutel bestimmter Stände oder Kreise spekuliert. Bei den Ärzten scheint es ihm diesmal, wie die zweite Auflage beweist, gelungen zu sein; einen guten Teil der Schuld daran tragen freilich auch die medizinischen Fachblätter, die in ihren Kritiken eine wohlwollende Miene zu dem bösen Spiel machen zu müssen glaubten. K. Cr.

„Schwarze Lilien." Von F. N. (Verlag von M. Breitenstein, Leipzig u. Wien, 1896.)

Ein schlankes Weib, das mit seiner Hand eine schwarze Riesenlilie umfaßt und träumend hinüberschaut in eine öde Mondlandschaft . . .: das ist das mystische Titelbild der „schwarzen Lilien".

Unwillkürlich denke ich beim Lesen dieses lyrischen Bändchens an Dauthendeys „Ultraviolett". Hier und dort verschleierte Bilder, aus denen nur die grellsten Farben hervorschreien. Man hätte große Mühe, wollte man die Farben, die in den „schwarzen Lilien" glänzend vertreten sind, zusammenzählen: von „Rot" und „Blau" bis in die feinsten Nuanceen „Hochrot", „Purpurblau", „Rotlila", „Blaßlila" u. s. w.

Das Bändchen ist dem Genfer See gewidmet. Hier sind wahrscheinlich diese

müden farbentrunkenen Gedichte entstanden. Aus manchen von ihnen klingen die „Schmerzensmelodien“ einer „kranken“ Seele, deren Bekenntnis folgendes Gedicht ist:

„Auf Deiner bleichen Stirne steht's geschrieben,
Du kannst nicht auf die Erde, um zu lieben.

Der Hohn um Deinen Mund, im Aug das Sehnen...
Das Lachen kennt es nicht und nicht die Thränen.

Dein Bruder ist der Sturm, der wolkenwilde,
Die Nacht Genossin Dir in dunkler Milde — —

Rastlos und unstät mußt Du einsam schweifen
Hin durch die Menschen, die Dich nicht begreifen...“

In diesem, sowie auch in einigen anderen Gedichten der „schwarzen Lilien“ ist Stimmung vorhanden. Manchmal ist sie sogar sehr fein und gestaltet. Man lese nur die Verse:

„Die Nacht durchwandert dort den Wiesenhang —
Du ahnst das Glück der unbetretenen Wege ...“

oder die hübsche Stelle:

„Rings schweigend ruht der Riesensee
Und atmet des Todes seligen Frieden,
Im Herzen, im müden,
In leisen Akkorden verklingt das Weh.“ —

Adolf Donath.

Dramen.

Kurt Martens: „Wie ein Strahl verglimmt.“ Drama in einem Akt. (Leipzig, Constantin Wilds Verlag.)

Franz Adam Beyerlein: „Dämon Othello.“ Trauerspiel. (Leipzig, Constantin Wilds Verlag.)

Zwei neue Autoren — von denen der erstere freilich schon durch einige wenige schöne Gaben auf novellistischem Gebiete bekannt ist —, deren Erscheinen die moderne dramatische Litteratur mit stillen Wünschen und geheimen Hoffnungen begrüßen darf. Ihre jetzt vorliegenden Werke, Erstlinge in der sinngemäßen Auffassung dieses Wortes, weil sie zum ersten Male das Wesen der beiden Dichter in der ganzen derzeitigen Reife zeigen, scheinen weniger bedeutend durch ihren realen Wert, als durch gewisse originale Zeichen starken Talentes, die überall zu bemerken sind und ein reiches Versprechen für die Zukunft enthalten. Von Kurt Martens mag das sogar in nur begrenztem Maße gelten, da sein Einakter bereits völlig und harmonisch in sich abgeschlossen und durchaus einwandfrei ist; technisch-formal bedeutet er einen ersten gelungenen Versuch jener Art, die in Frankreich die edelsten Blüten getrieben, während sie uns seither fremd bis auf den einen Frank Wedekind geblieben ist — jener Art, die jenseits von allen Realitäten steht und alles, was zum Ausdruck gebracht werden soll, in die suggestive Kraft der Stimmung drängt. Selbst — oder vielmehr: sogar — die Psychologie muß hinein. Freilich bedeutet letzteres die schwerste, aber auch zugleich die wesentlichste Aufgabe dieser Richtung; die, recht verstanden, einen hochwichtigen Faktoren für die Entwicklung einer Dramatik von morgen und übermorgen abgeben wird. Die Dramatiker vor Shakespeare machten es nicht anders, wie Frank Wedekind, hat Bierbaum einmal gesagt. Doch zurück zu der Martens'schen Arbeit! Ich deutete schon an, daß sie die Gestaltung einer Stimmung ist: die große Müdigkeit modernster Niedergangsmenschen sollte zum Ausdruck gebracht werden. Es ist ein kleines Meisterwerk von großer Feinheit daraus geworden. Inhalt? nein: die wenigen, die eine derartige kranke, schwermütige Kunst zu würdigen verstehen, will ich nicht mit dem „Inhalt“ bekannt machen. Sie mögen die Dichtung lesen! Aber an einem Spätnachmittage im Herbst, wenn das große Sterben begonnen hat und das Laub in fahlem Gelb und bleichem Rot steht.. Wenn die Sonne von dem blaßblauen Himmel hernieder und zwischen den Ästen durchzittert, kraftlos, müde, wie ein letztes Grüßen, in dem noch ein ganz, ganz klein wenig Sehnen nach dem heißen Sommer liegt...... Das direkte Gegenteil dieser neurasthenischen Kunst repräsentiert Beyerleins „Dämon Othello“ und zugleich eine andere, eine zweite Richtung,

die sich zur Zeit anschickt, neben der vorher fixierten dominierend in Dingen der Dramatik zu werden. Dehmels „Mitmensch“ ist seither ein einziges großes Beispiel; aber auch Bahrs „Mutter“, Laura Marholms „Karla Bühring“ kann man in gewisser Beziehung hinzurechnen. Will man sich über das Wesen dieser Richtung klar werden, so muß man von vielem reden. Ich behalte mir das für eine spätere Gelegenheit vor; nur soviel sei gesagt, daß gewissermaßen die Formel, unter die man die ganze Strömung bringen könnte, in dem Shakespeareschen Kunstideal, um eine wesentliche moderne Note bereichert, enthalten liegt. Der „Dämon Othello“ dürfte voll und ganz zu den seitherigen Dokumenten solcher Renaissancekunst gerechnet werden, wenn der letzte Akt nicht künstlerisch ungeschickt und auch wohl technisch mißglückt wäre. Es ist das unendlich schade, und man muß auf eine zweite Gabe des Dichters warten, dessen Name wohl zu merken ist. —

Zum Schlusse noch eins: warum spielt man Autoren wie Martens und Beyerlein nicht an den großen Premièrentheatern? Die letzte Berliner Saison war im wesentlichen verloren — man versuche es einmal mit neuen frischen Kräften, die nicht an den Folgen einer naturalistischen Erziehung kranken. A. M—B.

Rudolf Presber: „Der Schuß.“ Schauspiel. (Stuttgart, Cottas Verlag.)

Wohl zum ersten Male kommt dieser Autor mit einem Werke, man muß also nachsichtig sein! Und gar so übel ist das Debut nicht einmal, selbst wenn man nichts loben wollte, als die Fähigkeit, Mängel zu verbergen, die hie und da verstreut, kaum sichtbar und offenkundig, aber dennoch vorhanden sind. Es ist das zwar die verdächtige Weise der Voß, Sudermann, Philippi u. s. w., aber andererseits muß man ein wirklich originelles Thema, hübsche Charakterzeichnung und vielleicht noch manches mehr anerkennen, wenn man eben — nachsichtig sein will. —ol—.

Fedor von Zobeltitz: „Ohne Geläut.“ Schauspiel in fünf Akten. (Dresden und Leipzig, bei E. Pierson.)

Ein Schablonen-Drama, ganz im Stile des alten Herrn von Kotzebue — also Similiware! Echte Kostüme, naturgetreue „furchtbar charakteristische“ Masken u. s. w. Aber — man sieht die Drähte, an denen die Puppen tanzen und hin und her geschoben werden, ganz wie der Herr Dichter es gerade anzuordnen beliebt. Zum Schlusse sodann eine wundervoll naive Deus ex Machina-Improvisation, die alles, alles, alles in Wohlgefallen auflöst, resp. in Mißfallen: und das Stück ist aus! Man wundert sich, man weiß nicht so recht, was man denn da eigentlich gelesen hat, schließlich sagt man sich, daß das ja auch eigentlich ganz gleichgültig sei und macht es wie die Litteraturgeschichte, die dieses Drama zu Grabe tragen wird, und zwar: ohne Geläut. A. M.

Soziale Litteratur.

E. Böschenstein: „Fort mit dem Steuerzettel!“ Ein sozialpolitischer Vorschlag. (Zürich, A. Müller, 1895. 34 S. 50 Pfg.)

Ausgehend von einer Kritik des heutigen Steuersystems, das allerdings, wie man zugeben muß, sich den modernen Verkehrsverhältnissen keineswegs genügend anzupassen verstanden hat, befürwortet Verfasser eine Reform desselben, derart, daß an Stelle des Steuerzettels Steuermarken treten sollen, die bei jedem Rechtsgeschäft, durch das Werte ihren Eigentümer wechseln, sofort auf die betreffende Urkunde aufzukleben wären, derart, daß die obligatorische Schriftlichkeit auf alle Rechtsgeschäfte ausgedehnt und unbesteuerte Urkunden für ungültig erklärt würden. So plausibel der Vorschlag auf den ersten Blick erscheint, dürfte er sich doch wohl als unausführbar erweisen. Schon das damit verbundene Formular- und Klebewesen dürfte — gerade bei unserem rasch pulsierenden durchaus auf Formlosigkeit und

Mündlichkeit basierenden Verkehr — das neue System zu einer Vereinfachung à la Ballhorn stempeln. Man denke, daß kein Mensch mehr eine Zahlung annehmen könnte, wenn er nicht Quittungsformulare und Steuermarken bei sich hat! Dazu kommen mannigfache anderweitige Übelstände. Der Ersatz der Steuerfreiheit geringer Vermögen, durch eine solche geringer Zahlungen ist eine Illusion, da sich das größte Jahreseinkommen in geringe Teilzahlungen auflösen läßt; die verschiedene Besteuerung verschiedener Einkommensarten ist durch das Fünftaxen-System des Verfassers hinlänglich ersetzt; die Verlockung zur Urkundenfälschung (namentlich durch Nachahmung gedruckter Formulare, Quittungsmünzen 2c.) würde höchst gefährlich gesteigert. Der Vorschlag ist gut gemeint, aber gänzlich verfehlt.

Dr. Phillipp Hubert: „Der Lebensversicherungsvertrag." Falsche Angaben und Verschweigungen beim Abschluß desselben. Volkswirtschaftliche und moraltheologische Untersuchungen. (Mainz, Kirchheim 1896. 199 S. Mk. 3.—)

Eine eingehende und tüchtige Facharbeit über ein wichtiges und bisher wenig bearbeitetes Gebiet, allen Interessenten durchaus zu empfehlen.

Dr. Paul Schellhas, Amtsrichter: „Ideale und Idealismus im Recht." Gedanken und Forderungen zur Hebung der Rechtspflege und des Richterstandes. (Leipzig, W. Friedrich. 116 S. Mk. 2.—)

Das Buch ist eine frisch und warmherzig geschriebene Streitschrift gegen die Schäden unseres Rechtslebens und zwar ausschließlich die Formalen, wenn ich sie so nennen darf: Die immer minderwertiger werdende Qualität der jungen Juristen, die unzulängliche und einseitige Ausbildung derselben, den Bureaukratismus und die Graphomanie der juristischen Praxis, die Überbürdung und Spezialistenzüchtung, die mangelnde Popularität des geltenden Rechts- und Gerichtswesens und dergl. Die Angriffspunkte, wie die Reformvorschläge sind sehr verschiedenwertiger Natur. Ein vortrefflicher Gedanke ist vor allem die Forderung, die jungen Referendare mehrere Monate lang im praktischen Erwerbsleben, in einem Bankinstitut, einer Gutsverwaltung 2c. zu beschäftigen.

B. von Strantz: „Das internationale rote Kreuz." (Berlin, Verlag der Bücherfreunde. [Schall & Grund] 131 S. Mk. 1.—)

Das Buch giebt einen ausführlichen Überblick über die Geschichte, Organisation und territoriale Ausbreitung der bekannten humanen Institution.

Richard Calwer: „Arbeiter-Katechismus." Eine sozialdemokratische Antwort auf das Preis-Ausschreiben des Pfarrers Weber zur Anfertigung eines Arbeiter-Katechismus für evangelische Arbeiter. — (Berlin, Verlag: Exped. der Buchhandlung „Vorwärts" 1896. 32 S. 10 Pfg.)

Der Verfasser, dessen Name zum ersten Mal vor zwei Jahren gelegentlich einer treffenden Broschüre gegen die Mißstände innerhalb der sozialdemokratischen Partei mehrfach genannt wurde („Das kommunistische Manifest und die heutige Sozialdemokratie", Braunschweig 1894), liefert in vorliegendem Heft eine recht geschickt geschriebene Agitationsschrift, die sich äußerlich an die vorgeschriebene Gliederung des Preisausschreibens hält (Klassenrechte und Klassenpflichten, Gatten- und Vaterpflichten, Pflichten gegen die übrigen Klassen der Gesellschaft, Pflichten gegen Vaterland, Kaiser und Reich, Pflichten gegen die Religion und Kirche) und überall den sozialdemokratischen Standpunkt in geschickter Polemik verficht.

Theodor Herzl, Dr. jur.: „Der Judenstaat." Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage. (Leipzig und Wien, Breitenstein, 1896. 86 S.)

Dr. Bernhard Cohn: „Vor dem Sturm." Ernste Mahnworte an die deutschen Juden. (Berlin, Wesemann, 1896. 57 S.)

Zwei Schriften auf einmal, um die Judenfrage zu lösen, beide in national-jüdischem Geist; erstere befürwortet Gründung eines besonderen Judenstaates in Palästina oder Argentinien, letztere ein friedliches „Bleibe im Lande und nähre dich redlich." Jenes halten wir aus den verschiedensten Gründen für völlig aussichtslos, während Cohn wenig positives bietet und für das eigentliche Problem der Judenfrage weniger Verständnis als Parteibewußtsein hat. Zur Lösung der Frage werden beide Schriften kaum allzuviel beitragen.

Edna Fern: „Wohlthätigkeit von Staatswegen." Ein Vortrag. (St. Louis, Mo., Pöhle & Graeff, 1896. 14 S.)

Eine sehr temperamentvoll geschriebene kritische Betrachtung der Findelhäuser, Gefängnisse, Spitäler, Irrenanstalten, Armenhäuser und ähnliche Institutionen, etwas nach „Ethischer Kultur" schmeckend, aber zu Agitationszwecken ganz brauchbar.

„Kritik der Arbeitslosigkeit!" von einem Fachmann. (Berlin, K. G. Wiegandt, 1896. 60 S. Mk. 1,20.)

Hinter dem etwas seltsamen Titel („Kritik"?) birgt sich eine populäre Darstellung der Arbeitslosen-Frage und der einschlägigen Reformvorschläge. Die Unmöglichkeit der endgültigen Lösung dieser Frage ohne Änderung des heutigen privatkapitalistischen Wirtschaftsystems ist dem Verfasser nicht zum Bewußtsein gekommen. Insofern leidet die Broschüre unter einem etwas verschwommenen Reformertum.

Heinz.

Philosophie und Theologie.

„Aus dem Tagebuch meiner Gedanken." Von einem Arzte. (Straßburg i. E., Bouillon & Bussenius, 1896.)

Alexander Tille in Glasgow, der Geschichtsschreiber der deutschen Entwicklungsethik, bei dem die cäsarische Idee der Menschheitszucht zur mageren Monomanie wurde, gab kürzlich eine neue Anthologie „Lyrik von Heute und Morgen" heraus. Vom künstlerischen Schaupunkt war die Sammlung auffallend unzulänglich ausgewählt, gedankenschwach, dilettantisch, aber ihre Vorrede hatte ein Doppelverdienst. Sie wurde dem greisen Jordan gerecht, dem mächtigen Gestalter mit der ehernen Stirn erhabener Schrullen, dem heimlichen Dichterkaiser unserer Tage, ohne dessen Bogen kein Ilion zu erobern ist. Dann wies sie auf einige ganz unbekannte Poeten hin, zu denen auch der Verfasser dieses Buches gehörte. Es ist B. Johannes Große, der — wenn wir nicht irren — bisher sein verborgenes Dasein als Militärarzt zu Straßburg i. E. führte. Dies treffliche Buch giebt Einblick in die Gedankenwelt eines durchaus ungemeinen, außerordentlich sympathischen, hervorragenden Menschen. Sein Verfasser moralisiert wie ein echter Poet. Schiller und Herder fingen auch im Lazarette an und endeten bei der Ausbesserung der Menschheit. Das Buch bietet Feinheit und Plumpes, Widersprüche allerhand, auch eitel Gedankenspielerei. Seine Aphorismen umfassen sechs Jahre Geistesentwicklung, in den früheren ist mehr Psychologie und weniger Voreingenommenheit als in den späteren, in denen ihr Verfasser sich süß mit Evolutionsmoralinnarkose beruhigt.

Ich benutze die Gelegenheit, eine knappe Analyse dieses Moralins zu geben. — Was ist Moral? Die einen nennen ihren Katzenjammer, die anderen ihre sauren Trauben so. Um das große Moralproblem wird sich die Zukunft drehn. — — Fast jede moderne Ethik ist darwinistisch angehaucht und naturwissenschaftelt. Das moderne Drama, das in Deutschland allerdings kaum zwei wirklich ernst zu nehmende Vertreter hat, ist ein Konflikt des alten mit dem neuen Gewissen. Die Lyrik, gemeinhin Tummelplatz aller Zurückgebliebenen, beginnt auch zu ahnen, daß die großen Ideen so gut Motive und Stimmungen werden wie „Natur", „Liebe" und „Wein". Wir haben sogar moderne Lyriker, die Gedanken haben.

Die Evolutionsethik giebt nach vorgefaßtem Ideale apodiktische Gesetze. Wie jedes religiöse und moralische Pfaffentum züchtet sie im Sinne ihres Gottes, ihres Übermenschen die Welt, und sagt: „Meine Illusion ist der Sinn der Natur.“ Sie predigt Zuchtwahl, aber sie untersucht nicht, ob die individuelleren Triebe modern-differenzierter Menschen überhaupt zu einer Zuchtwahl in ihrem Sinne künftig geeignet sind. Sie predigt Erhaltung der Gattung, aber ignoriert das Problem, ob eine solche überhaupt wünschenswert sei. Sie verficht theoretisch das Recht des Herrschers, des Übermenschen, dessen Übermacht doch einfach Faktum ohne allen Moralwert ist, und sie opfert gleichzeitig alle intimen Besonderheiten dem Heile des Durchschnitts. Sie ist zugleich individualistisch und demokratisch, human und egoistisch. Sie hat die Illusion, das Christentum abzulösen, das Christusideal zu überbieten, und ist nichts als der letzte Ausläufer demokratisch-christlicher Nächstenmoral.

Die Entwicklungsethik ist durch und durch widerspruchsvoll, denn sie ist wie der ganze Darwinismus unpsychologisch, eminent unpsychologisch. Nicht einmal ihre einfachsten Voraussetzungen. Die Erblichkeit des Erworbenen sind zweifellos richtig. (Weismann.) Sie baut ein Haus und fängt beim Dache, bei der Zukunft an. Sie predigt Aufopferung des Gegenwartsgenusses für die Illusion „Menschheit“ und „Nachwelt“, aber sie analysiert nie die Triebe und Motive jeder Einzelpsyche und sucht aus dieser allgemeingültige Moralnormen zu gewinnen.

Wir verlustieren uns ausnahmslos mit ehrwürdigen Illusionen, wo wir psychophysische Lust- und Unlustaktionen zu vermeintlichen Menschheitszielen in Beziehung bringen. — Daß Begattung zu einer Befruchtung führt, ist eine traurige „Thatsache der Thatsächlichkeit“, aber es ist unphilosophisch darum anzunehmen, daß Befruchtung Zweck einer Begattung sei: daß seine Kunst und sein Theater auf die Sitte eines Volkes Rückeinfluß hat, berechtigt durchaus nicht zum Jordansatze: „Die Erziehung der Menschheit muß Zweck der Kunst sein.“ Volkserzieher und Propheten sind stets die schlechteren Poeten. Weil wir das Gesamtnützliche „gut“, Gesamtschädliches „schlecht“ nennen, brauchen die individuellen Motive schlechten Handelns nicht verdammenswert, die des guten nicht lobenswert zu sein. Weil ein Kind von einer Equipage überfahren wurde, muß die Obrigkeit nicht verbieten, Equipagen zu halten. Und daß man sich an Torte und Liebe leicht den Magen verdirbt, beweist nicht die moralische Verwerflichkeit des Torte- und Liebekultes. — Große Stimmungen, hohe Motive kujonieren auch in diesem Buche die Logik. Auf moralischem Gebiete ist keiner voraussetzungslos, selbst Nietzsche war antimoralich praeokkupiert. — — „Entwickelung“ ist nicht stets Erwerb, zunächst nur kausal bedingte Begleiterscheinung; in der Lehre von der Darlebung des Übermenschen vulgo des lieben Gottes steckt falsche Teleologie.

Derselbe Herr Verfasser, der eine „Ethnopsychologie der Liebe“ mit folgenden Worten begründen wollte: „Man muß die moralische Natur des Menschen in ihrem Wesen, ihren Eigenschaften, ihren Äußerungen, ihren Beziehungen zu anderen Seelenfunktionen kennen, ehe man dazu schreitet, derselben Verhaltungsmaßregeln zu verordnen. Man muß die Gesetze der Mechanik kennen, ehe man Maschinen baut —“ derselbe Verfasser giebt einige Zeit später sechzehn hochpriesterliche darwinistisch-humanistische, unmögliche Grundsätze rationeller Menschheitsaufbesserung.

Auf der einen Seite wünscht er Condescendenz, Liebenswürdigkeit, Selbstentäußerung, auf der anderen erweist er in schrecklich pathetischer Abhandlung den Egoismus als Prinzip jedes Handelns, sei Mammon oder Weltverbesserung sein Motiv. In seine Moral-Begründung

drängt sich stets das ethische Dichterpathos, dem — wie jedem moralischen Urteil — die falsche Präsumtion der persönlichen Willensfreiheit zu Grunde liegt.

Aber all diese und noch mehr Widersprüche vereinigt auch Nietzsche, es sind die Widersprüche und Abgründe des Planeten. Kunst verbirgt sie in Rosen. In ein logisches Problem löst sich auch die Ethik auf. Mich bewegte das Buch; es sind dieselben Ideen darin gestreift, aus denen mir einst mein in 36 Exemplaren verkauftes Monstrum „Komödie“ und das polizeilich unterdrückte Christus- und Venus-Drama entsprang.

Ich bin zu sehr Skeptiker und Bohrer, um den bewundernswert herrlichen Fanatismus eines Moralglaubens und Menschheitskultes noch teilen zu können; er ist auch undichterisch. Weltanschauungen und Menschen kämpfen gegen einander ums Dasein, es sind durchaus nicht immer die Stärkeren, die siegen, aber die Siegenden nennt man die besseren.

Auf jedem Katheder steht man sicher und fest, auf den Warten der Welt sieht man Nebel und wankende Sterne unter sich.

„Wir wollen keine absolute — unmögliche — Wahrheit. Jeder soll aussprechen, was er selber denkt, so klar und entschieden als er es nur kann, ohne Rücksicht auf fremdes Urteil.“ — (S. 172.) Aber ich glaube nicht, daß die Wahrheit ein konstitutives Prinzip ist; die Welt baut sich auf Lügen auf, die Kunst gewiß. Es sind neunzig von hundert deswegen große Dichter, weil sie kleine Lügner sind, unbewußte Lügner. — — — —

Ich drücke Ihnen die Hand, Collega; Leute wie wir kommen nicht weit aber weiter! Theodor Lessing.

Prof. William Kingdon Clifford: Über die Ziele und Werkzeuge des wissenschaftlichen Denkens. (Berlin, 1896, Verlag von Peters & Speyer.)

Dem Gehalte des mehrfach studierten, sehr lesenswerten Buches wird vielleicht folgende knappe Analyse gerecht:

Das wissenschaftliche Denken unterscheidet sich vom unwissenschaftlichen (handwerksmäßigen oder technischen Denken) durch dies: das unwissenschaftliche Denken schließt aus Gewohnheit, innerhalb der Erfahrung; das wissenschaftliche folgert aus Erfahrung auf noch Unerfahrenes. Dies geschieht nun nicht voraussetzungslos, sondern die Voraussetzung alles wissenschaftlichen Denkens ist die Gleichförmigkeit (Uniformity) des Geschehens. Diese von uns in der Natur vorausgesetzte Gleichförmigkeit ist 1) genau und 2) vernünftig.

Unter „genau“ (1) begreifen wir nicht theoretische (absolute) Genauigkeit, sondern lediglich eine praktische Genauigkeit, d. h. eine Gewißheit, die zuverlässiger ist als Erfahrung und Experiment und zur Korrektur dieser dient. Theoretische Genauigkeit giebt es nicht einmal in der Mathematik. (Helmholtz.)

Was aber versteht man wohl bei der Voraussetzung: die Gleichförmigkeit der Natur sei vernünftig (2)? — Einstmals nannte man die Natur reasonable in der Annahme: „Alles in der Natur hat Zweck.“ Seit Spencer und Darwin berücksichtigen wir zahlreiche zwecklose Gebilde (Zähne des Dugong, Maulwurfsauge, menschliche Ohrmuschel ꝛc.). Zweitens verstehen viele unter „die Natur ist vernünftig“ den Satz: „Jedes Fakt ist Wirkung, jede Wirkung hat Ursache.“ Aber ach, dies Wort „Ursache“ erfährt zahllose Betonungen; selbst ein Aristoteles gebrauchte „Ursache“ in achtundvierzig, Plato sogar in vierundsechzig Bedeutungen; Nichtlogiker verwechseln meist purpose und cause. — — „Jede Wirkung hat Ursache“ bedeutet nichts als: „Jedes Geschehn hängt mit einem anderen so zusammen, daß irgendwer sich veranlaßt sehen kann, sie als „Ursache“ und „Wirkung“ zu kombinieren.“ Der Satz: „Alles hat Ursache“, ist wissenschaftlich falsch. Drittens umschreibt man mit „die Natur ist reasonable“ die hochmütige Meinung: „Alles in der Welt läßt sich erklären.“ Ja — aber die Gelehrten

sind sich leider nicht einig, was denn „Erklärung“ ist. So nennt z. B. Spencer wie Stuart Mill die Subsumption unter ein allgemeines Gesetz als eine Art von „Erklärung“, die der scharfgeistige Verfasser dieses Buches seinerseits nicht gelten läßt, indem er in jeder Erklärung eine Erkenntnis des Geschehens sucht, die dasselbe auf ein schon Bekanntes, Altgeläufiges zurückführt. Zudem aber giebt es letzte, einfache Fakte, die überhaupt keine „Erklärung“ zulassen. Bei ihnen angekommen, behaupten die Metaphysiker (Hinterweltler) die Existenz eines am Grunde der Naturordnung liegenden, dem menschlichen Denken nicht Erfaßbaren. Clifford nennt es das „Unreasonable“; unsere verhartmannte ordinäre deutsche Spekulation sagt wohl allgemein „das Absolute“. Dies Absolute beseitigt den Erweis, daß in jedem Unbekannten ein Unerkanntes, in jedem „Unbewußten“ (in diesem Sinne) eine Unwissenheit steckt. Dies macht Verfasser an zwei „Antinomieen“ deutlich, an der Unbegreiflichkeit der Endlichkeit wie Unendlichkeit des Raumes und an der Unbegreiflichkeit der endlichen wie unendlichen Teilbarkeit der Materie. Die Frage nach der Begrenztheit oder Unbegrenztheit des Raumes ist praeoccupant. Es giebt nur die Frage nach unendlicher oder endlicher Ausdehnung. (Riemann.) Diese ist lösbar. Ebenso ist die Frage nach Teilbarkeit der Materie auf die Frage reduziert: Giebt es so kleine Stücke Materie, daß ihre Eigenschaften als Eigenschaften von Materie von ihrem Ganzbleiben abhängig sind? Die Lösung dieser Frage ist empirisch denkbar. Der Satz also: „Die Natur ist vernünftig“, bejagt: „Auf jede vernünftige Frage giebt es eine verständliche Antwort.“ Durch Übung des wissenschaftlichen Denkens ist eine solche entweder uns oder unseren Nachfahren auffindbar. Die Frage nach dem wissenschaftlichen Denken ist somit die Frage nach dem Fortschritt der Menschheit.

Theodor Lessing.

„Das Evangelium Buddhas.“ Nach alten Quellen erzählt von Paul Carus. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von E. F. L. Gauß. (New-York, B. Westermann & Co.; Leipzig, Verlag von W. Friedrich; Chicago, The Open Court Publishing Co. 1895.) Das vorliegende Buch ist nicht bestimmt, zur Lösung historischer Probleme beizutragen. Der Verfasser hat den Gegenstand so gut erforscht, wie es ihm unter den gegebenen Verhältnissen möglich war, er beabsichtigt hier aber durchaus nicht, ein wissenschaftliches Werk zu liefern. Auch ist dieses „Evangelium Buddhas“ kein Versuch, die buddhistischen Schriften populär zu machen oder sie in poetischer Form darzustellen. Wenn es dazu beiträgt, den Buddhismus besser zu verstehen, und wenn es in seiner schlichten Darstellungsweise bei dem Leser einen poetischen Eindruck von der Größe der Persönlichkeit Buddhas hinterläßt, so müssen diese Wirkungen als nebensächliche betrachtet werden. Der eigentliche Zweck des Buches liegt tiefer. Es wurde geschrieben, um die Leser zu veranlassen, über die religiösen Probleme unserer Zeit nachzudenken. Das „Evangelium Buddhas“ zeichnet das Bild eines religiösen Führers der fernen Vergangenheit mit der Absicht, daß es auf die lebende Gegenwart einwirke und ein Faktor werde in der Entwicklung der Zukunft. Ob der im letzten Satze ausgesprochene Wunsch des Herausgebers sich erfüllen wird? — Jedenfalls sind wir dafür dankbar, daß uns hier in dichterischem Gewande — Form und Gedanken den Quellen entsprechend — ein tiefer Einblick ermöglicht wird in die Grundgedanken dieser altehrwürdigen Religion. Die Ausrottung jeden Gedankens an das Selbst ist Buddhas Ziel. Er leugnet daher die Existenz des „Selbst“, des Atmans, jenes mystischen Ich-Wesens, dem einige Schulen eine selbständige Existenz zuschrieben. Daß Buddhas Religion in manchem große Ähnlichkeiten mit dem Christentum aufzuweisen

hat, ist bekannt. Darum mögen hier wenige Stellen genügen.

Kap. 167. Zorn, Trunkenheit, Eigensinn, Frömmelei, Betrug, Neid, Eigenlob, Verleumdung, Hochmut und böse Absichten sind die Bestandteile der Unreinheit, nicht aber das Essen von Fleisch.

Matth. 15, 10, 11. Und Jesus rief das Volk zu sich, und sprach zu ihnen: Höret zu und vernehmet es!

Was zum Munde eingehet, das verunreiniget den Menschen nicht, sondern was zum Munde ausgehet, das verunreiniget den Menschen.

Kap. 18. Zu der Zeit lebte zu Benares ein edler Jüngling mit Namen Yaschas, der Sohn eines reichen Kaufmanns. Dieser war beunruhigt in seiner Seele über die Leiden der Welt und erhob sich heimlich in der Nacht und ging zu dem Gebenedeiten.

Der Gebenedeite sah Yaschas, den edlen Jüngling, von ferne. Und Yaschas nahte sich ihm und rief aus: O, welche Not! Welche Trübsal!

Ev. Johann. 3, 1, 2. Es war aber ein Mensch unter den Pharisäern, mit Namen Nicodemus, ein Oberster unter den Juden.

Der kam zu Jesus bei der Nacht, und sprach zu ihm: Meister, wir wissen, daß Du bist ein Lehrer von Gott gekommen; denn niemand kann die Zeichen thun, die Du thust, es sei denn Gott mit ihm.

Und Yaschas bekehrte sich und mit ihm sein Vater, der den Sohn suchend zu Buddha gekommen war. Und „der Vater des Yaschas war das erste weltliche Mitglied, welches dem Sangha beitrat". (Kap. 18, 15.) „Die Mutter und die Gemahlin des Yaschas waren die ersten Frauen, welche weltliche Jüngerinnen wurden und ihre Zuflucht zu Buddha nahmen." (Kapitel 18, 22.)

Noch eine Stelle sei angeführt, welche die Ähnlichkeiten auch im Lebensgange der beiden großen Religionsstifter deutlich zeigt.

Kap. 4, 27. Und als die Königin aus dem Leben geschieden war, nahm Prajapati den Knaben Siddhartha zu sich und zog ihn auf. Und wie das Licht des Mondes allmählich zunimmt, so wuchs das Königskind von Tag zu Tage an Seele und Leib, und Wahrhaftigkeit in seinem Herzen.

Luk. 2, 52. Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Diese Proben mögen genügen. Wer das christliche Dreifaltigkeits-Dogma mit Buddhas Lehre vergleichen will, der lese Kap. 98. Auch an griechische Legenden finden sich Anklänge (Kap. 84, 1—14), sowie an die bekannte Geschichte von Diogenes und seiner Laterne (Kap. 69). An das Kirchenlied „Schönster Herr Jesu" erinnert Kap. 48, 55. Wer schließlich noch über den Rahmen dieses Buches hinaus sich mit der Buddha-Litteratur zu beschäftigen wünscht, besonders inbezug auf unsere deutsche Litteratur, der vergleiche: Lalita Vistara, ins Deutsche übersetzt von Dr. S. Lehmann, Berlin 1874 und rGya Tcheo Roll Pa, Histoire du Buddha Sakya Mouni von Foucaux, Paris, 1868 (les. Kap. 3—5) mit Klopstocks „Messias", Gesang 1.

Am Schlusse des geschmackvoll ausgestatteten Buches (das sich vor anderen wissenschaftlichen Werken, die in deutscher Sprache erschienen sind, vorteilhaft abhebt, besonders dadurch, was das Äußere anlangt, daß es auch in deutschen Lettern gedruckt ist), finden wir unter der Überschrift „Was ist Buddhismus?" in gedrängter Kürze eine Darlegung seiner Hauptlehren, sowie Erläuterungen dazu. Möge das Werk dazu beitragen, das Verständnis des Buddhismus in deutschen Landen zu mehren, daß man begreifen lerne, was es heißt:

Alle Buddhas lehren dieselbe Wahrheit.
Und die Wahrheit weist den Irrenden den Weg.
Die Wahrheit ist unsere Hoffnung und unser Trost.
Dankbar begrüßen wir ihr unbegrenztes Licht.

Richard Degen.

Portugiesische Litteratur.

Herr **Ramos Coelho**, der ausgezeichnete Chronist und Geschichtsforscher, läßt eben den dritten Band seiner Poesien erscheinen. Ein starker Band, der von der Typographia Castro Irmão-Lisbõa prächtig ausgestattet ist. „**Lampejos**“ nennt der Dichter sein Buch. Und „Strahlen“ sind es auch, die uns aus demselben entgegenblitzen. Mit hohem Interesse folgen wir dem Autor durch die würzigen Wälder, über die duftigen Höhen seines Vaterlandes, begleiten ihn nach Italien und gedenken mit ihm jener unsterblichen Geister, welche die Plätze einst weihten. „Schmerzlichsüßer Erinnerung voll“ lauschen wir dem Äolsharfenton, der aus des Dichters Seele klingt und uns einen Teil seines „Ich“ verrät. Eines der schönsten Gedichte der inhaltreichen Sammlung ist das form- und sprachvollendete „A Torres Vedras“.

„**O Livro das Soledades**“ (Buch der Einsamkeiten), „**Echoes de Andaluzia**“ por **Fernandes Costa** (Livraria Ferreira, Lisbõa) enthält mehr als vierhundert zweistrophiger Liedchen, in den anmutigen leichten Weisen, die uns sie schon beim Lesen singen lassen:

„Eu canto o cantar eterno
Canto de amor a cantar,
Ai! canto o cantar da vida
Porque viver é amar.

As flôres, aves e estrellas
Faço os meus cantos ouvir,
E as estrellas, aves e flôres
Ouço o canto repetir.“

Wörtlich:

„Ich singe den ewigen Sang,
Singe den Sang der Liebe,
Ach! singe den Sang des Lebens,
Weil leben lieben heißt.

Die Blumen, Vögel und Sterne
Laß ich mein Singen vernehmen,
Und von Sternen, Vögeln und Blumen
Höre ich widerklingen den Sang.“

Neben tändelnden Liebesweisen finden sich auch satirische Strophen. Z. B.:

„A lenha verde no lume
Faz me lembrar a mulher,
Que resiste, chora a geme,
Mas, por fim começa a arder.

E tão depressa se vêem
As chammas, d'ella compendo,
Já não resiste, nem chora . . .
Sujeita — se e vae ardendo.“

Wörtlich:

„Das grüne Holz im Feuer
Erinnert mich an das Weib,
Das sträubt sich, weint und seufzet
Und endlich zu brennen beginnt.

Und so schnell sieht man
Die Flammen von ihr durchbrochen,
Nicht widersteht sie mehr, noch weint sie:
Unterwirft sich und muß verbrennen.“

Einen ganz anderen Charakter tragen die „**Poesias**“ des **Conde de Monsaraz** (Livraria Gomes, Lisbõa). Den einfachen Rhythmus, die einfache Diktion jener andalusischen Nachklänge suchen wir schwer in diesen Gedichten. Der erste Teil des Buches enthält Verse „do ultimo romantico“ (des letzten Romantikers), der zweite „paginas soltas“ (lose Seiten). Den Glanz der Sprache, den das mystische Drama „Griselia“, eine Nachdichtung von Silvestres „Griselidis“ auszeichnet, finden wir in diesen Poesien. Schwermütige Sehnsucht, reizender Spott wechseln oft in demselben Atemzuge, bei alledem haben wir aber die Überzeugung, daß der Dichter weder die Stimmungen noch die Bilder erfindet, sondern sie durchlebt. Sein Buch ist er selbst.

Interessant durch die Mannigfaltigkeit ihres Inhalts und durch die ansprechende Form der poetischen Erzählung ist die „**Lyra meridional**“ (Livraria Central, Porto) von **Antonio d'Azevedo Castello Branco**, einem Neffen des berühmten Romanciers gleichen Namens. Diesen „Poemetos rusticos“ (ländliche Strophen) fehlt natürlich die wunderfeine Zierlichkeit chinesischer Nippes, die das Boudoir einer Salondame schmücken, sie sind mehr grobkörnig, halten, was ihr Titel verheißt. Der Dichter hat das Buch seinem verstorbenen Oheim gewidmet.

Wertvoll in litterarischer und künstlerischer Hinsicht ist „**A musa em ferias**“ (Die Muse in Ferien), Idyllen und Sa-

tiren von Guerra Junqueira. (Lisbôa: Typogr. das Horas Romanticas.) Es ist nicht das erste Mal, daß der Name dieses Dichters in diesen Blättern genannt wird. Guerra Junqueira gehört zu jener Gruppe von Poeten, die mit schrankenloser Kühnheit gegen Aberglauben und konventionelle Lügen vorgehen, er ist einer der gefürchtetsten Satiriker. Und wenn er am Schlusse des Widmungsgedichts an drei seiner Freunde auch sagt, daß „in diesen armen, einfachen, banalen Gedichten nur noch ein bleicher Reflex der Zeit zittert, die nimmer wiederkehrt", so wissen's die Freunde und alle Verehrer und Leser, daß in jedem jener „einfachen" Verse ein Glutreflex von Geist, Satire oder verklärter Poesie aufflammt, der nicht den müden, sondern den begeisterten Dichter verrät. In dem dritten Teile des Werkes „Combates" (Kämpfe) erschüttert urgewaltig das Gedicht „A fome no Ceara" (Der Hunger in Ceara) und zu satter Bewunderung reißt hin „O urso branco" (Der weiße Bär) — nur diese beiden, und von bleichen Reflexen darf keine Rede sein, aber unter den 28 Gedichten des starken Bandes leidet kein einziges an Bleichsucht. Alles flammt und leuchtet, und wo es nicht flammt, da sticht's mit Damascenerklingen.

Von D. João de Castro liegt mir „O Morgadinho" (Das Majoratsherrchen) vor (Ribeiro Amoedo, Porto). Die Gedichte, die ihren Boden im Garten Portugals, in Minho, haben, tragen das Motto: „Alegres campos, verdes arvoredes, claras e frescas aguas." (Heitere Felder, grüne Wälder, klare und frische Wasser). Und heiteren Feldern, grünen Wäldern, klaren und frischen Wassern begegnen wir in den Gedichten. Was dieser Morgadinho mitteilt, ist größtenteils aus dem klaren poetischen Gefühl des Volkes geschöpft, dem der Poet die vornehme künstlerische Würde verleiht. D. João de Castro begleitet das Buch mit folgendem Kommentar:

„Gegen meine eigene Überzeugung ließen gewisse Mäßigungen meines äußeren Lebens dieses resignierte und reine Buch entstehen. Frei von dem künstlichen Milieu der Gesellschaft, befreite ich mich natürlich auch von den kostbaren und bizarren Dekorationen, zu welchen dieses Milieu verpflichtete, und die glückliche Wiedergeburt, die die ländliche Welt Minhos meinem Geist gab, rief jäh dieses kleine Werk hervor, das noch jetzt in meiner Seele den wiesenfrischen Duft jener Maßliebchen wachruft, aus welchen die Landmädchen die Geheimnisse ihres Liebeslebens lesen.

Doch der „Morgadinho" ist nicht etwa eine rauschende Epopee südlicher Begeisterung; wenig mitteilsam wie ich bin, der Flug der glücklichen Seele, der hier niedergeschrieben bleibt, ist fast wie eine Erinnerung, die mich der toten Apathie einer falschen Jugend entreißen soll. In diesem Seelenzustand steht es mir zu, zu träumen, was ich war und was ich hätte sein können; aber inmitten dieses Traumes verwundet mich mein durch Leiden der Decadence gequältes Sein mit der Wirklichkeit meines friedlichen, zurückgezogenen isolierten Lebens — hieraus die scheinbaren Ungleichheiten in meinem Werke, der Todesschlag, der einen glühenden Sang, der im Sonnenlicht flammt, verlöschen läßt. „Serão á Lua" (Mondnacht), ohne Zweifel das vollkommenste Gedicht des „Morgadinho", hat auffallende Zeichen dieser Ungleichheit der Bewegungen . . . mit einem Jubelschrei beginnend, verfällt es, kaum fühlbar, trübe in eine nachtwandlerische Elegie, die sich zuweilen in einem von fern klingenden Liede versteckt, um in einer unendlichen Leere zu landen, die verzweifelnd fast zur Entsagung führt — eine taube Bitterkeit der Ohnmacht. — Das ist der einfache Charakter meines Memorandums . . ."

Wie gut, daß wir den Kommentar noch gelesen haben — nun tritt uns die Individualität des Dichters näher, nun sehen wir den Inhalt des Buches mit scharfen nackten Augen an und entdecken, daß neben dem natürlichen Leuchten und Prangen

der Decadence auch ein Stück Manieriertheit hockt . . .: fast bedeckt von den würzigen, blühenden Sträuchern der Gartenlande; aber wir zerren sie hervor aus ihrem Versteck, sie blendet uns, wenn wir sie scharf betrachten; aber sie erfreut uns nicht mehr . . .

Das nächste Mal weiter von den Dekadents pur sang. Hedwig Wigger.

Neugriechische Litteratur.

Damit ein Volk im Drama oder in der erzählenden Dichtung eine namhafte Höhe erlange, ist meistens eine vorangegangene Epoche bedeutenden sozialen oder politischen Lebens nötig. In der Lyrik jedoch offenbart sich auch in ungünstigeren Zeiten das urwüchsige Genie selbst eines noch unentwickelten aber zur künstlerischen Größe bestimmten Volkes.

Wenn wir nach ihren lyrischen Produktionen über die Neugriechen urteilen wollten, so müßten wir gestehen, daß in ihnen ein großer poetischer Kern sich verrät.

Eine Darstellung der gesamten neugriechischen Lyrik wäre natürlich hier unmöglich. Der Stoff allein, den das Volkslied bietet, ist so gewaltig, daß er in dem engen Raume, der uns angewiesen ist, nicht zu beherrschen wäre. Aber auch von der Schilderung der Entwicklung der Kunstlyrik müssen wir absehen. Wir würden sonst in die französische und englische Litteratur, aus welchen die Griechen ihre Vorbilder genommen haben, geraten, und müßten eine unendlich lange Reihe von Poeten anführen, selbst wenn wir nur die besten herausgreifen wollten.

Wir wählen deshalb unter den griechischen Lyrikern nur zwei, die durch ihre Größe und Urwüchsigkeit die Grenzen ihrer Umgebung und ihrer Zeit zu brechen und deren Schöpfungen aus dem Herzen der Natur hervorzuquellen scheinen, zwei Dichter, deren Werke der Ewigkeit angehören.

Der erste ist Solomos (geboren in Zanthe 1798, gestorben in Corfu 1857). Die Litteraturgeschichte handelt schon von seinem Leben und Schaffen. Aber wir stehen nicht an, auch hier unter den Berichten über die jüngsten Erzeugnisse der Litteratur von ihm zu reden.

Er ist ewig neu. Unsere Pflicht ist, über ihn zu schreiben, solange bis er auch bekannt und geliebt wird.

Solomos ist einer der größten Lyriker aller Zeiten und aller Nationen. Auch in ihm ist Gott Dionysos, der durch ihn spricht, wenn er dichtet, — um mit Nietzsche zu reden; — denn was Solomos über die Masse der Lyriker stellt, ist, daß er frei von jedem Alltagsgefühl, frei von jeder Frühlingsliebelei und schwacher Sentimentalität, nur energische, große oder in ihrer Zartheit wundersam tiefe Zustände der Seele versinnbildlicht. Sein technisches Mittel ist die Charakteristik seiner innersten Regungen durch lebendige, mitunter dramatische, farbige Bilder in wenigen, herben, sich einsuggerierenden Worten. Was ihm von Dilettanten vorgeworfen wird, ist, daß er niemals zur harmonischen Vollendung gelangt sei. Allzuweise Kritiker werfen dem Dichter Unvermögen vor, weil er nicht nur in seinen Gedichten die reine Schönheit vermissen läßt, sondern auch sein Hauptwerk, Lampros, ein episches Gedicht, unvollendet gelassen hat.

Mir scheint, daß zur äußeren Vollendung auch eine gewisse Beschränktheit des inneren Lebens gehöre. Wer Alltägliches oder nicht besonders tiefe Empfindungen und Zustände darstellt, die keiner besonders seltsamen Charakteristik bedürfen, kann auch leichter sein Werk harmonisch abschließen. Wer aber das Innerste, das die Seele in seltsam großen Stunden empfindet, zum Ausdruck bringen will, muß auch zu Dissonanzen gelangen . . . und wenn man das Empfundene so gestalten will, wie man es eben in der Seele erlebt hat in allen seinen Nuancen und allen tanzenden Zwischentönen, wenn man nicht unter einer glatten Vollendung das zitternde Leben seiner pulsierenden Seele begraben will, muß man eben Zerrissenes zur

Welt bringen, gesetzt, daß man nicht ein so wunderlich erhabenes Genie sei wie Dante. Die instinktive Abscheu, die Solomos vor allem Unwahren, Konstruierten, durch flache Machwerke geflickten, hegen mußte, ist es, die ihn seinen Lampros nie vollenden ließ. Aber meine Leser wissen, daß auch die größt angelegten deutschen Schöpfungen „Prometheus“ und „Faust“ ebenfalls nur Fragmente geblieben sind.

Die Sammlung der solomosischen Dichtungen liefert uns eine Reihe von Perlen echter tiefer Naturlaute der menschlichen Seele in allen Regungen, wir hören die Mutter rasend um den Tod ihrer Kinder weinen, wir hören das Volk, das in der Knechtschaft stöhnt, die Begeisterung für die Freiheit und die mystischen Schauder der Religion werden uns vorgeführt. Ein gewaltiges an die höchsten Leistungen der Poesie angrenzendes Gedicht ist seine Ballade: „Εἰς μοναχὴν“. Die Engel kommen in eine von Kerzenglanz schimmernde Kirche, wo ein Mädchen betet; es ist die Auferstehungsnacht; die Engel bringen ihren Gruß dar. Mit der religiösen Stimmung der Kirche kontrastiert der Sturm des Lebens.

Die Sammlung der poetischen Schöpfungen von Solomos hätte den neuen Griechen ein Evangelium sein müssen. Hier würde man, von der starken Hand des Dichters gezogen, sich über die Misere des Lebens zur Stärke erheben können. Wundersame Naturtiefen erschließen sich hier vor uns.

Der zweite lyrische Poet, über den wir neben Solomos berichten wollen, ist einer von den neuen, ein Mann noch in den dreißiger Jahren, der mitten im Ringen steht. Er heißt K o s t e s P a l a m a s, unter den Litteraten bekannt und verehrt, von der Menge aber unverstanden und ungelesen. Auch diesen Poeten charakterisiert die Erhabenheit und der Mangel jeder abgeschmackten Sentimentalität und Romantik. Aber während Solomos seine Gefühle in farbigen Bildern des Lebens versinnlichte, dient bei Palamas nur die duftige Idee als Symbol seiner Empfindungen, und seine Bilder ziehen wie ätherische, gespenstische Geschöpfe vor uns dahin. Die geringste Andeutung an das reale Leben würde uns als eine Verunreinigung in seinen poetischen Schöpfungen scheinen, die aber frei von jedem falsch verstandenen klassischen Idealismus, frei von der pomphaften Rhetorik eines Schiller und der formell-trockenen Art August Platens, sich elastisch und leicht vor uns bewegen, trotz ihrer ernsten Gedankentiefe. So gleichen sie den attischen Bildwerken, den attischen meine ich, nicht jenen leblosen römischen Kopien, die man in italienischen Museen sieht.

Palamas lebt und schafft im Transcendenten. Er selbst vergleicht den Poeten mit dem euripideischen Jon und sagt mit Shelley: „Mir ist's, als ob ich einst Antigone ... geliebt hätte, in irgend einer anderen Welt.“ Seine Schöpfungen sind im Gegensatz zu den solomosischen durchweg formvollendet. Aber es ist die Harmonie der attischen Umgebung mit den marmornen blauen Bergen in der Ferne, die traumhaft daliegen, und den felsigen Hügelketten, die in rhythmischem Tanz die Stadt umringen, und auf deren Höhen die schillernden Tempel der Götter stehen, die ihn zur harmonischen Vollendung zwingt. Die athenische Umgebung suggeriert eben ihre krystallische Schönheit allen Geistern, die sich unter ihrer Gewalt befinden, als eine Forderung. Den Kleinen zwingt sie zu äußerer lebloser Formalität und den, dessen Persönlichkeit ihrem Wesen widerspricht, stellt sie vor die Alternative: Vernichtung seines geistigen Selbst, oder inneren abwehrenden, bis zum fanatisch wilden Haß führenden Kampf gegen den Einfluß dieser Natur. Es wäre z. B. eine enorm tragische Situation, wenn Shakespeare hätte in Attika leben müssen. Auch Solomos würde hier unbedingt zu Grunde gegangen sein.

Im Charakter von Palamas jedoch streitet nichts gegen diese Harmonie, welche die Natur seiner Heimat fordert. Er ge-

langt, ohne antike Formen zu imitieren, durch seinen klangvollen Stil und das rhythmische Spiel innerhalb seiner kristallischen Strophen zu einer klassischen, erhabenen Grazie. Wenn man seine Gedichte mit deutschen antikisierenden Gedichten, selbst denjenigen Goethes, vergleicht, so erkennt man den Unterschied zwischen dem echt Hellenischen, dem Antiken verschwisterten und dem, das nur die hellenische Maske trägt.

Palamas ist in der Behandlung seiner Ideen breit. Er kann nur seine Gedanken durch ausführliche volle Erschöpfung seines Themas versinnbildlichen. In knappen, grellbeleuchteten Bildern seine Gedanken zu geben, ist ihm unmöglich. Bezeichnend ist es, daß er in einem Gespräche mir einmal seine Verwunderung über deutsche Lyriker aussprach, die oft in wenigen Versen ihre Gedanken erschöpfend darstellen können. Er errichtet ätherische Paläste, als Symbole seiner Empfindungen; den Zustand der Seele im Augenblick, da sie mit Gott in Berührung tritt, den kann er nicht festhalten; nur die Ideen, die er dabei empfängt, weiß er in Ketten von hehren Gebilden zu versinnbildlichen.

* * *

Neben diesen zwei großen Lyrikern will ich noch einen guten Erzähler erwähnen, der mir durch sein Talent und seine Eigenart eine gesonderte Stellung unter seinen Fachgenossen zu verdienen scheint.

Es ist Andreas Karkawizas. Sein Gebiet ist die Schilderung nationalen Volkslebens. (An dieser Stelle will ich auch Demetrius Bikelas, den Verfasser des nationalen Romans Lukis Laras, der auch deutsch — in der Reclamausgabe — erschienen ist, und der schon oft besprochen wurde, als den berühmtesten Vertreter dieser Gattung erwähnen.) Karkawizas ist ein tiefer Kenner der griechischen Seele und er schildert ihre mannigfaltigsten Regungen, ihre Freuden und ihre Schmerzen in kleinen dramatischen Erzählungen, in denen das Vermögen, den Fortgang der Handlung plastisch darzustellen, hervortritt. Seine Helden sind urwüchsige, von der fremden Kultur noch unverdorbene Menschen.

Seine charakteristischste Novelle ist „Die neuen Götter". Hier wird die neue Generation mit den ihr vom Ausland gelieferten neuen Kulturmitteln der alten reckenhaften, deren Tapferkeit Griechenland seine Befreiung verdankte, gegenüber gestellt. Ein alter Freiheitskämpfer, stolz und hochmütig, wie alle Hellenen jener Zeit sind, gerät durch die Prahlereien eines Gendarmerieunteroffiziers, der die Vorzüge des neueingeführten französischen Gewehres rühmt, in Zorn. Er giebt die Vorzüge des neuen Gewehres zu, aber daß es besser sei als die alte Flinte, mit welcher die Freiheit erkämpft worden ist, und gar als seine eigene, die in der ganzen Gegend berühmt ist, das kann er nicht glauben. Von den hochmütigen Antworten des Unteroffiziers gereizt, fordert er einen Wettstreit. Der Unteroffizier lacht. Der Alte droht nervös, ihn zu töten, wenn er nicht nachgiebt, und sie schießen um die Wette. Der Unteroffizier trifft eine Tanne in einer Entfernung von mehreren hundert Metern. Der Alte staunt, aber trotzig feuert auch er seine Kugel ab. Was das neue französische Gewehr kann, muß auch seine alte Flinte können. Aber die Kugel sinkt ohnmächtig vor der Hälfte der Strecke auf den Boden, wo eine kleine Staubwolke ihren Fall markiert. Dem Alten scheint es wie Verrat, den die Flinte, die er wie ein lebendes Wesen geliebt und gepflegt hat, nun an ihm verübt. Er stürzt über sie her und schlägt und mißhandelt sie vor Wut und Haß. Aber das Fremde feiert Triumphe. Der Gendarm schießt auf alle auf den entfernten Anhöhen stehenden Bäume und trifft sie, und die Dorfbevölkerung, die bis dahin den alten Kämpfer und seine Flinte als etwas Übermenschliches verehrt hat, lächelt jetzt mit dem Gendarm über ihn und wendet dem

Neuen ihre Bewunderung zu. Sogar der kleine Enkel des Alten schleicht abends zu ihm heran und bittet ihn, daß er ihm, wenn er groß wird, nicht diese Flinte, die er ihm versprochen, sondern ein Gewehr wie das des Gendarmen schenke. Aber der Alte schaut ihn starr an und antwortet trotzig: „Nein!“ Das Bewußtsein, daß die Tapferkeit und die Begeisterung in einem Kriege durch neue Erfindungen ersetzt werden können, daß die Türken, wenn sie mit ähnlichen Gewehren ausgerüstet gewesen, die Heldenhaftigkeit der Hellenen hätten zunichte machen können, drückt ihn zu Boden. Jetzt erst fühlt er, daß er alt ist, und daß seine Zeit vorbei; und bei dem Gedanken, daß die alten Helden alle tot sind, daß jetzt neue Götter über Hellas herrschen, wünscht er den Tod, um die alten Kameraden wieder zu finden, an deren Seite er einst durch eigenen Wert den Sieg und die Freiheit erfochten hat.

Diese Novelle scheint uns ein Sinnbild der griechischen sozialen Konflikte zu sein. Das Alte weicht einem Neuen, vom Ausland hergenommenen, das dem Charakter des Hellenischen widerspricht, aber trotzdem den Sieg davon trägt.

Auch in der Litteratur spielt sich dieses Drama ab. In einem früheren Berichte haben wir über den Einfluß der fremden Litteratur und von den charakteristischsten Erzeugnissen dieses Einflusses berichtet; heute haben wir dem Leser drei der bedeutendsten Schriftsteller vorgeführt, die fest im nationalen hellenischen Boden wurzeln.

J. K. v. Hößlin.

Vermischtes.

Von dem jüngst verstorbenen, berühmten italienischen Tragöden Ernesto Rossi erzählt unsere Mitarbeiterin, Frau Paul Maria Lacroma:

Wer es wohl glauben möchte, daß ich den Mann, dessen Tod neuerdings seinen Ruhm als großen Tragöden allenthalben auftauchen ließ, vor — leeren Bänken spielen sah.

Dies Phänomen konnte allerdings nur im Görzer Theater mit seiner schier chronisch gewordenen Leere stattfinden, ist aber immerhin pour la rareté du fait bemerkbar. Wohl fand sein Gastspiel im strengsten Winter statt, bei ungewöhnlicher Kälte, die uns sogar einen Schneefall gebracht, und die in einem ungeheizten Theater doppelt fühlbar ist; dennoch mußte es unendlich deprimierend für den berühmten Künstler sein, vor gähnenden Wänden seine vielbewunderte Kunst auszuüben. Umsomehr als er in Görz ungemein gefeiert wurde und als Nero in Cossas Tragödie sowohl, denn als unübertrefflicher Shakespeare-Interpret, wahrhaft grandiosen Triumph geerntet, ja Beifallsstürme entfesselte, von denen sich ein gesetztes deutsches Publikum keinen Begriff machen kann. Freilich galt dies dem — jungen Rossi und dem im Zenith seiner Kunst stehenden Künstler; allein als der im Jahre 1829 in Livorno geborene Künstler im Januar 1891 wiederkehrte, war er leider schon tramontato e troppo usato, wie es allgemein grausam hieß, um volle Häuser zu erzielen.

Die Fähigkeit, sich im Zenithe ihrer Größe zurückzuziehen, ist, wie männiglich bekannt, ein Kunststück, das den wenigsten Künstlern glückt, und so konnte es geschehen, daß ein Rossi in seiner Paraderolle als König Lear vor leerem Hause auftrat. In den Logen des Nobelranges lugten die Köpfe der schönen Görzerinnen nur spärlich hervor; im Stehparterre waren bloß dreizehn Personen zu zählen, und die stets leeren Parkett-Sitze und Fauteuils waren leerer denn je; nur die Gallerie konnte, wie immer in Görz, als gut besetzt bezeichnet werden. Das Volk allein zollte dem berühmten Tragöden den gebührenden Bewunderungs-Tribut. Das jauchzte allabendlich dem großen Manne zu, unbekümmert, ob er als schlanker Hamlet auftrat oder den interessanten Dänenprinzen mit einem Leibesumfang verkörperte, der einem Falstaff unendlich zu gute gekommen wäre.

Es war ein Jammer, mit anzusehen, wie der Mann, dem die höchsten schauspielerischen Ehren zu teil geworden, und der sogar berufen ward, in Paris, anläßlich der Corneille-Feier, den Cid im Théâtre Français zu spielen, nun gezwungen war, ohne den Hauptfaktor des Künstlers, ohne Publikum, vorlieb zu nehmen.

Überwältigt von seiner Kunst und Seelengröße, sandte ich ihm Tags darauf anonym ein frisches Lorbeerreis nebst einigen italienischen Versen.

Nach einigen Tagen, in denen das horrende Wetter die Vorstellungen sistierte, trat Rossi am 10. Januar 1891 als Richelieu in seiner serata d'onore auf. Die Theaterdirektion hatte das Haus glänzend illuminieren lassen, um den Gast gebührend zu ehren und wohl auch, um den Zuspruch des Publikums zu erzielen, das sich denn auch ziemlich eifrig eingestellt.

Wer Rossi nicht als Richelieu gesehen, der hat ihn nicht in seiner Vollkraft bewundert. In dieser weniger bekannten Rolle des ins Italienische vortrefflich übersetzten Dramas von Lutwer, in welchem der große Mime den alten Mann nicht nur zu spielen brauchte, war er wahrhaft imposant. Der langherabwallende, rotflammige Talar verhüllte die allzugroße Üppigkeit seiner Formen und ließ nur die hohe Gestalt des Künstlers im günstigen Lichte erscheinen. Sein Spiel war alles, was man sich an Feinheit und Vornehmheit nur zu denken vermag. Seine vielgerühmte, naturalistische Darstellungs-Kunst konnte in keiner Rolle besser zur Geltung kommen, denn als glattzüngiger, fuchsschlauer, allmächtiger Kardinal. Das Drama behandelt jene Epoche seiner Ministergloire, die in der Geschichte unter journée des dupes bekannt ist, und in der sich der Kardinal gezwungen sah, den Toten zu spielen, um den gedungenen Meuchelmördern der feindlichen Hofcamarilla zu entgehen. Die Scene, in welcher der Künstler eigentlich nichts zu thun hat, als starr und leblos in seinen Prachtgewändern auf der Bahre zu liegen, war großartig. Keine Muskel zuckte in seinem bleichgetünchten Antlitz, kein Glied seines langgestreckten Körpers. Wenn der wirkliche Richelieu seinerzeit die Totenrolle so gut wie Rossi gespielt, begreift man das Entsetzen der heranstürmenden Mörder, die nichts weiter zu thun vermochten, als die Majestät des Todes zu achten.

Das allerseits verblüffende, ja selbst seine Feinde niederdonnernde, imponierende Auftauchen des lebenden Kardinals vor dem indolenten Gallierkönig Ludwig XIII. und seiner gleißnerischen Höflingsschar gab Rossi so hinreißend, daß ein Beifallssturm sondergleichen das, wenn auch nicht volle, doch gutbesetzte Theater durchbrauste. Blumen und Sonette auf buntem Glanzpapier regneten auf ihn hernieder, und da war es auch, wo mein Auge von einer ziemlich nahen Loge aus mit so sprechendem Enthusiasmus auf dem hehren Künstler weilte, daß er förmlich magnetisch angezogen aufblickte und sein Auge in das meine versenkte. . . Er vermutete wohl die Spenderin des schlichten Lorbeerreises; denn sein Haupt neigte sich und seine Blicke kehrten wiederholt im Laufe des unvergeßlichen Abends zu mir zurück, und ich durfte mir einbilden, daß der große Mann, der vor Königen gespielt, nun für das allerbescheidenste Publikum spiele: für mich.

Paul Maria Lacroma.

Bibliographie.

Vom 15. Juli bis zum 15. August sind folgende Schriften bei der Redaktion eingelaufen:

Arthur Achleitner: Grenzerleut'. Bilder aus den Alpen. — Verein für Deutsches Schrifttum, Berlin, 1896. — Preis Mk. 3.—.

Ernst Altkirch: Ich, der Träumer. Mit einem Vorwort von Detlev Freiherr von Liliencron. — Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, 1896. — Preis Mk. 1.—.

Armands ausgewählte Romane: Der Krösus von Philadelphia. — Weimar,

Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — 25.—28. Lieferung. — Preis per Lieferung 40 Pf.

Dr. jur. et. phil. P. F. Aschrott, Landrichter in Berlin: Volksbibliothek und Volkslesehalle, eine kommunale Veranstaltung. — Berlin, 1896, Verlag von Otto Liebmann, Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften, W., Lützowstr. 27. — Preis Mk. 1.—.

Karl Bienenstein: Feindschaften. Lebensbilder aus den österreichischen Voralpen. — Zürich und Leipzig, Verlag von „Stern's litterarischem Bulletin der Schweiz", 1896.

Robert Boyle, St. Petersburg: Shakespeare, der Verfasser seiner Dramen. — Zittau, Verlag der Pahl'schen Buchhandlung (A. Haase) 1896.

Dr. Georg Cohn, a. o. Professor an der Universität Zürich: Das neue deutsche Bürgerliche Recht in Sprüchen. I. Allgemeiner Teil. — Berlin, 1896, Verlag von Otto Liebmann, Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften, W., Lützowstr. 27. — Preis Mk. 2.—.

Dr. Paul Flechsig, a. o. Professor der Psychiatrie: Die Grenzen geistiger Gesundheit und Krankheit. Rede, gehalten zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs Albert von Sachsen, am 23. April 1896. — Zweiter unveränderter Abdruck. — Leipzig, Verlag von Veit & Comp., 1896. — Preis Mk. 1.—.

Friedrich Fries aus Frankfurt a. M.: Studien zur Geschichte der Elsässer Malerei im XV. Jahrhundert vor dem Auftreten Martin Schongauers. — Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät der Universität Zürich. Genehmigt auf Antrag des Herrn Professor Dr. J. R. Rahn. — Frankfurt a. M., Verlag von Moritz Diesterweg, 1896.

Albr. Goerth, Schuldirector a. D., Verfasser von „Studium der Lyrik", Erziehung und Ausbildung der Mädchen" u. s. w.: Lyrik-Schwärmerei, Afterlyrik und Blaustrumpftum. Kritiken und Studien zu einer Geschichte der Dichtkunst. I. Johanna Ambrosius. — Wiesbaden, H. Lützenkirchens Verlag, 1896. — Preis Mk. 1.20.

Dr. jur. Ernst Grüttefien, Redakteur des Berliner Tageblattes: Die Thäterschaft des verantwortlichen Redakteurs. — Berlin, 1895, Verlag von Otto Liebmann, Buchhandlung für Rechts- und Staatswissenschaften, W., Lützowstraße 27. — Preis Mk. 1.50.

H. Häfker: Was sagt Shakespeare? Die Selbstbekenntnisse des Dichters in seinen Sonetten. Ein Beitrag zur Shakespeare-Bacon-Frage. — Berlin, Schuster & Loeffler, 1896.

Prof. Dr. Hilty: Einige Gedanken über die Gründung christlich-sozialer Vereine. — Bern, Verlag von A. Liebert, 1896.

Franz Hirschfeld: Dur- und Moll-Novellen. Forst i. L., Verlag von Richard Schaeffer. — Preis Mk. 1.75.

C. Karlweis: Der kleine Mann. Wiener Schwank in 4 Akten. — Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp., 1896. — Preis Mk. 1.50.

Eduard Loewenthal, Dr. phil.: Der letzte Grund der Dinge und die Entstehung der beseelten und geistigen Organismen. — Berlin S. W. 12. Hannemanns Buchhandlung. 1896.

Otfrid Mylius: Bienemanns Erben. — Roman. Heft 21 und 22. — Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — Preis 10 Pf.

Dr. Franz Oppenheimer: Die Siedlungsgenossenschaft. — Versuch einer positiven Überwindung des Kommunismus durch Lösung des Genossenschaftsproblems und der Agrarfrage. — Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1896. — Preis Mk. 13.—.

Reinhold Ortmann: Um eine Fürstenkrone. Roman. Erster und zweiter Band. — Mannheim, Druck und Verlag von J. Bensheimer. 1896. — Preis Mk. 4.—.

Friedrich Paret: Der Einfluß der Reformation auf die Armenpflege. Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Band XXI., Heft 5. — Stuttgart, Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung. 1896. — Preis Mk. 1.—.

Sind Politische Pastoren ein Unding? Ein gehaltener Vortrag über die Frage: Wie hat sich die christliche Kirche zu den öffentlichen Angelegenheiten zu stellen? — Pforzheim, Verlag von Ernst Haug (Otto Rieckers Buchhandlung). 1896. Preis 50 Pf.

Rafael: Des Mädchens Wahl. Wahlverwandtschaft und Bestimmungswahl des Weibes. Praktische Anleitung für Mädchen und Frauen aller Stände. — Leipzig, Walter Möschke. — Preis Mk. 1.50.

Almanach der russischen Zustände. 1896. Verlag der Russischen Zustände. — Preis 50 Pf.

Anna Croissant-Rust: Der stand-

hafte Zinnfold. Drama. — Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin, 1896. — Preis Mk. 1.50.

Albert Südekum: Darwin. Sein Leben, seine Lehre und seine Bedeutung. Nach Alph. de Candolles Schrift erweitert und Deutsch herausgegeben. — Leipzig, Verlag von Siegbert Schnurpfeil. — Preis 20 Pf.

Sklaven der Liebe: Entwickelungsgeschichte eines Mannes unserer Zeit. Eine Dichtung in Prosa von einem Manne. Mit einem musikalischen Vorspiel. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag, 1895.

Prof. Dr. Rudolf Sohm: Die sozialen Pflichten der Gebildeten. Vortrag Sozial-Wissenschaftliche Vereinigung. Erster öffentlicher Abend der Sozial-Wissenschaftlichen Vereinigung in Leipzig, am 16. Mai 1896. Zweite Auflage. — Leipzig, Kommissionsverlag von Reinhold Werther. 1896. Preis 10 Pf.

Geh. Hofrat Professor Dr. Rudolf Sohm und Max Lorenz, Redakteur der (sozialdemokratischen) Leipziger Volkszeitung: Der Arbeiterstand und die Sozialdemokratie. Zwei Reden, gehalten in öffentlicher Versammlung des Evangelischen Arbeitervereins zu Leipzig am 27. März 1896. Dritte Auflage. — Leipzig, Verlag von Reinhold Werther. 1896. Preis 60 Pf.

Sonnenblumen: Herausgegeben von Karl Henckell Nr. 12—17. Karl Henckell & Co. Verlag der Fliegenden Schriften in Zürich. — Preis pro Nr. 10 Pf.

R. Spitkin: Geschichtsphilosophische Betrachtungen. — Berlin, 1896. Verlag von Friedrich Gottheiner. — Preis Mk. 3.—.

H. R. Schäfer, Stadtpfarrer in Oberriexingen (Württ.): Anti-Stumm. — Zweite unveränderte Auflage. — Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1895. — Preis 60 Pf.

Wilhelm Schäfer: Jakob und Esau, Drama in fünf Akten und einem Vorspiel. — Berlin, Verlag von Schuster und Loeffler, 1896. — Preis Mk. 1.50.

Julius Schali: Elia, der Thisbiter. Ein Schauspiel in drei Akten. — Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer, 1896. — Preis 80 Pf.

Dr. Paul Schellhas Amtsrichter: Ideale und Idealismus im Recht. — Gedanken und Forderungen zur Hebung der Rechtspflege und des Richterstandes. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1896. — Preis Mk. 2.—.

Ottilie Schenck: Victor Rydberg. Eine biographische Skizze. — Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1896. — Preis Mk. 1.—.

Max Schippel: Die Währungsfrage und die Sozialdemokratie. — Eine gemeinfaßliche Darstellung der währungspolitischen Zustände und Kämpfe. — Berlin, 1896. — Verlag: Expedition der Buchhandlung Vorwärts (Th. Glocke in Berlin). — Preis 30 Pf.

Dr. Anton Schlossar, Custos an der k. k. Universitätsbibliothek in Graz: Nicolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck 1832—1844, nebst Emilie von Reinbecks Aufzeichnungen über Lenaus Erkrankung 1844—1846, nach den großenteils ungedruckten Originalen. Mit einem Briefe Lenaus an Emilie von Reinbeck in Facsimile-Wiedergabe. — Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp., 1896. — Preis Mk. 4.—.

Lothar Schmidt: Exredakteur Sauer. — Verlag von Schuster u. Loeffler, Berlin, 1896.

Karl Schrattenthal: Gedichte von Johanna Ambrosius. — Neunundzwanzigste Auflage. — Königsberg i. P., Thomas u. Oppermann (Ferd. Beyers Buchhandlung), 1896. — Preis Mk. 3.—.

Verantwortliche Leitung und Verlag von Hans Merian in Leipzig.
Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

Die Gesellschaft

Monatschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Jahrgang 1896.

Viertes Quartal.



Leipzig.
Verlag von Hans Merian.

Inhaltsverzeichnis.

Porträts:



Maria Janitschek.



Zur Psychologie der Majestätsbeleidigungen.

Von Wolf Buttler.

(Leipzig.)

Die deutsche Einheit war auf blutigen Gefilden in Frankreich erkämpft worden, das deutsche Reich gegründet, und von dem dunklen Hintergrunde des „zerschmetterten Erbfeindes“ hob sich die strahlende Pracht der neugeschaffenen Kaiserwürde wirkungsvoll ab.

Verschlafene Ideologen von 1848 priesen mit platzenden Backen dies Ereignis vom 18. Januar 1871 als schöne Erfüllung ihres holden Jugendtraumes. Profitwütige Kapitalisten begrüßten in seiner Witterung künftigen leichteren Raubes mit korybantischem Gelärm den Anbruch einer neuen Ära; in verständlichem und berechtigtem Stolz auf ihre preisenswerten Thaten betrachteten die Sieger in so vielen blutigen Schlachten den effektvollen Abschluß des Ganzen ohne kritische Gedanken: aber in anderen, die so oder so den Ereignissen ferner standen und darum ein freieres Urteil sich erhalten hatten, stiegen schon früh Befürchtungen für die Zukunft auf. Ernsthafte Proteste waren aus Deutschland ergangen, als nach dem Sturze des Dezembermannes der Krieg fortgesetzt wurde: „nicht dem Volke, der Dynastie gilt's,“ so war ein Wort zu Beginn der Aktion gefallen. Nun wohl, die Dynastie war vernichtet, vernichtet am 2. September durch die Kapitulation in Sedan, vernichtet am 4. September durch die Errichtung der Republik in Paris. Aber jetzt schien jenes Wort einen anderen Sinn bekommen zu sollen: wieder galt das Kämpfen einer Dynastie, nämlich einer neu zu schaffenden, der Errichtung des deutschen Kaisertums der Hohenzollern. Die Protestler aber, an deren ehrlicher Überzeugung zu zweifeln auch den Gegnern keine Veranlassung gegeben ist, wurden in Ketten

gelegt, in brutale eiserne Ketten, und weit nach der russischen Grenze, in eine Art preußischen Sibiriens geführt. Der sollte nicht vergessen, daß sich in das Freudengeläute zum Geburtstage des deutschen Kaiserreiches das Kettengeklirr der Gefangenen von Lötzen mischte, dem es ernst ist mit dem scharfen Erkennen unserer Zustände.

Mit der neuen Würde und dem neuen Namen zog ein neuer Geist in unser Vaterland ein.

Die eindrucksvollen Kriegsthaten, noch dazu von ehrlichen und unehrlichen Geschichtsschreibern, die doch meist nur Geschichtenschreiber waren, vielfach maßlos übertrieben, weckten allerwegen einen nur zu wenig berechtigten nationalen Dünkel, einen engherzigen und engbrüstigen Chauvinismus, der seine stärkste Stütze in dem übermäßig wuchernden Militarismus fand. Deutschlands geographische und politische Lage zwingt es, solange nun einmal die heutigen nationalen Gegensätzlichkeiten bestehen, dazu, durch einen Wall von Menschen die Ungunst der Natur wettzumachen: wird somit niemand die Notwendigkeit eines starken, schlagfertigen Heeres für unser Vaterland bezweifeln, so ist um so eher die Frage nach der Zweckmäßigkeit der bestehenden militärischen Einrichtungen nicht etwa bloß erlaubt, sondern jedem Patrioten geboten. Aber für diese Prüfung, soll sie anders über öde Nörgelei oder platte Verhimmelung hinausgehen, sind nur wenige kompetent, da es ungemein schwer ist, die wichtigen Einzelheiten des gewaltigen Gebietes zu überschauen. Im allgemeinen herrscht bei uns ein Gefühl ruhiger Sicherheit. Ist es zwar thöricht, künftige Siege aus vergangenen Thaten erschließen zu wollen, so darf man doch wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf rechnen, daß Fähigkeiten und Begeisterung heute nicht geringer sind als in dem Decennium der letzten Kriege.

Diese stete Fürsorge für die kriegerische Seite unseres nationalen Lebens hatte aber zur Folge das Aufblühen des specifischen Militarismus. Er ist entstanden, ein seltsames Mischlingsgebilde einer Geistesverfassung, aus dem brutal-zopfigen preußischen Junkermute, finsteren Reaktionsgelüsten, romantischen Vorstellungen von einem besonderen gottgewollten Berufe der Deutschen zum Kriegsdienste; gepflegt ist er von einer nur auf eigenen Vorteil und eigene Macht versessenen Clique; und dann schließlich von Fürsten und Fürstendienern mit einer starken Dosis von überirdischen Gehorsamsverpflichtungen durchsetzt worden. Dieser Militarismus, der sklavische Knechtseligkeit mit der prügellustigen Korporalroheit harmonisch verbindet, wurde zum eigentlichen nationalen Unglück. Er erhob das durch die Jahrhunderte hindurch von den Umständen geborene und den herrschenden Klassen sorgsam gepflegte Unterthänigkeitsgefühl durch eine systematische Dressur — man denke nur an die verhängnisvollen Leistungen der Schulen

auf diesem Gebiete — zur ersten Pflicht, aber auch zur ersten Zierde des Menschen.

Begünstigt, man darf sagen ermöglicht, wurde diese Entwicklung des Sklavensinnes durch die wachsende wirtschaftliche Versklavung des größten Teiles unseres Volkes bei dem mächtigen Emporschießen der großkapitalistischen Wirtschaftsordnung. Die Anfänge des Kapitalismus in Deutschland liegen zwar vor den Jahren der großen Kriege; aber erst durch sie und nach ihnen fand er wirklich freie Bahn zu seiner überraschen Entwicklung.

Der Kapitalismus reißt nieder und vernichtet alles, was den Menschen zum freien macht: die wirtschaftliche Selbständigkeit, den Rückhalt in der Familie, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit gleichwertigen und gleichstrebenden Volksgenossen. Er zwingt mit unwiderstehlicher Gewalt die weiten proletarisierten Kreise unseres Volkes in seinen Frohndienst; er macht mit seiner Arbeitskraft den Menschen selbst zu einer Ware, die je nach Bedarf von einem Markt auf den anderen geschleudert wird, ohne daß ihr der beschwerende Ballast eines eigenen Heims, einer eigenen Scholle anhangen dürfte.

Wer aber weiß nicht, daß aus eigener Scholle, die mit dem Salz eigenen Schweißes befruchtet ist, der Mensch mehr als des Leibes Nahrung zu ziehen pflegt? Wo fände man unter dem zagen Geschlecht unserer Fabrik- und Werkstubenarbeiter noch etwas nur, das an die erdgeborene Selbstsicherheit westfälischer Oberhofleute erinnerte? Und immer mehr wächst der Industrialismus in unserem Vaterlande, immer weiter schreitet die beklagenswerte Verkümmerung des Mannesstolzes.

Aber es ist doch etwas an der alten Hegelschen Formel: Thesis — Antithesis — Synthesis: Position — Negation — Negation der Negation. Wenn der Kapitalismus das Volk zunächst zerfallen ließ und neben der kleinen Schar Nietzschescher Übermenschen den wimmelnden Haufen der Sklavensinnigen schuf, der mit beschränktem Unterthanenverstand seinen Leibspruch herunterbetet „Hunde sind wir ja doch", so ließ er, weil er intelligente Arbeiter nötig hat, allgemach auch in dieser Menge den Prometheusfunken der Weiterbildung entglimmen. Denn die Intelligenz, die der Hand des Arbeiters die Geschicklichkeit verleihen sollte, gab seinem Geiste zugleich die Waffen zum Kampfe gegen die gesellschaftlichen Einrichtungen: Individueller Sklavensinn wurde verdrängt durch Klassenbewußtsein, das ist potentieller Herrensinn.

So ist der große historische Gegensatz in der Gedankenwelt des deutschen Volkes gegeben: auf der einen Seite der Schachergeist der Profitmacher, abgeklärt nur in ihren feinsten und freiesten Vertretern zu Nietzsche-

scher Herrenmoral, sonst aber durchtränkt von der zweifelhaften Tinktur des Militarismus; auf der anderen Seite der im Klassenkampfe sich regende und durch ihn sich entwickelnde Freiheitsgeist des Proletariats.

Aber wie sich schon an der Entwicklung dieses Gegensatzes deutlich zeigte, ist er nicht etwa abstrakt-geistiger Natur, nicht eine Art Scheidung in Glaubenssachen, in denen der eine so, der andere anders, ganz nach Belieben meint selig werden zu können; vielmehr ist er nur die Wiederspiegelung konkret-greifbarer, wesentlich wirtschaftlicher Verschiedenheiten; Lohnarbeit und Kapital, Besitzlose und Besitzende, Unterdrückte und Herrschende, das sind die Pole, um die sich das alles dreht, oder richtiger gesagt, das sind die tiefgründigen Fundamente, auf denen sich die feindlichen Festungen erheben.

Die trennende Kluft kann nicht mehr überbrückt werden; es giebt hier menschlichem Ermessen nach nur ein Entweder—Oder. Die aus den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen und aus der individuellen Konstitution zusammenfließende geistige Verfassung läßt in den Köpfen der Bourgeois und aller, die mit ihr zusammenhängen, als ihre militärischen, juristischen, künstlerischen, litterarischen und sonstigen Vertreter, ein eigenes Bild von der Welt und den Vorgängen entstehen. Im Vodergrunde dieses Bildes, das Ganze beherrschend und beschattend, steht der eine Gedanke: Die Welt der Bourgeoisie ist die ganze Welt und sie ist die beste aller möglichen Welten. Freilich, wer diesen Gedanken, dessen Existenz sich mit einer übermächtigen Fülle von Belegen aus dem Leben und der Litteratur nachweisen läßt, als Evangelium in Herz und Hirn aufgenommen und ihn — bewußt oder unbewußt — zur Richtschnur seines praktischen Handelns und seines sittlichen Richtens gemacht hat, für den muß jeder, der diese beste der Welten anzuzweifeln wagt, ein Ketzer, jeder, der gegen diese Ordnung der Dinge gar seine Hand zu erheben wagt, ein Verbrecher sein. So denkt die Bourgeoisie über die Sozialdemokraten, und gerade entgegengesetzt denken viele Sozialdemokraten über die Bourgeoisie. Was der einen Gott ist, ist der anderen Teufel.

Was so im großen Publikum nicht als Ergebnis sorgsamen Nachdenkens und als klare Vorstellung lebt, sondern als ein drängendes, dunkles Gefühl und als unbestimmtes Ahnen, das tritt bei den offiziellen Vertretern der bestehenden Ordnung dagegen ins Bewußtsein. Die offiziellen Vertreter der heutigen Ordnung sind aber die Männer, die wir unter dem Namen: die Regierung zusammenfassen. Dazu gehören der Monarch und von ihm und seinen Ministern abwärts die unendlich lange Reihe der Offiziere und Beamten bis zum letzten Gendarm, Nachtwächter und Steuereinnehmer: ein Staat im Staate, eine Welt in der Welt.

Nun muß man sich nicht vorstellen, daß alle diese vielen tausend

Männer, denen es vielfach nicht an der redlichen Absicht fehlt, dem Wohle der Gesamtheit zu dienen, immer mit vollem Bewußtsein an der Unterdrückung der arbeitenden Bevölkerung zu Gunsten der besitzenden mithälfen. Nein, das gerade ist das Bemerkenswerte und wenn man will Tragische, daß die meisten dieser Männer nie in ihrem ganzen Leben von dem Gedanken angekränkelt werden, sie verrichteten die Geschäfte einer kleinen und immer kleiner werdenden Klasse, in letzter Linie die Geschäfte Sr. Majestät des Profites. Ein Blick auf die Führung unserer öffentlichen Angelegenheiten lehrt aber, daß es sich in der That so verhält. Das liefert übrigens einen trefflichen Beweis für die beachtenswerte und von Karl Marx sehr scharf formulierte Lehre, daß die Gedanken und das durch die Gedanken bestimmte Thun der Menschen ihr eigentümliches Gepräge erhalten von der Stellung der Personen im wirtschaftlichen und sozialen Leben.

Eben diese Lehre verhindert aber auch ihre Anhänger, Menschen für ihre Thaten und Reden verantwortlich im ethischen Sinne dieses Wortes zu machen. Denn Verantwortlichkeit setzt Freiheit voraus, und heute würde man nur ein mitleidiges Achselzucken erregen, wenn man die naive Ansicht vergangener Jahrhunderte über die moralische Freiheit des Menschen noch ernsthaft vortragen wollte, die durch ihr Alter nicht richtiger geworden ist.

Wir haben den für unsere Untersuchung fundamentalen Gegensatz zwischen Lohnarbeit und Kapital in Deutschland entwickelt, der im Sozialistengesetz seinen schärfsten Ausdruck fand.

1890 fiel es. Ein junger Fürst, der die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt setzte in dem festen Glauben, er könne welthistorische Auseinandersetzungen durch sein Eingreifen unterbrechen oder gar enden, hielt es für überflüssig, die Mehrheit der politischen Parteien hielt es für schädlich. Zu jener Zeit fiel das Wort: „Die Sozialdemokratie überlassen Sie mir, damit werde ich allein fertig werden."

Das ist nicht gelungen. Die Sozialdemokratie ist nicht mehr aber auch nicht weniger als der Ausdruck jener in der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung tief begründeten Klassengegensätze. Sie ist nicht durch ein Machtwort entstanden, kann füglich auch nicht durch ein solches abgeschafft werden.

Aber gerade dieses Scheitern des menschlich so sehr begreiflichen Wunsches eines Mannes, dessen Anschauungen über Menschen und Dinge in der Tradition wurzeln, dessen Wunsch und Wille für sehr viele unserer Volksgenossen oberstes Gesetz ist — schrieb er selbst doch in das güldene Gastbuch der Stadt München die Worte: suprema lex regis voluntas —, gerade dieses Scheitern mußte äußerlich die Gegensätzlichkeit verschärfen; äußerlich, denn die innere Gegensätzlichkeit verträgt keine Gradbezeichnung, weil sie wesentlich ist.

Nur eines geringen Anlasses bedurfte es, und ein Aufeinanderprallen erfolgte.

Den Anlaß bot die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Tages von Sedan.

Die Entwicklung unserer Monarchie brachte es mit sich, daß die sonst sorgsam durch ministerielle Verkleidungen geschützte Person des Kaisers in den Vordergrund trat.

Wir können, um diese Entwicklung zu kennzeichnen, einen klassischen Zeugen, den königs- und hohenzollerntreuen Gustav Freytag, anführen, der sie in seinem Tagebuch „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone" ahnungsvoll voraussah; er sagt (pag. 23 ff): . . „Die Durchführung der Kaiseridee bedroht das Geschlecht der Hohenzollern mit einer Anhäufung derselben Gefahren, durch welche mehr als eine erlauchte Herrenfamilie zum Unglück ihres Volkes an Kraft und Tüchtigkeit verloren hat. . . . Die Gefahren ihrer erhabenen Stellung, die Abgeschlossenheit vom Volke, das leere Schaugepränge, das Beharren in einem verhältnismäßig engen Kreise von Anschauungen, die Besetzung ihrer Tage mit anmutigen Nichtigkeiten, das alles ist in diesen zwei Jahrhunderten scharfer Arbeit für sie (die Hohenzollern) wenig gefährlich gewesen. Eine gewisse spartanische Einfachheit und Strenge hat Beamtentum, Heer und Volk in Zucht gehalten. Die neue Kaiserwürde wird das schnell ändern. Aller Glanz der Majestät, die Staatsaktion bei vornehmen Besuchen, die Hofämter, die Schneiderarbeit in Kostüm und Dekoration werden zunehmen und, wenn sie erst einmal eingeführt sind, immer größere Wichtigkeit beanspruchen. Der einfache blaue Rock der Hohenzollern wird zuletzt nur noch als altertümliche Erinnerung hervorgeholt werden u. s. f."

Gustav Freytag war nicht der Mann, den tieferen Zusammenhang der geschichtlichen Dinge zu erfassen, aber hat er, der ganz in der ideologischen Auffassung der Historie stecken geblieben ist, nicht hier eine überraschende Ahnung von der äußerlichen Entwicklung des hohenzollernschen Kaisertums gehabt?

Wilhelm II. ist eine temperamentvolle Persönlichkeit. Durch seine Geburt, seine Erziehung und seine Stellung der harten Schule des täglichen Lebenskampfes entrückt, tritt er mit ganz anderen Voraussetzungen an die Probleme der Gegenwart heran, als der Mann aus dem Volke. Die Lebensweise, zu der ihn seine Mission zwingt, die peinliche Etikette eines glänzenden Hofes und alle jene Regeln und verzwickten Vorschriften, von denen das ahnungslose Unterthanengemüt sich bei regster Phantasie keine Vorstellung machen kann, das alles entfernt ihn vom Mitfühlen und Mitdenken mit der Masse seiner Landeskinder. Man glaube nur nicht, daß das die Männer der Arbeit, die kleinen Leute vom Pult und der

Hobelbank, Krethi und Plethi, wenn man es so zu nennen beliebt, nicht empfinden: dafür besitzt das Volk eine eigene scharfe Witterung.

Die von Gustav Freytag vorausgesehenen vielen Äußerlichkeiten werden dem Monarchen durch die moderne Entwicklung des Hoflebens aufgezwungen: der gemeine Mann aus dem Volke erkennt leider die Gesetzmäßigkeit dieses Entwicklungsganges nicht, kurzsichtig, wie er ist, erblickt er darin den Ausdruck des persönlichen Willens. So verführt ihn die gewöhnliche Anschauung, die nicht nach den verborgenen Ursachen der Erscheinung sucht und suchen kann, der jedes Ereignis als selbständiges und für sich zu beurteilendes Ganzes und nicht als zu verstehendes Glied einer endlosen Kette sich darstellt, zur Kritik. Das ist immer so gewesen und wird nicht anders werden, bis eine eindringliche allgemeine Volksbildung die Vorliebe zu moralischen Urteilen in eine verständige Neigung zum geschichtlichen Begreifen verwandelt haben wird. Aber diese Wandlung muß gründlich sein, mit einer Scheinbildung ist nichts gethan. Denn gerade diejenigen, die heute das Privileg der Bildung besitzen, weil sie Reichtum und Macht für sich haben, gerade sie lassen geschichtliches Verständnis am meisten schmerzlich vermissen. Ihre auf wirtschaftlichen Gründen beruhende übermächtige Stellung nützen sie aus, um ihre Neigungen als allgemeingültige ethische Regeln der Welt im Namen von Sittlichkeit und Religion aufzuzwingen und vergessen doch dabei der großen Vorschrift jenes Mannes, den sie als Gottessohn für den Stifter eben dieser Religion betrachtet wissen wollen: „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!"

Macht ist Recht. Und weil Macht, wenn auch in der Form Rechtens, die Welt beherrscht, deshalb haben sich die Regierenden je und je gegen die Kritik der Beherrschten durch Gesetze zu schützen gesucht. Den deutlichsten Ausdruck dafür bilden die Versuche, Monarchen durch besondere Bestimmungen zu schützen: die Majestätsbeleidigungsparagraphen der Strafgesetzbücher.

Die Geschichte dieser so überaus seltsamen gesetzlichen Vorschriften von den Zeiten römischen Cäsarentums mit seinen halb fürchterlichen, halb lächerlichen Auswüchsen bis auf unsere Tage lehrt, daß die häufigsten Anwendungen immer in Zeiten fielen, in denen mächtige Gegensätze durch besondere Umstände zu Angriffen auf die Personen der Herrscher verkleinert wurden.

So auch bei uns.

Damit aber wird der Gegensatz vom volkspsychologischen Gebiet auf das der Individualpsychologie hinübergetragen. Verliert er so das Interesse für den Geschichtsphilosophen, so wird er bedeutungsvoll für den Kriminalisten, oder sagen wir geradezu: für den Staatsanwalt.

Die Geschichte der Einzelheiten aus dem Jahre der Majestätsbelei-

dingungen in Deutschland ist eintönig: Fall reiht sich an Fall, Denunziation an Denunziation, Urteil an Urteil. Sie aufzuzählen, reizt nicht; besser ist, sich an das quieta non movere zu halten. Nur ein abschließender Blick verlohnt sich wohl.

Der Gegensatz, aus dem die Konflikte entstanden, ist nicht nur geblieben, sondern im Gange der Entwicklung verschärft; das persönliche Moment ist wieder zurückgedrängt worden, nicht ohne eine Schädigung des monarchischen Gefühles im Volke.

Es war eine Episode.



Der Klassizismus und das Eindringen des Variété.

Eine Studie über zeitgenössischen Geschmack von Oskar Panizza.

(München.)

Wer den verschiedenen Bewegungen unserer modernen Litteratur gefolgt ist, muß sich sagen, daß wir langsam und fast unmerkbar in eine Strömung geraten sind, die das Leben von einer tollen, mummenschanzartigen, grotesken Seite auffaßt, die sich so wenig um Moral kümmert, daß sie sich nicht einmal die Mühe nimmt, sie zu bekämpfen, daß sie das Leben gerade noch eines Witzes, eines Purzelbaumes wert hält, mit einem Worte, daß, wenn es so weiter geht, wir in die tollste Romantik hinein treiben.

Ich möchte, bevor die blauen und grünen Sturzwellen über uns zusammenschlagen, die Gelegenheit benützen, jetzt, wo wir noch die Übergänge beobachten können, wo wir noch die Ausläufer des Klassizismus in einigen lebenden Exemplaren vor uns haben, die scheidenden Momente hervorzuheben, das Zusammenfließen der Wasser zu beleuchten und den beiden Quellen, um die es sich hier handelt, etwas auf ihre Ursprungsstelle nachzugehen.

Ich glaube, es bleibt unwidersprochen, wenn ich sage: Klopstock war bei uns der Beginn des Pathos, der klassischen Sprache, der dithyrambischen Diktion. Es war der Verzicht auf jedes Gemüt, auf jede Heimlichkeit, jede Lüsternheit, jedes Gefällige und Feine, Farbe, Blume und Geruch; es war einfach die Pfarrersphrase, der von der Kanzel heruntergeschrieene Ton, der abstrakte Unterricht von Schulpforta, der vom Rektor eingebläute Katechismus, der hier zu Worte kam. Der gewaltige Donnerer — bewundernswerter und meisterhafter noch in seinen „Oden" als in seinem heute kaum

noch genießbaren „Messias" — schlug nicht nur die Reifröckchen und Lüsternheiten der Schlesier mit einem Schlag zu Boden, sondern zündete bis tief hinunter im Süden, in Schwaben, wo doch ganz andere Menschen wohnten und ganz andere Herzen schlugen. In Schubart — der, wie wir von Zeitgenossen wissen, die Klopstock'schen Oden mit hinreißendem Schwung vortrug — weckte er eine ähnlich gigantische Art („Fürstengruft", „Der ewige Jude"); und dann kam Schiller, eine ganz gleich angelegte, abstrakte Natur und kalte Oriflamme, wie der nordische Pathetiker, und schuf die heroische Theater-Sprache, den gestrampften Kothurn, das klirrende und rasselnde Pathos, das bis zum heutigen Tage die Dramatiker älteren Schlags nicht verlassen hat, Schule und Pennal unumschränkt beherrscht und in der Oriflamme zweiter Güte, Grillparzer, noch einmal die deutschen Nerven um die Mitte dieses Jahrhunderts aufzustacheln unternommen hat. Dies ist der eigentliche Klassizismus, wenn wir von Klassizismus reden — Goethe ist nie mit ihm in Berührung gekommen — und jeder junge oder alte Theaterdichter, der sich anschickt, ein sogenanntes historisches Drama mit schöner Sprache zu schreiben — heiße er nun Wildenbruch, Greif, Bleibtreu oder Gumppenberg — verfällt in das Klirren und Kesselrasseln der Schiller'schen Jamben, wird in Wahrheit Klopstockianer. Es ist ein Jammer um diese Heredität! —

Der absolute Gegensatz zum Klassizismus ist das Variété. Warum ich es gerade das Variété nenne? — Weil es einmal ein spezifisches Theater-Genre darstellt, und weil ich gerade das Eindringen dieses Genres in die seriöse Kunst auf allen Gebieten, auf dem Gebiete der Litteratur wie der darstellerischen und bildenden Kunst, hier besonders zu beleuchten gedenke. Was ist das Variété? Ich lasse mich absichtlich hier auf keine etymologischen Untersuchungen ein. Jeder weiß, daß die alten Programm-Zetteln der Pariser Singspiel-Hallen an der Spitze die Worte: „Théâtre des Variétées" trugen, und jeder weiß, was ich meine, wenn ich heute vom Genre des Variété spreche. Was ist aber das Variété? Das Variété ist die absolute Charakterlosigkeit in der Kunst. So würde es der bezeichnen, der vom Standpunkte der Moral es zu begreifen versuchte. Für sich betrachtet ist es die absolute Naivität in der Anwendung der Kunstmittel; es ist die unverblümteste, weil gar nicht überdachte, Verwendung von Schminke und Puder, von Lippenrot und Wimperschwarz, von Bauschröckchen und Trikots — ich rede bildlich — in der Kunst, und die hellste Freude, der kindlichste Enthusiasmus und das reinste Entzücken über den Erfolg — komme er, woher er wolle. Das ist Variété.

Ich will hier gar keine neue Kunstgattung einführen — ich meine den Begriff einer solchen — und gebe gleich hier von vornherein gerne

zu, daß das Genre des décadent vielfach das Variété berührt. Ich gebe aber folgendes zu bedenken: Das décadent ist viel jünger und hat sich fast nur in der Lyrik und Novellistik gezeigt. Das Variété dagegen beherrscht uns mindestens seit einem Vierteljahrhundert. Was ich aber besonders hier im Auge habe, das ist die enorme Publizität und Popularität, die das Variété von der Bühne aus genommen hat, von wo aus es auf uns alle gewirkt hat — was sage ich? — auf alle Sparten der Gesellschaft eingedrungen ist — was sage ich? — sogar unsere Ankläger und Verfolger bis zum letzten Staatsanwaltsubstituten und Unterrichter bis ins Mark hinein getroffen hat, alles durchwühlt und durchseucht hat.

Woher kommt das Variété? Ich will hier den Leser nicht mit ermüdenden litterar- und theatergeschichtlichen Reminiscenzen plagen — in einer Sache, die sich nicht so klipp und klar entscheiden läßt. Ein Faden führt hinüber zum englischen Clown, und dieser geht zurück auf die „Englischen Komödianten", die Ende des sechzehnten Jahrhunderts über die Niederlande bei uns eindrangen (der norddeutsche „Pickelhering" gehört ebenso wie der neapolitanische Policinello, oder der süddeutsche „Kasperl" und „Hanswurst", oder die jüngere „Staberl"-Figur, als reine Spaßmacher, nicht hierher). Mit dem englischen Clown steht in Verbindung die englische Pantomime und ihre rücksichtslose Anwendung von Grausigkeiten und Groteskheiten. Aber, wie gesagt, nur ein Faden führt hinüber zum Clown; denn der Clown ist ebenso wie seine genannten europäischen Brüder vielfach bloßer Spaßmacher. Das Variété ist aber weit entfernt von jedem billigen Spaß. Es ist weit eher das Gegenteil. Das Variété setzt sich meist auf eine seriöse Kunstform auf, oder tritt mit dem Anschein und dem Anspruch einer älteren, anerkannten Kunstgattung, deren Kleider es borgt, an die Rampe, um dann durch eine kecke saltimbanque, eine Grimasse oder erotische Volte den Feierlich-Gestimmten, den Philister, zu überraschen, zu übertölpeln, und so Aufmerksamkeit und Beifall à tout prix sich zuzuwenden, wobei die alte, die mißbrauchte Kunstform in Trümmer geht. Es ist also ein ganz raffiniertes — wenn es mit Absicht geschähe! —, in jedem Falle den brav' homme tief verletzendes, zerstörend wirkendes Verfahren, welches die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erzeugt hat, und weit entfernt von der harmlosen Spaßmacherei früherer Zeiten ist.

Ich will aber noch einen zweiten Faden in die Vergangenheit zu ziehen versuchen. Er führt uns hinüber zu Alfred de Musset und zu Heine:

„Himmlisch war's, wenn ich bezwang
Meine sündige Begier.
Aber, wenn mir's nicht gelang,
Hatt' ich doch ein groß' Pläsir."

Diese Verse enthalten nicht nur ein Beispiel, sondern die ganze Tendenz der Variété-Form. Die ganze Lehre der christlichen Askese wird hier ad absurdum geführt; aber in den ersten zwei Zeilen wird sie aufgestellt und als wertvoll gepriesen; der Philister horcht auf und findet sich beim Weiterlesen gründlich düpiert. Hier glaube ich die Wurzel des Variété zu empfinden. Deutlicher wird es uns das folgende Citat zeigen:

„Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein schönes Schloß,
Da wohnen drei schöne Fräulein,
Von denen ich Liebe genoß.

Sonnabend küßte mich Jette,
Und Sonntag die Julia,
Und Montag die Kunigunde,
Die hat mich erdrückt beinah'."

Hier wird das alte, vielfach variierte Volkslied:

„Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein goldnes Haus,
Da schaun wohl alle Frühmorgen,
Drei schöne Jungfrauen heraus . . . . . ."

und ebenso das feierlich gestimmte Goethe'sche:

„Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausendmal,
An meinem Stab gebogen,
Und schaue hinab ins Thal . . . . . ."

ganz naiv eingeführt, um sofort eine fast bordellmäßige, stark erotische Wendung zu erhalten. Es ist aber vom Dichter gar nicht frivol gemeint, sondern ganz naiv, in voller poetischer Frische hingestellt. Es wirkt nur frivol auf den Philister, und in dem Moment, in dem er es liest, geht für ihn die naive Kunstform des alten Volksliedes in Trümmer. Hier finde ich nun das Charakteristikum des Variété. Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, den Leser zu überzeugen.

Ich glaube gern, daß Uhland und besonders Mörike, wie die ganze schwäbische Dichterschule, in Heine ihren Todfeind haßten, und ihm, dem Berühmteren, die Aufnahme seines Porträts in ein Heft einer damaligen Revue verweigerten. Er hat ihnen die Basis ihrer Dichter-Existenz zerstört. Mit der Wirkung des Volksliedes, welches besonders Mörike mit solcher Meisterschaft handhabte, war es nach 1830 in Deutschland vorbei. Das ging noch in der Schule und auf Gymnasien, wo Uhland einzig seine staatlich gezüchteten Auflagen errungen hat, aber im Salon herrschte Heine unbeschränkt. Goethe hätte ihn ebenfalls mit seinem Haß beehrt,

wenn er ihn besser gekannt hätte. Daß der junge Düsseldorfer ihn als Lyriker für den Rest des Jahrhunderts abthun würde, diese Ahnung blieb dem Achtzigjährigen erspart. Ich glaube gern, daß Gödeke — Gott hab' ihn selig, diesen Philister! — von Heines Lyrik nur per „Prostitutions-Poesie" sprach. Diese Universitäts-Professoren meinen nämlich, die Kunst sei dazu da, damit sie Fußnoten schreiben und „Grundrisse" anfertigen können, um sich dann nach sauer vollbrachter Lebensarbeit mit verklärter Miene und mit dem Zähringer Orden geschmückt in den Sarg zu legen. — Ich glaube schließlich gern, daß noch in unseren Tagen Stöcker und Treitschke den toten Heine als „Judenjungen" mit kräftig germanischer Faust abzubeuteln suchten, denn sie wußten wohl, daß dieser feine Artist und internationale Variété-Künstler auch ihnen die Basis für ihr großdeutsches Maulheldentum entzogen hatte. Das Publikum kümmert sich wenig um solche Zornesausbrüche. Es wählt sich seine Lieblinge nach eigenem Ermessen. Und es wählt diejenigen, die ihm gefallen. Mit der Kunst und mit der Lyrik geht es wie mit der Mode und der Krinoline. Die Pfarrer mochten noch so sehr über diesen „Teufelskäfig" schimpfen, er umschloß sie alle, und fuhr fort, sie zu umschließen, bis die letzte Fabrikarbeiterin außer ihrem einzigen Rock eine Krinoline trug. Und als sie nicht mehr gefiel, kam die robe collante. In der Kunst wie in der Mode entscheidet nicht, was sich schickt, sondern was gefällt.

Doch ich komme ab. Ich wollte nur einen Faden herüberziehen von Heine zu dem uns heute alle beherrschenden Genre des Variété. Ich muß nun zu diesem Genre und seiner Entstehung in unseren Tagen selbst kommen. Denn das Variété ist keine Kunstform, keine Kunstpoesie, die wir aus den Händen des seriösen Künstlers, des Dichters oder des Gelehrten bekommen hatten, sondern ist Volkspoesie, die wir aus den Händen des Groteskkomikers, der Chanteuse (oder, wie man auch sagt: Chansonnette — das Lied für die Dame gebraucht), des Buffo, des Musical-Clown, kurz, aus den niedrigsten Spielhallen bekommen und spiritualisiert haben.

Es war, ich erinnere mich noch heute — es mögen an die zwanzig Jahre her sein —, als ich als blutjunger Mensch in einer größeren Residenzstadt zum ersten Mal das soeben eröffnete — es hieß zufällig auch so: — Variété-Theater betrat. Die Bühne war im Freien aufgestellt, ein einfacher, improvisierter Holzbau, mitten unter prächtigen Baumgruppen, und es war ein milder, lauer Sommerabend. Das Orchester begann ein stimmungsvolles Vorspiel, und der Vorhang ging in Höhe. An die Rampe trat ein hübsches, junges, englisches Mädchen im weißen, halblangen Musselinkleid und ausgeschnittener Taille. Reiche Goldlocken fielen über die Schulter. Es war eines jener Gesichtchen, die halb schmollen, halb neckisch sein können,

wo aber die Jugend die Knospe der Liebe noch nicht hat aufbrechen lassen. Ein Sonnenglanz und ein Kinderglück! Ich glaubte, sie werde „Die letzte Rose" oder etwas ähnliches singen. Und die Stimmung war die wie etwa beim Vortrag eines Mendelssohn'schen „Liedes ohne Worte". Sie aber sang plötzlich:

„Ich bin so kitzlig,
ich bin so kitzlig,
ha ha — ha ha!
ha ha — ha ha!
Ich war noch niemals so kitzlig wie heu — ta,
ha ha — ha ha!
Ha ha ha — ha ha ha! . . . ."

dabei zitterte sie und strampste mit den Beinen, als wäre sie plötzlich von der Nesselsucht befallen und ihr hübsches Gesichtchen verzog sich zu sauersüßen Grimassen und Verzerrungen; dann fügte sie während eines stürmischen Orchesterspiels rasch einen sogenannten horn-pipe (englischen Matrosentanz) an, stampfte am Schluß mit unerwarteter Wucht am Boden und zeigte mit einem schnellen Ruck unter der aufgehobenen Musselin-Hülle ein schlankes, mit prachtvollen himmelblauen Trikots bekleidetes Bein. Dann trat sie zurück, und im Nu hatte ihr Gesicht wieder den kalten, eisigen Ausdruck der unberührten Unschuld, des schlichten Kinderglücks angenommen. Und soviel Vorwurf lag jetzt in dem süßen Kinderauge, als wollte sie sagen: Glauben Sie mir, diese hellblauen Trikos tragen alle jungen Mädchen in England schon in der Schule, es ist gute Halbseide, und sie sind ganz neu; Sie werden es mir wohl glauben, wenn es ein fünfzehnjähriges Mädchen Ihnen sagt; sie sind eben ganz neu und jucken furchtbar; es ist der einzige Grund, und hier allein liegt die Quelle meines Liedes; denken Sie ja nicht schlecht von mir, es kommt jetzt gleich der zweite Vers. — Es kam der zweite Vers, irgend ein englischer song, ich habe vergessen, welcher, und dann wieder der stachliche, obscöne Refrain mit grausamen Hüftenbewegungen: „Ich bin so kitzlig — ha ha, ha ha! . . . . ." und an einer Stelle, ich vergesse an welcher, durchbrach sie selbst diese Kunstform eines lodderhaften Refrains, sprang ganz vor an die Rampe und schrie mit dem Ausdruck des entsetzlichen Kinderschmerzes halb im Recitativ: „Ich bin heute wirklich so kitzlig und mir ist so mollig!" . . . . . dabei schaute sie wieder mit dem tiefvorwurfsvollen Blick unter die Zuschauer, spreitete die Arme weit auseinander wie zum Gebet, bückte sich tief vor, so daß die leuchtenden Kugeln ihrer Brüste sich weit den Gästen offenbarten und heftete endlich ihren Blick auf den blonden, jungen ersten Geiger, dessen Wange eine flammende Röte überschoß . . . .

Ich war damals noch jung und konnte nicht scharf beobachten. Aber

ich sah, daß dieser und jener, und der da und jener dort unter den Gästen sich umwandten und in einem trüben Glas Bier ihre Verlegenheit und ihre Scham verbargen, während ein Hexenschuß von Gruseln ihnen durch das Rückenmark stob. In meiner Seele aber ward damals der kleine Lutherische Katechismus in tausend Fetzen zerrissen, und keine Macht der Welt hat ihn seit der Zeit wieder zusammenflicken können. —

Das war damals Variété, und dieser uns allen heut ganz geläufige Empfindungs-Kontrast ist es, den ich als Kunst-Genre unter diesem Titel präcisieren möchte. Was war geschehen? Wieder war, wie bei Heine, eine althergebrachte, uns geläufige ästhetische Form dazu benützt worden, um eine neue, freche Blüte darauf zu okulieren, und dieser vom Thäter naiv unternommene Prozeß wirkte beim Beschauer destruktiv in seinem bis dahin fromm gehegten Empfinden. Das engelgleiche, süße Mädchenantlitz hatte in uns fromme, sentimentale Empfindungen geweckt, als plötzlich bordellhafte Bewegungen in unser Herz brachen, und das junge Ding mit ihrem „Ich bin so kitzlig! — ha ha, ha ha! —" uns nicht einmal Zeit zur Entrüstung ließ, sondern uns sofort weiterpeitschte und überzeugte, daß es nur auf unsere Nerven abgesehen sei und wir absolut keinen Grund hätten, ihr persönlich böse zu sein. — Ich weiß nicht, ob es mir diesmal beim Leser gelungen ist — aber für mich ist das: Variété.

Woher kam nun diese neue Empfindungs-Qualität? Dieser ästhetische Prozeß, der von einem naiven Zerstörer unternommen wird in der Absicht, oder doch mit dem Resultat, daß dem Philister das Herz bricht? Ein deutsches Mädchen hätte das damals gar nicht singen können. Im Jahre 1870 gab es in ganz Deutschland nicht ein einziges Mädchen, welches diesen naiven Prozeß in ihrem künstlerischen Innern durchgemacht hätte, um dergleichen auf die Bühne zu bringen. Ich rede hier nicht von den alten süddeutschen Singspielhallen mit ihren humoristischen Couplets, nicht von den Guschelbauriaden in Wien oder von den Tyroler Sängerinnen, die mit faustdicken Waden und dem am Rockende gefalbelten Kleid sich auf die Bühne protzten und im tiefsten Gutturalton uns versicherten:

„Du bischt mei liabs Tyrol!
du bischt mei Vaterland,
das isch mir wohlbekannt . . . . ."

oder Wunder was für Lieblichkeiten vom „Grüaberl im Kinn" zu erzählen wußten. Ich rede von Variété. Das gab es damals in Deutschland nicht. In England gab es das aber nicht nur, sondern dort wurde bereits für den Export gearbeitet, wie die kitzlige Miß, die bereits deutsche Lieder lernte, bewies. Als das neue Genre bei uns zum erstenmal bekannt wurde, erklärten ernsthafte Leute, daß wir unmittelbar vor dem Weltuntergang stünden;

denn wenn diese Kunstrichtung sich einbürgere, so könne es nur mit dem gleichzeitigen Untergang alles „Edlen, Wahren und Guten" einhergehen; das werde aber Gott doch nicht zulassen. Und damals in jener Vorstellung, als die Miß in den himmelblauen Trikots geendet hatte, drehte sich ein Herr in meiner Nachbarschaft um, überblickte den Zuschauerraum und sagte laut zu seinem Freunde: Eine anständige Dame hätte sofort, nachdem die Engländerin begonnen, aufstehen und den Garten verlassen müssen, wenn sie nicht selbst hinsichtlich ihrer Moral in einem falschen Licht erscheinen wollte. — Heute, wissen wir, ist das Variété, das specifische Genre des Variété, — nicht nur das Singspiel-Hallen-Theater im allgemeinen — der beliebteste und gesuchteste Kunstgenuß geworden für die besten Gesellschaftsklassen in allen größeren Städten und die einzige wirklich ernsthafte Konkurrenz für die großen Theater-Unternehmungen.

Wie aber kommt England, dieses spröde und sittenstrenge Land voll Nebel und Grundsätze, dazu, ein Kunstgenre bei sich zu pflegen — mit großem Aufwand, unter der feinsten Bevölkerung, unter Zuhilfenahme von Halbseide und Musselin und Verwendung des feinsten Menschenmaterials — das ihren puritanischen Anschauungen, ihren Milton und Bunyan, direkt ins Gesicht schlagen muß? —

England war für uns immer das Land der Überraschungen, der Grausigkeiten, des Gespensterhaften und Grotesken. In seiner insulären Lage und jahrhundertelangen Abgeschlossenheit hatte es Zeit, die tiefsten Regungen der Volksseele zu leibhaftiger Anschauung auszubilden. Nirgends hat der second sight, das „zweite Gesicht", so tiefe Wurzel geschlagen. Der Clown, dieser angegipste Mensch, dieses bleiche Gespenst, ist eigentlich der Mensch gewordene second sight, der leibhaftige Tod; man glaubt an ihn, an das Erscheinen des Gespenstes, und stellt es personifiziert mitten in den Cirkus, damit die geängstigte Menschheit sich einmal gründlich auslachen kann und sich so vom Druck befreit. Das ist echt englische Praxis. Der englische Clown, der Ende des sechzehnten Jahrhunderts mit den „Englischen Komödianten" zu uns herüber kam, muß doch schon damals ein aparter, von seinen festländischen Brüdern und Spaßmachern ganz verschiedener Geselle gewesen sein, sonst hätte er nicht das große Aufsehen machen können; alle Berichte aus damaliger Zeit sind aber voll von erstaunenden Aussprüchen über die totenbleichen, angegipsten Menschen, die sich bei den englischen Truppen finden. Dieser Clown, ein gutmütiger Spaßmacher, der sich mit Gips anschmiert und den „Geist" darstellt, um das Publikum nach dem ersten Grausen, sei es durch Augenzwinkern, sei es durch feiges Davonlaufen, sobald sich auf der Bühne für ihn eine Gefahr ergiebt, zu einem Ausbruch frenetischer Heiterkeit zu veranlassen, ist doch eigentlich schon

ein köstliches Stück Variété. Er stellt den Tod dar und zerstört im nächsten Augenblick durch sein allzumenschliches Benehmen den ganzen Eindruck dieser abstrakten Persönlichkeit in der vor Lachen erschütterten Menschenbrust. Aber die Pantomime — eine nur in England und Amerika gepflegte Kunstgattung — ist eigentlich nichts anderes als eine Fortsetzung der Clowns-Späße und bezweckt nichts anderes, als um Weihnachten und Neujahr, die Zeit der kürzesten Tage, wo Gespenster eine Prädilektions-Gelegenheit zum Erscheinen haben (siehe Dickens, Christmas-Carols), den Kindern die Gespensterfurcht durch Lächerlichmachung und groteske Vorführungen der Gespenster selbst auszutreiben. —

Es kommt aber noch etwas hinzu: In England, einem Lande, wo das sogenannte „ewig Wahre, Gute und Edle" nicht nur wie in Deutschland abstrakte Begriffe sind, die jeder aus der Westentasche zieht, wenn er sie gerade braucht, ohne daß sie einem 'was kosten, sondern wo, wie Johannes Scherr einmal sagt, honesty, respectability and sincerity eine fürchterliche Trias der Sittlichkeit bilden, feuerspeiend und verderbenbringend für jeden, der sich ihnen in der Öffentlichkeit nicht unterwirft — siehe das Autodafé, welches an Byron verübt wurde — in einem solchen Lande muß es, besonders dann, wenn dessen Bevölkerung mit einem Übermaß von grausamen und barbarischen Instinkten gesättigt ist, eine Institution geben, wo alles das nachgeholt und ausgelebt wird, was der Panzer der Sittlichkeit in der Brust verschlossen hielt. Dazu dienen nur die Klubs, die Pantomimes, die Cirkusse, die Hähnenkämpfe, die Wettrennen, die athletischen Vorstellungen, die Music-Halls, die Eccentric-Theatres, Punch und seine Familie, der nicht nur als Witzblatt, sondern auch als Kasperl-Theater in vielen Hunderten von Miniatur-Bühnen jahraus jahrein durch London zieht und bei Jung und Alt in den Häusern Privatvorstellungen giebt. Man braucht nur einen Blick in die Bücher des berühmten Karikaturisten Cruikshank zu werfen, um zu sehen, wie reich das englische Gemüt mit Witz, Fun und grausamen Späßen überladen ist. Hier ist nun Gelegenheit sich auszutoben, hier darf sich Jugendlust und kecker Witz gebärden, hier wird jene überflüssige Moral zerstört, wie sie durch endloses Hymnen-Singen und Anrufen von „Tschiesus Kraist" (Jesus Christ) die gesunde Menschennatur vergiftet hat; hier wird nichts geschont, weder Göttliches noch Menschliches, weder Regierung noch Monarch, weder Heiliges noch Profanes; alles wird mit dem gesündesten Natursinn, mit der ursprünglichsten Naivität und unter Ausbrüchen von Heiterkeit auf Menschliches, auf Allzumenschliches zurückgeführt. Ja, die Heuchelei selbst, von der man sich eben erholt, von der man sich eben gerettet hat, wird, wie der gespenstige Tod durch den Clown, persifliert auf die Bühne gebracht, überall

herumgezeigt, darf ihr Sprüchlein sagen und wird applaudiert. Hier finden wir nun merry old England, und hier ist die Quelle für das Variété-Genre, jenes Genres des naiven Zerstörens durch die Kunst, welches Anfang der siebziger Jahre — ach! in so großer Verdünnung — nach Deutschland hinüberkam und dort als gold-blonde Miß mit himmelblauen Trikots sang: „Ich bin so kitzlig! — ha ha, ha ha!“ —

Noch ein Wort über Amerika. Amerika hat kein Mittelalter, es hat keine Tradition, es hat keinen Shakespeare. Es ist ein Goldgräberland mit einer Goldgräberbevölkerung und Goldgräber-Grausamkeiten und -Instinkten. Was bleibt einem solchen Land im Hinblick auf die Kunst übrig? Der Vogel, der kein eignes Lied hat, macht wenigstens die Lieder der anderen nach und verhunzt sie. Das that Amerika. Es übernahm die Rolle der Spottdrossel. Die berühmteste amerikanische Schauspielertruppe, die ich während meines Aufenthaltes in England kennen lernte, verdankte ihren großen Ruf einem Kerl — der den englischen Schauspieler Irving imitierte. Und dieser Kerl war der star der Gesellschaft. Irving hatte schon seit einigen Jahren auf amerikanischen Tournées den Yankees die besten Dramen Shakespeares in musterhafter Darstellung vorgeführt. Das reizte nun die spottsüchtigen Leute. Und sie stellten nun irgend eine Handlung zusammen, in der Hamlet, Richard III. und Macbeth in den tollsten Situationen verwendet wurden, und als — Irving auftraten. Hamlet trat als Irving auf! Es war eine Geschichte zum Totlachen. — Merkt der Leser nicht hier schon den Geruch des Variété! — Es war keine Satire; beileibe nicht! es war regelrechter fun, Spaß.

Aber das Spottdrosseln kann eine feine Kunst werden, und seine zerstörende Kraft ist für das gesamte gesellschaftliche und öffentliche Leben von unnennbarer Wichtigkeit. Hier eine echtamerikanische Scene, die ich ebenfalls in London beobachtete: In einer Sing-Spielhalle zweiten oder dritten Ranges erhebt sich der Vorhang. Wir erblicken eine Gerichtsscene. Alles in seriöser, düsterer Spannung. Das neugierige, aus konfiszierten Galgenvögeln bestehende Publikum hat sich auf der einen Seite hinter einer Barriere bereits eingefunden. Der Angeklagte, ein ziemlich lumpiger Kerl, wird, von Püffen und Stößen des policeman traktiert — get along! — hereingeführt. Jetzt erscheint auch die jury, impassibel und im strengsten Stil, dreiköpfig, tief in Talare, Krausen und Perücken versenkt. Der Vorsitzende beginnt, in einem Tone: man glaubt die Schrecken eines ägyptischen Totengerichts sich eröffnen zu sehen: „Sie sind wegen schweren Bankraubs angeklagt!?“ — Angeklagter: „Yes Sir! I'm so poor!“ (Ja, — ich bin so arm.) — (Fürchterliche Grimasse des Richters.) — Vorsitzender: „Sie haben sich gegen göttliche und menschliche Gesetze schwer versündigt!“ —

Angeklagter (beginnt zu zittern und zu wimmern): „I'm so poor!“ — Vorsitzender: „Haben Sie die That allein begangen?“ — Angeklagter (fängt zu weinen an; der policeman haut ihm mit dem Gummischlauch über den Kopf und bringt ihn zur Besinnung): „Yes Sir! Ganz allein. I'm so poor.“ — (Die jury knirscht mit den Zähnen und läßt ein tiefes Grunzen hören, welches vom Publikum mit beifälliger Entrüstung aufgenommen wird.) Vorsitzender: „Wie ging die Sache zu? Wo waren Sie am vorhergehenden Abend? Wo haben Sie sich herumgetrieben? Erzählen Sie!“ — Angeklagter (noch immer zitternd): „Well — ich war bei meinem Freund Jones zum Abendessen ....“ — Vorsitzender (wird aufmerksam): „What for a Jones was he?“ (Was für ein Jones war das?) — Angeklagter (fühlt sich etwas besser): „Well — es war ein gewisser William Jones.“ — Vorsitzender (immer aufmerksamer, stützt die eine Hand auf, als wolle er sich erheben): „What for a William Jones was he?“ (Was war das für ein William Jones?) — (Jones ist der häufigste Name in England und der Vorname „Wilhelm“ daher noch gar keine nähere Bestimmung.) — Angeklagter (fühlt sich immer besser): „Well — it was the fisherman William Jones.“ (Es war der Fischer William Jones.) — Vorsitzender (mit immer hellerem Gesicht, schiebt die Akten von sich): „..... Fisherman William Jones? — — Wat for a fisherman William Jones?“ — — Angeklagter (immer erwartungsvoller): „Well — he lives in the Nightingale-Street Number so and so ....“ (Er lebt in der Nachtigallstraße Nummer so und soviel .....) — Vorsitzender (mit überwältigtem Gefühl, erhebt sich): „Well — that's my best friend!“ (Das ist mein bester Freund.) — (Man muß wissen, daß das Freundschaftsverhältnis in England zwischen Männern ein viel stärkeres, verpflichtenderes ist, als in Deutschland.) — Angeklagter (wie umgewandelt): „Oh, is he?“ (In der That?) — Vorsitzender (verklärt, verläßt den Richterstuhl, geht auf den Angeklagten zu): „Oh, I am so glad to meet you!“ (Ich bin entzückt, Sie zu sehen.) — Angeklagter (beginnt, die Situation zu übersehen, seine Stimme wird fester): „..... oh, you are very kind .....“ (Sie sind außerordentlich liebenswürdig.) — Vorsitzender (ganz bürgerlich): „Oh, look here, have you had dinner this day?“ (Was ich fragen wollte: Haben Sie schon Mittag gegessen?) — Angeklagter: „Not for a halfpenny!“ (Nicht 'ne Faser!) — Vorsitzender (lachend): „Well, come along, have a drink!“ (Also vorwärts, kaufen wir uns 'n Schoppen.) — (Beide verlassen eingehenkelten Arms die Bühne.) Das Gerichtspublikum fängt zu grunzen und zu randalen an. Der policeman schwingt jetzt seinen Gummischlauch gegen dieses und haut Köpfe und Buckel windelweich. Die beiden anderen

Richter verlassen mit eingezogenen Köpfen, die Akten unter dem Arm, den Saal.

Man sieht, eine feine Persiflage auf das englische Gerichtswesen und die unerlaubten Einflüsse der Freundschaft. Und man könnte fast an eine reine Satire glauben, aber es kommt etwas hinzu, was der ganzen Scene einen anderen Charakter giebt, und das ist, daß alle Mitspielenden als Pseudo-Neger, als angemalte Schwarze, auftreten, was dem Ganzen einen äußerst komischen, die satirische Tendenz fast verwischenden Charakter giebt, und den von Haus aus doch so ernsten Vorgang fast in die Sphäre des Variété hebt.

Doch ich muß hier zunächst etwas über das „Nigger"-Element sagen; über den Einfluß, den der Neger von Amerika aus über England ganz leise und unsichtbar durch das Variété und das Groteskkomische auf unsere Kunst genommen hat. Ein doktrinärer Ästhetiker wird hier vielleicht verwundert den Kopf schütteln. Er würde aber nicht mehr den Kopf schütteln, wenn er einmal in London gewesen wäre und hätte dort gesehen, wie der beste Männerchor, den diese City besitzt, sich jeden Abend im feinsten Stadtteil, in Piccadilly, unter dem Namen der Moore and Burgess Minstrels ungefähr zweihundert Mann stark als angestrichene Schwarze, als Pseudo-Neger, unter großem Zulauf produziert. Warum, wird der Leser fragen, streichen die Leute sich an? Warum singen sie nicht in ihrer natürlichen Hautfarbe? Zumal es sich hier gar nicht um excentrische Vorführungen, sondern um den Vortrag von teils ernsten, teils fröhlichen Liedern handelt? —

Alles das kommt von Amerika herüber. Der Neger besitzt nämlich eine außerordentlich feine musikalische Begabung. Und nicht nur das, er hat auch ein außerordentliches imitatorisches Talent. Es giebt kaum etwas, was der Neger hört und nicht sofort nachzuahmen versuchte. Aber mit der Einschränkung: daß er Allem eine persönliche, ins Komische getriebene Note aufdrückt. Er ist die wirkliche Spottdrossel unter den Menschen. Man kann aber seinem Liede nicht böse sein; so erheiternde und schelmisch-liebenswürdige Züge weiß er seinem little song zu geben, obwohl er eigentlich dabei das Original-Lied zerstört und dessen rein-poetische Wirkung aufhebt. Er ist also sozusagen das personifizierte Variété-Genre. Geradezu phänomenal muß des Negers Begabung für das Rhythmische genannt werden. Ich habe niemals eine derartige ins Gehör fallende, den Menschen zum Mittanzen und Mitsingen geradezu zwingende Wirkung verspürt, als bei einer Produktion von etwa einem bis zwei Dutzend Neger auf offener Straße in London abends bei Fackelbeleuchtung unter diskreter Begleitung von Castagnetten und Tschinellen. Die Negertänze sind ja in der ganzen Welt bekannt.

Was ergiebt sich nun aus dem allen? Daß die niggers in Amerika die beliebtesten music-hall-singers geworden sind und ohne ihre aus den schärfsten Farben-Kontrasten bestehende Silhouette wirklicher fun und Spaß auf der Singspiel-Bühne nicht mehr denkbar war. Was ergab sich aber hieraus mit der Zeit für die amerikanischen Artisten? Daß sie, um leichter engagiert zu werden und gleich zu Beginn des Auftretens einer gewissen schlagenden Wirkung sicher zu sein, genötigt waren, sich schwarz anzustreichen. Und nun ergoß sich diese ganze teils echte, teils geschwärzte Neger-Gesellschaft nach England und hat von dort den Weg auf unsere Singspiel-Bühnen gefunden. — Und nun begreifen wir, wie der beste, auf allabendlichen Besuch rechnende Sänger-Chor in London, der nicht gerade auf den Vortrag von Händel erpicht war, sich allabendlich schwarz färbt. Und ich kenne einen jungen, sehr talentierten Akademiker, der noch nicht den Weg zum großen Kunstmarkt gefunden hat, und der, um das nötige Kleingeld zu ergattern, jeden Abend auf einer Variété-Bühne als „Schnell-Zeichner" auftritt und — sich dabei schwarz färbt; worauf er doch ohne das Vorbild der englischen und amerikanischen Artisten kaum gekommen wäre. —

Aus dieser Mischung und Berührung von echten und falschen Negern in Amerika ergab sich aber nun eine Menge neuer Variationen und Groteskheiten, die in so freien und in Bezug auf die Wirkung skrupellosen Ländern wie Amerika und England unausbleiblich ist. Der Pseudo-Neger imitierte jetzt wieder den echten Neger und persiflierte ihn, nicht so sehr in dessen Eigenschaft als singer, als in dessen Erscheinung auf der Straße, im gewöhnlichen Leben, wo ja der nigger schon durch seine Neigung, so elegant wie möglich zu gehen, durch seine Vorliebe für weißeste Wäsche, bunteste Krawatten, spiegelblanke Knöpfe, grelle Westen und Beinkleider, Lackschuhe u. dergl. an und für sich und unabsichtlich eine groteskkomische Figur bildet. Und auch hierin erzielten die Pseudo-Neger auf der Bühne wiederum den größten Erfolg. Ich erinnere hier an einen kleinen Zug, der überall der größten Wirkung sicher gewesen ist. Viele Besucher unserer Variété-Bühnen werden sich erinnern, Pseudo-Neger auftreten gesehen zu haben, die unter anderer komischer und vertrackter Kleidung einen Cylinder auf dem Kopfe trugen von der winzigen Größe eines Würfelbechers oder einer Kaffeetasse. Was hatte das zu bedeuten? Sehr einfach: Der echte nigger trug natürlich in seiner Nachahmungssucht und Neigung zur Eleganz auf der Straße, wenn er konnte, stets den feinsten Cylinder, und zwar, um die Kontrastwirkung zum Gesicht herzustellen, in perlgrau. In Amerika wird aber alles fertig in den Läden gekauft. Für seinen Riesenschädel, der noch durch das Wollhaar multipliziert wurde, fand

unser Neger aber keinen passenden Hut, gar in der seltenen Nüance in perlgrau. Ohne Cylinder that er es aber nicht. Er nahm also den nächstpassenden und stülpte ihn auf den Kopf, so gut es ging. Nun war die komische Wirkung natürlich da, denn jedermann sah, daß der Cylinder zu klein war. Und der Pseudo-Neger, der ihn dann imitierte, ihn als komische Figur auf die Bühne brachte, verjüngte diesen tragikomischen Cylinder natürlich immer mehr, bis er zuletzt zu der Größe eines Wasserglases zusammenschrumpfte.

Doch ich wollte von dem Variété-Genre des Negers sprechen: Vor etwa zehn Jahren saß ich wieder in einem der besseren Tingel-Tangel einer unserer Großstädte, und auf dem Programm stand als dritte Nummer: „Comical Nigger Gebirgs-Trio from the mountains, very fine! zum ersten Male in Deutschland." Der Vorhang ging in die Höhe, und heraus kamen drei schwarze, schlanke angestrichene Amerikaner in einem Aufzug, der nichts Gutes ahnen ließ. Sie hatten echte Tyroler grüne Hüte auf mit Spielhahnfeder, die auf diesen Gesichtern saßen wie Edelweiß unter Kopfsalat, Lodenjoppe, den bekannten gestickten, grünweißen Gürtel „Mit Gott für Kaiser und Vaterland", kurze lederne Hosen, schwarze Kniee, Wadenstrümpfe und Gebirgsschuhe. Vorne am Bauch hing jedem eine funkelnagelneue Guitarre am grünen Band. Oberländer zeichnet manchmal in den „Fliegenden Blättern" Berliner Gebirgsfexen, schlanke Jünglinge, an deren anämischen Fleischteilen Tyroler Kostüme baumeln und nach Waden und Muskeln schreien — so ungefähr mag es ausgesehen haben, nur, daß hier alle Hautteile schwarz waren. Und nun begann es mit schwarzen Fingern zwischen den Saiten zu zittern und mit englischem Accent:

„Über Berg and Thal
Rauscht a Woßar Fall

daritteltiba — pschaaaah — juhäääa — halooh — come along! — Johnny! — how do you do? — how are ye getting on? — come along: — ha — haha — haha! — ha — haha — haa! — pschaaaah — that's it ...." — Es war eine Mischung von französischem Jodler, Sauerkraut und Plumpudding, exekutiert von gebleckten Zähnen und rauchenden Stimmbändern; dann kam die reizende Stelle:

„Dort am stillen Platz
Wohnt mai liebar Schatz ....."

ebenso verhunzt; zuletzt, als der große Jodler-Refrain einsetzte, eilten sie vor an die äußerste Rampe, kotzten sich förmlich übers Orchester mit Plärren und falschem Gejodel aus und schrieen unter fürchterlichen Anstrengungen, bis sie scheinbar erschöpft zusammenbrachen. Dann lüfteten

sie die Tyroler Hütchen, gingen in stummem Heldenschritt auf einander zu, schüttelten sich die Hände, als hätten sie den „Herzogenstand“ eine Viertelstunde durchs Thal geschleift, und rüsteten sich zum zweiten Vers.

Das Publikum war anfangs starr über diese brutale Kraftleistung, bis es endlich merkte, um was es sich handelte; dann brach es in ein entsetzliches Gelächter aus. — Um was handelte es sich?: Die Tyroler Achensee-Gesellschaft Rainer und ihre vielen Nachfolger hatten fast durch ein halbes Jahrhundert hindurch derartig die Amerikaner Winter für Winter mit ihren G'sangeln und Jodlern gequält, daß endlich die niggers auf die Idee kamen, durch Imitieren und Parodieren derselben ihre Landsleute zu überraschen und damit offenbar einen Meister-Coup an überwältigender Komik ausführten. Man denke sich eine nigger-Gesellschaft als Tyroler Sangestruppe! Ja, wahrscheinlich schlugen sie damit die echten Tyroler gänzlich aus dem Felde. Natürlich spielte hier das am häufigsten gehörte, in seiner ursprünglichen Einfachheit fast an Goethesches Naturgefühl erinnernde, überaus liebliche „Über Berg und Thal“ eine Hauptrolle; natürlich wurde es vollständig zerstört. Aber naives Zerstören ist ja das Wesen des Variété. Von den niggers übernahmen es dann die Yankees, die Amerikaner selbst, und machten nun durch weitere Übertreibung aus dieser music-hall-Nummer eine derartige Spottgeburt aus Dreck und Feuer, daß selbe, als sie wieder über das Wasser zu uns zurückkam, kaum mehr erkannt wurde. Und doch war dabei das eigentlich Wesentliche an der Nummer, das Auftreten der Tyroler als Neger, von derartig prädominierender komischer Wirkung, daß jede etwa vorhandene spottsüchtige Absicht niedergeschlagen, und das Ganze in die heitere Höhe des Variété-Genres gerückt wurde. Und dieser Variété-Komponent war eben hier der nigger.

So hat uns denn im Laufe der letzten zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre eine Kunstrichtung aus einem kunst-barbarischen Lande, ja ein Rassentypus, den Blumenbach quoad Kunst wohl eher noch zu den Tieren gerechnet hätte, leise und langsam beeinflußt, und ist still und behutsam in unsere Art zu sehen, zu hören, künstlerisch uns zu freuen, an Groteskheiten ästhetisches Gefallen zu finden, eingedrungen, in einer Weise, angesichts derer einem Klassizisten wie Grillparzer oder Kleist die Haare zu Berge gestanden hätten. Ein naiver Leser wird mir hier vielleicht entgegnen: Aber wie können Sie denn zwei so verschiedene Arten künstlerischen Gebahrens, wie Variété und Grillparzer, wie einen klassischen Monolog auf hohem Kothurn und einen nigger-dance in Verbindung bringen? Die haben doch nichts miteinander zu thun! Das sind zwei künstlerische Richtungen, die nebeneinander einhergehen! — Ja, wer das glaubt, der ist allerdings noch ein

naiver Beschauer in unserer Welt und hat keine Ahnung von den geheimen Wegen, auf denen sich unsere Nerven verändern und unsere Geschmacks-Centren bilden, hat keine Ahnung von den Eingangspforten, durch die sich Licht, Luft, Geruch, Formen- und Farben-Spiel einer abendlichen Vorstellung mit ihrer Mischung von seltsamen Tönen, kindlichem Schmachten und erotischem Jauchzen tief in unsere Nerven einbohren, und bis zu den letzten Tiefen der Entstehung unseres künstlerischen Geschmacks vordringen. Es ist nicht gleich, ob wir eines Abends statt in Goethes „Iphigenie" zu den Huline-Brothers, den musical clowns, oder zu den Barrison sisters gehen. Wer abends den serpentine-dance mit seiner berückenden Mystik gesehen — auch er kommt aus Amerika — kann am nächsten Morgen nicht ruhig an seinem „fünften Akt" in klassischem Stiefel weiterschreiben. Er hat von dem neuen Stoff — Gift nennen es die Orthodoxen — er hat vom Variété gekostet. Ein Wirbel erfaßt ihn. Und wohl ihm, wenn der Gährungsprozeß beginnt. — Ich gehe noch weiter: Ich glaube, in uns allen modernen Menschen, schreiben, malen, musizieren sie, was sie wollen, steckt tief im Herzen, gehütet und belächelt wie ein liebliches Vogelnest, dessen Gezwitscher bald auffliegen wird, das Variété mit seinen seltsamen Formen, seinen Kinderlauten, seinen Verrücktheiten, seinem: „es ist doch zu arg!", seinem Krank- und Hilflos-'in, seinem Aus-Verzweiflung-Sich-Schminken, seinen Übertreibungen und Gelbschnäbligkeiten, seiner clownhaften Totenbläſſe und seinen Verzerrungen. Und dies alles ist längst in unsere Produktion übergegangen.

Und der Klassizismus mit seinem Stelzen-Gebahren und Jamben-Gerassel, seinen steifen Masken und gefrornen Gefühlen, seinen Schiller- und Grillparzer-Preisen wie seiner Goethe-Verehrung ist einzig und ausschließlich in die Schüler und Philologenköpfe verdrängt, wo man nicht empfindet, sondern auswendig lernt, nicht mit dem Herzen betet, sondern Litaneien spricht.

Man nehme einmal den künstlerisch einflußreichsten, populärsten Maler heute in Deutschland: Stuck. Ist das in ihm Wirkende, auf seinen Bildern uns Gefangennehmende, trotz aller Neger-Brutalitäten und schreienden Vortragsweise uns Bezwingende und Anlockende, bei aller Wucht Kindliche, bei aller heftigen Sinnlichkeit doch Liebenswürdige, ist dieses Ferment, dieser Tropfen Öl, der das Ganze parfümiert, ist das nicht Variété? Variété im besten Sinne? Muß ich hier noch beweisen? Oder darf ich mich auf das Gefühl des Lesers verlassen? — „Schlimm! — höre ich einen Ästhetiker ausrufen, der gleichzeitig Moralphilosophie auf der Landes-Universität liest — schlimm! sehr schlimm! Wir stehen eben vor dem Weltuntergang! Sonst könnte das nicht vorkommen! Das Gute, Edle

und Wahre muß auf diese Weise zu Grunde gehen, und was soll aus der Jugend werden, die solche Bilder sieht?!" — Das mag richtig sein. Der Mann hat in seiner Art recht. Wer nicht süße Kirschen bekommen kann, ißt wenigstens saure Weichseln. Uns ficht das alles nicht an. Wir nehmen Farben, Blüten, Früchte, Kraft und Sinnlichkeit, wo wir sie bekommen. Wir wollen neue Lebensflüsse, neue Nahrung für unsere Nerven, selbst auf die Gefahr des Schmerzen-Erleidens und Vergiftet-Werdens neue Blüten und Formen, Gerüche und Umrauschungen. Ist nichts anderes da, als Haschisch, dann Haschisch. Ist nichts anderes da, als Variété, dann Variété. In unserer Zeit der traurigen Knechtungen, der Majestäts-Krankheiten und schweinsledernen Corpus-juris-Entscheidungen wollen wir uns in unsere Sinne versenken, ob wir hier vielleicht noch einen Gott finden, der helfen kann.

Auf dem Gebiete der Litteratur ist das Variété nicht entfernt so deutlich und charakteristisch zum Ausdruck gekommen, wie auf dem der Malerei. Die Sprache drückt eben ganz andere Dinge aus, wie die Farbe. Und bei unseren politischen Kämpfen und sozialistischen Würgereien war es unausbleiblich, daß die große Frage, die den Rest unseres Jahrhunderts bewegt, die Stellung des Arbeiters, das heiße Ringen nach Durchsetzen der Individualität, die Zerstörung der alten hierarchischen, dogmatischen und monarchischen Formeln zunächst und am heftigsten auf dem Gebiete des Dramas, zum Ausdruck kamen. Auch die persönlich-müde Verstimmung und cynische Verhöhnung des Lebens, wie sie in der dekadenten Lyrik zu Tage trat, darf hier nicht angeführt werden, denn sie ist nur eine Parallelströmung zu der genannten dramatischen Tendenz-Litteratur und weist, wie sie, auf die große Unzufriedenheit unserer heutigen Generation mit ihren verkrachten Daseinsformen hin. Das Dekadententum hat, wie ich schon oben hervorhob, keine Beziehungen zum Variété. Dieses, das Variété, ist nicht lebensfeindlich, nicht misantropisch, nicht krank und unzufrieden. Es ist heiter, kraftvoll, vordrängend. Es beschäftigt sich nicht mit unseren Daseins-Skrupeln und gesellschaftlichen Unzufriedenheiten. Es hebt uns in eine neue Sphäre. Es bringt Erlösung.

Wenn ich vom Variété in der Litteratur rede, so denke ich in erster Linie an jene Gruppe leichtfüßiger, heiterer und graziöser Gesellen, für die Otto Erich Hartlebens „Pierrot lunaire" typisch geworden ist (die erste, äußerst originell lithographierte Ausgabe vom Jahre 1893 war in wenigen Monaten vergriffen, und die zweite, luxuriös gedruckte, im „Verlag der Phantasten" in Berlin erschienene, ist wohl kaum mehr erhältlich).*)

*) Eine dritte Ausgabe erscheint soeben im Verlage der deutschen Schriftsteller-Genossenschaft.

Auf dem Titelblatt ist das Buch mit seinen auffallend rhythmisch und symmetrisch gebauten Strophen, die den Gedanken, die Vision des Dichters, wie eine Silhouette oder eine grellgefärbte Maske an Schnüren über die Bühne ziehen, als aus dem Französischen übersetzt angegeben. Aber Eingeweihte wissen längst, daß die besten Sachen von Hartleben selbst hinzugedichtet sind:

„Eine blasse Wäscherin
wäscht zur Nachtzeit bleiche Tücher,
nackte, silberweiße Arme
streckt sie nieder in die Flut.

Durch die Lichtung schleichen Winde
und bewegen leis den Strom . . .
Eine blasse Wäscherin
wäscht zur Nachtzeit bleiche Tücher.

Und die sanfte Magd des Himmels,
von den Zweigen zart umschmeichelt,
breitet auf die dunklen Wiesen
ihre lichtgewobnen Linnen —
eine blasse Wäscherin."

Oftmals meinen wir eine Figur von Walter Crane aus seinen impressionistischen Kinderbüchern zu sehen, wo Menschen mit getupften Röckchen und seifenartigem Teint, scheinbar in unserer Tracht angezogen, in Wahrheit aber aus einer ganz anderen Welt stammend, mit harten Glasaugen uns anstarren und die Kinderherzen in mächtige Pulsationen versetzen.

„In des Mondes weißem Kleide
lacht Pierrot sein blut'ges Lachen,
wirrer werden seine Mienen,
Glas auf Glas stürzt er hinab.

Droben in die kreid'ge Mauer
schlägt er bebend einen Nagel —
in des Mondes weißem Kleide
lacht Pierrot sein blut'ges Lachen.

Und er schürzt den Henkersknoten,
schmückt den Hals dann mit der Schlinge —
und mit ausgestreckter Zunge
hängt er zappelnd wie ein Karpfen —
in des Mondes weißem Kleide."

Das ist nun entschieden ein Geistesverwandter des englischen Clown, der den Tod vorstellt und mit cochenille-roter Lippe den Kindern in der ersten Bankreihe versichert, er habe eben sechs Pfund Kirschen gegessen,

leider seien einige Dutzend Steine mitgegangen, und er wisse nicht, wie die Sache ausgehe. — Muß ich angesichts dieser Verse noch mit Definitionen vorgehen? Oder genügt es, wenn ich einfach die Verse citiere?

Ein wohlwollender Leser möchte mich hier vielleicht unterbrechen und mir zurufen: Alles, was Sie da vorbringen, ist eben einfach Romantik! — Gewiß ist es Romantik; aber damit ist der moderne Komponent, der in diesen Dingen steckt, nicht bezeichnet. Und der ist eben Variété, oder wie man es auch sonst bezeichnen will. Heute vor hundert Jahren bogen wir auch in die Romantik ein, aber man darf nicht zwei weltverschiedene Dinge mit demselben Namen bezeichnen. Um nur eins anzuführen: Der religiöse Komponent der damaligen Romantik fehlt heute ganz. Zwischen Steinle und Stuck liegen Abgründe; zwischen Novalis und Hartleben Äonen. Nicht nur im Bildungselemente, sondern im künstlerischen Empfinden. Wiewohl ich zugebe, daß in Hartleben der eigentliche Variété-Komponent, das naive Zerstören einer ästhetischen, oder klassischen, oder Bildungs-Form, noch nicht entschieden zum Ausdruck gelangt.

Ich komme aber zu der klassischen — venia sit verbo! — Variété-Leistung unserer Tage, zu Wedekinds „Frühlings-Erwachen" (die zweite Auflage bei Cäsar Schmidt in Zürich, wenn ich nicht irre, 1894). Und hier treffen wir nun gleich zu Beginn auf die — „bedeutsame" würde der Goethe-Philologe sagen — Thatsache, daß Wedekind Deutsch-Amerikaner, oder richtiger amerikanischer Deutscher ist. Die erste Auflage dieses von allen Grazien mit Blumen überschütteten Buchdramas (Zürich, Jean Groß, 1891) ging unter den heftigen Bühnen-Kämpfen einer sozialistischen Tendenz-Litteratur, wie sie damals in Berlin wogten, unter. Deutschland wird nie — ich rede nicht von den paar Hundert Feinschmeckern und Künstlern, sondern von den deutschen Hausknechten, wie sie in Kasernen und Bureaukratenstuben gezüchtet werden — es wird nie, auch in hundert Jahren nicht, und wenn es sich noch so sehr mit den Juden kreuzt, imstande sein, den süßen Honig, der in diesem reizenden Buche vergraben liegt, aus den Waben zu holen. Die „deutsche Sittlichkeit", jene Mundbinde, wie sie erst jüngst aus preußischen Gefängnissen entfernt wurde, eine Verwandte jener englischen Krawatte respectability, die die Leute am Sprechen hindert und an der sie manchmal ersticken, läßt so duftige Blüten, wie „Frühlings-erwachen", nicht naiv genießen. Der Leser wird rot, aber dann ruft eine Stimme: „Ach nein, ach bitte liebe Seele, bitte nein!" Den Rest besorgt dann der Staatsanwalt.

Ich mache besonders auf die Dialoge der Lateinschüler und Institutstöchter aufmerksam — Proben sind hier, aus einem Drama, ganz unmöglich —. Diese zwischen Korridor und Schulzimmer erlauschten Gespräche

sind von einem Duft, einer Zartheit, einer Innigkeit und Naivität, und dabei von einer Schwefelsäure unerbittlicher Zerstörung jener Idealität durchtränkt, die wir, die man diesem jugendlichen Alter aus konventionellen Gründen zu imputieren gewohnt ist, daß ich nichts aus der Litteratur kenne, was sich damit vergleichen ließe. Wir stehen hier vor einem neuen Genre. Und dieses Genre muß einen Namen haben. Denn „Satire“ würde hier absolut neben das Ziel schießen. Satirisch sind zum Teil die Redewendungen und Versammlungen der Gymnasialprofessoren unter einander und mit dem Pedell. Aber die Gespräche der Knaben und Mädchen sind simpel und naiv, zerstören aber dabei, vielleicht ganz absichtslos von Seite des Dichters, das idealistische Bild der Unschuld, das wir von diesen knospenden Menschen bisher im Herzen getragen. — Ich habe schon oben, indem ich das Variété, sozusagen als Parfüm, in der malerischen Mache Stucks zu erkennen glaubte, ihm die höchste künstlerische Würde verliehen. Denn nicht das Genre adelt den Künstler, sondern der Künstler adelt das Genre. Ich wende jetzt den gleichen Terminus auf Wedekinds „Frühlings-Erwachen“ an, wobei ich hinzufüge, daß dieses eine unvergleichlich geistvolle Werkchen genügen würde, um diesem Litteratur-Genre in unserer heutigen Zeit die höchste Stelle, ihrem Meister einen der ersten Plätze zu sichern.

Aber Alles ist ja schon voll, alle Wäscheschränke der Litteratur riechen ja schon intensiv nach diesem schwer analisierbaren Ylang-Ylang. Ich erinnere an Hermann Bahr. Ich erinnere an Bierbaums eigentümlichen Kunststil, mag er über Kunst oder über irgend 'was anderes plaudern. Neuerdings ganz besonders bemerkbar gemacht hat sich Anton Lindner (Wien) mit seinen oft geradezu paffmachenden Kühnheiten; wie überhaupt dieses Grazie und Geschick verlangende Genre natürlich den Süddeutschen leichter liegt, wie den Norddeutschen. Aber auch Nietzsche, der mit seinem utrierten und bis zur Politurglätte abgefeimten Feuilletonstil die letzten Fragen der Menschheit in jonglierender Weise behandelt hat, muß hier mit in den Artistenkreis aufgenommen werden, in dem er, wie einst Hegel, die superfeinsten und dialektisch gewagtesten Saltos den Jüngeren gelehrt und vorgemacht hat; eine Manier, die dann M. G. Conrad in der „Gesellschaft“ in den bekannten Eingangsartikeln oft durch einen schönen Wurf, meist mit einer gewissen vielschreibenden Eintönigkeit popularisiert und breitgetreten hat.

Alles kann hier nicht genannt werden; nicht jeder Spur nachgegangen werden. Wir stehen mitten in einer Bewegung, zu der ein Dauthendey unter anderen zwar nicht den Geist, aber Farbe und Schminke geliefert hat, und die eine jüngere Schule der „Symbolisten“ mit allen Kräften an sich zu reißen bestrebt ist. —

Es entsteht die Frage: Hat die Kunstgeschichte eine ähnliche Wendung zu verzeichnen wie unser heutiges, aus Exotischem und Heimischem, aus Amerikanischem, Französischem und Deutschem merkwürdig gemischtes triple extrait, das Variété? — Gewiß, die genau vor hundert Jahren dem Rationalismus sich entgegenstellende Romantik, die gerade in Deutschland ihren Ausgangspunkt genommen, nach Frankreich wie England stark gewirkt hat, und auf die der Freidenker Goethe, als er ihrer ansichtig wurde, so fürchterlich geschimpft hat, war etwas Ähnliches. Aber von Haus aus war es doch eine Bewegung, die mehr in gelehrten Köpfen entstand, und an deren Wiege zwei so grund-lederne, hart-gegerbte Professoren-Schädel, wie die beiden Schlegel, saßen. Und wenn sie auch in Tieck einen Vollkünstler ersten Ranges später zur Verfügung fand, so blieb die Bewegung doch vorwiegend akademisch und hat sich, wie gerade das Beispiel von Tieck zeigt, durch gelehrte Untersuchungen vielfach ersticken lassen. Dagegen ist die heutige Bewegung entschieden rein artistisch — ich gebrauche absichtlich dieses Wort —, hat zum Teil von der Artisten- und Spektakelmacherbühne ihren Ausgang genommen und hat — Gott sei Dank! — alle Berufs-Professoren bis herab zum jüngsten ästhetisierenden Privatdozenten zu ihren Gegnern.

Nein, aber ich denke an etwas Anderes. Ich denke an das Rokoko, wie es sich in die katholischen Kirchen schlich, dort die heiligen Figuren und Märtyrer zu Cancan-Tänzen zwang und im Jesuitenstil seine höchste Vollendung fand. Man betrachte einmal die kleine Johanniskirche in München, oder die Wallfahrtskirche in Andechs am Ammersee, oder die Klosterkirche in Dießen, oder die Wallfahrtskirche in Vierzehnheiligen in Unterfranken — ganz Österreich, Bayern, Franken und den Rhein hinauf wimmelt es von solchen hoch-rokokoischen Bauten und Formen — wo Christusse wie Ballettmeister hoch auf Balustraden sitzen und mit heiterem Pegnitz-Schäfer-Antlitz zu einem Chor Amoretten hinüberfächeln, die in einem sechsfach gewundenen, vergoldeten Schnörkel-Schneckenhaus über dem Hochaltar sich festgenistet haben und mit polierten Poderchen hinunter auf die Glatze des amtierenden Priesters glänzen; wo Adam und Eva unter dem wohlwollend aufmunternden Lächeln des Gott-Papa mit der weiß übergipsten Weltkugel Football zu spielen scheinen; wo an jedem Altar fast eine Elisabeth, oder Barbara, oder Notburga mit hinreißender Wollust und entblößten Schultern sich dem Fremden entgegenwerfen und um Gotteswillen einige Aufmerksamkeit erbitten, weil sie sonst einen hysterischen Anfall provozieren müßten; und wo Cherubime und erwachsene, sechzehn- bis siebzehnjährige Engel oben auf gewundenem Gebälk und Architraven ihre hübschen Beine höher, höher hinauf zeigen, als es

selbst auf kaiserlichen Hofbühnen gestattet ist, so daß der aus dem Norden stammende Fremdling nur immer hinaufschaut und dann den Meßner staunend betrachtet, während der Meßner freundlich lächelnd sich verneigt und nicht weiß, was den Fremdling bewegt, sondern die Höhe des Trinkgeldes im Auge hat.

Das sind diese Darstellungen, von denen jüngst in der bayrischen Abgeordneten-Kammer konstatiert wurde, daß sie mit Vorhängchen bedeckt werden müßten, weil sie auf die Besucher anstößig wirken. Sie wirken eben als Variété! Heute! Nicht ehemals. Ehemals waren sie naiv ausschreitende, hoch-artistische, um das Interesse des Beschauers buhlende und ihn gewinnende Form, unter der aber der christliche Gehalt im Verlaufe der Zeit zerstört wurde. Das ist aber genau das, womit wir oben Variété definiert haben. Zerstörung des christlichen Gehalts muß es aber entschieden für den Beschauer genannt werden, der z. B. aus Ravenna kommt und dort auf hartem Mosaikgrund Christus, den salvator mundi, mit je einem schwarzen Kieselstein im Auge, in starrer, unbeweglicher Haltung als Weltenrichter gesehen hat und dann in der sonnigen Lombardei oder in Südbayern diesem cancanierenden Christus mit nackten Beinen auf einer Balustrade begegnet, wie ich ihn eben geschildert. —

Ich kenne in Unterfranken einen „Kreuzweg", einen sogenannten „Stationsberg", der, zu Beginn dieses Jahrhunderts hergestellt, den ganzen Leidensweg Christi in toller Phantastik und ausgelassener Luxuriosität ganz im Geist eines üppigen Hoch-Rokoko zur Darstellung brachte. Besonders die römischen Kriegsknechte excellierten in Erfindung hoch-humoristischer Kunststücke, und die Weiber, von der heiligen Veronika angefangen, kommen aus den hysterischen Gebärden nicht mehr heraus. Es war gar keine objektive Darstellung, es war ein förmliches Theaterspielen, und die in Hoch-Relief gehaltenen, oft ganz heraustretenden, weiß übertünchten Figuren in Sandstein spielten und kokettierten sozusagen aus ihren Häuschen heraus mit den Zuschauern. So hielt die eben genannte Veronika ihr bekanntes Schweißtuch an zwei Zipfeln dem Beschauer direkt ins Gesicht mit einer Miene, als wollte sie sagen: Ich bitt' Sie, Verehrtester, ham Sie schon so etwas geseh'n? — Es lag eben die ganze fränkische, superkluge Schalkheit und Allerweltsweisheit in dieser volkstümlichen Darstellung. Auf der Kreuzigungsstation, die auf der Höhe des Berges auf einem prächtig ornamental gehaltenen Unterbau mit ihren drei Kreuzen frei in die Luft hinaus ragte, stand Magdalena — diese Kokotte in der christlichen Mythologie — zur Linken, preßte ihre stark dekolletierten Brüste mit wahnsinnigem Schmerz zusammen und schluchzte mit offenem Mund und thränenüberlaufenem Antlitz zum Kreuz hinauf, während Maria, mager und abgehärmt, auf der anderen

Seite, halb traurig über den Tod ihres Sohnes, halb erstaunt zu Magdalena hinübersah, als wollte sie sagen: Was, bist Du so stark? .... Dieser ganze Kreuzweg mit seinen ca. dreiundzwanzig Stationen mußte vor mehreren Jahren gänzlich entfernt werden, weil er, trotz großer Beliebtheit beim Landvolk, einfach als Variété wirkte. Er wurde durch höchst steife, langweilig und nüchtern wirkende Figuren im Nazarenerstil ersetzt, um die sich kein Mensch mehr kümmert. —

So ist die Welt; sie will immer ergötzt sein. Und niemals hält sie es lang bei einer Sache aus. Entweder sie ändert die Form, um jeden Preis, selbst auf die Gefahr hin, den Inhalt auf ewig zu verlieren, oder sie verlangt neuen Inhalt und benutzt die alte Form zu dessen Accreditierung. Die historischen und konservativen Parteien meinen, es müsse alles so bleiben, wie sie sich's in den Kopf gesetzt haben. Aber eine kräftige, ausgelassene Jugend wächst nach und verspritzt lieber ihr Blut, als daß sie darauf verzichtete, die Welt nach ihrem Geschmack umzugestalten. Mögen diejenigen, die heute die Gewalt in Händen haben und meinen, durch Knebeln und Mundbinden die Welt am Fortschreiten zu hindern, sich an den harten, byzantinischen Christus in Ravenna erinnern mit den schwarzen Kieselsteinen statt der Augen und der drohend erhobenen Rechten, und dann sich den cancanierenden Christus im weißen Schäferkleide mit den fadlächelnden Zügen sich in einer ihrer nächsten Kirchen betrachten. — Variété! — Variatio delectat! —

Unser Dichteralbum.

Die Ehebrecherin.

Eine Ballade.

Viel Rosen blühn an Rhodus Küste,
Viel Küsse drückt mir mein Gemahl
Auf Lippen nachts und Lilienbrüste;
Jedoch ein sträfliches Gelüste
Durchbebt mich oft mit süßer Qual.

Cypressen rings und Cedernbäume
Beschatten meinen jungen Reiz —
Mit tiefrer Schattennacht umsäume
Den Reiz verbotner Liebesträume
Mir jenes Baumgespenst — das Kreuz!

Das Kreuz und diese zarten Glieder!
Ein frost'ger Schauer weht mich an!
Ihr wilden Wünsche kauert nieder
Im Busen! Kehrt nicht immer wieder
Zurück zu jenem fremden Mann!

Warum denn muß ich sein begehren!
Mein Gatte gab mir eine Welt
Von Schätzen, die sich täglich mehren,
Erhob das Sklavenkind zu Ehren
Und ist ein Ritter und ein Held.

Kann jener Fremde mich beglücken?
Ich weiß nicht; doch voll Leidenschaft
Begehr' ich ihn ans Herz zu drücken,
Weil seine Augen mich berücken,
Die dunkel sind und rätselhaft.

Mein Gatte, deine Blicke künden
Mir sonnenhelle Lieb' und Treu;
Doch heiß begehr' ich zu ergründen,
Und wär' es auch voll Grau'n und Sünden,
Dies Dunkel, das mir fremd und neu!

Mein Gatte, denke mein in Hulden!
Ein Wahnsinn ist's, der mich durchloht!
Ich will ja büßen mein Verschulden!
Was du verhängst, ich will es dulden ...
Ich weiß, was das Gesetz mir droht....

Ich muß dich um dein Glück belügen;
Doch werd' ich nimmer, mein Gemahl,
Um deine Rache dich betrügen;
Nur Lust, nur Lust in vollen Zügen —
Und dann willkommen, Todesqual!"

Und so mit fieberndem Entschlusse
Verläßt ihr Heim das junge Weib
Und stürzt ans Herz sich dem Genusse.
Schon zittert unter seinem Kusse,
Des Fremdlings Kuß, ihr Götterleib.

Schon sinken ihre Rabenlocken
Gelöst auf Arme, voll und rund,
Und Brüste, weiß wie Blütenflocken;
Ein Lachen, hell wie Silberglocken,
Verstummt im Kuß an seinem Mund.

Wie süß der Sünde Küsse brennen!
Wie köstlich labt verbotne Frucht!
Ein inniges sich ganz Erkennen —
Ein jauchzendes sich eigen Nennen —
Und nun — von Gott und Welt verflucht!

Sie sieht das Kreuz Orions grüßen
— So funkelt bald der Stifte Glanz
An Händen ihr und Liliensüßen —
Sie wünscht ja voll und ganz zu büßen,
Wie sie genossen voll und ganz.

In wonnigem Ermatten strecken
Sich ihre Glieder wie am Kreuz;
Wahnsinn der Wollust! Zu entdecken
Vermagst du an des Todes Schrecken
Sogar noch schaurig süßen Reiz!

Zerschlitzt umflattern noch die Schleier
Der Dämmerung den Pfeil des Lichts,
Da ist verrauscht die Liebesfeier —
Nun übertöne, goldne Leyer,
Den dunklen Spruch des Blutgerichts. — —

Und wieder deinen Tempelhallen
Entschwebst du langsam, Mutter Nacht!
Die Rabenschwinge läßt du fallen,
Wo dumpfe Hammerschläge schallen
Auf Nägel blank wie Sternenpracht.

Voll Frauenlaunen ist dein Walten,
Noch gestern überschwenglich mild
Ein höchstes Glück geheim zu halten,
Und heut schon weißt du zu entfalten
Des grimmsten Schmerzes nacktes Bild.

Du spannst dein funkelgolddurchwoben
Gewölb um Meer und Rosenau,
Von Meteorenpracht umstoben
Enthüllst du, hoch am Kreuz erhoben,
Den weißen Leib der schönen Frau.

Ihr Blut entträuft, es träuft die Thräne,
Sie schwebt im blauen Sternenschein
Wie eine riesige Phaläne,
Und dem Email der weißen Zähne
Entweht der Atemzug der Pein.

Es fliegt ihr Haar, es kühlt die Wunden
Der Nachtwind dem gequälten Weib,
Das jüngst noch höchste Lust empfunden;
Und wie Erinn'rung jener Stunden
Durchtränkt ihr Rosenduft den Leib.

Als ob der Tag jetzt Atem hole
Entrauscht es fern der Wellenflut
— Lichtweiß der Leib, das Haar wie Kohle —
So schwebt sie in der Gloriole,
Im Rad der jungen Sonnenglut.

Sie will verschmachten und verzagen
Vor starrer, hoffnungsloser Pein,
Sie scheint ihr länger nicht zu tragen,
Es übertönen ihre Klagen
Die Brandung und der Möven Schrei'n.

Die goldnen Nägelknäufe blinken;
Sie rüttelt dran verzweiflungsvoll
Wie an verschloßner Pforte Klinken —
Dann läßt sie müd den Körper sinken,
Indes ihr Blut mit Macht entquoll.

Am schwarzen Kreuzesbalken lehnen
Die weißen Arme ausgespannt,
Und in der Last des Körpers dehnen
Sich martervoll gestreckt die Sehnen;
Die Finger krümmen sich der Hand.

So hängt sie krampfdurchzuckt und ächzend,
Es dorrt das Mark ihr im Gebein,
Sie neigt das Haupt, nach Wasser lechzend,
Und Rabenschwärme harren krächzend
Des Endes ihrer Todespein.

Indes vom Blut, dem rauchend warmen,
Das Kreuz erglänzt rubinenrot,
Erschauert sie und stöhnt: Erbarmen!
Ich harre dein mit offnen Armen,
Nur du noch bist mein Liebster, Tod!

Donauwörth. Rudolf Knussert.

Alte Lieder aus jungen Tagen.

I.

Bianca.

Je suis vivant, bien vivant, très-vivant.
P. Béranger.

Annenstraße —
Kettenbrücke —
Chopins Walzer in E-moll —
Schwirrt es summend
Durcheinander
Mir im Kopf, schier werd' ich toll.

Und dazwischen
Wallt bezaubernd
Noch ein Bild im Rosakleid —
Tanzt, o tanzet,
Lustgedanken,
Bis ihr wonnemüde seid!

Bis ein einzig
Gnadensternbild
Mich umzittert, ewig jung:
Eine süße,
Rosenrote
Liebeslusterinnerung!

II.

Marietta.

Où s'en va tout? Or escoutez:
Tout aux tavernes et aux filles.
Fr. Villon.

Die Schenke braust. Es tost so frisch
Die wilde Becherschlacht;
Ich blicke zu dem Nachbartisch
Verstohlen, heimlich sacht.
Dort welch ein lärmend toller Chor!
Hier welch ein loser Mädchenflor!
Und du siehst wie ein Stern hervor,
Der winkend reizvoll lacht. —
Ich liebe dich, Marietta,
Du kleine Marietta . . .
Wann wird es wieder Nacht?

Und Silberklang und Goldeswein
Das junge Blut entfacht;
Das Herz so schwach, wie stark allein
Der Liebe Zaubermacht!
Was spielst du mit der kleinen Hand
Am roten Halsband unverwandt?
Gut! Morgen trag' ich es als Pfand
Tagüber bis zur Nacht.
Ich liebe dich, Marietta,
Du kleine Marietta . . .
Es wird schon wieder Nacht!

O komm! Wie lustverlangend blickt
Die blaue Sommernacht!
Wenn ich dir dann die Hand gedrückt,
Weißt du, was ich gedacht?
O möchte nie der Tag uns schaun,
O dürften wir uns selig baun,
Ein weiches Nest auf Blumenau'n,
Voll Duft und Sternenpracht!
Ich liebe dich, Marietta,
Du kleine Marietta —
Marietta, jede Nacht!

III.

Dagmar.

Soyons recueillis et silencieux
Et sous le manteau musical des cieux
Aimons nous sans phrases.
G. Montoya.

Wenn die weißen Blütenbüsche
Der Kastanienbäume schimmern,
Zieht im Herzen ein Erinnern
Mondhaft leuchtend still herauf.
Dagmar! tönt die leise Frage,
Tönt die schmerzbewegte Klage,
Schlanke Nordlandsmaid, o sage,
Sage, wo verweilst du heut?

Nacht um zwei Uhr — Café Bauer —
Schwere Ladung, leichte Landung —
Einsam sitz' ich bei dem Mocca,
Doch nicht lange, ach, da winkt
Sie mir lächelnd unter Wonne,
Glutvoll leuchtend gleich der Sonne,
Gnadenreich wie die Madonne —
Gott verzeih mir! — und was nun?

Zahlen! — Rasch! — O selig Schlendern
Unter mondbeglänzten Linden
In der Maienmorgendämm'rung
Einsam frühlingsfroh zu zwei'n!
Druck von still verschwiegnen Händen!
Kuß um Kuß — o süß Verschwenden!
Herzensienzfest! — Wie beenden
Wir die Feier, ach, und wo?

Löwendenkmal — nach zur Rechten
Streut das Mondlicht Silberfunken
Auf ein duftend zart verlockend,
Laubenartig grün Gebüsch.
Gras und Samtkleid? Lächelnd Schweigen.
Noch ein Rückblick, dann ein Neigen,
Und schon jubelt wundereigen —
Fernher Walters Nachtigall . . .

Waldesweben. Süßes Rauschen.
Wächterschritte — weh, gefangen?
Für den Nachtrat (ein Minister
Kostet mehr schon), auch zehn Mark:
Und wir zogen lustzufrieden
Durch des Laubparks Morgenfrieden
Bis zum Siegesthor und schieden,
Dagmar, ach, für immerdar! —

Wie die weißen Blütenbüsche
Der Kastanienbäume schimmern,
Und ein weißer Schatten legt sich
Weich umschmeichelnd an das Herz!
Dein Bild, schlanke Nordlandsschöne!
Waldfern rufen Zaubertöne,
Greller Mißklang . . . Fließ, o Thräne,
Schweig', mein einsam altes Herz —

Tot die Jugend, goldne Jugend,
Ach, die Jugend ohne Tugend,
Wahllos nach dem Schönsten lugend,
Dagmar, tot — auf immerdar!

Berlin. Oscar Linke.

Reiter im Herbst.

Hier wilde Gänse schrecken scheu empor —
Wer reitet noch zum Abend übers Moor?
Der dichte Nebel teilt sich schwer und träg —
Ein rotbraun Rößlein klappert übern Weg.

Ein Rittersmann! Sein Fähnlein schwimmt in Tau,
Schwarz ist die Rüstung, und sein Auge grau
Blickt starr und still wie in ein weites Grab,
Sein Rößlein nagt am Weg die Kräuter ab.

Er reitet wie verdrossen, wie im Traum,
Wohin er blickt, erschauern Busch und Baum,
Und was er streift mit seiner Eisenhand,
Riedgras und Rohr sinkt nieder wie verbrannt.

So taucht er langsam in das Nebelmeer . . .
Dicht fallen welke Blätter hinterher . . .

Berlin. Hans Benzmann.

Sisyphus.

Was ich lang von mir getrieben: starre Wünsche und Gedanken —
Seh' ich ferneher sich schieben, wieder zu mir poltern, schwanken.

Und im raschen Bildnersehnen stürz' ich auf den Stein, den kalten.
Müder Hände eitel Wähnen, je mein Gestern zu gestalten. . . .

Tiefenabwärts saust es nieder, dumpf verkollernd in den Weiten —
Neuem Bilden darf ich wieder sehnend meine Arme breiten.

Doch der Fels erstarrter Tage jagt zurück in bangem Grollen,
Und mit stet erneuter Klage wälz' ich mein erkaltet Wollen!

So vor längst Gelebtem zitternd, meinem Fels, der nie zu meistern,
Stöhn' ich bang, ins Dämmer witternd, wo die toten Schatten geistern.

Wien. Paul Wertheimer.

Parfum Tubéreuse.

. . „Mon âme voltige sur les parfums . "
Baudelaire.

Ich will aus schwerem Duft und Sünden
Ein süßes Zauberreich begründen,
Und töten will ich Schmerz und Seele,
Und glücklich sein, wenn ich dich quäle . !
— Sieh! Droben die zitternden grausamen Sterne,
Die gähnende, schwindelnde, ewige Ferne, —
Und alles, was oft mich durchgraut und umflirrt, —
Und was die Gedanken zum Wahnsinn verwirrt, —
Es will mich erfassen, durchfiebern, umkrallen . . .

O laß die Gardine, die rauschende fallen!
Und lehn' dich so träg an den weiten Kamin
Genüber der Ottomane hin . .
Ich will mich in die Kissen schmiegen,
Den Kopf so müde seitwärts biegen,
Wie du es liebst . . Zurückgelehnt
Ganz still, und schmerzlich süß versehnt, —
Umhaucht von fliederheller Seide,
Umzuckt von flackerndem Geschmeide . .
Berauscht von dem eignen berauschenden Leib,
Ganz Schönheit und Lächeln . . und Märchen . . und Weib . !

Die Ampel webt ihren blaßroten Schein,
Das Feuer knistert so heimlich darein . .
Aus all den zärtlichen Falten quillt
Ein lähmend süßer Hauch, und schwillt
Die rote Luft, so eng . . so heiß!
. . Du starrst mich trostlos an . . ich weiß!
Mein Duft, und wie ich oft gelacht,
Das hat dich so trostlos, so elend gemacht .

Wien. Lizzie.

An Isolde.

Da, wo die Adler meines Denkens kreisen,
Ist edle, große Bergwelteinsamkeit
Und reine Luft. Fern von des Alltags Gleisen
Vergeß ich hier die Kleinheit unsrer Zeit.

Wildbäche durch die Felsenklüfte tosen,
Und ernste Fichten ragen in die Luft.
Und leuchtend blühn verstreute Alpenrosen,
Und goldnes Harz versendet würz'gen Duft.

Und eine Hütte nenn' ich hier mein Eigen,
Gemächlich nicht, doch für den Sturm gebaut.
Trittst du herein, umfängt dich hehres Schweigen,
Seltsam erklingt hier deiner Stimme Laut.

Du fühlst: hier darf kein niedrig Wort erklingen,
Doch frei ertönt das Lied der Leidenschaft;
Das Lied, dem dort im Thal gelähmt die Schwingen,
Hier findet es zum kühnsten Flug die Kraft.

Hier möchte ich mit dir zusammenwohnen,
Dämonisch Weib, du all mein Sinn und Sein!
In freier Einsamkeit der Berge thronen,
Der König ich, du meine Königin.

Hier, wo die dunkeln Fichten rauschend sprechen,
Fühlst du der Allheit Seele dir so nah.
Hier ist die zage Kleinheit nur Verbrechen,
Der Größe jauchzt es rings halleluja.

Hier sollst du schauernd an die Brust mir sinken,
Auf Alpenrosen bette ich dich sacht.
Von deinen Lippen will ich stammelnd trinken
Den Trank, der uns zu sel'gen Göttern macht.

Und wenn des Nachts die Wasser wilder rauschen,
Wenn donnernd Sturm um unsre Hütte saust,
O Leib an Leib dann, welch ein selig Lauschen,
Da gleicher Sturm auch tief in uns erbraust.

Und wenn die lohen Flammenboten gehen,
Darin die Urkraft jäh sich offenbart,
Wir dürfen ihnen stolz ins Auge sehen,
Da auch in uns sich regt Titanenart.

Doch wenn des Nachts die goldnen Sterne gleiten
Sacht ihre Bahn in hehrer Majestät,
Dann beten wir voll stummer Dankbarkeiten
Der freien Liebe heiliges Gebet.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Lebe wohl!

Noch haben wir uns nie genossen
In einem nackten Überschwang.
Du wolltest warten, scheu-umflossen,
Bis uns der Schwur der Treue zwang.
Wir sind so jung. Gieb mir die Hände,
Mich zieht es mächtig in die Welt.
Doch dieses Sehnen hat kein Ende,
Das wild aus meinem Grunde gellt:

Ich suche eine, eine Seele,
Die soll an meine wachsen, still.
Oft würgt mir eine Faust die Kehle,
Wenn ich nicht finde, was ich will.
So manche gab mir heiße Lüfte,
Ich sah in ihren Seelengrund:
Da gähnte eine leere Wüste,
Gefror die Glut auf meinem Mund.

Du zitterst? Laß! Ich muß noch irren
Und tragen alle Kraft und Glut.
Dann wird ein Weib mich sanft entwirren
Und klären meinen trüben Mut.
Wir wollen uns jetzt ganz verwinden.
Hör' mich: Bist Du mein ferner Traum,
Dann werden wir uns wiederfinden,
Und aus der Schale quillt der Schaum!

Konstanz. Emanuel von Bodman.

Brautnacht.

Durch den Gardinenspalt
Querüber zum Bett
Silbrig
Eine Zinke Mondlicht . . . .
Vom Nachttischchen her
Ticktack . . . — Ticktack . . . —
Meine Uhr — ihre Uhr —
. . . Brautnachtstille . . . .
Jetzt regt sie den Kopf . . .
— Süßmüde blinzelt's —
Ihr goldbraunes Stirnhaar
Struwwelt ans Ohr mir
Wie ein Büschelchen reifer Haferrispen . . .
„Else — bist wach?“ —
„Ja — Max, — komm' — küssen!“
Vier kleine, brün'stige
Zähnchen graben
Sich bittend ins Kinn mir . . . .
Durch ihr feines Hemd
Fühl' ich schneller pulsen
Den jungen, frischen,
Schauernden Leib . . . . .
„Elsei“ — „Max!“ — . . . .
Zwei Stückchen Meerleuchten,
Glimmen ihre Augen . . . . .
Mund auf Mund liegt gepreßt
Wie zwei Smyrnafeigen
Im Feigenkästchen . . . . .
„Max!“ — „Else!“ — . . . .
— — — — — — — —
Die Bettdecke buchtet
Um glühende Wellen . . . . .
— — — — — — — —
Über unsern Köpfen
Die Wand hinauf
Silbrig
Eine Zinke Mondlicht —
„Nun — wieder — schla — fen —“
Vom Nachttischchen her
Tick — tack . . . . Tick — tack . . .
Tick . . . .

Köln a. Rh. Carl Maria.

Laura am Frauenseelen=Klavier.

(Das Muster ist berühmt.)

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert,
Laura, itzt zur Statue entgeistert,
Itzt entkörpert steh' ich da.“
Ich, der Mann, das große Tier, der Lümmel,
Stürze gradwegs aus dem siebten „Hümmel“,
Ein Atom, ein Wurm, ein Nichtssaſſa.

Lächelnd wirkst aus Klängen du und Worten
Infallible Teppiche und Borten,
Die mit bunten Fransen du begabst.
Auf den Kampfplatz tiefgekränkter Nerven
Seh ich dich Verständnisblicke werfen,
Als ein Frauenzimmer und als Papst.

Du hast, was die andern träumen, ahnen,
Mit Musik und windgeregten Fahnen
Ins Reale transponiert.
An den Ohren treibst du, an den Haaren
Geniale Gleichnisse zu Paaren,
Und Sankt Sexus triumphiert.

Oh — ich werde schwindlig, stürze, falle
Bei dem äquivoken Wasserfalle
Der Komplementärpsychologie!
Laura, „sprich! Ich frage, gieb mir Kunde,
Stehst mit höhern Geistern du im Bunde?
Ist's die Sprache, lüg' mir nicht,
Die man in Elysen spricht?"

Heidelberg. Dr. Owlglaß.

Lukas, Kap. 10, Vers 30.

Von Salem zog nach Jericho
Ein Wand'rer seines Weges froh,
Doch an der Straße letzter Wende
Fiel er den Räubern in die Hände.

Die nahmen ihm sein Hab und Gut
Und schlugen ihn bis auf das Blut;
Und als zu Boden sank der Wunde,
Verschwanden sie im Waldesgrunde.

Bleich, blutig, röchelnd lag er da,
Dem Tode, der Verzweiflung nah,
Als plötzlich schwere Schritte klangen —
Ein Priester kam dahergegangen.

Des Lebensglückes volles Licht
Erstrahlt aus seinem Angesicht,
Und einen wohlgefüllten Ranzen
Sah man an seiner Hüfte tanzen.

Mit feistem Nacken, steif wie Holz,
Schritt hin der Synagoge Stolz,
Bis quer vor seinem Fuß im Blute
Der junge Pilger stöhnend ruhte.

Mit Schrecken sah der Priester hin,
Um schneller seines Wegs zu ziehn,
Das Gold glitt in des Kaftans Falten,
Den Stab thät fest die Rechte halten ...

Und wieder lag der Wunde da,
Dem Tode, der Verzweiflung nah,
Als plötzlich wieder Schritte klangen —
Und ein Levit kam hergegangen.

Der krummgenaste Galgenkerl
War hager wie ein Küchenquerl,
Und krampft' in seiner Geiertatze
'ne dralle, goldgespickte Katze.

Gebeugten Nackens, von Rimess'
Und Wucherträumend, hausse und baisse,
Der Dieb en gros, der Börse Wonne,
Dahinschlich in der Morgensonne.

Urplötzlich ward er wie die Wand,
Sein Aug' den wunden Pilger fand —
Der Geldsack schwappte in die Tasche
Und nach dem Dolche griff der Rasche.

Und über'n Wunden springt er weg,
Und rast wie toll durch Busch und Heck',
Als folgten all, die er bestohlen,
Rachsüchtig seinen flinken Sohlen.

Und viele kamen noch heran,
Doch keiner hielt die Schritte an,
Und keiner hat ihm Trost gespendet,
Nur schneller sich hinweg gewendet.

Und auf dem Pfad gen Jericho
Liegt heute noch der Wunde — — wo,
Wo bleibt in all dem Glanz und Flitter
Der deutschen Dichtkunst Samariter??

Wien. Ottokar Stauf von der March.

Schicksal.

Ererbte Kronen?!
Der Starke und Stolze
verachtet euch.

Aus tiefer Nacht,
aus dem scheuen Schweigen
groben nichtigen Volkes
steig' ich empor.
Eine Krone will ich!
Nur der ist ein König,
der mit eigener Hand
sich selber
mutig, kraftvoll
auf den Bauernschädel
die Goldzier setzt.
Doch, wenn aus der dunkeln
Thalgrundnacht,
aus dem dämmernden Tag
Jubelgewoge dereinst
donnernd zu mir empor
stürmt und brandet,
dann — brech' ich
mit Wehmuts-Lächeln,
und tiefer Verachtung
die Krone entzwei
und werfe die güldenen
Edelbrocken
niederwärts
unter das gierige Volk.

Und gehe hinab.
Hinab von des Hochbergs
Königsgipfel
die andere Seite,
die einzig fühlte
die leichten Füße
der Menschenfreien.

Und gehe
und laufe
und springe
und singe,
eigenfroh,
ein Sonnenlied;
das Lied von der Einsamkeit!

München. Hans H. Busse.

Kindergedichte von Richard Dehmel.

(Pankow bei Berlin.)

Maiwunder.

Maikönig kommt gefahren
in seinem grüngoldnen Wagen
mit Saus und Gesinge.
Seine Zügel sind Sonnenstrahlen,
zwölf große blaue Schmetterlinge
ziehn ihn über Busch und Bach,
daß die weißen Blütenglocken
in seinen Locken
schwingen und springen,
und Hans guckt ihm nach
und hört sein Lied:
Wer zieht mit? zieht mit?

Kommt das Maienweibchen,
trägt ein weißes Kleidchen,
trägt ein grünes Kränzchen,
sagt zu unserm Hänschen:
Eia, Hans,
Komm zum Tanz!
Einen Schritt, Frau Nixe,
einen Schritt, Herr Nix,
Ringeldireih, Ringeldireih,
Dienerchen,
Knix!

Aurikelchen.

Aurikelchen, Aurikelchen
stehn auf meinem Beet
und sehn den blauen Himmel an,
wo schon den ganzen Morgen
die gelbe Sonne steht.

Aurikelchen, Aurikelchen,
was guckt ihr denn so sehr?
Ihr seid ja selbst so gelb wie Gold,
und habt ein rotes Herzchen,
was wollt ihr denn noch mehr!

Reiterliedchen.

Schimmel, laß dich lenken,
will ich dir was schenken:
reite rasch nach Mexiko,
da kaufe ich dir Bohnenstroh,
reite nach der Mongolei,
da kauf' ich mir ein Osterei,
hopp!

Schimmel, laß dich schlagen,
will ich dir was sagen:
reite rasch nach Hindostan,
da kaufe ich mir Marzipan,
reite nach Cap Morgenrot,
Da kauf' ich dir ein Dreierbrot,
hopp!

Puhstemuhme.

Krause, krause Muhme,
alte Butterblume,
Puhsterchen, nanu?
wo hast du denn dein Hütchen,
dein gelbes Federtütchen,
worauf wartest du?

Warte aufs Kindchen,
bitte, lieb Mündchen,
ich alte griese
Trauerliese,
puh, puh, puh:
puhst mir mein Kleid entzwei,
puhst mich in'n Himmel, ei!
tausend kleine Nackedeys
spielen da im Gras,
tausend kleine Nackedeys
lachen sich da was.

Die Reise.

Tipp, tapp, Stuhlbein,
hüh, du sollst mein Pferdchen sein!
Klipp, klapp, Hutsche,
du bist meine Kutsche,
wutsch!

Wipp, wapp, zu langsam,
hott, wir fahren Eisenbahn!
Alle meine Pferde,
um die ganze Erde,
rutsch!

Tipp tapp, zipp zapp,
halt, wann geht das Luftschiff ab!
Fertig, Kinder, eingestiegen,
wollen in den Himmel fliegen,
futsch!



Ein Glücklicher.

Skizze von Maria Janitschek.

(Berlin.)

Vor wenigen Tagen haben sie ihn zur Ruhe bestattet. Nun machen sie einen weiten Bogen um seine Hütte, und die Scheu, die sie im Leben vor ihm empfanden, hat sich in abergläubische Furcht verwandelt. Ich habe mit ihnen von ihm gesprochen. Es war merkwürdig, zu beobachten, wie gedämpft ihre Stimmen klangen, wenn sie von ihm redeten, und wie ihre Augen von links nach rechts wanderten, als ob seine lange Gestalt plötzlich auftauchen könnte. —

Was sie mir von ihm erzählten, und was ich aus seinem eignen Munde hörte, giebt ein Bild, das Freude macht.

Geschuftet und gequält vom Morgen bis Abend, Tag ein, Tag aus, Woche um Woche, Jahr aus, Jahr ein, das ist seine Geschichte, von dem Zeitpunkte an, wo er die Schule verließ, bis dahin, wo er zum ersten Mal lachte.

Er war der Sohn eines armen Lehrers, der nicht viel weniger als ein Dutzend Kinder zu ernähren hatte. Auf Bernhard, dem Erstgeborenen, lag der Frühling der Liebestage seiner Eltern. Ihn liebten sie mehr als die anderen Kinder, die später kamen, er bedeutete so viel für sie, er brachte ihnen so viel glückliche Erinnerungen in ihr armes dürftiges Leben. Ihm hätten sie gerne eine feine gediegene Erziehung geben mögen, ihn zu einem tüchtigen Manne heranbilden mögen. Aber das ging nicht. Als er zehn Jahre alt war, und acht hungrige Geschwister neben ihm herliefen, empfanden sie's als ein Glück, daß der Wirt im Orte, sein Taufpate, ihn zu sich nahm. Er machte den Laufburschen, putzte Messer, spülte Gläser, und erhielt mehr Ohrfeigen, als er verdiente.

Später wollte ihn der Pate zum Kellner heranbilden, aber dagegen hatte Bernhard eine unüberwindliche Abneigung. Lieber Hausknecht, oder irgend etwas anderes werden, nur kein Kellner. Man verwendete ihn nun als Mädchen für alles. Wo es einen schwierigen, oder widerwärtigen Dienst zu thun gab, wurde er herbeigeholt. Er gab seinen Lohn den Eltern und ging seiner Arbeit nach, einsilbig, stumpf, und nicht sehr beliebt bei den anderen Dienstleuten.

Eines Tages, als er den schweren Eisenkoffer eines Reisenden wie spielend auf die Schultern lud und dann auf das Verdeck des Omnibus

stellte, sah er zwei Augen auf sich gerichtet. Es war ein kleines, ganz blasses Mädchen, dem diese Augen gehörten, die „Mehlspeis-Resi".

„Was schaust mich denn so an?" fragte er, seine Hände mit Speichel benetzend.

„Weil Du so viel stark bist und dabei so g'ring ausschaust."

„Gefallt Dir das?"

„Ja," sagte sie aufrichtig, „'s g'fallt mir, weil i 's nit versteh."

Er redete sonst nie mit den weiblichen Dienstboten des Hauses. Heute machte er eine Ausnahme.

„Du schaust auch nix gleich, und kannst so feine Strudeln backen."

„Ja, die Hitz' nimmt ein'm alle Farb'," nickte sie, mit der Hand über ihre schneeweiße Wange gleitend, „aber g'sund bin i deshalb doch."

„Wie alt bist denn?"

„Zwanzig."

„Herr Jesses, und noch so a Stöpserl. I hab' Dich für höchstens fünfzehn g'halt'n."

„Ja die Hitz' —"

„Warum bleibst denn, wenn Dir die Hitz' so schlecht thut?"

„Was sollt i denn sonst? I hab' niemand, meine Eltern sind tot, als Kind bin i schon in die Küch' kommen."

„Mi wundert nur, daß Deine Augen noch so schwarz sind," meinte er. „So kohlschwarz. Da liegt auch was drin, was i nit versteh."

Sie geriet in Verlegenheit, wendete sich um und ging in die Küche zurück. Und seit diesem Tage liebte er sie. Sie redeten nicht viel miteinander, aber es herrschte ein uneingestandenes Verständnis zwischen ihnen; wenn er, eine Last auf den Schultern, über den Hof schritt, mußte sie jedesmal den Blick vom Herde erheben und hinaussehen.

Das Gasthaus war, besonders im Sommer, sehr gut besucht; da hatten die Bediensteten wenig Zeit, sich zusammen zu unterhalten. Im Winter gab es mehr Gelegenheit. An einem Novemberabend kam Bernhard in die Küche, als ob er sich die Hände wärmen wollte. Als es ihm gelang, unvermerkt zu Therese zu treten, raunte er ihr zu: „Meine Mutter is g'storb'n." Sie erschrak vor dem Weh, das aus seinem Gesichte sprach. Sie antwortete nichts, sondern starrte traurig auf die glühende Herdplatte. Eine halbe Stunde später, als sie nach dem Wirtschaftsgebäude um Eier gehen mußte, stellte er sich ihr in den Weg und faßte sie an den Händen.

„Möchst Du meine Frau werd'n?" Sie fuhr zusammen. „Laß mi, i muß back'n."

„Antwort," sagte er, ohne sie loszulassen.

„Wennst es durchaus wissen mußt, ... freili, freili ...."

Er preßte ihre Hand und verschwand im Dunkel.

Am nächsten Tage kündigte er den Dienst. Ihr sagte er, er wolle weiter, um sich in der Stadt mehr Geld zu verdienen, damit sie schneller Mann und Frau werden könnten. Sein Vater war längst tot, seine Geschwister, d. h. die am Leben geblieben waren, in der Fremde. Niemand hinderte ihn zu gehen. Therese neigte ergeben das Haupt, als er ihr Lebewohl sagte.

Und dann hat er gearbeitet wie ein Lasttier. In einem großen Hotel in der Stadt mieteten sie ihn als Hausknecht. Die Nacht über putzte er Stiefel und Schuhe, und bei Tage schleppte er Koffer und Kisten, machte Gänge für die Reisenden und half im Stalle bei den Pferden. Je mehr er sich zumutete, um so kräftiger entwickelte er sich, um so stählerner wurden die Sehnen seines hageren Leibes. Lachen sah ihn niemand. Er war immer ernst und in sich gekehrt. Sein Gesicht war regelmäßig, aber ohne Anziehendes. Nur die graublauen Augen darin verblüfften. Es waren Augen von stumpfem Glanz, man ahnte, daß sie erschreckend aufblitzen konnten. Er trug schwer an seinem Innern. Er freute sich auf die kommende Zeit, welche er neben der kleinen blassen Frau verleben würde, sie war ähnlich wie er. Er freute sich darauf, dann alles erzählen zu können, was er in all den Jahren der Einsamkeit in sich aufgespeichert hatte. Und er schuftete wie ein Geldgieriger, und lebte wie ein Neidischer.

Tag für Tag legte er die Groschen zusammen, die er mit dem Mark seiner Knochen sich erwarb. Und dann war's so viel. Endlich war's so viel, bloß um die notwendigsten Möbelstücke kaufen zu können. Mehr als ihren Herd wollten sie beide ja nicht. Arbeiten würden sie natürlich weiter. Sie in ihrer Küche, und er wieder in seiner alten Stellung. Nur nicht mehr ganz so verlassen sein, einen Pfühl unter dem Kopf besitzen, der ihr eigen war, eine Hand, die manchmal verstohlen einen Schweißtropfen von der Stirne des anderen trocknete.

Er eilt nach seinem Heimatsdorf. Äußerlich ruhig, fast gleichgültig. Innerlich stürmt sein Herz. Er reibt sich aufgeregt die Hände mit ihrer lederartigen schwieligen Haut. Endlich kommt er an, steht er vor ihr, vor ihr.

Ist sie nicht fast noch kleiner und blässer als früher? Herr Gott, wie lang ist's denn her, daß er sie nicht gesehen hat?

Ein, zwei, drei Jahre. Ihm verging die Zeit unglaublich schnell in seinem Jagen nach dem Ziel.

Ihr? Sie lächelt ihn an. Ihre Lippen sind wie die Blätter einer verwelkenden weißen Rose. — — —

Sie mieten sich eine Stube, kaufen sich ein Bett, einen Tisch, zwei

Stühle, einen Schrank. Während des Einkaufens reden sie wenig mit einander, bloß ihre Hände fassen sich immer wieder und wieder.

Es war im Frühling, im Mai.

Sie hatte acht Tage frei bekommen zu den nötigsten Vorbereitungen. Während dessen mußten die Herren Gäste weniger gute Küchlein essen.

„Schleun Di," sagte die Wirtin zu ihr. Und sie nickte. Ja, ja, sie würde sich schon „schleunen".

Ein eiskalter Regen, untermischt mit Schnee, fiel ununterbrochen vom Himmel. Aber die Brautleute merkten es nicht. Natürlich nicht. In ihnen hatten ja eben die ersten Himmelsschlüssel die Augen aufgethan. —

Und endlich waren die ganzen Herrlichkeiten ihrer Stube eingekauft und fertig aufgestellt. Therese hatte infolge des Unwetters nasse Füße und Fieber bekommen. Sie wollte in das Gasthaus zurück, um sich in ihrer Kammer ein wenig hinzulegen. Bernhard widersetzte sich. Nein, sie solle gleich in ihre eigne Wohnung gehen, sich in ihr eignes Bett legen. Da würde es ihr am ehesten gut. Sie folgte ihm. Und er hatte recht gehabt. —

Am Tage bevor sie zur Kirche sollte ging er zum Schreiner, ihr einen Sarg zu bestellen. Eine Gehirnentzündung hatte sie weggerafft. Er zog ihr ihren Brautstaat an und setzte sich neben ihren Sarg. Er durfte es ja, denn es war seine eigene Stube, in der sie lag. —

Und wie er so dasaß beim flackernden Talglicht, das zu Häupten der Toten brannte, und sein vergangenes Leben betrachtete, und — sein zukünftiges, da brach ein Lachen aus seinem Munde, ein Lachen, das die Wände erschütterte und die Blumen in der Hand der Toten zittern machte.

War die kleine weiße Puppe da, die ein bißchen Regen zu Tode gebracht hatte, es wert, daß sein Herz so wahnsinnig nach ihr schrie?

Waren der Tisch und der Stuhl und der Schrank es wert, daß er sein Mark für sie in Schweiß umgesetzt hatte? Waren die paar Wochentage seiner Zukunft es wert, daß bei der Vorstellung von ihnen sein Haar erblaßt war? Es war ihm, als ob er in die Lüfte getragen würde und unten, Millionen Meilen tief unter sich einen hellen Knollen mit bunten Flecken darauf erblickte. Er drängte hinab, um besser zu sehen. Und die hellen Flecke wurden zu Gewässern und Städten, und darin wimmelte es von dunklen winzigen Pünktlein. Sie waren so klein, daß man ihre Gestalt nicht genau erkennen konnte. Waren sie rund, lang, viereckig? Und er fuhr mit seinem Finger hinein, um klarer zu erkennen. Da war ihm, als sagte ihm eine Stimme: nun sind hunderttausend Menschen weniger auf der Erden, Dein Finger hat sie erdrückt.

Er staunte. „Ist denn dies Wimmelnde noch schwächer als Staub? Selbst der ist nicht so empfindlich.“ „Ja, es ist schwächer als Staub.“ „Dann: — die Sohlen darauf.“

* * *

Einige Wochen später erhielt er die Nachricht, daß er eine Erbschaft von mehreren Tausend Gulden gemacht habe. Eine Verwandte, die er persönlich gar nicht gekannt, die im Auslande gestorben war, vermachte ihm die Summe. Just ihm, dem Erstgebornen seiner Eltern.

Als man ihm diese Neuigkeit mitteilte, lief einen Augenblick lang eine schreckliche Veränderung über sein Gesicht.

Jetzt war er ein reicher Mann. Jetzt, jetzt, jetzt! Er legte die Hände an die Schläfe. Und dann bogen sich seine Schultern unter dem Lachen, das aus seinem Munde hervordrang. Der Notar und die Gehilfen sahen einander bestürzt an. Er war irrsinnig geworden, ohne Zweifel. Man packte ihn an den Armen und schleppte ihn ins Krankenhaus, auf die Beobachtungsanstalt. Aber nachdem er ausgelacht hatte, wurde er wieder so ruhig und nüchtern, daß man ihn nach kurzer Zeit freiließ. nahm sein Geld und zog fort.

Er wanderte lange in der Welt umher, immer einsilbig, ruhig, mit niemand verkehrend. Er suchte seine Geschwister, fand sie aber nicht. Sie sollten nach Amerika ausgewandert sein. Dahin ging er ihnen nicht nach. Sein Haar war schneeweiß geworden, seine Hände fein und zart. Er arbeitete nicht mehr. Bloß sein Gehirn arbeitete. Man sah es an seinen Augen, diesen wunderlichen Augen. — Einmal kam er auf seiner Wanderung zu einem hochgelegenen Weiler. Etwa sieben Hütten, überaus armselig, auf einer ziemlich steil abfallenden Bergwiese belegen, bildeten die Niederlassung. Keine Kirche, kein Gottesacker, kein Wirtshaus war hier zu erblicken. Etliche magere Tiere weideten vor den armseligen Holzhäusern.

Irgend etwas muß den Pilger angezogen haben. War's der Anblick naher Gletscher, oder waren es die Tiefen, die sich vor dem Weiler aufthaten und ferne Dörfer und Orte in bläulichem Rauch erblicken ließen? Genug, hier siedelte sich Bernhard an. Hier traf ich ihn einmal, als ich mich auf einer Gebirgstour verirrt hatte. Ein hoher hagerer Mann mit schneeweißem Haar und blaugrauen verschwiegenen Augen, in einen braunen Kittel gehüllt, trat er mir entgegen. Sein Gesicht war von Runzeln übersäet.

„Ich bin seit dreißig Jahr heroben,“ antwortete er mir auf meine Frage. Er beackerte sein spärliches Feld; im übrigen, meinte er, säße er vor seiner Hütte und sähe hinab. Er bewohnte das letzte Häuschen. Auf das

Rasenstück, das die Hütte umgab, und auf dem etliche Büschel Alpenrosen und Edelraute blühten, schien er nicht wenig stolz zu sein.

„Den Birnbaum hab ich selbst gepflanzt," meinte er, auf ein elendes verkrüppeltes Bäumchen deutend, das seine hageren Arme nach dem Fenster der Hütte streckte.

„Trägt er Früchte?"

„Hä, und wie viele," nickte der Alte.

Ich bohrte an ihm herum, denn er interessierte mich gewaltig, aber es war nichts Rechtes aus ihm herauszubringen. Was ich mit der Zeit über sein Schicksal erfuhr, geschah meist durch andere. Bloß einen Vorfall erlebte ich mit ihm, dessen ich nie vergessen werde. —

Eines Morgens, etwa um 3 Uhr, erhob ich mich von meinem Heulager, um eine Wanderung über den nächsten Gebirgskamm anzutreten.

Ich mußte an Bernhards Gärtchen vorüber. Im Augenblick, als ich den Zaun passierte, erscholl ein lautes Gelächter neben mir.

Verblüfft blieb ich stehen.

Aus dem Schatten eines Baumes grinst mir ein Gesicht mit hervorgestreckter Zunge entgegen. Und daneben steht Bernhard und lacht.

„Was meinst," sagt er zu mir, „hat si der Jörg just mein Birnbaum aussuch'n müaſſ'n, um der Welt die Zung' außa z' reck'n."

Ich half den Erhängten abnehmen. Mich schauerte. Es war ein Greis.

„Der hätt' auch noch ein paar Tage warten können," meinte ich.

Mein Alter antwortete nicht.

Und als ich ihn später fragte, warum er so grausig gelacht habe, sah er mich wie ein unschuldiges Kind an.

„'s war 's dritte Mal in mein'm Leben, vergunn mir's. Und 's war so gut gmoant. I hab mi gefreut, daß der Jörg — er hat schon lang fürchterliche Schmerzen g'habt — so viel Mut besess'n hat. D' meist'n fürcht'n si. Und sixt, es is so dumm, si z' fürchtn'. Die Welt, d. h. die unsere, is wie a Blumen. Es is alles auswendig, die Gerechtigkeit und die Lust und d' Straf, alles wohnt hier auf der Erd', alles auf der Erd'. Die Leut' meinen aber, 's wär' umkehrt. — Das „Drüben" oder „Jenseits" ist die einwendige Seit'n von der Blumen. Verstehst mi?"

Ich nickte und senkte meine Blicke vor seinen Augen.

„Warum bist Du aber so einsam geworden?"

„Ich hab zu viel woll'n, deshalb hab ich nix kriagt. Seit i nix mehr will, geht's mir alleweil glatt."

„Aber der Jörg, wird er's nicht büßen, daß er sich vorzeitig dem Leben entzog?"

„Er hat's ja schon büaßt durch die Schmerzen, die er g'habt hat."

Ich schüttelte den Kopf. Von unten stiegen Wolken herauf.

„A bissl Dunst," sagte der Alte vor sich hin, „und Du siachst nix mehr, und hast do vorhin da unten a Land liegen g'seh'n."

„Der menschliche Geist durchdringt den Dunst und sieht das Land."

„Und er bringt a durchs Land durch, und sieht wieder — Dunst."

„Wenn ich so scharfe Augen hätte, würde mich das zum Verzweifeln bringen."

„Umkehrt. Leicht thät's Di mach'n, thätst nix mehr woll'n und Di vor nix fürcht'n."

„Fürchtest Du Dich vor nichts?"

Er bewegte verneinend den Kopf. „Es ist nix zum fürchten da — aber halt, tritt nit links, da kricht a Schneck'n."

Bald darauf haben sie ihn hinabgetragen. Und jetzt beginnen sie Scheu vor ihm zu empfinden, wie vor etwas Unbegreiflichem, wie vor dem Tod, oder dem Sturm, der fingerlos die Bäume entwurzelt. — — — —

Eine anständige Familie.

Novellette von Julius Havemann.

(München.)

Drei stumme Leute sitzen während des Konzertes in einem reichbesuchten öffentlichen Garten: eine dicke alte Frau, ein alterndes, anscheinend gelangweiltes Mädchen und ein blasser, tiefäugiger junger Mensch in modernster Toilette, mit schwarzen Hemdknöpfen, groß wie Zehnpfennigstücke, mit vier oder fünf funkelnden Ringen an den Fingern und vielen Berlocks an der breiten goldenen Uhrkette.

Die Haltung des Jünglings ist steif und wohlanständig, sein Blick müde, als müsse er zeigen, daß er das Leben längst nicht mehr für der Güter größtes halte.

Auch die alte dicke Frau schaut sorgenvoll und mit der Miene einer Dulderin, auf deren Schulter ein furchtbares Schicksal lastet, die Nasenspitze hinab. Hin und wider hebt sie den Blick, um in „ungemessene Weiten" zu blicken und erwidert bei solcher Gelegenheit ein paar Mal ernst den teilnahmeatmenden Gruß eines Vorübergehenden.

Drei leichtfüßige Weiberchen flattern vorbei. Sie tragen kleine Schuhe,

einen Ballast von gelben Haaren, auffallendste Toiletten, und duften ungeheuer. Ihre Gesichter sind geschminkt, daß sie wie die niedlicher Wachspüppchen aussehen.

Die dicke Mutter blinzt, ohne den Kopf zu wenden, auf den Sohn, der den dreien ernst nachschielt.

Der junge Mensch fühlt den Blick und fährt errötend auf: „Was ist los?"

„Was sagst Du dazu?" tönt die Stimme der Alten — nicht ohne Bosheit. „Abscheulich! Ja, ja! Wenn ich so denke, daß unser Rudolf — — — — — —" Sie seufzt tief, sinnt und endet mit einem „Fidone!"

Der Bursche hat die Achseln gezuckt. Die dicke Frau blinzt ihn wieder von der Seite an.

„Die werden keinen zum Narren machen," sagt er deshalb, aber es klingt ärgerlich, als wenn auf einer Backfischpromenade ein Gymnasiast zum anderen, der ihn im Verdacht des Verliebtseins hat, sagt: Blöde Weiber!

Er räkelt sich dabei vollständig aus seiner würdevollen Haltung heraus, doch gelingt es ihm allmählich, indem er seine Hände auf den Knauf des Spazierstockes preßt, die Pose ganz in der Weise wie zuvor wieder herzustellen.

Die Mutter nickt ernst: „Ein vernünftiger Mensch läßt sich überhaupt nicht zum Narren machen. Du mußt ihnen nicht so nachsehen, Willi. Die Leute glauben sonst noch, alle meine Jungens trieben es — — — — — —"

„Wie?" fährt er empört auf.

„Schon gut!" sagt die Mutter und grüßt zwei ältliche magere Damen um so liebenswürdiger, weil sie fürchtet, diese hätten das Auffahren des Jünglings bemerken und danach den in ihrer Familie herrschenden Geist bestimmen können.

Sehr erregt nimmt sie wahr, wie die Alten die Köpfe zusammenstecken, und rückt auf ihrem Stuhle umher:

„Entsetzlich! Alle reden davon. Das kommt von den schadenfrohen Zeitungen. Für die sind Rudolfs gemeine Bilder recht so 'n Fressen gewesen. Ein junger Künstler, der auch im praktischen Leben, z. B. in Hinsicht auf die Ehe, sehr freien Ansichten huldigt, — — Gott! wenn ich an das denke — — — —! Ob diese Redakteure gar nichts anderes zu thun haben, als überall den Schmutz aufzuwühlen?!"

„Na!" sagt der Jüngling weise und bläst verächtlich Luft durch die Nase. „Das sind selbst so verpfuschte Existenzen. Die sind — wie alle Demimonde, zu der ich sie rechne — an nichts anständiges mehr gewöhnt. Zwischen den Zeilen ist zum mindesten alles Schmutz."

„Zwischen den Zeilen! Das ist es!" — Die Mutter klopft ihm bewundernd und dankbar Cigarettenasche vom Ärmel, und er unterstützt sie erschrocken und mit einer Stirnfalte, als hätte ein kindisches Schicksal ihn

bestreut. — „Das ist es eben. Zwischen den Zeilen spielen sie immer auf allerhand an.“

Hier läßt sich etwas undeutlich die Stimme des Mädchens vernehmen: „Dummes Zeug! Irgend 'n Butterblatt hat mal was über ihn geschmiert. Die Zeitungen kümmern sich auch gerade um so 'n paar Stricheleien. Da hätten sie viel zu thun.“

„Was sagst Du?“ fragt die Mutter, aber sie erhält keine Antwort und schielt nur argwöhnisch auf die Tochter hinüber.

* * *

Die mageren Damen haben mit Jubel und Jauchzen eine Bekannte entdeckt und umknixen sie vor der Hand noch mit sinnvollen Einleitungstönen, wie: „Sind Sie auch hier? — Bei dem schönen Wetter scheint alles hier zu sein. — Man könnte fragen: wer ist nicht hier? — Da ist zum Beispiel — —.“ Einige Namen werden genannt, die die Bekannte, die rund, phlegmatisch und fromm ist und aus ihrem lila Seidenkleid herausquillt wie der Mond aus Abendgewölk, mit einem beglückten: „Sieh! sieh!“ begrüßt, während die Mageren kaum wissen mögen, wen sie nannten. Dann können diese den Überschwang der Gefühle im welken Busen nicht mehr lassen und platzen los: „Und haben Sie die Frau Professor Berger mit ihren Kindern gesehen? Hihi! zum ersten Male wieder.“

„Nein. — Ach! Die Schwester von der — — — so so!“ klingt es uninteressiert.

„Da! — da sitzt sie!“ und eine Sonnenschirmspitze spießt beinahe ein Auge des nächsten Kellners auf.

„Da — a!“ Die Uninteressierte wird von der anderen Seite am Arm gezerrt, um durch einen Durchblick besser den Blumenhut der Tochter drüben entdecken zu können.

„Ah! Die ganze Familie! Sehr nett!“

„Die ganze Familie! Miencheu!“ kichert die erste Magere, die den Eindruck von viel Zeug um nichts erweckt. „Ne! ne! meine Liebe! die Zierde von dat Janze, die holde — — — —“

„Ach! Frau Braun weiß noch nicht — — —“ fällt Miencheu ein, die sich noch für heiratsfähig hält und deshalb zur Freude einiger unbändiger Rangen von halbwüchsigen Mädchen etwas weniger Zeug verwendet hat. „Wissen Sie das von dem Sohn?“

„Dem Sohn?“ Die Fette macht ein dummes Gesicht.

Die beiden Magern aber sehen sich verschlagen an, räuspern sich, um die Spannung zu erhöhen, und fangen endlich, als sie es durch die krampf-

haft verschleiert gehaltenen Augen ihres Opfers glimmen sehen, sehr umständlich an, den Nektarbecher aus einem Haufen von Nebensächlichkeiten herauszuwickeln. Wenn Frau Braun hie und da ermüden will, schütteln sie den Becher, daß das leckere Naß darin klimpert und klatscht und sehen einander wieder verschlagen an. Dann werden die Augen der immer ungenierter Horchenden äußerst gierig. Sie schluckt zuletzt öfters Speichel hinab und wippt oder tritt mit den Füßen um.

Aber alles hat einmal ein Ende, und somit auch die kitzelnde Einleitung pikanter Geschichten. Diese Erkenntnis stimmt die ältere Magere so boshaft, daß sie Frau Braun wie unversehens in den Arm kneipt.

Unter der kleinen Tortur wird der Atemlosen endlich die durchglühende Mär eingeflößt.

„Ein wirklich ganz ordinäres Modell!“ schließt die Erzählerin und blickt äußerst selig nach der Familie um. „Geheiratet haben Sie, glaub' ich, noch gar nicht.“

„O gerade, Betty!“ fällt das heiratsfähige Minchen ein. „Ganz gerade. Das ist es ja eben. Allerdings man standesamtlich.“

„Die jungen Leute wissen gar nicht mehr, was sie alles anfangen sollen!“ seufzt bekümmert Frau Braun. „Man sollte es kaum für möglich halten. Er war doch früher so ein netter, bescheidener, vielversprechender Mensch. Ich erinnere ihn wie er acht Jahre alt war und mit 'ner Mappe auf dem Rücken zur Schule lief. Nein! nein! Er hatte immer eine blauseidene Weste an. So etwas bleibt doch nicht ohne Folgen.“ Im Grunde ist die gute Frau aber doch enttäuscht. Sie ist immer enttäuscht, weil sie ein für allemal, wie alle Gespensterfürchtenden, viel Schrecklicheres erwartet, als man ihr auftischen kann. Das verrät ihr Gesicht, und Betty empfindet das als Undankbarkeit und wird von dem Verlangen durchprickelt, diese Person da vor ihr doch noch von Grauen geschüttelt zu sehen.

„Nicht wahr?“ kichert sie: „Und die Mutter der Person ist Waschfrau, und der Vater ist, glaub ich, der heilige Geist. Wenigstens soll die Mutter Jungfer geblieben sein.“

„Ich bitte — —!“ wehrt Frau Braun indigniert, und Minchen, die vor zurückgehaltenen Lachkrämpfen zu ersticken droht, nimmt sich zusammen und bringt mit äußerstem Kraftaufwand heraus: „Er soll sie — — als wäre nichts dabei — am Arm — Sie! Frau Braun!“

„Das Offenkundige, das ist ja der Skandal!“ hilft ihr Betty, weil sie selbst lax und sich als gefaßter zeigen will, während Frau Braun, um Minchen Erholung zu gönnen, wegsieht.

„— so am Arm, sein säuberlich, soll er sie ins Theater und in Konzerte und in die Kneipen führen. Natürlich in die Kneipen und Tingeltangel, —

so nennt man das ja wohl, — dahin auch." Minchen sieht ängstlich beide an, als hätte sie möglicher Weise in aller Unschuld etwas gemeines berührt.

„Na, das heißt, vor drei Monaten." — Betty packt schon wieder Frau Brauns Arm. Doch die ringt sich los. — „Jetzt freilich — — —!"

„Ja, ja, jetzt wohl nicht mehr! aber wer weiß — —?" kichert Minchen und wendet sich dann verschämt ab, um etwas zu summen.

Frau Braun ist plötzlich nervös geworden. „Das ist ja — —!" Sie hat irgendwo ihr Taschentuch erwischt und zerknüllt es.

„O!" beruhigt Betty sie. „Das macht der Art von Leuten nichts. Das Pärchen hat Frau Rosenblüte in München ganz frischweg begrüßt. Vor vierzehn Tagen. Also noch vor der Hochzeit. Und es war doch damals gewiß schon auffallend. Was sagen Sie dazu? Gut, was?"

Hier aber fällt Minchen verbessernd ein: „Aber nein! Sie war nicht dabei! Aber er ist von der Rosenblüte weggelaufen. Ist das nicht ebenso schlimm?"

„I wo!" klingt es voll eisigem Hohn von Fräulein Bettys Lippen. Die Dame fühlt mit einem Male klar, daß dies Minchen, das an ihren Darstellungen fortwährend korrigieren wolle, eine ganz untergeordnete lächerliche alte Jungfer sei, was sie durch einen verächtlich belächelnden Blick nach Minchens Halsblöße und kurzem Röckchen kundthut. „Gar keine Spur! — Die Kalle war dabei. Punktum. Elegant. Alles Seide und Sammet und gebrannte Löckchen. Chic. Ja, wir können das nicht bezahlen, liebe Frau Braun. Ja, wenn man reiche Freunde hat — — — — Wir wollen uns dran halten, was, liebe Frau Braun? Hihi! Natürlich hat die Rosenblüte nur die Nase verzogen. Das kann sie excellent."

„So, so! Das ist die geborene Bergmann — von Doktor Rosenblüte die Frau?" äußert Frau Braun einigermaßen erschöpft. „Das ist ja — — das ist ja eine ekelhafte — —" und sich gegen die Gruppe wendend, schließt sie: „Also das ist die Mutter?"

„Ach, Sie kannten sie nicht? — Sehr solide Familie. Sehr anständig. Leben sehr zurückgezogen, wie die Professorenfamilien meist, wenn die Ernährer tot sind."

„Tot? — Ach!" Frau Braun zieht unversehens die obligate Kondolenzmiene.

„Ja; Sie leben von der kleinen Rente, der Pension und Zimmervermieten — Hihi! — ganz gut. Aber Hausbesitzer, das ist man. — Ja. — Und die Mutter läßt die Tochter nicht gern fort, wissen Sie, damit ihre Aussteuer größer wird. — Hihi! — Ja. — Und dann, weil sie mal 'nen Großvater hatte, der beinahe Geheimrat geworden wäre, so giebt sie sich auch mit gewöhnlichen Gelehrtenfamilien nicht ab, — hm! — und die

ganz noblen Familien fragen wieder nach dem toten Geheimrat in spe nicht. So sind sie 'n bißchen — wie man so sagt — auf 'n Pott gesetzt. Aber sehr anständig. Na, verlorene Söhne kommen ja in den besten Familien am meisten vor. Künstler verbummeln meist. Von hunderten wird einer was und dann auch man unvollkommen. Das hab ich übrigens damals gleich gesagt. Von tausenden ist einer 'n Genie. O, Gott! Ne! 'n Genie ist der nicht. Wie käme wohl unsere brave Frau Professor Berger gerade zum Genie von Sohn. Das ist wie mit dem großen Loos. Man kriegt es nie."

„Und sie ist jung und schön?" fragt die Braun ganz ermattet.

„Wer? Ach die — — die Person — —!" besinnt sich Betty.

„Na ja, was heißt jung — schön," meint Minchen, die sich von dem Hieb allmählich wieder erholt hat, verächtlich, wie eine, die sich durch nichts bestechen läßt. „Es ist eben so eine. Nicht wahr?"

Hier nickt die Braun energisch und fragt dann mit völlig schwindender Kraft: „Und das Geld, das er braucht? Wo nimmt er das viele Geld her? Die Mittel der Mutter — — —"

„I wo?" ruft Betty. „Die rückt natürlich nichts mehr 'raus."

„Ja, das wissen wir nicht, wo er das hernimmt," protestiert das unerfahrene Minchen beinahe beleidigt. „Vielleicht ist sie ja so was, was gewisse Männer schön nennen. Ich verstehe übrigens davon nichts."

Man steuert langsam dem Tisch der Familie Berger zu, um sich die Leute jetzt noch mal aus der Nähe anzusehen.

Und währenddem denkt Minchen über dies „jung und schön" nach, das solch einer Person, so einer elenden, weit unter ihr stehenden, zukommen soll, bis sie endlich, nachdem die drei Stummen von ihnen im langsamen Vorüberwandeln scharf fixiert worden sind, fast willenlos dazu getrieben wird, loszusprudeln:

„Übrigens, wir wollen ihn selig werden lassen. Gleich und gleich gesellt sich gern. Welch anständiges Mädchen hätte auch wohl so 'nen Menschen genommen. Der hat sich ja schon mit unzähligen Weibern herumgeschlagen. Und was weiß er? was kann er? was ist er?"

Hier freut sich Minchen wie ein Prediger, der eine Disposition gefunden hat, die gehörig ins Auge fällt.

„Wie 'n Frauenkörper konstruiert ist, das weiß er."

„Pfui!" zischelt Betty.

„Ja, das weiß er. Und wie man Geld durchbringt und sich auf Künstlerfesten besäuft und am Ende auch, wie's in einer Arrestzelle aussieht, das weiß er — und in solchen Sachen kann er noch mal 'ne Autorität werden, der Bruder Liederlich! Was kann er? Pinseln. Wir trieben das

schon als kleine Mädchen zum Spaß. Weißt Du noch, Betty, die Bremern und ich, wir malten immer Möpse. Prachtvoll! mit 'nem kleinen runden Schwanz hinten. Das war viel besser als sein Kram. O viel! Da war wenigstens Witz drin. — Ja, wenn er 'n Kaulbach wär. So heißt der Mann da jawohl? Mir ist er übrigens gleichgültig, dieser Herr Kaulbach, aber das ließe sich hören. Die Geschmäcker sind ja verschieden. — Aber so! — Das soll Männerarbeit sein? Ne, meine Lieben, das wissen wir hier in Hinterpommern, wie der Musjö, — der in der Geographie schwach zu sein scheint, — unsere Gegend nennt, auch: der ist nicht das Ideal von einem Manne. Man sieht's ja auch, was dabei 'rauskommt. Das reicht nicht mal dazu, um ihm jeden Mittag ein Stück Rindfleisch in den Topf zu liefern. Wenigstens nach meiner Berechnung. Und ich versteh was vom Haushalt. Man soll mir da nicht mit sentimentalen Redensarten kommen: Kunst würde schlecht bezahlt. Wenn man nur was kann, wird sie riesig bezahlt. Viel höher, als es der Kram wert ist. Das weiß ich. Ne, wer was kann, der kriegt auch Geld, und Geld regiert die Welt. Aber der kann nur ausgeben. Das macht freilich nicht reich. Für seine Schmieragen und Sudeleien werden vernünftige Leute ja wohl, gottlob! nichts zahlen. Ha! Da prahlt die Alte herum, er sei in Rom gewesen und in Berlin und Paris und in Südfrankreich und was weiß ich wo. Ja, mein Gott! Was braucht denn der schon nach Paris zu vagabundieren. Laßt ihn doch erst was bedeuten. Laßt ihn doch erst mal 'n Kaulbach werden und so 'n Gemälde für ein paar Tausend zusammenklexen. Dann kann er sich in Paris amüsieren."

Hier flüstert Betty, da jene einen Augenblick verschnauft, hämisch: „Jetzt kommt: was ist er?"

„Wie? — Na, aber was ist er jetzt? — Ohne Anstellung, ohne Vermögen. Nischt. Aber zusammenkuppeln muß er sich mit einer. Meine Liebe, wir müssen auch warten! — Nein, so einen mögen wir nicht. Nicht einmal zu sich kommen muß ein Mann, wenn er was werden will. So was imponiert uns. Das ist unser Mann. Aber der? — Gott! Ich bin — — na, ich meine, es giebt so viele Damen, die schon alt sind, — — — —"

„Ach!" sagt hier Betty.

„Meine liebe Betty, ich mache durchaus keine Anspielungen," flötet jene. „Frauen sind schon mit achtzehn Jahren Menschen, während Männer es oft mit dreißig noch nicht sind. Frauen dürften getrost mit achtzehn Jahren schon in die Welt hinaus, — und ich war noch nicht in Paris. O, meine liebe Frau Braun, ich war noch nicht auf den Boulevards von „Notre Dame de Paris" — ein stolzer Hustenanfall folgt. — „Nein! Ich nicht. Und auf dem Wiener Ring war ich auch nicht, wie der Herr Musjö.

Man möchte sich das auch mal ansehn; aber unsereins darf das nicht. Unsereins muß hübsch sparen und scharren, damit der Herr Gemahl es später mal recht bequem hat. Na! Mit dem Patron soll man mir nicht kommen."

„I bewahre!" stimmt Betty zu. „Nein, das soll man nicht. Der bleibt bei seiner Trine."

Frau Braun aber flüstert: „Und wenn ich nicht irre, war die Frau Professor eine geborene Meier, von dem alten Tischler Meier in der Bergstraße."

„Na die!" wirft Miendchen verächtlich hin. „Die hat dem Wüstling das Haus verboten, nachdem sie ihn jahrelang für ein Weltwunder angesehen hat. Das kommt davon. Nun ist seine Heimat das chambre séparée und seine Familie sind die Nanas und Ninons. Denn man zu!"

„Nein!" erklärt Frau Braun energisch. „Ich weiß es gewiß, die älteste Tochter von dem alten Tischler war die selige — — — —"

„Ach! das ist ja ganz gleich, Frau Braun," fällt Miendchen ein. „Das hat nun alles für ihn keine Bedeutung mehr."

Frau Braun sieht sie schaudernd an.

Betty aber nickt: „Ja, meine Liebe, das ist nun aus. Seine Mutter hat gesagt: Hebe Dich weg von mir, Satanas!"

Hier wird sie von Miendchen geknufft, woraufhin sie anfängt zu kichern.

„Nein, wirklich!" sagt Miendchen, noch immer entrüstet. „Er schändet den guten alten ehrlichen Namen seiner Familie!"

„Ja! den alten Namen!" seufzt die Braun kopfschüttelnd in sich hinein. „Und was hatte der für einen guten Klang!"

Und Betty hakt bei ihr unter und seufzt so furchtbar nach, daß an den nächsten Tischen alles mit den Köpfen herumfährt.

* * *

Drüben sitzen die drei noch immer wie angeleimt.

Die Musik spielt den Wiener-Frauen-Walzer, und das ältliche Mädchen lacht zu den wiegenden, aufjuchzenden Tönen.

„Du willst noch nicht nach Hause. Dir gefällt's!" sagt die Mutter, die das gesehen hat, mit etwas aufdringlicher Güte im Tone, so wie man etwa zu einem kleinen Kinde, oder besser noch: zu einem Menschen, der um irgend etwas Mitleid verdient, redet.

„Was sollen wir zu Hause?" erwidert mürrisch das Mädchen.

Man bleibt.

Die Mutter sieht gerührt aus über ihre eigene Selbstlosigkeit. Sie langweilt sich hier.

Dann neigt sie sich wieder zur Tochter. „Hast Du den Kommerzrat nicht gesehn? Er grüßte so freundlich. Es ist ein guter Mann. Es thut doch wohl, wenn so einer einem solche Achtung entgegenbringt. Willi nahm den Hut sehr hübsch ab."

Die Kinder schweigen.

Sie aber schmiegt sich in Gedanken mit einem Gefühl müder Zärtlichkeit zu all den ehrenwerten Bürgersleuten und Gelehrten ihrer Sippe mit dem alten ehrlichen Namen hinüber, die drüben auf dem Kirchhofe in der Erbgruft vermodern, und die ihr noch alleweil geachteter Männer Respekt sichern. Zugleich durchrieselt es sie wohlig und alle ihre Lebensgeister erfrischend, daß sie für dies Gefühl von den Damen ihrer Umgebung, von deren Ansicht ein für allemal ihr Seelenheil abhängt, ein vortreffliches Sittenzeugnis verdient. Ihr ist wie einer Schülerin zu Mute, die weiß, daß sie einen glänzenden Aufsatz abgegeben hat, den ihr die Mutter gemacht hat.

„Ja, mein Junge!" nickt sie dem schläfrigen Sohne zu, der sie nicht versteht; und da er gar nicht reagiert, wendet sie sich zur Tochter, die schon in Erwartung mürrisch aussieht: „Könntest Du nicht mit seiner Tochter Anni etwas zusammenhalten. Es wäre doch ganz hübsch, da eingeladen zu werden. Beim Kommerzrat verkehrt ja auch der Doktor Ritter, nicht?"

„Mit dem kleinen Grünschnabel?" murrt die Tochter. „Fehlt auch grade noch. Ich brauch den Kerl und sein Baby nicht."

Die Mutter, die sich plötzlich einsam auf der Höhe fühlt, seufzt tief: „Ja, mit dem Gutspächter Aarhaus wird es doch nichts."

„Denn nicht." — Plötzlich lenkt die Tochter gefügiger ein und errötet, weil sie Thränen aufziehen spürt, als wäre ihr der Doktor Ritter schon sicher gewesen und erst jetzt geraubt: „Seit übrigens der Bengel in München solche Schmutzereien treibt, kann man überhaupt nirgends mehr verkehren. Das ist ja selbstverständlich, wenn sich jetzt alle zurückziehn."

Ihr ist die Erkenntnis jählings aufgegangen. Die Mutter sieht erschrocken aus; dann beugt sie sich wieder unter der Wucht des furchtbaren Schicksals, vor dem die besten Pläne zu Wasser werden.

„Ich nehm' irgend 'nen reichen Alten und bleib immer auf Reisen."

Die Tochter thut, als wolle sie von jetzt ab ohne viel Federlesens und ganz radikal vorgehn, fühlt aber im Grunde nur den Trieb, irgend jemand zu reizen, da man auch mit ihr nicht gut umgeht, und zwar weder die Menschen, noch der Allerweltssündenbock: das Schicksal.

„Wie ist das?" fragt die Mutter.

Meta aber ist nicht gewöhnt, ihre Ansichten zweimal zu äußern, doch nimmt die Alte wahr, wie die Tochter plötzlich lächelt, als habe sie reizende Dinge mit der Mutter gesprochen, dann schaut das Mädchen hold in den

Schoß. Das steht dem alternden Gesicht bedauernswürdig. Selbst die Mutter fühlt etwas wie Erbarmen, das jedoch sofort in Nervosität umschlägt, als sie einen alten geschniegelten Herrn mit weißem Spitzbart bemerkt, der am Wege steht, und — vielleicht zufällig — auf das Mädchen starrt. Nun geht er weiter.

„Kennst Du den?" fragt die Mutter.

„Wen denn? — Kann doch nicht alle Menschen kennen. Da hätt' ich viel zu thun."

„Nein," — die Mutter will ihr etwas Gutes sagen, — „Du nimmst einen jungen Privatdozenten, einen Doktor oder . . ."

„Kauf mir doch einen!" Der Blick des Mädchens drückt bei diesen Worten eine noch viel namenlosere Qual aus, als sie der bittere Ton vermuten läßt.

Die Mutter zieht die Brauen hoch. „Du wirst ungeduldig. Wir wollen promenieren gehn."

Hier fährt der angeleimte Sohn aus seinem Halbschlaf.

„Weg wollt Ihr?"

„Nur promenieren."

„Da geht uns der schöne Platz ja verloren."

Der Bursche ist äußerst unzufrieden mit dieser Störung.

„Bleib Du, Willi, und beleg' die Plätze."

„Nö!" knurrt er ungezogen. „Das mag ich auch nicht. Da geh' ich auch!" Und er taumelt verschlafen auf.

„Wo willst Du denn hin?" fragt verschüchtert die Mutter.

„Ich . . . ? Weiß nicht."

„Willst Du Freunde treffen?" examiniert sie ihn mit plötzlichem Argwohn.

„Ach, Du weißt ja, daß ich mich um alle diese liederlichen Burschen nicht mehr kümmere, als unbedingt nötig. Ich gehe in den Vortrag im Kaufmännischen Verein. Stellt mir Abendbrot zurück."

Das wird acceptiert.

Arm in Arm wandern die Frauen die Promenade entlang.

Die Alte begrüßt mit scheuer Freundlichkeit zum andern Male die beiden magern Klatschbasen, und diese, die fühlen, daß sie als Richterinnen anerkannt werden, erwidern mit herablassender Liebenswürdigkeit.

Die Tochter hat es besonders auf die junge Welt abgesehen.

An jedem weiblichen Wesen, das durch Eleganz, schöne Figur, ein reizendes Gesicht oder andere Vorzüge auffällt, wird mit erstaunlichem Scharfblick oder noch erstaunlicherer Fertigkeit, etwas in jemand hineinzusehen, ein Mangel entdeckt. Die eine hat freche Augen, die andere zu viel

Haare, als daß sie echt sein könnten. Diese grinst albern und jene meint durch „Aufdonnern“ und Federn auf dem Kopf Männer anzulocken. Hier wandelt eine hochnasig, dort watschelt eine und sieht jeden zu lieblich an. Die ist zu schlampig, und die zum Abbrechen geschnürt. Die ist doch nur eine Nähmamsell, und die meint, weil ihr Papa Millionen hat, sähe sie schön aus. Ist ihr eine Dame als geistvoll oder gar als Künstlerin bekannt, so mokiert sie sich über deren emancipierte Toilette, ihr Benehmen oder Alter. Ist eine stadtbekannt als Schönheit, so begreift sie dies Urteil nicht, und weiß Geschichten über deren Minderbegabtheit oder Sittenlosigkeit. Ist aber eine gar zu lieb, so daß es selbst dies verbitterte Mädchen beinahe wie ein Schreck durchfährt, da trampelt sie vor ihr: „Die scheint blind zu sein!“ und ist lange Zeit zu jeder Konversation unbrauchbar.

Die Mutter schaut mit Luchsaugen auf die Herren. In deren Mienen steht der Wert ihrer Tochter. Jetzt grüßen zwei junge Gecken.

Die beiden Damen gehen besonders steif und lächeln noch lange stumm und geziert.

Der eine Geck hat sich umgedreht und schaut ihnen, den klobigen Spazierstock in der Tasche, kopfschüttelnd nach. Dann schließt er sich dem Begleiter wieder an, der müde weitergeschoben ist und ihn nun erwartet, um verächtlich zu näseln: „Was ist denn an der noch? — passée — muß es nun bei den Chinesen versuchen. Die schwärmen wohl für so was Gelbes.“

Dabei fixiert er eine kleine bezopfte und äußerst niedlich herausgeputzte Blonde, die von ihrer Mutter zum ersten Male ausgestellt wird und noch über jeden bewundernden Blick verschämt zu lachen anfängt, geschmeichelt mit dem Kopfe ruckert und errötet.

* * *

Ziemlich bedrückt kommen die Frauen Berger um neun Uhr abends zu Hause an. Sie haben seit einer Viertelstunde nichts mehr gesprochen, und die Tochter hat eine Falte in der Stirne.

Es ist nichts passiert, und sie hatten wie immer gehofft, daß etwas passieren würde.

Das Dienstmädchen giebt der Frau einen Brief.

„Von dem in München,“ sagt die Tochter. „Der Abend ist also wieder mal verdorben.“

Die Mutter ist erregt. Sie möchte sich beinahe freuen, aber weil die Tochter so energisch bei ihrer verdammenden Ansicht bleibt, wirft sie wie eine harte Mutter den Brief hin. Sie hat in Romanen gelesen, daß stolze, familienpolitisch begabte Baroninnen und ähnliche Damen demokratisch gesinnten Söhnen gegenüber so zu Werke gehen, um das Baroninnenhafte, das ihnen

sonst in jeder Weise fehlt, doch wenigstens durch rücksichtslose Wahrung der Standesehre zum Ausdruck zu bringen.

„Hast Du ihm nicht mitgeteilt, er solle nicht mehr schreiben?“ fragt sie.

„Natürlich! Aber dem ist ja alles eins.“

Schweigend wird das Abendbrot verzehrt. Dann setzt die Tochter einen Teller mit belegten Butterbröten zurück und räumt ab.

Der Brief liegt noch da. Die Mutter schielt danach und dreht ihn endlich um.

Das ärgert die Tochter und sie reißt ihn auf.

Die Mutter sieht gespannt zu, was herauskommt, und als Meta das Schreiben mit verächtlichem Gesichte zu lesen beginnt, streckt sie eifrig die Hand aus: „Gieb ihn her.“

„Da hast Du den Wisch!“ Die Tochter wirft den Brief hin und holt ihre Handarbeit, die sie sorgsam von den Häkelnadeln loswickelt. Nach einer Weile sagt die Mutter: „Lies ihn doch vor. Ich kann wirklich das Zeug nicht entziffern. Die Augen thun mir weh.“

„Ja, ich werd' das Geschmier auch nicht lesen können.“

Mit Gesichterziehen, Lampenrücken, Kopfschütteln und sonstigen nebenhergegebenen Verurteilungen fängt sie aber doch an zu buchstabieren.

„Liebe Mutter!

„Metas letzter Brief ist — was die darin enthaltenen Unliebenswürdigkeiten anlangt — ein Musterbrief. Sonst ist er nicht viel wert, und Eindruck hat er nicht hinterlassen. Ich bin nur froh, daß mir die Laune bei solchem Geschreibsel nie verloren geht. Dazu sind wir zu glücklich. Vorläufig steht hier alles im Zeichen des Ankömmlings. Wollt', es wär ein Mädel. Die — — — — die — —“

Hier kann Meta über einen Namen nicht hinaus.

„Hilda wohl,“ sagt die Mutter.

„Die Person also“ — fährt die Tochter fort — „will durchaus einen Buben. Sie meint, unser Verdienst würde schon reichen für die vielen Hosenflicken. Übel wär's auch nicht, selbst wenn er schon mit einem halben Jahr täglich seine Maß Bier haben müßte. Das muß nämlich ein Münchener Kindl männlichen Geschlechts, sobald es Augen und Zähne bekommen hat, haben.“

„Himmel!“ sagt Meta. „In der Naturgeschichte ist er aber schwach. Der denkt, das wär wie bei den kleinen Katzen.“ Weil sie darüber lachen muß, findet sie Mut, weiterzulesen:

„Schaffen thun wir jetzt jeder für zwei. Ich entwerfe Tapetenmuster. Dafür hab' ich ein Talent in mir entdeckt, das sich in das mit Recht so beliebte Geld umsetzen läßt. Auch so Pfaffensachen wie Stola, Altardecken &c.

werden gut bezahlt. Ich muß da freilich die geweihten Hände eines angeblich rechtgläubigen Freundes als Urheber ausgeben. Wir Ketzer würden einen zu üblen muffigen Geruch an den Sachen zurücklassen, wie Mephisto in Gretels Stube. — Wird die bei Euch noch immer von der kleinen Riemerschmidt gespielt? War auch 'n süßes Geschöpf. — Na, sie riechen's nicht nach ihrem Wahlspruch: Glauben macht selig, denn mein Katholikchen lügt so gut, als er landschaftert. Das Kunstgewerbe nährt immerhin noch seinen Mann. Die Hilda malt auf Porzellan: Blumen, allerhand kleines Gewürm, schwindsüchtige Kohlblätter als Arabesken, Brunnenbuberln und Rokokoprinzeßchen, manchmal auch bewunderungswürdig Dunkles. Das gilt dann als besonders modern und findet reißenden Absatz. Es geht über Erwarten gut. Eine Heidengeduld hat das Muchel; aber für meinen Fleiß ist es eine Versuchung, sie in der Sonne gebückt so geschäftig pinseln und dann mit schiefem Kopfe prüfen zu sehen. Sie fühlt es übrigens sofort, wenn ich Profilstudien mache und lacht herüber. Sie ist ein so lieber hübscher Fratz, und den goldenen Sonnenheiligenschein verdient sie, weil er ihr steht. Natürlich droht sie. Na, und manchmal beseh ich mir dann ihre Sachen näher, und sie meint: Du, das kleine Wurm wird mal 'n Faulenzer, wenn ich Dich zu viel so ansehe. Da ochse ich dann."

Die Tochter, die schon stockend gelesen, wirft den Brief weg.

„Sentimentaler Kram! Blöder unklarer Wisch! Rechte Daumelfritzen, die beiden!"

Ihre Augen sind ganz schwarz und im Rande feucht, während ihre Stirnfalte sehr vertieft erscheint.

Die Mutter aber rückt sorgfältig ihre Brille zurecht und liest mit neugierigen Augen, indem sie sich vergeblich bemüht, bitter auszusehen.

„Neulich habe ich mit einem Titelblatt für eine neue Zeitschrift einen kleinen hübschen Treffer gemacht. Ich war auf dem besten Wege, alles in Blumen umzusetzen und unser Zimmer einmal in einen Garten umzuwandeln. Der Ladenbesitzer unten hatte mir nämlich ein Papier gezeigt, das tausend Mark wert sei und mir geraten, zwanzig Titelblätter zu zeichnen und mir dann auch so ein Papier zu kaufen. Er beschäftigt sich täglich ein paar Stunden damit, daß seine zu besehen und dabei zu schmunzeln. Siehst Du; weil er in dem Augenblick wieder schmunzelte und mir auf die Schulter klopfte und mir durch eine zugegebene Tüte Pfeffer bedeutete, daß mir, wenn ich so fortfahre wie bisher, dereinst ein Platz neben ihm selbst im Saale seiner Hochachtung sicher sei — deshalb kaufte ich für zehn Mark Blumen, weiche, liebe, duftende, herzige Blumen statt eines Papiers, aus dem man sich 'ne Düte mit Hochachtung drehen kann. Hilda erfaßte die Sache sofort und hat die übrigen vier von den fünf Goldstücken auf ihre

Weise verduften lassen. Ernst war sie auch und ein bißchen geschmollt hat sie. Das sieht nett aus. Aber dann hat sie wieder gelacht und gemeint: alles verstehen, heißt alles verzeihen. Natürlich hab ich ihr daraufhin verziehen. Ist es nicht eine herzige, kleine Xanthippe? — Ich bin auch schon der reine Sokrates — gottlob ohne dessen Kartoffelnase — geworden, und beschäftige mich hie und da damit, meine Freunde auf der Straße beim Westenknopf zu packen und wie folgt sokratisch anzuulken:

Ich: Mein lieber Albert, wie geht es Dir? Du hast gewiß schon einmal von einem geschwollenen Geldsack gehört.

Albert: Gewiß! gewiß! Nicht nur gehört.

Ich: So! so! Das freut mich. Du bist fest davon überzeugt, daß ein solches Möbel dem Besitzer ein Wohlbehagen verursacht?

Albert: Vollkommen!

Ich: Das freut mich. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie mich das freut. Ich befinde mich nämlich in einer gewissen Unruhe und schob dieselbe bisher auf meinen geschwollenen Geldsack. Man hält so leicht einen Ausnahmezustand für Krankheit. Nun sehe ich, daß ich mich irrte. Und nun sag' mir noch eins, Albert. Du weißt ja alles. Ist eigentlich das Essen, Trinken, Lieben, Singen und Lustigsein etwas Empfehlenswertes? Ist ein Genuß dabei oder ist das alles eine Pein?

Albert: Ich denke, es ist ein Genuß dabei.

Ich: Was Du sagst! Aber ich dachte das auch und erinnere, daß ich mich bei so einem kleinen Gelage im Freundeskreise stets sehr wohl befunden habe. Albert, Du weißt wohl, ein Gelage kostet Geld.

Albert: Sehr viel sogar, wenn es nett ist.

Ich: Soviel, daß ein geschwollener Geldsack mager dabei wird, wie eine Katze, die keiner alten Jungfer gehört.

Albert: So ist es. Alte Jungfern sterben reich.

Ich: Hmhm! Wie sagtest Du doch, Albert? Ein geschwollener Geldsack verursache ein Wohlbefinden. Muß es da nicht wehthun, wenn er abmagert?

Albert: Das scheint so.

Ich: Ja, aber Albert, sind denn bei einem Gelage alle Gedanken und Gefühle — außer an Essen, Freunde und Freundinnen und das verdammt nette Leben — zum Teufel, daß man gar nicht mehr mit seinem Geldbeutel empfindet? Wo blieb die Arithmetik, das göttliche Rechnen: dieses Liebesempfinden für den Geldsack?

Albert: Aber mein Gott! Wer wird denn rechnen, wenn er lustig sein will? Freilich hat man bis zu einem gewissen Punkte seine Gedanken noch alle beisammen, aber in Deinem Geldbeutel sitzt doch weder Dein Herz noch Dein Hirn.

Ich: Sieh, das ist gut, daß Du mir das sagtest. Da irrten wir uns doch. Das Wohlbefinden steckt nicht in dem geschwollenen Beutel, sondern nur Geld; aber nun glaube ich, die Unruhe in mir wird durch ihn verursacht, denn ich muß fortwährend nachdenken, wie ich das Geschwollensein der Geldkatze da drinnen auf die für mich angenehmste Weise in bescheidene Magerkeit umwandeln kann. Der altjüngferliche Geruch thut meinen Nerven weh.

Albert: Und weil ein Gelage — etwa eins im Wald nach einem Ausflug mit hübschen Frauen — ein unzweifelhafter Genuß ist und Geld kostet — — —

Ich: Das ist es. Legen wir unsere Geschwollenen zusammen. So ist es ein Paar, das sich aus Konkurrenzneid an einander aufreibt. —

„Auf diese Weise erschüttere ich bei dem jungen Geschlecht die Grundlagen ihres Wissens und bewege sie, festere zu bauen.

„Im übrigen sind wir genügsame Leute. Hausmannskost, hübsch serviert, ein Buch zur guten Nacht und ein Traum von einer künftigen Million, das thut's. Über die Verwendung der letzteren wird besonders das Muchel sich schon in herrlicher Weise klar. Vorläufig ist sie noch schrecklich sparsam in ihren Toiletten. Ich möchte ihr täglich was neues kaufen und es ihr selbst anziehn. Die hübschen Frauenzimmer halte ich seit langem samt und sonders für Probiermamsells. Bei den andern thut mir zuweilen das irregegangene Kleid leid. Aber da darf ich nun meiner schönern Hälfte nicht ins Handwerk pfuschen und muß mich wie ein Pantoffelheld mit hängenden Ohren kuschen. Die letzteren richten sich aber bald auf vor Stolz, die andere Hälfte zu dieser nicht nur schönen zu sein, denn was das Muchel aus dem Nichts schafft! Na, da hat sie nur den lieben Gott zum Konkurrenten und höchstens noch die Schlange, die ihn mit dem genialen Gedanken an das Apfelnaschen verbesserte. Nein, Kinder, ihr dürft sie Euch selbst bei der Arbeit nicht als maleröschenhafte Schlampine vorstellen. Das ist nämlich eine neue Art von Tier mit schiefen Hacken und wilden Haaren. Auf die Sorte haben die Genies unter den Frauen ein Patent genommen, und nur Maschkeln gehende Herren dürfen sie nachahmen, da es gut ist, wenn unser minderwertiges Geschlecht ihre Überlegenheit durch Nachahmung ihrer Erscheinung dokumentiert. Hilda — — — —

„Eine Stunde später:

„Ich mußte vorhin abbrechen. Hilda war mit ihrer Rokokodame fertig und fühlte sich steif. Da mußte sie etwas herumtoben. Sie fuhr auf mich zu, packte meine Schultern, rüttelte sie und schwenkte meinen Brief wie eine Fahne, Philisterfahne sagte sie. Ich hab ihn gerettet und mit ihr gejachtert. Wir ließen Äpfel tröndeln und tosten wie die jungen Katzen hinterher.

Stühle und Tischdecken fielen. Ihr reizendes Schuhchen flog mir beinahe an die Nase, und als ich mich bückte, über den Schädel weg. So kam ich wieder unter den Pantoffel, und meine Eva hatte den Apfel. Mit ganz rotem Gesicht klatschte sie in die Hände, frohlockte und zeigte ihn mir: „Du! du!“ Dann biß sie hinein, und ehe ich meinen Adamsteil kriegen konnte, war das ganze Ding verschwunden. Na und dann ging es erst los, daß unsere zwei Zimmerchen wackelten, bis ich meinen Kuß hatte und sie sich für ein unvernünftiges Tier erklärte. Aber sie ist nur ein Unband. Jetzt brät sie Kartoffeln in der Küche. Ich sehe sie durch die offene Thür. Sie ist noch ganz erhitzt, stochert mit dem Messer in der Pfanne und lacht, als fühlte sie, daß ich hinsehe. Ach! Es sind ja noch sechs Monate.

„Was war das doch für eine himmlische Zeit, als uns der Dompfaff getraut hatte. Den ganzen Tag waren wir im Wald draußen, und dann blieben wir im kleinen Wirtshause im Dorfe. Die Kirschbäume blühten. Das Registergewürm auf dem Standesamt hat unsere Lebensfäden wirklich weder zusammengeknotet, noch zu eins verflochten. Es hat nur von Thatsachen Notiz genommen. Und daß sie zuvor schon einmal — — Mutter, ich war auch 'n Racker, und sie sagt: Nie hätte sie's gethan, hätte sie mich früher gekannt, und es sei auch ganz und gar nichts gewesen. Wie sie etwas sagt, so ist es. Ich hätte ja auch am Ende meine Streiche nicht gemacht, wenn sie früher — — aber das sind müßige Gedanken. Jetzt sind wir eins, und wir konnten wirklich nicht dafür, daß wir uns nicht früher trafen. Laß nur die Leute reden. Was wissen die. Die da schwatzen, das sind nicht solche, auf deren Urteil man etwas geben soll. Pfiat Di Gott in Deinen vier Pfählen und grüß die zwei Bessergeratenen. Rudolf.“

Die beiden Frauen sind eine Weile still. Die Tochter stichelt emsig mit rotem vorgeneigten Kopfe.

Dann sagt die Mutter: „Das scheint ein Leben in Saus und Braus zu sein! und das, wo das Kind erwartet wird! — Hoffentlich werden sie es doch nicht mit Bier verschandeln. Mein Gott! und das Gejachter der großen Menschen! — Es ist ein Leichtsinn! — Ob sich die Person gar nicht schämt? Die Frau hat da immer Schuld. Wir könnten am Ende — — — Du weißt, in den Läden ist überall Ausverkauf.“

„Ekelhafte Dirne! Fi Teufel!“ unterbricht sie die Tochter.

„Ja, ja! Sie!“ sagt die Mutter. „Aber er ist nun mal an die Person gebunden.“

„Seine eigene Schuld. So 'n Schwachmatikus. Wenn sie ihn nur ordentlich prügeln wollte. Pah! Du wirst natürlich über das von dem Gör gleich butterweich.“

„Nein! o nein!“

„Wird sich bald freuen, wenn er nur immer seine vier Pfähle hat."

Die Mutter sieht wieder in das Blatt. „Pfi—at Di Gott! in den vier Pfählen. — Ja, schon wieder so 'ne Anspielung. Überhaupt war mehrere Male so ein versteckter Hohn auf uns hier zwischen den Zeilen. Hast Du es nicht auch gemerkt? Das ist der Einfluß von der Person. Natürlich wird die das meiste von dem Geld, das sie hat, verduften lassen, in Toiletten verjuxen. Was könnte er für ein Künstler sein; aber die zieht ihn hinab."

„Hm!" knurrt die Tochter. Wäre nie was geworden. Tapeten pinselt er! So wie unsere Stubenmaler durch so Schablonen, weißt Du."

„Nein, das ist wohl nicht nötig — —" zweifelt entsetzt die Mutter.

„Na, dann wär er dumm, wenn er das nicht mal benutzte. Da wird das Zeug doch wenigstens egal." Und das Mädchen lacht plötzlich hohnvoll auf. „Schreib ihm doch um Gotteswillen selbst, Du wolltest sein Geschmier nicht mehr sehn. Er nimmt es ja noch für Spaß. Wenn das Gör erst da ist, pumpt er dich noch an."

„Ja, ja," seufzt die Mutter sorgenvoll. „Willi legt sein erspartes Geld, das er früher mir zum Aufbewahren gab, schon immer selbst auf die Bank. Er meint, ich würde es sonst dem Rudolf hingeben. Das thu ich nicht. Der würde sich ja nur über mich schief lachen und seine bekannten Spöttereien loslassen." — Sie knüllt den Brief zusammen und wirft ihn in ihren Arbeitskorb. „Hätten wir Dich nur erst unter die Haube! Oder könntest Du nicht, wie Ida Braun, die doch auch aus guter Familie ist, Lehrerin werden?"

„Ich danke schön!" — Die Tochter verzieht voll Verachtung den Mund. „Mit 600 Mark Jahresgehalt, nicht? Und dann kleine Kinder warten! Übrigens hast Du früher ja auch immer gesagt: für 'n Mädchen wär' so 'n gelehrter Kram, das Gelern' und Gelese nichts."

„Nu ja. Das Herumstudieren macht auch niemanden glücklich. Das sieht man ja bei Rudolf. Es wäre ja nur — — hm! Du hättest Dich auch wohl zur rechten Zeit verheiraten können."

„Es hat aber keiner angebissen!" höhnt die Tochter, und die Mutter lenkt schnell ein: „Lassen wir das. Aber daß der Rudolf sich jetzt zum Tapetenmalen hergiebt, und dann — — da stand ja, er hätte 'n Titelblatt für 'ne Zeitung gemalt. Das wird so wie auf dem „Buch für Alle" sein. Dazu braucht man doch auch kein Maler zu sein. Ne, früher war er ganz anders, als er das große Bild in Öl anfing. Weißt Du noch: die „Titanenschlacht" hieß es. Warum er das nur nicht vollendet hat? Da hätte er gewiß einige Tausende — o! viel mehr dafür bekommen. Ich hab' neulich gehört, daß ein Maler für ein Gemälde — oder war es ein altes Gemälde, das so teuer verkauft wurde —. Das bleibt sich ja gleich. Es sind eben

100000 Mark für ein Gemälde bezahlt. Natürlich für ein großes. Da hätte er sich 'ne Villa in Rom dafür kaufen können! — Ach ja!"

Die skeptische Tochter lacht hier über ihre Arbeit. Die Mutter aber fährt in ihren Phantasien fort: „Und jetzt werden die alten Klatschbasen ankommen und fragen: ‚Was malt denn Ihr Sohn?' — Und ich soll sagen: ‚Tapeten! Er ist jetzt dasselbe, wie Anstreicher Meier hier nebenan.' Ich hab mich neulich erst so geschämt, als die Else aus München mitgebracht hatte, Rudolf hätte ein Plakat für einen Hutfabrikanten gemalt, das überall an den Anschlagbrettern zu sehen sei. Ich bin so bald wie möglich weggelaufen. Dafür hat er nun sein ganzes Erbteil verwandt, um das zu lernen. Minna Andersen hat nie eine Kunstschule besucht. Sie war immer bei der Mutter. Aber die malt große Landschaften, und jetzt hat sie ein Gemälde in Arbeit: Siegfried sieht Krimhild zum ersten Mal. Das ist doch hübsch. Aber er mit seinen Aquarellen oder Kohlenzeichnungen, er müßte doch auch mal soweit kommen. Wenn der Rudolf jetzt ganz zum Kunstgewerbe überginge, wie er mal sagte, was wär das für 'ne Blamage für uns."

„Er hat sich eben mit Weibern herumgetrieben, statt zu lernen," sagt die Tochter. „Dadurch sind wir schon genug blamiert."

Die Mutter aber fährt auf den Trümmern ihrer Hoffnungen wehmütig fort: „Und der kleine Müller, der noch auf der Schule ist, hatte neulich einen reizenden Frauenkopf nach dem berühmten Beyschlag kopiert. Aus der Gartenlaube. Wie haben die Frauenzimmer den alle bewundert! Sie wollten es mir mal geben, und die alte Müller sagte: ‚So blödes neues Zeug, das keiner versteht, malt mein Sohn natürlich nicht.' Dabei schielte sie auf mich und fragte gleich: ‚Was macht eigentlich Ihr Rudolf?' Und dann erkundigte sie sich, ob das Werk, in dem er die abscheulichen Illustrationen gezeichnet hatte, — die widerlichen Schmierereien, wie mit 'nem Streichholz gemacht, aus denen man nackte Weiber, so wie er sie natürlich deutlich nicht zeichnen mochte, erkennen konnte — ob das noch nicht polizeilich beschlagnahmt sei. Das wäre ein Skandal, wenn das passierte. Und die Weiber gönnen es mir. Ich mag schon nirgends mehr hingehen."

Die Tochter murmelt tiefrot: „Das ist nun alles gleich," und seufzend erhebt sich die Mutter, um zu Bette zu gehn. Sie pflegt die halbe Nacht wachzuliegen und sich zu grämen. Wo blieben die schönen Familienfreudenfeste, bei denen sie sich so gern auch einmal umhuldigt gesehen hätte. Wo blieben die kurzen Einquartierungen, bald hier, bald da. Mit ihren Kindern war es nichts. Sie konnte sich weder mit ihnen, noch ohne sie — nein, selbst ohne sie nicht mehr sehen lassen.

Sie kehrt noch einmal in das Wohnzimmer zurück.

„Gehst Du morgen zum Leseabend?" fragt sie die Tochter.

„Morgen? Ich weiß nicht. — Das blaue Kleid steht mir nicht.“

„Du hast ja ein Dutzend andere. — Hm! Es ist Dein einziges Vergnügen. Freilich — — —“

„Die Toiletten stehen mir alle nicht. Ich gehe nicht hin. Ich mag da nicht so schofel erscheinen. Und überhaupt das dumme Gelese.“

„Ist auch ebenso gut. Was willst Du auch da?“ sagt die Mutter, die sich vor dem einsamen Abend gefürchtet hat.

Sie geht.

Die Tochter stichelt allein weiter und sieht nach der Uhr, die eintönig durch die Stille ihr Ticktack ertönen läßt. Dann horcht sie nach dem Schlafzimmer hinüber. Auch oben regt es sich noch. Das Dienstmädchen scheint sich wieder vor dem Spiegel zu ergehen, der so groß ist wie eine winzige Fensterscheibe. Tapp — tapp — tapp. Das eitle Weibsbild trägt so hohe klappernde Hacken. Das wird ihr morgen sofort verboten werden. Oder sie muß weg. Ob sie am Ende gar mit einem der Mieter — — — Sie horcht fieberhaft. Man wird besser eine Alte anstellen. Diese ekelhaften Kerle sind überall gleich, und sie hat immer genug aufzupassen. Aber wenn sie mal einen abfaßte — — —!

Als endlich alles still ist, steht sie auf, packt ihre Handarbeit wieder zu den übrigen in den Korb und fängt an, für den Morgenkaffee das Geschirr auf dem Tische zurechtzustellen. Dann tritt sie an den Spiegel und sieht lange prüfend hinein. Sie streicht die Taille mit beiden Händen hinab. Sie biegt dabei die Schultern vor. Über der Brust ist es so leer. Wenn sie denkt, vor drei Jahren — — —. Sie besieht sich von der Seite und über die eckige Schulter. Ihre Miene wird weinerlich. Diese Schneiderin machte auch gar nichts mehr recht. Dann horcht sie wieder und sieht zornig aus, als gönne man ihr nicht einen Augenblick Ruhe.

Nur eine Maus hat genagt.

Endlich setzt sie sich ermattet auf einen Stuhl und starrt ins Leere. Ihre Augen füllen sich mehr und mehr mit Thränen. Sie holt das Taschentuch hervor und schluchzt leise zum Herzzerbrechen. Zwischendurch denkt sie nach, warum sie weine und antwortet sich unwirsch darauf: „Der Bengel! Daß gerade ich solche Brüder haben muß — und solche Mutter! — und zwischen solchen Menschen lebe! — und vom Schicksal so verfolgt werde, und — — ach überhaupt! — — — — —“

* * *

Um die Zeit sitzen in einem Hause in einer dunkeln Seitengasse der Stadt junge und alte Gigerln und Weiber in bunten phantastischen Toiletten, die zumeist Busen, Nacken, Arme und Beine frei lassen, hinter Likör-

oder Weingläsern. Die Thür zum dunklen Korridor steht halb offen, um den Cigarettenqualm all dieser Männer und Weiber herauszulassen.

Zwei Personen huschen die Treppe herunter. Es ist der brave Willi und eine Frau in feuerfarbener Atlastaille, kurzem schwarzem Seidenrock und schwarzen Strümpfen. Offenkundige Künste helfen für verhunzte Reize. Die Waden sind das preiswürdigste an dieser recht mitgenommenen Dame.

„Komm bald wieder, Schatz.“

„Ja, Kind! Aber wart', bis ich hinaus bin. Die drinnen gaffen. Es könnten einige gemeine Schwätzer — — — Gute Nacht!“

Der blasse Jüngling eilt durch die toten Gassen. Vor der Wohnung der Mutter steht er still und starrt nach oben.

Alle Lichter sind aus.

Er öffnet die Hausthür und schließt sie. Das Poltern klingt laut in die Nacht hinaus.

Über den Flur huscht das kleine Dienstmädchen. Sie ist nur noch in Röckchen und Mieder, trägt ein Licht, das sie mit der Hand gegen die Zugluft schützt und drückt sich, als sie den jungen Herrn sieht, verschämt kichernd mit dem Licht an die Wand, um ihn vorbeizulassen. Dabei zieht sie die Schultern hoch und hält mit einer Hand das Hemd über der Brust zusammen, als erwarte ihr Körper ängstlich und gierig zugleich eine Liebkosung.

Als der kühle Luftzug des Vorübergehenden sie streift, hebt sich der bisher gesenkte Blick. Die Zähne blitzen in dem taufrischen Mund. Das Weiße der Augenwinkel funkelt im Lichtschein, und aus dem Schwarz fährt es glühend.

Von der Nase bis zu den Mundwinkeln des Jünglings tieft sich eine verächtliche Falte. Er sieht die niedliche frische Figur der Kleinen gar nicht an, sondern schiebt wie ein Pharisäer vorüber. Erst hinter ihr wendet er sich, um müde zu näseln: „Sie! Ich rate Ihnen übrigens: Lassen Sie derlei Hokuspokus. Sie sind hier in einem anständigen Hause.“

Die Kleine hat erschrocken angehalten und sich geduckt. Jetzt huscht sie mit einem Armsündergesicht, als wäre sie soeben beim Naschen ertappt worden, in ihr Kämmerchen, das so dürftig ist, wie es sich für solche „Dirnen, die immer nach Männern jagen“, ziemt.

Dort grämt sie sich noch fünf Minuten, weil sie so ein furchtbar unanständiges Mädchen ist; dann erlöst sie ein gesunder Schlaf von allen Gewissensbissen.



Cellist Behnke.

Skizze von Wilhelm Holzamer.

(Heppenheim a. d. Bergstr.)

Seit vierzehn Tagen studierte das Theaterorchester des Kapellmeisters neue symphonische Dichtung „Märchen". Der gemütliche Kapellmeister Hornbach brachte die Musiker diesmal fast um. Nichts konnte ihm recht sein. Ton nicht und Tempo. Er fand späte Einsätze, falsche Töne, Schwankungen in den einzelnen Stimmen, die er gewiß sonst übergangen hätte. Es waren nur sehr geringe Fehler, die immerhin mal passieren konnten. „Mehr Temperament, mehr Verve!" rief er ein übers andere Mal. „Mitthun, bitte, nicht so lahm, nicht so hängen lassen."

Die Musiker schüttelten die Köpfe. Sie thaten doch schon alles mögliche. Aber weil sie Hornbach so lieb hatten und ihn als Künstler so hoch schätzten, setzten sie immer wieder froh und frisch die ganze Kraft und bestes Wollen ein. Hornbach aber schien eine Manie erfaßt zu haben, abzuklopfen.

Sonntag im Symphoniekonzert sollte die Première sein.

Am Samstag war letzte Hauptprobe.

In den letzten Tagen war der Kapellmeister etwas milder geworden. So, wie er sonst war. Es ging flott, daß es eine Freude war. Und wenn er auch hie und da mal ein Gesicht zog, zuletzt lächelte er doch.

Fritz Behnke, der Cellist, war diesmal erster. Zum ersten Male, da der geniale Poppel, der seither als erster das Cello gespielt hatte, gestorben war.

Hornbach hatte lange gezögert. Im Cello lag ein großes Solo. Es verlangte einen ganzen Künstler. Ja, wenn das der Poppel noch streichen könnte! Da würde es zittern und widerzittern bis in den letzten Saalwinkel. Bis in die Fußspitzen würd's prickeln.

Aber der Behnke!?

Er war ja fleißig, äußerst fleißig. Er hatte sich eine respektable Fertigkeit angeeignet. Wohl. Und er konnte auch Ton geben. Ja Gott, alles recht brav und ordentlich, gewissenhaft bis ins Einzelnste. Aber es fehlte doch etwas. Das Individuelle, das persönlich Tiefe. Behnke war ein brauchbarer, guter Musiker, aber halt kein Künstler.

Aber es mußte doch sein. Und es ging auch nicht anders. Er war der älteste. Hornbach wollte ihn sein Bedenken und Zögern gar nicht merken lassen. Als er die Stimmen ausgab, sagte er liebenswürdig leichthin: „Behnke, Sie spielen erster. Seien Sie brav. Ein Solo, auf das ich alles setze, Behnke."

Behnke verneigte sich tief, sehr tief. Er war krebsrot geworden, glücklich, als ob er's große Los gewonnen hätte.

Nun hatte er den Lohn, den großen Lohn für seinen Fleiß, seine jahrelange Mühe, sein Streben und seinen Eifer.

Er sollte das große Solo spielen, auf das der gute Hornbach „alles setzte".

„Fritz Behnke, erster Cellist des Hoftheaterorchesters", ließ er sich jetzt Visitenkarten drucken.

Er übte halbe Nächte lang. Es war kein Zeichen, das unbeachtet blieb. Die ganze Stimme stand bald sauber vor seinem Geiste. Er kannte sie genau auswendig. Er blätterte sogar im Gedächtnis um. Es sollte eine Musterleistung geben.

Hornbach lächelte vergnügt in sich hinein. Ein bißchen spöttisch, aber doch zufrieden. Es ging besser, als er gedacht hatte.

Und dann der Behnke! Man kannte ja den kleinen Kerl gar nicht mehr. Er war ordentlich gewachsen. Der gute Behnke! . . . Nur ein bißchen Genialität! . . . . .

— Hauptprobe! Hornbach war in bester Laune. Behnke war ganz zappelig. Er stimmte schon eine Viertelstunde lang sein Cello. Immer wieder strich er und horchte. Das große Solo! — ging's ihm beständig im Kopfe herum.

Er schmierte den Bogen.

Seine Finger trommelten nervös auf dem Griffbrett.

Er betrachtete sein Cello. Da in der Fuge saß ein Fleckchen Staub. Er nahm sein sauberes weißes Taschentuch und wischte ihn aus.

Die zweite Piece war Hornbachs symphonische Dichtung.

Die Pause war jetzt um. Ganz leise und vorsichtig rupfte Behnke noch einmal an den Saiten. Er schüttelte den Kopf.

Aber Hornbach gab schon das Zeichen.

Es durchfuhr alle wie ein elektrischer Strom.

Behnke perlte der Schweiß von der Stirne.

Gar fein bebten die Geigen . . . . . Zitternd jauchzten die Klarinetten und Flöten. Mächtig schmetterten die Blechbläser. Voller und voller rauschten die Akkorde. Das war der Tag, der erwachte.

Behnke hatte bis jetzt nur in der Begleitung zu spielen. Die Celli schwollen an und sanken wieder wie leichte Wellen eines Sees.

Und immer höher und mächtiger schwollen die anderen Stimmen an. Licht und Jubel und Leben . . . . .!

Nun mußte es bald kommen.

Noch einmal riefen die Posaunen wie ein Halleluja! ins Land hinaus. — Und Flöten und Klarinetten und Geigen vereinigten sich zu freudiger

Antwort. Dann der große Triller . . . . . und gleich nach dem Nachschlag kam das große Solo im Cello.

. . . . . Und die Lotosfee schwimmt ans Land . . . . und die Wasser murmeln . . . . . und die Nixen haschen sich und neiden die schöne Schwester . . . . Und aus dem Dickicht tritt der Ritter mit klingendem Sporn . . . . . Und kosend und schmeichelnd, verführerisch, in begehrender Brunst singt die Fee so süß das Lied der Liebe . . . . .

Behnke schloß die Augen.

Als ob der Genius seine Hand gesegnet habe, — er hatte einen Ton und eine Tiefe, eine Wärme und einen Schmelz, goldig geradezu. Hornbach lauschte entzückt. War das der Behnke?!

Die Geigen malten die zitternde Glut.... Aber alles übersang das Cello.

Der Behnke hatte seine Stunde. Das war der Behnke nicht. Da war etwas lebendig geworden, das sonst nicht da war.

Voll setzte das Orchester ein, und der Jubel des Glückes und Genusses durchbrauste den Saal . . . . .

Da klatschten die Geladenen Beifall.

„Bravo, Behnke!" rief der Theaterdirektor.

Und Hornbach legte den Stab hin. Er lächelte vergnügt.

„Behnke!" — sagte er mit eigener Betonung und nickte ihm zu. „Famos!" Der arme Behnke aber wußte sich vor Glück nicht zu fassen. Er verneigte sich nur, nach rechts und links, und betrachtete dann sein Instrument.

Die Probe nahm ihren Fortgang. Die große symphonische Dichtung Hornbachs wurde tapfer bewältigt. Es mußte einen Erfolg geben.

Ein Meisterwerk, darin waren sich die Kunstverständigen, die zur Hauptprobe geladen waren, einig.

„Ich danke Ihnen, meine Herren," schloß Hornbach die Probe. „Nur morgen so, dann ist's gut."

Behnke konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Sein großes Solo! Der Applaus morgen! Die Lorbeerkränze! Nun war er der erste Künstler in der Stadt. Dem genialen Poppel, den sie so vergöttert hatten, gleich.

Der Fürst wird sicher der Première beiwohnen. O, dann das große Solo!

Er wird ihn sicher zum Kammermusiker, vielleicht zum Professor ernennen. Dann müßte er sich wieder andere Visitenkarten drucken lassen: —

„Kammermusiker Fritz Behnke, Professor", — oder vielleicht besser: „Professor Fritz Behnke, Kammermusiker".

Er entschied sich für diese Fassung.

In Gedanken ging er noch einmal seine ganze Stimme durch. Jede Note, haarklein. Es wird einen Triumph geben. Trotz Hornbach.

Ob er wohl gerufen würde?!

Er würde dann einen tiefen Knix machen und die Hand aufs Herz legen. Aber wohin mit dem Cello? Er würde dann rasch den Bogen in die linke Hand nehmen und den Knix machen. Das würde gewiß gut aussehen.

Ob's wohl auf dem Zettel stehen würde, auf dem offiziellen natürlich:

. Cello=Solo . . . . Herr Fritz Behnke . . . .

Um fünf Uhr morgens hatte er schon wieder sein Instrument in der Kur. Er stimmte es nämlich. Auf einmal mußte sich sein Gehör zehnfach verfeinert haben. Bis auf die letzten Schwingungen hörte er genau. Es konnte ihm gar nicht genügen. So, — einigermaßen! — Und er schloß die Augen und spielte sein Solo. Ganz Gefühl.

Ob er wohl den Tremulant etwas mehr anwenden sollte? Da lag doch alles Gefühl drin.

Hornbach mochte ja freilich das Tremulieren nicht so recht leiden. Persönliche Ansichten! Ja, er könnt's ja auch lassen. Also wie in der Hauptprobe.

Er hatte das Anklopfen wohl überhört. Die Hauswirtin brachte den offiziellen Zettel.

Da stand's ja wahrhaftig: Cello=Solo . . . . Herr Fritz Behnke.

Er hüpfte in die Höhe, daß ihm die Pantoffeln von den Füßen flogen. Er hätte laut schreien mögen. Er hätte das Fenster aufmachen und auf die Straße rufen mögen: Cello=Solo . . . . . Herr Fritz Behnke!

Er tanzte vor Vergnügen in seinem Zimmer herum.

„Ach was!" sagte er dann. „Selbstverständlich! Man muß ein bißchen blasiert sein, wie alle Genies. — Der erste Cellist in der Stadt! Weit und breit!"

Dann suchte er die Plätze aus für die Lorbeerkränze. Einen über den Spiegel, einen über sein Bild, und da einen über das Bild seiner Eltern.

Er war ein pietätvoller Mensch.

Wenn er jetzt nur eine Braut hätte! Die würde er mit dem vierten bekränzen. Aber so war er ein alter Hagestolz. Er würde also seinen Ruhm und sein Glück allein tragen.

Heute schmeckte ihm nicht Essen und Trinken.

Er hatte nirgends Ruhe. Er konnte den Abend nicht abwarten.

Als erster kam er ins Theater. Der Dienstmann stellte sein Cello unsanft hin. Behnke räsonnierte gewaltig.

Dann fing er an zu stimmen. Bald kamen die Kollegen und störten ihn. Das Theater füllte sich. Bis auf den letzten Platz. Die elektrische Klingel ertönte. Da traten die Hofdamen in die Loge. Das Fürstenpaar folgte nach.

Behnke fühlte unwillkürlich an seine Krawatte, ob's auch die neue weiße sei, und ob er auch den Hemdenknopf richtig verdeckt habe.

Hornbach hatte das Zeichen gegeben.

Die Musiker spielten die erste Nummer etwas zurückhaltend. Man merkte, sie wollten sich nicht ausgeben. Schumann fand immer Beifall.

Nun aber bei Hornbachs Symphonie! Es war schon gleich eine Wärme in ihnen, als sie nur die Notenblätter in die Hand nahmen.

Sie sahen nach Hornbach. Der schien ganz ruhig. Er strich nur ein paarmal über seinen Schnurrbart. Ob das nervös war?

Behnke zitterte wie Espenlaub. Es hatte ihn plötzlich eine Angst überlaufen. Wenn er sich verpassen würde! Fehlgreifen? Nein, bei Gott, das war ausgeschlossen. Wenn er nur auch im Tempo nichts verfehlen würde! Um Gottes Willen keine Saite reißen würde! Er sah sie sich noch einmal an. Alles in Ordnung.

Aber er litt jetzt doch sehr. Wenn nur Hornbach anfangen wollte!

Jetzt klopfte er.

Und wie gestern, wärmer noch, voller, reicher. Bis ins Einzelnste klappte es, bis aufs Tremolo der Pauke. Haarscharf. Hornbach hatte sein Orchester ganz in der Gewalt.

Man hörte ordentlich das Feuer der Musiker heraus.

Nun schwoll der glanzvolle Jubel des neuerwachten Lebens zu höchster Höhe. Der große Triller . . . . . der Nachschlag . . . . .

Nun strich Behnke sein Solo.

Er schloß die Augen. Warm und wärmer Ton um Ton. — Süß schmeichelte die Melodie. Wie aus einer Jungfrau Kehle, — wie aus silberner Quelle.

Die Geigen malten die zitternde Glut . . . . . in goldigen Tönen sang das Cello . . .

Und voll setzte das Orchester ein und schwelgte in Tönen des Glückes und Genusses.

Da brach der Beifall los, — im Parkett, droben auf der Galerie, in den Logen, und raste durchs Theater. Der Fürst klatschte Beifall.

Blumen und Kränze flogen nach dem Dirigenten hin. Der Fürst sandte einen großen Lorbeerkranz. Behnke zitterte. Er wollte darnach greifen. Da hing ihn der Direktor über Hornbachs Pult.

Behnke wartete noch auf etwas. Er hatte sich schon ein paarmal verneigt, nur merklich, als könne er so den Beifall auf sich ziehen. Er war in äußerster Erregung. Da kam ein Kranz geflogen, gerade zu Behnkes Füßen. Schnell stand er auf. —

„Hornbach!" rief's in demselben Augenblick.

Da knickte Behnke zusammen. Es ging ihm ein Schnitt durchs Herz, es glühte ihm ins Gehirn . . . . .

Hornbach hing liebenswürdig den Kranz über seines Cellisten Pult. Ja, er sollte ihm gehören. Aber Behnke lächelte nur stumpf.

Das Solo mußte wiederholt werden.

„Noch einmal also, lieber Behnke, bitte," sagte der Kapellmeister. „Noch einmal so." Und er hob den Stab.

Behnke spielte. Mit der gleichen Fertigkeit, wohl, aber es klang tot. Die zitternden Geigen deckten das Cello.

Die symphonische Dichtung Hornbachs hatte rauschenden Erfolg errungen. Der Komponist feierte höchste Triumphe.

Gebrochen schlich Fritz Behnke heim.

Kaum daß er sein Zimmer erreichen konnte. Fieber schüttelte ihn.

Als die Zeitungen reiches Lob für sein treffliches Spiel brachten, lag er sterbenskrank.

Der Fürst ernannte ihn zum Kammermusiker. Als er's hörte, lächelte er.

Behnke wurde nicht wieder ganz gesund. Vom Nervenfieber genesen, mußte er pensioniert werden. —

Eine Erforscherin der Frauenseele.

Von Hans Merian.

(Leipzig.)

Wozu sind Photographien?
Um die Seele vor den Blicken Neugieriger zu verstecken.
Wozu sind Selbstbiographien?
Um sich so hinzustellen, wie man nicht ist.
Wozu sind Kritiken?
In den meisten Fällen, um ein persönliches Mütchen zu kühlen.

Maria Janitschek.

Es ist eigentlich merkwürdig, daß wir erst jetzt anfangen, das Weib zu entdecken.

Jahrtausende lang ist die Frau an der Seite des Mannes dahingeschritten, Jahrtausende lang hat sie teilgenommen an der menschlichen Kulturarbeit, ja in einer fernen Vergangenheit scheint sie sogar die erste Anregerin der Kultur gewesen zu sein, die den wilden schweifenden Mann allmählich an das feste Heim bannte und an die geregelte Arbeit — dafür

zeugt das Mutterrecht, das sich bei einzelnen wilden Völkern noch erhalten hat, und dafür zeugen die mythischen Gestalten uralter Göttermütter (Rhea, Demeter, Pallas, Athene, Kybele, Istar), deren Andenken sich bis in die jüngste Zeit erhalten hat, einerseits als Mutter Gottes, andererseits als des Teufels Großmutter — Jahrtausende lang hat die Frau in ihrer Art und in dem ihr von jeder Kulturperiode angewiesenen engeren oder weiteren Kreise mit uns gewirkt und geschafft, — und Jahrtausende lang haben wir sie nicht beachtet.

Sie war dem Manne ein Lasttier, eine Sklavin oder ein liebliches Spielzeug — mehr nicht. Nur in ihrer einen Eigenschaft, als Mutter, genoß sie seit undenklichen Zeiten religiöse Verehrung.

Das Christentum gab dem Individuum die persönliche Freiheit. Kein Mensch konnte mehr das persönliche Eigentum eines anderen Menschen sein, d. h. kein Mann das Eigentum eines Mannes. Aber das Weib blieb gebunden und persönlich unfrei bis auf den heutigen Tag. Die ältere deutsche Sprache z. B. kannte für die Begriffe „Jungfrau" und „Dienerin" nur ein Wort: Magd. Auch die heilige Mutter Gottes ist dem Christen keine freie Persönlichkeit, kein selbstherrliches Individuum im modernen Sinne, sondern „die reine Magd", das unbeschriebene Blatt Papier, das keusche, unbefleckte Gefäß, in dem der Heiland zur Welt kam, mit anderen Worten: die sich ihrer eigenen Persönlichkeit ganz entäußernde Sache (des männlich gedachten) Gottes. Ihre heiligen Eigenschaften, ihre Tugenden sind alle unpersönlicher, passiver Natur: Demut, Milde, Reinheit, unbedingte Hingabe an den Willen Gottes, geduldiges Ertragen des höchsten Schmerzes. Das einzige Mal, wo, nach den evangelischen Erzählungen, die Mutter Christi in schüchternster Weise eine Initiative zu ergreifen, einen persönlichen Wunsch auszudrücken wagt, bei der Hochzeit zu Kana, wird sie sogar von dem sanften Heiland hart angefahren mit den Worten: „Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?" Die Kirchenväter aber lehrten: Mulier taceat in ecclesia — das Weib schweige in der Gemeinde.

Und unsere großen Dichter, wie fassen sie das Weib auf?

Immer nach dem Madonnen-Ideal.

Wohl kennt der gewaltige Shakespeare kräftige, aktive Frauencharaktere, aber es sind, wie die Lady Macbeth oder Hamlets Mutter, die Königin Gertrud, Monstra, ethische Mißgeburten, Geschöpfe, die aus dem Kreis der Natur herausgetreten sind — Scheusale. Sein Frauenideal giebt er uns in einer Ophelia, einer Cordelia, — im duldenden, passiven Weibe. Und wo er sonst etwa noch aktive oder überlegene Frauencharaktere schildert, über die er als Dichter nicht den Stab bricht (Viola, Jessica), da geschieht es eben gleichsam zum Scherz, im Lustspiel.

Und erst unser Goethe! Wohl sagt er ahnungsvoll am Schlusse seiner tiefsinnigsten Dichtung: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan"; aber dieses Ewig-Weibliche ist ihm verkörpert im — duldenden Gretchen. Und sogar die Iphigenie ist gewissermaßen ein Gretchen in antiker Verkleidung.

Aber sowohl Shakespeare als Goethe können schon nicht mehr als spezifisch christliche Dichter betrachtet werden, sie gehören beide jener schon seit ungefähr vierhundert Jahren andauernden Geschichtsperiode an, in welcher der christliche Gedanke allmählich abstirbt, um einer neu aufdämmernden Weltanschauung Platz zu machen. Ihre Frauentypen sind daher auch nicht mehr ganz so wunschlos, wie beispielsweise die Beatricegestalt des christlich-gotischen Dante. Es geht wie eine leise Sehnsucht durch jene Frauen; und gerade dieses Ahnen und Drängen ist es, was sie uns modernen Menschen wert und teuer macht: wir lieben in den Frauengestalten Shakespeares und Goethes, wenn ich so sagen darf, das Körnchen Emancipation, das in ihnen steckt.

Von allen Knechtungen aber, die das Weib im Laufe der Jahrtausende hat erdulden müssen, ist die geschlechtliche Knechtschaft die härteste und am tiefsten demütigende. Diese abscheuliche sexuelle Sklaverei hat das Christentum im Gegensatz zur Antike dem Weibe nicht erleichtert, sondern verschärft.

Der Mann spürte natürlich nichts von diesem Druck. Er war frei, er war der Herr. Und da er sich wohl befand in seiner Haut, so glaubte er, es sei in der ganzen Welt alles aufs beste bestellt, und in dieser besten aller Welten müsse es natürlich auch für die Frauen gerade so am besten sein, wie es war.

Die Gedankenlosigkeit ging so weit, daß wir Männer alle aktiven Wünsche und Fähigkeiten der Frauen einfach übersahen, und zeigte sich einmal unvermutet ein solcher Zug, da nannten ihn die Herren der Schöpfung eben kurzweg „unweiblich". Damit war alles gesagt und alles abgethan.

Der Mann ist aktiv. Er wirkt und schafft im Hause und in der Öffentlichkeit. Er liebt und beglückt mit seiner Liebe die Auserwählte seines Herzens. — Das Weib aber ist passiv. Es hat im Hause zu thun, was ihm der Mann anbefiehlt, in der Öffentlichkeit hat es gar nichts zu suchen. Lieben darf es nicht — das wäre noch schöner —, sondern es *wird geliebt*, und man gestattet ihm höchstens ein wenig zu sehnen und zu schmachten, bis der erlösende Ritter naht, den grimmen Drachen der Keuschheit erschlägt und die zitternde Maid in die Arme nimmt.

Daß ein Weib mitraten und -thaten wolle im großen Weltgetriebe — lächerlich! daß es einen Mann leidenschaftlich begehren und diesem Manne sein Begehren offen gestehen solle, wie der Mann sein Verlangen dem Weibe gesteht — pfui, wie gemein!

Aber nun das Tollste, der große tragikomische Zug dieser ganzen Entwicklung: die Frauen selber haben diese Männerweisheit nachgeplappert, sie haben sich all dieser passiven Tugenden als ihrer größten Vorzüge gerühmt, sie waren die eifrigsten Lobpreiserinnen der bekannten „Frauentugenden", sie waren und sind noch die fanatischsten Verteidigerinnen ihrer Knechtung.

Man lese nur ihre rührenden Geschichten, womit sie sich in den Familienblättern breit machen und wodurch sie unsern litterarischen Geschmack auf ein so tiefes Niveau herabgedrückt haben.

Sogar die Emancipationstanten, die, in richtiger Erkenntnis unserer Zeit, die wirtschaftliche Befreiung der Frau anstreben, schlagen drei Kreuze und flüchten entsetzt in den hintersten Winkel der „reinen Weiblichkeit" bei dem bloßen Gedanken an die sexuelle Befreiung ihrer Mitschwestern. Es hat sich bei den Frauen im Laufe der Jahrhunderte eine echte weibliche Sklavenmoral entwickelt.

Diese muß fallen. Das Licht der modernen Naturwissenschaften, das in die verborgensten Winkel unseres Kulturlebens hinein zu leuchten beginnt, muß und wird auch hier zu einer Umwertung der Werte führen. Die Frau der Zukunft wird erkennen, daß die sogenannte „reine Weiblichkeit" mit all ihren Sondertugenden gar nichts wirklich Weibliches ist, sondern nur eine barocke Verkleidung, welche die Männerwelt dem schwächeren Geschlechte umgehängt hat, zum eigenen Nutzen und zur eigenen Bequemlichkeit.

Und es giebt schon Prophetinnen dieser neuen Zeit. Eine der beredtesten unter ihnen ist die Dichterin Frau Maria Janitschek.*)

Wenn man nach dem eben Gesagten nun aber vermuten wollte, daß Maria Janitschek sogenannte Emancipationsschriften verfaßte, so würde man sich gründlich irren. Sie hat sich mit theoretischen Untersuchungen noch niemals abgegeben, sie ist nur Dichterin; auch glaube man nicht, daß ihre Schriften Tendenzdichtungen seien — keine Spur davon. Dennoch kamen mir die oben ausgeführten Gedanken ganz unwillkürlich, als ich nun wieder ihre Gedichte und Novellen durchlas, besonders wurden sie durch die Lektüre

*) Von Maria Janitschek sind bis jetzt folgende Bücher erschienen: Legenden und Geschichten (Stuttgart, W. Spemann, 1885); Im Kampf um die Zukunft (ebenda, 1886); Verzaubert (ebenda, 1887); Irdische und unirdische Träume (ebenda, 1888); Gesammelte Gedichte (Union, Stuttgart, 1889, zweite Auflage 1890). Alle bis jetzt genannten Werke sind Gedichtbände. — Aus der Schmiede des Lebens, Novellen (Berlin, Zoberbier, 1891). — Lichthungrige Leute, Novellen (Dresden, Pierson, 1892). — Atlas, Novellen (Berlin, Grote, 1893). — Pfadsucher, Novellen (ebenda, 1894). — Lilienzauber, Novellen (Leipzig, Max Spohr, 1895). — Gott hat es gewollt, Roman (ebenda, 1895). — Im Sommerwind, Gedichte (ebenda, 1896). — Der Schleifstein, Roman (ebenda, 1896). — Vom Weibe, Novellen (Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896).

der Novellen angeregt. Die von ihr geschilderten Frauengestalten haben alle so etwas Besonderes, Urwüchsig-Offenes und doch wieder träumerisch in die verschleierte Zukunft Weisendes, daß ich mir unwillkürlich Rechenschaft zu geben suchte, worin denn der besondere Reiz dieser Frauencharaktere liege. Endlich fand ich, daß es alles Frauen waren, die sich innerlich von irgend einer Knechtschaft befreit, die irgend welche Fesseln und Bande gebrochen hatten.

In den ersten Novellen kommt dieser Gedanke noch nicht so klar zum Ausdruck. Doch ist bereits in „Pfadsucher" die Cilli, die das Weib des merkwürdigen Sonderlings Glan wird, „der die Menschen hart machen will, damit sie nicht mehr leiden", ein Beispiel eines solchen aus dem bisher gewohnten Kreis der Weiblichkeit hinaustretenden und ihr Schicksal mit festem Willen selbst bestimmenden Frauencharakters. Sie verläßt den Vater, um dem Manne ihrer Wahl zu folgen. Die unter dem Titel „Pfadsucher" vereinigten vier Novellen, die ihrem Inhalte nach, trotzdem jede für sich selbst besteht, so kunstvoll in einander verschlungen sind, gehören zum Besten, was die Verfasserin geschrieben hat. Geradezu prächtig ist „Il pensieroso", die Geschichte jenes armen italienischen Bauernjungen, der den schwer leidenden Priester, seinen besten Freund, tötet, um ihn von den Qualen eines langen Todeskampfes zu befreien. Der Charakter Casatis und der des Priesters, der sein Leiden geduldig ertragen will, sind gleich meisterhaft gezeichnet.

Ein ganz eigener Reiz liegt auch über den drei Erzählungen, die den „Lilienzauber" betitelten Band füllen. Alle, welche glauben, daß mit dem Abstreifen der alten „Weiblichkeit" die Welt in Trümmer gehen müsse, sollten dieses Bändchen lesen, sie würden staunen. Im Mittelpunkt jeder Geschichte steht eine Frauengestalt, eine Weltdame, eine einfache Bäuerin, und eine arme ungarische Jüdin, alle drei sind keine solchen geschlechtslosen Puppen, wie sie als Frauenideal dem lesenden Publikum von Männlein und Weiblein vorgesetzt zu werden pflegen — aber das ganze Buch ist nur ein Hohelied auf die Keuschheit, das nicht die Ertötung, wohl aber die Überwindung der Sinne predigt. Die Erzählungsart streift hier an die symbolistische Kunstrichtung. Die Grundstimmung ist in jeder der drei Erzählungen anders und in jeder apart. Lilienzauber (die erste der drei Novellen) mutet an wie ein präraffaelitisches Bild, besonders in der Schlußstimmung, wo die weißen Lilien am dunklen Waldsaum leuchten und die Geigentöne durch die Dämmerung schweben. „In elfter Stunde" gleicht einem Gemälde von Uhde, so meisterlich ist das Thema, wie Christus eine arme Frau besucht und tröstet, in die moderne Wirklichkeit versetzt, so natürlich und ungezwungen verschwimmt die Gestalt des Grafen Pista mit der des Heilandes in der Phantasie der Alten. — „Königin Judith" aber

könnte durch die märchenhaft phantastische Erzählungsweise fast an eine Schöpfung Stradtmanns erinnern, dessen Phantasie sich in so eigentümlichen farbenschweren und dabei doch so ernsten, strengen Träumen ergeht.

Ich kann hier leider nicht auf alle Bücher einzeln eingehen. Aber man lese den Roman „Gott hat es gewollt“, die Geschichte eines russischen Priesters, in der wiederum ein solches selbstwilliges „Zukunftsweib“ den Mittelpunkt bildet, oder die etwas wunderlich geführte, aber in den einzelnen Charakteren sehr interessante Erzählung „Der Schleifstein“, in der nur der mystische Schluß sonderbar anmutet, und nicht aus dem ganzen organisch herausgewachsen, sondern nachträglich zugefügt zu sein scheint — vielleicht dem mystischen „Verlag der Kreisenden Ringe“ zu lieb —, oder man vertiefe sich einmal in das zuletzt erschienene Buch der Dichterin „Vom Weibe“, eine Sammlung von sieben Charakterskizzen, in denen der Gedanke des freien Weibes am reifsten zum Ausdruck kommt.

Maria Janitschek ist, bevor sie ihre Novellen und Erzählungen in die Welt sandte, als lyrische Dichterin aufgetreten; ihre Gedichte haben vielen Anklang gefunden und ihren Namen bekannt gemacht. Ihre Lyrik ist vorwiegend Gedankenlyrik, wenn einzelne ihrer Gedichte auch stark mit Stimmung gesättigt erscheinen. Sie zieht die freien Formen den geschlossenen vor. Gewöhnlich ergeht sie sich in reimlosen Jamben, die manchmal etwas frei gebaut, aber durchaus wohlklingend sind und oft in geschmackvoller Weise in Gruppen zu strophenartigen Gebilden vereinigt werden.

Der Ideenkreis der Lyrik ist ein ähnlicher wie der ihrer Novellen. Es ist keine sogenannte Frauenlyrik. Zum Glück nicht. Es sind die Gedichte eines mit Zukunftsaugen begabten Weibes, dessen Seele sich nach dem Lichte sehnt und sich in rhythmisch schönem Fluge durch alle Sphären des menschlichen Gedankens schwingt.

Über ihren Lebensgang schreibt uns Frau Janitschek:

„Ich bin in einem kleinen Orte in Niederösterreich im Jahre 1860 geboren. Später zogen wir nach Ungarn, wo ich für etliche Jahre in ein Kloster zur Erziehung gethan wurde. Mit zweiundzwanzig Jahren wurde ich die Frau eines großen edlen Menschen, der zu den ganz Einsamen zählte (Prof. Dr. Hubert Janitschek). Er starb im Jahre 1892. Seither wohne ich in Berlin und lasse die Komödie des Lebens an mir vorbeifluten.“



Die Association als Entstehungs- und Entwicklungsursache des menschlichen Denkens.

(J. Izoulet: La Cité moderne ou La métaphysique dans la sociologie. Paris, 1895.)

Von Felicie Nossig-Prochnik.

(Bern.)

„Ist's denn so großes Geheimnis, was Gott und die Welt und der Mensch sei?"
„Nein — doch niemand hört's gerne — da bleibt es geheim." Goethe.

Welche Kühnheit des Gedankens, wie viel Hoffnung und Vertrauen in die Gewalt des menschlichen Geistes enthalten diese Worte des großen Dichter-Denkers! Wenn der philosophisch wissenschaftliche Pessimismus sich in neuerer Zeit gleichsam in dem Worte „Ignorabimus" Du-Bois-Reymonds krystallisierte, so könnte der an Erhabenheit und Genialität ihm überlegene philosophische Optimismus zu seinem Wahlspruche die obigen Worte wählen, die mit wahrhaft genialer Einfachheit und Zuversicht an die Lösung der tiefsten Geheimnisse herantreten.

Seitdem die Philosophie definitiv und für alle Zeiten sich der Illusion entäußerte, das Wesen des Weltalls einzig und allein auf dem Wege spekulativer Kombination zu ergründen, seitdem sie zur Erreichung ihrer Ziele sich der Errungenschaften des positiven Wissens zu bedienen anfing, sehen wir zwei Hauptrichtungen in ihr sich abzweigen. Die einen gelangten am Faden der Deduktion zum letzten Gliede der Kausalkette, und da sie die Ursache aller Ursachen nicht erforschen konnten, glaubten sie sich an der Grenze alles menschlichen Wissens angelangt. Sie resignierten vom vollständigen Verständnis und begnügten sich von nun an mit dem Erforschen des Zugänglichen.

„Kann ich den Berg mit meinen Armen nicht umfassen," — sagt Descartes — „so kann ich ihn doch mit meinen Fingern betasten." So laßt uns denn mit unsern Fingern die ganze Natur betasten, laßt uns, mit immer vollkommeneren Werkzeugen, Mitteln und Methoden ausgestattet, in ihre tiefsten Tiefen eindringen und all ihre Gesetze und Kräfte für uns ausnützen, laßt uns auf dem ganzen Gebiete von Erde, Wasser und Luft die Ameisenarbeit unter uns verteilen, und unsere leitende Idee, unser gemeinsames Ziel sei die größtmögliche Vervollkommnung und Verschönerung

des irdischen Daseins. So hat der theoretische Materialismus oder der praktische Idealismus, wie ihn Hartmann nennt, sich in den Grenzen des Erkennbaren eingeschlossen und in seinen wissenschaftlichen Werkstätten den Mechanismus zur einzig gültigen Methode erhoben.

Einen anderen Weg gingen Platons geistige Abkömmlinge. Auch sie drangen auf den Spuren des positiven Wissens durch Gattungen, Arten, Klassen und Reihen hindurch, von dem Individuum, der konkreten, seine Pracht im hellen Sonnenlichte entfaltenden Wirklichkeit, bis zu jenem nebligen Weltenrande, wo sie vor dem blassen, körperlosen Gespenste — Seins-Begriff genannt — Halt machten.

Doch sie erschraken nicht vor dem Gespenst, sie machten nicht aus der Wissenschaft, die ihnen bisher Mittel gewesen, ihr letztes Ziel, sie verwarfen den Mechanismus als Erklärung der geistigen Lebenserscheinungen und setzten an seine Stelle eine unmaterielle Substanz, die mit dem physischen Leben nichts gemein hat, eine reine Abstraktion, die sie Seele nannten!

Und, o Wunder! So stark ist in der menschlichen Natur das Bedürfnis, das Ganze zu erfassen, so unbefriedigend das Bewußtsein — der Wissens-Halbheit, daß immer öfter Naturforscher und offizielle Vertreter des wissenschaftlichen Materialismus, bewußt oder unbewußt, in die Reihen des Spiritualismus übergehen.

Der Chemiker, der eine neue Verbindung entdeckt, und mit unerschütterlicher Gewißheit behauptet, daß jede in der gleichen Weise bewerkstelligte Verbindung immer und überall dasselbe Resultat ergeben wird, der Anatom, der, nachdem er eine bestimmte Struktur in zwanzig Fällen beobachtet, keinen Augenblick daran zweifelt, daß er sie in allen gleichen Fällen wiederfinden wird — woher schöpfen sie ihre Sicherheit? Kennt doch der Empirismus nur das Jetzt und das Hier — woher also die Kenntnis des Immer und Überall? Woher die Berechtigung, aus flüchtigen Erscheinungen auf allgemeine Gesetze zu schließen, da doch das Naturgesetz als solches sich jeder empirischen Behandlung entzieht? Alle diese Gelehrten überschreiten die von ihnen selbst gesteckten Grenzen des reinen Empirismus und suchen hinter der Erscheinung nach etwas Allgemeinem, Dauerndem, d. i. nach der Uridee. Und die vornehmsten unter ihnen, nicht eingeengt von der Doktrine, scheuen sich nicht, es offen einzugestehen. Der Chemiker Ostwald sagt sich los — auf dem Naturforscherkongreß in Leipzig — von aller Atomistik und will auf die Naturwissenschaften die Lehre von den Naturkräften angewendet wissen. Und die ganze neue, unter dem Namen Energetik zusammengefaßte Richtung, was ist sie anderes, als die Rückkehr zu den platonischen Ideen? Die deutlichste Wendung zur Metaphysik hat jedoch Weißmann gethan, indem er, zur Erklärung der Erblichkeit, die Theorie

von den sterblichen und unsterblichen Keimzellen im menschlichen Organismus einführt, ein Dualismus, der vollständig der platonischen Einteilung der Seele in zwei niedrigere sterbliche Teile und einen höheren unsterblichen Teil entspricht.

Diese in unseren Zeiten immer häufiger vorkommenden Rückfälle veranlaßten manche Denker zu der Untersuchung, ob zwischen Materialismus und Spiritualismus, diesen zwei Hauptabzweigungen der Philosophie, die sich seit jeher energisch bekämpften, in der That eine unüberbrückbare Kluft bestehe, oder ob vielleicht unter dem oberflächlichen Gegensatze sich etwas beiden Richtungen Gemeinsames, prinzipiell Wichtiges verberge. Diese Frage stellte sich auch Jean Izoulet, Professor der Philosophie am Pariser Lyceum Condorcet, in seinem im Jahre 1895 erschienenen umfangreichen Werke, betitelt: „La Cité moderne ou La métaphysique dans la sociologie.“ Indem er die Lösung dieser Frage vermittels einer neuen von ihm aufgestellten Hypothese zu seiner Aufgabe machte, unternahm er es dann, auf dem so gegründeten Fundamente mit kühner Hand einen prachtvollen Tempel zu errichten, um von dessen Altären, ein begeisterter Prophet, der Welt eine neue Religion und eine neue Ethik zu verkünden.

Wie auch das Urteil darüber ausfallen möge, ob und inwiefern es dem Verfasser gelungen ist, seine erhabene und schwierige Aufgabe zu erfüllen, eines muß ihm im Vorhinein die Sympathieen derjenigen sichern, die sich theoretisch oder praktisch für die Frage der nicht mehr lange aufschiebbaren sozialen Reform interessieren — die Thatsache nämlich, daß Izoulet in seinen Hauptprinzipien mit den leitenden Idealen der Jetztzeit übereinstimmt, und für die ganze soziale Bewegung gleichsam einen philosophischen Hintergrund zu schaffen versucht.

Im ersten Teile des über 700 Oktavseiten umfassenden Werkes bildet der Autor aus einer Reihe von biologischen und soziologischen Gesetzen eine feste Grundlage, aus der mit logischer Konsequenz seine biosoziologische Hypothese herauswächst, im zweiten Teile folgt dann die Anwendung der wissenschaftlich festgestellten Gesetze auf alle wichtigen, geistigen und sozialen Lebenserscheinungen.

Von den niedrigsten Tier-Organismen — den Protozoen ausgehend, von denen manche nur aus einer einzigen organischen Zelle bestehen, stellt der Verfasser vorerst fest, daß schon eine einzelne Zelle die Fähigkeit besitzt, alle vier Hauptfunktionen des organischen Lebens, nämlich Ernährung und Reproduktion, Sensitivität und Impulsivität, auszuüben und hiermit schon den Keim aller künftigen Entwicklung in sich trägt.

Wenn in diesem Punkte eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Izoulet und der Leibnizschen Monadentheorie besteht, so zeigt sich in folgendem ein wich-

tiger prinzipieller Unterschied zwischen den beiden Theorien. Während bei Leibniz die Monaden sich gleichzeitig aber nur parallel neben einander entwickeln und gegenseitig auf einander gar keinen Einfluß üben, so können bei Izoulet die Zellen nur in gegenseitiger Verbindung, und einzig und allein durch dieselbe die ihnen innewohnenden Fähigkeiten zu wirklichen Eigenschaften entwickeln. Durch das bloße Faktum der Association verändern sich die Zellen, erhalten neue Fähigkeiten, leben ein höheres, reicheres, intensiveres Leben. Die Ursache hiervon ist klar, wenn man bedenkt, daß eine Begleiterscheinung jeder, noch so einfachen Zellen-Association die Teilung der Arbeit ist. Eine isolierte Zelle muß selber alle vier Lebensfunktionen verrichten, muß sich ernähren und sich vermehren, muß fühlen und agieren. Wenn sich aber vier Zellen verbinden und die Funktionen unter einander verteilen, so wird jede viel exakter und vollkommener ausgeübt werden, und diese Vollkommenheit des Funktionierens steigert sich noch bedeutend, wenn für jede der vier Funktionen eine ganze Zellen-Gruppe bestimmt ist. Association und Arbeitsteilung rufen aber nicht nur im Inneren der Zellen Veränderungen hervor, unter ihrem Einflusse verändert sich auch das Verhältnis der Zellen untereinander. Waren die Einzelzellen im isolierten Zustande einander ganz ähnlich, so entsteht nach der Verbindung und der Übernahme von einander verschiedener Funktionen zwischen ihnen eine Differenzierung; waren sie vorher ganz unabhängig von einander, so treten sie jetzt in ein Verhältnis der Koordination und Subordination zu einander. Da nun das Zusammenwirken der Zellen im Interesse und zum Wohle des ganzen Organismus vor sich geht, so entsteht als erstes und wichtigstes Gesetz aus der Association und der Arbeitsteilung die Solidarität des Zusammenwirkens.

„Solidarität — jenes von dem einen so begeistert gepriesene, von dem anderen so arg verpönte Wort — ruft der Autor — es ist durchaus nicht ein leerer, aus der Luft gegriffener Begriff, es hat seine biologischen Wurzeln tief in den organischen Boden eingegraben, es ist der Ausgangspunkt jeder Soziologie und Moral, der Grundstein jeder menschlichen Gesellschaft.“

Schöpferische Association, Teilung der Arbeit und Solidarität, das ist also die neue Dreieinigkeit für die zu begründende Religion.

Auf der ganzen Linie der organischen Entwicklung besteht eine enge Korrelation zwischen der Steigerung der Association der Arbeitsteilung und der Differenzierung einerseits, und dem Fortschritt des physischen und psychischen Lebens andererseits. Auf demjenigen Punkte der stufenweisen organischen Entwicklung, wo die Differenzierung der inneren Nervenbündel für die Funktionen des vegetativen Lebens und der äußeren Ganglien für das

animale Leben erfolgt, geht die ursprüngliche Sensitivität und Impulsivität der Protozoen in tierischen Instinkt über. In der weiteren Entwicklung des animalen Lebens konzentrieren sich die Nervenbündel immer mehr, bis das Nervensystem in der Konstituierung des Gehirns seinen Kulminationspunkt erreicht. Das Gehirn ist eine Gruppe intellektualisierter Zellen und bildet gleichsam das leitende Haupt des ganzen Organismus. Eine Begleiterscheinung dieses beendigten Entwicklungsprozesses des Nervensystems ist die Verwandlung des tierischen Instinktes in tierische Intelligenz, und in dem Verhältnisse der Zellen zu einander die Differenzierung der Zellen in regierte und regierende.

Hat sich in dieser Weise die Entwicklung des animalen Lebens von den Protozoen, bis zum Urmenschen, oder, wie der Verfasser ihn nennt, zum Tiermenschen mittels rein biologischer Gesetze erklären lassen, so entsteht eine Schwierigkeit in der Veranschaulichung des weiteren Fortschrittes vom Tiermenschen bis zum Menschentier, von der tierischen Intelligenz bis zum menschlichen Verstande, bis zu der menschlichen Denkfähigkeit. Die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, daß nach Ansicht des Verfassers zwischen dem Tiermenschen und dem Menschentier nicht, wie zwischen Protozoe und Urmensch, ein bloß quantitativer, sondern geradezu ein qualitativer Unterschied besteht.

„Der Materialismus" — sagt Izoulet — „hat unrecht, indem er den menschlichen Verstand nur als höhere Stufe der tierischen Intelligenz bezeichnet .... Verstand und Wille, Geist und Gemüt, Genie, Beredsamkeit, Heroismus und Liebe — welcher noch so fanatische Materialist wird nicht in der Tiefe seiner Seele mit geheimnisvollem Erbeben eingestehen, daß dies magische Gewalten sind, welche ganze Strahlenbündel in jene dunklen Regionen hineinschleudern, in denen der Tiermensch dämmernd umhertappt. Unsere ganze Civilisation, der materielle Wohlstand, die weiten bebauten Territorien, reichbeladene Schiffe, völkerreiche Städte, Prachtbauten, Laboratorien und Kunstmuseen, all die äußere Herrlichkeit ist nur ein Abglanz des leuchtenden Innern, ein Ausdruck des menschlichen Gedankens, der langsam und geheimnisvoll hinter den blassen Stirnen einer Tiergattung heranreift, die sich in eine Menschengattung umgestaltet." — Wiewohl jedoch diese und noch viele andere nicht minder beredte Versuche des Autors, den alten biologischen Dualismus wieder einzuführen, resultatlos bleiben müssen, da Gelehrte, wie Milne-Edwards, Romanes, Espinas, Lubbock, Buchner und andere auf Grund wissenschaftlicher Forschungen auf dem Gebiete der Anatomie und der vergleichenden Psychologie und Embryologie unwiderleglich nachgewiesen haben, daß zwischen der „Tierseele" und der „Menschenseele" kein qualitativer Unterschied bestehe — so muß man andererseits dem Ver-

fasser darin recht geben, daß es bisher keinem Naturforscher gelungen ist, das Entstehen des menschlichen Denkens auf rein biologischem Wege zu erklären. Um dies zu bewerkstelligen, nimmt der Autor eine neue Wissenschaft zu Hilfe — die Soziologie. Die Erforschung des Urmenschen stützt sich auf die Biologie, d. h. die Lehre vom physischen Organismus, die Erforschung des Kulturmenschen muß sich notwendigerweise auf die Soziologie, d. h. die Lehre vom sozialen Organismus stützen. So läßt sich das Wesen des civilisierten Menschen nur mit Hilfe einer doppelten, der bio-sozialen Psychologie erklären. Doch bleiben Methode und Evolutions-Faktoren in dieser zweiten Entwicklungsphase genau dieselben, wie in der ersten: Association und Teilung der Arbeit als Ursachen — Differenzierung und Solidarität als unmittelbare Folgen. Wenn die Association des ersten Grades die tierische Intelligenz geschaffen hat, so konnte eine Association des zweiten Grades das menschliche Denken hervorrufen. Wenn sich organische Zellen zu Aggregaten verbinden, so entstehen Tiere; wenn sich die Tiere ihrerseits zu Aggregaten verbinden, so entstehen Gesellschaften, welche je nach dem Grade der Differenzierung und Zusammengefügtheit alle Nuancen der Association von der wilden Horde bis zum modernen Staate umfassen.

Eine unermeßliche biologische Evolution hat die tierische Intelligenz geschaffen, eine unermeßliche soziale Evolution wird das menschliche Denken zu ungeahnter Höhe entwickeln. Welch tiefe Bedeutung gewinnt in diesem Lichte die Weltgeschichte! Die Geschichte der Menschheit ist die Genese der Gesellschaft und damit auch die Genese der menschlichen Seele. „Aus dem Chaos von Feuer und Blut, das wir Geschichte nennen, erhebt sich die heilige Gesellschaft, und du, Psyche, reine Göttertochter, entstammst dieser hehren Existenz!" — ruft begeistert der Autor.

Der prachtvolle Bau der menschlichen Gesellschaft wird aus gewöhnlichem Material errichtet, doch wie durch ein Wunder verwandelt sich im Bauen das gemeine Gestein in wertvollen Marmor, der Urmensch wird zum Kulturmenschen.

Diese Umwandlung geht auf Grund derselben Gesetze vor sich wie die biologischen Umgestaltungen, hauptsächlich also auf Grund des Gesetzes von der Unverwüstlichkeit der Materie und Kraft, des Transformismus, der langsamen Formationen und der Wirkung des unendlich Kleinen.

Um eine Beschleunigung der Evolution des sozialen Menschen zu bewirken, müßte man daran gehen, jene traditionelle Illusion zu vernichten, derzufolge das soziale Leben mit dem Wesen des heutigen Menschen nicht untrennbar verbunden ist, man müßte energisch die Meinung bekämpfen, daß das Individuum mit seiner ganzen seelischen Beschaffenheit von heute

fortbeſtehen könnte, auch wenn die menſchliche Geſellſchaft in Trümmer zerfiele. Um dieſen Wahn zu zerſtreuen, müßte man nur den ganzen Unterſchied zwiſchen einſt und jetzt, zwiſchen dem Menſchen vor und nach der Aſſociation im wahren Lichte hevortreten laſſen:

Vordem — einfache Senſibilität und blinde Triebe — nachher ſelbſtändiger Wille und leuchtender Verſtand.

Vordem niedrige Juſtinkte — nachher ideales Streben.

Vordem wildes Geheul — nachher göttliche Beredſamkeit.

Vordem die Schranken von Raum und Zeit — nachher die weite Perſpektive der Unendlichkeit und Ewigkeit.

Vordem die ſtumpfſinnige Beſchränktheit des kriechenden Gewürms — nachher begeiſtertes Emporſteigen zu den Höhen, um die mit kühnem Adlerfluge die höchſten Begriffe kreiſen: Subſtanz, Urſache, Ziel, Wahrheit, Unendlichkeit, Vollkommenheit, Abſolutes.

Die Geſellſchaft nur hat das Tier zum Menſchen, den Inſtinkt in Denken umgeſtaltet, die Geſellſchaft und nur dieſe wird in Zukunft den Menſchen zum „Engel" umgeſtalten.

* * *

Aus dem zweiten Teile des Werkes, der die mannigfachſten Richtungen der geiſtigen und ſozialen Lebenserſcheinungen umfaßt, wollen wir hier nur die wichtigſten und am originellſten vom Verfaſſer behandelten hervorheben und zur beſſeren Orientierung die Einteilung des ganzen Gebietes des menſchlichen Denkens in zwei Hauptrichtungen beibehalten, die kontemplativ-wiſſenſchaftliche, zu der auch der induſtrielle Sinn gerechnet wird und die ideale, welche auch alle moraliſchen und ethiſchen Begriffe umfaßt.

Der höchſten Entwicklungsphaſe in der biologiſchen Evolution, d. h. der Konſtituierung des Gehirns, entſpricht in der ſozialen Evolution die Herausbildung des ſozialen Gehirns. Der kontemplative Sinn iſt einerſeits das Privilegium großer Dichter und Gelehrten oder der Philoſophen, andererſeits großer Geſetzgeber und Adminiſtratoren oder — der Politiker. Philoſophen und Politiker bilden zuſammen das ſoziale Gehirn. Die Philoſophie iſt die Interpretation des höchſten Wiſſens durch die höchſte Poeſie. Die Philoſophen bilden das Ideal heraus, die Politiker verwirklichen es im praktiſchen Leben. Dichtungen und Syſteme — bilden die Doppelaktion des kontemplativen Sinnes.

Alles was der Menſch vermag iſt in engſtem Zuſammenhange mit dem, was er weiß. Der Fortſchritt des Wiſſens iſt unbegrenzt, unbegrenzt iſt daher auch die menſchliche Macht. Heute jedoch ſteht der Menſch erſt

an der Schwelle seines Wissens und seiner Macht; was er in der Ausnützung der kosmischen Kräfte geleistet, ist nur eine schwache Probe dessen, was er in Zukunft zu leisten vermag. Der Verfasser unterscheidet zwei, ihrer Dauer nach sehr verschiedene Phasen der industriellen Entwicklung: vor und nach Erfindung der Dampfmaschine. In der ersten Phase besiegte der Mensch die Nacht und die Kälte durch die Lehre vom Licht und der Wärme, die Zeit durch die Chronometrie und den Tod durch die Erfindung der Schrift. Es bleibt ihm noch übrig, den Raum und die Materie zu bewältigen und an diesem Werke arbeitet er erst seit fünfzig Jahren. Ein Häuflein freier Menschen, welche eine Welt von Sklaven beherrschen — das war die Civilisation des Altertums. In der Civilisation der Zukunft wird eine ganze freie Menschheit die Materie beherrschen, welche die Welt der Sklaven ersetzen wird. Die Wissenschaft wird durch immer neue Errungenschaften die Massen von ihrer bisherigen Sklaverei befreien, sie der Elite einverleiben, und die Arbeiterarmee wird in der Rolle eines auf seinen Schultern das Weltall tragenden Atlas in Zukunft von der unermüdlichen und unempfindlichen Armee der Naturkräfte vertreten werden. Heute noch bildet die physische Arbeit für die Mehrheit der Menschen ein Hindernis in der geistigen Entwicklung. Erst die Erfindung der Maschinen hat ein Bild der Zukunft entschleiert, in der die gesamte Menschheit genug Muse haben wird, um sich mit geistiger Kultur zu befassen.

Bei Besprechung der sozialen Bewegung versucht es der Verfasser, durch Hervorhebung der Association und Solidarität als der Haupt-Triebfedern des Seins den Sozialismus von dem Vorwurfe zu befreien, daß er die Verkümmerung der Individualität im Schilde führe, indem er die freie Entwicklung des Individuums beschränke.

Die Association, welche auch eine der Grundlagen des Sozialismus ist, hat zum Ziele die Steigerung der menschlichen Macht. Je verständiger und exakter die Organisation des Zusammenwirkens, desto freier, sicherer und günstiger kann jeder der Mitwirkenden seine Kräfte entfalten. Würde die Association das Individuum schwächen und dadurch die Summe der Kräfte vermindern, wie könnte dann ihr schließliches Resultat eine auf der ganzen Entwicklungslinie unwiderleglich konstatierte Steigerung der Macht sein? Weder die Biologie, noch die Kosmologie und Soziologie weisen irgendwo als Folgen der Association einen Druck oder Niedergang auf. Eine falsche, heuchlerische Association allerdings ist ein Druck, doch dahin eben geht das Streben des Sozialismus, die falsche, ungerechte Association in eine richtige, gerechte zu verwandeln. Mit jeder Vervollkommnung der Gesellschaft steigt auch die Macht des Individuums, und da eine vollkommenere Association die Vervollkommnung der Gesellschaft bedeutet, so

kann der Sozialismus eher eine Hebung der Individualität, als deren Unterdrückung bewirken.

Eine originelle Ansicht entwickelt der Verfasser über die Liebe. Leidenschaft im eigentlichen Sinne giebt es nicht in der physischen Welt, sondern erst in der moralischen oder im sozialen Leben. Die Form des geschlechtlichen Verkehrs für die Tierwelt und die Menschheit im Tierzustande ist die geschlechtliche Promiscuität, für die civilisierte Menschheit die geschlechtliche Auswahl. Dies hat seinen Grund darin, daß im Urzustande die Individuen einander verhältnismäßig sehr ähnlich sind, bei den Kulturvölkern dagegen die Teilung der Arbeit eine ungeheure Differenzierung der Temperamente, der Geistesanlagen und der Charaktere bewirkt hat, so daß ein indifferentes, bloß vom Zufall abhängiges Sich-Paaren unmöglich würde. Die Individuen müssen einander suchen, um eine entsprechende Wahl zu treffen. — Wollte man diesen Gedanken des Verfassers konsequent durchführen, so müßte man auch zugeben, daß die steigende Differenzierung auch zeitlich Veränderungen bei einem und demselben Individuum bewirkt, daß aus der immensen Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit des heutigen Lebens auch häufige Veränderungen der Auswahl-Bedingungen entspringen. Das hieraus sich ergebende Bedürfnis einer neuen Auswahl führt in weiterer Steigerung der Differenzierung fast an die Grenzen der ursprünglichen Promiscuität, mit dem Unterschiede nur, daß vorher der bloße Zufall, jetzt aber ein raffiniertes Auswahl-Bedürfnis die Motive der geschlechtlichen Verbindung bilden.

Verfasser jedoch gelangt zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen. Je höher ein Mann oder eine Frau stehen, desto schwieriger — nach Ansicht des Autors — fällt es ihnen, das eine einzige (warum einzige?) Individuum herauszufinden, das ihnen vollkommen entspräche. Die Geschichte der Helden und Heldinnen des Geistes weist als Grundzug ihres dornenvollen Lebens ein vergebliches Sehnen nach unmöglicher Liebe. Das Ideal — das ist ein ideales Leben, ein idealer Mensch, ein idealer Mann, eine ideale Frau, und da die große, die einzige Frage zwischen Mann und Weib die Liebe ist, so ist das Ideal die ideale, tiefe, vollkommene Liebe. So ist nach dieser mehr idealen als streng logischen Ketten-Gleichung das Ideal identisch mit einer übermenschlichen Heldenliebe.

Aus dem Hauptgesetze der Association, d. h. der Gegenseitigkeit von Rechten und Pflichten, fließt als Grundprinzip der sozialen Moral — die Gerechtigkeit.

Der soziologische Darwinismus mit seinem Kampf ums Dasein hat nur Berechtigung im Verhältnisse der Gesellschaften oder Völker zu einander, denn hier steht ein Ganzes einem Ganzen gegenüber, es besteht da-

her das Verhältnis der Kraft — er wäre jedoch ein Unsinn unter den Mitgliedern einer und derselben Gesellschaft, im Verhältnisse der Teile eines Ganzen untereinander, das nur auf Gerechtigkeit beruhen kann. Es ist falsch, zu glauben, daß die soziale Gerechtigkeit mit dem Interesse des Einzelnen, der Egoismus mit dem Altruismus im Widerspruch stehen. Es ist ein charakteristisches Merkmal jedes organischen Ganzen, daß es unmittelbar berührt wird von allem, was einem seiner Teile zustößt. Schlechte Ernährung des Volkes, ein Elend, das Verbrechen hervorbringt, die Prostitution mit ihrem Gefolge ansteckender Krankheiten, der Alkoholismus, Degeneration des Nachwuchses, Unreinlichkeit und die daraus folgenden Epidemieen, alles dies übt mit unumgänglicher Notwendigkeit seine verheerende Wirkung auf die gesamte Gesellschaft, folglich auch auf die privilegierten Klassen. Bedenkt man dies, wie wird man dann sagen können: „Was kümmern uns jene Elenden?"

Leute, die ihre Pflichten erfüllen, aber keinen richtigen Begriff von der Bedeutung des sozialen Lebens haben, hören wir oft im Namen der Gerechtigkeit Klage erheben:

— Ich erfülle gewissenhaft meine Pflichten, und doch bin ich nicht glücklich!

— Weißt Du aber auch, ob alle anderen Mitglieder der Gesellschaft, der Du angehörst, ihre Pflichten erfüllen?

— Wie — soll ich für die Sünden der Schlechten leiden?

— Und ziehest Du nicht Nutzen aus den Tugenden der Guten?

Dies eben ist das Merkmal der wahren Solidarität, daß die „Schlechten" nicht allein bestraft, die „Guten" nicht allein belohnt werden können. An ihren Strafen und ihren Belohnungen nimmt die ganze Gesellschaft Anteil. Die alte Moral von der Bestrafung der Sünden und dem Belohnen der Tugend ist unwiderruflich verschwunden. Das Strafgesetz existiert nur bloß für die Blinden und Unwissenden.

Zum Schlusse eine kurze Zusammenstellung der neuen Dogmatik: Der Ausgangspunkt, die Hypothese: Das menschliche Denken ist Produkt der Gesellschaft oder der Association; das Weltgesetz: finalistischer Monismus; die neue Religion: Kultur der Gesellschaft; die neue Wissenschaft: Physik, durchdrungen von Metaphysik, oder Natur von Gott durchdrungen.

Nach vielen Leiden und manchen verzweiflungsvollen Krisen beginnt sich die Menschheit endlich zu jenem gesunden Zustande des Verstandes und der Tugend durchzuringen, in welchem sie aufs neue und intensiver denn je die heilige Natur und die heilige Gesellschaft verehren wird.

Noch ein Wort zur „Emancipation“,

mit besonderer Berücksichtigung des im Septemberhefte der „Gesellschaft“ veröffentlichten Artikels „Emancipation und Ehmanncipation“, an dessen Verfasserin Frau Dr. jur. E. Kempin gerichtet.

Von Mathieu Schwann.

(Frankfurt a. M.)

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,“ sagte der Kellner, als der eilige Gast ihn gefragt, was denn schnell fertig sei? Und diesen Ausspruch unseres mit Schiller so vertrauten Oberkellners setze ich hier an die Spitze, Madame, zu freundlicher Beherzigung.

Sie hatten die Liebenswürdigkeit, mich einmal gründlich zausen zu wollen, allein ich muß Sie leider darauf aufmerksam machen, daß gewöhnlich nur der des Vergnügens zu zausen teilhaftig wird, der den andern, dem er nachsetzt, auch erwischt. Und da ist nun die Sache so, daß ich mich nicht von Ihnen erwischt fühle, sondern daß ich das köstliche Schauspiel genieße, Sie irgend einen dahergelaufenen Pudel zerzausen zu sehen, in der Meinung, ich wäre zwischen Ihren Fingern. Immerhin aber haben die Strafpredigten, welche Sie diesem Pudel halten, so viel Gemüts- und Gedankenelemente, daß ich mich dazu gedrungen fühle, mich hier in der „Gesellschaft“ noch einmal zum Worte zu melden. Denn meine Anschauung ist die des trefflichen Feuchtersleben, „daß es nicht eher auf diesem Planeten tagen werde, als bis jeder die Indiskretion begeht, seine besseren Gefühle und Erkenntnisse ohne Nebenrücksichten öffentlich auszusprechen. Möge die Welt dazu sagen, was ihr beliebt!“

Ich will Ihrem fröhlichen Sarkasmus über die „Naivetät der Gottbegnadeten“ nicht mit einigen Hinweisen auf Schopenhauer begegnen, wie ich auch die von einem gewissen Moses erfundene Paradiesesfabel nicht gegen Sie ausspielen will. Denn der Bund mit der Lüge, dessen die beiden Männer das weibliche Geschlecht bezichtigen, spricht nicht für die Männer, wie jene Herren glauben, sondern gegen sie. List und Lüge sind die Waffen des Schwächeren, des Unterdrückten. Lassen die Herren von der Unterdrückung, so könnte es wohl irgendwo und irgendwann einmal passieren, daß sich die Unterdrückten dieser Waffe selbst begeben. Aber das will ich Ihnen hier zu Gemüte führen, daß es eine doppelte Naivetät giebt, die Naivetät des Kindes, d. h. die unbewußte, und die andere des vollsten Bewußtseins, welche in allen Urteilen nichts gelten läßt, als das, was die Natur selbst billigt. Über jene Naivetät kann man ja zuweilen lächeln, obgleich gescheitere

Leute, als wir zwei, meinen, auch in dem naiven Erkenntnisspiel des Kindes sei ein hoher und schöner Sinn verborgen. Über die andere Naivetät, die eine ganze Unmasse von Überwindungen voraussetzt, Überwindungen von Vorurteilen und Künstlichkeiten, wollen wir beide nicht lächeln, sondern den Sarkasmus darüber den trefflichen Menschen überlassen, die so furchtbar gebildet sind, daß schon gar nichts mehr in sie hineingeht.

Wer hat Ihnen nun aber gesagt, Madame, daß ich ein vernichtendes Urteil gegen die Frauenemancipation ausgesprochen habe? War es der nichtswürdige Pudel, so haben Sie ganz recht, wenn Sie ihn zausen. Wer aber meine bescheidene oder unbescheidene Meinung (Augustheft der „Gesellschaft") ruhig prüft, wird vielleicht zu der entgegengesetzten Meinung kommen, daß Schwann die Frage vielleicht doch etwas tiefer angepackt hat, als es nach Ihrer Darstellung erscheint. Denn der Schwann, der alles das sagt, was Sie ihn sagen lassen, und der die sämtlichen Zurückweisungen verdient, die Sie ihm angedeihen lassen, muß ein ganz bornierter Kerl sein, und da nun mein Selbstbewußtsein mir sagt, daß ich das nicht bin, so bitte ich Sie, künftighin solchen Pudeln, die sich unter meinem Namen bei Ihnen vorstellen, den Paß etwas genauer zu visieren. Ich nämlich werde mich gern und sofort Ihrem Urteil fügen, „daß kein Mann, kein einziger, das Empfinden des Weibes ganz und richtig zu würdigen versteht", nur verlange ich dann auch die Kleinigkeit, daß das Urteil des Weibes über das Empfinden des Weibes klarer und energischer zum Vorschein komme, als es in den Veranstaltungen und Äußerungen der Frauen sowohl im Privatleben, wie in der Öffentlichkeit bisher der Fall war. Soll das Urteil der Männer nicht gelten, so müssen die Frauen ein besseres, treffenderes Urteil an seine Stelle setzen. Mit bloßer Ablehnung und Abweisung ist noch nichts gethan.

Und weiter! Die List scheint doch sehr innig mit der Natur des Weibes verwachsen, daß auch Sie in einem Falle dazu greifen, in dem Sie wahrlich nicht über Unterdrückung klagen können. Denn Kriegslist ist es zunächst einmal, daß Sie da so ruhig heraussagen: „was bedeuten drei, vier, fünf, vielleicht auch sechs Frauencharaktere, sechs Emancipierte, denen Schwann begegnet sein mag?" — Wem jeder Fall etwas zu denken giebt, dem bedeutet auch jeder einzelne Fall etwas, und daß Sie nun zu denen gehören, die über jeden Fall zu denken gewohnt sind, weiß ich zufällig aus anderer Quelle. Warum also sollen nur die Fälle Bedeutung haben, mit denen Sie Ihre Gedanken verknüpfen, warum nicht auch diejenigen, mit denen ich das Gleiche thue? Kriegslist, Madame, ist hier die Verkleinerung meiner Erfahrungen als solcher eines „naiven Gottbegnadeten", eines Wesens, dem Sie die Fähigkeit, in dieser Frage zu urteilen, „schlankweg" absprechen.

Eine zweite List: Ihr Entweder — Oder! Legen Sie dieses Entweder — Oder als Maßstab an irgend eine Frage, die zur Forschung vorliegt, so können Sie mit ihm jede Antwort totmachen, weil keine Antwort eine relative Frage rein und absolut zu lösen vermag. Das weiß Ihr philosophisch geschultes Denken sehr wohl selbst, und darum bezeichne ich dieses Ihr Vorgehen als List. Erweiterung, Vertiefung der Frage und Erweiterung und Vertiefung der Antwort, das war mein Streben, und Sie bedienen sich nun der Kriegslist, mir zuzurufen: „Die Antwort ist keine absolute: Entweder — oder!“ — Ich weiß, Madame, ich weiß. Aber der Pudel, nicht ich, hat die absolute Antwort zu geben beabsichtigt.

Eine dritte List: Ihre Formel, auf welche Sie mein „Diktum“ gebracht haben. Ja, das ist nun Ihre Formel, aber nicht die meine, wie das von Ihnen angeführte Diktum das Ihres Pudels und nicht das meinige ist. Diese Formel ist nämlich in allen ihren drei Punkten falsch. Sie ist aus meinen Darlegungen gar nicht, auch nicht mit Gewalt herauszudestillieren, denn weder habe ich ein Wort davon gesprochen, daß emancipierte Frauen in der Jugend ihre Sinnlichkeit unterdrücken, sondern ich habe gesagt, daß die sinnliche Entwicklung der Frau in ihrer Jugend unterdrückt wird. Die Frauen sind die Leidenden, nicht die Aktiven, und aus der Unterdrückung ihrer natürlichen Bethätigung, die als Zwang empfunden wird, ließ ich daß Sehnen nach Zwanglosigkeit hervorgehen. Ist das falsch? — Noch habe ich die Frauenemancipation für eine Gefahr erklärt, sondern ich habe die Gefahr einer falschen Emancipation darzulegen versucht, die auf den Sack klopft und den Esel meint. Taktisch mag es ja empfehlenswert sein, wenn die Frauen vorab ihre Forderungen auf Gleichberechtigung mit den Männern beschränken, aber einen befreienden, die Menschenkultur befördernden und auf unser gesamtes Gesellschaftsleben reformatorisch wirkenden Gedanken enthält eine solche Taktik nicht. Dieser Gedanke würde erst dann hervorsprießen, wenn die Frage gestellt würde: was bedarf die Natur der Frau zu ihrer vollen und harmonischen Entfaltung?, nicht aber, wenn man die Frage stellt: was bedarf die Frau der heutigen Gesellschaft, um als gleichberechtigtes und konkurrenzfähiges Individuum neben den Mann treten zu können? — Drittens habe ich nicht die Thatsache, daß die Sinnlichkeit im Alter emancipierter Frauen zu Tage trete, als Beweis für die Gefahr der Frauenemancipation hingestellt, sondern ich habe mich bemüht, diese unnatürliche Umkehrung der Menschenentwicklung als eine direkte Krankheit unserer ganzen Kultur zu kennzeichnen.

Wie kommen Sie nun an diese Formel, Madame? Ich denke mir, wie jeder Advokat zu der Formel von dem „Unrecht“ des Gegenadvokaten kommt: durch Verkehrung dessen, was dieser gesagt hat. Nur ist in diesem

Falle die Sache insofern eigentümlich, als wir beide denselben Klienten haben und für sein Wohl einstehen möchten. Daß sich nun zwei die gleiche Sache vertretende Advokaten in die Haare fahren, ist ja ein etwas ungewöhnliches Schauspiel, aber vielleicht nützt der Streit der Sache um so mehr, wenn es nachher deutlich wird, daß ein Mißverständnis, das irgend ein Pudel erzeugte, die Ursache des Streites war.

Es passiert mir nun allerdings nicht häufig, daß ich so gründlich mißverstanden werde, wie es mir diesmal bei Ihnen begegnete. Aber Sie hatten keine gute Stunde, als Sie den Pudel erwischten, denn gleich auf der zweiten Seite knallt mir ein Widerspruch zwischen zwei Ihrer eigenen Äußerungen entgegen. „Daß alle diese Frauen in jungen Jahren ihren Sinnen den natürlichen Tribut nicht zahlen, wird niemand behaupten wollen," sagen Sie einmal, und dann sagen Sie: „Erfüllen etwa nur die geistig arbeitenden Frauen ihren Beruf nicht? Giebt es nicht ungezählte Tausende von Ladenmädchen, Dienstmädchen, weiblichen Bureauangestellten, welche in derselben Lage sind?" Wollen Sie sich hier auf den Wertunterschied zwischen „alle diese" und „ungezählte Tausende" berufen, ich lasse Ihnen den Ausweg gern offen. Im übrigen aber erkenne ich mit meinem naiven Verstand im letzten Satze eine Behauptung, und zwar gerade die Behauptung, die Sie im ersten Satze ablehnten.

Auch muß Ihnen der Pudel gesagt haben, daß ich Emancipation — Ehmanncipation genannt habe.

Auf die Irrtümer, welche Sie mir vorwerfen, kann ich Ihnen nur sagen, die bezeichneten Irrtümer sind die Ihres Pudels, während ich gerade ganz genau das sage, was Sie selbst gegen diesen nichtswürdigen Burschen ins Feld führen. Denn ich wies nicht nur auf ein Giftbläschen, sondern auf die von Ihnen so markig hervorgehobene Eiterbeule an unserem sozialen Körper mit allem Nachdruck hin. Ich schrieb die Unzufriedenheit der emancipierten Frau nicht ihrer Beschäftigung zu. Ich wies nach, daß ihr der gewählte Beruf wohl einigen, aber nicht vollen Ersatz für die Unterdrückung ihrer natürlichen Funktionen biete. Ich sagte, daß gerade die geistig hervorragende Natur mit Bewußtsein der Wahrheit ins Auge sehe, daß darum bei ihr offenbar werde, was die anderen sich scheu zu verbergen streben. Und nicht ich bin es, der diesen Frauen aus ihrer Freiheit einen Vorwurf schmiedet, sondern die Prüderie verachte ich, wie Sie, wenn ich auch die krasse Beweiswut mancher Frau, der ich begegnete, die Sucht zu beweisen, daß man nicht zu den verachteten Prüden gehöre, vor meinem Empfinden noch lange nicht als eine heroische That zu würdigen vermag. Woran ich Anstoß nahm, war die brutale Verstandesschärfe, die da allein zur Herrschaft strebt und die Feinheit des weiblichen Fühlens und Empfindens

an die Wand zu drücken droht. Und darin werden Sie, soweit ich Sie kenne, mir ganz genau beipflichten.

Sie führen nun gegen die Dikten, die Ihnen Ihr Pudel gemacht hat, Sonja Kowalewska als Beispiel an. Dabei sagen Sie: Daß ihr Geliebter ihr geistig nicht ebenbürtig war, ist hier ganz gleichgültig, eine Seite seines Wesens muß ihr als notwendige Ergänzung ihres eigenen erschienen sein." — Eine Seite! Aber welche? Wie, wenn es nun gerade die sinnliche gewesen wäre? Spräche das für Sie oder für mich? — Und Sie fahren fort: „Zudem, wenn es nur lang unterdrückte Sinnlichkeit gewesen wäre, warum hätte sich diese nicht früher gezeigt? Warum sollte sie sich bei den studierenden Frauen nicht schon während ihres Studiums zeigen, warum erst später? Warum erst, wenn diese Frauen, wie Schwann hervorhebt, die Jugend schon hinter sich haben?" — Sie setzen mit Fragen in gleichem Sinne fort und geben darauf die ideale Antwort: „weil alle diese Frauen nicht einen beliebigen Mann suchten, sondern den Mann, den sie liebten, und weil dieser Mann ihnen nicht begegnet ist, bis sie zur vollkommenen Reife gelangt waren. Mit anderen Worten: weil sie nicht das Opfer ihrer Sinnlichkeit, sondern das ihrer Liebe wurden. Das ist ein großer Unterschied."

Ja wohl, ein Unterschied, aber kein wesentlicher, sondern nur ein gradueller meiner Ansicht nach. Denn warum sollte einem jüngeren Weibe nicht genau so ein nicht beliebiger Mann, sondern der Mann ihrer Liebe erscheinen können, als einer älteren? — In Parenthese: von Altsein habe ich nicht gesprochen, sondern nur von reiferem Alter, und ich that dies absolut nicht aus Höflichkeit. — Ich will versuchen, mit einigen Ausführungen jenen Fragen näher zu kommen. Zuerst sind einmal die Anfangs- und Endstadien einer Entwicklung von einschneidenderer Bedeutung als die Zwischenstadien. Ein Mädchen, das noch voller Wünsche und Hoffnungen ist, wird leichter den Mann seiner Liebe finden, als die schon kritischer gewordene Frau, deren Entwicklung eine andere Bahn einschlug. Sind einmal alle Kräfte einer Frau zur Bewältigung des vor ihr liegenden Weges engagiert, so vermögen äußere Eindrücke weniger, als dort, wo die ganze Zukunft noch als offene Frage vor dem jungen Menschen liegt. Diese äußeren Eindrücke aber werden größere Macht gewinnen bei jener Frau, die sich dem Ziele ihres Weges nähert, denn mit dem Nahen des Zieles tritt an die Stelle des bisherigen mühsamen Ringens eine größere Freudefähigkeit, eine sehnsüchtige Lust des Genießens. Wo der Mensch bisher fast nur Sachen sah, die ihm förderlich sein konnten oder hinderlich, wird er allmählich Personen, Menschen zu sehen beginnen, und so lenkt sein Denken und Empfinden aus dem idealen Gebiete heraus in dasjenige realen Lebens.

Und dieses Stadium einer Entwicklung möchte ich dasjenige nennen, was Sie mit der Bezeichnung „zur vollkommenen Reife gelangen“ zu erklären versuchten. — Weiter geben Sie mir selbst einen Teil der Antwort mit ihrem Hinweis auf die Bedeutung des vierzigsten Lebensjahres im Leben der Frau. Jeder Verlust, der dem Menschen droht, regt ihn an, das Verlorengehende noch einmal mit ganzer Innigkeit zu umfassen, und darum habe ich die in reiferem Alter hervortretende Sinnlichkeit nicht als ein besonderes Merkmal emancipierter Frauen hingestellt, wie Sie glauben, sondern ich habe nur betont, daß die Frau, welche zur geistigen Selbstbedeutung und zu Eigenurteil gelangt ist, auch die äußeren Konsequenzen dessen zu ziehen wagt, was die anderen nur heimlich aufkommen zu lassen sich getrauen. Die erste Frau ist, wie sie erscheint, die andere nicht, und das ist die Errungenschaft der Wahrhaftigkeit vor sich selbst, zu der nur ein bedeutender Mensch, ganz gleich ob Mann oder Weib, zu gelangen vermag. —

Und nun eine Frage! Ganz abgesehen von dem Engagement der Kräfte einer studierenden Frau in anderer Richtung, sollte nicht dieses Aufschieben und Warten auch vielmals noch einen anderen, sehr natürlichen Grund haben können? Sehen Sie einmal hin, wie die Frau, welche ihren eigenen Weg zu gehen wagt, unbekümmert um den bisherigen Gesellschaftsweg des Normalweibes, unter das allgemeine Urteil tritt? Jeder redet von ihr, der eine so, der andere anders, und so wächst im umgekehrten Maße mit der Freiheit, welche eine solche Frau sich selbst erobert, der Zwang des Urteils, unter dem sie steht. Dieser Zwang ist so mächtig, daß er jede Frau, die sich nicht radikal gegen ihn aufzulehnen vermochte, sondern ihn nur teilweise beiseite schob, um die Möglichkeit ihrer idealen Entwicklung zu erlangen, zurückhalten wird, Regungen nachzugeben, die gerade von der allgemeinen Prüderie ihr bösartig ausgelegt werden könnten. Diese Frau soll nicht mehr Mensch sein, so verlangt's die „gute Sitte“, dieses gesellschaftliche Scheusal, das mit aller Verlogenheit stets im Bunde ist. Ist sie es nun doch, bevor ihr Urteil jene Höhe erreicht, sich auch unabhängig von diesem Urteil der anderen zu fühlen und sich Ihnen gegenüber zu behaupten, so ist sie eben ein verlorenes Geschöpf. Diese Höhe des Urteils erreichen die Menschen aber nicht im Sprunge, es sei denn, was heute noch ungeheuer selten der Fall ist, daß es bereits in der Jugenderziehung vorgebildet wurde. Darum schiebt sich die Erfüllung des Sehnens an sich schon in ein um so höheres Lebensalter hinaus, je mehr die Frau vorher unter dem Zwange des Normalurteils der „anständigen Menschen“ stand. Kommt nun aber hinzu, daß jene Grenze in Sicht tritt, an der die Frau der natürlichen Fähigkeit zu ihrem natürlichen Berufe verlustig geht, so steigert sich die Sehnsucht so, daß in ihrem Feuer nun wohl leicht die schon vorbereitete

Urteilsreife zu voller Befreiung gehärtet wird, an der sie bisher immer noch zaghaft herumklopfte. Mit dem drohenden Verlust ja empfindet man erst ganz den Wert dessen, was einem da verloren gehen will, und mit der höheren Wertschätzung steigert sich der befangene Mut, die bisher kaum oder wenig geachtete Gabe der Natur noch einmal durch volle Besitzergreifung sich ganz zu eigen zu machen. Und so kann selbst eine so hochstehende Frau, wie Sonja Kowalewska, dahin gelangen, die Bedeutung des vierzigsten Lebensjahres für die Frau anerkennen zu müssen und sich einem Geliebten zu ergeben, der ihr „geistig nicht ebenbürtig“ war. Ich glaube, daß diese Darlegung Ihnen nicht unnatürlich erscheinen dürfte, wohl aber dürfte es Ihr Urteil in meinem Sinne vielleicht dahin abändern, daß diese Frauen nicht die Opfer ihrer Liebe, sondern ihrer Liebessehnsucht, ihrer Sinnlichkeit wurden. Denn Sie verstehen Liebe hier direkt im Sinne einer apollinischen φιλία, nicht im Sinne einer jugendlich dionysischen Erotik. Diese vermag wohl vorahnend jene zu erfassen, aber schweift die φιλία zu ἔρως zurück, so giebt das eine Umwälzung der Menschenentwicklung, ein Auf-den-Kopf-stellen derselben, aus dem sich die allerwenigsten Naturen wieder zurecht finden dürften.

Ihre Schlußwünsche sind nun ganz die meinen. Nur bei der letzten großen Frage, wie die unverheirateten Mädchen ihren natürlichen Beruf erfüllen können, statt in unfreiwilliger Askese zu verkümmern, mache ich noch einmal Halt. Diese Frage könne von der Frauenemancipation keine Lösung erwarten, meinen Sie, sie hänge an ganz anderen Faktoren, und werde von der Frauenfrage nur leicht, ganz leicht gestreift. Bitte, welche Faktoren? — Solange Sie dieselben nicht nennen, bleibe ich der Anschauung, daß gerade diese Frage einen Hauptteil der Frauenfrage ausmacht, daß gerade sie nur von der wirklichen Emancipation der Frau zur Frau, zu sich selbst und ihrer Natur, gelöst werden kann. Freilich, was Sie hier unter Frauenemancipation zu verstehen scheinen, ist für mich keine, aber diese Halbklarheit ist der Grund, aus dem Sie Ihre „Anklagen“ wegen des Wortes „Sinnlichkeit“ gegen mich zurecht geschmiedet haben. Mir ist die Sinnlichkeit etwas Heiliges, genau so heilig, wie Ihnen die Liebe, und mein sehnlichster Wunsch ist, daß beide durch die Frauenemancipation, die wirkliche und echte Emancipation der Frau von Prüderie und niederträchtiger Gemeinheit, die aus dem Schönsten, was die Natur dem Menschen gab, sein Wesen zeugend neugestalten und der Zukunft überliefern zu können, eine Sünde macht, zu ihrem vollen und schönen Rechte gelangen mögen. Hätte ich ein Dutzend Töchter, ich wollte jeder den Gedanken, sich ihr Recht zu empfangen und zu gebären, mag sich die ganze Welt mit ihrem verbrecherischen Blödsinn dagegenstellen, nicht nehmen zu lassen, so erwecken,

daß ich keine Sorge davor haben müßte, eine derselben würde mir zur vertrockneten alten Jungfer werden. Und ein Halloh sollte es geben, ein tolles Halloh, das ich mit diesen Enkeln anstellen würde!

Doch: schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort. „Die That!“ werden Sie sagen, Madame, „die That!“ — Sie bedarf der Zeit und des Vollbringens. Vielleicht! Hoffentlich! Wir wollen sehen! Ich will mein Bestes thun, denn ich glaube, hoffe und liebe die Morgenröte, die auch zu Ihnen ihren Zuversicht lockenden Strahl gesandt.

Hamlet als Versuchskaninchen.*)

Von Dr. S. S. Epstein.

(Berlin.)

Mephistopheles: Dann lehret man Euch manchen Tag,
Daß, was Ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! Zwei! Drei! Dazu nötig sei . . . . . .
Wer will was Lebend'ges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben, —
Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band . . . .
Schüler: Kann Euch nicht eben ganz verstehen.
Mephistopheles: Das wird nächstens schon besser gehen,
Wenn Ihr lernt alles reduzieren
Und gehörig klassifizieren.

Faust I, 1. Akt.

Herrn Karl Rosner, der bisher als talentvoller Novellist bekannt war, ist einmal zufällig ein Buch in die Hände geraten, welches über Neuropathologie handelte.

Und er las es und sah, daß es gut war, und las mehrere ähnliche Bücher.

Da aber Naturwissenschaft eine Kost ist, die nur im Laboratorium oder in Gottes freier Natur, nicht aber in der Studierstube genossen werden darf, so konnte auch Herr Rosner nicht zu viel davon vertragen und wurde krank; er ward vom unheilbaren Wahn befallen, Naturforscher zu sein im allgemeinen und Neuropathologe im besonderen.

Schlau genug jedoch, um einzusehen, daß er wohl schwerlich lebende Wesen finden werde, die sich von ihm — trotz Gewerbefreiheit — behandeln

*) Karl Rosner, Hamlet im Lichte der Neuropathologie. Berlin, 1896. Fischers medizinische Buchhandlung.

ließen, verfiel er in eine große Traurigkeit, wie er denn „urbi et orbi“ seine große Gelehrsamkeit kund und wissen thun könnte, und ob denn gar keine Möglichkeit vorhanden wäre, von den vielen mit so viel Fleiß durchstudierten Büchern der Nachwelt ein „monumentum aere perennius“ zu hinterlassen.

Wie ein Rettungsanker erschien ihm da Shakespeares „Hamlet“; hier konnte man seine große Weisheit anbringen, man konnte nicht nur seine Kenntnisse dem p. t. Publikum „ad oculos“ vorführen, sondern auch zeigen, wie einer im Stande ist, aus hundert gelesenen Büchern ein hunderterstes zu machen.

Und da ich dieses hunderterste in die Hand bekam — ich wußte noch nicht, daß es ein solches ist — da hielt ich es beim oberflächlichen Durchblättern für den gelungensten „Ulk“, der mir jemals untergekommen, für eine wirklich geistreiche Satire auf die ganze Lombroso-Nordausche „Richtung“. Aber ich las Herrn Rosners „Hamlet“ noch einmal und dann noch ein drittes Mal und mußte mich, wenn auch langsam, mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Verfasser ernst genommen sein will; er glaubt wirklich, daß der Schutz geistigen Eigentums nur gegen Diebstahl und nicht gegen litterarische Vergewaltigung gilt!

Herr Karl Rosner will also ernst genommen sein.

Gut.

Dann wollen wir ihn ernst nehmen und damit beginnen, daß wir eine derartige Vergewaltigung poetischer Figuren für höchst geschmacklos und höchst verderblich erklären. Und ich glaube, es kann gegen diese praktische Bethätigung Lombroso-Nordauscher Lehren gar nicht nachdrücklich und heftig genug protestiert werden, denn gerade der Laie, der von der Sache noch weniger versteht als Herr Rosner, kann leicht in Bewunderung vor dieser Unmasse aufgestapelter Gelehrsamkeit auf den Bauch fallen und sich sagen: na endlich Einer, der das Hamlet-Rätsel unwiderlegbar gelöst hat.

Wie heißt doch das französische Sprichwort: Un — dilettant trouve toujours un plus grand qui l'admire.

Ich betrachte — um es kurz heraus zu sagen — die Rosnersche Broschüre als Vergewaltigung, sowohl an der Litteratur, als auch an der Naturwissenschaft.

Mit poetischen Figuren hat die exakte Naturforschung nichts zu thun; darüber sind nicht nur alle Litteraten, sondern auch alle Naturforscher einig, und in seiner „Lehre von den Tonempfindungen“, sowie in der „Physiologischen Optik“ hat Helmholtz zu wiederholten Malen mit seinem Takt und scharfer Pointierung die Grenze gezogen, wo die exakte Forschung aufhört und die Ästhetik — beziehungsweise Psychologie — beginnt.

Solche Geistesprodukte jedoch, wie das von Herrn Rosner, werden stets außerhalb der strengen Wissenschaft stehen, und mögen sie sich noch so mit allen Mitteln und Mittelchen, wie z. B. Citierung von nicht weniger als einunddreißig Gelehrten mit Anführung des vollen Titels (!), gewaltsam den Anstrich derselben zu geben versuchen.

Ja, ich glaube sogar vollständig im Namen derjenigen Kollegen von der exakten Forschung zu sprechen, ich meine nicht derjenigen, die citieren, sondern die selbst schon im Laboratorium etwas geleistet haben, wenn ich behaupte: wir sagen uns von einer derartigen Behandlung künstlerischer Probleme mit allem Nachdruck los.

Nein, faktisch!

Wenn Herr Rosner wirklich glaubt, daß dasjenige, was er uns bringt, Psychologie sei, dann kann ich ihm versichern, daß diese Art Psychologie sich würdig an die „Zeichenmappe des kleinen Moritz" anreiht.

Das Buch gewinnt sogar dadurch nicht an Wissenschaftlichkeit, daß fortwährend mit den Ausdrücken „pathogen", „pathognom", „Stigma" ꝛc. herumgeworfen wird, und wenn Herr Rosner Hamlets Wankelmut dadurch zu erklären sucht, daß er ihn mit „Asthenie" bezeichnet, so erinnert mich das lebhaft an Onkel Bräsigs unsterblichen Ausspruch: „Pauvreté ist die Ursache der Armut." Wenn Herr Rosner ferner von Hamlet immer recht wichtigthuerisch als „Patient" spricht, so mag man das schließlich seiner kindischen Freude zu Gute halten, auch einmal „Doktor" spielen zu dürfen, Bezeichnungen jedoch, wie „der Paralytiker Lear", „die hysterische Lady Mackbeth" sind meinem Empfinden nach einfach — widerlich.

Rosners große Entdeckung liegt darin, daß nach ihm Shakespeare keine seelischen Konflikte, keine wirklichen Menschen mit ihren Leiden und Freuden schildern wollte, sondern — Krankheiten als solche, d. h. in „Hamlet" die Neurasthenie, in „Lear" die Paralyse ꝛc.

Eines hat jedoch Herr Rosner gänzlich vergessen: nämlich, daß das Schwergewicht jeder geistigen Krankheit darin liegt, daß die Ursachen nicht im Einklang mit den Wirkungen, oder naturwissenschaftlich gesprochen, daß die Reize in keinem Verhältnis zu den ausgelösten Bewegungen stehen.

Daß jedoch bei Hamlet alles ganz genau motiviert ist, beziehungsweise, daß seine Affekte überall diejenigen eines nicht geisteskranken, sondern bloß sehr sensitiv veranlagten Individuums sind, das nachzuweisen wird mir nicht schwer fallen.

Ich sagte, ein Irrer handle stets unmotiviert; es ist sehr leicht möglich, daß Herr Rosner mir entgegenhalten wird, er hätte diese These bei keinem der von ihm citierten einunddreißig Professoren gefunden. Möglich! Aber auch gar nicht notwendig! Denn Irrenkunde ist keine Bücherwissenschaft,

und ich wette, Herr Rosner kennt nur „Bücher“-Irre; nur jemand, der in seinem Leben keine zwei Monate auf einer Nervenklinik gearbeitet, kann zu dem ungereimten Schluß kommen, einen Hamlet so zu behandeln, wie eine wirkliche, reale Figur; ich will ganz davon absehen, daß ein wirklicher Mensch überhaupt nicht so spricht, wie es Shakespearesche Helden thun, jedenfalls dürfte sich schwerlich ein Irrer finden, der mit so viel Poesie und tiefen Gedanken deliriert, wie Hamlet. Dazu kommt noch der Umstand, daß die Neurasthenie einen derartig mannigfaltigen Symptomenkomplex, eine so proteusartige Vielheit in der Art ihrer Erscheinung zeigt, daß man einerseits beinahe jedermann für neurasthenisch erklären, andererseits aber die strenge Diagnose auf Neurasthenie nur dann stellen kann, wenn man den Habitus des Kranken längere Zeit aufmerksam beobachtet hat.

Herrn Rosners Diagnose jedoch erinnert sowohl ihrem Wesen, als auch ihrem Wert nach an jene von gewissen Ärzten, welche „brieflich“ ordinieren.

Wer etwa mein Urteil zu scharf findet, den verweise ich auf zwei folgende Stellen. Einmal, wo Ophelia das Eintreten Hamlets ins Zimmer schildert und sagt:

> Lange stand er so,
> Zuletzt ein wenig schüttelnd meine Hand
> Und drei Mal hin und her den Kopf so wägend,
> Holt er solch einen bangen tiefen Seufzer &c.

bemerkt Herr Rosner flugs:

„Janet verweist auf die Häufigkeit solcher „Pendel-Bewegungen“ bei an Anästhesie leidenden Hysterischen.“

Ein andermal schildert Polonius Hamlets vollständig motivierten Zustand:

> Und er, verstoßen (um es kurz zu machen),
> Fiel in 'ne Traurigkeit, dann in ein Fasten,
> Drauf in ein Wachen, dann in eine Schwäche,
> Dann in Zerstreuung, und durch solche Stufen
> In die Verrücktheit, die ihn jetzt verwirrt &c.

Auch hier ist Herr Rosner nicht verlegen; er „übersetzt“ das sofort in die Worte der „klinischen Terminologie“, und zwar: Melancholie, Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit, Asthenie, Verwirrtheit und in Zusammenfassung als Gesamtzustand: Hysterie.

Könnte man da nicht glauben, der selige Shakespeare hätte bei Herrn Rosner mitsamt den einunddreißig citierten Professoren Unterricht genommen?

Soll man sich da ärgern oder lieber lachen? Ich glaube letzteres; denn Onkel Bräsig hat doch recht: pauvreté ist die Ursache der Armut.

Es fällt mir faktisch schwer, mich mit der Rosnerschen Broschüre auch sachlich zu befassen, und es wäre ein ebenso leichtes, wie fruchtloses Unternehmen, den Verfasser Zeile für Zeile zu widerlegen.

Aber gerade die Thesen, die Grundpfeiler, auf denen die ganze Arbeit ruht, ihre Prämissen, sind so schwach, daß es vollständig genügt, diese zu stürzen, damit das ganze gelehrte Kartenhaus in sich zusammensinke.

Auf den langen Beweis Rosners, Shakespeare selbst sei erblich belastet gewesen und habe von seinem eigenen Leiden viel in die Zeichnung von Hamlet hineingetragen, kann ich nur mit Flechsigs Worten erwidern, daß, wenn ein Geist, wie Shakespeare, der genug Fläche besitzt, um von der ganzen Menschheit Jammer angepackt zu werden, gelegentlich etwas schwermütig wird, so ist das noch lange nicht identisch mit Geistesstörung.

Zu Hamlet selbst übergehend, giebt uns Herr Rosner folgendes Bild von dessen Äußerem:

„Patient (!) ist also schwach, von blasser, krankhafter Fettleibigkeit; er leidet an Atembeschwerden, sein ganzes Aussehen ist nervös und kränklich. Die Haltung ist schlaff."

All' das stützt Rosner auf den Ausspruch der Königin in der Kampfscene: „er ist fett und kurz von Atem".

Hören wir demgegenüber, wie Hamlet von den im Stücke mithandelnden Personen beschrieben wird.

Ophelia (Akt 3, Sc. 1).

> O welch' ein edler Geist ist hier zerstört!
> Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Zunge,
> Des Kriegers Arm, des Staates Blum' und Hoffnung,
> Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster . . . .
> Dies hohe Bild, die Züge blüh'nder Jugend &c.

ferner:

König (Akt 4, Sc. 3).

> Er ist beliebt bei der verworrnen Menge,
> Die mit dem Aug', nicht mit dem Urteil wählt.

Wenn man dazu noch in Betracht zieht, daß Hamlet leidenschaftlich körperlichen Übungen, insbesondere dem Fechten, ergeben ist, so wird man die Rosnersche Beschreibung von Hamlets Äußerem mit großer Reserve aufnehmen und sich der Lesart anschließen, welche lautet: „Er ist erhitzt und außer Atem."

Als zweites Motiv nimmt Rosner Hamlets erbliche Belastung an, und zwar stammt Hamlet, wie sich Herr Rosner zartfühlend auszudrücken beliebt, aus einer „Verbrecherfamilie".

Der Verfall des Geschlechtes ist nach Rosner schon sehr weit vorgeschritten. Sehen wir uns Hamlets Ascendenten an.

Da ist in erster Linie Hamlets Vater. Was erfahren wir von ihm? (Akt 1, Sc. 1.)

Horatio (zu dem Geist): Wer bist Du, der sich dieser Nachtzeit anmaßt
Und dieser edlen krieg'rischen Gestalt,
Darin die Hoheit des begrabnen Dänemark
Weiland einherging?

ferner in Akt 1, Sc. 2:

Hamlet: Solch' trefflicher Monarch! der neben diesem
Apoll bei einem Satyr; so meine Mutter liebend,
Daß er des Himmels Winde nicht zu rauh
Ihr Antlitz ließ berühren?

dann in Akt 1, Sc. 2:

Horatio: Ich sah ihn einst, er war ein wackerer König.
Hamlet: Er war ein Mann, nehmt Alles ihn in Allem:
Ich werde nimmer seines Gleichen sehen.

und endlich Akt 3, Sc. 4:

Hamlet. Seht, welche Anmut wohnt auf diesen Brauen!
Apollos Locken, Jupiters hohe Stirn,
Ein Auge wie des Mars, zum Drohn und zum Gebieten,
Des Götterherolds Stellung, wann er eben
Sich niederschwingt auf himmelnahe Höhn;
In Wahrheit, ein Verein und eine Bildung,
Auf die sein Siegel jeder Gott gedrückt,
Der Welt Gewähr für einen Mann zu leisten ꝛc.

Von Hamlets Mutter behauptet Rosner, sie sei ein wollüstiges, sinnlich dummes Weib von oberflächlicher Art; den Nachweis dieser Behauptung ist uns Herr Rosner in allen Punkten schuldig geblieben.

Und dennoch behauptet er naiver Weise: „Vorgesagtes in seinem Resumé wird wohl genügen, um Hamlets hereditäre Belastung über alle Zweifel (!!??) zu stellen.

Auch die versuchte Kennzeichnung des König Claudius als Repräsentanten des „Tipo criminale“ ist gründlich mißlungen, denn Verwandtenmord war zu jenen Zeiten etwas ganz Alltägliches, und daraus, daß er scharf zechte, ja vielleicht schließlich trank, um seine Gewissensbisse zu betäuben, geht noch nicht hervor, daß er ein Alkoholiker war.

Ja, die starke sinnliche Liebe von König Claudius zur Königin spricht sogar direkt gegen eine solche Annahme. Eines ist Herrn Rosner allerdings entgangen, und zwar der Umstand, daß der Geist im Akt 1, Sc. 5, sagt:

Da ich im Garten schlief,
Wie immer meine Sitte nachmittags ꝛc.

Ich halte es für meine Pflicht, Herrn Rosner auf dieses Symptom — nämlich gewohnheitsmäßiges tägliches Nachmittagsschläfchen — besonders aufmerksam zu machen, da sich für ihn daraus vielleicht ganz neue Gesichtspunkte, Stigmata ꝛc. ergeben könnten.

Auf S. 25 seiner Broschüre sagt Herr Rosner ferner:

„Dieses Faktum (nämlich die zwischen dem ersten und zweiten Akt verstrichene Zeit) erklärt dann auch den Zustand, in dem wir Hamlet hier wiederfinden, in wissenschaftlich korrekter Weise, ohne daß wir genötigt wären, zum Begreifen desselben unsere Zuflucht zu Theorien, die mit roher Vergewaltigung des Stoffes und Sinnes, Hamlets Benehmen als „vorgetäuschten Wahnsinn" zeichnen" ꝛc.

Hier muß ich von Herrn Rosners Seite entweder ein absichtliches Übersehen der für ihn unbequemen Stellen des Dramas, oder aber ein so eifriges Suchen nach „Symptomenkomplexen" annehmen, daß ihm das völlig auf der Hand liegende entging und das Sonnenklare unklar ward.

Ganz abgesehen von den zwei Stellen, wo Hamlet direkt seine Simulation eingesteht, und zwar das erste Mal in Akt 1, Sc. 5 in seiner Rede an Horatio und dann, indem er seiner Mutter in Akt 3, Sc. 4 sagt:

> Bringt diesen ganzen Handel an den Tag,
> Daß ich in keiner wahren Tollheit bin,
> Nur toll aus List.

ganz abgesehen davon, sage ich, hat es Shakespeare nirgends unterlassen, durch Hamlet selbst auf die oft schwerfallende Simulation hinzuweisen.

So z. B. sagt Hamlet in der Scene mit Polonius in Akt 2, Sc. 2, nachdem er ihm allerhand ungereimtes Zeug vorgeredet, zum Schluß für sich: „Die langweiligen alten Narren!" und dann in Akt 3, Sc. 2, nachdem Rosenkranz und Güldenstern weg sind, mit einem Gefühl der Erleichterung: „Jetzt bin ich allein", und schließlich in Akt 3, Sc. 2 nach dem Schauspiel, da Polonius auf sein Spiel eingeht: „Sie närren mich, daß mir die Geduld beinahe reißt."

Nicht genug an dem, wird es keinem Leser, der nicht gerade aus „Hamlet" ein Krankenjournal machen will, entgehen, daß Hamlet niemals auch nur ein einziges ungereimtes Wort spricht, wenn er etwa mit Horatio beisammen ist.

Aber was fruchtet all das! Hamlet muß eben verrückt erklärt werden „coute que coute", und in diesem Sinne bewegt sich dann das ganze Buch Rosners.

Alle rein menschlichen und nur vom rein menschlichen Standpunkt zu beurteilenden Leidenschaften und Affekte werden unnachsichtlich in die Sprache der „klinischen Terminologie" übersetzt.

Daß aber ein noch so starker Geist durch all' das auf ihn hereinbrechende Unglück, wie Mord begangen am Vater, Ehebruch der Mutter, Erscheinung des Geistes, alteriert werden könnte, scheint Herrn Rosner fremd zu sein, denn er mißt alles an der Elle des in seinem Geiste konstruierten „Normal-Menschen" und findet sogar Hamlets Entrüstung beim Anhören des vom Totengräber gesungenen Liedes:

> In jungen Tagen ich lieben thät,
> Das däuchte mir so süß.
> Die Zeit zu verbringen, ach früh und spät,
> Behagte mir nichts, wie dies.

die sich in den Worten kundgiebt: „Hat dieser Kerl denn kein Gefühl von seinem Geschäft? Er gräbt ein Grab und singt dazu", pathologisch, allerdings, indem er den Text des Liedes unterschlägt und es „melancholisch" und mit der Arbeit des Totengräbers nicht dissonierend nennt.

Ein Gemütsmensch, dieser Herr Rosner! — Überhaupt liebt er es, hie und da „corriger la fortune".

Die sich Hamlet, Horatio und Marcellus zu gleicher Zeit offenbarende Erscheinung des Geistes erklärt Herr Rosner als eine **Kollektiv-Hallucination**, die **zuerst** bei Hamlet aufgetreten und bei den anderen Beteiligten durch Hamlets suggestives energisches Auftreten ausgelöst wurde und verschweigt dabei, daß Hamlet überhaupt erst von Horatio, Bernardo und Marcellus von dem allnächtlichen Erscheinen des Geistes unterrichtet wurde.

Nein, nein, Herr Rosner! Das geht nicht! Andere für verrückt erklären, nur damit man selbst für vernünftig gehalten werde! —

Herr Rosner hat sich als getreuer Adept Lombrosos gezeigt, indem er Hamlet einerseits als „uomo delinquente", andererseits als Vertreter derjenigen „Degenerationsform" hinstellte, die wir ungebildete Menschen Genie nennen.

Gegen Herrn Rosner in diesem Punkte polemisieren, hieße gegen Lombroso streiten, welcher mit der strengen Wissenschaft schon lange nichts zu thun hat. Lombroso hat die Gehirnbefunde von Rüdinger gröblich mißverstanden, er hat in die Wissenschaft keinen Fortschritt gebracht, sondern dieselbe in unheilvoller Weise verwirrt, und seine Bezeichnung des Genies als Degenerationserscheinung beruht auf einem Fundamental-Irrtum **gröbster** Art, indem er keinen Unterschied zwischen Bau des Gehirnes und einer besonderen Reizbarkeit desselben macht.

Paul Flechsig sieht seine größte That darin, Lombroso durch einwandfreies, gehirnanatomisches Material für immer in der Wissenschaft unmöglich gemacht zu haben. —

Und nun zum Schluß.

Man baue niemals ein Werk auf Theorien, die kritisch zu prüfen man nicht imstande ist.

Zweitens.

Man mische sich nicht in Dinge, von denen man nichts versteht.

Drittens.

Man kann ein sehr talentierter Novellist sein, ohne etwas von Naturwissenschaft verstehen zu müssen.

Oder — da ich es mit einem so großen „Neuropathologen“ zu thun habe — in die Sprache der wissenschaftlichen Terminologie übersetzt:

„Ne ultra crepidam sutor!“



Aus dem Berliner Kunstleben.

Von Dr. John Schikowski.

(Berlin.)

Die internationale Kunst-Ausstellung.

(Fortsetzung.)

Zu den Nationen, die von dem Hauche der neuen Kunst bisher fast unberührt geblieben sind, denen die mehr oder weniger geistreiche Plauderei eines anekdotenerzählenden Genrebildchens, die farbensatte braune Sauce der älteren und ältesten Porträtfabriken, die bombastische Theatralik der historischen Riesenschinken noch allen Ernstes als Ziel malerischer Kunstbethätigung gilt, gehören Spanien und Italien.

Ein durchaus achtbares, oft virtuoses technisches Können und eine liebenswürdige, naive Freude an bunten, leuchtenden Farbeneffekten leben als nicht zu unterschätzendes Erbe der alten Fortuny-Schule in den Kreisen der spanischen und italienischen Salson-Maler fort. Und gerade diese Eigenschaften sind es auch gewesen, die dem weiteren Fortschritt zu einer wahrhaft modernen Entwicklung im Wege standen. Meister Mariano gehörte zu jenen doppelt begnadeten Künstler-Naturen, die nicht nur einem kleinen Kreise auserwählter Feinschmecker verständlich sind, sondern auch der großen Masse ehrlich imponieren. Seine Eigenart hat ihm nicht nur für alle Zeit einen Platz in der Kunstgeschichte gesichert, sondern ihm auch schon bei Lebzeiten zu erfreulicher Anerkennung in klingender Münze verholfen. Und diese lockende Seite seiner Kunst war es, auf die seine Nachfolger das Hauptaugenmerk richteten. Wer möchte es ihnen in der Blütezeit des Kapitalismus verdenken? „Massenproduktion für den Verkauf“ war das Losungswort geworden, und im Verein mit den Italienern, deren gegenwärtiger Kunstbetrieb ebenfalls größtenteils von Fortuny beeinflußt ist, überschwemmen seit circa fünfzehn Jahren die malenden Söhne der pyrenäischen Halbinsel den europäischen Kunstmarkt. Und sie haben Erfolg. Das Kunstverständnis des bilderkaufenden Publikums nimmt langsam, aber beständig zu, und selbst dem rückständigen

Gros genügen die Sichel und Seifert, die Blaas und Lieck, die Kiesel und Goldmann lange nicht mehr. Für die Feinheiten des Pleinair und die Tiefen des Neuidealismus fehlt noch das Verständnis, und so erwirbt man einen Serra oder Andreotti, an dem auch der geheimste Kommerzienrat ehrliches Vergnügen hat, und den er sich trotzdem in den Salon hängen kann, ohne von etwaigen kunstverständigen Freunden für einen Esel gehalten zu werden. Die Produkte des malenden Kunsthandwerks in den meisten Kulturländern waren absolut wertlos und ihre Hegemonie mußte, sobald sich irgendwo die ersten Vorboten einer wahren Kunst meldeten, ein Ende mit Schrecken nehmen. Die Gegensätze zwischen dem alten Schlechten und dem guten Neuen waren allzu schroff, sie mußten zum Kampf auf Leben und Tod führen. Welcher Teil den Sieg davongetragen hat, ist nicht mehr zweifelhaft. Die spanische und italienische Marktware zeigte, im Gegensatz zu der Schundproduktion anderer Länder, immer einige wirklich künstlerische Qualitäten; sie ist, dank den Traditionen der Fortuny-Schule, nie unter ein gewisses achtbares Mittelmaß herabgesunken, sie fand, selbst bei fortschreitendem Kunstverständnis des Publikums immer noch Liebhaber und Abnehmer genug: und daher wurde hier bisher das Bedürfnis nach radikaler Umgestaltung des künstlerischen Betriebes viel weniger stark empfunden, als in anderen Ländern.

Der selbstzufriedene Quietismus einer ruhig fortschreitenden Entwicklung vermag aber unsere Zeit wenig zu fördern. Um eine Blüteperiode der Kunst zu ermöglichen, ist zunächst, das lehrt leider die Geschichte aller Nationen, eine gründliche Versumpfung von nöten. Das konsequente Einhalten der goldenen Mittelstraße ist in unserer Zeit das stärkste Hindernis für jeden wahrhaften Fortschritt. Mariano Fortuny hat die spanische und italienische Malerei vor dem völligen Verfall bewahrt, und sie trottet, vielleicht noch auf Jahrzehnte hin, weiter in den Geleisen der behaglichen Mittelmäßigkeit, während Frankreich und Deutschland, vom Sturmwind der künstlerischen Revolution aufgerüttelt, sich mit Riesenschritten dem stolzen Gipfel einer neuen Blüteperiode nähern.

Auf der Höhe des sozusagen europäischen Könnens steht keines der ausgestellten spanischen Werke. Von dem berühmtesten unter den Malern der älteren Generation, von Franzesko Pradilla, weist nur die historische Abteilung zwei Gemälde auf. Darunter befindet sich allerdings die koloristisch außerordentlich feine „Küste von S. Sebastian", die in ihren weißen und silbergrauen Tönen an die Marinen des großen Farbendichters Whistler erinnert. — Ein ständiger Gast der Berliner Ausstellungen, der in Rom lebende und unendlich viel produzierende José Villegas, ist mit drei wenig charakteristischen Bildern vertreten. Denn die „Prozession in Venedig" und der „Garten des Alcazar in Sevilla" sind nicht mehr als Gelegenheitsprodukte und das Aquarellgemälde „In der Kirche" (Eigentum der Stuttgarter Gemälde-Galerie) ist ein fleißiges, aber trocken-langweiliges Werk, das man eher einem tüchtigen Holländer, als dem heißblütigen Spanier, und am wenigsten gerade dem geistreichen Virtuosen Villegas zutrauen möchte. — Noch tief im urältesten Historienstil steckt Andres Parlabé y Heredia, dessen großmächtige Leinwand, „der Tag von Pavia", von weither in die Augen fällt, und bei dem gewissenhafteren Teile des Publikums wenigstens zu geschichtlichen Schulreminiscenzen Anregung giebt. Weitere Anregung bietet sie nicht. Die braunen Mahagoniköpfe der posierenden Modelle scheinen noch dem heroischen Zeitalter der Gallait und Biefve anzugehören! — Auch der reinliche und zuckersüße Enrique Serra, der spanische Scherres, ist mit zwei seiner allbekannten, in perlgrau, dunkelgrün und orange gehaltenen Landschaften ins Feld gerückt und erfreut sich mit seiner trivialen Stimmungsmache des Beifalls der jüngeren Damenwelt. — Ein gewandter Alleskönner ist Manuel Ramirez, der vor ein paar Jahren mit seinem

Sensationsschmarren, „Die Enthauptung des Don Luna“, bei der europäischen Philisterwelt gruselnde Bewunderung erregte. Die grandiose technische Geschicklichkeit in den beiden ausgestellten Bildern — „Valencianerin“ und „Straße de la Puebla in Madrid“ — wird manchen bestechen: aber die konventionelle Charakterlosigkeit dieser virtuosen effekthaschenden Mache wirkt im Grunde doch abstoßend. — Ein künstlerischer Charakterkopf von durchaus individuellem Gepräge ist dagegen der in Rom lebende José Benlliure y Gil. Eine eigenartige Technik, deren charakteristische Merkmale sich dem Auge sofort einprägen, hebt seine Werke aus der Masse der übrigen selbst dem oberflächlichsten Beschauer leicht erkennbar hervor. Die Gespenstergeschichten, die der Künstler uns zu erzählen pflegt, finden in dieser Farbensprache ihren wahrhaftigsten Ausdruck. Die „Vision im Pantheon“, vor einigen Jahren in München ausgestellt, bewundert und karikiert, wird noch manchem im Gedächtnis sein. Der diesjährige „Charon mit den Seelen in der Unterwelt“ klingt denselben Grundton an. Schwer, fadig und wie von Spinnweben durchsetzt, hängen die Farben an der Leinwand. Ein schmutziges, staubiges, finstres Grau herrscht vor. „Der alte Mann im Gebet“ ist ein Meisterwerk, dessen Feinheiten auch der künstlerische Revolutionär anerkennen muß. — Neben Benlliure ist meines Erachtens nur noch eine einzige wirklich souveräne Künstlerpersönlichkeit in den spanischen Sälen vertreten: Ramon Casas aus Barcelona. Vor den zwei unscheinbaren Bildchen bleibt mancher, ich weiß es, kopfschüttelnd stehen, und geht geärgert weg, wenn er nach Befragung des Katalogs nicht klüger geworden ist. Aber ich gebe jedem den Rat, ausnahmsweise einmal das auf einer Riesen-Monstre-Ausstellung unerhörte zu unternehmen und sich eine Viertel- oder Halbstunde in die Sache zu vertiefen: vielleicht geht doch diesem oder jenem ein Lichtlein auf und ihm dämmert etwas von einem Gesetz der Freundschaft und Feindschaft, der Verschwisterung und Verschwägerung der Farben. Ich wenigstens bekenne dankbar, daß ich aus den beiden kleinen Täfelchen viel gelernt habe.

Das Gros der spanischen Gemälde ist Marktware. — Einzelne Kunstindustrielle versuchen, die Freilichtmode mitzumachen; so Gonzalo Bilbao und Santiago Rusiñol Prats; jener mit geringem, dieser mit etwas besserem Erfolge. Das „Hortensienmädchen“ des letzteren beweist außerdem einen guten Geschmack in der Zusammenstellung der Farben, wenn sich auch die Richtung dieses Geschmacks nicht wesentlich über das Niveau einer talentvollen Putzmacherin erhebt. — Der in Frankreich lebende Louis Jimenez, dessen naturalistische Hospitalscene von früher her vielleicht noch in Erinnerung ist, hat zwei Genrebildchen ältesten Stils geschickt, in denen der Künstler eine unspanische Enthaltsamkeit in der Farbengebung übt. — Wenn ich schließlich noch Arpa y Perea, Rosello, den honigsüßen Viniegra, den bunten Gallegos und den ledernen Graner erwähne, so kann ich von Spanien mit gutem Gewissen Abschied nehmen. Das Endergebnis lautet: Wenig gutes, wenig schlechtes, viel mittelmäßiges, nichts neues.

Jedenfalls haben die Spanier den Vogel diesmal nicht abgeschossen.



Sozialpolitische Chronik.

Von Bruno Petzold.

(Leipzig.)

(Rücktritt des Kriegsministers. — Breslauer Bäckertag. — Handwerkerfrage. — Katholikentag. — Genossenschaftsversammlungen. — Christlich-soziale Bewegung. — Sozialdemokratie. — Petroleummonopol. — Konfektionsstreik.)

Als der Tagespresse um die Mitte des August in segensreicher aber sensationsarmer Zeit der letzte Malter Weizen auf der Mühle auszugehen drohte, kam als rettendes Ereignis vom Himmel gesandt der Rücktritt des Kriegsministers. Nun hatte man endlich wieder ein Objekt, das man nach allen Regeln journalistischer Kunst vermahlen konnte. Flugs wurde der Ministerwechsel zu einem Ereignis ersten Ranges gestempelt: Herr Bronsart von Schellendorf, hieß es, habe dem Chef des Militärkabinetts weichen müssen und sei das Opfer einer Kamarilla am preußischen Hofe geworden. Man sprach viel von staatsstreichlüsternen Reaktionären, von einer Schwenkung zum Absolutismus, und die traurigen Konfliktstage aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. wurden als Schreckgespenst an die Wand gemalt. Die amtliche „Leipziger Zeitung“ druckte sogar an hervorragender Stelle den Brief des Freiherrn von Stein aus dem Jahre 1806 ab, der eine verantwortliche Ministerialregierung für unmöglich erklärt, wenn nebenbei unverantwortliche Geheimkabinette regieren, und die „Tante Voß“ verstieg sich bis zu der mutigen Versicherung, daß für ein Säbelregiment in Deutschland kein Raum sei. Mögen diese auf den Ministerwechsel gegründeten wichtigthuerischen Mutmaßungen immerhin viel Wahrscheinlichkeit für sich haben, — warum sprach man aber dann nicht schon von einer Kamarilla, als vor kurzer Zeit der Minister deutscher Sozialreform, Herr von Berlepsch, dem Hüttenbaron von Stumm weichen mußte, warum entdeckte man erst jetzt eine Nebenregierung, wo der sozialistenfressende Herr Bronsart sein Amt niederzulegen gezwungen wurde? Nebenregierung setzt übrigens eine wirkliche Regierung voraus. Wir müssen jedoch gestehen, daß eine solche selbst von den schärfst blickenden Männern nicht gefunden werden kann. Was sich uns bei näherem Zuschauen offenbart, ist kein Regieren, sondern ein Experimentieren und Probieren, ein Hin und Her im Zickzackkurs, rechts-links, links-rechts, heute hierhin, morgen dorthin.

In die kongreßreiche Ferienzeit fielen einige bemerkenswerte Versammlungen. So veranstaltete in Breslau der Centralverband der deutschen Bäckerinnungen einen Verbandstag, auf welchem mit viel Geschrei gegen die Bundesratsverordnung des 12stündigen Maximalarbeitstages im Bäckereigewerbe protestiert wurde. Die Verordnung, behauptete man, sei für die Praxis unmöglich und werde den Ruin von Hunderten ehrlicher und arbeitsamer Existenzen herbeiführen. Es lohnt sich nicht, noch einmal die phrasenhaften Übertreibungen aufzutischen, die man regelmäßig von jeder Unternehmerklasse zu hören bekommt, sobald sie zu Gunsten der Arbeiter und der Gesamtheit auf einen kleinen Teil ihrer überreich bemessenen Rechte verzichten soll. Gleich ist vom Ruin des Handwerks die Rede, wenn aus hygienischen Rücksichten die Arbeitszeit im Bäckereigewerbe etwas beschränkt werden soll, und es fruchtet gar nichts, darauf hinzuweisen, daß in anderen Staaten viel strengere Bestimmungen längst bestehen. Natürlich war auch die Sonntagsruhe den in Breslau versammelten Bäckermeistern ein Dorn

im Auge, wohingegen sie den Regierungsentwurf einer Zwangsorganisation des Handwerks trotz des versagten Befähigungsnachweises als bedeutende und sehr nützliche Förderung zur Hebung ihres Gewerbes mit Freuden begrüßten. Auch der in Heidelberg tagende südwestdeutsche Handwerkertag, der rheinische Handwerkertag in Köln und die allgemeine Handwerkerkonferenz in Berlin erklärten sich mit dem Entwurf einer Zwangsorganisation im Prinzip einverstanden. Soll man lachen oder weinen über diese politische Weisheit würdiger, zopfiger Philister? Was kümmert es sie, daß während der letzten zehn Jahre die übelsten Erfahrungen mit Zwangsinnung und Befähigungsnachweis in Oesterreich gemacht wurden? Was kümmern die Handwerksmeister überhaupt die sich der Zwangsorganisation entgegenstellenden unüberwindlichen Schwierigkeiten, wie beispielsweise die Abgrenzung zwischen Handwerk, Fabrik und Hausindustrie? Und selbst, wenn diese Schwierigkeiten mit Willkür überwunden werden, selbst wenn volle Zwangsinnung und Befähigungsnachweis den Meistern gewährt werden, — könnte man auch nur einen einzigen Menschen veranlassen, statt billiger Fabrikware in Zukunft teure und keineswegs bessere Handwerkerware zu kaufen? Nur ein Mittel giebt es, die hochgespannten Forderungen der Meister zu erfüllen: Zertrümmerung aller Maschinen, Zurückschraubung der differenzierenden sozialen Entwicklung um mindestens hundert Jahre. Ob hiermit jene Wortführer des Handwerks, die selber mit Maschinen arbeiten lassen und je zwanzig bis dreißig nicht künstlerisch geschulte Gesellen beschäftigen, zufrieden sein werden, wagen wir zu bezweifeln.

Immerhin sind die Herren Meister nicht so naiv, wie manche ihrer Gegner glauben. Will doch die Innungsnovelle im wesentlichen das moderne, unter den schwersten Kämpfen errungene Arbeiterrecht wieder herunterdrücken auf den Stand der früheren Innungsgesetzgebung! Die bereits den staatlichen Gewerbeinspektoren gesetzlich überwiesene Aufsicht über das Kleingewerbe soll den Handwerksmeistern selbst als den geborenen und eingeschworenen Feinden jeglichen Arbeiterschutzes ausgeliefert werden. Die unparteiisch, rasch und berufungslos funktionierenden Gewerbegerichte sollen auf das Handwerk keine Anwendung mehr finden und ersetzt werden durch Innungsschiedsgerichte, die weder in ihrer Zusammensetzung irgend welche Garantien der Unparteilichkeit gewähren, noch einen schnelleren Geschäftsgang ermöglichen, da sie Berufung an die Amtsgerichte offen lassen. Mit den Gewerbegerichten würde auch die Institution des Einigungsamtes für das Kleingewerbe fortfallen. Schließlich will man auch Arbeitsnachweis und Herbergswesen innerhalb des Handwerks so organisieren, daß sie den Sonderinteressen der kleinen Unternehmer dienstbar sind. Die Innungsnovelle will also die Arbeiter des Kleingewerbes ihren Brotherren bedingungslos ausliefern und so einen weiteren Fortschritt in der Richtung der Gleichberechtigung der kämpfenden Klassen herbeiführen.

Auf der Dortmunder Generalversammlung der Katholiken Deutschlands, auf welcher jesuitisch-papistische Forderungen und blöde Angriffe auf freie Presse, Kunst und Wissenschaft reichlich herniederregneten, machte sich im übrigen eine allseitige Bereitwilligkeit zur energischen Fortführung der sozialen Reform und besonders die Anerkennung der Notwendigkeit eines weiteren Ausbaues der Arbeiterschutzgesetzgebung angenehm bemerkbar, ohne daß man sich dadurch abhalten ließ, zu Gunsten der katholischen Handwerksmeister ebenfalls das Postulat der Zwangsorganisation zu erheben. Der zwölfte landwirtschaftliche Genossenschaftstag in Stettin und der siebenunddreißigste Verbandstag der Schulze-Delitzschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften in Wiesbaden legten Zeugnis davon ab, wie das moderne Genossenschaftswesen immer weiter und großartiger in Deutschland um sich greift.

„Schiedlich-Friedlich“ lautete auch diesmal die Losung unter den Christlich-Sozialen. Mit dem Ausscheiden Oberwinders und v. Gerlachs aus den Redaktionsstellen des „Volk“ und mit der Entfernung Stöckers aus dem „Evangelisch-sozialen Kongreß“ wurde die unnatürliche Ehe zwischen konservativem und proletarischem Prinzip, die schon seit langer Zeit zu unerquicklichen Reibungen geführt hatte, endlich gelöst. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehn“: Herr Stöcker hat es sich jedoch selbst zuzuschreiben, wenn er heute zu den politisch toten Männern gehört. Ihm fehlte der Mut der Einseitigkeit. Er mochte es weder mit den konservativen, noch mit den sozial gesinnten Kreisen verderben und verlor schließlich das Vertrauen beider. Um recht sicher zu sitzen, wollte er auf zwei Stühlen zugleich Platz nehmen, versah es aber und stürzelte kläglich zwischen beiden zu Boden. Ob der gebrechliche „Kirchlich-soziale Kongreß“ die geeignete Krücke ist, dem „teuren Gottesmann“ wieder auf die Beine zu helfen, dürften nur Leute von dem beschränkten Gesichtskreise eines Professors von Nathusius für möglich halten.

Aber mit dem Sieg der liberal gesinnten Elemente und mit der Lossagung von Stöcker, dem trotz allem Dank und Anerkennung gebührt, haben die Christlich-Sozialen noch nicht die Aktionsfähigkeit erlangt, deren sie bedürfen, um die verheißungsvolle Partei der Zukunft zu werden. Nicht nur das konservative, auch das religiös-konfessionelle Element muß aus ihren Bestrebungen beseitigt werden. Die religiöse Prozessionsfahne, welche die einen im Namen des orthodoxen Luthertums, die anderen in Begeisterung für Ritschls Freidenkertum enthüllten, muß vertauscht werden mit dem politischen Banner, das Protestanten, Katholiken und Juden zum gemeinsamen Kampf für soziale Reform unter sich vereinigt. Die Christlich-Sozialen müssen National-Soziale werden. Wer den Verhältnissen nicht zu fern steht, weiß, daß in dieser Richtung die Entwicklung der nächsten Jahre sich bewegen wird: Das zeigen die evangelischen Arbeitervereine, in denen das anfangs ganz im Vordergrund stehende konfessionelle Prinzip immer mehr von den ökonomischen Forderungen beiseite geschoben wird, das zeigt aufs deutlichste die von Naumann geplante Gründung einer Tageszeitung für nationalen Sozialismus. Wenn die sozialreformatorischen Bestrebungen, denen dies Schwesterjournal der „Hilfe“ huldigen wird, auch nur langsam eine bedeutungsvolle Arbeiterpartei in Stadt und Land für sich gewinnen werden, so ist doch der endliche politische Sieg dieser Bestrebungen zweifellos. Die reaktionären, moralisch und intellektuell versumpften, kapitalistisch durchseuchten Kartellparteien und das an mittelalterlichem Dogmenkram unheilbar krankende, katholisch-römischen Interessen dienstbare Centrum sind nicht mehr imstande, die Massen an sich zu ziehen. Lieber als für seine natürlichen Feinde, die „staatserhaltenden Ordnungsparteien“, stimmt der aufgeklärte Arbeiter von heute für Freisinn und Sozialdemokratie. Wem sollte er sonst seine Stimme geben? Etwa den Antisemiten? Die Partei, nach der er verlangt, fehlt ihm noch: Eine neue soziale Reformpartei, die engherzige religiös-konfessionelle Bestrebungen nicht kennt und als wahre Patriotenpartei zu allen für die Wehrfähigkeit des Vaterlandes notwendigen Opfern bereit ist, eine Zukunftspartei, die, jeder maßlosen, unreifen Forderung abhold, der Regierung eine zuverlässige Stütze bietet, die Sozialdemokratie allmählich aufsaugt, den heutigen Nationalliberalen und Konservativen den Todesstoß versetzt und die breiten Massen einer neuen nationalen Demokratie in sich vereinigt. Als Männer, die einer solchen Partei die Wege zu ebnen bestrebt sind, begrüßen wir Naumann und seine akademischen wie nichtakademischen Anhänger. Vielleicht ist für Deutschland trotz scheinbarer jammervoller Parteizersplitterung die Zeit nicht mehr fern, wo sich, abgesehen von ein paar eingesprengten Gruppen fremdnationaler und konfessioneller Art, nur noch die zwei

großen Parteien der Rechten und Linken geschlossen gegenüberstehen. Das zusammenschweißende Renteninteresse der besitzenden Klassen sorgt heute schon für die Einigung einer solchen Rechten. Wie sehr aber die „Christlich-Sozialen" neuerer Richtung für das Zustandekommen einer achtungerweckenden Linken in Rechnung zu ziehen sind, erkennen allmählich auch die Kreuzzeitungsmänner, die sich zwar über die „Gemeingefährlichkeit" der „Jungen" völlig klar sind, aber eingestandener Maßen „allen Grund haben, die Naumann-Göhresche Bewegung mit Aufmerksamkeit zu beobachten". Und selbst die stets siegesgewissen Sozialdemokraten sehen sich genötigt, der evangelisch-sozialen Bewegung in der „Neuen Zeit" das großmütige Zeugnis auszustellen, „daß hinter ihr etwas steckt, und daß man sie als eine ernsthafte Erscheinung behandeln kann, ohne sich lächerlich zu machen".

Im sozialdemokratischen Lager scheint der Zwist zwischen der politischen Gruppe und den Gewerkschaften seinem Ausgleich entgegenzugehen. Die Gewerkschaften unter Legien und Quarck lehnen sich immer entschiedener gegen die Bevormundung von Seiten der Parteileitung auf und fordern Selbständigkeit für ihre wirtschaftlichen Bestrebungen. Die Parteileitung unter Liebknecht, Bebel und Genossen ist klug genug, um des einheitlichen Fortbestehens der Partei willen diese Forderungen nicht zurückzuweisen, und wenn sie auch die sogenannte Gewerkschaftsfrage nominell noch als eine „offene" behandelt, erklärt sie sich doch mit den sozialreformatorischen Bestrebungen der Gewerkschaften bereits ausdrücklich einverstanden. Freilich will die Parteileitung von der weitest gehenden gewerkschaftlichen Forderung, einer Arbeitsteilung zwischen politisch-sozialdemokratischer und wirtschaftlich-sozialdemokratischer Interessenvertretung auch heute noch nichts wissen. Aber sie wagt, dieses die sozialdemokratische Organisation prinzipiell betreffende Postulat doch nicht schlechthin zu negieren und wird es in kurzer Zeit aus dem Selbsterhaltungstriebe heraus anerkennen müssen, wie es die sozialreformatorischen Bestrebungen der Gewerkschaften bereits anerkannt hat. Die Gewerkschaften sind eben das sozialreformatorische Element innerhalb der sozialdemokratischen Partei und führen diese unaufhaltsam vom revolutionär-negativen zum reformatorisch-positiven Standpunkt hinüber. Ein Zeichen unverzeihlicher politischer Kurzsichtigkeit wäre es, wenn die Regierung der Sozialdemokratie diese Reformation von innen heraus, dieses allmähliche und friedliche „Hineinwachsen in den Zukunftsstaat", unnötig erschwerte. Daß die sozialdemokratischen Theorieen, welche jahrzehntelang mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit festgehalten und mit außerordentlichem Glück agitatorisch verwertet wurden, im Hinblick auf jene innere Umwandlung nicht sofort von der Partei fallen gelassen, vielmehr lange Zeit noch gepredigt werden, ist selbstverständlich. Man wirft eben seine erprobten Waffen nicht zum alten Eisen, ehe man zuverlässige neue dafür eingetauscht hat. Aber die Zeit ist nahe, wo junge, von neuen Ideen beseelte Führer des Proletariats sich statt der ehrwürdigen Rüstung des Marxismus den Waffenrock moderner Wissenschaft anlegen und aus dem von materialistischen Dogmen und liberalistischen Theorieen überladenen Wrack des Sozialdemokratismus siegreich die ewig sich verjüngenden Ideale des Sozialismus retten werden. Mag bis dahin auch noch viel Wasser die Elbe hinunterfließen, jedenfalls bedeutet es auch heute schon einen ungeheuren Fortschritt, daß die Führer der Sozialdemokratie reformatorische Bestrebungen mit ihrem Bekenntnis zu Marx glauben vereinigen zu können.

Während die Tage kürzer werden und das Lampenlicht uns immer noch seine Unentbehrlichkeit fühlen läßt, gehen wir unentwegt dem Petroleum-Weltmonopol entgegen. Die beiden einzigen und unabhängigen westeuropäischen Handelsfirmen, Poth in Mannheim und Rassow, Jung & Co. in Bremen, sind nunmehr ebenfalls in das

Riesennetz der Standard-Oil-Companie eingesponnen, und der Moment ist da, wo sich die würdigen Herren Rockefeller, Rothschild und Nobel als bedeutendste Petroleumproduzenten die Hand reichen können zu einer insgeheimen wucherischen Ausbeutung der Konsumenten. Viel Geschrei darüber unter den Kapitalisten, die allmählich zur Einsicht kommen, daß das Großkapital eine Grenze hat, wo es anfängt gemeingefährlich zu werden, und die in bewegten Worten jammern, „daß das eigentliche freie Erwerbsleben in hohem Maße dem Walten solcher kapitalistischen Riesenunternehmungen verfallen ist." Ja unsre Börsen- und Industriekönige werden aus lauter Angst sogar „sozialistisch", indem sie gegen das drohende Petroleummonopol den Staat zu Hilfe rufen, und während sie selbst Tag für Tag ihre Ringe schließen, ihre Kartelle, Trusts, Syndikate und wie alle diese Schröpfmaschinen des lieben Publikums heißen mögen, erklären sie sich als Gegner gerade des Petroleumkartells, weil sie mal an eigner Haut erfahren sollen, was es heißt, ausgebeutet zu werden.

Von einer anderen Art Ausbeutung, die schon seit Jahren vor unser aller Augen in vollem Schwunge ist, von der entsetzlichsten Ausbeutung der Arbeiter in der Konfektionsbranche, weiß die bürgerliche Presse natürlich nur wenig oder gar nichts zu berichten. Über den gewaltigen Streik, der im vergangenen Januar und Februar in der Berliner Herren- und Knaben-Konfektion ausbrach, und der seine Wogen bis in den Sitzungssaal des Reichstags und bis vor die Stühle der Minister warf, ist vor kurzem der Schiedsspruch des Berliner Einigungsamtes gefällt worden. Aufs schärfste wird in dem diesbezüglichen amtlichen Bericht das Verhalten der Großkonfektionäre gemißbilligt, die den vom Einigungsamt ausgearbeiteten Minimallohntarif wegen der Konkurrenz mit anderen Fabrikationsplätzen als unannehmbar zurückgewiesen, — trotzdem sich dieser Tarif mit dem von den Unternehmern selbst vorgeschlagenen Tarif in allen wesentlichen Punkten deckte, trotzdem die einer scharfen Konkurrenz mit Aschaffenburg ausgesetzten Stettiner Konfektionäre bereits einen Minimaltarif mit ihren Arbeitern vereinbart haben, trotzdem die Berliner Konfektionsfirmen selbst zugestanden haben, „daß es in Berlin Schundpreise gäbe, die ausgemerzt werden müßten." Die Schuld an diesem Schundlohn, sowie dem beständigen Lohndruck legt aber das Einigungsamt den Großkonfektionären selber zur Last und wirft ihnen überdies Wortbrüchigkeit vor, da sie den im Februar provisorisch vereinbarten Lohntarif nicht beachtet und mit der versprochenen Auskunft über die Verhältnisse ihrer Branche hintangehalten hätten. Weiterhin beklagt sich diese völlig unparteiische Gerichtsstelle darüber, daß sie in ihren Friedensbestrebungen auf jede Weise von den Konfektionären mißkreditiert worden sei und spricht offen aus, daß es in dem Februarvergleich den Unternehmern nur darum zu thun gewesen sei, die durch den Streik hervorgerufene augenblickliche Kalamität möglichst schnell zu überwinden, während ihnen an einer endgültigen Beseitigung der schmachvollen Arbeits- und Lohnverhältnisse ihrer Industrie nichts gelegen sei. So ist der erste große Einigungsversuch eines deutschen Gewerbegerichts, für längere Zeit feste und menschenwürdige Lohnsätze zu schaffen, an dem starren Egoismus der Konfektionäre gescheitert. Aber sollen wir darum an der guten Sache verzweifeln? Wollen wir weiter zusehen, wie ein jeglichen Pflichtgefühls bares Unternehmertum Millionen um Millionen zusammenscharrt und seinen Arbeitern kaum den Pfennig für des Lebens notdürftigsten Unterhalt gewährt, wollen wir weiter zusehen, wie die Herren Großkonfektionäre sich kostbare Paläste errichten, ihre tändelnden Gattinen und Töchter in Samt und Seide kleiden, während die in Lumpen gehüllten Frauen und Mädchen des Volkes zu tausenden in dumpfen Arbeitsstätten Leben und Gesundheit für die Firma Hertzog, Gerson, Israel und Wertheim hingeben? Hier gilt

es den Organisationsbestrebungen der Arbeiter zu Hilfe zu kommen und die öffentliche Meinung immer wieder aufs neue zu erregen: Unter ihrem Zwange wird ein Arbeiterschutzgesetz für Heimwerk und Hausindustrie, insbesondere für die Konfektionsbranche ausgearbeitet werden, unter ihrem unwiderstehlichen Druck werden sich die Konfektionäre den Forderungen der Menschlichkeit fügen müssen. Wenn nicht — nun so ist unser Volkskörper trotz mannigfacher Gebrechen immer noch gesund genug, die Schmarotzerexistenzen von sich abzuschütteln.



Kritik.

Romane und Novellen.

Der Mönch von Ballenstedt. Erzählung aus dem 12. Jahrhundert von Erich Richter. (Dessau und Leipzig. Rich. Kahle's Verlag.)

Der Verfasser hat anscheinend gute kulturgeschichtliche Kenntnisse. Doch hätte er sie wirklich an anderer Stelle abladen können als gerade im „Mönch von Ballenstedt". Oder wären sie nicht überhaupt besser in den „Quellen" des Verfassers geblieben? Die Erzählung des „Schelm von Bergen" liest sich doch weit angenehmer im Gedicht von Heinrich Heine als in dem Prosa-Excerpt Erich Richters, ist meiner Meinung nach auch ein historischer Anachronismus. Die Personen dagegen treten zurück, und man möchte fast glauben, sie seien nur das Gerippe für die Schilderung eines „Dinges auf der Walstatt vor Aschcarien" oder für die Beschreibung der Burg Anhalt und der Toilette ihrer edlen Bewohner. Diese einzelnen Züge werden es immer sein, die etwa dem Leser eindrücklich bleiben werden, niemals der Mönch von Ballenstedt, wenn es nicht gar die Absicht des anhaltischen Hofpoeten gewesen sein sollte, uns zwei Gestalten aus dem Hause Askanien vorzuführen. Was die Hauptperson und ihre Schicksale anbelangt, so ist es das alte Lied vom Mönchlein, dem's die Liebe angethan hat, die ihn aus der engen Klosterzelle hinaus in die Welt treibt, bis er nach langen Irrfahrten dazu kommt, seiner Sibille sanft die Augen zuzudrücken, um dann nach ruhigem Geständnis Ruhe und Frieden für seine Seele zu finden. Wenn dadurch der Leser gefesselt werden sollte, so rechnete der Verfasser wohl auf die Erinnerung an andere Erzählungen, wo dieses Thema in etwas dramatischerer Weise verwertet ist. Vielleicht hätte er am Krankenbett Sibillens manche Versäumnisse wieder gut machen können, wenn er es nicht wieder wie bisher dem Leser überlassen hätte, das meiste zwischen den Zeilen zu lesen; denn anstatt uns so recht in die Seelenkämpfe der Liebenden hinein zu versetzen, stellt er sich nur ein schlecht verhehltes testimonium paupertatis aus. Kennt denn der Verfasser unsere deutschen Dichter so wenig, daß er wagt zu behaupten, wer nicht erlebt habe, wie Tod und Leben um einen lieben Menschen gestritten, dem gehe eine Schilderung dieser Empfindungen nicht an die Seele? Allerdings die Schilderung eines wahren Dichters geht an die Seele, nur nicht die Schilderung eines Erich Richter. Burchard Krüger.

„Die Volksverderber." Erzählung für das Volk von Conrad von Bolanden. Vierte Auflage. (Mainz, Verlag von Franz Kirchheim, 1896.)

Nach der Ansicht des bekannten Verfassers ist der Zweck des Freimaurerordens „die Vernichtung von Altar und Thron,

der Umsturz der ganzen christlichen Gesellschaftsordnung". Diese Weisheit wird dem in strengstem Unerkannt zum Zwecke einer Studienreise sein Land durchreisenden Fürsten von dem mit ihm „zufällig" zusammentreffenden „Dr. Freiberg, Professor der Philologie und Philosophie", beigebracht. Der Name dieses Herrn hat verdammte Ähnlichkeit mit dem Namen einer süddeutschen Universitätsstadt, in der ein großer Streit vor kurzem entbrannt war über die Besetzung des Lehrstuhls für Geschichte mit einem bekannten ultramontanen österreichischen Geschichtsprofessor. Als bestes Mittel zur Abwehr gegen Freimaurerei und Sozialdemokratie, welch letztere der Herr Verfasser übrigens sehr genau kennt, empfiehlt er die ultramontane Presse und die Jesuiten. Richard Degen.

„Vergiftete Pfeile." Roman von C. von Brewitz. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896.)

Ein Roman, so schön wie sein romantischer Titel; man weiß da gleich, daß es sich um einen Kolportageroman handelt. Mir ging es wenigstens so: denn siehe da, als ich mit der unerfreulichen Lektüre zu Ende gekommen war, hatte ich mich nicht in meinem Vorurteil getäuscht. Alles mögliche — und leider auch unmögliche — mußte ich passieren, um endlich so weit zu kommen: Duellforderungen, anonyme Verdächtigungen à la „Fall Kotze" u. s. w. u. s. w. Gleich zu Beginn des Buches sogar einen Monolog von über Seitenlänge — man denke nur: einen Monolog in einem Roman! —, in dem „die junge Baronin von Stahlberg-Greifenau" sich allerhand Glossen über die moderne Litteratur zu erlauben getraute. „Welch eine trübselige und unnatürliche Richtung hat doch unsere moderne Litteratur in der Nachahmung der Franzosen eingeschlagen" hieß es da, während ich mir dachte, wie vorteilhaft es doch für C. von Brewitz gewesen wäre, wenn er (oder sie) nur ein ganz klein wenig von „diesen Franzosen" gelernt hätte. Natürlich nicht von dem Großen! Aber selbst Ohnets Sentimentalitäten stehen noch himmelhoch über solchem Schund, wie man ihn in den „Vergifteten Pfeilen" finden kann. —ck.

Paul Remer: „Unterm Regenbogen." (Berlin, Schuster & Löffler, 1896.)

Das sind Gedichte in Prosa, aus denen ein neckischer Kobold hervorschaut und frisch und fröhlich in die Welt seinen Wahlspruch hinausschmettert: „Im Kopfe ein neuer, ein freier Mensch sein, im Herzen Kind und gläubig bleiben." Diese Worte bilden den Kern des ganzen Bändchens. Alles jauchzt und lacht, und wenn der Regenbogen in Farben schillert, die in das Lachen einen winzigen Tropfen Leides werfen, dann hört man den „Schmerzensschrei" der verwundeten Welt.

Gar manche dieser Prosadichtungen ist reizend. „Glück vom Wege" und „Dornröschen" zeugen von der feinen Beobachtungsgabe des Dichters. „Abendstimmungen" und „Nachtbilder" haben geradezu einen Turgenjewschen Zug in sich.

Nur eines kann ich Paul Remer nicht verzeihen: er philosophiert zu sehr und verunstaltet so manches Gedicht durch triviale philosophische Ausrufe und Fragezeichen! Adolf Donath.

„Ein Recht auf Liebe." Geschichte einer Seele von Erich Paetel. Illustriert von H. Susemihl. (Berlin W. 9. Jul. Munnichs Verlag [G. Meves].)

Der behandelte Gegenstand ist nicht sonderlich neu; der Dichter hat jedoch verstanden, ihn in eine eigenartige Beleuchtung zu rücken. Ein junger Kandidat, eine grüblerisch angelegte Natur, die ohne hingebende, verständnisvolle Liebe anderer ein innerlich trostloses Dasein führt, glaubt im strengen Elternhaus das ihm wie jedem Menschen gebührende „Recht auf Liebe" verkürzt. Dagegen findet er draußen in der Welt, was er sucht. Drei Frauengestalten: eine Freundin, seine Braut und seine Geliebte, die nach einander seinen Lebensweg kreuzen, bieten seiner von innern Qualen zermarterten Seele Trost, Liebe

und Verständnis. Aber auch sie, besonders seine Braut und seine Geliebte, machen ihr „Recht auf Liebe“ geltend, und es kommt für den jungen Mann zu einem schweren Konflikt. Er ist vor die Wahl zwischen zwei Frauen gestellt. Er bricht das Gelöbnis gegen seine Braut und giebt sein Wort der Geliebten, „seinem geistigen Kameraden“, um auch dieses wieder zu brechen, da er glaubt, ihr allein nicht gehören zu dürfen. Und zuletzt stürmt er, von Seelenkämpfen gefoltert, von Phantasien verfolgt, hinaus in die eisige Winternacht — dem Tod entgegen — in die Freiheit, um es zu suchen, sein „Recht auf Liebe“.

Der Dichter hat in dem kleinen Roman nicht eine bloße psychologische Studie geben wollen, worin er das Innenleben seines Helden bis in die feinsten, womöglich un- oder unterbewußten Regungen zerwühlt; er will vielmehr die Entwicklung desselben innerhalb des Milieus, in dem er lebt, genau schildern und vor allem die Persönlichkeit klar und plastisch hervortreten lassen. Auf dem Beschreibenden, Malenden liegt der Schwerpunkt, wenn man auch überall die psychologische Durchdringung des Gegenstandes verspürt. Mit diesem Seelengemälde verbindet sich eng und echt künstlerisch die behaglich-stimmungsvolle, lebenswahre, mit vielen Zügen feinsinniger Kleinmalerei ausgestattete, dabei aber höchst anschauliche Milieuschilderung. Mancher Abschnitt gäbe Stoff zu einem wunderhübschen Genrebildchen! — Die Charakteristik der episodischen Nebenfiguren ist bei aller verhältnismäßigen Knappheit genau und anschaulich und verleugnet nirgends den warm mitfühlenden Dichter. Gewaltige, elementare, alle Fesseln der Form zersprengende Ausbrüche der Leidenschaft sucht man allerdings vergebens; wo man dergleichen erwartet, erscheinen sie, fast wie verhaltene Glut unter einer Aschendecke, gedämpft und gemildert zu Gunsten einer in sich ausgeglichenen, harmonischen, vornehm gewählten Darstellung. — Die gefühlvollen, zierlichen Mottos und die oft recht netten, bisweilen jedoch überflüssigen Illustrationen und Verzierungen von H. Susemihl vervollständigen die äußere Ausstattung des Buches, das man besonders solchen empfehlen darf, welche einen modernen Gegenstand — aber in Mollton gehalten — behandelt haben wollen.

P. W.

Lyrik und Epos.

„Aus dem Tagebuch der Äbtissin.“ Eine Mär aus Westfalen von Wilh. Tobien. (Leipzig. G. Strübigs Verlag.)

Tobien wandelt auf den Spuren Webers. Gleiche Begeisterung und Liebe für sein Land, gleiches Verständnis für die alten Sagen der Westphalen beseelt ihn, aber es fehlt ihm die plastische Gestaltung, die dramatische Wucht des Dichters der „Dreizehnlinden“. Und es ist immer ein gewagtes Ding in unsrer Zeit, die so wenig Ruhe und Beschaulichkeit zur Betrachtung der Vergangenheit besitzt, solche Stoffe zu wählen, wenn man sie nicht mit modernem Geiste durchdringen kann, ohne ihrer historischen Treue zu schaden. Das Lied von der Liebe Lust und Leid ist gewiß uralt und doch ewig neu, aber um so schwerer ist es, dem Ding neue Seiten abzugewinnen, da das Alte ermüdet. Der Konflikt eines jungen Priesters zwischen Gehorsam und Liebe, herausgeführt durch das Cölibatedikt Gregors VII., kann an und für sich sehr ergreifend dargestellt werden, wie uns Wildenbruchs „neues Gebot“ zeigt, aber Tobien erliegt der Gefahr der breiten Langenweile, die jedem Lyriker droht, und die durch Einstreuung fader lyrischer Gedichte nur vermehrt wird.

Herm. Anders Krüger.

Hugo E. Jüngst: „Seelenaccorde.“ Neue Gedichte. (Dresden u. Leipzig. E. Piersons Verlag, 1896.)

Wir haben Hugo E. Jüngst als einen tapferen und freudigen Kämpfer für eine freie, moderne Kunst schätzen gelernt. In diesen neuen Gedichten steht mancher flotte

Vers, den die Begeisterung und der ehrliche Eifer für die moderne Bewegung in der Litteratur eingegeben hat. „Seelenaccorde" nennt der Dichter ein bißchen jugendlich überschwenglich ein Buch. Und jugendlich-überschwenglich ist denn auch so manches drin. Es ist die Jugend, die sich „an alle großen Worte wagt", die sich an Tönen so gern berauscht. Die das Strahlende liebt und Bunte, den leichten Schritt und den zierlichen Tanz, helläugigen Mut und vieles Vertrauen. Jüngsts besonderes Talent und sein besonderer Fehler zugleich: zu leicht fügt sich Wort zu Wort, zu glatt hin fließt die Sprache. Sie singt zu viel und tändelt nicht selten. Zu viel Gewand und zu wenig Körper. Viel Klang und Glanz, aber nicht innere Tiefe und Leuchtkraft. Die Melodie ist ihm zu viel. Es ist die leichte Weise der Wupperthaler, die ihm noch zu viel im Blute steckt. Nicht, daß er sie nachahmt. Darum gerade muß er sich von ihr befreien. Er muß die Melodie unterdrücken. Er muß mehr Schwere hineinbringen, mehr Durchdringung und Decadence. Das in ganz besonderem Sinne zu nehmen. Den großen Ton so leichthin hat nur Liliencron. Das thut dem keiner nach. Die feinste Durchdringung ist Falkes besondere Meisterschaft. Und wo denn ein junger talentierter Dichter sein Talent in Zucht nehmen will, würde ich ihm raten, des zweiten Wege zu gehen, so ihm nicht alle Kräfte auf die Bahn des ersteren zwingen. Liliencron und Falke sind überhaupt so zwei Pole in der neueren Dichtung. So viel sie sich berühren, so weit liegen sie auseinander. Und ich meine, von Liliencron mag man zu Falke kommen können, schwerlich aber umgekehrt. Wenn ich einen Vergleich aus der Architektur nehmen darf: bei Liliencron ist die Wirkung des Ganzen, die Gesamtwirkung, die Skizzierung in großen Zügen das Frappierende, bei Falke die feinste und reichste Detaillierung. Die Kunst des einen scheint Jüngst begeistert zu haben, die des anderen sollte er mehr üben. Und er könnte es. Und dann käme er auf seinen rechten Weg, er fände sich selbst. Ich schließe das aus so manchem. Aus dem, was sein Eigenes ist. Und daran halte ich mich. Jugend und Begeisterung sprechen aus allen Gedichten schließlich, auch sogar Talent; Individualität, persönliche Auffassung und Erfassung aus einigen. Jüngst hat ein Auge für das, was uns fehlt, einen Sinn für das, was uns not thut. Er will die Zukunft bereiten helfen, die Jugend anfeuern, Begeisterung erwecken für Größe und Schönheit. Er hat ein Ziel. Er haßt die blöde Philisterei, die kleinen Interessen und die schmale Geisteskost der Alltagsleute und ihre faule Behaglichkeit. Er hat einen Schmerz. Doch dieser Schmerz wird ihm schön, schön bis zur Pose:

„Und schöne Schwermut
Schlägt um mich
Den nebelschattigen Mantel."

Es ist der Schmerz nach dem vergeblichen Kampfe. Der Dichter geht nicht in ihm auf, aus seinem Leid erwacht die Sehnsucht. Das Sehnen der Jugend nach Licht und Thaten. Dieser Optimismus, der nicht umzubringen ist.

Mir ist so wunderlich heut zu Mut,
Als wollte mir ein großes Glück begegnen,
Als sollte mich die goldne Sonnenflut
Zu einem großen Dichter segnen.

Im Überschwang des Gefühls erwacht dann der Zweifel, in dem „der Geist sich trotzig emporreckt". „Die letzten Reste des Kinderglaubens" werden zertreten. Er ist auf sich selbst gestellt. Mit anderen, kälteren Augen sieht er die Welt an. Er erkennt die große Kluft, die die Menschheit von heute spaltet. Nach Gerechtigkeit und Menschlichkeit ruft er, nur auf der Stirne der Armen sieht er ein „bitteres Wort von des Jahrhunderts Schmach" geschrieben. — Möge sich seine Persönlichkeit eigen ausprägen, in der Reihe der Jüngsten ein Charakterkopf mehr.

Wilhelm Holzamer.

Gedichte von Hugo Hecht. (Oranienburg, Ed. Freyhoff.)

Saturnische Phantasien. Gedichte von Adolf Schafheitlin. (Berlin, Rosenbaum & Hart.)

Sonnenblumen, herausgegeben von Karl Henckell, Nr. 12—17. (Zürich, Karl Henckell & Co.)

Die Gedichte, die Hugo Hecht in einem Buche vereinigt hat, sind sehr verschiedener Art, ihrem Inhalte wie auch ihrem Werte nach. In allen Gattungen der Lyrik hat sich der Dichter versucht, aber zum Glücke bald erkannt, nach welcher Seite hin seine Begabung liegt. Die reinen Gelegenheitsgedichte sind unbedeutend; die Wiedergabe der Augenblicksstimmung will dem Verfasser nicht sonderlich gelingen und leidet meist unter der Schwerfälligkeit des Ausdrucks oder der Alltäglichkeit der Gedanken. Dagegen hat Hecht entschieden Anlage zur Schilderung und zum episch Erzählenden, und im ersten Teile der Sammlung sind die Lieder dieser Art denn auch stark in der Überzahl. Das Meer und die Wüste sind es, die seine rege Phantasie immer wieder anziehen, und die er besonders gern als Hintergrund für seine selbsterlebten oder erfundenen Geschichten verwendet. Hecht ist ein moderner, aber durchaus gesunder Mensch; er hat ein offenes Auge für unsere krassen sozialen Mißstände, aber er hat sich dadurch den Blick nicht trüben lassen für die Segnungen eines großen nationalen Reiches.

Einen feurigen Trank bringt Schafheitlin in seinen neuesten Gedichten seinem geschmähten Vaterlande dar, aber ich glaube nicht, daß viele der ehrsamen deutschen Köpfe sich daran berauschen werden; er hat zu viel Bitterkeiten mit darein gemischt. Schafheitlin ist einer von denen, die darauf verzichtet haben, ihr Innenleben in Einklang mit der Außenwelt zu bringen. Zu schwach, dem Leben der Gesamtheit den Stempel seines Geistes aufzudrücken, ist er doch nicht schwach genug, seine Persönlichkeit der Masse aufzuopfern. Sein Vaterland, das ihn nicht versteht, hat er verlassen und sich im Süden am Golf von Neapel niedergelassen, wohin schon so viele vor dem lastenden Drucke der heimischen Enge entflohen sind. Da unten baut er sich ungestört in phantastischen Träumen eine neue Welt, und es ist eine herrliche Welt, wie seine Lieder bezeugen. Nur schade, daß es Phantasien sind und — bleiben werden. Die Sehnsucht nach der harmonischen Ruhe der Antike, wie sie aus den Werken Platens und seines Zerrbildes Melchior Croi zu uns spricht, leuchtet auch aus Schafheitlins Schöpfungen, aber selten ist wohl einer dieser harmonischen vitalen Ruhe ferner gewesen als gerade er. Denn gerade er als Dichter kann am allerwenigsten den Zwiespalt verwinden, der zwischen ihm und den heimischen Verhältnissen, deren Produkt er doch ist, seinem Volke und Vaterlande klafft. Diese Seite schwingt schon beständig leise in den saturnischen Phantasien mit, in vollen Tönen aber erklingt sie in der bitteren politischen Satire der „Götterfarce“. Die saturnischen Phantasien im engeren Sinne nehmen nur die Hälfte des Buches ein; trotz ihres oft schleppenden Versmaßes und ihres breiten Gedankenausdruckes sind sie doch zumeist von großartiger Tiefe und Schönheit. Aus dem zweiten Teile möchte ich noch außer der schon erwähnten „Götterfarce“ den erotischen Liederzyklus „Dunkle Früchte“ hervorheben; den Seelen mit der „Schöpsmoral“ indessen rate ich aus reiner Menschlichkeit — nicht für sie, sondern für die schönen Gedichte — ihre schmutzigen Finger davon zu lassen.

Von den „Sonnenblumen“, den schönen Blüten aus dem Garten der deutschen Lyrik, die Karl Henckell auswählt und pflückt, sind weitere sechs erschienen. Zunächst kommt Uhland zu Wort. Wie mir scheint, hat Henckell hier doch zu sehr die schwere Gedankenpoesie auf Kosten der leichteren im Volkstone berücksichtigt; zum mindesten vermisse ich das schöne Gedicht:

„So muß ich denn die Welt verlassen". Das ist aber auch das einzig Tadelnswerte, was ich an all diesen Blättern gefunden habe. An Uhland reihen sich die beiden Österreicher Robert Hamerling und Ferdinand von Saar. Prächtig sind hier besonders die Charakteristiken, die Henckell von der dichterischen Persönlichkeit der beiden in poetischer Sprache giebt. Ihnen folgt der Revolutionär Ferdinand Freiligrath, von dessen fünf Gedichten ich das bekannte „Fremdling, laß dein' Stute grasen" und das schöne gerade in der letzten Zeit viel erörterte Gedicht „Aus dem schlesischen Gebirge" hervorheben möchte. Die beiden letzten der bisher erschienenen Blätter sind dem Schweizer Dichter Heinrich Leuthold, dem „nachgeborenen Souverän der schönen Form", und dem Prinzen Emil von Schönaich-Carolath gewidmet. Die sechs Blätter stehen auch in ihrer Ausstattung auf der gleichen Höhe wie die früheren und werden dem kunstsinnigen Unternehmen zu den alten Freunden sicher manchen neuen hinzugewinnen. K. C.

Eine herzerquickende Lektüre für die studierende Jugend, ein Jungbrunnen für die alten Herren, ein Labsal für alle humanistisch gebildeten Kreise sind die Imitata, eine vortreffliche Nachbildung bekannter deutscher Gedichte, die wir dem Pfleger und Meister des neulateinischen Sanges, dem Dichter des „In Duplo", Regierungsdirektor Adolf Pernwerth von Bärnstein in München (Nürnberg, 1896) verdanken. Nach dem Tode Joseph Victor von Scheffels, Dr. Gustav Schwetschkes und Dr. Franz Weinkauffs ist unser lateinisch-deutscher Poet fast vereinsamt, aber sein Eifer, zu latinisieren, ist nicht erkaltet. Den Stoff zu seinen neuesten Latinisierungen hat er verschiedenen deutschen Dichtern von Goethe und Schiller bis zu Redwitz und Schack entnommen. Besonders aber ist Heine berücksichtigt. Man kann dem geschickten Nachahmer nur beipflichten, daß er Gedichte mit regellosem Versbau, wie z. B. Goethes „Über allen Wipfeln" mit angemessen abgeändertem Rhythmus wiedergiebt.

Johannes Fastenrath.

Dramen.

„Hagars Liebe." Schauspiel von Franz Lindheimer. Zweite Auflage. (Heidelberg, J. Hörning.)

Drei Einakter von Paul Linsemann. Berliner Theater-Bibliothek. Nr. 6. Berlin, Freund & Jeckel.

Vor ungefähr einem halben Jahre lagen mir die Gedichte Franz Lindheimers vor und ich mußte damals freilich nach manchem Bedenken dem Dichter entschieden eine lyrische Begabung zuerkennen. Ebenso ergeht es mir heute mit dem Dramatiker. Der seelische Zwiespalt, der Streit zwischen Willen und Trieb, Verstand und Phantasie, der sich bei dem Lyriker so auffällig offenbarte, ist hier schon ausgeglichener, aber beseitigt ist er noch nicht, und er zeigt sich besonders in der Persönlichkeit Abrahams, die trotz Hagar im Mittelpunkt des Stückes steht. Das Hagarproblem ist bisher litterarisch wenig behandelt worden. Man nahm nur Anteil am tragischen Schicksale der Hagar, die mit ihrem Kinde hinaus in die Wüste getrieben wird; man faßte ihre Verstoßung immer als den Ausgangspunkt, statt als den Höhepunkt einer großen Familientragödie. Die Frage, was vorher lag, der Gegensatz zwischen Sarah und Hagar, und das Verhältnis Abrahams zu den beiden Frauen ist ein modernes Problem, dessen Entdeckung man Lindheimer wohl kaum wird streitig machen können, wenn er es auch nicht in völlig befriedigender Weise gelöst hat. Anerkennen möchte ich indessen gleich hier die tiefe Erfassung des Stoffes, die sich auch darin bekundet, daß der Dichter die Verstoßung Hagars nicht als Endkatastrophe, sondern als Höhepunkt genommen hat. Was die Charaktere anlangt, so sind die der beiden Frauen am besten gelungen, Hagar als sinnliche, Sarah als vergeistigte Liebe, und der Gegensatz der beiden ist sehr gut her-

ausgearbeitet. Weniger geglückt sind die Männer, am wenigsten Abraham. Hier hat sich Lindheimer nicht frei machen können von dem Banne der biblischen Tradition, und so hat er schließlich aus dem von Gottes Offenbarungen geleiteten Stifter des alten Bundes einerseits und aus dem selbstherrlichen Nomadenfürsten Syriens andererseits einen künstlichen Charakter zusammenkonstruiert, der ein seltsames „Gemisch aus Stärke und aus Schwäche", ziemlich wirkungslos an uns vorüberzieht und uns nicht recht menschlich zu rühren und mit fortzureißen vermag. Ebenso ist Memreh, der Vertraute Abrahams und sein böser Engel, keine lebenswahre Figur, sondern nur die Personifikation eines noch dazu recht unklaren Begriffes. Prächtig ist der Ismael des letzten Teiles. Mit den seinem Vorbilde Shakespeare abgelauschten Mitteln versteht der Verfasser noch nicht recht zu wirtschaften. Namentlich der Gegensatz zwischen Tragik und Komik ist noch zu gewaltsam, obwohl Lindheimer recht gute Anlagen zu einem befreienden, Spannung lösenden Humor zeigt. Auch sonst bin ich häufig auf den Einfluß des großen Britten gestoßen. Technisch stellt das in Jamben geschriebene Stück keine großen Anforderungen und eine Aufführung wäre wohl lohnend. Der Dichter hat es in vier Vorgänge geteilt, die teilweise recht weit auseinander liegen, einmal 10, das andere Mal gar 16 Jahre. Man ist das heute nicht mehr gewöhnt, und bei modernen Dramen ist es schon wegen der feinen Charakteristik und der unumgänglichen Veränderung, die in solchen Zeiträumen in den Charakteren vorgehen, einfach unmöglich. Auch Lindheimers Stück leidet darunter, wenn es sich auch bei der 4000 Jahre zurückliegenden Handlung nicht so fühlbar macht. Der Wert des Stückes liegt im ganzen weniger in dem, was es ist, als in dem, was es uns für die Zukunft verspricht.

Die beiden einaktigen Lustspiele Linsemanns, „Über die Ehe" und „In doppelter Bekehrung", verdienen mit ihrer alltäglichen mühsam dahinschleppenden Handlung keine weitere Beachtung, trotz ihrer Aufführung am Residenztheater. Der tragische Vorgang „Die gute Lüge" giebt ihnen in der Mache nichts nach, und nur seine Tendenz stellt ihn um ein weniges höher. Wie schon der Titel ankündigt, handelt es sich um den Streit zwischen Wahrheit und Lüge und zwar in einem bestimmten Falle, an einem Sterbebett. Der Verfasser entscheidet sich für die Lüge, ohne irgendwie tiefe und neue Gedanken darüber zu Tage zu fördern. K. C.

Wilhelm Schäfer: „Jakob und Esau", Drama in fünf Akten und einem Vorspiel. (Berlin, Schuster & Löffler, 1896.)

Da werden wieder alle alten Philister und „Empfindler" zusammenlaufen und ihre runden Speckbäuche und hohlen Kürbisse patschen, wenn sie dieses Drama gelesen haben. „Jakob und Esau" ist eben kein Drama für Philister, sondern ein Drama für Künstler und für ein Publikum, das echte Kunst versteht. Es entspricht allen Anforderungen eines modernen Dramas. Die Handlung ist geschickt angepackt, die Personen künstlerisch gestaltet und psychologisch wahr und echt. Die dramatischen Konflikte sind glänzend durchgeführt, die Grundidee, daß der Fortschritt lebt und leben werde, scharf herausgekehrt. Den Inhalt des Dramas wiederzugeben, gestattet mir der Raum nicht; wer ihn kennen lernen will, möge selbst nachlesen. Ich konstatiere bloß die Thatsache: Das ist ein gutes modernes Drama!

Adolf Donath.

Sozialpolitische Schriften.

Max Schippel: „Die Währungsfrage und die Sozialdemokratie." Eine gemeinfaßliche Darstellung der währungspolitischen Zustände und Kämpfe. (Berlin, Verlag der Expedition der Buchhandlung „Vorwärts", 1896. 64 S. 30 Pf.) — Der ausführliche Untertitel sagt deutlich, was das Schriftchen bezweckt: Auf-

klärung des Laien über Wesen, Bedeutung und Stellungnahme der Parteien innerhalb der Währungsfrage. Der Verfasser hat seine Aufgabe sehr glücklich erfüllt. Die Darstellung ist eingehend, klar und faßlich, vorurteilslos und ohne tendenziöses Hervortreten des Parteistandpunktes, wenn auch selbstverständlich die Bedeutung, welche die Währung resp. ein Wechsel derselben für den Arbeiterstand hat, hervorragend berücksichtigt wird. Wir können die Broschüre um so mehr empfehlen, als unseres Wissens sonst kaum eine so kurze, faßliche und billige Darstellung der Währungsfrage existiert, und die Bimetallisten es noch immer verstehen, ihre krasse Interessenpolitik mit dem Nimbus wissenschaftlicher Deduktionen zu verklären, deren Haltlosigkeit dank der Verzwicktheit des Problems für den nationalökonomischen Laien nicht leicht zu durchschauen ist.

„Wilhelm II. und die Revolution von oben." Der Fall Kotze. Des Rätsels Lösung. Zürich, Cäsar Schmidt, 1896. 40 S. 60 Pf. — Daß die Schrift einen erfreulichen Eindruck auf den Leser macht, kann man nicht gerade behaupten. Ist schon der sensationelle Titel und die in den Schlußworten klipp und klar ausgesprochene Tendenz, Herbert Bismarck als den kommenden Mann zu prophezeien, der allein aller Fehde ein Ende machen könnte, nicht jedem genehm, so berührt der Hauptinhalt: die Charakterisierung der Hof-Kamarilla und ihrer Thätigkeit seit dem Tode Wilhelms I., fast widerwärtig. Trotzdem oder vielmehr gerade deswegen ist die Lektüre des Schriftchens in gewisser Hinsicht zu empfehlen. Wer sich noch phantastischen Träumen über den historischen Beruf Wilhelms II. und das soziale Kaisertum der Hohenzollern hingegeben hat, wird einigermaßen enttäuscht sein, aus der Feder eines offenbar die Hofgesellschaft genau kennenden Anonymus zu lesen, wie das, was in Deutschland regiert, eigentlich nicht Se. Maj. der deutsche Kaiser ist, sondern die verschiedenen Koterien der Hofkreise, die — speziell seit dem Tode Wilhelms I. — mit wechselndem Glück ihren Einfluß geltend machen. Es ist interessant, diese an der Hand des Verfassers kennen zu lernen: die englische und russische Clique, die Cliquen des Landjunkertums und der Großkapitalisten, die Cliquen Stöcker, Waldersee, Bismarck, König Stumm, die politischen Gläubiger und Schuldner gewesener oder zukünftiger Minister, nicht zu vergessen die traditionellen Familien-Cliquen des Hofbeamtentums, — und noch interessanter, mit deren Steigen und Fallen die Wandlungen des „Zickzack-Kurses" zu vergleichen. Der fundamentale Irrtum des Verfassers liegt nur darin, daß er glaubt, weil die einzelnen Regierungshandlungen von den höfischen Cliquen gemacht werden, sei auch die Geschichte Deutschlands ihr Werk. Darüber mag er sich beruhigen! Die Geschichte schreitet unbekümmert um anonyme Briefe und Höflings-Intriguen ihren Weg, und darum ist auch die Konsequenz, die er — als Mitglied der Bismarck-Clique zieht — falsch; die Zukunft kommt ohne und mit den Bismarcks, besser gesagt: trotz den Bismarcks und trotz allen Machenschaften ehrsüchtiger egoistischer Höflingscliquen, so, wie sie kommen muß.

H. R. Schäfer: „Anti-Stumm." Zweite unveränderte Auflage. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1895. 24 S. 60 Pf. — Wieder einmal eine geharnischte Absage an das System Stumm, und wieder aus der Feder eines Geistlichen. Die jüngere Generation unserer evangelischen Theologen hat neuerdings eine Reihe mutiger und hochherziger Individualitäten hervorgebracht, welche dem geistlichen Stande einen großen Teil der im letzten Drittel des Jahrhunderts ziemlich verlorenen Sympathie in den wahrhaft gebildeten Kreisen wieder gewonnen haben. Die christlich-soziale Partei, deren intellektuelle Urheberschaft übrigens Herr v. Stumm ziemlich ausschließlich auf dem Gewissen hat, hat in den letzten Jahren rapide einen

Einfluß und eine Bedeutung gewonnen, die ihr, obgleich sie offenbar noch nicht am Ende ihrer Mauserungen und Krystallisationen angelangt ist und speziell in der Gegenwart sich in einem Stadium starker Gährung befindet, eine überaus günstige Stellung im Parteileben der nächstliegenden Jahre zu sichern scheint. Dann muß es sich aber auch entscheiden, was vorläufig noch zweifelhaft erscheint, ob sie imstande ist, ein eigenartiges, geschlossenes Programm eines christlich-national-monarchischen Sozialismus aufzustellen, oder ob sie thatsächlich nur eine Partei der Unterwegsler ist, deren Schritte zum radikalen Sozialismus führen, und die sich nur nicht oder noch nicht von ihren ererbten religiösen und verfassungspolitischen Idealen trennen können. Qui vivra, verra.

Frau Lippmann: „Die Frau im Kommunaldienst.“ Vortrag, auf dem siebenten evangelisch-sozialen Kongreß in Stuttgart am 29. Mai 1896 gehalten. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1896. 30 S. 60 Pf. — Die Verfasserin tritt für Verwendung der brach liegenden weiblichen Kräfte der oberen Stände im Dienste der kommunalen Anstalten ein, also in Armen- und Kranken-, Irren- und Siechen-Pflege, in den Schulkommissionen, der Sittlichkeits-, Gefängnis-Verwaltung usw., zumal notorischer Weise die männlichen Kräfte dieser Kreise kaum imstande sind, diesen zeit- und kraftraubenden Ehrenämtern in ausreichender Weise Genüge zu leisten. Ein Eingehen der Kommunen auf die Forderungen der Autorin wäre schon aus dem Grunde wünschenswert, weil Frauen sich zu vielen der in Frage kommenden Obliegenheiten unstreitig besser eignen, als Männer, auch würde der Zuzug ungeeigneter weiblicher Kräfte zum akademischen Studium vielleicht hierdurch in nützlichere Bahnen gelenkt.

Henry Wright: „Soziale Briefe an Schulze und Genossen.“ Aus dem Englischen des Robert Blatchford übersetzt und für deutsche Verhältnisse bearbeitet. 4.—6. Tausend. Leipzig, R. Werther, 1896. 227 S. 1 Mk. — Die 27 Briefe sind gerichtet an „Schulze und Genossen“, d. h. an den deutschen Michel, den Spießbürger und Bildungsphilister, um diese Kreise, denen bei ihrer Neuerungsfurcht und Traditionssklaverei, bei ihrer kläglichen Zufriedenheit und interesselosen Geistesträgheit mit den abstrakten Deduktionen des „Kapital“ ebensowenig anzukommen ist, wie mit der aufhetzenden Agitation des Parteilebens, in anregender und populär gehaltener Darstellung über das Wesen des Sozialismus aufzuklären und durch Appell an ihren gesunden Menschenverstand, an die elementarsten Regungen des Mitleids und der Gerechtigkeit für seine Ziele zu gewinnen. Zur Propaganda in bürgerlichen Kreisen ist das geschickt geschriebene und äußerst billige Buch angelegentlich zu empfehlen. Heinz.

Herrenmoral und Frauenhalbheit. Von Dr. Käthe Schirmacher. (Aus: Der Existenzkampf der Frau im modernen Leben. — Seine Ziele und Aussichten. Herausgegeben von Gustav Dahms. Heft 10. Schlußheft.) Berlin, 1896. Verlag von Richard Taendler.

Dr. Adalbert v. Hanstein, Frauenmoral und Herrenhalbheit. Offenes Schreiben an Dr. Käthe Schirmacher. (Aus: Fragen des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von Karl Schmidt und Dr. iur. Richard Wrede. Heft 6.) Berlin, 1896. Kritik-Verlag.

Rede und Gegenrede bringen die beiden Schriften. Leidenschaftlich und kräftig die erstere, kritisch und bissig die letztere. Es ist ja so leicht, einem erregten Menschen, dem nackte, klare Wahrheiten zu wenig sind, um das auszudrücken, was ihn bewegt und was er fordert, Verkehrtheiten, schiefe Ausdrücke oder bizarre Übertreibungen vom Munde zu nehmen und in behaglicher Philisterei und selbstbewußter Überlegenheit zu widerlegen. Für einen auch nur mäßig begabten Kopf sehr einfach und bequem; ob damit aber die Frauen-

emancipationssache, deren Entwickelung A. von Hanstein mit freundlichen Augen zusieht, gefördert wird? Ich glaube nicht: Dazu wirkt die vielleicht bewußte leidenschaftliche Inkorrektheit eines Kämpfers mehr als die korrekt-logische Deduktionsweise eines Denkers.

Es fällt besonders auf, daß in Hansteins „Offenem Schreiben", welches seinen Titel ganz analog der Broschüre Käthe Schirmachers wählte, nur der eine Brief derselben, welcher mit „Herrenmoral" überschrieben ist, einer Rezension unterzogen ist, während der andere zweifellos wertvollere mit „Frauenhalbheit" betitelte unberücksichtigt geblieben ist. Die Verfasserin betritt in diesem Abschnitte ein begrenztes Gebiet: Bürgerliche Frauenorganisation, ohne sich abhalten zu lassen, beiläufig abseits gelegene Punkte zu berühren.

Die bürgerlichen Frauenvereine sind für die Damen der Gesellschaft weiter nichts als ein Sport, an dem sie in dem gleichen Sinne teilnehmen, wie an einem Bazar oder einer Wohlthätigkeitsaufführung. Was sie leisten: Kochanstalten, Kurse verschiedener Art u. dergl., entspricht dieser ihrer Natur; sie gedeihen zwar, aber sie haben doch nur für einen ganz beschränkten Kreis Zweck oder Nutzen. An die eigentliche Frauenfrage und an das, was mit ihr notwendig verbunden ist, Sozialpolitik, Sittlichkeitsfrage, allgemeine Politik u. a. heranzutreten, haben sie eine heilige Scheu, weil die Vereinsdamen, d. h. die wortführenden Beamten- und Bourgeoisfrauen an sich selbst nichts spüren von alledem, was die Frauenbewegung treibt, und auch nicht den Willen und die Schulung besitzen, um sich darüber zu informieren. Diejenigen Elemente, welche vermöge ihrer Lage über die Bedürfnisse der Frauen unterrichtet sind, als Lehrerinnen, Arbeiterinnen, überhaupt alle den Unterhalt sich selbst erwerbenden Frauen, werden in den „zweiten Rang" gedrängt oder noch lieber ganz ferngehalten.

Wenn etwas erreicht werden soll, sagt die Verfasserin, ist ein ganz anderes Vorgehen notwendig. Über ganz Deutschland mußte ein Klub gegründet werden, „der Frauen aller Stände aufnimmt, Berufssektionen bildet, Politik treibt, gemischte und ungemischte Geselligkeit, endlich Sport im großen auf seine Fahne schreibt, der womöglich ein hübsches, praktisches Kostüm erfindet, auf alle Fälle aber ein sichtbares, wenn auch schlichtes Abzeichen wählt und so seine Mitglieder einander, wie dem Publikum kenntlich macht; der endlich wie der Beamten- und Offiziersverein für seine Glieder Vergünstigungen gewinnt. — Wir bekommen dadurch ein Stück straffer Organisation."

Käthe Schirmacher hat damit in der That für die bürgerliche Frauenbewegung ein Programm aufgestellt, durch welches allein die Bewegung inneren Halt und Kraft nach außen gewinnen kann. Es durchzuführen ist aber nicht Sache wohlwollender Dilettanten; energische, praktisch und theoretisch geschulte Kräfte müssen die Angelegenheit aufnehmen und in Wort und Schrift sie immer wieder der apathischen Masse vorhalten. Die Schwierigkeiten, welche einer weit greifenden Organisation der Frauen im Wege stehen, sind besonders groß. Aufklärung über das Faule und Besserungswerte ist die erste Notwendigkeit. Die vorliegende Schrift von Dr. Käthe Schirmacher, welche flott und von Begeisterung erfüllt geschrieben ist, eignet sich sehr dazu und kann auch sonst warm empfohlen werden. A. E. G.

Grundriß der Nationalökonomie von Paul Leroy-Beaulieu, bearbeitet von Edwin Ramsperger. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag. 1896. 8°. 255 S.

In fünf Abschnitten handelt Leroy-Beaulieu von der Erzeugung, der Verteilung, der Cirkulation der Güter, dem Gebrauche der Reichtümer und vom Staate und den öffentlichen Finanzen. Er umfaßt darin nach der in der deutschen Wissen-

schaft gebräuchlichen Einteilung die ganze theoretische Nationalökonomie und Stücke aus der praktischen Nationalökonomie und Finanzwissenschaft.

In formaler Hinsicht sticht das Buch von den meisten deutschen Professorengaben durch den leichten, gefälligen und geistreichen Stil, der allerdings in der deutschen Bearbeitung vielfach an Klarheit eingebüßt hat, vorteilhaft ab. Über den Inhalt kann man aber nicht gleich günstig urteilen. Zunächst steht Leroy-Beaulieu methodisch noch auf dem Boden des Smithschen Nationalismus, soweit es sich um Fragen handelt, die wir heute auf induktivem Wege durch die Wirtschaftsgeschichte und Ethnographie beantworten lassen. Dadurch kommt es, daß er z. B. den Tausch als eine „große instinktive Thatsache" der Sprache an die Seite setzt (S. 129), obwohl schon längst nachgewiesen ist (von Prof. Bücher), daß der primitive Mensch eine angeborene Abneigung gegen den Tausch besitzt. Wenn er ferner kategorisch erklärt: „Das Eigentum ist eine durch die Natur gegebene Thatsache" (S. 73), so steht das in striktem Widerspruch mit den neueren Resultaten*) der Wirtschaftsgeschichte und Ethnographie. Namentlich das Eigentum an Grund und Boden ist durchaus keine absolute, sondern eine historische Kategorie. Daß er schließlich den Wilden, der einen Bogen besitzt, um seine Nahrung zu erlegen, den Genossen eines Fischervolkes, sofern er ein Netz sein eigen nennt, als Kapitalisten hinstellt (S. 8 und 19 ff.), ist auch eine Folge seiner rationalistischen Konstruktionsweise, über die wir in Deutschland glücklicherweise hinaus sind.

Wissenschaftliche Tiefe darf man in dem Buche nicht erwarten. Einen Satz wie: „Der Lohn geht aus der Natur der Dinge hervor" (S. 107) gesperrt drucken zu lassen, das ist doch — kein gutes Zeichen.

Seiner Auffassung nach steckt der Verfasser noch tief in den heiligen Glaubenssätzen der Manchesterreligion. Verantwortlichkeit, Freiheit und Eigentum sind ihm die großen wissenschaftlichen Wahrheiten („Glaubensartikel" hätte er gern gesagt), welche die Nationalökonomie proklamiert hat (S. 5). An anderer Stelle (S. 15) sagt er dann zwar, „der erwachsene Mensch ist das Produkt einer Menge verschiedener Faktoren" und S. 46 kennt er auch erbliche Übertragungen von Fähigkeiten und Einfluß von Erziehung und Umgebung; so illustriert er selbst seine Verantwortlichkeit und Freiheit. Von der Gotthaftigkeit des Eigentums ist er allerdings so erfüllt, daß ein Widerspruch in diesem Punkte bei ihm nicht zu finden ist; dafür widersprechen andere desto wirksamer.

Hymnenhaft klingen des Verfassers Worte, wenn er vom Unternehmer spricht. Thränen der Rührung und Dankbarkeit müssen dem geschmähten und verkannten Unternehmer in die Augen treten, wenn er diese Rettung liest. Er wird wahrscheinlich selbst erstaunen, wenn er erfährt, welche Häufung von genialen und seltenen Eigenschaften sein Kopf und sein Herz beherbergen. Man höre: „Ein Mann von Initiative, der sich eine besondere Aufgabe stellt und die zur Lösung nötigen Elemente vereinigt", der „Kombinations- und Organisationstalent", „kaufmännische Geschicklichkeit, Erfahrungen, Kenntnisse", „Scharfblick, hervorragende geistige und moralische Fähigkeiten, Willenskraft, Entschlossenheit", kurz „ungewöhnliche Eigenschaften" ebenso wie ein „guter General" besitzt, das ist der Unternehmer (S. 40).

Die Thätigkeit des Staates will der Verfasser nicht auf das Nachtwächteramt beschränkt wissen, immerhin soll der Staat „bescheiden und zurückhaltend" sein; „er soll sich namentlich enthalten Staatssozialismus zu treiben, d. h. durch übermäßige Einmischung der öffentlichen Gewalt zu Gunsten der häufig irrigen herrschenden Ideen Handel und Industrie zu beeinflussen" (S. 229).

Im allgemeinen hält sich der Verfasser

*) Siehe die Arbeiten von Maurer, Morgan, Mc. Lennan, Laveleye, Bücher.

von Polemik fern, nur „gewisse“ Sozialisten erhalten hin und wieder einen Klaps mit der beglaubigten Autorität des „Membre del l'Institut de France.“ Viel wird's ihnen wohl kaum schaden.

Weshalb dieser Manchesterkatechismus nur ins Deutsche übersetzt ist? Die deutsche Wissenschaft ist ja schon längst über den in Leroy-Beaulieus Buche vertretenen Standpunkt hinaus. In Frankreich selbst ist eine ganze Schule von jungen Gelehrten dabei, die deutsche Nationalökonomie dort einzubürgern. Wir haben es also in der That nicht nötig, die rückständigen französischen Geistesprodukte zu unserer Belehrung heranzuziehen. Zu diesem Zwecke bietet die deutsche Litteratur Gediegeneres.

A. E. G.

Vermischte Schriften.

„Der Evangelische Diakonieverein. Seine Aufgaben und seine Arbeit.“ Von Friedrich Zimmer, Professor der Theologie. Dritte, durchgesehene Auflage. (Herborn, 1896. Verlag des Ev. Diakonievereins.)

Eine für den Fachmann interessante Arbeit über Wesen, Zweck und Ziele des evangelischen Diakonievereins, welcher „das Gemeindeprinzip repräsentiert, übertragen auf die Diakonie.“ Richard Degen.

„Sind „politische Pastoren“ ein Unding? Ein ungehaltener Vortrag über die Frage: Wie hat sich die christliche Kirche zu den öffentlichen Angelegenheiten zu stellen?“ (Pforzheim, Verlag von Ernst Haug [Otto Rieckers Buchhandlung], 1896.)

Der Verfasser erörtert die christlich-sozialen Streitigkeiten und kommt zu dem Schlusse, daß von gewissen Gesichtspunkten aus politische Pastoren eben kein Unding sind. Alle Pastoren weist er hin auf einen Ausspruch ihres Amtsgenossen Stahlmann: „Das Wort Gottes an sich hat seine Kraft nicht verloren, aber wir Prediger sind nicht treu, nicht erfinderisch genug in der Verkündigung desselben. . . . Alles schablonenhafte und unlebendige Wesen im Gottesdienst ist zu vermeiden. Die Predigt muß heute, um Eindruck zu machen, frei sein von langweiligen Gemeinplätzen und Wiederholungen wenn auch biblisch-klingender Redensarten.“ Richard Degen.

„Des Mädchens Wahl. Wahlverwandtschaft und Bestimmungswahl des Weibes. Praktische Anleitung für Mädchen und Frauen aller Stände.“ Von Rafael. (Leipzig, Walter Möschke.)

Dieses „hochmoderne psychologisch-populäre Werk für Damen“, wie die Verlagsbuchhandlung das Buch in ihrem Begleitschreiben nennt, kann ich auch jungen Männern unter 25 Jahren bestens empfehlen; denn „bis zum Alter von 25 Jahren sind die Männer in der Regel noch kindisch und unselbständig im Denken und Thun, vielerlei Dinge treiben sie, die äußerst lächerlich oder verabscheuenswürdig sind. Sie trinken viel berauschende Getränke, obgleich sie wissen, daß es ihnen schlecht bekommt, sie rauchen Tag und Nacht Tabak, wenn es ihnen auch kein Genuß ist. . . .“ „Hat aber der Jüngling das 25. Lebensjahr überschritten, so dürfen wir ihn schon für voll nehmen.“ Merkt's Euch! Richard Degen.

Sappho und Sokrates oder Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eignen Geschlechts? Von Dr. med. Th. Ramien, Arzt in Berlin. Leipzig, Verlag von Max Spohr.

Eine rein biologische nicht pathologische (krankhafte) Auffassung der konträren Sexualempfindung ist hier in einem festen Schema durchgeführt worden. Dr. Ramien behauptet, daß wir es bei Abweichungen vom normalen Triebe nicht mit einer Krankheit im gewöhnlichen Sinne, sondern mit einer angebornen Mißbildung gewisser Nervenfasern zu thun hätten. Den Schlüssel gäbe die menschliche Entwicklungsgeschichte. Die menschliche Frucht ist bis zum Ende des dritten Monats vollkommen ungeschlechtlich, eigentlich zweigeschlechtlich, ebenso ist auch das geistige Centrum der Geschlechtsempfindung ursprünglich einheitlich

nach dem entwicklungsgeschichtlichen Grundgesetz, daß mit jedem Organ eine entsprechende Funktion und Idee in wechselseitiger Abhängigkeit verknüpft ist. In der Uranlage sind alle Menschen körperlich und seelisch Zwitter. Nachdem sich die Natur zu Gunsten eines Geschlechts entschieden hat, erstarkt mit der eingeschlechtlichen Entwicklung der Außenteile das Triebcentrum zum andern Geschlecht. Wie sich aber Reste ursprünglicher Zwitteranlage bis in das späteste Alter nachweisen lassen (uterus masculinus bei dem Mann), so ist auch anzunehmen, daß häufig Residuen des zum Untergang bestimmten Triebes zurückbleiben, z. B. bei dem männlichen Organismus die nach dem Manne hinstrebenden seelischen Triebe der ursprünglichen Zwitteranlage. Durch keinerlei greifbare Abnormitäten sich bei der Geburt verratend, treten sie erst im späteren Leben als Änderungen der Funktion hervor. Einen Beweis zu führen, wenn die Voraussetzungen noch dunkel sind, ist sehr schwierig. Dennoch ist die geistvolle, konsequente Beweisführung des Dr. Ramien anzuerkennen. Interessant sind ferner seine Ausführungen über die Mittel, welche das konträre Sexualempfinden befördern, vermindern und beseitigen, über das Gemütsleben, die soziale Stellung des Urning, über das konträre Sexualempfinden bedeutender Männer, Künstler und Staatsmänner. Der Fall Wilde und die moderne Frauenemancipation werden in eigenartiger Weise beleuchtet. Schließlich kommt Dr. Ramien auch auf den § 175 des St.-G.-B. zu sprechen. Es genüge auch hier § 183 und die analoge Anwendung der §§ 174 und 176. Zu loben ist noch die klare knappe Diktion und die übersichtliche Disposition. Die Schrift kann viel zur allgemeinen Aufklärung beitragen. Darin liegt der Hauptwert. Hans Benzmann.

Dr. Georg Cramer: „Kopernikus und das Christentum." (Selbstverlag.)

Der Herr Verfasser ist Prediger der Frei-Religiösen Gemeinde zu Magdeburg. Die Wissenschaft entartet immer mehr zu einem „exakten", d. h. also unwissenschaftlichem Spezialistentum der Waage und Retorte. Breite Massen fordern Bekanntschaft mit den letzten Resultaten der Laboratorien und Hörsäle. So entstehen Hunderte von Freidenkergemeinden in England, Frankreich, Deutschland, Amerika, als Mittler zwischen Wissenschaft und Volk. Ihre Vertreter haben das Gute, daß sie alter Superstition und Vorurteil zu Leibe rücken, das Üble, daß sie für gemütvollen Wahn nur nivellierenden Synkretismus zu bieten haben; meist zeigen sie verzweifelte Unfähigkeit zur Spekulation.

Der Herr Verfasser zeigt klar, knapp und überzeugend, wie Kopernikus und Bibel einander widersprechen, daß die jüdische Schöpfungsmythe (mit der noch der allerdings selten geistesarme Luther den Kopernikus zu schlagen glaubte) voll Widersinn ist, und wie der Religionsunterricht das Gehirn eines Kindes verwirren muß.

Manch einer aber wird mit der Begriffsformel „Christentum" andere Associationen verbinden, als der Verfasser mit seiner Willkürvogelscheuche „Christentum" verknüpft. Freilich, es ist schwer, Kern und Kapsel zu trennen. 1822 erlaubte die katholische Kirche zuerst Bücher, in denen die Bewegung der Erde gebilligt wurde; noch 1852 gab ein katholischer Gelehrter ein vierbändiges Werk „Fasti temp. catholici" heraus, in dem der Stillstand der Sonne über Gibeon wissenschaftlich bewiesen wurde. — Das ist auch „Christentum". Theodor Lessing.

Musik.

Neue Lieder von Richard Strauß (op. 26, 27, 29). (München, Josef Aibls Verlag.)

Die letzten Decennien gehörten einer großen dekorativen musikalischen Kunst. Die klassischen Formen waren zerschlagen, und eine unendliche Fülle neuer und seltener Gestaltungen aufgekeimt. Man schwelgte in neuen Formeln, bunten Farben,

phantastischen Entwürfen, und es lockte, aus poetischen und malerischen Samen musikalische Ernten sprießen zu lassen. Kühnheit des Tonbaues und Glanz der Klänge reizten vor allem. Es war ein Schwelgen und Trunkensein von bunten Tönen und Farben. Und abseits stand einsam die Brahmsische Kunst mit ihrer strengen herben Form, stolz scheues und dämmerndes Empfinden bergend. Jetzt aber geht leise eine Wandlung von jener prunkenden dekorativen Musik, die alle neuen Errungenschaften der Technik mit kühnster Freiheit brauchen lehrte, nach Tönen von tiefer und innerlicher Gewalt, welche für den Sturm der aufgetobten Empfindungen, den Taumel der Leidenschaft, das Schreien und Ächzen der gepeinigten Gefühle und wieder all das zitternde Bangen, das stille Weh und das scheue Atmen der Seele die eigene Sprache fände, die ihre Töne aus den letzten Schlupfwinkeln und dem tiefsten Dämmer des Herzens aufscheuchte, all die seltenen und stillen Geheimnisse der Seele kündend. Nach einer herrlich strahlenden, in bunten Farben gleißenden Fresco-Kunst eine die geheimste Mystik des Innern enthüllende Musik . . . .

Richard Strauß ist heute der kühnste derer, welche mit trotziger Kühnheit und waghalsigem Mute alte Formen zerschlagen und nach neuen Gestaltungen suchen. Man kennt seine drei größten symphonischen Werke. Ich meine den „Don Juan“, „Tod und Verklärung“ und den „Till Eulenspiegel“. Alle gleich in einer neuen, unerhörten Macht über die Töne, in dem Zersprengen und Auseinanderrenken des Tongefüges, in einer wundersamen impressionischen Farbengebung, orgiastisch wild in hellen, bunten, leuchtenden Tönen jubelnd.

Und nun liegen drei neue Liederhefte da. Neun Lieder enthaltend. Und in allen ist ein emsiges Suchen und Mühen, den letzten Schimmer des flüchtigen Empfindens aufzufangen und die geheimsten Schwebungen der Gefühle in Tönen erzittern zu lassen. So ins Tiefe und Unergründliche strebend, tasten sie alle verschiedene Wege. Keines gleicht dem anderen, jeder sucht nach neuen Ausdrucksmitteln, Formen, Lauten. Da ist eins („Ruhe meine Seele“ von Henckell) auf gedehnten Akkorden, über die es nur hier und da wie Sonnenstrahlen durch Laubdecken huscht, in recitativischen, wie vom Wind verwehten Phrasen vor sich hingesungen, ein anderes („Morgen“ von Mackey) über einer seligen, wie in Düften verschwimmenden Melodie in scheuen, irrenden Tönen erklingend. Dann wieder wie („Cäcilie“ von Hart) ganz tondramatisch über eine stürmische Begleitung hinphantasiert und dort („Schlagende Herzen“ von Bierdaum) lustig und fidel wie im Volksliedton vor sich gepfiffen, von lieblichen Tonmalereien umrankt. Und neu und überraschend („Heimliche Aufforderung“ von Mackey) von einer so herrlichen Freude am Gesange und an breiten, wie Bänder in Frühlingsluft flatternden Melodieen, unwiderstehlich aufjubelnd und wie ein Liebeslied hinstürmend. Und schließlich das Einzige („Traum der Dämmerung“ von Bierdaum) vollgesogen von tiefen, verborgenen Gefühlen, wie eine reife Traube von Wein. So heimlich und weltvergessen mit seinen leisen Akkordrückungen, die mählich und sacht „durch Dämmergrau in das liebe Land in ein mildes blaues Licht“ leiten. Und es ist, als ob sich die dunklen Schleier der Seele leise rührten, da von fern der Ruf einer hellen lieben goldigen Stimme ertönt. Man müßte ganz tiefe und volle Worte haben, um die Wirkung dieses Liedes beschreiben zu können. Etwa das Nietzsche'sche: man hört alle geheimen Brunnen der Seele rieseln, oder ähnliche schöne und reiche Worte. Alles andere klänge stammelnd vor der tiefen Ewigkeitsempfindung, die jenes Lied erfüllt. Denn das ist sein großes Geheimnis: andere Lieder geben in einer einfachen Linie klares und sicheres Empfinden wieder: es ist eine Stimmung,

die sie plastisch gestalten. Da ist nichts Ungeformtes, kein Rest, hier aber werden alle geheimen und irrenden Gefühle wach, wenn nur eines geweckt wird. Alle die vagen, durcheinander flutenden Geheimnisse der Seele, das Echo von tausend verwandten Stimmen, die scheuen Launen des Innern, alles das redet laut, und halbwach Empfundenes, das nur leise Atem zieht, tönt in breitschwingenden Tönen mit . . . Ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Man wird die Lieder bald in allen Konzerten hören. Eugen Gura hat mit dem Vortrage einzelner bereits den Anfang gemacht. Kleinere folgen. Die tiefen Geheimnisse und Rätsel dieser Lieder werden im Konzertsaale kaum erklingen, wenn auch ihre Größe und Schönheit jeden berühren wird. Solche Werke wollen einsam genossen sein: etwa zur Zeit der Dämmerung, wenn Gestalten und Lichter im sanften Grau schwinden und der Strom des Lebens matter und müder vor dem Fenster vorbei zieht, dunkle Gefühle, Erinnerungsbilder, sehnendes Empfinden wach wird und die Thore der Seele sich weit öffnen, um unbekannte neue Weiten zu empfangen. Dann möge man sich sie singen lassen. Von einer vollen, weichen Stimme, die in den Dämmer des Abends und der Gefühle wie ein leuchtendes Band einzieht. Da werden wohl die Geheimnisse wach werden und eine Ahnung neuer musikalischer Reiche aufsteigen.

Max Graf.

Der Pan.

Das Berliner Heft des „Pan" ist erschienen und giebt einen trefflichen Überblick über die Produktion unserer ostelbischen Kunst. Der bildnerische Teil hinterläßt einen prächtigen, der litterarische wenigstens einen ganz erfreulichen Gesamteindruck. Wenn beide nicht auf derselben Höhe stehen, so liegt das wohl daran, daß einzelne Herren aus dem „Rats-Kollegium" noch nicht den rechten Gesichtswinkel für die deutsche Dichtung gefunden haben und das Urteil ihrer sachkundigen Kollegen unnütz beeinflussen. Da wird — wahrscheinlich mit Rücksicht auf die wohlerzogene Nachkommenschaft — sorgsam alles vermieden, was politisch oder sexuell Anstoß erregen könnte, aber man vermißt auch die lebendige Persönlichkeit eines Autokraten, die einer Zeitschrift erst die rechte suggestive Weihe giebt. Nur ganz nebelhaft erkennt man noch im Hintergrunde der Geschmäcker Cäsar Flaischlen; von dem sonst so deutlichen Otto Erich verspürt man vollends keinen Hauch. Im einzelnen ist ja alles recht wohl gelungen; nur scheint es, als ob unsre Berliner Dichter aus allerhand Vor- und Rücksichten diesmal nicht gerade ihr bestes gegeben hätten.

An der Spitze wieder einmal Theodor Fontane mit zwei Gedichten, deren Humor doch schon recht eingefroren ist; dann Johannes Schlaf mit drei lyrischen Stücken in Prosa, diskreten, tief empfundenen Bildern, die verklingen wie Seufzer; Holz und Chr. Morgenstern mit hübschen Stimmungen; Flaischlen, ernst und treuherzig wie immer, glatt in der Form; endlich Dehmel, anziehender und abstoßender denn je.

Das erste seiner beiden Gedichte, mächtig und klar, schließt mit dem Rufe: „. . gieb mir die Kraft, einsam zu bleiben, Welt!" — Wenn Dehmel aber diesen Wunsch soweit modifiziert, daß er der Welt seine abgründigen Empfindungen durch die deutsche Sprache mitteilen möchte, so kann die Welt auch verlangen, daß er sich verständlich ausdrückt oder doch wenigstens so viel Gestaltungskraft zeigt, irgend jemandem irgend etwas zu suggerieren. Aber wen ich auch von seinen Freunden und Verehrern sprach, auf keinen hatten die Strophen „Eines Tags" auch nur anregend gewirkt. Wozu sie also publizieren?

Urdeutsch — das Urdeutsche wird im „Pan" bevorzugt — giebt sich Heinrich Harts Novelle „Ein Ringkampf". Der Kernmensch Anton Odendahl schafft Ordnung in einem vergrübelten, zwischen Nietzsche und der Mystik umhertaumelnden

Schullehrer und weist ihn auf den Weg gesunder Arbeit. Die Geschichte ist etwas ungelenk aufgebaut, aber mit einer herzerfrischenden naiven Kraft empfunden, psychologisch korrekt und sicher motiviert, reich an Herzensgüte wie an strengen Gedanken.

Das beste im „Pan“ waren von jeher die kritischen Aufsätze, so auch dies Mal wieder: „Julius Harts Entwicklung der neueren Lyrik in Deutschland“ und M. v. Wedderkops Essay über Paul Verlaine und die französischen Dekadents. Drei Gedichte Verlaines, von Flaischlen ganz vollendet übertragen, beschließen das Heft.

Die bildenden Künstler von Wert sind fast vollzählig vertreten und zwar durchweg mit bedeutenden und charakteristischen Arbeiten.

Menzel, Liebermann und Skardina sind fertige Größen und zu bekannt, als daß viel neues über sie sich sagen ließe; dagegen war es interessant, L. von Hofmann in seinen Kopf- und Schlußleisten zu beobachten; an seinen Blättern „Paradies“ und „Waldweiher“ hat leider der unvollkommene Farben-Lichtdruck viel verdorben. Mit jedem Striche scheinen seine Träume reicher, seine Stimmungen zarter und duftiger zu werden. Wenn irgend einen der Jüngeren, so darf man ihn an Genialität der Auffassung Max Klinger an die Seite stellen.

Leistikow, Eikmann und Sattler sind als liebe Bekannte auch diesmal wieder im „Pan“ zu finden. Neu vorgestellt wird Tuaillon mit seiner „Amazone“ und Cornelia Paczka mit einem etwas akademischen aber immerhin original behandelten Studienkopf.

Für die Güte der kunst-kritischen Aufsätze sprechen schon die Namen Bode, v. Tschudi, Lichtwark und Graul. Besonders der letztere, zu dessen Berufung sich die Leipziger gratulieren können, giebt in seinem vornehm-sachlichen Enthusiasmus eine vorzügliche Studie über die Sezession der Berliner XI. X.

Französische Litteratur.

Jules Claretie, „Brichanteau Comédien“ (Paris, Charpentier). Daß der langjährige Leiter der „Comédie française“ auf den Brettern, die die Welt bedeuten, Bescheid weiß wie nur einer, ist jedem bekannt, der die Hauptwerke des beliebten Erzählers gelesen hat; der vorliegende Roman, der uns mit souveränem Humor die merkwürdigen Fahrten und Abenteuer eines echten und rechten Don Quixotes der Bühne erzählt, beweist aufs neue, wie gut der Autor die Mimen, denen die Nachwelt keine Kränze flicht, kennt, und wie fein und lebendig er zu schildern versteht. Während indessen Claretie's frühere belletristische Arbeiten in technischer und sprachlicher Hinsicht so viel wie alles zu wünschen übrig ließen, zeichnet sich sein jüngstes Werk in Bezug auf Sorgfalt der künstlerischen Ausführung vorteilhaft vor seinen Vorgängern aus und erhebt sich ganz gewaltig über das landläufige Durchschnittsniveau der Unterhaltungsbücher, über das Claretie's Romane nicht sonderlich herausgekommen sind. Denn mit all ihren großen Vorzügen und bestechenden äußeren Eigenschaften sind die Bücher des geschätzten Erzählkünstlers nicht viel mehr als blendende Improvisationen eines reich begabten Schriftstellers, der sich im Vertrauen auf sein Talent, die Sache herzlich leicht zu machen pflegt, und man ist deshalb um so angenehmer überrascht, hier ein Buch in die Hand zu bekommen, das nicht nur den Leser gut unterhält, sondern das auch vor der strengen Kritik mit Ehren bestehen kann. Dieser Brichanteau ist mehr als der liebenswürdige Schwerenöter, der so prächtig aus der Schule plaudert, er ist mehr als der lustige Schalksnarr, der die Misere des Komödiantenlebens zum Gaudium eines lachlustigen Publikums von der Höhe seiner lachenden Philosophie herab betrachtet, er ist der lebensechte, in seiner ganzen Wesensart erfaßte Vertreter der

konservativen Kunstüberlieferung, der, als Überbleibsel einer längst entschwundenen Zeit, inmitten der modernen Geistesbewegung die tragikomische Rolle des unverstandenen Kunstmärtyrers spielt. Und der frische, urwüchsige Humor, der so prächtig zwischen Thränen zu lächeln versteht, trägt sein Teil dazu bei, die Lektüre dieses „Brichanteau" zu einer genußreichen zu machen.

Maurice Montégut führt uns dagegen in seinem Sittenroman „Le Geste" (Paris, Ollendorff) mitten hinein in den Kampf der jungen Generation. Gabriel Morsalines, der Held des Romans, ist der geistige Mittelpunkt eines Freundeskreises von Künstlern und Gelehrten, in dem die mannigfachen Bestrebungen und Strömungen des modernen Geisteslebens scharf charakterisierte Vertretung finden. In Morsalines ist der sensuelle, im Banne des Feminismus schmachtende moderne Mann, der seinem schrankenlosen Egoismus willenlos nachgiebt, wenn es sich darum handelt, sein stets reges sinnliches Gelüst zu befriedigen, trefflich gekennzeichnet. Der größte und weitaus bedeutendste Teil des Buches ist der Analyse des differenzierten Seelenlebens Morsalines und der beiden Frauen gewidmet, die seiner Selbstsucht zum Opfer fallen. Montégut bewährt sich hier wieder als der scharfäugige Herzenskündiger und der Menschenkenner, der uns bereits in seinem „Bouchon de paille" eine achtbare Probe seines Könnens gegeben hat.

Louis de Robert behandelt in seinem bei Charpentier erschienenen Roman „Papa" so ziemlich das gleiche Thema wie Montégut, ohne den Dingen indessen eine tiefere Bedeutung abzugewinnen. Dem Verfasser fehlten wohl Kraft und Wille, die Fragen, die er aufwirft, auch folgerichtig und endgültig zu lösen, und so zog er es vor, statt einer durchgeführten Seelenstudie einen entsprechend erzählten Roman zu bieten, der im übrigen alle Eigenschaften hat, um auch ein anspruchsvolleres Lesepublikum zu fesseln.

Von dem herben Pessimismus, der die Werke der Jungen erfüllt, ist in „Mademoiselle Clémence" von Emile Pouvillon nichts zu verspüren. Der geschätzte Schilderer des Lebens der Kleinstadt und des Dorfes ist auch hier dem heimischen Süden treu geblieben. Er zeichnet uns in einer Reihe von Spießbürgern beiderlei Geschlechts prächtige Typen aus den Mittelstandskreisen einer kleinen südfranzösischen Stadt. Die Geschichte an sich ist von schlichtester Einfachheit und zeigt den schwermütigen, ein klein wenig sentimentalen Zug, der ein hervorstehendes Merkmal Pouvillonscher Eigenart ist; aber auch hier bethätigt sich überall die feinfühlige Künstlerhand und die poesieverklärte Anschauungsweise eines Dichters, der auch dem unscheinbarsten Dinge Farbe und Duft zu geben weiß. Der elegante, von Jeanniot hübsch illustrierte Band ist in der vornehm ausgestatteten „Collection Ollendorff illustrée" erschienen.

Unter dem Titel „Berthille d'Haegoleere" veröffentlichte Sander Pierron im Verlage der jungbelgischen Brüsseler Monatsschrift „Coq rouge" ein breit, fast allzu breit angelegtes Gemälde bretonischen Volkslebens, das sich besonders durch sein fein und sorgsam ausgeführtes Detailwerk auszeichnet. Es steckt eine tüchtige Summe von Poesie, echter Naturempfindung und sicherer Beobachtungskunst in dem umfangreichen Werke, allein es fehlt leider der einheitliche Grundgedanke und der feste Mittelpunkt, und so kommt es, daß die schwere Masse des Beiwerks das Ganze zusammendrückt und in die Breite auseinanderzerrt.

„La grande famille", ein bei Stock erschienener Soldatenroman des durch seine anarchistischen Schriften bekannten Jean Grave hat mit den litterarisch bedeutenden Werken der militärischen Anklagelitteratur von Descaves, Darien u. a. nur den Stoff und mit dem Roman an sich nur den Namen gemein. Es ist in Wahrheit nicht mehr als ein maßlos heftiges Pamphlet, das in Schwarzseherei und Schwarzmalerei das Mögliche leistet.

Ernest Daudet's neuer Roman „Les Fiançailles tragiques“ (Paris, Plon) bringt eine lebendig entwickelte und geschickt erzählte Handlung, die an spannendem Interesse und fesselndem Reiz nichts zu wünschen übrig läßt. Ein echter und rechter Unterhaltungsroman, wie der im gleichen Verlage erschienene „Mon cousin Guy“ von Henri Ardel, der sich als geschickter Fabulierkünstler bereits vorteilhaft bekannt gemacht hat.

Zum Genre der Sommerromane, die dem lesehungrigen Publikum in Bädern und Sommerfrischen die Zeit kürzen heißen, gehört auch die humoristische Erzählung, die A. Robida unter dem Titel „Une Vie de Polichinelle“ im Verlage der „Librairie illustrée“ erscheinen ließ. Auf künstlerische Wertung macht das Buch natürlich so wenig Anspruch wie die beiden vorgenannten.

Bijou ist der Kosename der kleinen, von aller Welt vergötterten Denyse de Courtaix, die Gyp in den Mittelpunkt ihrer neuesten Romanplauderei gestellt hat. („Bijou“, Paris, Lévy.) Die Heldin ist gerade so unbedeutend wie das Milieu, in dem sie steht, und die Dinge, die sie erlebt, sind auch nicht sonderlich bemerkenswert; es gehört eben die geistsprühende Laune und die hinreißende Verve einer Gyp dazu, um die tausend nichtigen Kleinigkeiten dieser monde, die im Leben so überaus banal und fade erscheinen, so zu schildern, daß es dem Leser gar nicht zum Bewußtsein kommt, daß es im Grunde immer und ewig dieselben Menschen sind, über deren Thun und Treiben er sich stets aufs neue wieder so köstlich amüsiert.

Pierre Valdange, „Variations sur le même air“ (Paris, Ollendorff). Die reizende Umschlagszeichnung von Lucien Métivet, der den elegant ausgestatteten Band mit einer Reihe von hübschen, schwarz und farbig ausgeführten Bildern geschmückt hat, läßt über die Natur des Themas und der Variationen, die sich auf diesem Thema aufbauen, nicht den geringsten Zweifel. Valdange bietet uns hier einen Roman, der alle diejenigen entzücken wird, die gefällige Ironie, zu paradoxer Persiflage geneigten Übermut und echt französischen Esprit und Grazie zu schätzen wissen. Er erzählt uns die verfänglichen Liebesabenteuer einer schönen Frau, deren Vergehen unverzeihlich erscheinen würde, wenn die Sünderin selbst sie nicht so geistvoll zu entschuldigen verstünde. Wäre das Milieu und die Charaktere nicht so verteufelt modern, man könnte glauben, eines der galantesten Bücher des galanten Jahrhunderts der Aufklärung in der Hand zu haben. Und das ist wohl das höchste Lob, das man einem Buche vom Schlage dieser „Variations“ zollen kann.

Im gleichen Verlage und in gleicher Ausstattung wie der ebengenannte Band erschien auch das von Métivel illustrierte Novellenbuch, das Catulle Mendès unter dem Titel „L'Homme Orchestre“ veröffentlichte. Die Sammlung enthält eine reiche Fülle dieser wurmstichigen, dem Boden angekränkelter Sinnlichkeit entsprossener Geschichten, der die glühende Phantasie einer echten und rechten Poetennatur leuchtende Schönheit verleiht. Sowohl die Allegorie, die dem Bande den Namen gegeben hat, wie die folgenden Märchen und pikanten Kleinigkeiten tragen das untrügliche Gepräge Mendès'scher Eigenart: der Dichter, unter dessen Händen sich auch der sprödeste Stoff zum vollendeten Kunstwerk formt, und der feinfühlige Künstler, der das Instrument der Sprache mit souveräner Meisterschaft handhabt, feiert hier aufs neue glänzende Triumphe.

Armand Silvestre ist ein naher Geistesverwandter Catulle Mendès'; nur läßt er sich von seiner Phantasie nicht in das Märchenland verschleppen, sondern bleibt immer hübsch auf dem sicheren Boden der realen Wirklichkeit. In den Spuren des Altmeisters Rabelais wandelnd, dessen Geist auch in ihm lebendig ist, beschert er seinen zahlreichen Verehrern von Zeit zu Zeit eine Sammlung von bedenklichen

Schnurren und verfänglichen Gauloiserien, die er mit der unschuldigsten Miene von der Welt zu erzählen versteht. Seine neueste Gabe, die von der Pariser „Librairie illustrée“ herausgegebenen „Contes au Gros Sel“, reiht sich den zahlreichen früher erschienenen Sammlungen würdig an.

Unter den Jungen, die sich die Pflege dieser gallischen Sonderart angelegen sein lassen, ist Maurice Montégut an erster Stelle zu nennen. Die losen Geschichten, die er uns in seinen „Contes de la Chandelle“ (Paris, Dentu) mit prächtigem Humor erzählt, stellen dem kecken, nie verlegenen Wagemut, der sprühenden Laune und der unversiegbaren Erfindungskraft des Autors das beste Zeugnis aus. Der Inhalt des von Grobert ansprechend illustrierten Buches läßt allerdings nicht erkennen, daß sein Verfasser identisch ist mit dem Romancier, dessen neuestes Werk ich oben angezeigt habe.

Auch Lucien Descaves, der Verfasser der „Sous-Offs“ und der „Emmurés“, hat in seiner Novellensammlung, die er nach der ersten Geschichte „En Villégiature“ genannt hat (Paris, Ollendorff), das schwere Rüstzeug des sozialpsychologischen Analytikers abgelegt und versucht sich mit Erfolg auf dem Gebiete der short story und der leichten pikanten Plauderei. Freilich tritt aber auch hier der helläugige Wahrheitssucher und der scharfsinnige Psychologe mehr in den Vordergrund als der übermütige Causeur. Das gilt vor allem für die den Band eröffnende Romanstudie „En Villégiature“, die an tiefgründiger Beobachtungskunst und plastischer Anschaulichkeit der Darstellung ein kleines Meisterwerk ist. Und wie hier so offenbart sich auch in den anderen Geschichten, unter denen ich besonders „Autre guitare“, „Le Bienfaiteur“ und „Permutantes“ nenne, der untrügliche Scharfblick eines Künstlers, der Menschen und Dinge im tiefsten Grunde ihres Seins erfaßt und mit verblüffender Lebenswahrheit schildert.

Masson-Forestier, „Remords d'Avocat“ (Paris, Colin & Cie.). Die begeisterten Worte, mit denen Sarcey vor drei Jahren das Erscheinen des litterarischen Erstlings des Autors begrüßte, hat die Zukunft glänzend gerechtfertigt. Masson-Forestier war kein Jüngling mehr, als er in die Litteratur eintrat, aber gleich das erste Novellenbuch, das er veröffentlichte, zeigte den fertigen Mann, der ohne Schwanken und Besinnen sein Kunstideal auf neuen Bahnen zu erreichen sucht, mit einem weiteren Bande stellte er sich bereits in die vorderste Reihe der zeitgenössischen Novellisten, und das vorliegende dritte bedeutet einen weiteren Schritt auf dem Wege einer gesunden Entwickelung. Das Hauptstück der Sammlung, die „Remords d'Avocat“ betitelte Seelenstudie, behandelt einen interessanten eigenartigen Gewissenskonflikt, einer jener der Wirklichkeit nacherzählten „Fälle“, wie sie Masson-Forestier mit Vorliebe zum Gegenstande seiner eingehenden psychologischen Analysen macht. Der Advokat Desmaures fühlt sich in seinem Gewissen bedrückt, weil er einen Muttermörder, an dessen Schuld niemand zweifeln kann, so glänzend verteidigt hat, daß die Geschworenen das Scheusal freigesprochen haben. Trotz der Zusprache seiner Kollegen kommt Desmaures über seine Bedenken nicht hinweg und entschließt sich endlich, einen Beruf aufzugeben, der ihm ein mit seinem Ehrbegriff unverträgliches Opfer auferlegt. Das ungeheure Aufsehen, das die Studie in den beteiligten Kreisen erregt hat, läßt erkennen, daß der Verfasser eine empfindliche Stelle an unserem Gesellschaftsorganismus berührt hat. Die sechs Novellen und Skizzen, die den „Remords“ folgen, geben von der Vielseitigkeit des Talents Masson-Forestiers erfreuliches Zeugnis, es ist auch nicht eine darunter, die in ihrer Art nicht hochbedeutend und wertvoll wäre.

J. H. Rosny, „Les Profondeurs de Kyamo“ (Paris, Plon). Wie in jeder Schöpfung der Brüder Rosny finden sich

auch in ihrem neuen Novellenbuche die charakteristischen Merkzeichen eines selbständigen Kunstschaffens, das den Werken der beiden sein untrügliches Gepräge aufdrückt. Man weiß im Vorhinein, daß die Rosnys nichts Alltägliches bieten, und diese Erwartung straft der vorliegende Band am allerwenigsten Lügen. So eigenartig und eindrucksvoll wie die sonderbaren Phantasiestücke „Les profondeurs de Kyamo“ und „La Contrée prodigieuse des cavernes“, so reizvoll und menschlich rührend wie „La Tentation“ und „Lydia“, so aufregend und erschütternd wirken „Le Combat“ und „L'Exécution“. Die Geschichten, die den Inhalt des Bandes bilden, durchlaufen die ganze Stufenleiter menschlicher Gefühle, von dem schüchternen Stammeln jugendlicher Liebessehnsucht an bis zu dem donnernden Pathos flammenlodernder Leidenschaft.

Eine unterhaltende und abwechselungsreiche Lektüre bieten auch die Novellen, die Ch. de Bordeu unter dem Titel „Pages de la vie“ bei Plon erscheinen ließ. Außer einer Reihe trefflicher realistischer Skizzen finden sich in dem Bande auch einige poetische Stimmungsbilder, die ein hochentwickeltes künstlerisches Ausdrucksvermögen erkennen lassen. Ch. de Bordeu hat sich bereits durch mehrere Romane vorteilhaft bekannt gemacht, seine „Pages de la vie“ können nur dazu beitragen, ihm neue Freunde zu werben.

Das im Verlage des Pariser „Mercure de France“ erschienene „Magassin d'Auréoles“ von Hugues Rebell enthält drei flott und schneidig geschriebene satirische Feuilletons, die ihre scharfe Spitze gegen allerlei Mißbräuche und Verkehrtheiten unseres sozialen Lebens richten. Der Verfasser, der sich schon durch die Wahl seines Pseudonyms als Umstürzler zu erkennen giebt, zieht hier mit der scharf geschliffenen Waffe des Humors und der Ironie gegen die gesinnungstüchtigen Vorkämpfer für Sitte und Ordnung und ihre Gefolgschaft von Heuchlern und bornierten Philistern zu Felde.

Maurice Talmeyr, „Sur le Banc“ (Paris, Plon). Der mit einer prächtigen Umschlagszeichnung von Forain geschmückte Band ist der dritte der Sammlung kriminalpsychologischer Studien, in denen Talmeyr die bemerkenswertesten Kriminalfälle der jüngsten Zeit einer eingehenden sozialkritischen Betrachtung unterzieht.

Wertvolle Beiträge zur sozialen Krankheitsgeschichte unserer Zeit bilden auch die „Causes criminelles et mondaines“, die Albert Bataille alljährlich bei Dentu in Paris herausgiebt. Der vorliegende neueste Band der Sammlung enthält die ausführlichen Berichte über die Prozesse, die die öffentliche Aufmerksamkeit im vorigen Jahre beschäftigt haben.

Der zweite Band der „Memoires de M. d'Artagnan“ (Paris, Librairie illustrée) bietet eine nicht minder unterhaltsame Lektüre als der bereits an dieser Stelle erwähnte erste. Er enthält die Schilderung der Kriegs- und Liebesabenteuer, die der tolle Musketier zur Zeit der Fronde zu bestehen hatte. — Im gleichen Verlage gelangte gleichzeitig der zweite Band der „Mémoires des autres“ der Gräfin Dash zur Ausgabe. Die hier mitgeteilten „Souvenirs anecdotiques sur la Restauration“ frischen das Gedächtnis an die tonangebenden Helden und Heldinnen, an die berühmten Schauspieler und Schauspielerinnen wieder auf, die uns heute kaum noch dem Namen nach bekannt sind.

Von Henri Rochefort's interessanten „Aventures de ma vie“ (Paris, Dupont), deren ersten Band ich bereits eingehend besprochen habe, liegen zur Zeit Band zwei bis vier vor. Nach Erscheinen des fünften und letzten Bandes werde ich auf das bedeutsame Memoirenwerk ausführlich zurückkommen.

Seltsam und absonderlich wie sein Titel ist das fünfaktige Puppendrama „Ubu Roi“, das Alfred Jarry im Verlage des „Mercure de france“ veröffentlichte. Man merkt ohne weiteres, daß das Ganze

als Satire gedacht ist, nur zerbricht man sich vergeblich den Kopf darüber, ob diese auf eine Verhöhnung der Shakespeareschen Tragödie oder des Dramas überhaupt hinausläuft. In jedem Falle aber hat man es in dem Marcel Schwob gewidmeten Büchlein mit einem originellen Geisteswerk zu thun, das der Beachtung wert ist.

Nichts langweiligeres dagegen als die fünf ausgewachsenen Akte des im gleichen Verlage erschienenen „Rembrandt“ von Josz und Dumur! Wie in aller Welt sind die beiden Autoren auf den unglückseligen Gedanken gekommen, die Resultate ihrer fleißigen Rembrandt-Forschung zu einem Schuldrama zu verarbeiten, das so wenig aufgeführt wie gelesen werden dürfte?

Das zehn Lieferungen umfassende „Musée galant du XVIIIe Siècle“ (Paris, Charpentier & Fasquelle) liegt nun abgeschlossen vor. Die Sammlung enthält in neun Heften die Meisterwerke der galanten Malerei des vorigen Jahrhunderts, während das zehnte die wertvollsten Schöpfungen der Karikaturisten des 18. Jahrhunderts reproduziert. Die rührige Verlagshandlung hat sich alle Kunstfreunde zu aufrichtigem Danke verpflichtet, indem sie ihnen für den bescheidenen Preis von 6 Frs. eine Auswahl der besten Blätter von Baudouin, Boucher, Debucourt, Fragonard, Greuze, Moreau, St. Aubin, Watteau u. a. in tadelloser Ausführung in die Hand giebt, deren Besitz bisher das ausschließliche Privilegium der Millionäre war. A. G—tze.

Spanische Litteratur.

Spanien hat in dem zu Palma im Juli dieses Jahres im Alter von 77 Jahren nach einem halben Jahrhundert ruhmreichen litterarischen Lebens verstorbenen José Maria Quadrado den Nestor seiner Archivare verloren. Er war ein genialer Denker, ein Philosoph und Polemiker über religiöse Fragen, ein von falschem Patriotismus und von jedem Vorurteil freier Geschichtsschreiber, ein hervorragender Archäolog und Kunstkritiker, Dichter und Schriftsteller. Ein Werk, um das die anderen Nationen Spanien beneiden können, sind die Recuerdos y Bellezas de España. Von Parcerisa und Piserrer ging die Idee zu demselben aus, aber der größte und anerkannt beste Teil ist Quadrado zu danken, der 17 Provinzen Spaniens durchforschte und beschrieb. Seit den Tagen des Doktor Ramón Lull, des berühmten Verfassers der Ars magna, des Wiedererweckers der aristotelischen Schule im 13. Jahrhundert, der ein Dichter war wie San Francisco von Assisi in seinem Lied an die Schöpfung, ein Dichter wie Dante, ein Kämpfer für die Wahrheit und ein Märtyrer des Glaubens, haben die Balearen keinen so ausgezeichneten Mann hervorgebracht wie José Maria Quadrado, den Verfasser der Historia del Reino de Mallorca.

Noch einen anderen Verlust hat Spanien zu beklagen: der Madrider Zeitschrift Pro Patria ward durch den Tod ihr Leiter José Marco entrissen, dessen Ruhm hauptsächlich auf den Lustspielen El Sol de invierno und La feria de las mujeres beruht. Gleich einer Wintersonne, entsprechend dem Titel des erstgenannten Lustspiels, waren auch seine dramatischen Werke: nicht glühend und nicht blendend, sondern mild und angenehm. Er war in die Fußtapfen des gefeierten Don Manuel Bretón de los Herreros getreten, dessen hundertsten Geburtstag am 19. Dezember dieses Jahres die spanischen Theater begehen werden, und gehörte der Gesellschaft des café del Brillante, jener Bohemia literaria an, die in Madrid von 1848 bis 1868 entstand und Alarcón, Fernández y González, Bécquer, Selgas, Serra und Correa zu ihren vornehmsten Mitgliedern zählte. Die ersten Dichter Spaniens, Echegaray, Balaguer u. a., haben dem Andenken José Marcos Siemprevivas y laureles geweiht.

Mit besonderer Anerkennung wird

Marco auch vom Verfasser der Literatura española en el siglo XIX, dem Augustiner und Professor am Real Colegio de Estudios superiores des Escorial, P. Francisco Blanco García, erwähnt. Diese Litteraturgeschichte ist mit dem soeben erschienenen 3. Bande beendet, der sich mit der regionalen Litteratur Spaniens, nämlich mit der katalanischen, galicischen und asturischen befaßt und sich auch kurz mit der spanisch-amerikanischen beschäftigt. Der Pater, der alle litterarischen Erscheinungen durch die Brille des Geistlichen betrachtet, würde gewiß einer neuen uns seltsam anmutenden Madrider religiösen, wissenschaftlichen Zeitschrift La Gruta de Lourdes, die sich unter den Schutz der Himmelskönigin selber stellt und sich auch der Gunst des Erzbischofs und Bischofs von Madrid Alcalá erfreut, seinen Beifall nicht versagen. Die genannte Revista ist zuerst im Marienmonat dieses Jahres unter den Auspicien der begabten Dichterin Carolina Valencia de Nuñez und des Alvaro L. Nuñez erschienen.

Das Madrider Ateneo hat indes, liebenswürdiger als die Academia Española, die noch keine Schriftstellerinnen in ihrem Kreise zuläßt, einen seiner Lehrstühle der berühmten Novellistin und streitbaren Kritikerin Emilia Pardo Bazán überlassen. Sie wird noch in diesem Winter über die Litteratur der Gegenwart, aber nicht bloß über die spanische, sprechen.

Neue Dramen sind von Echegaray, neue Romane von Juan Valera und vom Jesuitenpater Luis Coloma zu erwarten. Durch jugendliche Frische zeichnet noch immer Victor Balaguer sich aus der in diesen Tagen als Vorsitzender bei den Blumenspielen von Calatayud eine zündende Rede über Regionalismus und Vaterland sprach. Gerade in diesem Augenblick, wo der Aufstand auf den Philippinen entbrannt ist, hat Balaguers Studie Las Filipinas ein aktuelles Interesse.

Aus echt spanischen coplas hat M. Serrano de Iturriaga in seinen prächtigen Cantares, segunda série (Madrid 1896) einen neuen Strauß gewunden. Hier einige dieser Sprüche:

Dame, welche mit Besuchen
Bringet hin ihr ganzes Leben,
Ist sie Frau im eignen Hause
Oder Störenfried im fremden?

*

Meine Eltern nahm der Himmel,
Aber nicht sind wir geschieden,
Denn als Band, das uns vereinet,
Bleibt Erinn'rung mit hienieden.

*

Die Barmherzigkeit entschwand
Und der Geiz wird immer krasser;
Denn Gott selber keinen fand,
Der ihm gab 'nen Tropfen Wasser.

Ein schönes Lied von der Mutterliebe singt Norberto Toreal in seinen Armonías del crepúsculo:

Das Meer erbrauste grimmig,
Der Sturmwind brüllte laut, Vernichtung drohend,
Und bei der Wut des wilden Ungewitters,
Ein Spielzeug nur des Windes und der Wogen,
Versucht umsanft das Ufer zu erreichen
Die schwache Barke, die jetzt ruderlose.
Ringsum war Dunkelheit. Das Licht des Leuchtturms,
Der dort auf hohem Felsen sich erhaben,
Der Schatten dichten Schleier zu zerreißen
Mit seinem matten Schimmer nicht vermochte.
Da plötzlich zeigt sich an dem öden Rande
Rötliche Klarheit: eine Hütte lodert,
Und bei dem hellen Glanz der Feuerflammen
Konnte das Fischerboot jetzt
Gelangen zu dem Hafen, dem ersehnten,
Und war nach so viel Mühsal drin geborgen.
Am andern Tag beleuchtet
Das Dämmerlicht des ersten Morgenrotes
Mit seinem blassen Schein am schönen Ufer,
Ach, einen Haufen Asche, die nach lohet,
Und den verbrannten Herd betrachtend, sprach mit
Der Liebe Glut ein armes Weib zum Sohne:
„Ich habe Dich, mein Kind, Du bist gerettet!
Was liegt daran, daß wir den Herd verloren?"

Ein lustiges Büchlein sind dagegen die Cuentos y chascarrillos andaluces, publicados por Fulano, Zutano, Mengano y Perengano, die schon durch ihren komischen Titel auffallen. Von diesen von N. N. herausgegebenen Schnurren seien einige Proben mitgeteilt.

Der Zigeuner Gevatter Tabique war ein Erzschelm. Als er fühlte, daß seine letzte Stunde nahte, bat er sein Weib Maria Antonia inständig, sie möge doch den Bürgermeister und den Notar an sein Sterbebett bringen. Der armen Zigeunerin gelang es endlich, diese beiden Respektspersonen zu bewegen, denen der Gevatter Tabique so oft zu schaffen gemacht hatte. Aber wer kann einem Sterbenden die letzte Bitte abschlagen? Als sie in Begleitung Maria Antonias in das niedere Dach gekommen, öffnete der Zigeuner halb seine thränenden Augen und sprach: „O haben Sie doch die Güte, an mein Bett zu kommen, jeder an eine Seite, der Herr wird Ihnen das gute Werk lohnen!“ Die beiden Besucher erfüllten den Wunsch des Zigeuners, ohne sich den Grund dieser Laune erklären zu können. Der Zigeuner aber schloß: „Die heilige Jungfrau gebe Ihnen Freude und Goldunzen, weil ich, Sie beide anschauend, jeden an einer Seite, so sterbe wie ihr gebenedeiter Sohn, . . . zwischen zwei Spitzbuben.“

Die extravagante Art der Portugiesen und Andalusier wird in folgendem Geschichtchen geschildert:

Ein Portugiese erzählte einem Andalusier, wie schmerzlich der König von Portugal den Tod seiner Tochter, der schönen Infantin, empfunden. Er berichtete außerordentliche Dinge, aber sein Zuhörer, statt sich zu verwundern, gab jedesmal zur Antwort: „Nun, und was that der König weiter?“ Da ward es dem Portugiesen zu arg, und er sagte endlich: „Er that noch mehr: er befahl dem ganzen Königreich, daß keiner drei Jahre lang an Gott glauben solle, damit Gott in Zukunft wisse, wie er sich einem König von Portugal gegenüber zu benehmen habe.“

Die in Valencia 1896 erschienene Dichtung Idealismo des D. Vicente Greus, Staatsanwalt in Tarragona, zeigt, daß unter der schwarzen Toga des Gerichtsbeamten ein Herz schlägt, das für das romantische Ideal erglüht. Er ist ein würdiger Nachfolger des Meléndez Valdés, der durch seine forensische Beredsamkeit zwei Verbrecher an den Galgen brachte, während er den Filis und Ciparis zärtliche und anakreontische Lieder widmete und Madrigale dichtete. Das Ideal des Greus ist augenscheinlich das der spanischen Romantiker vom Jahre 1837.

Auch im spanischen Amerika wird die Litteratur ganz besonders von Rechtsgelehrten gepflegt. Der am 19. Dezember 1849 in Lima geborene Advokat und Schriftsteller M. Nemesio Vargas setzt seine nicht genug zu lobende Propaganda für unsern Lessing fort. Der Übertragung des Laokoon ist jetzt eine ungemein fließende Übersetzung der Emilia Galotti gefolgt. Der Grundsatz, den der Übersetzer bethätigt, ist vor allem dem Geist treu zu sein, dagegen sich nicht streng an den Buchstaben zu halten. Die deutsche Litteratur kann sich im Ausland keinen wärmeren Freund, keinen besseren Anwalt, keinen kundigeren Interpreten wünschen als M. Nemesio Vargas. Man höre nur, was er selbst in der Widmung sagt: „Ich möchte eine Huldigung dem kriegerischen und hochgebildeten Volke darbringen, das, wenn es im Frieden die Welt mit dem Strahle der Wissenschaft und der Fackel der Philosophie erleuchtet, Europa erzittern macht, wenn es finster blickend die Hand ans Schwert legt oder seine Wacht am Rhein erdröhnen läßt.“ Nur ein paar Fehler möchten zu rügen sein. In der 2. Scene des 1. Aktes heißt es: „Die Kunst geht nach Brot.“ Vargas übersetzt dies mit „Apenas da para comer“ (Sie giebt kaum den nötigen Unterhalt), während er in der 4. Scene den Prinzen ganz richtig sagen läßt: „En mi dominio no trabajará el arte solo para ganar el pan.“ Im 6. Auftritt des ersten Aktes sagt Marinelli: „Schwur gegen Schwur.“ Da übersetzt Vargas falsch: „Juro y vuelo á jurar.“

Die Gunst, die Vargas Lessing erwiesen, will er jetzt auch auf Shakespeare

ausdehnen, und zwar zunächst auf den Hamlet, wobei ihm nicht bloß die meisterhafte Schlegelsche Übersetzung, sondern auch deutsche Hilfsmittel wie Kuno Fischers Abhandlung über Hamlet dienen werden.

Als eine vorzügliche peruanische Zeitschrift für Litteratur sei die von dem energischen und echt modernen Dichter José Santos Chorano, dem Verfasser der Gedichtsammlungen Irassantas und En la aldea, in diesem Jahre zuerst herausgegebene Neblina bestens empfohlen. Eine der letzten Nummern bringt das Bild des Giganten unter den argentinischen Sängern, des auch in den Cartas americanas von Juan Valera noch nicht hinreichend gewürdigten Olegario Victor Andrade.

In dem soeben in Bogotá veröffentlichten 4. Bande der Litteratura de El Heraldo kommt die Litteratur Colombias zur Geltung. Aber selbst in diesem Album spanischer und spanisch-amerikanischer Poesie ist auch Heine zu finden.

Advokat ist auch der colombianische Schriftsteller Eduardo Posada, ein angesehener Mitarbeiter der Revista Gris. Er hat kürzlich in Bogotá höchst interessante Viajes y cuentos erscheinen lassen. Es ist gewiß verdienstvoll, dem von der Sonne in Licht getauchten Colombia die Kunde von dort fast unbekannten nordischen Ländern zu bringen, wie Posada es thut, wenn er mit der Sachkenntnis eines Bädecker und der Begeisterung eines Dichters von Dänemark und seinen den Cykladen zu vergleichenden Inseln, von Kopenhagen, dem Athen des Nordens, von seinen Künstlern und Dichtern und seinen reichen Museen spricht. Für die Europäer aber ist seine Schilderung des Dorado, der Sitten, Gebräuche und Mythologie der chibchas von hohem Interesse. In Posadas Erzählung El Dorado, die mehr ein Stück Geschichte aus der an wunderbaren Episoden reichen Zeit der conquista als eine Novelle ist, spielen auch die Deutschen eine Rolle, die den Indianern so großen Respekt einflößten, da ihre goldenen Haare ihnen wie Strahlen der Sonne erschienen. Voll Poesie ist auch seine phantastische Erzählung von Raphaels berühmtem Bilde El Pasmo de Sicilia im Museo del Prado in Madrid. Die Zaubermacht des Bildes bringt eine Läuterung im Verbrecher hervor, der sich hatte einschließen lassen, um es zu rauben.

Aus Centralamerika sind uns die in San Salvador gedruckten tiefempfundenen Lugareñas des Carlos A. Imendia zugekommen. Er ist ein Sohn der Stadt der Kokospalmen, Sonsonate, und seine in ihrer Natürlichkeit und ihrem Rhythmus an Campoamor erinnernden Verse ahmen das Geräusch der Palmen nach, wenn unter jenem heißen Himmelsstrich der glühende Wind sie bewegt. Der Dichter singt, was der Mensch fühlt.

Er bietet uns Klänge des Vaterlandes und des häuslichen Herdes und gelungene Epigramme.

Zu dem bedeutsamsten aber was in spanischer Sprache in unseren Tagen hervorgebracht, ist das Werk Capitulos que se olvidaron á Cervantes (Kapitel, die Cervantes vergessen) des kürzlich verstorbenen Schriftstellers Juan Montalvo zu zählen, der so zu schreiben verstand, als ob er im 16. Jahrhundert gelebt hätte. Johannes Fastenrath.

Bibliographie.

Vom 15. August bis zum 15. September sind folgende Schriften bei der Redaktion eingelaufen:

Armands Ausgewählte Romane: Der Krösus von Philadelphia. — Lieferung 29 u. 30. — Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — Preis pro Lieferung 40 Pf.

K. P. Arnoldson, vorm. Mitglied des schwed. Reichstages: Pax Mundi. Eine historische Darstellung der Bestrebungen für Gesetz und Recht zwischen den Völkern. Autorisierte Übersetzung von Dr. J. Müller. — Mit einer Einleitung und Chronik der Friedensbewegung 1892/1896 von Bertha von Suttner. — Stuttgart,

Verlag von Strecker & Moser, 1896. — Preis Mk. 2.—.

Wilhelm Bußler, Militär-Oberpfarrer des 16. Armeecorps: Preußische Feldherren und Helden. — Kurz gefaßte Lebensbilder sämtlicher Heerführer, deren Namen preußische Regimenter tragen. — Als Beitrag zur vaterländischen Geschichte. — 4. Band. Gotha, Gustav Schloeßmann, 1896. — Preis Mk. 3.—.

Otto Ernst (Schmidt): Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben. — In zwei Bänden. — Erster Band: Litteratur. — Hamburg, 1896, Verlag von Conrad Kloß. — Preis Mk. 3.—.

Arnold Fischer: Brennende Tagesfragen. II. Christlich-sozial als Zeitproblem. — Rostock, C. J. E. Volckmann, 1897. — Preis 60 Pfg.

Wilhelm Foerster: Wissenschaftliche Erkenntnis und sittliche Freiheit. Sammlung von Vorträgen und Abhandlungen. — Vierte Folge. — Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, 1896. — Preis Mk. 4.—.

Ist der Handelsstand produktiv? Von einem Hamburger Kaufmann. — Erstes Tausend. — Leipzig, Verlag von Gg. Freund, 1896. — Preis 60 Pfg.

Dr. med. Franz Hartmann: Unter den Gnomen im Untersberg. — Eine sonderbare Geschichte. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 5.50.

Dr. jur. Nicolaus Hatzipetros: Begriff der unzüchtigen Schrift und ihrer Verbreitung (Str.-G.-B. § 184). — Berlin W. 8, Mohrenstraße 6, Hermann Bahrs Buchhandlung (K. Hoffmann), 1896. — Preis Mk. 1.20.

Prof. Dr. Hilty: Einige Gedanken über die Gründung christlich-sozialer Vereine. — Bern, Verlag von A. Siebert, 1896.

Adele Hindermann: Frau contra Frau. — Frauenfrage und Damenfrage. Mangel an Achtung vor der Arbeit. — Leipzig, Verlag von Gg. Freund, 1896. — Preis 50 Pfg.

Harald Höffding, Professor an der Universität in Kopenhagen: Ethische Prinzipienlehre. Bd. 1. — Ethisch-sozialwissenschaftliche Vortragskurse, veranstaltet von den Gesellschaften für ethische Kultur in Deutschland, Österreich und der Schweiz, herausgegeben von der Schweizerischen Ethischen Gesellschaft (Züricher Reden). — Bern, Verlag von A. Siebert. 1896.

Ferdinand August Louvier: Chiffre und Kabbala in Goethes Faust. — Dresden, 1897. Hellmuth Henklers Verlag (Johannes Henkler & Schirrmeister).

Dr. phil. Otto Märker: Die Evangelisation. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Frhr. v. Ungern-Sternberg in Berlin und Pfarrer H. Dietz in Bischofsheim. — Stuttgart, Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung, 1896. — Preis 80 Pfg.

Die Natur der Frau. Eine zeitgemäße Studie. — Berlin, 1896, Verlag der Akademischen Buchhandlung (E. Groß), Friedrichstr. 14.

Berthold Otto: Der Umsturz. Briefe und Gespräche. — Leipzig, Verlag von Albert Warnecke, 1896.

J. E. Poritzky: Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen. Eine psychologische Studie. — Berlin NW. 6, Verlag von Carl Duncker, 1896. — Preis Mk. 1.50.

Dr. Ch. Rappoport: Zur Charakteristik der Methode und Hauptrichtungen der Philosophie der Geschichte. Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Band III. — Bern, Verlag von A. Siebert, 1896.

Willy Rath: Prinzessin Sida. Märchenkomödie in einem Aufzug. — Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn, 1896. — Preis Mk. 1.—.

Alfons vom Rhein: Wahrheit und Dichtung. Sechs Erzählungen aus dem Leben. — Schwäb. Gmünd, Verlag der Jos. Roth'schen Buchhandlung (Hermann Odenwaldt), 1896. — Preis Mk. 2.—.

Adolf Schafheitlin: Die Titanen. Eine Phantasie (Nachtrag zu den „Saturnischen Phantasien"). — Berlin, 1896, Druck und Verlag von Rosenbaum & Hart. — Preis Mk. 1.—.

Moritz Schnitzer: Die Sonnenwärme-Theorie. Ein Beitrag zur Erklärung der Entstehung und Entwicklung der Erde, Pflanzen, Tiere und Menschen, sowie die Begründung der Naturheilkunde und des Vegetarismus durch die Gesetze der Natur. — Reichenberg, Verlag der „Wohlfahrt" (J. Beranek. — Preis 20 Pfg.

Prof. R. v. Schubert-Soldern: Über den Begriff der allgemeinen Bildung. Antritts-Vorlesung, gehalten an der Universität Leipzig. — Leipzig, 1896, Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung (früher Fr. Maukes Verlag).

Ossip Schubin: Maximum. Roman aus Monte-Carlo. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien, 1896. — Preis Mk. 6.—

Carl Theodor Schulz-Dresden: Kleine und große Kinder. Lebens- und Stimmungsbilder für die deutschen Frauen. — Schuster & Loeffler, Berlin, 1896.

Bernhardine Schulze-Smidt: Pave, der Sünder. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896. Preis Mk. 5.—

Dr. Victor Schweizer: Ludolf Wienbarg als jung-deutscher Ästhetiker und Kunstkritiker. — Leipzig, 1896. Constantin Wilds Verlag.

Marie Stahl: Frauenehre. Roman. Zwei Teile in einem Bande. — Berlin, 1896, Verlag von Otto Janke. — Preis Mk. 5.—.

Fritz Stoffel: Wie gefreit wird. Lustspiel aus dem Leben der Hunsrücker Bauern (Rheinland) in einem Akt. — Druck und Verlag von F. Böhmers Verlagsbuchhandlung Simmern (Hunsrück).

August Streicher: Die Perle des Kurorts. Roman. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 2.—.

Freiherr von Stumm-Halberg und die evangelischen Geistlichen im Saargebiet. — Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1896. — Preis 60 Pf.

E. Thesing: Duell — Ehre — „Ernst!“ — Marburg, 1896, Verlag von Oscar Ehrhardt, Universitäts-Buchhandlung. — Preis 50 Pf.

Graf Leo Tolstoy: Nikolay Palkin. — 1895, Verlag der Russischen Zustände. Zürich. — Preis 10 Centimes.

Carl Baron Torresani: Oberlicht. Wiener Künstler-Roman. Zweite Auflage. — Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag, 1896. — Preis Mk. 5.—.

Irma von Troll-Borostyáni: Die Verbrechen der Liebe. Eine sozialpathologische Studie. Leipzig, Verlag von Max Spohr, 1896. — Preis Mk. 1.50.

Dr. Johannes Unold: Grundlegung für eine Moderne Praktisch-Ethische Lebensanschauung. — Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1896. — Preis Mk. 5.—.

Leon Vandersee: Für Dich. Ein Liederbuch. — Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, 1894.

Carl Gustav Vollmoeller: Die Sturm- und Drangperiode und der moderne Realismus. — Berlin, 1897. Verlag von Hermann Walther (Friedrich Bechly).

Ernst Wachler: Tiberius auf Capri. Tragödie in fünf Aufzügen. — Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder, 1896. — Preis Mk. 1.50.

Pastor E. Wagner in Pritzerbe (Mark): Die Sittlichkeit auf dem Lande. — Leipzig, Verlag von Reinhold Werther, 1896. — Preis Mk. 2.—.

W. W.: Die administrative Verschickung in Rußland. — 1896, Verlag der Russischen Zustände, Zürich. — Preis 15 Pf.

Warum sind wir arm? Nach dem Holländischen des Nienzi. — Wien, Verlag der Ersten Wiener Volksbuchhandlung. — Preis 10 Pf.

Ludwig Weber: Kain. Ein Drama in fünf Akten und einem Vorspiel. — 1896, Karl Köhler, Charlottenburg, Kantstraße 164.

Dr. Albert Wiesinger: Das Duell vor dem Richterstuhle der Religion, der Moral, des Rechtes und der Geschichte. — Graz, Verlags-Buchhandlung „Styria“, 1895. — Preis Mk. 2.—.

Henry Wright: Soziale Briefe an Schulze und Genossen. Aus dem Englischen des Robert Blatchford. — Leipzig, Verlag von Reinhold Werther, 1896. — Preis Mk. 1.—.

Professor Dr. Richard Wülker: Geschichte der englischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. — Heft 11—14. — Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts, 1896. — Preis per Heft Mk. 1.—.

☛ Wir bitten, **sämtliche Manuskript-, Bücher- 2c. Sendungen** ausschließlich an

Hans Merian, Verlag der „Gesellschaft“,
in **Leipzig**

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung und Verlag von Hans Merian in Leipzig.
Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Anton Bruckner.



Die proletarische Bewegung und der Marxismus.

Versuch einer kritischen Analyse der Sozialdemokratie.

Von Heinz Starkenburg.

(Breslau.)

Es ist äußerst interessant, im Alltagsleben Vergleiche darüber anzustellen, wie die verschiedenen Nichtsozialdemokraten sich in ihrem Urteil und Gefühl zur Sozialdemokratie stellen. Sehen wir von der Schar der Regierungstreuen, die sich nicht den Luxus einer Privatmeinung gönnen, und den wenigen Gewaltpolitikern à la Stumm ab, so wird im Prinzip kaum noch jemand dem Arbeiter das Recht verkümmern wollen, gleich anderen Berufsständen sich aktiv an der Politik zu beteiligen und mit Hilfe seiner verfassungsmäßigen Rechte nach besseren Lebensbedingungen zu streben; nur die spezielle Art, in der er in den modernen Kulturstaaten dies thut, nämlich durch Beteiligung an der sozialdemokratischen Partei, nur die in dieser ausgesprochenen Verquickung der proletarischen Bewegung mit dem Geiste des Marxismus verübelt man ihm, — sei es, daß man ihre praktischen Forderungen zu Gunsten des Proletariats gutheißt, aber ihre grundlegenden Theorien als doktrinären Utopismus verwirft, wie die Sozialreformer aller Schattierungen, sei es, daß man auch den theoretischen Sozialismus noch in Kauf nimmt und nur eine Anzahl besonders anstößiger und anscheinend nebensächlicher Begleiterscheinungen ausgemerzt sehen möchte, wie etwa die Christlich-Sozialen. Jene erwarten und hoffen, die Sozialdemokratie mit der Zeit zu einer „radikalen Reformpartei“ werden zu sehen, diese wollen ihr nationalen, christlichen, monarchischen Geist einflößen. Keine der beiden Gruppen aber hat sich wohl schon die Frage vorgelegt, ob diese ihre Ziele und Pläne überhaupt erreichbar sind, oder ob sie nicht

etwas Widersinniges erstreben. Beide halten die Sozialdemokratie in ihrer heutigen Gestalt für ein mehr oder weniger zufälliges, historisches Produkt des Parteilebens, das auch anders hätte ausfallen können und, wenn man die nötige Mühe und die richtigen Mittel anwendet, auch jetzt noch ein anderes Wesen annehmen könne. Demgegenüber erscheint es als wünschenswert, die Sozialdemokratie einmal auf ihre Essentialien hin zu untersuchen und zu fragen: Was ist an ihr wesentlich und notwendig, und was nur zufälliges Beiwerk, warum ist jenes wesentlich und untrennbar von ihr, inwieweit ist dies logisch diskutierbar und inwieweit unbeweisbar axiomatischer Natur? Der Beantwortung dieser Fragen sollen die nachfolgenden Zeilen dienen.

I.

Eines der größten Hindernisse für jede ruhige und sachliche Diskussion der sozialistischen Lehren und Forderungen überhaupt bildet das unglückselige Mißverständnis, daß man — vor allem im gegnerischen, nicht selten aber auch in sozialistischen Kreisen — zwei Weltanschauungen mit einander vermengt, die fast nichts als den Namen gemeinsam haben, nämlich den älteren französischen und den neueren deutschen Sozialismus. Dasjenige Moment, worin jener mit dem modernen Marxismus übereinstimmt — so weit er dies überhaupt thut*), — die „Verstaatlichung der Produktionsmittel" als Basis der besseren künftigen Gesellschaftsordnung, ist heutzutage auch unter den Antisozialisten ein ziemlich geklärter Begriff, und die Zeiten, wo man alles Ernstes in weiten Kreisen der Ansicht war, die Sozialisten wollten „teilen", dürfen wohl als überwunden betrachtet werden. Die Unterscheidungspunkte beider verschwimmen aber den Meisten in Nebel, nicht ganz ohne Schuld der Sozialdemokratie selbst, die in Presse und Agitation des öfteren noch in angeblich überwundene, durchaus unmarxistische Vorstellungen zurückverfällt; (ich erinnere nur an das wohl meistgelesene sozialistische Buch von Bebel „Die Frau und der Sozialismus", durch dessen Zeilen man noch überall den alten Fourier reden hört). Diese Unterscheidungspunkte sind aber von grundlegender Bedeutung und wurzeln im wesentlichen in der Begründung jener obenerwähnten Forderung und der Form, wie man ihre Realisierung erwartet.

Schon der theoretische Ausgangspunkt ist ein durchaus verschiedener. Der ältere französische Sozialismus geht aus von dem herrschenden Elend der Massen und dem Luxus der Wohlhabenden, von der Unerträglichkeit

*) Viele der sogenannten Sozialisten älterer Richtung denken nicht im entferntesten an Aufhebung des Privateigentums, z. B. Louis Blanc, Proudhon.

und Ungerechtigkeit einer Produktionsweise, die Luxus- und Mode-Artikel produziert, während es den Massen an Brot und Fleisch mangelt, die schlechte Ernten wünscht und Güterladungen vernichtet, um hohe Preise zu erzielen, bei der Magazine voll Kleider und Schuhe unverkäuflich liegen, während große Schichten des Volkes barfuß laufen und frieren.

Er ist also hinsichtlich seiner kritischen Thätigkeit ethischen und philantropischen Charakters. Dadurch wird auch die Art seiner positiven Thätigkeit bedingt, denn naturgemäß kam man von jener Kritik der sittlich verwerflichen und schädlichen Seiten der herrschenden Wirtschaftsordnung dahin, nunmehr spekulativ eine andere Wirtschaftsordnung zu konstruieren, deren Funktionen vor dem Forum der Gerechtigkeit und Menschenliebe stand zu halten vermochten. Hierin, im aufbauenden, nicht im zersetzenden Teil, sah also der ältere Sozialismus seine wichtigste Aufgabe; und diese Konstruktion eines vernunftgemäßen und humanen Zukunftsstaates bildet demgemäß die Hauptthätigkeit der Fourier, Cabet und wie sie heißen, und überwiegt oft ihre Grundlage: die Verurteilung des herrschenden Wirtschaftssystems aus sittlichen Gründen. Von diesem Gesichtspunkt aus kann man den französischen Sozialismus als rationalistisch, spekulativ, utopistisch bezeichnen.

Aus diesen beiden Eigenschaften ergiebt sich endlich die dritte, die Art und Weise, wie er sich die Realisierung seines Ideals denkt. Ganz konsequent wendet er sich nämlich mit seinen Forderungen an die herrschenden Klassen; er apelliert an das Mitleid, das Gerechtigkeitsgefühl, die Einsicht und Humanität der bürgerlichen Kreise, die die wirtschaftliche und politische Gewalt in Händen haben. Den scharfen sozialen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat kennt er entweder überhaupt nicht, wie Fourier, oder sieht nur unzuträgliche, unmoralische Extreme schwelgenden Reichtums und darbender Armut in ihnen, wie Saint-Simon. Sein praktischer Kern und Grundgedanke ist daher: Hebung der notleidenden Schichten der Bevölkerung durch zweckmäßige Maßnahmen der Wohlhabenden zum Wohle der Gesamtheit. Seine Propaganda besteht demgemäß im Aufrütteln des Bürgertums zu freiwilliger Reform im Namen der Gerechtigkeit. Er zeigt somit in jeder Hinsicht eine auffallende Verwandtschaft mit dem neuesten christlichen Sozialismus, wie er von der Gefolgschaft des „Volk“ und der „Hilfe“ vertreten wird; der einzige wesentliche Unterschied besteht darin, daß diese letztere Richtung bereits auch Organisation des Proletariates zu Kampfgenossenschaften vertritt, die jener noch nicht kennt. —

Fundamental von diesem älteren französischen Sozialismus verschieden ist derjenige, der heute die theoretische Grundlage der sozialdemokratischen

Partei in allen Ländern bildet, also mit einem Worte: der Marxismus. Auch er beginnt mit einer Kritik der herrschenden, von Marx so getauften „kapitalistischen" Wirtschaftsordnung; aber er mißt dieselbe nicht am Maßstabe des sittlichen Ideals, sondern am Maßstabe ihrer historischen Bedingtheit. Er fragt nicht: Was ist und was sollte sein?, sondern: Wie ist es geworden und was wird weiter daraus werden? Seine Kritik des Kapitalismus ist somit keine ethische, sondern eine analytisch-genetische. Er deckt nicht die Schlechtigkeiten des herrschenden Wirtschaftssystems auf, sondern seine integrierenden Prinzipien und seine charakteristischen Kriterien im Vergleich mit anderen Wirtschaftssystemen niedrigerer Kulturstufen.

Daraus ergiebt sich mit logischer Notwendigkeit seine Stellungnahme gegenüber der Zukunft. Ferne davon, ein ideales Wirtschaftssystem deduktiv zu konstruieren, sucht er vielmehr empirisch nach den treibenden Kräften und Entwicklungstendenzen, die im Wirtschaftsleben walten, und folgert aus ihnen die Richtung, welche die Entwicklung einschlägt, und die mutmaßlichen Grundzüge des nächstfolgenden Wirtschaftssystems. Auch er gelangt zu einem kollektivistischen Zukunftsstaat, aber es ist nicht Mitleid und Gerechtigkeit, was ihn jenen als Ideal fordern läßt, sondern die Konzentrationstendenz des Kapitals, die ihn jenen als Präsumtion erwarten läßt. Sein Sozialismus ist nicht utopisch, sondern evolutionistisch begründet.

Eng damit zusammen hängt endlich die Art der Propaganda für diesen Sozialismus. Ergiebt sich zunächst schon aus dem ganzen Charakter seiner Lehre als logische Konsequenz, daß es sich für ihn nicht darum handeln kann, zur Gründung des präsumierten sozialistischen Staates aufzumuntern, sondern nur darum, die kritische Übergangszeit abzukürzen, ihre Unzuträglichkeiten zu mildern und die Hindernisse der natürlichen Entwicklung nach Möglichkeit aus dem Wege zu räumen, so folgt speziell aus der Konzentration des Kapitals, daß die Klasse, die er für seine Theorien zu gewinnen und zur Unterstützung der Entwicklung mobil zu machen suchen muß, keine andere sein kann, als die des Proletariats, und zwar des Proletariats als der im essentiellen Interessengegensatz zum kapitalistischen Unternehmertum stehenden Klasse, die an der baldigen Herbeiführung der sozialistischen Wirtschaftsordnung ebenso interessiert ist, wie jenes an der Aufrechterhaltung der kapitalistischen. Im Gegensatz zur Harmonielehre und dem Paradies der Gesamtheit, womit der ältere Sozialismus das Bürgertum für seine Ideen zu ködern sucht, predigt der Marxismus den Klassenkampf, er reizt das Proletariat auf zur Bildung von wirtschaftlichen und politischen Kampforganisationen, und agitiert für unausgesetzten, hartnäckigen Guerilla-Krieg mit Stimmzetteln, Streik und Boykott.

Der Marxist gleicht also einem Menschen, der auf einem reißenden Strom in kleinem Kahne dahintreibt; er müht sich weder ab, gegen den Strom zu rudern, um zu früheren Gegenden zurückzukehren, noch sucht er aus der Strömung herauszukommen und das Ufer zu gewinnen; denn beides hält er für unerreichbar und gefährlich zugleich. Sein ganzes Streben konzentriert sich darauf, stromabwärts zu blicken, wohin er gerissen wird, und durch geschicktes Lavieren gefährliche Strudel und Carambolagen zu vermeiden. Es ist dies ein Gebahren, das — rein methodologisch genommen — von dem Verhalten der meisten übrigen politischen Parteien zweifellos günstig absticht. Lassen wir diese Revue passieren, so finden wir, daß sie mehr oder weniger alle zwar ein deutliches Ideal vor sich haben, nach dem sie das Gemeinwesen eingerichtet sehen möchten, sei dies nun der vormärzliche preußische Staat der Konservativen, die judenlose, ständisch-gegliederte groß-deutsche Monarchie der Antisemiten, das mittelalterliche, christlich-katholische Kaiserreich des Centrums, oder sonst eine Utopie. Keine aber giebt sich irgend welchen Zweifeln, geschweige denn Untersuchungen darüber hin, ob dieses ihr Ideal praktisch erreichbar oder existenzmöglich sei, ob und warum es erstrebenswerter als der von dem natürlichen Gang der Entwicklung voraussichtlich herbeigeführte Zustand sei, und ob oder inwieweit dieser überhaupt zu inhibieren oder abzulenken ist.

Aus alledem ergiebt sich, daß der eigentliche Schwerpunkt des Marxismus und der Sozialdemokratie, der Punkt, wo der Hebel jeder Kritik eingesetzt werden muß, durchaus nicht der „Sozialismus" ist, d. h. die Vermutungen, welche sie über die Gestaltung der sozialen Verhältnisse in der Zukunft hegt, sondern die „Materialistische Geschichtsauffassung", d. h. die Ansicht, welche sie von dem Begriff der wirtschaftlichen Entwicklung und von ihrer Bedeutung für das gesamte kulturelle Leben hat.

II.

Ist schon das Wesen des Kollektivismus und Kommunismus starken Mißverständnissen ausgesetzt, so besteht über den Begriff der materialistischen Geschichtsauffassung selbst in sozialwissenschaftlich gebildeten Kreisen eine gradezu erstaunliche Unklarheit. Auch hier ist die Sozialdemokratie nicht ganz schuldlos, indem sie die — von Marx und Engels allerdings nicht mit der erwünschten Klarheit und Präcision aufgestellte — Methode zuweilen in einseitigster und kritiklosester Weise anwendet. Dennoch ist es fast unbegreiflich, wie man z. B. zu der Ansicht gelangen kann, der Marxismus führe alle menschlichen Handlungen auf materiellen Egoismus zurück, oder erkläre alle geschichtlichen Vorgänge und Bewegungen für Bemühungen, mehr

Nahrungsmittel zu erhalten, oder er leugne jeden Einfluß geistiger Ideen und Ideale im Völkerleben und predige fatalistische Ergebung in die Entwicklung. Demgegenüber müssen wir diese zweite theoretische Grundlage des Marxismus noch kurz skizzieren.

Die letzten Wurzeln der materialistischen Geschichtsauffassung gehen hinab bis in die Aufklärungsperiode, sie heißen Atheismus und Evolutionismus. Bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte man sich um die treibenden Kräfte der Geschichte nicht allzuviel bekümmert. Man forschte nach den Gesetzen des „Seins“, nach dem ordre naturel auf allen Gebieten der Wissenschaft, das „Werden“ überließ man dem lieben Gott und dem Zufall. Bossuets Vorträge über Universalgeschichte sind im wesentlichen noch nach demselben Prinzip geschrieben, wie die geschichtlichen Bücher des Alten Testamentes: ein buntes, der Willkür der Einzelnen und dem Zufall preisgegebenes Gewimmel von guten und bösen Menschen, in das, wenn's not thut, der Finger Gottes hineingreift und die in Unordnung geratene Maschinerie wieder in richtigen Gang bringt.

Da kamen die Schriften der Encyklopädisten und die französische Revolution, an Stelle des kritiklosen transcendentalen Christentums ward der atheistische Materialismus resp. der Deismus die Religion der Gebildeten, und gleichzeitig wurden die politischen und sozialen Verhältnisse in fast ganz Europa auf den Kopf gestellt; vor den Augen einer einzigen Generation starb eine Jahrhunderte alte Gesellschaftsordnung ab und entstand eine neue total anderen Charakters. Was war die Folge für die Geschichtsphilosophie?

Auf den anderen Gebieten der Wissenschaft hatte der (in der zünftigen Wissenschaft ja schon früher eingetretene) Zusammenbruch des Glaubens an eine dauernd persönlich in die menschlichen Verhältnisse eingreifende allmächtige Gottheit lediglich die Folge, daß man sich an Stelle des göttlichen Willens und der göttlichen Offenbarung nach einer anderen Grundlage für die Gesetzmäßigkeit des Seienden umsah, und diese fand man in der menschlichen Vernunft. Es ist die Zeit des Rationalismus auf allen Gebieten: des Naturrechts, der Vernunftreligion, der allgemein menschlichen Moral, der apriorischen Ästhetik, der systematisierenden Naturwissenschaft, der manchesterlichen Nationalökonomie. Auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft war dies nicht möglich. Hatte noch Voltaire in seiner Geschichte Karls XII. von Schweden — dem ersten Geschichtswerk, in dem nur irdisch-menschliche Triebkräfte walten — die geschichtlichen Vorgänge lediglich auf die Beschaffenheit und den freien Willen der handelnden Persönlichkeiten, der „großen Männer“ zurückgeführt, gegenüber den offenbaren Massenbewegungen der französischen Revolutionszeit und den unpersönlichen, überall wesentlich gleichartigen, gewaltigen sozialen Umgestaltungen dieser

Periode war eine derartige Erklärung als einziger zureichender Grund geschichtlicher Veränderungen nicht befriedigend. Es entsteht in der (eigentlich ja jetzt erst beginnenden) Geschichtsphilosophie ein neuer philosophischer Grundbegriff: der der Evolution, als einer naturgemäßen stetigen Entwicklung und Entfaltung niederer, geringwertiger Formen zu höheren und vollkommeneren. Die Entwicklungsidee spukt überall in den Köpfen der damaligen Geistesheroen, bei Hamann und Herder, bei Lessing, bei Goethe und Schiller, Humboldt u. a. finden wir sie mehr oder weniger ausgesprochen, bis endlich Hegel den entscheidenden letzten Schritt that und sie in den Mittelpunkt seiner gesamten Philosophie stellte und aus der unklaren Hypothese eine neue Methode der wissenschaftlichen Weltbetrachtung schuf, die sich bald auch auf allen anderen Gebieten des Geisteslebens Bahn brach und dem Rationalismus den Todesstoß versetzte.

Je mehr sich aber diese „historische Methode" Hegels auch in anderen Disciplinen, wie der Rechtswissenschaft, der Nationalökonomie ꝛc., als fruchtbar erwies und Verwendung fand, desto klarer wurde es, daß dieser philosophische Historismus nichts logisch letztes sein konnte. Der metaphysische Geist, den Hegel und die ihm verwandte deutsche Entwicklungsphilosophie (Fichte, Schelling, Krause, Hartmann) ihrer Weltanschauung zu Grunde legte, erwies sich als ein nur schlecht verschleiertes Surrogat des kaum überwundenen Transcendentalismus und war für die empirische Wissenschaft unbrauchbar. Man verlangte jetzt an Stelle des teleologischen ein kausales Entwicklungsprinzip. Für die anorganische Natur hatte die Kant-Laplacesche Theorie, für die organische Darwin und Wallace das treibende Element der Entwicklung gefunden. Wo war ein solches für die Geschichte der Menschheit zu suchen?

Bei der ersten Übertragung der evolutionistischen Methode auf die bisher rationalistisch behandelten Disciplinen hatte man fast allgemein den Fehler begangen, daß man dieselben als selbständige, unabhängige und nur in geringfügiger Wechselwirkung aufeinander stehende Lebensgebiete angesehen hatte. So mußte man jedem von ihnen — dem Recht, der Wirtschaft ꝛc. — seine besondere nationale Entwicklung zugestehen, deren Eigenart man dann wohl in mystischer Weise auf eine spezielle „Volksseele", deren Lebensäußerungen sie seien, zurückführte. Aber je mehr die Ausbreitung des Weltverkehrs, die Fortschritte der ethnologischen und historischen Kenntnisse ersehen ließen, daß die Gleichheiten und Analogien in der Geschichte der Einzelvölker weit größer und bedeutsamer seien, als die Unterschiedlichkeiten, und daß es nicht angehe, den undefinierbaren Begriff des Volks als kulturhistorisch abgeschlossenes Einzelwesen aufzufassen, sondern daß die Kultur der verschiedenen nach- und nebeneinander in der Geschichte

auftretenden Nationen eine Kette bilde, deren einzelne Fäden sich oft unentwirrbar ineinander schlangen, desto mehr brach sich die Anschauung Bahn, daß die Geschichte des Menschengeschlechts eine einheitliche, gesetzmäßige Entwicklung bilde, repräsentiert durch die anpassungs- und entwicklungsfähigsten Rassen, und immer aufdringlicher und unabweisbarer wurde die Frage: Worin besteht die Gesetzmäßigkeit, wo steckt das treibende Element dieser „Entwicklung"? Giebt es überhaupt ein Gebiet des sozialen Lebens, dem wir eine, seiner Natur anhaftende immanente Triebkraft zuerkennen können, ohne den Einfluß anderer Gebiete für diese Entfaltung und Fortentwicklung zu Hilfe zu rufen? Wenn ja, welche Sphäre des Menschenlebens ist dies?

Auf diese Frage waren zwei Antworten möglich, eine idealistische und eine materialistische. Und in der That sind beide gegeben worden, letztere von Karl Marx, erstere von Thomas Henry Buckle.

In seinem nachgelassenen Werke: „Geschichte der Civilisation in England" sucht der englische Historiker den Nachweis zu bringen, daß der Kulturfortschritt in letzter Linie lediglich auf der Zunahme des menschlichen Wissens basiere, und beleuchtet von diesem Standpunkt aus die Geschichte Englands, Schottlands, Frankreichs und Spaniens in eigenartiger und geistvoller Weise. Die empirische Grundlage seiner Geschichtsphilosophie ist der seiner Ansicht nach fundamentale Unterschied der europäischen und asiatischen Kultur, den er darauf zurückführt, daß außerhalb Europas die elementare Übermacht der Naturgewalten den Menschen den Einflüssen der Außenwelt vollkommen untergeordnet habe, während in Europa die verhältnismäßige Schwäche und maßvolle Milde in den Äußerungen der Naturkräfte es dem Menschen ermöglicht habe, sich ihnen anzupassen, ihren Gefahren zu begegnen und schließlich sie in seine Dienste zu zwingen. Weil nun die Geschichte der Menschheit wesentlich die Geschichte der europäischen Civilisation ist, diese aber identisch mit dem zunehmenden Triumph des menschlichen Geistes über den stetig abnehmenden Einfluß der Naturgewalten auf den Menschen, so ist ihm „das Problem . . . vereinfacht und die Entdeckung der Gesetze einer europäischen Geschichte zum ersten Male in eine Entdeckung der Gesetze des menschlichen Geistes aufgelöst". Die geistige Sphäre zerfällt nach ihm nun in zwei Elemente, das moralische und das intellecktuelle. Ersteres sei keinen Veränderungen unterworfen: „In Bezug auf unsere sittliche Führung giebt es kein einziges bei den gebildetsten Europäern jetzt bekanntes Prinzip, das nicht schon den Alten ebenso bekannt gewesen wäre." Auf intellecktuellem Gebiete dagegen sei es offenbar, daß ein stetiger und starker Fortschritt in allen wissenschaftlichen Disziplinen stattfinde. „Auf diese Weise hängen unter einem umfassenderen

Gesichtspunkt die Veränderungen bei jedem Kulturvolk im Ganzen nur von drei Dingen ab, erstlich von dem Umfang des Wissens seiner tüchtigsten Männer, zweitens von der Richtung dieses Wissens, d. h. von den Gegenständen, auf welche es sich bezieht, und drittens besonders von der Ausdehnung, in welcher dieses Wissen verbreitet ist, und von der Freiheit, mit der es alle Klassen der Gesellschaft durchdringt."

Die andere Antwort gaben Marx und Engels in der oben erwähnten „Materialistischen Geschichtsauffassung". Sie zerfällt in zwei wesentlich von einander zu scheidende Teile: Die Theorie vom „ökonomischen Unterbau" und „ideologischen Überbau" und die Theorie vom „Klassenkampf", — die soziale Statik und soziale Dynamik, wie man sie wohl genannt hat. Die erstere ist am konkretesten zusammengefaßt von Engels im Anti-Dühring:

„Die materialistische Auffassung der Geschichte geht von dem Satze aus, daß die Produktion, und nächst der Produktion der Austausch ihrer Produkte, die Grundlage aller Gesellschaftsordnung ist; daß in jeder geschichtlich auftretenden Gesellschaft die Verteilung der Produkte, und mit ihr die soziale Gliederung in Klassen oder Stände, sich danach richtet, was und wie produziert und wie das Produzierte ausgetauscht wird. Hiernach sind die letzten Ursachen aller gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen zu suchen nicht in den Köpfen der Menschen, in ihrer zunehmenden Einsicht in die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern in Veränderungen der Produktions- und Austauschweise; sie sind zu suchen nicht in der Philosophie, sondern in der Ökonomie der betreffenden Epoche. Die erwachende Einsicht, daß die bestehenden gesellschaftlichen Einrichtungen unvernünftig und ungerecht sind, daß Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage geworden, ist nur ein Anzeichen davon, daß in den Produktionsmethoden und Austauschformen in aller Stille Veränderungen vor sich gegangen sind, zu denen die auf frühere ökonomische Bedingungen zugeschnittene gesellschaftliche Ordnung nicht mehr stimmt. Damit ist zugleich gesagt, daß die Mittel zur Beseitigung der entdeckten Mißstände ebenfalls in den veränderten Produktionsverhältnissen selbst — mehr oder minder entwickelt — vorhanden sein müssen. Diese Mittel sind nicht etwa aus dem Kopfe zu erfinden, sondern vermittelst des Kopfes in den vorliegenden materiellen Thatsachen der Produktion zu entdecken."

Die zweite Theorie ist am klarsten ausgesprochen von Marx im „Kommunistischen Manifest":

„Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen. Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und

Leibeigener, Zunftbürger und Gesell, kurz, Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zu einander, führten einen ununterbrochenen bald versteckten, bald offenen Kampf, einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen.

„In den früheren Epochen finden wir fast überall eine vollständige Gliederung der Gesellschaft in verschiedene Stände, eine mannigfaltige Abstufung der gesellschaftlichen Stellungen. . . . . . .

„Unsere Epoche, die Epoche der Bourgeoisie, zeichnet sich jedoch dadurch aus, daß sie die Klassengegensätze vereinfacht hat. Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große, einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat." Daraus folgert Marx, daß der Sieg des Proletariats zum erstenmale in der Geschichte nicht eine neue Klassenherrschaft an Stelle der alten setzen könne, sondern den Klassengegensatz (d. h. den Widerstreit der Lebensprinzipien verschiedener wirtschaftlicher Interessengruppen) überhaupt aufheben müsse. (Vergl. „Elend der Philosophie", pag. 163 f.)

III.

Wir haben im vorhergehenden die knappen Grundzüge der beiden großen geschichtsphilosophischen Systeme gegeben, die heute die historische Wissenschaft in zwei Lager spalten. Soviel dürfte wohl ersichtlich geworden sein: Nimmt man die logischen Voraussetzungen der modernen Geschichtsphilosophie, die Entwicklungsidee und die Abstraktion von einem die Geschicke der Menschen persönlich lenkenden Gott an — und das thut heute wohl der überwiegende Teil des gebildeten Bürgertums wie des Proletariats —, dann erscheint für jeden, dessen Kausalbedürfnis nicht mangelhaft entwickelt ist, die Alternative unerläßlich: Buckle oder Marx; tertium non datur. Wieder einmal stehen also Idealismus und Materialismus kampfbereit einander gegenüber. Ist die Entscheidung hier lediglich Sache des Geschmacks odes des Instinkts? Bietet sich uns kein rein logischer Ausweg aus diesem Dilemma? Wir meinen, ja. —

Eins wird bei kritischer Betrachtung der beiden Systeme schnell offenbar, daß sie beide erkenntnistheoretisch durchaus ungenügend fundiert sind. Das logische Raisonnement, mittelst dessen Buckle zu seiner Theorie gelangt, ist mehr als angreifbar, und Marx schenkt sich eine Begründung seines Standpunkts völlig und begnügt sich damit, ihn seinen Gläubigen einfach zu dekretieren. Zugleich ergiebt sich aber, daß auch diese beiden „letzten Prinzipien" der Entwicklung keineswegs letzte Prinzipien sind; denn, angenommen, diese oder jene Hypothese sei richtig, so muß man doch billiger-

weise weiter fragen: Woher **stammt** jene primäre Entwicklung des menschlichen Geistes oder der Produktionsverhältnisse; das eine müßte psychologisch, das andere soziologisch analysiert und erklärt werden. Und wenn wir dies zu thun versuchen, so finden wir, daß hinter dieser letzten Entwicklungsreihe, die die der übrigen sozialen Sphären bedingen und bestimmen soll, noch die Hauptsache fehlt: die **immanente Triebkraft**, die jene erst hervorruft und ihrerseits dem menschlichen Wesen an sich zu eigen ist. Der historische Materialist könnte zum Idealisten sagen: Deine Deduktionen sind ja sehr schön, aber erkläre mir gefälligst, was bedingt und bestimmt denn nun jene „Richtung des Wissens", jene „Ausdehnung" seiner Verbreitung und jene „Freiheit", mit der es alle Klassen durchdringt? Wirst Du nicht diese Elemente, die meinetwegen bestimmenden Einfluß auf die Kultur haben sollen, ihrerseits zurückführen müssen auf die ökonomischen Bedürfnisse der Technik, auf die Herrschaftsverhältnisse 2c.? — Und der historische Idealist könnte antworten: Dein Einwand klingt ja sehr plausibel, und Deine Anschauungen vom Einfluß der ökonomischen Struktur auf die geistige Kultur mögen viel Wahres enthalten, aber willst Du mir vielleicht sagen, woher jene „Veränderungen der Produktions- und Austauschweise" kommen, durch welche die gesamte Entwicklung angeblich veranlaßt wird, wenn nicht durch den immer größer werdenden Triumph des menschlichen Geistes über die Naturkräfte?

Der historische Idealismus könnte vielleicht noch zu einem allgemeinmenschlichen „Forschungstrieb" seine Zuflucht nehmen, aber, wie uns scheint, mit geringem Erfolge, denn ein solcher rein durch die Freude am Wissen genährter Trieb zur Naturerkenntnis findet sich selbst auf den höchsten Stufen der Kultur nur bei relativ sehr seltenen Exemplaren des homo sapiens vertreten; gerade bei Völkern niederer Civilisation, bei denen es noch keinen besonderen Beruf der Wissenschaft giebt, und das ganze geistige Leben in den Händen des — notwendiger Weise stets konservativen und der Naturwissenschaft abgeneigten — Priestertums liegt, wird es deutlich, wie wirtschaftliche, materielle Bedürfnisse und Mißstände es sind, welche dem erwachenden menschlichen Denken die ersten Probleme stellen und so die ersten Anfänge der Naturerkenntnis ins Leben rufen. Es bleibt also auch hier die Lücke offen und die Frage unbeantwortet: **Wo ist das treibende Element aller sozialen Entwicklung?**

Notwendig ist es hier zunächst, die eine Thatsache festzustellen, daß das soziale Gemeinschaftsleben an sich keine Eigentümlichkeit des Menschen ist, sondern sich bereits auf höheren Stufen des Tierreichs ausgebildet findet. Und zwar entsteht ein **Familienleben** überall dort, wo die Jungen noch längere Zeit nach der Geburt hilfsbedürftig und unfähig sind, sofort indi-

viduell selbst ihre Lebensbedürfnisse zu befriedigen, ein Gesellschaftsleben überall dort, wo das vereinzelte, wenn auch ausgewachsene Individuum, nicht oder nicht so leicht und sicher, wie in der Herde, imstande ist, sich im Kampf ums Dasein zu behaupten. Die Ursachen für die Entstehung sozialer Gebilde sind also nicht soziologischer, sondern biologischer Natur, sie wurzeln in der physiologischen Konstruktion der betreffenden Art von Organismen. Betrachten wir nun den Menschen nach diesen seinen elementaren animalischen Eigenschaften, auf der niedrigsten Stufe seiner Entwicklung, und zwar unter Ausscheidung anormaler Verhältnisse, also namentlich bestimmender Einflüsse von außen, seitens anderer, höher kultivierter Völker, konstruieren wir also, frei nach Thünen, einen „Isolierten Staat" für die soziologische Forschung und suchen wir nun den ersten Anstoß kultureller Fortentwicklung zu ergründen, so erscheint es ziemlich plausibel, daß hier nur ein einziges Element auftreten kann, welches die konservative Gewalt der Tradition aufhebt und zu Neuerungen Anlaß giebt, daß dieses sich aber in absehbarer Zeit auch notwendig geltend machen muß: nämlich die unter normalen Verhältnissen unvermeidliche Vermehrung der Bevölkerung, — oder besser gesagt „Zunahme der Volksdichtigkeit"; denn soziale Bedeutung erlangt jene natürliche Vermehrung erst, wenn die territoriale Ausdehnung bei sonst gleichbleibender Lebensweise an anderen fremden Siedelungen oder an oreographischen Hindernissen eine Schranke findet und nunmehr eine zunehmende Menschenmenge auf gleich groß bleibendem Territorium ihre Existenzbedürfnisse befriedigen muß. Dann ist zum ersten Male ein soziales Problem vorhanden, das Problem, welches am Ende aller großen sozialen Epochen wiederkehrt und stets die nämliche Sphinxfrage stellt: Die Übervölkerung, „das Drängen einer Gesellschaft gegen die Schranken des bisherigen Wirtschaftszustandes", wie Dühring es einmal treffend definiert. —

Dieses Problem kann zwei Lösungen finden: Entweder man erhält systematisch die Bevölkerung auf dem status quo, sei es durch Krieg oder Kindesmord, durch sexuelle Abstinenz oder Verhinderung der Conception. Diese Lösung finden wir bei allen Naturvölkern, die — vielleicht ihrer Rasse nach — unfähig zu kulturellem Fortschritt sind. Deshalb haben alle sogenannten Naturvölker wohl eine „Vergangenheit", aber keine „Geschichte". Wir finden diese Lösung aber auch bei Kulturvölkern, welche aus irgend welchen Gründen zu weiterer Entwickelung nicht fähig sind.*)

*) Deshalb muß den Soziologen das auffallende Umsichgreifen des Neumalthusianismus in der Gegenwart mit so ernster Besorgnis erfüllen.

Theologie und Moral, Politik und wirtschaftlicher Egoismus müssen diesem Zwecke ihre Dienste leisten. Oder aber die Übervölkerung führt zu einer Änderung der Wirtschaftsordnung, d. h. zu einer intensiveren Ausbeutung der natürlichen Güterquellen durch Steigerung der wirtschaftlichen Technik.

Alles dies sind Erwägungen, die streng genommen mit der „Materialistischen Geschichtsauffassung" noch nichts zu thun haben; wohl aber schließt sich diese nun zwanglos und folgerichtig an. Wir haben nämlich jetzt als Ausgangspunkt zwei gegebene Größen, mit denen wir rechnen können: eine Menschenhorde von bestimmter Größe und Rasse, und ein von ihr bewohntes Territorium von bestimmter oreographischer, klimatischer etc. Beschaffenheit. Aus diesen ergiebt sich zunächst die Quantität und Qualität der Bedürfnisbefriedigungsmittel, die von den vorhandenen Arbeitskräften erzeugt werden müssen, diese aber indiziert wiederum die Art der Produktionstechnik. Mit der Anwendung ökonomischer Technik tritt zum ersten Male der Mensch über das Tier. Wo jenes der Natur passiv wehrlos gegenüber steht, wenn seine körperliche Anpassung erschöpft ist, beginnt beim Menschen die intellektuelle Anpassung: Er trotzt der Natur durch aktives Eingreifen eine größere Menge von Gütern ab, als sie ihm freiwillig bietet, sei es durch Unterstützung ihrer Schöpfungskräfte (Ackerbau, Viehzucht), sei es durch raffiniertere Ausbeutung ihrer Produktion mittelst erfundener Werkzeuge. Jede derartige technisch gesteigerte Ausnutzung der vorhandenen Güterquellen erfordert resp. schafft aber durch Zusammenfassung gleichartiger Elemente für gleiche wirtschaftliche Thätigkeit (z. B. der Männer für die Jagd, der Frauen für die Zubereitung der Beute) eine bestimmte soziale Gliederung der Gesamtheit, d. h. eine Wirtschaftsordnung. Diejenige Gruppe, welche für die betreffende Wirtschaftsordnung die ausschlaggebendste und ökonomisch bedeutsamste ist, beeinflußt naheliegend genug auch den Verteilungsmodus der produzierten Güter zu ihren Gunsten durch entsprechende Gestaltung der rechtlichen Verhältnisse, d. h. sie schafft eine ihrer Stellung adäquate politische Herrschaftsorganisation, mit Staats- und Familienrecht, mit Standes- und Klassengegensätzen. Den gesamten Komplex dieser mehr materiellen Verhältnisse faßt Marx zusammen als die „ökonomische Struktur", den „materiellen Unterbau". Auf ihm erhebt sich der „ideologische Überbau", d. h. jener giebt den Inhalt ab für die menschliche Geistesthätigkeit und wird dadurch bestimmend für deren jeweiligen Charakter. Das geistige — oder, wie Marx sagt, „ideologische" — Leben besteht in einem Reagieren des Gefühls und Verstandes auf die Reize der Außenwelt, das „milieu". Daß der Einzelmensch seine Umgebung ästhetisch, moralisch, metaphysisch u. a. betrachtet, daß er überhaupt wertet und urteilt, ist eine rein psycho-

logische Erscheinung. Was er aber zu betrachten hat und wie er es wertet, hängt ab von der Beschaffenheit des Objekts und Subjekts. Soweit diese an sich individuellen Urteile also für große Menschengruppen, für alle Angehörigen bestimmter Klassen, Nationen, Zeitepochen wesentlich gleich sind, werden sie zu sozialen Erscheinungen und gehören der Soziologie und Geschichtswissenschaft an. Wir sprechen dann nicht mehr von ästhetischen oder ethischen Urteilen, sondern von Kunststilen, Moralsystemen rc. Innerhalb dieser ökonomisch bedingten Charaktere bleibt selbstverständlich freier Spielraum für die Bethätigung der Individualität. Wie sehr aber trotz aller individuellen Verschiedenheit die sozialen Gleichheiten sich durchsetzen, davon kann man sich bei jeder Gelegenheit überzeugen. Ein geübter Kunsthistoriker z. B. kann mit Leichtigkeit angeben, welchem Lande, welcher Zeit oder Schule ein ihm unbekanntes Bild entstammt, obwohl doch auf kaum einem Gebiete die Individualität eine so große Rolle spielt, wie in der Kunst. Und eine lächerliche Übertreibung ist es, wenn man gar in dem schöpferischen Walten einzelner hervorragend begabter Individuen die Wurzeln aller geschichtlichen Entwicklung finden wollte. Einmal fragt auch hier wieder das Kausalitätsbedürfnis: Wo kommen diese Entdeckungen, Erfindungen, Pläne und Ideen her, wenn nicht außerhalb ihres Schöpfers die Lösung heischenden Probleme vorlagen, die seinem Denken erst die fragliche Richtung verliehen und sein Forschen und Suchen anspornten? „Wie groß auch die eigentümliche Bedeutung mächtiger Individuen erscheinen mag, sie wurzeln doch in dem Boden, auf welchem sie stehen, ... und haben vor sich die Probleme der Gegenwart; die Punkte, auf welche sie ihre besondere Aufmerksamkeit wenden, stehen in einem allgemeinen Zusammenhang mit dem Gesamtleben."*) Ferner aber ist wohl zu beachten, daß das, was die Schöpfungen großer Geister erst als schöpferisch, umwälzend, wirkungsmächtig erscheinen läßt, nicht die abstrakte Idee an sich ist, sondern der Widerhall, den sie in den Herzen der Massen findet, und die praktische Anwendung ihrer Konsequenzen auf die Umgestaltung der sozialen Lebensverhältnisse. Das beweisen die zahlreichen unverstandenen, verlachten, verachteten Vorläufer großer Nachfolger, deren Hauptfehler war, daß sie in einer Zeit lebten, deren Verhältnisse für ihre Ideen oder deren praktische Verwertung noch nicht reif waren. — Die gewaltigen Verschiedenheiten und der dauernde Wechsel jener oben erwähnten Stile und Richtungen muß aber doch seine zureichenden Gründe haben, und da erstere, wie bemerkt, sozialer, allgemeiner Natur sind, so müssen auch die letzteren sozialer

---

*) Knies: „Die politische Ökonomie vom Standpunkt der geschichtlichen Methode", 1853, pag. 168.

Natur sein. Es muß sich also entweder das Objekt, auf welches sich die Urteilsthätigkeit bezieht, nämlich die Umgebung, oder das Subjekt, die urteilende Menschengruppe, in seinem Wesen geändert haben. Beides aber geschieht notwendig durch die rein wirtschaftliche Entwicklung, welche einerseits das Aussehen der Außenwelt in jeder Hinsicht dauernd verändert, andererseits eine stetige Umwälzung in den Standes- und Klassen-Gegensätzen hervorruft.

Nur in diesem Sinne darf die Theorie verstanden werden, daß die ideologischen Sphären des Lebens bedingt und bestimmt seien von den materiellen. Vor allem haben Marx und Engels stets anerkannt, daß Ideen, wenn sie erst einmal festen Fuß gefaßt haben, auch sozusagen ein selbständiges Leben bekommen und durch den Einfluß der Tradition, sowie durch Propaganda auch in Verhältnissen weiter wirken können, wo ihre wirtschaftlichen Entstehungsbedingungen nicht mehr oder noch nicht vorhanden sind, ihre originäre Entstehung also ausgeschlossen erscheint. Soweit die „Materialistische Geschichtsauffassung“ nicht zu einer einseitig absurden Geschichtskonstruktion wird, sondern sich bewußt bleibt, daß sie nur eine soziologische Methode der Geschichtsbetrachtung sein soll, muß man ihr soviel zugestehen, daß sie aus ihrer Grundlage, der atheistisch-evolutionistischen Weltanschauung, logisch folgerichtig abgeleitet ist, eine letzte Konsequenz des „Zeitalters der Naturwissenschaften“.

Mit Hilfe dieser Methode sucht nun der Marxist die Zukunft der europäischen Civilisation, in großen Zügen wenigstens, vorherzubestimmen, um darnach sein Verhalten gegenüber den sozialen Erscheinungen der Gegenwart einzurichten. Die Zukunft zu enträtseln ist er nur imstande, wenn es ihm gelungen ist, „das ökonomische Bewegungsgesetz der modernen Gesellschaft zu enthüllen“. Diesem Zwecke, Weg und Richtung der gegenwärtigen ökonomischen Entwicklung zu finden, ist das System des Marxismus: „Das Kapital“, gewidmet.

Als Kernpunkt der wirtschaftlichen Entwicklung in der Epoche des Kapitalismus erscheint ihm die „Konzentration des Kapitals“: Die bei wachsender Bevölkerungsdichtigkeit steigende Nachfrage erzeugt eine immer raffiniertere Technik, diese involviert immer stärkeres Überwiegen des Großbetriebes und des kapitalistischen Arbeitsverhältnisses, — (ein Unternehmer als Leiter der Produktion und Besitzer der Produktionsmittel, zahllose unselbständige, abhängige, besitzlose Lohnarbeiter ohne Einfluß auf den Gang der Produktion) —; die Konkurrenz der relativ wenigen „Kapitalisten“ auf dem Weltmarkt erzeugt provisorische internationale Regelung der Produktion durch Unternehmerverbände, ebenso die Konkurrenz der Proletariermassen auf dem Arbeitsmarkt Arbeiterverbände. Erstere ermöglichen den Fortschritt zu trusts, wobei auch die Leitung der Produktion aus den Händen der

Produktionsmittelbesitzer genommen und in die Hände kapitalistisch entlohnter Angestellter (Betriebsdirektoren rc.) gelegt wird, während die Besitzer als „Aktionäre" nur noch ihren periodischen Tribut einziehen; letztere gewinnen stets steigenden wirtschaftlichen und politischen Einfluß, jenen durch Streik und Boykott, diesen im Parlament und in den Kommunalbehörden. Ist die Entwicklung bis zu einen bestimmten Punkte gediehen, so bleibt dem Proletariat, das sich nunmehr nicht mehr als eine unterdrückte Klasse, sondern als die Gesamtheit der Kulturvölker fühlt, nur die Aufgabe übrig, jene tributeinziehenden Parasiten nebst deren, ihre Machtstellung schützenden und deshalb ihre Privilegien teilenden Klienten (Offiziere, Bureaukraten, Diplomaten rc.) durch Vorenthaltung der Dividenden oder Zwangsabfindung zu enteignen, falls nicht der Zinsfuß bis dahin schon ohnedies auf Null gesunken ist, und an ihre Stelle statistische Behörden für die Güter-Verteilung zu setzen. Die Expropriateurs sind expropriiert, der Sozialismus anerkannt, thatsächliche und rechtliche Form der Produktion wieder miteinander in Einklang gesetzt.

IV.

Dies ist in kurzen Worten die theoretische Grundlage der Sozialdemokratie, wie sie als deren letztes Ziel im ersten Teil des Erfurter Programms ausgesprochen ist. Wesentlich davon verschieden und auf ganz anderen Erwägungen beruhend ist der zweite, sogenannte praktische Teil, der ihre sofortigen Forderungen im Rahmen der heutigen Gesellschaftsordnung enthält. Woher stammen diese Forderungen? Verdanken sie ihre Existenz im sozialdemokratischen Programm lediglich der persönlichen Richtung einiger „Führer" oder zufälligen allgemeineren Stimmungen der Zeit? Ist es richtig, zu sagen, daß allgemeine bürgerliche Ideale, wie die Friedensbewegung, die Frauenemancipation rc., die Sozialdemokratie „angesteckt" hätten, daß traditionelle Schlagworte früherer Oppositionsparteien von Gleichheit und Freiheit in ihr fortspukten? Oder folgen auch diese konkreten Forderungen konsequent aus dem Gesamtcharakter des Sozialismus.

Platonische Freunde desselben, die mehr oder weniger dem Geiste des Marxismus huldigen, mit seiner politischen Partei-Inkarnation aber nichts gemein haben wollen, sondern sich einen konservativen und ethischen Anstrich geben, führen mit Vorliebe jene Entschuldigungen an und betonen die vorgeblich offenbare Heterogenität zwischen dem ersten und zweiten Teil des Programms. Uns scheint, mit Unrecht. Aus dem Zukunftsbild des Marxischen Kollektivismus allerdings folgen jene Forderungen nicht, wohl aber aus dem Charakter der diesen erstrebenden Bewegung und der Klasse, die Träger dieses Ideals ist. Dies ist nach der Lehre des Marxismus d a s P r o l e t a r i a t, d. h. die im Laufe der Entwicklung

immer größere Massen der Bevölkerung aufsaugende Schicht der im Dienste der Produktionsmittelbesitzer thätigen, lediglich von der Arbeit ihrer Hände oder ihres Hirns lebenden, periodisch oder stückweise bezahlten Erwerbsthätigen. **Welches sind die gemeinsamen wesentlichen Eigenschaften dieser Schicht, und welche Bestrebungen ergeben sich aus ihnen?**

1. Das Proletariat bildet einmal die große Masse der Bevölkerung gegenüber einer relativ geringen Anzahl politisch und rechtlich Privilegierter. Daraus folgt, daß sein Streben dahin gehen muß, die politische Macht möglichst uneingeschränkt in seine Hände zu bekommen, daß **der politische Charakter der sozialistischen Partei ein extrem freiheitlicher sein muß.** Eine Bewegung, die darauf ausgeht, die breite Masse der unteren Stände frei zu machen von wirtschaftlicher Unselbständigkeit, von sozialer Unterdrückung, von religiösem „Aberglauben", sie zu eigenem Denken und Urteilen auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet zu erziehen, mit einem Wort sie auf das Kulturniveau der herrschenden Klassen zu erheben, und alles das in beständigem politischen Kampfe mit eben dieser ihre Privilegien wahrenden Klasse, muß notwendig als erste Forderung weitgehendste politische Gleichheit aller Staatsbürger und weitgehendsten Einfluß auf die Gesetzgebung und Verwaltung fordern und jede verfassungspolitische Institution aufs ärgste bekämpfen, in der auch nur die Möglichkeit politischer Bevormundung liegt.

2. Das Proletariat verkörpert zweitens die Armut gegenüber dem Reichtum. Daraus folgt, daß seine Bestrebungen — unabhängig von dem kollektivistischen Zukunftsideal des Marxismus — heute bereits auf eine **möglichst kommunistische Gestaltung der herrschenden Gesellschaftsordnung** gehen müssen: Unentgeltlichkeit der wichtigsten Kulturgüter (Bildung, Rechtspflege, Versicherungswesen, Bestattung, Gesundheitspflege 2c.) und Deckung der Kosten von Staatswegen mit möglichster Heranziehung der großen Vermögen und Schonung des niedrigen Einkommens.

3. Das Proletariat ist ferner, als integrierender Bestandteil der kapitalistischen Verkehrswirtschaft, eine durchaus internationale Erscheinung; es hat mit dem Proletariat aller andern Kulturländer dieselben Lebensinteressen gemeinsam und dieselben Klassengegensätze und Klassenkämpfe gegen die internationale Macht des Kapitals; es ist vom Weltmarkt abhängig und ein gewonnener oder verlorener Lohnkampf hat ihm die gleiche Bedeutung, ob er in Deutschland oder Frankreich ausgefochten ist. Es kommt dazu, daß der Proletarier losgelöst ist vom heimatlichen Boden, daß der heimatliche Staat ihm meist politischer Gegner ist, endlich als wichtigstes Moment, daß die eigentlich nationalen Fragen für ihn, in seiner Eigenschaft als Proletarier wenigstens, kein Interesse haben, alle Maßnahmen zu seinen

Gunsten aber — vom Arbeiterschutz bis zur „Vergesellschaftung des Kapitals“ — fast nur auf internationaler Basis geschehen können, daß zum Überfluß eine Reihe von ihm nachteiligen Maßregeln gerade unter nationaler Flagge segeln. Die notwendige Konsequenz ist die internationale Solidarität des Proletariats, die sich äußert in möglichster Förderung friedlichen Zusammengehens der Nationen und möglichster Ausmerzung aller trennenden Momente.

4. Der Kampf, den die Sozialdemokratie führt, ist weiterhin ein Kampf um irdische, materielle Güter, um „Schätze dieser Welt“, geführt gegen „die Obrigkeit, die Gewalt über uns hat“; mehr noch, auch die geistigen Mittel, mit denen er gekämpft wird, die materialistische Geschichtsauffassung, steht und fällt mit der atheistischen Weltanschauung. Es ist somit schlechterdings undenkbar, daß dieser Kampf durchgekämpft wird von einem Proletariat, das, im frommen Christenglauben befangen, dieses Leben nur ansieht als einen dornbestreuten Leidensweg, dessen ergebungsvolle Zurücklegung zum Paradiese führt, das die Übel dieser Welt gern zu dulden gewillt ist nach der Moral der Askese und der Demut, welcher Keuschheit, Armut und Gehorsam als Kardinaltugenden des Erdenlebens erscheinen. Damit ist keineswegs gesagt, daß der „Zukunftsstaat“ notwendig offiziell atheistisch sein müßte, noch weniger, daß die „Erklärung der Religion als Privatsache“ eine Heuchelei darstelle (denn dieser Punkt des Programms bezieht sich lediglich auf die verfassungspolitische Stellung religiöser Gemeinschaften überhaupt im Staate), sonder nur, daß der Kampf um diesen „Zukunftsstaat“ nur mit atheistisch und sensualistisch geschulten Truppen gefochten werden kann. Insofern hat unseres Erachtens Herr von Stumm recht, wenn er in der christlich-sozialen Bewegung keine Ablenkung, sondern nur eine Vorbereitung der Sozialdemokratie sieht; wahres Christentum ist wohl mit einem sozialistischen Staat vereinbar, weil überhaupt an keine Staatsform gebunden, aber niemals mit einem sozialistischen Klassenkampf.

5. Das letzte eigenartige Charakteristikum ist die Stellung des Weibes im Proletariat. Fast nirgends zeigt sich der moderne Klassengegensatz so ausgeprägt, wie auf diesem Gebiete. Die Maschine, die den Beruf der Hausfrau zertrümmerte und zu einem inhaltslosen Wort herabsinken ließ, hat die Gattin für das Bürgertum zu einem Luxusgegenstand, für das Proletariat zu einem Arbeitskameraden gemacht. Das Weib ist aus einer Arbeiterin im eigenen Einzelhaushalt dort zu einer arbeitslosen Drohne, hier zu einer dem Manne wirtschaftlich gleichstehenden Lohnarbeiterin im fremden Großbetrieb geworden. Aus dieser thatsächlichen Gleichheit der Berufsthätigkeit der sozialen Lage und den damit verbundenen Interessen

folgt, daß das Proletariat auch auf politischen, rechtlichen und verwandten Gebieten prinzipielle Gleichstellung der Geschlechter fordern muß. Es folgen aber daraus auch noch weitere, schwerwiegende Konsequenzen für die Gestaltung des Sexuallebens. Wird das Weib auf wirtschaftlichem Gebiete dem Manne gleichgestellt, während das Ehe- und Familienrecht das alte bleibt, so widerfährt ihm keine Gerechtigkeit, sondern die stärkste Ungerechtigkeit. Der Mann wird dadurch freier, das Weib unfrei, denn es ist nicht nur Arbeiterin, sondern auch Mutter. Und die Last der Kinder ruht jetzt doppelt schwer auf ihr, denn jetzt rauben sie ihr nicht nur Jugend und Schönheit, sondern auch die Arbeitskraft, machen ihr nicht nur Sorge und Mühe, sondern hindern sie auch in ihrer Berufs- und Erwerbsthätigkeit, sind nicht mehr der Entgelt, den sie dem Erhalter der Familie zahlt, sondern bedeuten Einschränkung und Mehrarbeit für sie selber. Es kommt dazu, daß gleichzeitig mit dem Heraustreten auf den Arbeitsmarkt das Weib auch aus seiner Unbildung, seiner Gehorsamstellung und seiner Prüderie und Unkenntnis in der sexuellen Sphäre heraustritt.*) Die notwendige Folge, die wir in Nordamerika bereits eintreten sehen, ist, daß es viele Kinder nicht mehr als Segen, sondern als Fluch empfindet, und Abtreibung und künstliche Sterilität Massenerscheinungen werden. Die wirtschaftliche „Befreiung" der Frau muß unausbleiblich schnellen Rückgang der Bevölkerung und damit Untergang der europäischen Kultur zur Folge haben, wenn nicht ein starkes Gegenmittel angewendet wird. Und dieses will die Sozialdemokratie anwenden, ein doppeltes: Übernahme aller Zeit, Geld und Kraft raubenden Lasten der Kinderaufziehung durch die Gesamtheit, die als solche ja ein Interesse an der Volksvermehrung hat, und Befreiung des geschlechtlichen Verkehrs von allen Fesseln und Hemmnissen, die Ehe- und Familienrecht ihm anlegen. Die „freie Liebe" zerstört zwar das uns sympathische Bild der vaterrechtlichen Familie, ist aber die ultima ratio einer Entwicklung, die vom Standpunkte des Marxismus als unaufhaltbar erscheint.

Resumieren wir kurz noch einmal: Demokratismus, Kommunismus, Internationalität, Atheismus und Emancipation des Weibes fanden wir als Essentialien einer auf dem Boden des Marxismus stehenden sozialen Bewegung. Wir suchten den Nachweis zu führen, daß die Sozialdemokratie in ihrer heutigen Gestalt kein Zufall, sondern ein in sich logisch geschlossener Gedankenkomplex ist, von dem man nicht beliebig einzelne Teile abtrennen oder zufügen kann; daß sie notwendig so ist, wie

*) Man muß sich bei alledem stets gegenwärtig halten, daß nach Marxistischer Lehre die gegenwärtigen Verhältnisse des Proletariats mutatis mutandis vorbildlich sind für die zukünftigen Verhältnisse der Gesamtheit.

sie ist; und daß es eine Sisyphusarbeit bedeutet, der modernen Arbeiterbewegung als solcher nationalen, monarchischen oder christlichen Geist einflößen zu wollen. Hat doch bereits jetzt schon ein nicht ganz unbeträchtlicher Teil der Arbeiterschaft sich von der „Partei" losgesagt, weil deren offizielle Vertretung in Presse und Parlament ihm den eigentümlich „proletarischen" und „revolutionären" Charakter des Sozialismus nicht genügend zu wahren schien; und wir fürchten der Sachlage nach, es gelingt eher, das Proletariat von seinen Führern zu trennen, als es für das Ideal einer zwar radikalen, aber staatserhaltenden Volkspartei zu gewinnen.

Soll das nun heißen, daß das sozialdemokratische Gebäude unangreifbar ist? Nichts weniger; giebt es doch schlechthin nichts auf der Welt, was logisch unangreifbar wäre; das aber sollte es zeigen, daß es nicht beliebig angreifbar ist, sondern nur an einigen Stellen, und daß diejenigen, die sich berufen fühlen, es anzugreifen, dort den Sturm unternehmen müssen, wenn sie nicht mit blutigen Köpfen abziehen wollen. Diese Punkte — drei sind es an der Zahl — liegen offen genug vor Augen.

1. Den ersten bildet die materialistische Weltanschauung. Wir brauchen nach obigem nicht näher darauf einzugehen. Wenn auch die Verwendung des Christentums für den Klassenkampf verlorene Liebesmühe ist und vielleicht bedeutet, den Teufel auszutreiben durch Beelzebub, so ist doch so viel klar, daß, wenn es gelingt, das Proletariat für das Christentum zurückzugewinnen, damit bereits der Klassenkampf in sich selbst aufgehoben und der Boden für eine soziale Reform geschaffen ist.

2. Der zweite Angriffspunkt ist die Lehre von der Konzentration des Kapitals, deren Widerlegung allerdings dem Fach-Nationalökonomen oder — dem Leben überlassen werden muß. Ergiebt es sich, daß der Kleinbetrieb über den Großbetrieb siegt oder ihm wenigstens die Stange hält, und daß die internationale Centralisation des Kapitals unübersteigbare Schranken findet, dann ist den weiteren Konsequenzen des Marxismus der Faden abgeschnitten.

3. Die letzte Säule des Gebäudes endlich ist die Entwicklungsidee. Sie ist uns zwar heute fast in Fleisch und Blut übergegangen; dennoch ist sie keineswegs als unerschütterliches Axiom zu betrachten. Mit großem Geschick verficht von den Neueren namentlich der Grazer Professor Ludwig Gumplowicz die Theorie, daß die Anschauung von einer einheitlichen menschlichen Entwicklung zu immer höheren Daseinsformen eine durch nichts gestützte Hypothese sei, und das Leben der Völker einem sturmbewegten Meere gleiche, in dem sich ohne Regel und Gesetzmäßigkeit bald hier, bald dort die Wellen erhöben und versänken. —

Dies sind die drei großen philosophischen Grundpfeiler der sozial-

demokratischen Weltanschauung, Grundideen, die in letzter Linie mehr Sache des Glaubens und des Gefühls, als des logisch abwägenden Verstandes sind (wie man ja bei allen Theorien schließlich zu indiskutablen Axiomen gelangt). Hat man sie aber einmal als Basis der eigenen Weltanschauung angenommen, dann scheint uns die Sozialdemokratie nur die bis in ihre letzten Konsequenzen geführte Gedankenreihe zu sein, innerhalb deren man nicht an einem bestimmten Punkte Halt machen kann, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu geraten.

Anton Bruckner.*)

Von Max Graf.

(Wien.)

I.

Es wird bald notthun, die einfache Wahrheit wieder einmal durch die Gassen zu rufen: das eigentlichste Wesen der Musik, ihre tiefste Kraft ist der Ton. Der Ton, wie das Tiefste der Dichtkunst die unergründliche Symbolik des Wortes ist, nicht Begebenheiten, Philosopheme, seltene Seelen, das Wirkende der Malerei nicht gemalte Geschichten, Köpfe, Allegorien sind, sondern die Farbe, bunte, leuchtende Klexe. Töne, Worte, Farben sind konventionelle Zeichen, leer und stumm. Jeder mag sie nach seinem Willen und zu seinen Zwecken brauchen. Aber es ist mit ihnen wie mit kostbaren Edelsteinen in der Fabel. Sie gehen durch hundert Hände, bis endlich in der Hand Eines — es ist gewöhnlich ein Träumer, ein Fischer, ein Bettler oder ein Kind — ihre geheimsten Kräfte aufblitzen, und Wunder aus dem Steine leuchten. Dieselben Worte werden laut, dieselben Farben strahlen, dieselben Töne singen. Und dort redet, blitzt, klingt es gemein und alltäglich, hier spricht, leuchtet, tönt es in nie vernommenen Zungen, in tiefsten Rätseln, in heiligen Mysterien. Das sind die Töne, Farben, Worte der großen Künstler, der Schöpfer.

Man hat lange in der Musik nicht auf die Töne gehört. Was man hörte, waren Gedichte — bei den Romantikern: zärtliche Liebeslyrik, schwermütige Stimmungsbilder, klingende Poeme der Seelen, kostbare Gedichte voll reicher seltener Stimmungen, die auf innigen, dunklen Tönen ins Ohr flossen. Dann wieder bei den Jungdeutschen klingende Bilder:

*) Dieser Aufsatz befand sich bereits im Satz, als die Nachricht eintraf, daß Anton Bruckner am 10. Oktober in Wien gestorben ist.

wilde Ritte, Schlachten, das tausendfache Seufzen der Hölle, das Meeresleuchten, der Wald. Da blitzten die Töne wie Raketen auf; jonglierten, seiltanzten die verwegensten Sachen. Was aus all den Werken dieser interessanten Jahre sprach, waren seltsame, oft tiefe Gedichte oder prachtvolle Gemälde. Auf diese horchte man. Was schwieg, war die mystische Kraft des nackten Tones. Außermusikalische Kräfte zeugten, und wie ein edles Metall, das durch viele Hände geht, blind wird, und nur im Innern unerkannt eine Welt von geheimen Strahlen schläft, so verstummte in jener Zeit das wechselnde Geheimnis, die Rätsel und das ewig neue Werden des Tones.

Denn, was Musiker und Hörer anzog, war nicht die verborgene Kraft der Töne. Die Musiker jener Zeit waren schwärmerische Seelen, Poetengemüter, phantastische Köpfe. Ihnen war der Ton wie der bunte Stein, der zu Mosaiken zusammengefügt wird, ein Instrument, etwas Festes, Starres, das man von außen anpackte und mit anderen Tönen paarte. Sie reizte die Farbe des Tones, der Reiz der Stimmung, das Äußere, die tönende Oberfläche. Bedeutung erhielt der Ton nicht aus sich. Die sog er aus der Luft, in der er Atem sog, der poetischen oder malerischen Stimmung. Er war Mittel, nicht Zweck. Das Publikum hörte erstaunt zu. Denselben, welche der Welt der Klassiker mit taubem Ohre horchten, bedeutete die romantische und jungdeutsche Welt etwas. Sie sprach laut, fesselte, reizte. Man lief von allen Seiten herzu und lauschte und schrie Beifall. Es war bequem, diese Musik zu hören. Auf der Flut so vieler außermusikalischer Elemente wurden die Töne leicht ins Ohr geschlemmt, daß alles plötzlich Musik zu verstehen glaubte. Was wirkte, war auch hier der Klangzauber, die tönende Oberfläche. Es war eine Musik für feinsinnige Dilettanten, welche allen Künsten mit gleicher Wärme huldigen und denen das Ineinanderfließen derselben vielen Reiz gewährt.

In einer solchen Welt schafft ein Künstler seltsam große Werke — Symphonieen, Messen und kürzere Sachen, die alle ins Riesige aufwachsen, — in welchen nichts Bedeutung hat, als die Töne, die in gespenstischer Nacktheit an das Ohr schlagen. Klingende Welten, in welchen die Töne nicht ein Instrument, ein Festes, Gegebenes wirken, sondern als stets wandelndes und wechselndes Urelement, das ewig neu gewertet wird. Werke, in welchen nicht das Leuchten der Oberfläche, sondern die mystische Sprache der Tiefe erklingt: Anton Bruckner.

II.

Es war im Wien des Vormärz. Einer lässig ruhenden, in sinnlichen Träumen sich wiegenden Zeit, die, launischen Genüssen der Gegenwart hingegeben, der drohenden Zukunft nicht dachte. Die matte Erschlaffung der

Geister koste die Musik. Italienischer Opernprunk schmeichelte den Sinnen, Virtuosenkonzerte fesselten durch leichtverwehte Künste, und von ferne lockten weich und innig die Töne des Walzers zu behaglichem Genießen. Man wußte nichts von der bunten Tonwelt, welche draußen in Deutschland und Frankreich die Geister erregte. Von der nachklassischen Kunst, die alle Formen kühn gesprengt und die Töne in freiem Spiele zu neuen seltsamen Gestaltungen gesellt. Von der subjektiven Freiheit, mit welcher man Stimmungen und Launen in Töne setzte, von der Verwegenheit der musikalischen Tonmalereien. Als plötzlich der kühnste dieser Jungen, Berlioz, wie ein Meteor in jenes süße Klangmeer, das 48er Jahr hereinbrach — gleichsam ein Vorbote der künftigen musikalischen Revolution —, da war er in seinen ungestümen Poesieen wie ein schwüles Leuchten von fernem Gewitter, das drohte und erschreckte. Kühnere Geister sehnten es wohl herbei, das mit Sturm und Wetter die wollüstig hitzige Luft reinigen sollte. Man träumte in wirren und phantastischen Träumen von einer neuen großen Kunst, die eine Erfüllung des äußersten Wünschens sein sollte.

Täglich wahrsagte man in den Journalen einen ungeheuren Aufschwung der Kunst, und in den Salons predigte Wagner die Revolution, welche das gesamte deutsche Musikleben umkehren müßte. Und endlich brach der Sturm herein, reinigend und befreiend, und mit ihm die neue musikalische Kunst, der man so lange entgegengeharrt. Wie Armidens Zaubergarten schwand jener sinnlich lockende Tonzauber zurück und wich einem tieferen Genießen. Der letzte Beethoven fand ernste Pflege, Schumann nahm mit der reichen Phantastik seiner Töne den Sinn gefangen, zögernd Werk um Werk. Später bereiteten einzelne blendende Stücke von Wagner auf die Aufführung des „Tannhäuser“ vor, und Liszts farbige Musikdichtungen reizten zu heftigem Streite. Der Reichtum von Werken junger stürmender Geister, welche die klassische Form in Stücke geschlagen und mit frischem Mute neue seltene Formen ersannen, die neuen musikalischen Welten zusteuerten mit mutigem Trotze und auf den Trümmern der klassischen Gestaltungen ihre Fahnen im Winde flattern ließen, in deren Kunst es von frischem Leben schäumte und in hellen Farben leuchtete. Und diese Werke erschienen als Erfüllung der Träume einer neuen jungen Kunst, in einem Kreise wildbewegter schwärmerischer Geister, welche den gährenden Wein in einem langen Trunke einsogen.

In diesen Tagen kam Bruckner nach Wien.

Der Gang seiner bisherigen Entwicklung ist einfach und klar genug. Ein Landschulmeister und Organist. Arm an äußerem Geschicke und großen Geschehnissen. Ohne Leidenschaften, vom Leben und Schicksal nicht aufgerüttelt. In sich gewendet, konnte er den musikalischen Phantasieen seines

Innern lauschen, durch Klostermauern vom Treiben des Tages geschieden. An der Orgel hat sich ihm die Welt der Musik erschlossen. An jenem Instrumente, aus welchem die Töne voll und groß in breitem Strome sich ergießen; in breitschwebenden Akkorden der tiefste Sinn musikalischer Verbindungen offenbar wird und mächtig, wie in einem großen Tonkaleidoskope Figuren und Spiele der Töne erscheinen, alles wie für die Ewigkeit in tönender Keilschrift festgestaltet. Hier konnte er, ein phantastischer Geist, in Tönen schwelgen, frei und ungebärdig, dennoch aber Regel und Gesetz tief fühlend, die hier lauter und drohender ihre Stimme ertönen lassen als sonstwo. Vielleicht gerade im Zwang alter Schulformeln, schweift hier der Geist in neue Weiten und eine Fülle neuen Gestaltens erblüht aus altem dogmatischen Gemäuer. Und wie die Mystiker in alten logischen Formeln und Gesetzen die weitesten Gedankenflüge thaten, die Künstler der gotischen Dome aus immerwiederkehrenden Formeln von Grundkreuz, Strebern, Pfeilern und Rosalien die wundersamsten Steinphantasieen erdachten, so enthüllen sich gerade an der Orgel — dem Instrumente des Mittelalters, der Zeit der Mystiker und gotischen Dome — die tiefsten musikalischen Gedanken in Jahrhunderte alten Tonformeln. Die musikalischen Urkräfte werden hier wach, die geheimsten lockenden Stimmen ertönen laut. Die Rätselbeziehungen der Töne, die Verwandlungen der Form, die Kabbalistik der Töne, deren geheimnisvolle Thore weit aufspringen. Nie blickt man tiefer in das Auge der Musik als hier. Alle Elemente der Brucknerischen Kunst sind hier gegeben. Die ungeheuer starre Größe seiner Tongebilde, die ausschweifende Phantastik, die Vertrautheit mit den Tiefen der Töne, die Freude an Zierrat und Geflecht, an der hundertfachen Verwandlung der Form; dann wieder die Freude an alten harmonischen und kontrapunktischen Formeln, die Liebe zur musikalischen Dogmatik. An der reichen Romantik im scholastischen Gewande, der tönenden Mystik, den musizierten gotischen Domen . . . . . . So stand er mit der Fülle seiner musikalischen Welten in einer Landstadt, gesättigt mit großen und ungebärdigen Entwürfen, voll von tönendem Chaos. Es war wohl in seinem Inneren wie in jenem Märchen, da eine verzauberte Welt mit hundert Stimmen nach Erlösung verlangt. Es ist die Lebenswende der großen Künstler, wo ihre geheimsten Triebe nach Entzauberung und einem Losungsworte verlangen. Nach etwas Großem, Entscheidendem, Erlösendem, dem Unbekannten. Dem ist's ein Weichen in die Einsamkeit, jenem ein Fliehen in die Ferne, anderen ein Rausch der Leidenschaft, ein führender Meister, eine Krankheit, das Weib. Andere haben die Erlösung umsonst ersehnt und sind still gestorben, oder sind von den wirren Trieben ihres Inneren zerfleischt worden.

Diese Entscheidung war für Bruckner die Reise nach Wien. Nun kam

er, an ungebärdigen und wilden Entwürfen reich, in das von der Revolution durchfegte Wien. Da die neue musikalische Kunst hereinströmte mit hundert Werken, kühn und seltsam gestaltet. Von unendlicher Freiheit der Form und siegendem Glanz der Erscheinung. Begrüßt von einer Schar schwärmerischer Geister, die jener Kunst entgegenharrten wie das Feld dem Frühlingsregen. Auch vom jungen Bruckner, der in dem Wehen der neuen Kunst tiefen Atem zog, erfüllt von der gesteigerten Intensität der neuen Zeit, taumelnd in der Überfülle des neuen Lebens und der neuen Kunst. Hier waren hundert ungebundene Formen, ein Drängen nach allen Seiten, ohne sichtbares Ziel, ein Fühlen echter Kunst. Und das ganze Treiben in einer aufgeregten und durchtobten Großstadt, die den jungen Sinn mit den größten Eindrücken füllte. Ein anderer wäre wohl in jenem Strudel seines Inneren ertrunken wie Lenz, oder ein wüstes lichtloses Genie geworden wie Grabbe. Bruckner aber besaß die tiefste Empfindung für die klassische Form, die Kunst kontrapunktischen Zwanges, das Geheimnis von Form und Regel. Anders als die jungen Geister dieser Zeit. Anders als Wagner und Berlioz, die, musikalische Anarchisten, am Anfange ihres Schaffens ohne harmonisches und kontrapunktisches Können die phantastischsten und ausschweifendsten Entwürfe schufen. Während jene die klassische Form, die ihnen nichts sagte, zerschellten, war sie ihm etwas Ewiges, Eigenes, Tiefempfundenes, an das ihn tausendfache Beziehung band. Sie ist ihm kein äußeres Band, und gerade jetzt mußte er tief und innig das Wesen der großen Formen fühlen. Er ahmte sie ja nicht epigonenhaft nach mit klassizisierendem Gehalte. Es war neues Leben, das sich hinein ergoß, in den großen Rahmen sich hereinreckend, ihn umgestaltend, wandelnd und in freiem Baue sich auftürmend. Es waren auch nicht die Launen des Tages, die ungestümen Entwürfe der Minute, die hier zu Worte kamen, die ganze Tonwelt klang gebändigt unterjocht und sprach eine laute großtönende Sprache.

Die Alten zählen Bruckner zu den jungen Stürmern. Sie hören zuerst den breiten Atem eines neuen, ihnen fremden Lebens, der seine Werke durchzieht. Die Jungen nennen ihn den Meister. Weil er allein das neue Leben in die ewige Form hineingezwungen.

III.

— — — — — — — Die tiefste Kraft der Musik ist der Ton. Er ist das Gewöhnlichste und Banalste. Bereit, mit jedem durch die Gassen zu streichen, jedem zu schmeicheln, jeden anzulocken. Er ist das Heiligste und Höchste. Voll geheimer Segen, voll tiefster Geheimnisse, überreich an neuen Ernten. Er ist Dirne und Königin. Stets wechselnd, nichts fest

Bleibendes, das seine Bedeutung wie ein Wappen vor sich herträgt, sondern voll mystischer Kraft ruft er nach Befruchtung.

Die großen Meister sind wohl jene, welche alten Tönen neue Werte geben und sie mit neuen Wundern erfüllen. Bei ihnen sind alle Töne mehrdeutig. Sie ziehen Fäden zu Verklungenem und deuten auf Werdendes hin. In ihrem Schoße ruhen die Keime alles zukünftigen Gestaltens. Sie erhalten Sinn aus Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem. Man kann aus den Tongebäuden der Großen darum keine Tonsteinchen herausnehmen, ohne daß alles nachstürzt. So bedeuten hier die Töne mehr, als bei jenen, denen Töne zu klingenden Mosaiken, in welchen lose Stein neben Stein liegt, sich fügen. Sie tragen ein Mysterium, ein unergründlich Reiches und tief Beziehungsvolles in sich herum. Sie bedeuten nicht nur etwas für sich, sondern auch für das Ganze. Solche Werke erinnern an die Welt der Mystiker, da jedes Ding Sinn und eigene Bedeutung im großen All hat, ein heiliger Geist im Kleinsten steckt, dieses dem großen All gesellt und eine überirdische Kraft alle Dinge, große und kleine, lebende und leblose, schlechte und gute verbindet. Die wirklich großen Meister waren solche Mystiker. So die alten Niederländer und Bach. Die Werke der Niederländer haben alle einen sonderbaren Zug. Weltliche Liedlein bilden den Untergrund ihrer tief verschlungenen phantastischen Messen, und die vertrauten Weisen der Gasse erleben hier eine seltsame Verwandlung. Sie sind dieselben und klingen groß, herrlich wie feierliche Posaunen. Sie sind von majestätischer Pracht oder ergebener Verzückung, langsam dahinflutend wie Weihrauch, hoch und glänzend wie Monstranzen. Ein Übernatürliches, rein und schön. Es ist die heilige Wandlung der Töne, die vom Geiste der Großen gerührt werden. Oder man denke, wie Bach alte Choräle mit unergründlich reichem Inhalt erfüllt. Oder an das tiefste Symbolum musikalischen Schaffens, das „Crucifixus" der hohen Messe. Wie aus den gespenstisch nackten, immer wiederkehrenden vier Takten des Basses die tiefste Tragödie, die innersten Schauer, die unermeßlichsten Tonverschlingungen herauswachsen, langsam sich ineinanderflechten zu geheimnisvollen, dunklen, schweren Gespinsten. Die Lieder der Gasse, die Choräle, ein einfacher Baß . . . sie bedeuten auf einmal Welten, etwas überirdisch Großes und sind voll unendlich reicher Schätze. Ein solcher Schöpfer neuer Welten und Mystiker ist Bruckner. Man höre die ersten Takte der dritten Symphonie. Über dem Grundtone (d) erhebt sich in Achtelbewegung dahinflutend der zerlegte D-moll-Akkord der tieferen Saiten. Auf diese senkt sich wie Schneeflocken das Violingeglitzer mit demselben harmonischen Gehalte. Und zwischen dem dunklen Grunde und dem lichten Schleier steigt das Trompetenmotiv heraus, aufgebaut aus den Tönen des

Grundakkordes und einem Teile der Grundskala. Ein einfaches Signal, doch übermenschlich groß, wie gespenstisch aufsteigend erweckt es den Gedanken an einen Phönix, der sich aus den Flammen erhebt, oder sonst etwas Strahlendes, Kühnes, hoch Aufjubelndes. Und alle künftigen Verwandlungen, der Reichtum der kommenden Entwicklung liegt in ihm verschlossen. Deshalb klingt es so bedeutend und schwer. Es tönt so scharf und klar und ist dennoch an Geheimnissen reich. Oder ein anderes, der Anfang der vierten Symphonie. Vom dunklen Saitentremolo hebt sich ein Hornruf ab. Aus zwei Tönen geboren klingt er wie tönende Keilschrift, wie etwas Großes, Ewiges. Jeder Takt hat weiter diese breiten Fittiche, den weiten Atem und den Duft von Großem und Bedeutsamem, der um ihn schwebt. Man beraube einmal die Töne des Orchesterglanzes. Sie klingen gleich groß und voll. Sie haben stets die großen bedeutsamen Stirnen, auf denen sich Königsgedanken spiegeln. Sie tragen ihre Größe mit sich herum. So mag man die Kuppel des Petersdomes im kleinsten Bilde gigantisch und groß sehen, während eine andere Kuppel tausendmal mit sich multipliziert leer und nichtssagend erscheint.

Und nun erklingt das Meer dieser geheimnisvollen Tongebilde. Alle geheime Kraft, die in den Motiven schlummert, wird wach. Aus den Jupiterköpfen der Themen springen gewappnete Göttinnen. Und wenn schon die einfachen Themen von Rätseln voll sind, so hört man jetzt ihre tiefsten Geheimnisse. Geheimnis vom Werden und Zeugen der Töne, vom Wachsen, sich Entfalten, sich Verbinden. Weltschöpfungen der Töne. Das Werden einer tönenden Welt, in welcher alles Beziehung hat, eines stets wechselnden, wandelbaren Eroten, in dem jeder Ton bedeutsam, tief erklingt. Und man erinnert sich des Goethischen Wortes über Bach, so müsse es wohl Gott im Busen gewesen sein, als er die Welt schuf.

— — — — — Die letzte und höchste Offenbarung der griechischen Mysterien war das Geheimnis des ewigen Werdens, der Akt der Zeugung, die Göttin der eleusinischen Feste, die Göttin der ewig sich befruchtenden und zeugenden Erde. Und im Trennen und Verbinden der Metalle suchten die mittelalterlichen tiefen Geister das Zeugungsgeheimnis zu belauschen. Allen galt es als das heiligste, das Rätsel der ewig neu sich gebärenden Welt zu sehen. Bei den großen musikalischen Mystikern, den Niederländern, Bach und Bruckner ist die höchste Offenbarung, das Zeugen und Gebären der Töne, das sie unmittelbar schauen lassen. Das ewige neue Werden, sich Verbinden, sich Verschlingen, Ineinanderwachsen und Befruchten, und das Werden einer großen, sich verändernden fließenden Welt in ihrem ungeheuren Reichtum und der Fülle der Erscheinungen, den Schätzen des tönenden, neu sich wandelnden Lebens.

IV.

Andere aber meinen, es sei ein Gemisch aus Schulmeistern und Talenten, reich an neuer Erfindung, aber ohne Ordnung, im Kopf ohne zwingende Logik, ermüdend und langweilig.

Unser Dichteralbum.

Zephyr.

Der Zephyr, holdes Kind,
Des Lenzes sanfter Wind,
Streut Dir in blonde Locken
Der Apfelblüte Flocken
Und fächelt Deine Wangen,
Die zart wie Rosen prangen.

Die Zephyrs aber, Kind,
Sind wie der Samum-Wind.
Aus der Sahara heißem Sand,
Von Sonnenglut schwarzbraun gebrannt,
Kam ihre flinke Schar
Vom Meer zum Ufer der Loire,
Von Spahis rechts und links flankiert,
In weißen Mänteln, schmuck geziert,
Mit Säbel, Lanz' und Flint,
Ein wüstenwild Gesind',
Als grimmer tobte der Krieg,
Zu werben um den Sieg.

Allah! Sie stürmen heran —
Wir Jäger schlagen an —
Feuer! Wie die Salve kracht,
Zu Boden wirbelt die stolze Pracht,
Ein Mann und Roß-Gemenge
Im Staub und Blutgedränge.
Schnell folgt ein scharfes Knattern,
Burnuß und Turban flattern,
Der Sporn in den Weichen beschwingt
den Huf,
Vergebens schallt der Kommando-Ruf,
Noch mancher auf der Flucht erbleicht,
Den fernher das Geschoß erreicht.

Dem Löwen gleich im Sprunge,
Mir that so leid der Junge,
Stürzt sich dem Bajonett
Entgegen ein Kornett.
Vive la France! Ein Todesschrei
Ins Hurrah aus der Deutschen Reih'. —

Dem Zephyr, holdes Kind,
Bleib' stets ich gut gesinnt,
Weil Blüten von dem Apfelbaum
Er streut in unsern Liebestraum.

Federzeichnung.

Unten stand ich auf der Straße
In der kalten Winternacht,
Oben glänzte hell ein Fenster,
Ihrer hab' ich treu gedacht.

Oben sah ich einen Schatten
Rasch im Licht vorüber gehn,
Unten konnt' ich ihn erkennen,
Braucht' nicht lange hin zu sehn.

Oben hat die falsche Schlange
Die Gardinen zugemacht,
Unten ging ich langsam weiter
In der kalten Winternacht.

München. Heinrich v. Reder.

Aus Helgakvidha Hundingsbana.

Helges Heimkehr.

Im tiefen Thale zur Mitternachtsstund'
Da hört man es dröhnen im weiten Rund
Von klirrenden Waffen und Hufgestampf;
Da hört man die Rüde, die heulend ruft,
Wildschnaubende Rosse ziehn durch die Luft,
Es knirschen die Zügel, und weißer Dampf
Faucht aus den Nüstern, die weit gebläht.

Und aufspringt klaffend der Hügel im Thal,
Aufthut sich der große steinerne Saal,
Und hineinsprengt die ganze reisige Schar.
Und dann ist es still. Des Mitsommers Glanz
Legt sich auf die Berge, die wie ein Kranz,
In dessen Blättern nur nistet der Aar,
Rings um das düstre Thal sich gelegt. —

„Ist's Wahrheit, was meine Augen erschaun?
Nicht nächtlicher Spuk, nicht nächtliches Graun?
Und Du bist es, Helge, erschlagner Held,
Um den sich die Herrin in Lieb verzehrt?
So wäre die Heimkehr Helden gewährt
Aus Wodans weißschimmerndem Königszelt?
Nicht Täuschung ist es, was ich erschau'?"

„„Nicht Täuschung ist's, was Du siehst; es ist wahr:
Der Hundingstöter mit reisiger Schar
Zieht flammend hinunter ins Hünengrab.
Nein, nicht ist's Täuschung; doch was Du geglaubt,
Es sei die Heimkehr den Helden erlaubt —
O wehe, daß Wodan mir das nicht gab.
Nein, keine Heimkehr ist uns gewährt.""

Die Hand am Herzen, in eilendem Lauf
Heimflohe die Magd die Berge hinauf:
„O Siegrun, o Siegrun vom Wonnenberg!
O eile; denn Helge mit seinem Troß
Zog ein zum Hügel, der sich erschloß.
O Siegrun, o Siegrun vom Wonnenberg,
Der Hundingstöter ist heimgekehrt!

Ihm klafft die Wunde, es sickert das Blut,
Er kann nicht mehr weilen in Wodans Hut.
Die flammende Glut, die ihn heiß versengt,
Er kann sie nicht löschen; die Wunde brennt,
Und schnell, wie der Wolf übers Schneefeld rennt,
Ist er von Walhall herniedergesprengt.
O daß Du kämst und stilltest die Glut!"

Da lag er, bleich, zuckend, lang hingestreckt,
Den Riesenleib die Brünne bedeckt,
Die vom rauchenden Blute noch naß und rot.
Auf der Stirne finstre Entschlossenheit,
Als wollte er bis in die Ewigkeit
Auflehnen sich wider den kommenden Tod,
Der ihn eisern und fest schon gepackt.

Mit fester Faust er den Schwertknauf umkrallt,
Eiskalt ist die Hand; das Haar, das umwallt
Die klopfende Schläfe, ist nebelfeucht.
Und unter der Brünne die Brust so breit,
Es wird ihr zu eng, es wird ihr zu weit,
Wie wogt sie und stöhnt sie und ächzt und keucht,
Und es durchzittert die Kraftgestalt.

Da wirft sich mit gellendem Schrei ein Weib
Mit zitterndem Arm auf den Riesenleib,
Umklammert ihn wild, auf den roten Mund
Da drückt sie der Küsse flammende Glut,
Und wortlos giebt sie die wallende Flut,
Die nie zu dämmende Liebe ihm kund,
Und sie zittert und flüstert und fleht.

„O Siegrun, o Siegrun, o weine nicht,
Nicht trübe Dein glänzendes Augenlicht,
Du weintest so viel, Du weintest genug.
Allabendlich, wenn Du zu Bette gingst,
Nach schlafloser Nacht die Arbeit anfingst,
Da weintest Du Thränen, die ich, ich trug;
Denn sie fielen hinunter ins Grab.

Und mir in den Busen, vom Speer zerkrallt,
Fiel wie ein Feuer, zu Klumpen geballt,
Die grausame Thräne und stahl die Ruh.
Und auf die Brünne, die blutig und kalt,
Fiel sie hernieder mit Centnergewalt
Und quälte und quälte und immerzu,
Und so rinnt ohne Stillstand das Blut.

O die ihr in Grabeshügeln versenkt
Und die den Schritt nach Walhalle gelenkt
Ins weite, selige Heldengefild,
Können nicht schlummern bei Thräne und Klag',
Dann werden die klaffenden Wunden wach,
Aufspritzet das rauchende Blut so wild,
Und die Wunde, die Wunde, sie brennt.

Doch wenn ich nun fort zieh in schnellem Ritt,
Nicht schlepp' ich die nagenden Zweifel mit,

Seit Du, die Du lebst, mir lagst an der Brust.
Nun zieh' ich hin auf gerötetem Weg,
Auf keuchendem Roß übern Wolkensteg.
O hätt' um die Liebe doch Wodan gewußt,
Er hätte mir Heimkehr gewähret." —

Auf sprang er vom Lager, da er gebahrt,
Aufs schnaubende Roß, in fliegender Fahrt
Hinauf in die Luft, hindurch zu Walhall. —
Und Siegrun vom Wonnenberge ging sacht
Hinaus in die flimmernde stille Nacht
Und hin durch das Thal und erschauernde All. —
Nie wieder ward Helge gesehen.

Heimkehrende Fischer.

Da kommen sie dröhnend herangeschritten,
Zwei Mann, vier Mann, Seite an Seit',
Und von der Stirne, der sonnengebräunten,
Perlet tröpfelnd der Schweiß aufs Kleid.

Die schneidenden Stricke auf krummer Schulter,
Keuchend, stöhnend ziehen ein Boot
Sie durch den Elbstrom auf schlammigen Watten
Heim im glühenden Abendrot.

Das zitternde Segel am Mastbaum schlottert,
Schlamm'ge Ruder lehnen am Bord,
Von ihren meernassen Netzen fällt klingend
Leis' der Tröpflein trauter Akkord.

Am Ufer! — Es geht die Sonne zur Ruhe,
Leise, leise ins Meer, ganz sacht;
Flimmernde Sternlein am dunkelnden Himmel
Leuchten friedlich zur Nacht, zur Nacht.

Kein Schiff rings, am dunklen Himmel nur segelt
Leis' die Mondfee im Silberkahn
Auf flockigen Wolken, im Strahlenglanze
Wallend den Schleier umgethan.

Kiel. Wilhelm Lobsien.

Die Botschaft.

Dem Baldur, meinem Gotte, wollt' ich am Runenstein
Des Frühlings erste Blüten zu duft'gem Opfer weihn;
Für meiner Jugend Freude hofft' ich gar holden Segen —:
Da traten, weiß geflügelt, drei Männer plötzlich mir entgegen.

Bei ihrem Anblick faßte mich ahnungsloses Grau'n;
So finster und so trübe waren sie anzuschau'n.
Aus ihren blassen Mienen sprach Herzeleid und Not;
Sie kamen mir als Boten vom Zorn des Gottes Zebaoth.

Und kaum, daß ich die Engel des Herren so erkannt,
Gewahrt' ich, wie der erste schon drohend vor mir stand,
Und mir zu Häupten lodern sah ich sein Schwert in Flammen:
Vom Grimm des Allerhöchsten zerschmettert brach ich da zusammen.

Doch eilends voll Erbarmen neigt' sich der zweite nieder;
Mit mildem Chrysam salbte er mir die wunden Glieder.
Auf meine bangen Augen, auf Lippe, Stirn und Haar
Ergoß die Gnadenfülle des Lammes Christ sich wunderbar.

Und endlich schwang der dritte vor mir ein Weihrauchglas,
Von dessen schweren Dünsten ich langsam ganz genas. —
Als taumelnd ich erwachte, sah ich die drei nicht mehr.
Mein Herz fand ich von Sünden, von Kraft und Lebensfreude leer.

Leipzig. Kurt Martens.

Linde, weiche Winde . . .

Linde, weiche Winde
Singen ahnungsleise
Reiche Wunderweise
Von dem Frühlingskinde.

Winterklare Sterne
Flimmern aus dem Blauen . . .
In mir sternt Vertrauen
Auf die Frühlingsferne.

Reiche Wunderweise
Von dem Frühlingskinde
Singen weiche Winde
Ahnungsleise . . . . .

München. Hans H. Busse.

Der Kapitän.

Eisklirrender Frost . . . . und kein Sternenschein
In des Oceans Winternacht hinein.

Der Ostsüdost mit rasender Wut
Türmt berghoch auf die rauschende Flut,

Die spielend, wie mit Nußschalenlast,
Hinträgt des Dampfers Prachtpalast.

Seine wirbelnde Schraube rastlos schlägt,
Unwillig die See den Schlag erträgt.

Es gleitet das Schiff durch Strudel und Sturm
Vom Wellenthale zum Wellenturm.

Nicht weicht und wankt im eisigen Wehn
Von seiner Brücke der Kapitän.

Die Luft peitscht seinen blondroten Bart,
Der Mann ist von Nordlands Reckenart!

Jetzt schließt er das Aug' eines Pulsschlags Zeit
Und träumt sich dahin in die Ferne weit,

Wo friedlich schlummernd die Seinen nun
Im rosigen Ampelscheine ruhn.

In den weißen Armen der süßen Frau
Goldhaarig sein Kind — sein Abbild genau!

„So schlaft nur ruhig auf weichem Pfühl,
Träumt nimmer vom Brausen und Schaumgewühl."

Er lächelt — des Traumes rosiges Licht
Weht ihm Sturmodem vom Angesicht.

. . . . . „Wie, Grünlicht?" Der Flutkamm birgt es schnell.
— „Und backbord?" Sein Auge wird adlerhell.

Sein Schiff! Jedweder Muskel wird Stahl,
Vierhundert Leben! Und im Kanal!

— „Noch einmal backbord — und immer grün,
Und vor uns kreuzen? Vergeblich Mühn.

Raketen hinauf! Fehlt uns die Flut,
So warn' ihn von oben die sprühende Glut!"

Die Backwacht schüttelt ergrimmt den Kopf:
„Nun wirst Du doch wenden, verdammter Tropf?

Engländer, was gilt's! Das fährt wie toll
Im Schlaf hin, oder des Fusels voll.

Ein Kohlendampfer wohl! — solch ein Zwerg!"
— Aufs neue hebt sich ein Wasserberg . . . .

„Rotlicht, ihr Narren! Eh' ihr das weißt,
Errat' der Henker, wohin ihr reißt . . .

Zum Teufel doch, ein Esel — ein Schwein
Säh' unsres Kolosses Glühlichtschein!"

— Und wieder verrauscht die Wasserwand,
Am Rade der Mann erhebt die Hand . . . .

Denn näher, viel näher die Nacht durchbricht
Und stetig backbord — das grüne Licht . . . .

— Doch winkt ihn der Offizier zur Ruh':
„Der Chef hält Wacht und den Kurs halt' Du!

Sie können im letzten Moment noch drehn,
Wir müssen, wir dürfen nur vorwärts gehn."

Nun ist verschwunden der grüne Strahl,
Tief taucht das Schiff in ein Wellenthal.

An seinem Buge ohnmächtig verzischt
Der gierig anrollenden Wasser Gischt.

Dann unter dem Kiel versinkt der Schwall.
— Schon naht eines neuen Kammes Prall . . . . .

Da gellt von der Back des Mannes Schrei —
— Zu spät! — Auf dem Kamme braust's herbei . . . .

Wohl haftet des Führers Mund ans Rohr,
Sein Ruf schlägt nicht an des Steurers Ohr,

Vom Krachen der Bordwand übertönt,
Dawider schmetternd der Erzbug dröhnt,

Den, getragen vom grimmen Element,
Der fremde Dampfer ins Schiff nun rennt.

So rennt den geflammten Malayendolch
Im Amoklauf ein berauschter Strolch

Wahllos und ziellos, in Mordeslust
In eines friedlichen Wandrers Brust.

— Es fühlt wie ein Messer im Herz umdrehn,
Sein Blut gerinnen der Kapitän.

Doch, sichtbar, zuckt ihm kein Wimperhaar
Der Augen so treu und so falkenklar.

„Rauscht nur, ihr Wogen, heran vom Grund,
Uns halten die Schotten über dem Schlund!"

Los reißt sich der Fremde, es klirrt und kracht
— Er sinkt zurück in Rauch und in Nacht.

Von hoher Brücke tönt fort und fort
Des Führers festes Kommandowort.

Doch fort und fort auch die See anblinkt,
Die gurgelnd im tiefen Riß versinkt.

— Was bebt da oben das Heldenbild?
Was blickt sein Auge mit Eins so wild —

Weil dort den Lucken, gesträubt das Haar,
Enttaumelt der Feuerleute Schar?

„Die Boote nieder!" Nun quillt's herauf,
Der Todgeweihten verworrner Hauf!

„Nach Steuerbord Kinder und Frauen all!
Kein Boot hält luvseit' der Woge Prall."

Doch lauert den Tod in Luv und Lee,
Die Boote kentern in brodelnder See.

Aufs neu wird backbords ein Kahn bemannt,
Ein Blatt schreibt fliegend der Kommandant.

Er faltet's: „Nehmt Ihr es, Steuermann!
Den Meinen bring's, wer der Not entrann."

Da hebt sich der Bug, und das Deck wird steil —
„Das ist das Ende, kein Hort, kein Heil,

Nun ist von der Verlassenen Heer
Nicht eine Seele zu retten mehr!"

Jetzt hebt sich aus den Taljen das Boot,
Es winkt mit den Augen der Pilot . . . .

Ein Sprung? Da donnert der Kapitän:
„Stoßt ab!" — er bleibt auf der Brücke stehn.

Zu Ende alles! — Doch endet die Pflicht
Bevor dem Leben dem Seemann nicht.

Zu Gott ein letzter stummflehender Schrei,
Daß leicht das Ende den Armen sei, . . .

Dann schwindet um ihn, der da oben hält,
Wie Rauch die heulende Meereswelt,

Sein Ohr ist geschlossen, sein Auge blind,
Vor seinen Sinnen nur Weib und Kind . . .

In weißen Armen, am Herzen dicht
Der Frau, Goldköpfchen im roten Licht —

— Nun Schaum und Strudel — den lächelnden Mund
Verschlingt mit dem Schiffe der Wasserschlund.

München. A. Niedermann.

Liebeslieder.

I.

Begegnung.

Nun lachst Du mich verstohlen an
Mit dunklem Aug', Du fremder Mann;
Mit brennender Lippe streifst Du mich,
Heiß pocht mein Herz: ich kenne Dich!

Aus schwüler Träume Zauberspuk,
Aus wüsten Schemen voll Lug und Trug,
Aus Frühlingsnächten voll Windeswehn
Hab ich Dein Bild mir winken sehn!

Aus düster flammendem Morgenrot,
Das Hagelschauer den Saaten droht,
Aus lohendem Blitz, wenn ein Wetter braut,
Hat schon Dein Aug' mich angeschaut . . .

Nun trittst Du selbst in meinen Pfad,
Ich weiß, daß mein Verhängnis naht,
Mit brennender Lippe streifst Du mich,
Wild rast mein Blut — ich grüße Dich!

II.

Mit roten Kressen.

Mit roten Kressen hatt' ich mich geschmückt,
Du hast sie jäh an Deiner Brust zerdrückt.

Mit bleichen Wangen bot ich Dir den Gruß,
In Flammenwogen tauchte sie Dein Kuß.

Mit ruhigem Herzschlag trat ich zu Dir her — —
Und nun, und nun — ich kenne mich nicht mehr!

Kolberg. Klara Müller.

Flammentod.

Faßt die Hände, Mädchen, hebt
Leicht die feinen Füße!
Wie der Reigen zierlich schwebt,
Lied um Lied mich grüße!
Jugendlied und Jugendtanz,
Holder Schönheit reicher Kranz:
Unter Tanz und Singen
Will ich's leicht vollbringen!

Wie die Flamme mich verzehrt,
Lauschen nur und Schauen,
Und kein Wunsch mehr, der begehrt: —
Zukunftsfroh Vertrauen!
Eil' ich auf beschwingten Zehn
Aufwärts, wo die Schatten gehn.
Hoch in Sternenhelle
Trägt mich Flügelschnelle.

Hör' ich, wenn ich ausgekämpft,
Trippeln noch die Füße . . . .
Lichtwärts schweben, mild gedämpft,
Letzte Liedergrüße . . . .
Mädchenfinger streun ins Land
Den verglühten Aschenbrand. —
Wie's auch Götter wenden, —
Herrlich! — so vollenden!

Heppenheim a. d. Bergstr. Wilhelm Holzamer.

Konstitution.

„Tout depent de la manière dont on fait envisager les chosis en roi."
(Riccaut, in Lessings Minna.)

In einem großen Reich herrscht' einst ein König,
Des festen Willens voll, sich zu beglücken,
Auch Frau und Kind, und kurz, sein ganz Geschlecht,
Wie's Fug und Sitte heischt, und Brauch und Recht;
Ja selbst sein Land und Volk, wenn's thunlich wär',
Auch dies, man sagt es ihm, sei Sach' der Ehr'.
Das Reich war groß, jedoch zerrüttet,
Und seine Einheit schlecht gekittet,
Was einer will, will just der andre nicht,
Denn was dem einen Nacht, das heißt dem andren Licht.

Der schönste Casus belli wird stets im Keim erstickt,
Weil sich's, wenn's losgehn soll, so klar wie Sonne zeigt,
Das halbe Volk ist mit dem Feind verstrickt,
Durch Sitte, Sprache, Stamm im Herzen ihm geneigt. —
Nie konnt' der König thaten, wie er mochte. —
Nur im Manöverfeld durft' er den Säbel schwingen,
Allein um groß zu sein, muß röten man die Klingen.
Für immer sieht der König schon mit Schrecken
Sich und sein treues Volk im Sumpf des Friedens stecken,
Sieht angstvoll in der Zukunft Nebelfernen,
Kein Schüler wird dereinst aus der Geschichte lernen,
Den Ort, den Tag, die Zahl Verwundeter und Toter,
Wo blutig er gesiegt, das Fernrohr in den Händen,
Vom sicheren Hügel aus den Gang der Massenschlacht
Mit Feldherrnblick bald her bald hin zu wenden. —
Kein bäumend Erzroß wird sein Erzbild tragen,
Nach vorwärts deutend aus der Trübsal Tagen,
Als Völkerdank für ihn emporzuragen,
Den kühnen Retter aus des Krieges Plagen.
Daneben war der König, und zwar aus Grundsatz schon
Ein Feind der Modethorheit — Konstitution. —
Und längst bereits vor jenem Preußenkönig
War ihm ausnehmend viel daran gelegen,
Kein Blatt Papier zwischen Fürst und Volk zu legen.
Es hatten ihr liebes Kreuz Hofräte und Minister,
Wer zur Verfassung riet, den schalt er als Philister,
Und wer behauptete, daß Kron' und Thron
Für den Kronprinzen, den einz'gen Sohn,
Zu sichern wären nur durch Konstitution,
Den jagt er davon mit Spott und Hohn. —
Und groß war die Trauer des Freisinns im Lande,
Ging ja sein Latein gar schmählich zu Rande;
Man schämte sich baß vor den anderen Völkern
Mit konstitutionellen Völkermelkern. — —
Da kam an den Hof ein neuer Minister,
Stets dess' was er plante ein schlauer Erlister.
Auch er wie die übrigen will Konstitution,
Doch am wenigsten der König erfährt was davon. —
Einst wird er zum König zum Vortrag beschieden,
Als Lenker des Äußeren zu retten den Frieden.
Am Eingang schon seufzt er beklommen tief auf,
Entfärbt sich, es stocket die Zunge im Lauf,
Als müßt' er ersticken am schlimmsten Geheimnis,
Als hätt' er zu beichten das ärgste Versäumnis. —
Der König, ein großer Freund vom Regieren,
Vom Helfen mit des Geistes Blitz
Oft stockendem Ministerwitz,
Und vom Befreien aus der Enge

Der Alltagsgeister im Gedränge,
Horcht auf des Lieblings bange Rede. —
Herr, spricht dieser, wie muß mich's kränken,
In Schmerz und Trauer Dich zu versenken. —
Vorbei, vorbei, der blaue Friedenshimmel!
Die Wolke droht und Schlachtgetümmel!
Der Nachbar X hat heimlich gerüstet,
Die Spione haben's verläßlich erlistet.
Wird Dir, der als Höchstes verehret den Frieden,
Die Trübsal des Krieges nun dennoch beschieden! —
Der König, er fühlt sich die Heldenbrust schwellen,
Den Ruhm, er erahnt ihn aus blutenden Quellen.
Doch, meint er, mit düster nachdenklichem Blick,
Du kennst ja mein Reich, sein Jammergeschick.
Die unseren, Du weißt es, sind immer geteilt,
Die Seuche der Zwietracht ward nie noch geheilt,
Und ziehen vom Leder mit Wonne die einen,
So sieht man vor Wut schon die anderen weinen,
Und beide, statt zielen nach Feinden als Scheibe,
Sie gingen am liebsten einander zu Leibe.
Drum muß man die Geister, die Herzen versöhnen,
Sie schnellstens im Rat an einander gewöhnen,
Da kenn' ich das Mittel — verkünde, mein Sohn —
Wir erteilen in Gnaden — Konstitution.

Sonett.

Sonett so nett soll sein wie's Modepüppchen,
Das niedlich, putzig, herzig, will gefallen
Der Welt — nicht Hohen, Edlen nur — nein, allen, —
Kokett im Tänzelschritt und Oberstübchen.

Nicht wählt' ich mir fürs Leben solch ein Liebchen, —
Leicht zwischen uns könnt' Zankeswort erschallen; —
Da lob' ich mir der Liebe kindlich Lallen,
Mit Augen treu und blau und Wangengrübchen.

Und wer der Kunst sich ewig will verbünden,
Der minne Gretchen, Lotten — nicht Philinen,
Such' Unschuld und Natur, die treulich lohnen.

Die werden Hohes ihm und Edles künden,
Ihm lauschen frohbewegt verklärte Mienen,
Und zollen dem Verdienste seine Kronen.

Wien. Moritz Adler.

Puppenspiel.

Gott freilich mag sich göttlich amüsieren,
Wenn er den dummen Ernst der Menschenkinder,
Der Kindermenschen selig sich betrachtet.
Wie sehr verachten muß uns der Erfinder
Von diesem Puppenspiel! Hereingefallen
Sind wir auf jede seiner Listen, zanken
Im Spiel uns ernstlich, und wir schlagen wirklich
Die Köpf' uns ein; auch plagen mit Gedanken,
Mit schweren wir die allzuarmen Hirne
Und suchen noch das Wesen dieses Lebens
Und sprechen von Entwicklung, von den Zielen,
Den klarerkannten, unsres weisen Strebens.
— — — — — — — — — — — — — —
Und alles ist doch nur ein Spiel der Puppen,
Nicht ernst zu nehmen. — Geht, ihr macht ihn lachen,
Den lieben Gott, der bald sechstausend Jahre
Euch anführt mit denselben Siebensachen.

Wien. Emil Rechert.

Ohne Licht.

Im Dunkeln sitzt mein Herz und horcht hoch auf,
Auf alle, die im Licht vorübergehn.
Die Glücklichen, sie nehmen ihren Lauf
Wie muntre Bäche, die zum Meere gehn.

Jauchzend und jubelnd ziehen sie dahin —
Licht auf der Stirn und Liebe in der Brust,
Und neben ihnen wallt die Siegerin:
Gestillte Sehnsucht und genoss'ne Lust.

Satt sind sie alle! trunken und berauscht,
Mit Rebenlaub die helle Stirn geschmückt;
Im Ohr hallt noch das Lied, dem sie gelauscht,
Die Lippe fühlt den Mund, der sie beglückt.

Und ich? Ich harre in der Dämmernacht
Und lausche, wie mein Glück vorüberschleicht!
Die purpurrote, lichtgekrönte Pracht
Hat niemals mir den Feuerkranz gereicht.

Niemals ein Licht! — Und für die andern flammt
Ein Fackelmeer, ein Riesenweihnachtsbaum!
Für mich — kein Funken, der von oben stammt —
Nur Durst und Hunger — und ein Fiebertraum.

Und Wünsche — heißer als des Ätnas Hauch! —
— Der Blinde starrt ergebungsvoll ins Licht —
Blind, blind ist meine bange Seele auch! —
Ergebung aber kennt sie nicht!

Sie lauscht und horcht, denn draußen zieht der Troß
Der lichtumfloss'nen Seligen vorbei —
Vorüber jauchzt Genosse mit Genoss' —
Und hinter ihnen gellt ein Sehnsuchtsschrei — — —.

Dresden. Johanna M. Lankau.

Fiebernacht.

Wild keucht die Uhr, und schwindlige Minuten
Fühl' ich mir hastig durch die Seele bluten,
Durch alle Pulse rasen . . Und sie beben
In irrem Verschmachten, —
In müdem Verachten, —
Dem Letzten zu, — dem großen lebendigen Leben,
Dem niemals erlebten, zu . . .

Laut stöhnt es in den kleinen Maienglocken . . .
Die bange Nacht hat sie zu Tod erschrocken —
Ersterbend strahlt ein greller Feuerstreifen,
Dann sinkt es zusammen
In purpurnen Flammen,
So sterbeschön, wie wir's allein begreifen,
Wir Kinder der sterbenden Flamme!

Wien. Lizzie.

Gebet.

Hin flieh' ich, Ihr Götter, zu Euch
Aus des Lebens Mühsal und Nöten,
Hin zu Euch, die, von den Menschen verhöhnt,
Ihr der Erd' Euer stolzes Antlitz entwandtet.

Hin stirbt das Ideal,
Hin ist der Menschheit Würde.
Lauthöhnend tritt die Willkür
Der Unschuld auf den Nacken,
Und feig,
Um eignen Vorteil schnöd' besorgt,
Bleibt das freie Wort im Busen haften.
Tief beugen sie
Im Weihrauch
Tief das Haupt
Vor ihren selbstgeschaff'nen Götzen,
Und frech sich brüstend
Frohlocken sie
Der eigenen — Schande.
Laut hebe ich die Stimme,
Doch heulend folgt die Menge
Mir grinsend auf den Fersen.

Ich irre von Thür zu Thür
Und suche Liebe —
Und Liebe bieten sie mir
In goldenen Pokalen,

In seidenen Gewändern,
Doch — Gift ist in dem Kelche,
Gift zwischen den Nähten,
Gift zwischen den Lippen,
Die schwellend
Mich bruderbrünstig küssen —
Und krank und müd' und elend —
Oh — wie ekelt mich der bunten Lüge,
Wie legt es kalt sich mir ums Herz —,
Ich fühle meine Seele mir erstarren.
Und einsam rett' ich zu Euch mich,
Ihr Götter,
Und flehe um Gnade,
Um Gnade für dies entweihte Auge,
Für dieses entheiligte Herz —
Nein, wendet Euch nicht,
Denn noch tret' ich
Ungebeugten Haupts
Vor Euch hin,
Noch blick' ich frei zu Euch empor,
Ihr Götter,
Ihr meiner Jugend Götter,
Die meine Seele liebt . . . .
Und ich hebe die Hände,
Und bete zu Euch,
Und flehe um Kraft,
Um die Kraft der Liebe,
Treu Euch zu dienen,
Trotz Hohns, trotz Elends
Und trotz des wütenden Heulens der Meute,
Treu — ohne Wanken,
Bis von der Formen Schranken erlöst,
Der höheren Einheit wieder vereinigt,
Lebendig im All ich versinke . . . .

New-York. Washington Baruch.



Bartel Turaser.

Drama in drei Akten von Philipp Langmann.

(Brünn.)

Personen.

Bartholomäus Turaser, Adolf, Meixner, Naßwetter, Zacharias, Schimmel, Marie Zeiber — Färbereiarbeiter in der Baumwollwarenfabrik vormals Daberger & Söhne
Kleppl, Färbermeister, Ein Buchhalter — ebenda.
Albine Turaser, Bartels Eheweib.
Bartholomäus, Ein Säugling — beider Kinder.
Adolfin, das Weib Adolfs.
Anna Zeiber, Mariens Schwester.
Dr. Schwarzweiß, Rechtsanwalt.

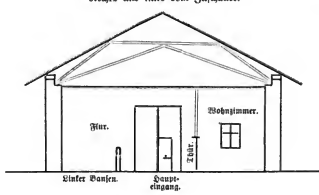
Arbeiter und Arbeiterinnen; sämtliche mit schwarzen Händen, soferne sie in der Färberei beschäftigt sind. Die Männer auch im Gesichte blau, insbesondere um die Augen und am Halse; die Weiber reinlicher. Kleidung ärmlich und geflickt, aber nicht zerlumpt, einzelne neu und nett.

Ort der Handlung, die in der Gegenwart spielt, in allen drei Akten das Wohnhaus Turasers am Rande einer großen Stadt, das letzte Erbstück der in früheren Geschlechtern wohlhabenden Bauernfamilie. Es diente einst als Scheune, liegt isoliert und etwas abseits an der Straße, die ins nächste, fast ganz von Fabrikarbeitern bewohnte Dorf führt und enthält zwei Räume: das Wohnzimmer und die Flur. Die Pfosten des rechten Bansens sind erhöht und trennen das Wohnzimmer von dem übrigen Raum, der Flur, bestehend aus der Tenne und dem linken Bansen.

Ein kalter Vorwinter.

Der erste und dritte Akt spielt im Wohnzimmer, der zweite in der Flur.

Rechts und links vom Zuschauer.



Erster Akt.

(Das Wohnzimmer Turasers. Links rückwärts die Eingangsthür, die zur Flur führt, im Hintergrunde und rechts kleine Fenster mit roten Vorhängen und kärglichen Topfgewächsen. Reichliche, aber ärmliche und ungeordnete Einrichtung. Viel Kram. Darunter ein Kasten mit 4 Schubladen, darauf ein Muttergottesbild aus Gyps unter einem Glassturz, Kunstblumen, Porzellan und Glas. Ein Sparherd, der benutzt wird und ein kleiner eiserner unbenutzter Ofen, dessen Blechrohr quer durch den Raum zum Kamin geht. Stricke zum Aufhängen der Wäsche, an ihnen etwas weißes Baumwollzeug. Rechts vorn das Bett des kleinen Bartel mit dem Fußende zum Auditorium, dabei eine Scheibtruhe als Wiege für den Säugling: man setzt sich auf die Tragstangen, hebt damit die Truhe samt dem Rad, läßt sie niederwippen, ohne mit dem Rad den Boden zu berühren. Eine kleine Petroleumlampe beim Kopfende des Bettes erhellt den Raum.)

(Turaser, den Säugling auf dem Arme, steht am Sparherd und rührt in einem Töpfchen, sieht nach dem Feuer und hutscht das Kind, wobei er leise summt. Bartholomäus liegt aufrecht im Bett, mit dem Gesicht zum Beschauer, ein Buch in den Händen. Pause.)

Kl. Bartel (lesend): .... Es ist manchmal hellbraun und manchmal schwarzbraun und ist gar nicht so harmlos wie man zumeist glaubt; es raubt Vogelnester aus .... (Legt das Buch in den Schoß und sieht auf.) — Nein, Pappi, das kann doch nicht sein! — Pappi!

Turaser: Was denn?

Kl. Bartel: Es kann doch nicht sein, daß das Eichhörnchen so böse ist.
Turaser: Es steht doch im Buche.
Kl. Bartel: Freilich. — Es raubt Vogelnester aus. Was machen denn die armen kleinen Vogerln? — Pappi!
Turaser: Was denn?
Kl. Bartel: Was machen denn die kleinen Vogerln?
Turaser: Die legen wieder frische Eier und brüten und bekommen dann Junge und füttern sie bis sie groß sind und fliegen können. (Pause.)
Kl. Bartel (liest): Es hüpft von Ast zu Ast, es klettert auf die Bäume..... Pappi! — Fällt es dann nicht herunter?
Turaser: Aber nein!
Kl. Bartel: Von einem Ast auf den andern Ast? — Auf den andern Baum?
Turaser: Wenn der Ast vom andern Baum in der Nähe ist, springt es darauf. Im Wald sind aber immer die Äste bei einander.
Kl. Bartel: — — Pappi!
Turaser: Was denn?
Kl. Bartel: Warst Du schon einmal in einem Wald?
Turaser: Sei doch nicht dumm; freilich war ich. Und oft! Vor drei Jahren waren wir zu Besuch bei den Grafischen in Schwarzkirchen, dort ist ein Wald, ein großer — — na, wie sagt man doch — kein Laubwald — —
Kl. Bartel: Nadelwald.
Turaser: Ja, so einer, ein Nadelwald, Fichten und so.
Kl. Bartel: Hast ein Eichhörnchen gesehen?
Turaser: Öfter als einmal. Einmal sah ich eins auf der Erde, da machte etwas einen Lärm, gleich war es auf einen Baum, husch, husch, und auf einen Ast und auf einen andern Baum, fort, fort, — — — hast nicht gesehn! (Bartel lächelt) — — — hast nicht gesehn!
Kl. Bartel: (fröhlich): Wenn ich einmal ein Eichhörnchen hätte! — Da wär' ich froh! Es möchte springen, husch, husch! — O, ich möchte es schon fangen! Eins, zwei, gleich hätte ich es. Und dann möchte es bei mir schlafen.
Turaser (lacht): Thät sich schön bedanken für Deine Gesellschaft.
Kl. Bartel: — Nein .....?
Turaser: Du ungeschicktes Köpferl. Das muß sein eigenes Zimmerl haben und sein eigenes Betterl, kleines Glaserl — jah! —
Kl. Bartel: Ein Käfig? —
Turaser: Jah! —
Kl. Bartel: Eingesperrt?

Turaser: Sonst lauft es ja weg! — Ganz weg! —

Kl. Bartel: Stirbt es nicht?

Turaser: Ach was! Es ist lustig und springt und beißt und knackt Nüsse auf, — ja! — Und dann spielt es sich. Es hat ein rundes Kammerl, da springt es hinein, und wie es lauft, so dreht sich das ganze Kammerl.

Kl. Bartel: Wie? —

Turaser: Das Kammerl dreht sich.

Kl. Bartel: Das Kammerl?

Turaser: Freilich! Es hängt in zwei Zapfen, und wie das Katzl hinaufspringt, dreht es um, muß das Katzl wieder hinaufspringen und wieder und wieder, wieder, wieder, und so dreht es sich . . . .

Kl. Bartel: . . . . . . nein! — Pappi! . . . . . Pappi! . . . .

Turaser: Was denn?

Kl. Bartel: . . . . Das muß schön sein!

Turaser (er hutscht das Kind auf seinem Arm): Bsch — sch! bschbschbsch! Bsch — sch! Bsch — sch! — — — Wenn Du brav bist und bald gesund wirst, so werden wir einmal eins bekommen.

Kl. Bartel: Bekommen?

Turaser: Nu, fangen, kaufen, es kostet ja nicht so viel!

Kl. Bartel: Kaufen?

Turaser: Alles kann man kaufen.

Kl. Bartel: Doktor auch?

Turaser: Auch. Doktor, Eichkatzel, Fleisch, Wald, alles!

Kl. Bartel: Ich möchte mir gleich Doktor kaufen und Wald und Eichkatzel.

Turaser: Und Fleisch? — Nicht?

Kl. Bartel: Ja, — auch! Aber die Mammi bringt ja.

Turaser: Ja, sie bringt. — Aber vorher muß sie es kaufen.

Kl. Bartel: Alles kann man kaufen.

Turaser: Ja, auch Gesundheit und langes Leben.

Kl. Bartel: Weil man sich Doktor kaufen kann.

Turaser: Doktor, frische Luft und gute Speisen. Alles, nur nicht das gute Gewissen.

Kl. Bartel: Haben einen die Leute nicht gern?

Turaser: Die Leute haben jeden gern, der Geld hat. Aber wenn einer ein schlechtes Gewissen hat, das wurmt und bohrt inwendig und er denkt sich, wenn ich nur so brav wäre wie andere Leute, und wenn ich nur ruhig sein könnte, gern möchte ich mein halbes Vermögen hergeben, wär' ich nur ein ehrlicher Mensch. Aber umsonst, das kann er sich nicht kaufen.

(Es klopft.)

Turaser: Wer ist —? — Wer ist draußen?
Kleppl (von der Flur, die ganz dunkel): Ich bin's.
Turaser: Wer ich? — Ah — Sie! Kommen Sie herein; ich kann doch nicht hinausgehen mit dem Kind, und machens die Thür zu, daß nicht das bißl Wärm' hinausgeht. (Nach einer Pause): Es ist ja niemand da! —
Kleppl: — Ist niemand da?
Turaser: Was wollen Sie? —
Kleppl: Ich komm' zu Ihnen.
Turaser: Was wollens!
Kleppl: Ich habe mit Ihnen etwas zu reden, Sie wissen ja gut, um was es geht.
Turaser: Ich weiß gar nichts. (Pause.) Ich weiß, um was es sich uns handelt, um was es Ihnen zu thun ist, kümmert mich nichts und brauch' ich nicht zu wissen.
Kleppl: Aber sind Sie doch vernünftig, Turaser, was habe ich Ihnen denn gemacht? Ich begreife nicht, was Sie haben wollen!
Turaser: Sie müssen zu Grund gehn! —
Kleppl: Aber reden Sie keinen Unsinn. Ich werde nicht zu Grund gehn. Wie so? — Ihr seid jetzt vierzehn Tag' im Streik, wie lange soll das noch dauern, es hat ja keinen Zweck.
Turaser: Zweck? — Sie müssen zu Grund gehn. Das ist der Zweck.
Kleppl: Wenn Sie noch vier Monate lang nicht färben gehen, so gehe ich doch nicht zu Grund; eher werdet Ihr alle vor Hunger sterben, alle zwanzig. Ich? ich such' mir einen andern Posten, ich bin ja nicht verloren in der Welt. Färbereien giebt's genug, und einen Meister wie mich kann man überall brauchen.
Turaser: Also, was wollen Sie jetzt bei mir da? —
Kleppl: Sie vergessen, ich habe erwachsene Kinder — —
Turaser: Aha!
Kleppl: Nun ja, nur deswegen ist mir die Sache peinlich.
Turaser (legt das Kind behutsam in die Truhe, geht dann zu Kleppl und hält ihm mit verhaltener Wut die Faust vor): Sehens, Kleppl, sehens, Meister, Sie sind der miserabelste Schuft, der mir in meinem Leben vorgekommen ist. Sie haben uns geschunden so viele Jahre, Sie haben jeden einzelnen von uns sekkiert, wo es nur möglich war, und geschabet. Immer sind Sie hinter dem Direktor her und haben vor ihm Buckerle gemacht und Herr Direktor her, Herr Direktor hin, und wenn einer gekommen ist um eine Aufbesserung: — Wenden Sie sich an den Herrn Kleppl, wenn der Sie vorschlägt, ich habe nichts dagegen. — Ja, der Herr Kleppl! Dem hätt' einer kommen sollen, — schad' ums

Schmalz! Ihretwegen sind wir am schlechtesten bezahlt in der ganzen Fabrik, wegen Ihnen haben wir den miserablen Dienst, die stinkende Arbeit um die paar Groschen machen müssen, jetzt aber entgehen Sie uns nicht! . . . Wir haben es uns geschworen, hören Sie, was ich Ihnen sage, wir haben es uns geschworen, Sie müssen weg, und wenn wir alle weg müßten! — Erinnern Sie sich an den Kutschenreiter? — Erinnern Sie sich? — An den Kutscheureiter? — Den haben Sie auf dem Gewissen, Sie Fallot Sie. Sie haben den alten Menschen, der zwanzig Jahre bei uns gearbeitet hat, und in der nassen Färberei krank geworden ist, den haben Sie hinausgebracht.

Kleppl (einfach): Das ist nicht wahr. Der Mann hat das Delirium gehabt. Und mit den Zelberischen ist es auch so.

Turaser: Also sind wir bei den Zelberischen! Deshalb kommen Sie ja her. . . Das weiß ich ja eh! —

Kleppl: Also wenn Sie es wissen, brauch' ich es nicht zu sagen. Um die Zelberischen dreht sich die Geschichte. Sie behaupten, gehört zu haben, daß ich der Marie Zelber gesagt habe, die Schwester kommt nicht eher bei uns an, ehe sie mir nicht zu Willen ist. Ist es so?

Turaser: Das haben Sie gesagt. Drauf leg' ich beim Gericht mein Jurament ab.

Kleppl: So so — —.

Turaser: Nicht deswegen sind wir aus der Arbeit geblieben; wir haben Ihnen jeder einzelne und alle zusammen um einen höheren Lohn gesagt und dem Direktor gesagt, und immer haben Sie es hintertrieben. —

Kleppl: O nein! Ich hab' nur das gethan, was mir geschafft worden ist.

Turaser: Jetzt glaubt es Ihnen niemand mehr. Und uns wird man alles glauben.

Kleppl: Auch die Sache von den Zelberischen?

Turaser: Aber es ist ja wahr!

Kleppl: Ich wette — Turaser hören Sie — ich wette mit Ihnen um zweihundert Gulden, daß es nicht wahr ist.

Turaser: Was wollen Sie damit? —

Kleppl: Sehen Sie zu. Jetzt sind Sie vierzehn Tage fort. Wie lange werden Sie es denn noch aushalten? Keine vierzehn Tage mehr, das versteht sich. Also in die Arbeit werden Sie alle wieder kommen, was liegt daran, ob acht Tage früher oder später. — Und was mich anbetrifft — ob Sie mich bei der Gerichtsverhandlung hineinbringen, das hilft Ihnen gar nichts, Turaser. Wenn Sie mich aber nicht hineinbringen, das wird Ihnen nützen. Erstens kann dann die Arbeit gleich anfangen, zweitens bekommen Sie — wie viel haben Sie jetzt —?

Turaser: Ein Gulden zehn.

Kleppl: Ein Gulden siebzig! — Und dann gewinnen Sie noch unsere Wette . . . . . .

Turaser: . . . . . .?

Kleppl: Die zweihundert Gulden, um die wir gewettet haben — —! Überlegen Sie sich das. Von den andern wird Ihnen niemand etwas geben, die haben ja selber nichts. Sie könnten sich aufhelfen. (Sieht sich um.) Es schaut bei Ihnen nicht glänzend aus. Wie es halt aussehn kann bei einem Gulden zehn auf den Tag. Den Buben haben Sie krank, der braucht kräftige Nahrung. — — (Bartel verkriecht sich.) Ihr Weib könnte zu Haus bleiben oder einen leichtern Verdienst suchen, auf die Kinder acht haben — das alles wäre leicht möglich. Und dann, es ist gar nicht wahr, daß ich es gesagt habe! Ich habe nur gesagt, es ist schwer, die Schwester aufzunehmen, weil sie trotzig ist und niemals das thut, was man ihr schafft. Die Marie ist aber dann gleich zu Ihnen gegangen — Sie sind bei der Stiege gestanden, und hat es so verdreht, als ob ich der Schwester wer weiß was geschafft hätte. So steht die Geschichte. Und jetzt glauben Sie es selbst, es ist aber nicht wahr, ganz bestimmt nicht wahr! Und wenn es wahr wär', ist sie denn eine solche Heilige? Sie ist ja ein Mädel wie ein anderes. Einen ordentlichen Menschen unglücklich machen und am Abend herumlaufen wie die Hündinnen, das paßt ihnen. Darum werden Sie also morgen einen schlechten Eid schwören, wenn Sie gegen mich schwören können und werden nichts davon haben, und Ihre Kinder nichts, und die andern nichts. Wenn Sie aber vernünftig sind, so helfen Sie allen.

Turaser: So ein Schuft kann ich nicht sein.

Kleppl: Sind Sie doch nicht kindisch! Jeder andere an Ihrer Stelle, stellen Sie sich doch nur vor, der Meixner, der Kroppek, die Wegerle und die anderen, glauben Sie, die überlegen sich das einen Augenblick? Bedenken Sie, zweihundert Gulden ist kein Wochenlohn! — Übrigens, ich will Sie nicht drängen, überlegen Sie sich die Sache von allen Seiten, vielleicht wird es Ihnen von selbst einleuchten. Ich habe das Geld bei mir, ich komme später noch einmal her, besprechen Sie sich mit Ihrer Frau. Ihre Frau wird Ihnen gewiß keinen schlechten Rat geben. Sprechen Sie mit Ihr, und wenn ich am Abend komme, so sagen Sie mir, ob so oder anders. Sind Sie vernünftig, so können Sie Ihrer Familie ein anständiges Leben schaffen, die Arbeit fängt gleich an, Sie haben das Geld sofort auf die Hand. Sind Sie aber unvernünftig, so nehmen wir — denn ich komme auf alle Fälle in

die Fabrik zurück, andere Arbeiter auf, und Sie können irgendwohin als Taglöhner gehen. Empfehle mich! — (Ab.)

Turaser (setzt sich zur Schelbtruhe und schaukelt das Kind).

Bartel: . . . . Pappi, das war der Meister.

Turaser: Ja, das war der Meister Satan. Der Satan!

Bartel: Pappi, Du warst bös auf ihn.

Turaser: Bös? — Ich hätte noch zwanzig Mal böser sein sollen auf den Gauner! Ich hätt' ihn gar nicht sollen reden lassen, den Hund, wie er die Thür aufgemacht hat, hinaus, hinaus! Gauner!

Bartel: Sei nicht so bös. Er hat Dir ja versprochen.

Turaser: Er hat mir Geld versprochen, daß ich auch ein Schuft sein soll.

(Pause.)

Bartel: Pappi! . . . . . Ist das viel Geld, zweihundert Gulden?

Turaser (springt auf): Uje! Die Gasch! (Eilt zum Sparherd und nimmt das Töpfchen auf.) Das wird schön ausschaun. Barti, willst schon essen?

Bartel: Ja.

Turaser: Es ist jetzt gerade recht. Nicht zu dünn, nicht zu dick. Das Feuer ist auch schon ausgegangen, und ich hab' noch nicht den Kaffee für die Mutter zugestellt. (Er gießt den Brei auf einen Teller und reicht ihn mit einem Löffelchen dem Knaben.) So, langsam essen und alles aufessen. (Er sucht in dem Loch unter dem Herd nach einem Holz, es zu spahnen.)

Bartel (essend): Pappi, ist das viel Geld, zweihundert Gulden?

Turaser: O ja.

Bartel: Da kann man viel kaufen.

Turaser: O ja. (Spahnt das Holz.)

Bartel: Ein Eichkatzerl?

Turaser: Freilich.

Bartel: Medizin — — — Kleider — Pappi, Kleider — — für Dich — — — Fleisch — — Ja, und einen Käfig mit einem Kammerl. Und die Mammi, hat der Meister gesagt, wird zu Haus sein. (Weinerlich): Pappi, laß die Mutter zu Haus sein! — — —

Turaser (macht Feuer an): Hörst auf, mit Deinen faden Reden, dummer Bub! —

(Naßwetter. Schimmel.)

Naßwetter (ein schmales Bürschchen um die Zwanzig): Also, Turaser, da sind wir! Servas, was machst, wie geht's? Frisch bei'nand? — Grüß Dich, Barti, was machen die Indianer? Seins auf dem Kriegspfade? He? — Mir scheint's, die schlitzäugige Hyäne wird die Taube des weißen Volkes nicht erwischen; da wär' der junge Häuptling Habahunger der Richtige. (Er reicht ihm die Hand.) Hug, hug.

Turaser: Mach keinen solchen Lärm da, wie im Wirtshaus. Siehst, das Kleine schlaft. —

Naßwetter: No, no, no! — Der kleine Sohn des alten Kriegers schläft wie ein Ratz.

Schimmel (glattrassiert, dummpfiffig): Turaser.

Turaser (als ob er bereits voraussähe, angebettelt zu werden): Na, was willst denn?

Schimmel: Hast einen Tabak?

Turaser: Dort auf dem Kasten. Es wird noch eine Pfeifen drinnen sein. — Aber wart', ich will Dir's schon geben. (Geht zum Kasten, findet einen Tabaksbeutel und reicht ihn Schimmel, der ihn mit Bedacht in den seinen leert und glatt putzt.)

Schimmel: Jetzt haben wir den Kleppl gesehn. Gerad bevor wir hergekommen sind. Er ist in die Stadt gegangen. Woher ist er gekommen?

Naßwetter: Ich hab' ihm eine Verbeugung gemacht: Ich habe die Ehre, Herr Kleppl! Hat mich so angeschaut, und ich hab' mir gedacht, wart', Spitzbub, morgen beim Gericht werden sie aus dir ein Gollasch machen.

Schimmel: Werden sie machen?

Naßwetter: Da frag' nicht! — Herr Gerichtshof, ich bin unschuldig. Ich habe nur den Befehlen Folge geleistet, ich bin ein Bediensteter, der gehorchen muß. Die Marie Zelber lügt. — Der Staatsanwalt (er näselt und karikiert): Jajaja, das sagt jeder, der vor diese Schranken tritt. Der Mann hat seine Stellung mißbraucht, sucht ein Loch um durchzuschlüpfen, er findet aber keins. Der Verteidiger (stößt mit der Zunge an): Hier sehen Sie einen Ehrenmann, ein Opfer seines Berufes und seiner Pflichterfüllung. Die soziale Frage wirft ihre Schatten auf Schuldige und Unschuldige. Die soziale Frage — — man unterscheide genau — die soziale Frage kennt keine Unterschiede. — — Der Richter (karikiert): Zwei Jahre Zuchthaus, alle Tage Erbsen, verschärft mit Graupen; Exhorte und Roßhaarzupfen.

Turaser: Bist Du aber ein Hanswurst!

Naßwetter: Jeder wie er kann! Aber, Leuteln, ich sag' euch, ich hab' schon vier Tag keinen warmen Löffel im Leib gehabt. Ein solches Bedürfnis nach den landesüblichen Münzsorten hab' ich in meinem Leben noch nicht gehabt. Wo nimmt man einen Gulden her?

Schimmel: Geh zum Direktor, der wird Dir geben.

Turaser: Probier's einmal mit einem von unsern Aktionären. Vielleicht!

Bartel: Pappi! . . . .

Naßwetter: Das könnt' man wirklich probieren.

Bartel: Pappi! —

Turaser: Was denn?

Bartel (winkt ihn zu sich und spricht ihm ins Ohr).
Turaser (zu Naßwetter): Willst einen Brein? Der Bub will nichts essen.
Naßwetter: Her damit! (Nimmt den Teller und ißt hastig.)
Turaser: Morgen kriegst zwölf Kreuzer. Wenn Du mir viere giebst, so gieb ich Dir ein Tüpfel heißen Kaffee. Das ist ganz gut.
Naßwetter: Her damit.
Turaser: Ein Brot dazu, und der Magen hat, was er braucht. (Er gießt Kaffee ein, schneidet Brot und reicht beides Naßwetter, der sich mit Vorsicht auf den Bettrand zu Bartel setzt und bedächtig schlurft.)
Schimmel: Wenn Ihr so gut sein wollt . . . . . .
Turaser (abschneidend): Mit bestem Willen nicht; die Alte will auch was haben, wenn sie nach Haus kommt. (Pause; man hört Naßwetter schlurfen, Schimmel setzt sich auf einen Schemel und stopft seine Pfeife.) Jetzt möcht' ich gern wissen, wie lang wir das noch aushalten werden.
Schimmel: Nicht lang. — Du, bei Dir ist es anders. Dein Weib verdient.
Turaser: Siebzig Kreuzer am Tag.
Schimmel: Manchmal achtzig.
Turaser: Also, wenn Du es weißt —! Davon können wir doch nicht leben. Da müßten wir stückweis verhungern.

(Adolf und seine Frau, alte Leute, nur der Mann ist Färber.)

Turaser: No, das ist schön, daß Ihr zu uns auf Besuch kommt. Setzt Euch her, wo es warm ist. (Schiebt ein Bänkchen zum Herd, auf das sie sich setzen.) Wie geht's, Adolfin?
Adolfin (lächelt): No, wie es halt geht! So lila, nicht ganz veigerlblau!
Turaser: Mit der Gesundheit? —
Adolfin: Die Füß', die Füß' wollen nicht mehr recht.
Naßwetter: Ich borg' Ihnen meine.
Adolfin: Du Schlankel, wie ich so jung war wie Du, bin ich auch gelaufen für zweie.
Adolf: Den Herrn Meister haben wir getroffen.
Adolfin: Er hat ihm zugeredet. — Ja, sag' ich, Herr Meister, der Lohn ist nicht groß, aber wir wären schon zufrieden gewesen, weil mein Mann schon so viel Jahr arbeitet, achtzehn Jahr arbeit' er schon und weil ich auch so viel Jahr in der Fabrik gearbeit' hab', wie noch der selige alte Herr gelebt hat, wir wären schon geblieben. Aber, Herr Meister, mein Mann kann doch nicht allein arbeiten, mein Mann kann sich doch nicht herstellen gegen alle.
Adolf: Gerad weil er alt ist, muß er gescheiter sein.
Adolfin: Und wenn die Arbeit wieder anfangt, muß er doch wieder gut Freund sein mit allen. Soll er sie jetzt verlassen?

Adolf: Nein, das thut der alte Adolf nicht! — So haben Sie sich die Folgen selber zuzuschreiben. — Gut, sag' ich, gut, Herr Kleppl!

Adolfin: Und ich hab' gesagt, aber vor unserm lieben Herrgott werdens müssen Antwort geben, hab' ich g'sagt.

Naßwetter: Und was hat er gesagt?

Adolfin: Dreißig Kreuzer hat er mir geben.

Schimmel: — Sakra! —

Turaser: Die hätten Sie nicht nehmen sollen.

Adolfin (weint): Aber wir haben keine Erdäpfel mehr. (Pause.)

Schimmel: Macht Euch nichts daraus, wir halten es ja alle nicht mehr aus.

Adolf: Ihr seids lauter junge Männer, manche ledig, das Weib verdient, könnts warten, könnts wo anders hingehn. Wer nimmt mich?

Schimmel: Das ist freilich wahr.

Naßwetter: Gar nichts ist wahr. Der Adolf kann morgen hingehen und arbeiten, und er wird ihn nehmen und in die Bleichen stecken, und keiner von uns wird was sagen.

Schimmel: Und Du wirst es noch drei Wochen aushalten. Schaust eh schon aus wie ein Gespenst.

Naßwetter: Das kümmert Dich gar nichts. Du giebst mir ja nichts.

Schimmel: Weil ich selber nichts hab'.

Naßwetter: Du hast Dein Häusel und Deine Erdäpfel. Du kannst leicht lachen.

Schimmel: Das Lachen kann mir niemand verbieten, und wenn ich es nicht brauchen möcht', möcht' ich nicht am Tag arbeiten und mich vom Kleppl hunzen lassen. Alles muß ein End' haben! — Alles muß ein End' haben, sag ich! — Und mehr sag' ich nichts. Kannst mitgehn.

Naßwetter: Servus, Barti. Bezahl's Gott!

(Naßwetter und Schimmel ab.)

Adolf: Gestern war ich beim Direktor.

Turaser: War er bös?

Adolf: Gar nicht. — Was wollen Sie? — Ich bin ein alter Färber, Herr Direktor, geben Sie den Kleppl weg, und es ist ein Frieden. — Das kann ich nicht wegen den anderen. Morgen machen mir die Weber dasselbe, übermorgen die Drucker, was fällt Ihnen ein! — Aber der Kleppl ist doch schlecht! — Das wird sich, hör' ich, bei der Verhandlung zeigen. Sagt der Richter, er ist schuldig, gut. — So bin ich weggegangen und hab' mir das Maul gewischt.

Adolfin: An allem ist die Zelber schuld. Ist denn die Anna wirklich so eine Heilige?

Turaser: Darum geht es da nicht. Der Kleppl schind't uns schon so

viel Jahr, er ist ein Fallot; so lang haben wir auf ihn gelauert und haben ihn nicht erwischen können, zweimal schon ist er durchgehaut worden, hat alles nichts genutzt. Sollen wir denn unser Leben lang unter dem Hund arbeiten? Müssen wir denn fort und fort uns von ihm drücken lassen? Jetzt hat ihn die Zelber ans Messer geliefert. Jetzt haben wir ihn, jetzt muß er springen.

Adolf: Turaser, Turaser! Wir werden auch springen. — Hast Du Dir das überlegt?

Turaser: Was?

Adolf: Ob Du Dir das überlegt hast, was geschehn kann?

Turaser: Was kann geschehn?

Adolf: Das werd' ich Dir sagen. Nehmen wir an, der Kleppl wird verurteilt. Wir sind ohne Kündigung weggeblieben. Muß er uns denn wieder nehmen? Er kann uns nehmen, aber er muß nicht. Er kann sagen, ich brauch' die Färberei nicht. Ich laß auswärts färben.

Turaser: Das kann er nicht.

Adolf: Aber er wird es sagen. Er wird sich im stillen ein paar abrichten, er wird im stillen ein paar aufnehmen, und wir sind fertig. — Aber, hörst! — Aber der Kleppl muß nicht verurteilt werden. Er muß nicht. Er kann ja auch freigesprochen werden. Dann braucht er uns erst recht nicht; dann wird der Kleppl alles schon richten. Dann kann er uns sagen: Ich such' mir meine Leute aus, und nimmt ein paar, und die andern können gehn in Gottes Namen, oder wir gehen alle zurück. Dann haben wir den Kleppl wieder auf dem Hals. — Vielleicht aber kriegt er Angst und wird besser werden. Verstehst? — Das hab' ich Dir sagen wollen, deshalb bin ich hergekommen. Und jetzt geh' ich. — (Die Alten erheben sich und gehen zur Thür.)

Adolfin: Wirst sehen, Turaser, der Kleppl wird anders werden, wirst sehen! (Beide ab.)

Turaser (steht in Gedanken verloren da).

(Man hört das Abendleuten vom Dorfe her.)

Bartel: Sie läuten schon. — — — Jetzt wird die Mutter bald kommen.

Turaser: Ja . . . .

Bartel: Sie hat mir versprochen, sie bringt mir ein Paar Würstel mit . . . . Pappi! . . . .

Turaser: Ja . . . . was?

Bartel: Die Mammi hat mir versprochen . . . .

Turaser: Ist recht, mein Kind. Sei nur hübsch ruhig, daß Du bald gesund wirst. Du hast mir's ja versprochen, daß Du dem Herrn

Doktor folgsam sein wirst. Sonst mußt noch lang' im Bett bleiben, und Dein Pappi hat Kummer.

Bartel: Komm her! Setz' Dich, Pappi, setz' Dich! Mein guter Pappi, mein lieber Pappi ....

Turaser: Wer hat Dich gelehrt, so schmeicheln?

Bartel: Wirst mir das Eichkatzl kaufen? Ja, mit dem Häusel wo sich das Kammerl dreht? — — Wirst? — Sag! — Ja? — Wirst? .... Dann bin ich gleich gesund, aber gleich!

Turaser (wieder im Nachdenken): .... Das kann nicht sein, das darf nicht sein ....

Bartel: Aber ....! — Es kost' ja nicht so viel! —

Turaser (aufatmend): Auf mich, auf mich! Alle auf mich! — (Er erhebt sich und geht einige Schritte.) Sie halten es nicht mehr aus — — —

Bartel: Wird der Naßwetter morgen wieder kommen?

Turaser: Kommen wird er schon, aber ob er was kriegen wird!

Bartel: Der ist aber lustig.

Turaser: Wie war das damals .... weißt, im Lesebuch — von dem klugen Bauer und dem dummen Teufel ....?

Bartel: Von dem dummen Teufel ...? Ja, wart nur .... Erst hat er die obere Hälfte haben wollen, da pflanzte der Bauer Rüben, bekam der Teufel das Kraut, dann hatte er das Untere haben wollen, pflanzte der Bauer Korn und der dumme Teufel bekam wieder nichts.

Turaser: — — Hm .... So dumme Teufel giebt es gar nicht mehr.

Bartel: Giebt es denn einen Teufel?

Turaser: In jedem steckt der Teufel. Das sind die bösen Gedanken, die Falschheit, die Schlechtigkeit — —

Bartel: Und ein Engel?

Turaser: Das ist der gute Sinn, die Ehrlichkeit, der eine sagt so, der andere so — — — da weiß man nicht.

Bartel: Man muß immer auf den Engel hören.

Turaser: Ja, wenn man nur wüßt', welcher es ist, der gute und der schlechte, sie sind manchmal wie die Brüder, nicht zum Auseinanderhalten: einer wie der andere. — —

Bartel: So frag' die Mutter. — Ich werde ihr es sagen — ja?

Turaser: Schweig nur. — Der Schimmel will, der Adolf will, alle wollen. — Unrecht, Unrecht! — Sie werden alle gehn — ob so oder so! — — Barti — — wie ist das? Thue recht — — —

Bartel: Und scheue niemand.

Turaser: Ja, wem recht? Mir recht oder den andern recht — — Thue recht? — Das könnt' ein Jeder sagen! — Und wenn ich mir

recht thue, thu' ich dem andern unrecht? Oder thu' ich beiden recht. Und wenn ich dem andern recht thu', thu' ich mir recht? — — — Weu ich scheu' — — dem weich' ich aus — ganz einfach, ich scheue — das ist dumm. Sie scheuen mich! — Ich scheue niemanden, wozu, hab' mein Geld in der Taschen . . . . . . und hab' recht gethan! —

Bartel (ängstlich): Pappi . . . red' nicht fort so . . . Pappi! — —!

Turaser (matt): Fürcht' Dich nicht, Barti . . . . (zu sich): fürcht' ich mich selber genug — —. Sie wird mich hineinreiten. — Weiber, Weiber . . .! — Verfluchter Hund — — Aber was! — Er! — Er will sich retten. — Wer ersaufen soll, schreit. — (Aufgeregt.) Aber ich! — Aber ich!

(Marie und Anna Zelber treten rasch ein und beginnen laut. Sie sind gefällig gekleidet, Anna mit einer Nuance ins Auffällige, machen aber im ganzen den Eindruck der Anständigkeit.)

Marie: Da ist er! Also, Turaser, wir kommen noch einmal zu Dir vor morgen.

Turaser: Na, wenn Ihr kommt — — ist recht. Generalprobe brauchen wir keine.

Marie: Generalprobe! —

Anna: Was sagt er?

Marie: Generalprob' hör' ich. — Deswegen kommen wir gar nicht her. Aber ich will Dir nur sagen, wenn es schief geht — —

Turaser: — Na, so geht's schief!

Marie: Uns kann es alles eins sein.

Turaser: Eben drum.

Marie (pikiert): Ich bin beim Klitzer Ausnäherin.

Turaser: Sakerment, hast Du eine Protektion!

Anna: Die Taut'! — —

Turaser: Ah, die Tant' — die Frau Meisterin! —

Anna: Und ich bin wo ich war. Ich werd' aber auch hinkommen, wenn nur ein Platz frei ist.

Marie: Wir brauchen uns nicht mehr bei Eurer schmutzigen Färberei herumschmieren, hinter der Kontinue und beim Spannen auf dem kalten Dachboden und beim Buttentragen und lauter solche feine Geschäfte! — Himmel, wie bin ich froh, daß ich erlöst bin! Mein heiliger Josef! — Das war ein Leben! — Das werd' ich nicht vergessen.

Anna: Das Ärgste war die Farb'! —

Marie: Da schau her (sie zeigt die flache Hand und deutet auf die Falten) und da (sie zeigt den Hals und das Auge) — noch heute will es nicht fortgehen; was habe ich gerieben alle Tage mit dem Kalk und gewaschen!

Was hat es genutzt? Nächste Stund' bin ich wieder herum gegangen wie der alte Adolf. Und dann die Kälten im Winter, und die Seccatur mit dem ewigen Untersuchen beim Hausmeister und der Kleppl. —

Anna: — Der Kleppl!

Turaser (ruhig): Hab' ich Euch denn geraten, daß Ihr zu uns gehen sollt? — Habt Ihr mich gefragt, bevor Ihr gekommen seid und wie ihr weggegangen seid? — Übrigens, Du (zu Anna) warst ja gar nicht dort. Du hast erst hinkommen wollen. — —

Anna: Gott sei Dank, daß ich nicht dort bin.

Turaser: Ihr macht's beide, als hätts Ihr mir einen Gefallen gethan. Meinetwegen laßt's Euch in Baumwoll' wickeln.

Marie: Wir sagen Dir's ja nur. — — Aber weißt — darfst ja nicht glauben, daß ich Dir's nur sag' — ich mein', Ihr seid auch selber daran schuld, daß Ihr es dort so miserabel habt, Ihr seids lauter alte Weiber. Ja, alte Weiber, das ist das rechte Wort für Euch. Herrgott, wenn ich ein Mann wär', mir dürft' kein so ein Kleppl aufkommen, nein, das kannst gewiß sein. — —

Turaser (ironisch): Entweder — oder? —

Marie: Fopp nur! Warum ist es denn bei Euch in der Fabrik so, und warum gerad' in der Färberei am ärgsten, weil der Helfer vom Drucker, wie er einmal hat mehr haben wollen und er hat es nicht bekommen, ist gleich weggegangen und hat den Drucker allein schleifen lassen. — Gleich sinds um ihn gekommen, und die Schlichter, das sind halt ganz andere Leut' als ihr! —

Turaser: Wir sind halt schon so arme Hascher, mußt schon verzeihen.

Marie: Deshalb grad' hat es mich gefreut, daß ich Euch in die Höh' gebracht hab'. Morgen wirst mich erst kennen lernen, da werd' ich mein Maul schleifen, daß ihnen Hören und Sehen vergehn wird. Der Schuft, der alte! — — Pfui! — Die Leute schinden und ihnen nichts bezahlen und strafen, wie wenn man das Geld hätt' zum Fenster hinauszuschmeißen. Da kann ich mich erinnern, war Dir's so eine kleine, eine vom Land, so ein stilles, ruhiges Mädel und giebt ruhig in die Maschin' und zieht ordentlich die Falten grad', da kommt er und sie sieht sich in der Minuten um: Fünfzehn Kreuzer Straf', ich werd' Dir lehren auf die Arbeit schaun! Was das Mädel damals geweint hat um die fünfzehn Kreuzer. Und solche Tyrannereien laßt ihr Euch gefallen! — Seids Husaren! —

Turaser: Kann ich dafür? — Vergiß nicht, das ist ja mehr ein Handlangergeschäft, das lernt jeder in einer Wochen; das ist keine Druckerei

und keine Spinnerei und keine Schlichterei! Der Meister schafft an, und die Arbeiter müssen es so machen.

Marie: Du kannst dafür! Zusammenhalten! — Alle auf einmal um Zulag' gehn, den Kleppl anbrummen! Aber Ihr traut Euch nicht. Aber morgen muß er springen. Er muß! Er hat einmal die Anna mit Gewalt haben wollen, — das ist ganz gut für morgen, dann hätt' er sie gern bei sich gehabt in der Färberei, oh, ich schenk' ihm nichts. Der wird an mich denken.

Anna (lächelnd): Er ist halt schon lang Wittiber.

Marie: Er soll sich eine Alte suchen, der Gasbock! —

Turaser: Wegen Euch ist der ganze Streik losgebrochen. Und Ihr beide seid gar nicht mehr bei uns und wollt nicht bei uns sein und seid froh, daß Ihr das schmutzige Geschäft nicht mehr braucht. Wir sitzen jetzt drinnen und müssen die Suppen auslöffeln, die Ihr beide eingebrockt habt. Was liegt Euch daran, ob es so ausgeht oder anders, was kümmert's Euch, ob der Kleppl wieder bei uns Meister wird, ob uns der Direktor wieder aufnimmt; Ihr sitzt im Trockenen. Was sollen aber wir machen, seit vierzehn Tagen kein Gulden Verdienst!

Marie: Thut Dir's vielleicht gar leid, daß es dem Kleppl an den Kragen geht?

Turaser: Es geht uns mehr an den Kragen als ihm.

Anna: Das ist wahr. Er hat ja Vermögen. Der Direktor soll ihm tausend Gulden schuldig sein.

Turaser: Wenn nicht mehr.

Marie: Das Du das nicht einsehen willst, daß es einmal hat brechen müssen! Wär es nicht diesmal gewesen, so ein andermal. Daß Ihr es jetzt angefangen habt, ist ja gut, eine so schöne Gelegenheit kommt nicht mehr, es vor dem Gericht zu sagen, was das für ein sauberer Herr ist, und Eure Sach' vor die Öffentlichkeit zu bringen. Wenn Dir das nicht ansteht, ist Dir nicht zu helfen.

Anna: Alle kommt Ihr wieder in die Arbeit zurück.

Turaser: Das muß erst abgewartet werden.

(Albine Turaser, rasch eintretend und sofort dem Säugling zuschreitend.)

Albine: Mein Pupperl — — mein kleines! — Schlaft mein kleines Mauserl — (nimmt es auf den Arm), schlaf nur mein kleines, schlaf! — So, so! — Mein Putzerl, mein braves, wie es auf die Mama wartet, mein kleines Engerl. No, schlaf! — (Sie stellt sich zu Bartels Bett.) Was machst denn Du? Hast die Medizin genommen?

Turaser: Er will lieber Würstel haben.

Albine: Ja, Würstel! Ein Breiekasch gehört für Euch und eine ordentliche Milch.

Bartel: Ich mag das nicht!

Albine: Du mußt, hat der Doktor gesagt. Auf Naschereien haben wir kein Geld jetzt. Grüß Euch Gott! Was machts denn Ihr bei uns? Dir muß man ja gratulieren, Du bist in der Ausnäherei; das glaub' ich, daß das besser ist als färben. Schauts die Anna an, was die sich herausputzt!

Anna: Die paar Fetzen. Ich bin sie eh noch schuldig.

Albine: Erlaub', das ist ja eine feine Blousen, ei, ein nobles Tascherl.

Anna: Ich bin's noch schuldig, sag' ich.

Albine: Macht nichts, nobel muß die Welt zu Grund gehn! (Zu Turaser): Und nicht einmal hats geweint, mein Hascherl, um die Mama? Mein gutes?

Turaser: So um Viere. Da haben wir ein gutes Tellerl Milch mit einem Einbrocklen schnabuliert, und jetzt werden wir schon fortschlafen. Aber der, der hat alle möglichen Gelüst.

Albine: Sei brav, Barti, morgen bring' ich Dir Deine Würsteln, daß Du schon Deinen Willen hast.

Barti: Ja, das sagst jedesmal, Du foppst mich nur so.

Albine: Nein, nein, morgen ganz sicher. Bist mein gutes Burschi, ich denk' schon an Dich, glaub' ja nicht, Barti! — Ich weiß schon, was Dir gut ist und was Du schon essen darfst und was nicht. Bist ja nach einer schweren Krankheit, kann Dir leicht was schaden.

Turaser: A Eichkatzel will er haben.

Marie: A gebratens?

Turaser: Ordentlich lebendig soll es sein.

Albine: Kriegst ein Eichkatzel, nur hübsch dem Doktor folgen, daß Du bald gesund wirst. Arme Leute dürfen nicht krank sein. Immer nur rasch auf die Füß'! — Wenn's der Herr Doktor erlaubt. — Gut nähren soll man das Kind, nur gut nähren, sagt er mir, ja aber um Gotteswillen, woher das Fleisch nehmen und den Schinken und ein frisches resches Semmerl und einen guten Apfel? Ja, das brauchet er, das möcht' ihm gut thun, meinem Bübi. — Wißt Ihr, was ich im Sack hab'? Fünfzehn Kreuzer! (Geht einige Schritte.) Jesus, Du im Himmel, heilige Mutter, vergiß uns nicht, vergiß uns nicht! Hab' ein Erbarmen! —

Turaser: Der Himmel weiß nichts von uns.

Albine: Und bei dem allen eine so schlechte Ketten! Weiß Gott, das Garn wird immer schlechter, fortwährend reißt es, ewig das Binden.

Wie ich ihn gebeten hab', er soll mir doch die alte Ketten geben, nein, die alten Weberinnen müssen mit dem neuen Garn anfangen, die jungen kommen gar nicht vom Fleck! —

Marie: Nun also, so muß er doch ein Zulag' geben, wenn er weiß, daß das Garn zu nichts ist.

Albine: Wenn sich niemand traut.

Anna: Man muß sich trauen.

Marie (zum Fortgehen sich aufmachend): Also, Turaser, morgen sehen wir uns. — Morgen! Ich werde ja nach der Verhandlung herkommen. Adieu.

Anna: Wenn ich es nur schon vorüber hätt'; vor allen Leuten solche Geschichten .....

Turaser: Na, na! —

Anna: Also wir gehn; grüß Euch Gott, Kinder. (Zu Barti und auf das Kleine einen Blick werfend): So ein hübsches Mäderl .... Adieu!

(Anna und Marie Zelber ab.)

Turaser: Wie gefallen Dir die?

Albine: Gar nicht. Wo nehmen die die neuen Joppen her und die feinen Röck'?

Turaser: Oh — — sind anständige Mädeln.

Albine: Ich sag gar nichts.

Turaser: Wie sie sich gegen den Kleppl gestellt haben, das ist der Beweis.

Albine: Das beweist gar nichts. Wenn die Marie gewußt hätt', es hört niemand, wer weiß, ob sie gleich so großgoschet worden wär'.

Turaser: Meinst?

Albine: Aber das ist doch gewiß. Wie Du nur so fragen kannst. Du kennst ja die Mädel nicht. Das red' sich so etwas selber ein und glaubt nach einer Weile selbst daran.

Turaser: Weißt', was ich gehört hab'? Also der Kleppl ist zum Meixner gekommen.

Albine (in höchster Spannung, während der sie das Kind stets auf den Armen bewegt): Zum Meixner? — Der Kleppl! — Da schau einer. Er soll zu ihm halten!

Turaser: Er soll zu ihm halten. Wenn er ihn rausreißt, so kriegt er einen Hunderter sofort auf die Hand. Und wenn die Arbeit wieder anfängt, eine Zulag', die dafür steht.

Albine: Hör' auf!

Turaser: Ja. Was sagst denn dazu?

Albine: Und der Meixner —?

Turaser: Der Meixner hat ja gesagt.

Albine: Hat er? — Im Ernst?

Turaser: Nun, was sagst dazu?

Albine (fassungslos): Der Meixner, ... der Meixner — — wer hätt' das geglaubt von dem Menschen. So ein ordentlicher Mensch! — Aber — hundert Gulden sind hundert Gulden! Du mein lieber Gott! — Also der Meixner hat ja gesagt. — Aber er ist doch ein Lump, die andern so im Stich zu lassen. Das gehört sich doch nicht. — Und warum ist der Kleppl nicht zu Dir gekommen, warum gerad' zum Meixner? Du hättest ihm ja viel sicherer helfen können als er, das ist doch gewiß! Also zum Meixner. Siehst, der wird was davon haben, siehst, der wird die Schmetten haben, und Ihr könnt aufs Messer pfeifen. Ja, weil er sich zu Dir nicht getraut hat, weil er weiß, daß Du zu ehrlich bist für so etwas; an den Lumpen hat er sich getraut. (Bitter): Siehst, das hast von Deiner Ehrlichkeit! Ja, ehrlich sein, das ist schön, o ja, gewiß, mir gefällt es auch, aber haben muß man dazu! Was haben und ehrlich sein, das trifft bald einer. Aber so wie Du, und sich auf den Werweißwas herausspielen, das geht nicht. Ich hab' Dir es ja immer gesagt, es wird Dir noch schlecht gehen, wirst Dir noch die Zähne raußbeißen! — Ich geb' meinen Charakter nicht auf! Was wird die Partei sagen! — Die Partei, die kümmerts sich um so einen armen Schlucker! — Mein lieber Freund, zu solchem Luxus geht es uns nicht gut genug. Bis es Dir besser geht, dann kannst Deinem Sport nachgehen, bis wir alle zu essen haben, dann kann der Hausvater sagen, ich hab' einen Charakter, aber früher nicht! — Nein, früher nicht! — Schau den Meixner an, wer wird ihm es beweisen — dem Schuften! — Aber erschlagen soll man ihn, erschlagen, den Verräter! —

Turaser: Nur nicht gleich erschlagen, sonst müßt' ich ja auch erschlagen werden. Bei mir war er auch.

Albine: Hörst, bist Du aber ein verfluchter Kerl. Warum sagst das nicht gleich?

Turaser: Wirst schon sehen. Ich krieg, wenn die Arbeit anfängt, einen Gulden siebzig.

Albine: ..... ja .....

Turaser: Einen Gulden siebzig auf den Tag krieg ich .....

Albine: .... No ...... und ......

Turaser: Und auch hundert Gulden! —

Albine: Jesus, Marie, Josef! Warum sagst das nicht gleich. Es wird mich noch der Schlag treffen mit Dir! —

Turaser (traurig): Ja, das hat er gesagt!

Albine: Und Du, was hast Du gesagt?

Turaser: Ich — — nichts.

Albine — (wortlos).

Turaser: Ich will Dich also nicht weiter spannen. Der Kleppl war hier. Er hat mir gesagt, wenn ich morgen für ihn bin, so giebt er mir zweihundert Gulden und eins siebzig.

Albine: Und der Meixner? —

Turaser: Ist alles nicht wahr. Jetzt bin ich neugierig, was Du sagen wirst —?

Albine (geht mit dem Kinde nahe an ihn heran, der ihr mit dem Rücken halb abgewendet steht und bricht in Thränen aus).

(Pause, während der man nur das unterdrückte Schluchzen des Weibes hört.)

Albine: Die Leute können es ja nicht mehr aushalten. Ob so oder so, sie werden alle wieder in die Arbeit gehen. Wem ist damit geholfen, wenn der Kleppl verurteilt wird? Was kümmern sich die Leute viel darum? Höchstens die Zelberischen, die schon ohnehin nicht mehr in der Fabrik sind, den andern ist es ja gleich. Warum sollen wir also nicht etwas davon haben, was niemandem schadet.

Turaser: Dem guten Namen schadet's.

Albine: Wer wird etwas davon wissen?

Turaser: Was? — Wenn ich zu seinen Gunsten aussag'?

Albine: Du kannst Dir es ja überlegt haben! Oder im letzten Augenblick bist Deiner Sache unsicher worden und hast Dich nicht getraut, unsicher zu schwören! — Und wenn? — Glaubst, die Leute haben nichts anderes zu thun, als fortwährend an Dich zu denken. — Die Menschen reden eine Wochen, nicht einmal, drei Tage davon, dann spricht noch manchmal der eine oder der andere, und nach einem Monat ist alles vergessen. Die Menschen vergessen alles, sie reden viel, aber sie merken sich nur das, was sie angeht. Dann kommt ein frischer Streik, wieder Aufsehen, wieder Verhandlungen, dann stirbt der eine, der andere kommt weg, der geht in eine andere Stadt und langsam ist es vergessen. Und dann, beim ärgsten bleibt man hübsch zu Haus, kümmert sich um nichts, in einem Vierteljahr ist das ganze Wasser abgelaufen. Und wir haben uns geholfen. Ja, wir könnten einmal aufatmen!

Turaser: Jetzt kann ich aufatmen und jedem ins Aug' sehen mit gerechtem Gewissen.

Albine: Wer giebt Dir was für das gerechte Gewissen? Borgt Dir der Greisler einen Gulden darauf? — Kriegst einen höheren Verdienst auf den Tag? — Und wenn Du unter der ganzen Sippschaft fünf

Gulden nur zehnkreuzerweis verborgst, bist nicht ein größerer Ehrenmann als jetzt mit dem Gewissen? Und hast sie alle im Sack!

Turaser: Hast ja selbst gesagt, der Meixner ist ein Schuft, der Meixner bin ich.

Albine: Wer ist der Schuft, der, der seine Kinder und sein Weib elend läßt zu Grunde gehn, oder der, der sich hilft und niemandem damit schadet? Wem schadest Du denn? Allen hilfst Du. Den Kameraden, weil die jetzt anständigerweis das Thor offen haben, wo sie wieder zurückkommen können, wo sie doch schon so gern zurückkommen wollten; dem Kleppl hilfst, dem Direktor hilfst, Dir hilfst und Deinen Kindern hilfst auch. Und wem schadest? Niemandem! — Einer oder der andere wird machen, als ob er eine Wut hätt', aber nur zum Schein; innerlich wird jeder froh sein, wieder in der warmen Färberei zu sitzen. — Denkst denn gar nicht daran, daß Du ein Familienvater bist? Vergißt denn, daß der Barti nach einer schweren Krankheit ist, daß ich das arme Kind muß die ganzen Monate allein lassen, und daß mir die Brust ausgetrocknet ist? Hast denn für uns gar kein Gefühl?

Turaser: Gerade genug.

Albine: Das ist noch die Frag'.

Turaser: Euch Weiber bringt ein bißchen Geld um den Verstand. Wie die Kinder greift ihr darnach, weil es glänzt und den Augenblick befriedigt. Nachdenken, gerad' bis zum nächsten Tag, darüber hinaus fängt eine neue Welt an. Was wirst denn mit dem Geld machen?

Albine: Ein Geschäft richt' ich mir ein, eine Pfaiblerei. In der ganzen Gassen bis zur Brücke und im Dorf auch ist keine.

Turaser: Siehst! — Dazu müßten wir von da ausziehen, denn da mitten auf der Landstraßen wirst doch keine Joppen und Schürzen und Hemden verkaufen? Und steht das dafür? — So hätten wir das Geld rein zum Aufessen.

Albine: Freilich, zum Aufessen. Langsam aufessen, das ist das beste, das hat einen Sinn. Essen, trinken und gesund bleiben und einen Kreuzer in der Taschen haben: das giebt dem Menschen einen ordentlichen Rückenhalt! — Und auf das, was die Leut' reden, auf das gieb ich gar nichts, und Du giebst darauf zu viel. Ich will, daß meine Kinder munter sind und springen, Du willst sie umkommen lassen, wegen einem Unsinn. — Und dann? — Hast Du es denn wirklich gehört? — Es ist Dir nur so vorgekommen, daß Du es gehört hättest! — Das hast Du mir selber gesagt; und dann ist die Marie Zelber herausgekommen und hat Dir etwas gesagt und bums Belegrad! Der Zeuge war fertig! — Hast Du es wirklich und wahrhaftig mit Deinen eigenen Ohren, so, wie es die Zelber will, gehört?

Kleppl (rasch eintretend, so, als ob er an der Thüre gehorcht hätte): — das ist es ja eben, was ich sag': kann er es denn wirklich beeiden, was er für die Zelber beeiden soll? (Er macht die Thüre vorsichtig hinter sich zu und dreht den Schlüssel um.)

Turaser: — Das ist kein Gehörtsich, Herr Kleppl, an der Thür horchen!

Kleppl: Sie vergessen, ich bin wie im Krieg, da darf man nicht viel fragen, ob was schön ist oder nicht. Hören Sie noch einmal und Sie, Frau Turaser, auch, was ich Ihnen sag': Die ganze Sache ist für alle Beteiligten ganz aussichtslos und ohne jeden Nutzen. Ich sag' es Ihnen gerade zu, wenn ich auch Unglück hab', deshalb mußten die andern doch keinen Vorteil davon haben. Wenn ich aber wegkomm', so ist alles in Ordnung. Hier (er zählt einige Banknoten auf den Tisch), das Geld. Schöne zweihundert Gulden. Sie sind ein verwendbarer fleißiger Arbeiter, fängt die Arbeit wieder an, und das kann schon übermorgen geschehen, das hängt einzig von Ihnen ab, dann bekommen Sie einen Gulden siebzig auf den Tag.

Turaser: Und die andern.

Kleppl: Das lassen Sie meine Sorge sein. Dagegen versprechen Sie, morgen, als der einzige berufene Belastungszeuge, zu sagen: Ich glaube wohl gehört zu haben, ich kann es aber nicht beschwören.

Turaser: . . . . . ich glaube wohl gehört zu haben, ich kann es aber nicht beschwören.

Kleppl: Niemand wird davon wissen, nichts wird unter die Leute kommen, ich bin aus der Schlammastik, Ihnen ist geholfen und den Leuten auch, denn die Arbeit fängt wieder an.

Albine: Ja, Turaser, ja, folg' dem Herrn Kleppl. Er hat recht, glaub' mir.

Kleppl: Sagen Sie mir, Turaser, welche Gründe Sie haben?

Turaser: Ist es nicht genug Grund, daß es nicht ehrlich ist.

Kleppl: Es ist ehrlich, es ist noch mehr als ehrlich, es ist zweckmäßig: Weil Sie sich helfen und niemandem schaden.

Turaser: Nur dem guten Namen.

Kleppl: Wer wird denn davon erfahren. Ich werde es niemandem sagen, das ist doch gegen mein Interesse, das versteht sich doch von selber. Und Sie doch auch nicht! Vielleicht Ihre Frau? — Also wer soll es dann sein, der Ihren guten Namen schädigen wird. Ich seh' niemanden.

Turaser: Und was man von sich selber hält?

Albine: Geh, hör schon auf damit.

Kleppl: Ich sag' es Ihnen ins Gesicht zu, Sie haben es nicht deutlich gehört und so gehört, wie es die Zelber behauptet. Aber wenn auch

ist denn das Bewußtsein, einen aussichtslosen Kampf zu Ende gebracht zu haben, nichts? — Alle die Leute, die jetzt nichts zu brechen und zu beißen haben, werden ja glücklich sein, zur Arbeit kommen zu können. Ist aber vielleicht das zu verwerfen, und schadet das Ihrem Gewissen, wenn Sie wissen, Ihrer Familie geholfen zu haben? Und wer steht Ihnen denn näher, als Weib und Kind? Ihr Weib wird zu Hause bei den Kindern bleiben können, die Kinder werden eine ordentliche Pflege haben, sie werden gesund sein und Sie selber? — Glauben Sie mir, es ist schon ganz gut und vorteilhaft, wenn man etwas bei den Menschen bedeutet, unter welchen man leben muß, wenn man anschaffen kann, wenn man der Vorgesetzte ist; und Sie werden der Bestbezahlte sein und schon deswegen über den andern stehn. Geh ich weg, so treten Sie einmal an meine Stelle, sehen Sie denn dieses nicht ein?

Albine: Denk' an Deine Kinder!

Turaser: So schweig' Dich schon einmal aus! Dummes Weib! — Und die andern?

Kleppl: Was wollen Sie von den andern?

Turaser: Werden Sie nicht an den andern ihre Wut auslassen, werden Sie nicht den Meixner und Zacharias entlassen und den Adolf, so wie Sie seinerzeit den Kutschenreiter.

Kleppl: Der Adolf ist kein Säufer, wie es seinerzeit der Kutschenreiter war.

Turaser: Sie weichen aus — —

Kleppl: Durch mein Zuthun wird niemand entlassen werden.

Turaser: Sie müssen mir das Versprechen geben, daß alle in die Arbeit genommen werden. Sie müssen mir versprechen, daß Sie niemanden entlassen werden.

Kleppl: So weit es von mir abhängt, wird niemand entlassen werden. Alles bleibt, wie es war.

Turaser: Und mich? Werden Sie, wenn alle Gefahr vorüber ist, nicht darauf losarbeiten, mich in paar Monaten, in einem halben Jahr, in einem ganzen, hinaus zu bekommen?

Kleppl: Wo denken Sie doch hin?

Turaser: Das hat man alles schon erlebt.

Kleppl: Also das sind alles leere Befürchtungen. Kein Mensch denkt an so was.

Turaser: — O, solche Gedanken kommen schon. — — Warum sind Sie zu mir gekommen, warum haben Sie sich niemanden andern ausgesucht? — Sie hätten ja vielleicht gegen mich zwei Entlastungszeugen aufgebracht? — Warum bringen Sie mich in eine solche Not? —

Albine: Herr Kleppl, hören Sie nicht auf den Unsinn, gehen Sie in Gottes Namen; er wird Ihnen nicht schaden, weil er nicht schwören kann. Turaser, nimm eine Vernunft an! — Sei nicht so hartherzig — sei nicht so — (sie weint.)

Turaser (zu Kleppl): So gehen Sie. Es soll so geschehen, wie Sie es wollen.

Kleppl: Sie werden es nicht zu bereuen haben. (Ab).

Turaser (nimmt das Geld und giebt Albinen eine Note): Geh' in die Stadt, aber nicht in der Nähe, in die Stadt geh und kauf' ein gutes Fleisch.

(Pause.)

Der Vorhang fällt.

(Schluß folgt.)



Bekenntnisse.

Von B. Hellmary.

(Wien.)

Sechs Monate sind es her, — schleichende Wochen des Elends, und in mir lebendig, als wär's gestern erst geschehen. Das Gedächtnis, diese allerzäheste Hirnparzelle, ist unvernichtbar, und das Gewissen, — ersticken, zerstampfen hab' ich's wollen, betäuben — vergessen. Nichts half, nichts hilft; bei Tag verfolgt mich die Erinnerung wie mein Schatten, und nachts schreckt's mich auf wie ein Gespenst. Die Gewissenspein bohrt ihre Krallen tief in Hirn und Herz, tief und tiefer. — Kein Seufzer, kein Aufschrei, kein Gebet giebt Erlösung. — Erlösung!? auflachen möcht' ich, — nicht Erlösung, nur brennendere Pein! Mit jedem Tage verschärfen sich die Umrisse, die Erinnerung wird bis ins Detail lebendig und die Qual unerträglich. Zu Boden drückt sie mich, raubt mir den Atem, nagt am Lebensmark, saugt an meinem Herzblut. — Die Kraft versagt mir, es schweigend mit mir herumzuschleppen. Ein menschlich Ohr soll es nie vernehmen, doch abwälzen die Last, die mich bedrückt, muß ich! Ich ersticke dran! — Schreiben will ich! Alles schreiben, rastlos schreiben, bis die unselige Vergangenheit, die Qual, die Reue vom Herzen abgeschrieben ist; ob's helfen wird!? — Gleichviel. Das Bekenntnis drängt sich mir auf die Lippen, unaufhaltsam, und dämmen läßt sich's nicht mehr ......

* * *

Herbst ist's — wolkenlos der Himmel. Weit und breit Ebene, abgesichelte Kornfelder, abgemähte Wiesen; kein Strauch, kein Gewässer, keine Behausung. Ringsumher lautlose Abgestorbenheit, lähmende Monotonie. Eine kalkige Straße zieht sich endlos hin, bildet eine weiße Furche durch gelbgräuliche Stoppelfelder. Regungslos kauere ich im Wagen — höre kaum das gleichmäßige Gestampfe der Pferdehufe, das quietschende Fortrollen der Räder — und sehe wie durch einen Schleier die dann und wann aufwirbelnden Staubwolken. —

„Hurrah, der Postillon! Hurrah, die Kutsche!" ertönt's plötzlich aus fistelhohen Kinderkehlen. Wie von einem spitzigen Gegenstand getroffen, zucke ich zusammen und ziehe den Kreppschleier vors Gesicht. Ein schmieriger Junge schwingt sich auf den Tritt, glotzt mich hungrig an und streckt mir seine Patsche entgegen. Ich fahre mit der Hand über den zerfetzten Hemdärmel, schaue ihn an und — stoße ihn jäh von mir. Ein Schrei, nachhaltiges Gewimmer, ich presse die Lippen aufeinander und schmiege mich tief in die Wagenecke. Mein „Ich" ist zum Bewußtsein erwacht. Ich lebe wieder und durchleide mein Leid. Jeder Pulsschlag ist Schmerz, jeder Gedanke — Verzweiflung.

Rastlos rollt der Wagen weiter; schräg und schräger wirft die Sonne ihre Strahlen über das Land. In der Ferne schimmert es herbstlich — gelbrot. Wir biegen rechts ein, und jetzt, jetzt gleich sind wir im Park, dort — die alte Eiche, unter deren Schatten ich Unschuldsträume geträumt — Kindesträume. Heimat. Ist das die Heimat? — Ja, sie war's und ist's nicht mehr. Heimat — für mich ein Wort, wie jedes andere Wort, ohne Klang und Wiederhall.

Der Postillon bläst ins Horn, die Pferde halten, ich bin am Ziel, öffne den Wagenschlag, steige heraus, schleppe mich mühsam über die Steinstufen, taste mich durch den dämmerigen Flur zur nächsten Thür, klinke sie sachte auf und halte inne.

Könnt' ich's, mit diesen meinen Nägeln würde ich die Schädelwand durchbohren, mein Hirn durchwühlen, das stereotype Cliché, diese Folter meines Lebens herauszuzerren — in Scherben zersplittern. Auf den Fersen, beständig marternd verfolgt mich die Erinnerung; und jetzt, in diesem Augenblick, — ist es optische Täuschung — Hallucination? — ersteht's in hellster Deutlichkeit — ich sehe alles, wie es war, sogar das matte Ampellicht, daß sich im Zimmer grünlichweiß ergießt. Abwälzen, weiter, weiter schreiben.

Also, die Thüre klinke ich sachte auf und halte inne. Am lodernden Kaminfeuer, auf der Chaiselongue, ruht meine Schwester, zwei Ärmchen umhalsen sie, dicht daneben auf dem Boden ein zweijähriges Kind fuchtelt

mit den Beinen in die Luft, lacht und jauchzt. Aus weißen Kissen lugt ein dunkler Lockenkopf hervor.

„Mama, das Märchen, bitt', das Märchen."

„Welches, mein Kind?"

„Das, was Niny immer hören will!"

„Dein Lieblingsmärchen vom Glück und Unglück?"

„Ja, ja."

Die Thür knarrt in den Angeln, giebt nach — ich stehe im Zimmer, bewegungslos, wortlos.

„Irene, Du."

Die Kleine rutscht zum Brüderchen herab und ich — fühle mich umschlungen.

„Ach endlich, wie bin ich froh. Du bist ja ganz erstarrt, die lange Fahrt, der Herbstnebel, komme zum Feuer, im bequemen Sessel; gelt, hier ist's behaglich. Warum sagst Du nichts? So rede doch, Irene."

„Ich ..... ich ..... in der Kehle schnürt's, ich kann nicht."

Im Zimmer ist es still, ganz still, ersterbend prasselt es im Kamin auf. Einige Augenblicke atme ich gedankenlos unter dem Einfluß der gleichmäßigen Liebkosung ihrer warmen Hand. Wie eigen mir ist, als ob ich eben wie damals sanftes Auf- und Abgleiten weicher Fingerspitzen verspürte. — Gurgelndes Röcheln, kurzes hohles Aufhusten; beschleunigt hebt und senkt sich mein Kopf auf ihrer Brust; ich befreie mich aus ihrer Umarmung — derselbe fieberglänzende, flackernde Blick. Sollte auch sie .....?

„Du siehst, Irene, mir ist schon wieder gut," fester zieht sie mich an sich, „nur eine vorübergehende Beklemmung."

„Mama, hör', Mama, Buby schnarcht."

„So laß ihn schnarchen, und Du, Niny, gieb Tante einen Kuß."

Die Kleine klettert auf meinen Schoß, küßt und herzt mich.

„Du bist wohl die Tante Irene und so traurig und weinst nicht, wenn Niny unartig war, weint Niny und dann, und dann lacht Niny und ist lustig. — Papa, Großpapa kommen, alter Großpapa, sieh doch, Tante Irene," frohlockt die Kleine.

Mein Vater bleibt wie angewurzelt stehen, ich gehe ihm entgegen und Vater drückt einen Kuß auf meine Stirn.

„Schon lange erwarten wir Dich, Irene. Weshalb hast Du nicht telegraphiert? Die Rüttelfahrt im Postwagen wäre Dir erspart geblieben."

„Ich entschloß mich ganz plötzlich, Vater."

„Und wollten Betty überraschen," sagte mein Schwager vortretend mit einem warmen Händedruck. „Doch nun, ich kann nicht helfen, unverbesserliche Betty, beim besten Willen nicht, kleine Frau Unvernunft, es ist und bleibt höchste Zeit, sich zur Ruhe zu begeben."

„Nicht doch, Robert, heute ausnahmsweise."

„Nein, nein, ich verantworte es nicht, den gerechten Zorn unseres kugelrunden Glatzkopfes leichtfertig heraufzubeschwören."

„Den Doktor werde ich beschwichtigen; Irene hat mir so vieles zu sagen, Robert."

„Morgen, morgen, heut' sind wir viel zu blaß dazu."

„Robert hat recht, morgen, ein langer Tag ist morgen. Auch ich bin müd', morgen, Betty."

„Siehst Du wohl, daß ich recht habe, Betty, und nun, Mr. Johny, kurzen Prozeß gemacht."

Der schlafende Knabe wird vom Boden gehoben, in seiner Mutter Arm gelegt, die Kleine bei der Hand genommen, Betty umfaßt und mit einem herzhaften „gute Nacht" werden sie alle mit einander aus dem Zimmer hinausgeschoben.

Wir sind allein, Vater und ich, und wir schweigen; drückend ist dieses Schweigen. Ich fühl's, wie Vater nach Worten sucht, um die Stille zu unterbrechen und auch von mir ein Wort erhofft, Betty betreffend.

„Wie findest Du Betty?" preßt es sich endlich aus ihm heraus.

„Verändert, aber nicht zusehends, gar so elend, wie Du es mir schriebst, finde ich sie nicht."

„Wirklich, Irene, täuschest Du mich nicht?"

„Nein, Vater, und siehst Du, Betty ist jung und glücklich, Hauptbedingungen zur raschen Wiedergenesung. Was sagt der Arzt? Gewiß hochgradige Anemie?"

„Anemie, wenn es Anemie nur wäre, Irene."

„Was meinst Du damit? wäre es ....."

Die Thür fällt ins Schloß, mitten im Satze bleibe ich stecken. Raschen Schrittes, einen Zeitungspack unter dem Arm, kommt mein Schwager auf uns zu.

„Papa, zur Lampe, an die Politik gegangen. Mit Verlaub, Irene, spannender Reichstagsbericht, habe flüchtig hineingeblickt, scharfe Scharmützel stattgefunden, wobei viel Pulver verschossen worden, allerdings kein rauch- und knallloses, bin begierig, welche Flanke, Deine siegbewußte Rechte oder meine hartnäckige Linke, im Entscheidungszweikampfe gesiegt haben mag."

Mein Vater rückt mit dem Lehnstuhl an den Schreibtisch, während Schwager Robert die Studierlampe anzündet. Beide durchstöbern eifrigst die aufeinandergehäuften Parteiorgane und versenken sich gleichzeitig in die Brennfrage der Reichstagspolitik.

— — Bis hierher ging's, eisig rieselt es durch Mark und Bein, laß ab, es ringt sich aus der Seele nicht heraus. Stumm — duldsam

ist der Bogen unter meiner Hand und dennoch zittert die Feder zwischen den zusammengekrampften Fingern, wirf sie fort, sie weigert sich zu bekennen.

Es schlägt die Turmuhr geheimnisvoll dumpf. Mir graut, als stünde hinter mir ein Unsichtbarer, der mich von sich hetzt, um mir nachzusetzen. Mich schaudert vor der Vergangenheit, vor mir selbst. — Nein, nein, ich ertrage es nicht länger zu schweigen, hinausschreien möchte ich mein Schuldbekenntnis und kann es nicht; doch dem Papier alles anvertrauen, alles, wie es war, wie es geschah, muß ich — das ist Befreiung.

Ich schaue abwechselnd in die verglimmende Asche und auf die zeitungslesenden Männer und staune, — wie so anders sind wir Frauen, bangen wir um einen geliebten Menschen, so nistet sich die Sorge uns ins Herz und macht uns stumpf für alles andere. Fast könnte ich lächeln. Robert bekommt einen roten Kopf und Vater wird unruhig, zur Lampe beugt er sich, reißt die Brille herunter, wischt sie aus und liest dann weiter.

„Robert, weißt Du?“ höre ich ihn sagen.

„Nein, was denn, Papa?“

„Nichts, sagte ich was? Nein, nichts, gar nichts.“

Jetzt schraubt Vater den Docht in die Höhe und kehrt sich jählings um.

„Nicht Robert, aber Du, Irene. Hier hast Du die Zeitung, ich kann nicht, die Buchstaben schieben sich mir ineinander.“

Was ist mit Vater? Auch die Stimme ist verändert.

„Dieses hier sollst Du lesen,“ spricht er gequetscht weiter, „aber gleich, langsam und deutlich, hörst Du, Irene? deutlich!“

Ich nehme die Zeitung aus Vaters zitternden Händen und lese vor:

„Die Heilbarkeit der Schwindsucht ist ein Thema, welches die ganze Welt interessiert, und wer mag wohl diejenigen zählen, denen die Erklärung des großen Bakteriologen Koch, während des internationalen medicinischen Kongresses zu Berlin, über die Möglichkeit einer Heilung der Lungentuberkulose durch ein bacillentötendes Präparat gleich einem Hoffnungsstern in dunkler Nacht erschienen ist. Damals handelte es sich um gewisse Erfolge, die Professor Koch bei Tieren erzielt, späterhin verlautete es, daß auch an Menschen diese Versuche gelungen seien. Und jetzt weiß man, daß eine ganze Reihe wirklicher und dauernder Heilungen der Lungenschwindsucht durch die Kochschen Injektionen erzielt, ärztlich bestätigt und endlich der Öffentlichkeit bekannt gemacht, als unbestrittene Thatsache. Was unlängst noch bloß Hoffnung war, ist heute beglückende Gewißheit geworden.“

Ich halte mich an der Tischkante fest und starre. Vaters runzliges Gesicht ist feucht von Thränen, um seine schlaff herabhängenden Mund-

winkel breitet sich ein verjüngender Zug; doch Robert rührt sich nicht vom Fleck, er hat es nicht erfaßt, zu unerwartet kam es ihm. Die Lähmung weicht, allmählich kehrt Leben in ihn zurück, er denkt wieder, und nun hat er's begriffen.

„Gerettet, mein geliebtes Weib gerettet!" ruft er aus und stürzt sich in Vaters Arme. Vater schluchzt etwas heraus, etwas wie: „Gott Lob und Dank", dann folgt momentane Stille.

„Und nun zum Doktor, jeder Augenblick ist kostbar. Du kommst doch mit, Papa?"

„Gewiß."

„Gehn wir. Gute Nacht. Mir brennt's unter den Sohlen."

Wie gebannt bohrt sich mein Blick in die zugeworfene Thür. Die Schritte der Männer verhallen im Flur — und die Finger, die Finger kann ich von der Tischplatte nicht lösen, die Brust so beklommen, als ob eherne Spangen sie umklammerten, frostig durchschauert's mich, die Hände fühlen sich so naßkalt an, das Blut drängt zum Hirn, die Glieder beben mir, in den Ohren saust's so sonderbar, da drinnen brennt's, brennt's und tobt's so wild, hindurchringen muß es sich, es hemmt mir den Atem — Luft, Luft — es ringt sich los:

Ich fluche Dir, Dir Allmächtiger, Allgütiger, ein Popanz bist Du nur, das bist Du, leugne es nicht, und gut genug für die blöde Menge. Allzeit warst Du nichts, weil Du nichts bist, und willst Gott sein! Endlose Barmherzigkeit, und konnt' keine drei Wochen Erbarmen mit mir haben, weshalb geizest Du mit dieser Deiner Barmherzigkeit? Wo steckt Deine Allmacht? Zeige sie mir, ich sehe sie nicht! Eine göttliche Ewigkeitsmarionette, ein für alle Male aufgezogen zur Erbauung der Menschheit, und ich sollte die angebetet haben dreißig Jahre lang? . . hahaha . . . .

Von Deiner Höhe bist Du gestürzt — zerbröckelt, und einen Meister der Leimkunst giebt's nicht für Dich! Und ihr, die ihr mein Leid mit eurem Mitleid lindern wolltet — ich brauche sie nicht — eure blasse Liebe, ich hasse sie! euch! alles! nur Dich, Geliebter, Dich allein liebe ich, Dein jeder Herzschlag, jeder Gedanke, jeder Seufzer, bis zum letzten Atemzuge Dein! Unerbittlicher Tod, mein Alles hast Du mir geraubt, ich sah Deine knöcherne Hand nach dem blühenden Leben greifen, ins Fleisch sie wühlen, die Lebenskraft begehrlich in Dich einsaugen, ich sah es und mußte zusehen, wie Du das Opfer Deines Vernichtungswerkes mit kalter Wollust an Dich rissest, — machtlos, machtlos! Alles in mir lechzte, Dich, Lebensneider, zu erwürgen, mein Eigentum Dir zu entreißen, vergeblich! machtlos, machtlos war ich! Was sagt' ich da — erwürgen! nein, nein, jetzt nicht! würgen sollst Du, was Du kannst und wie Du kannst! würge nur zu, Deinen Widersacher

Koch, den Titanen, heut' noch, den jüngst erstandenen Lebenserhalter! — beeile Dich, sonst pfuscht er Dir ins Handwerk; hörst Du? zögere nicht! Ich rede im Fieber, verwirrt hat sich der Gedanke. Es genügt ja nicht, ich übersah das greifbar existierende Heilmittel, das mußt Du anpacken und zerstören! kannst Du das? nein, das nicht, am Leblosen scheitert Deine Würgerkraft, auch Deine Macht kennt Grenzen; bloß ein Allmächtiger vermag's — der Allvater droben! Allgewaltiger, Menschenwerk ist Stückwerk, sagt Dein Wort, so muß auch dieses Menschengeistes wissenschaftliche Entdeckung Stückwerk sein und bleiben, — und Betty! Betty, Deine Schwester? auch sie soll der Gerechtigkeit zum Opfer fallen! Warum nur Du, mein Heißgeliebter, meiner Seele Seligkeit? Was ist Blutsverwandtschaftsgefühl? neben der Gattenliebefreiwahl zerschmilzt's zu nichts. Du Einziger, in der Blüte Deiner Manneskraft dahingerafft, meiner Liebe grausam entrissen, Dein edler Geist vernichtet, die Augen, ihr tiefer Blick, Dein Mund, der mich so heiß geküßt, der Verwesung preisgegeben! elend hast Du mich gemacht, o Gott, siehst Du, wie so elend! Du bist die Gerechtigkeit — gleich mir sollen sie alle elend werden. Erhöre mich! Es schreit das Herz, erhöre mich! Alles hast Du mir genommen, hab' jetzt Erbarmen! Alles, auch das erwachende Leben unter dem Herzen im Keime erstickt — ein Wesen im Erschaffungsdrange grenzenloser Liebe gezeugt und dennoch totgeboren. Und die anderen! Die gebären lebendige Kinder, und Kinder sind's einer Gewohnheitsliebe, eines Lustbedürfnisses, oder gar einer vollzogenen Ehepflicht. Und das unsrige! Das Kind der Jugendliebevollkraft kam entseelt zur Welt. Weshalb soll ich — gerade ich, liebelos und trostberaubt durchs Leben gehen? Ich allein! Das kann ich nicht, das will ich nicht. Gerechtigkeit, nach Gerechtigkeit dürstet mich! laß sie walten, — allein, vereinsamt, es übersteigt des Weibes Kraft. Erbarmen! hab' jetzt Erbarmen mit mir!

In meiner Verzweiflung habe ich hinausgeschrieen, um erbarmende Erhörung kniefällig gebettelt — Gewohnheit, aus Gewohnheit, haha! ja, die rottet man im Handumdrehen nicht aus. Tod, so verbinde Dich doch mit der ephemeren Allgewalt; Du brauchst ja einen Helfershelfer, um den Lebenserhalter zwischen Deinen Krallen verröcheln und sein Wundermittel in alle Winde zerstäuben zu sehen! Bist wohl gespannt auf das Resultat Eures Zusammenwirkens, laß Dich warnen, es ist gleich Null, glaub' mir's; und thust Du's nicht, so versuch's nur, ich aber lache drob! — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wo bin ich? Finsternis — wo nur, wo? Im Munde aschigen Geschmack, was ist geschehen? Stickluft, wie von Lampenqualm, ich besinne mich: Vater, die Zeitung, Verzweiflung, Fluch und Haß, und nachher ...... wie war's nur? Ja nachher — — ganz plötzlich überkam mich ein Gefühl

des Ausgerungenseins mit sachtem Ersterben aller Sinne. Was sehe ich? Dort in der Ecke ein Lichtstreif, der der Wand entlang hinunterläuft, wohl das erste durch die Jalousieenritze sich durchzwängende Frühgrauen, schon wieder ein anbrechender Qualtag. Ekle Flauigkeit steigt mir in die Kehle; ich erhebe mich und schwanke der Fensterrichtung zu, raffe den Willensrest zusammen und schiebe den Riegel auf, schlucke gierig die kalte Luft ein; mich schwindelt, instinktmäßig trete ich einen Schritt zurück, wobei mein Blick auf die Zeitung fällt, ich stütze mich gegen den Fensterrahmen und schließe die Augen. In den Wimpern spüre ich ein Zucken, unausstehlich ist dieses Auf- und Abblinzeln, ich kann die Lider nicht geschlossen halten, weshalb nur? Jetzt schiele ich gar, sehen thu ich's nicht, aber ich weiß ganz genau — rechts hin, und das macht mich nervös. Der Wortlaut, wie war's nur? Wenn es zu spät wäre? Wie war's nur mit dem Wortlaut. Am Fenster fröstelt's mich; wenn ich nur wüßte: hilft's noch oder nicht mehr? Was klirrt zu Boden? Ach so, die Scheibe aus dem Fensterrahmen. Wie blöd von mir! Zerquetsche mir das Gehirn und brauchte bloß hinzulangen; auf dem Schreibtisch liegt die Zeitung, ich mußte es doch wissen und that als ob ich's nicht wüßte, weshalb nur?

Die Einleitung überspringe ich, die sagt's mir nicht. Hier ein Punkt, nein, ein Semikolon, aber weiter dort — auch nichts. Wo steht's denn? Ich muß es übersehen haben, das Überfliegen taugt nichts, hübsch langsam von Anfang bis zu Ende lesen. Nirgends, merkwürdig, gar nirgends! Ich muß es mir selbst durchdenken.

Nun also —, also ein bacillentötendes Giftpräparat ist zusammengesetzt worden, welches bei mehrfachen experimentalen Injektionen als probates Heilmittel gegen Lungenschwindsucht sich erwiesen und nunmehr als unbestreitbares Faktum der Öffentlichkeit bekannt gemacht worden ist; so weit ist die Sache klar; nun frägt es sich aber, ob bei allen Kranken die Injektion eine völlige Bacillentötung bewirkt, z. B. bei vorgeschrittener Lungenschwindsucht? ob's dann noch radikal hilft? Nein, nein, da giebt's nichts zu retten! In Fetzen durchlöcherte Atmungsorgane lassen sich nicht zusammenflicken; wie mag's nur bei Betty sein? Rettungslos? Unmöglich! Ihr Kranksein währt nicht lange, das Aussehen ist auch nicht darnach; wenn es aber trotzdem so wäre, heimtückisch ist die Lungenschwindsucht, gaukelt einem Trugbilder vor, wobei sie die Saat der Hoffnungslosigkeit lautlos tiefer säet. Oder — ein neu aufblitzender Gedanke — irren ist menschlich, und der Glatzkopf gar mit seiner krähwinkligen Diagnostika, nur ein Landarzt, was versteht der! allenfalls seine Quacksalberkünste. — Vielleicht ist's doch nur anemische Entkräftung. Hier unten halte ich's länger nicht aus, brauche Gewißheit; ich kenne ja die Symptome, kenne sie nur

zu genau. Geliebter, wie herzzerreißend war Deine Leidensqual! Heute vor drei Wochen atmetest Du röchelnd, aber lebtest noch! Drei Wochen, bloß drei Wochen! Ich will hinauf zu ihr; Gewißheit muß ich mir verschaffen. Ins Zimmer werde ich mich hereinschleichen — ganz leise, so leise, daß sie es nicht merkt — und atemhaltend lauschen, schauen und erkennen . . . gleich, jetzt gleich!

Aus dem Zwielicht trete ich ins Dunkel, die Hände vorgestreckt, taste ich mich durch den Flur, stolpere über die Stufe, fasse nach dem Geländer, erklimme schwerfällig den Treppenabsatz und kann nicht weiter; die Beine sind mir so schwer, als ob sie mit Blei angefüllt wären. Gleich rechts der Treppe ist das Schlafgemach, — bis hinauf muß ich; es geht; knicke nicht mehr unter meiner eigenen Last zusammen — endlich oben, auf, leise, leise, — ob sie wohl schläft? Ich kann durchs Schlüsselloch hineinblicken, der Schlüssel steckt aber drinnen; ist die Thür verschlossen? — Noch nicht. Robert ist ja beim Doktor; nur unverzagt! Wenn Du recht leise thust, hört sie es gewiß nicht, — so, das war geräuschlos. Sie rührt sich nicht, sie schläft, und ich kann mich dicht ans Bett heranschleichen: kein röchelnder Laut im regelmäßigen Auf- und Abwogen ihrer Brust; wenn ich aber die Decke zurückschlüge, so ganz wenig, und mein Ohr an ihre Brust legte, sie kaum berührend! — Ich will's versuchen, nur so ganz leicht — eigentümlich! auch nichts. In diesem Halbdunkel heben sich die Züge in verschwommenen Umrissen vom Kissen ab — hinter dem Schirm brennt die Nachtlampe — ich hole sie vor und dämpfe die Flamme mit der vorgehaltenen Rechten, damit es sie nicht blende. Wie bleich sie ist! Es ist die bläulich schimmernde Blässe eines Totenangesichts; sie lächelt aber noch so weich, als ob sie vom süßesten Liebe gewiegt schlummernd Liebe träume. Ihre Haut anzufassen, hätte ich Lust, und zage, mit den erstarrten Fingerspitzen den entblößten Arm zu berühren. Vielleicht gelingt es mir, fest aneinander reibend die Hände warm zu kriegen; allmählich entstarren sie, noch ein wenig mehr und ich kann's wagen . . . . Glühend die Haut, spitzig zischt's durch den Raum — was ist's? sie räuspert sich im Schlaf, und jetzt gurgelt's in der Luftröhre. Sie ist krank, ja, ja, aber nicht hoffnungslos. Ich weiß, was hoffnungslos ist: blutgefärbter Schleim aus dem Munde quellend, schnappt man nach Atem, beinahe erstickend, und wochenlang, ehe der Körper sich zu Tode ringt. — Ich muß fort, ertrage es nicht, dieselbe Luft mit ihr zu atmen, fort! fort! Es knarrt die Treppe; nur nicht — um Gottes, Christi willen — den heimkehrenden Männern begegnen! durch die nächste Thür rasch hineingehuscht. Überall stoße ich auf Finsternis; bin doch nicht in Vaters Schlafstube geraten? Die Schritte nähern sich, ich zittere am ganzen Leibe; Stillstand, sie reden miteinander; was sie sich

sagen, muß ich erhaschen; bloß abgerissene Worte dringen an mein Ohr: „Koch", „Telegramm" . . . . . — aber den Sinn werde ich erfassen . . . „unzweifelhafte Genesung" . . . . . höre nichts mehr; jetzt aber wieder: „erste sorgenfreie Nacht" . . . . . „dankbar" . . . . . „glücklich" . . . . Zündhölzer! genug! genug! Zündhölzer! es müssen doch welche hier sein. Mit dem Ärmel habe ich den Behälter heruntergewischt und ich habe Eile . . . . Ein Licht ist da, und mein Handkoffer nicht ausgepackt; nur noch Papier und Bleistift! hier in der Fremdenmappe mit fliegender Feder geschrieben, aber was? — irgend etwas — einen triftigen Grund, nur schnell: Leos Testament und alle Wertpapiere habe ich im Schreibtisch liegen lassen und fahre sofort nach W . . . ., wann ich zurückkomme — unbestimmt. Irene.

So, und jetzt herunter! Frische Luft! Ah! Sie weitet einem die Brust, das thut wohl! Fährt da nicht die Postkutsche zum Thor hinaus? „Jakob, Jakob! Der Bursche ist taub! So höre doch, Jakob!" — „Potz-donnerwetter! wer klafft mich denn da an?! Er soll mich ungeschoren lassen. Ihro Gnaden sind's wahrhaftig, zu Befehl." — „Fahre mich, so schnell Du kannst, nach W . . . ." — „Einen flinkeren Burschen giebt es nicht rundum, Ew. Gnaden, und wenn es sein muß, fliegen die Rößlein, statt zu laufen." — „Schon gut, nur vorwärts."

— —

Die Felder jagen dahin, fliehen mich! Weshalb? Ich bin so müd', müd' zum Einschlafen. Es rollt, und ich rolle mit, — wohin? — mir ist's ja gleich, nur schlafen. Die flatternden Gedanken halte ich nicht fest — schlummern, immer schlafen . . . . . .

— —

Der Wagenschlag ist aufgerissen, ich erwache aus der Bewußtlosigkeit — zu Hause! Endlich! Geliebter! Doch ehe ich noch die Treppe erreicht, legt sich's mir aufs Herz wie eine kalte Hand — zerronnen der selige Traum, der mich umwoben; er war so lebendig, daß ich einen Augenblick an mein Glück geglaubt, und nun starrt mir die leere Wirklichkeit entgegen. In mein Zimmer gelangt, sinke ich in die Ottomane und schluchze mir die verlassene Seele aus . . . .

Was ist das? eine Stimme! Klangvoll weiche Töne dringen durchs offene Fenster zu mir herein. Ich hebe den Kopf aus den Polstern und lausche der längst verklungenen Weise:

„Verlassen, verlassen, wie der Stein auf der Straßen" . . . und mit ihr steigt aus wogenden, wallenden Nebeln die Kinderzeit hervor — immer klarer, greifbarer, und mir wird so eigen zu Mute, ich sehe mich im weiß-flatternden Kleidchen, die bunten Schmetterlinge haschen und fühle fast das

lachende Kinderherz. Wohl auch ein fahrender Sänger, und er singt es grad' so wehmütig, wie der andere — dazumal, ja dazumal, als Betty, die Schaukelbank und ich rhythmisch hoch und höher flogen! War das eine Lust! bis das Seil riß und wir drunten lagen. Gleichsam aus der Erde herausgeschossen stand Vater plötzlich vor uns. Wie schnellte ich da erschrocken auf, während Betty auf ihrem Sandhaufen kläglich wimmerte. Mein Vater trug sie ins Haus und befahl mir, ihm zu folgen. Was dann geschah, vergesse ich nimmer! meine Mutter nahm Betty an sich und küßte liebkosend ihr die Thränen weg. „Mein Liebling, wer hat Dir Leids gethan? was ist geschehen?" Und als mein Vater ihr den Vorfall erklärte, schrie sie mich an:

„Irene, Du bist ein unausstehliches Geschöpf! und Du, mein Liebling, thut Dir nichts weh? wirklich nirgends?"

Ich stand auf zitternden Beinen. Für mich kein Kuß. Nur böse Worte, und der Kopf schmerzte mich so sehr. Der Pfosten war gar so hart gewesen. Immer Betty.

„Mutter," fing ich stockend an, „Betty wollte ja" . . . . .

„Nichts wollte Betty, Du bist immer an allem schuld."

„Mutter, wirklich hat Betty schaukeln wollen, und ich" . . .

„Keine Widerrede," fuhr Vater barsch dazwischen, „wir kennen Dich. Du weißt, wo die Rute hängt, hole sie."

„Nein, nein, ich weiß es nicht."

„So, dann holt sie Betty."

Und Betty ging. Ihr that ja nichts weh, auf dem Sandhaufen hatte sie sich weich gebettet, und die Rute würde sie auch nicht schmerzen: Die Schläge kriege ich! und Betty brachte sie. Ich hätte sie nimmer gefunden.

Mein Vater schlug mich, und meine Mutter stand daneben, ohne ein einzig Wort des Erbarmens, — auch Betty. Mit den Zähnen haschte ich nach der züchtigenden Hand, erwischte aber nur den Rockärmel und biß ihn durch. Die Rute hatte Arges angerichtet — zerschunden, hartgeschlagen ein Kinderherz. Und ich wurde anders, doch niemand beachtete es, nicht einmal Betty, die sich nie mehr zu sträuben brauchte, mit mir umherzutollen; ich that's wohl noch manchmal dem Tom zuliebe, des Gärtners zottigem Pudel. Mutters schöne Kleider hingen unzerknittert im Riesenschrank, im Hause gab's keinen Wildfang mehr mit plötzlichen Zärtlichkeitsausbrüchen. Still und in mich gekehrt schlich ich einher, und geliebkost wurde ich nicht. So kam es denn, daß ich meine Mutter nicht mehr sagen hörte: „Laß ab, Irene, schnell herunter. Du zerknitterst mir mein schönes Kleid. Kannst Du denn nicht sein, wie Betty, sanft und artig?"

Wie Betty! nein, nein, das wollte ich nicht! aber klug wollte ich

werden. Vater, vor dessen Stirnrunzeln mich's so heruntergruselte, hatte es ja gesagt: „Häßlich ist die Irene, alles, was Ihr wollt, aber ein gescheuter Fratz. Überraschend sind die Fortschritte; als Junge hätte sie es schon zu etwas gebracht."

So wurde ich denn noch fleißiger, als zuvor, um so schnell wie möglich klug zu werden, klug, wie ein Junge! Dann kriegte ich Hosen und brächt's zu etwas Gescheitem. Manchmal wurde mir aber das Sitzen über Büchern und Heften doch recht sauer; ich wollte auch fröhlich sein, wie die anderen. Die Kinder drunten im Hof, die hatten so lustige, rote Gesichter, das betrübte mich; und wenn ich recht traurig wurde, lief ich in den Garten, pfiff den Tom herbei, umhalste ihn und kraute ihm die Ohren; er hatte es so gern und fuhr mir so dankbar mit der dicken Zunge übers Gesicht, die war so warm und weich, und that so wohl.

Die Jahre verrannen und brachten keine Veränderung bis zum Tage, wo wir die kurzen Kleider mit langen vertauschen mußten. Für Betty war's ein Freudentag. Sie sollte jetzt das Leben genießen, tanzen, flirten, bewundert, angebetet werden, dann sich verlieben und — heiraten. Das war ihre Bestimmung; die meinige — einsam daheim zu bleiben. „Die Irene," so hieß es, „ist zu ernst und viel zu stumm, um gefallen zu können, allenfalls pedantischen Gelehrten, und die trifft man nicht in unseren aristokratischen Salons. Bettys anmutsvolles Wesen, ihre bezaubernde Weiblichkeit, und gar Bettys Schönheit stellen sie vollends in den Schatten; Irene paßt eben nicht in die große Welt hinein." So saß ich denn wieder bei Tintenfaß und Papier, allerdings nicht mehr in der nüchternen Schulstube, aber in meines Vaters Privatkabinett als geheimer Sekretär eines Ministers des Äußeren — ein beneidenswerter Posten für ein neunzehnjähriges Mädchen, die rechte Hand des bedeutendsten Schraubers unserer verzwickten Staatsmaschine zu sein. Ich versah die Abschreibearbeit konfidentieller Noten. Meine Handschrift war tadellos vom kalligraphischen Standpunkte und die Orthographie hatte ich inne — — — gründlich eingebläut ist sie mir worden mit dem Einmaleins. Abgespannt erschien ich abends im Boudoir meiner Mutter. Mein Vater war selten zugegen, und Mutter und Betty ergingen sich meist in Salonklatsch; das war nicht gerade erfrischend, doch wenn Bettys Opfer an die Reihe kamen — und man beschloß nie den Tag, ohne die beklagenswerten an den Fingern abzuzählen — wurde mir's unsagbar fad zu Mute.

Eines Morgens stürzte Betty in mein Zimmer und sagte unter Küssen: „Irene, Du thust mir leid, heute während einer Walzertour ist mir's plötzlich eingefallen, daß Dein Leben recht traurig sei. Ungerecht ist es von den Eltern. Warte nur, ich werde schön bitten, dann kriege ich sie schon

'rum; Du sollst auch fühlen, wie köstlich es ist, im hellerleuchteten Saal herumzuwirbeln." — „Laß es bleiben," antwortete ich schroff, „und sei nicht so zärtlich. Du weißt, ich mag das Küssen ebensowenig, wie die Freuden Deiner Welt." Drei Tage darauf verlobte sich Betty. Mein Vater war sehr zufrieden, und meine Mutter strahlte vor Wonne. Der Erwählte hatte sogar ihre Anforderungen übertroffen; auf einen Grafen ward spekuliert, sie bekam aber einen Fürsten zum Schwiegersohn, noch dazu einen hübschen, liebenswürdigen, einen herzensguten jungen Mann mit viel Geld im Portemonnaie. Närrisch ineinander verliebt, schwamm das Brautpaar in Seligkeit, und Mutter schwamm mit bis zum Trauungstage, wo sich ihre ganze Gefühlsseligkeit in einem Thränenstrom löste. Sehr still wurde es in unseren Palaisräumen. Meine Mutter begann zu kränkeln und empfing bloß intimen Besuch — bewährte Freundinnen, mit denen sie nach Herzenslust Betty durchsprechen konnte, und abends zwei bis drei Regierungsräte, ergraute Hagestolze — zur Kartenpartie. Bald fielen auch diese Besuche weg: meine Mutter wurde bettlägerig und stand nicht mehr auf. Die Hochzeitsreisenden telegraphisch zurückverlangt, kamen noch rechtzeitig an. Sie starb in Bettys Armen.

Mein Vater trug schwer an diesem Verlust, er hatte meine Mutter sehr geliebt, und nun, da er sie nicht mehr hatte, übertrug er seine Liebe auf Betty, ihr Ebenbild.

Erschöpft von der Tagesarbeit, verbrachte er seine Mußestunden beim jungen Paar, und Betty gelang es immer, ein Lächeln ihm abzugewinnen; das kränkte mich, und bald suchte ich nach einem Vorwand, ihn nicht mehr hinzubegleiten — die Migräne wurde ein chronisches Übel. —

Wieder liefen die Jahre ab, und ich fragte mich immer und immer wieder, weshalb ich eigentlich existiere, — um mich wohl bei geistestötender Abschreibearbeit nutzlos zu verbrauchen. Weshalb hatte mich die Natur nicht zum Manne geschaffen. Als Weib gab's für mich kein Vorwärts. Ich verblühte ohne geblüht zu haben, duftlos mein Leben, welk das Gefühl. Die anderen lebten, und ich vegetierte; die andere — Betty — war glücklich, und ich — ja ich........

Ich saß eines Morgens, wie alle Tage, vor einem Aktenstoß, schrieb aber nicht, wie gewöhnlich, ich blickte zum Fenster hinaus: überall junges Grün, und das lockt das Auge; die Natur war unter den Erstlingsstrahlen der Frühlingssonne plötzlich zu neuem Leben erwacht, und es überkam mich ein derartiger Ekel vor meiner Paperassenexistenz, daß die Aktenstücke auf den nächststehenden Tisch hinüberflogen; dann vergrub ich das Gesicht in beide Hände und grübelte mich in unsagbare Bitternis hinein. Schritte schreckten mich auf, nicht mein Vater, aber ein Fremder stand vor mir.

„Entschuldigen Sie die Störung, mein Fräulein, ich glaubte den Herrn Minister hier zu finden."

„In einer Viertelstunde wird er zu sprechen sein."

„Die ich benutzen werde zu einer Nachtragsnotiz, wenn Sie mir Ihre Feder gütigst leihen wollen."

Ich gab sie dem Unbekannten, dessen Stirnfalten sich mit jedem Federstrich fester zusammenzogen, dann flog die Feder in den Behälter, und der weiche Zug von vorhin glättete den energischen Ernst hinweg. Er erhob sich dankend und kehrte ins Empfangskabinett zurück, die Vermittelungsthüre offen lassend. Die Unterredung mit meinem Vater währte eine Stunde; vier meiner Stempelbogen wanderten in den Papierkorb: abschreiben und politische Neuigkeiten erlauschen wollen — verträgt sich eben nicht. Schlag sechs erschien ich im Speisesaal und war nicht wenig betroffen, einen Gast vorzufinden, den Störer von heute früh; auch morgen sollte er bei uns speisen. Mein Vater hatte Graf W., der als Gesandtschaftskurier hierher geschickt war, ein für allemal zu sechs Uhr eingeladen; die Angelegenheit, mit der er betraut, bedurfte einer möglichst raschen Erledigung; es sollte in die Nacht hineingearbeitet werden, der Thee wurde ihnen hinuntergeschickt, und so hatte ich denn einen Abend, über den ich verfügen konnte, und wollte es mir recht behaglich machen im Negligé am Kaminfeuer mit dem neuesten Roman Bourgets bei einer Tasse Thee.

Den Tag zuvor war ich gerade inmitten eines spannenden Dialoges abberufen worden; ich schlug die Seite auf, doch das Zwiegespräch befriedigte mich heute nicht; eigentlich recht banal. Es giebt Tage, wo man zur Romanlektüre schlecht disponiert ist; ich legte das Buch beiseite, setzte mich an den Toilettentisch, spät war's freilich nicht, aber ich fühlte mich ruhebedürftig und löste mein Haar.

Seit wann hatte ich denn die zwei feinen aber tiefen Falten um die Mundwinkel herunter? wie häßlich! Ich schob den Spiegel heran; auch um die Augen, zu früh mit siebenundzwanzig Jahren. Elend sah ich aus; das ganze Gesicht — zwei Augen auf gelblichem Hintergrund. Unwillig streifte ich das Negligé herunter; es war sonst gar nicht meine Art, vor dem Spiegel Betrachtungen anzustellen.

Achtmal vierundzwanzig Stunden waren vergangen, und die bewußte Angelegenheit war noch immer nicht zum Abschluß gebracht. Eine unerklärliche Ungeduld erfaßte mich — hoffentlich heut' Nacht. — Im Zimmer war es drückend heiß. Ich konnte nicht einschlafen und öffnete das Fenster. Gewitterschwüle sog ich ein und lauschte dem Rauschen der Wipfel. Der Wind verschärfte sich; die Äste bogen sich ächzend zur Erde nieder; die Wolken jagten daher, sich stellenweise drohend aufeinander ballend, durch-

zuckt von hellem Schein. Die Wolkenmassen rissen auseinander mit krachendem Donnerschlag und schwer herniederklatschendem Regen. Ein beklemmendes Angstgefühl bemächtigte sich meiner. Rasch kleidete ich mich an und begriff mich nicht: sonst liebte ich ja das Toben der entfesselten Naturgewalten. Hinunter wollte ich! Mich vergewissern, ob sie noch bei der Arbeit waren. Zu dieser Nachtstunde giebt es keinen Fiaker an jeder Straßenecke, und Vater denkt an so was nicht, und hat Graf W. gewiß gehen lassen bei diesem Unwetter. Mir war so bang um ihn, so angst, weil — weil ich ihn liebte! wie eine Offenbarung kam's über mich, so leicht wurde mir, als ob ich beflügelt über die Erde schwebte, ein kurzer Augenblick — dann schluchzte ich auf. Entbehren, immer mußt ich's, ja das Unentbehrlichste — seine Gegenliebe. Geliebt hatte mich noch niemand, der alte Tom wohl, aber der war nur ein Pudel. Mich konnte man nicht lieben! Ich gehörte zu den Frauen, die man unbeachtet verharren läßt in ihrer Einsamkeit. Fortan würde ich auch ruhelos durchs Leben gehen, ruhelos in meiner Verlassenheit. Das Verlangen zu lieben, die Leidenschaftlichkeit meines Naturells, das man von Kindheit an eingezwängt, hatte die künstlichen Dämme jählings durchbrochen, und jetzt war's an mir, sie wieder aufzubauen, und mir fehlte die Kraft dazu. So lange er da war, konnte ich's nicht. Er mußte fort, so bald wie möglich. Vielleicht geht er schon morgen und kehrt nie wieder. Wie war's nur so plötzlich, so überwältigend über mich gekommen, daß jede Fiber erzitterte? Doch nein, schon neulich, als er mir so beharrlich in die Augen geschaut, schoß mir eine Blutwelle jählings in den Kopf, und als er späterhin von Glück sprach — Glück sei Liebe, das jedermann allerwärts suche, meist jahrelang vergeblich, auf Irrwege geratend, bis man es findet plötzlich dort, wo man es nicht zu finden geglaubt, — wurde mir so sonderbar, und ein andermal beim Gutenachtgruß fühlte ich meine Hand in der seinigen feuchtkalt werden. — Es graute der Morgen, und ich rang noch immer mit der Liebe, als ich ermattet in die Kissen sank. Der Kampf war vergeblich; ich liebte ihn, weil ich ihn lieben mußte, weil ich nicht anders konnte und sollte ich daran vergehn.

Am folgenden Morgen, als ich zur Frühstücksstunde heruntergekommen, befremdete es mich, alles beim alten vorzufinden: mein Vater saß wie alle Tage den Kopf in die Zeitung gesteckt, eine schwere Cigarre rauchend, sogar die Kaffeemaschine stand auf ihrem üblichen Platz. Mir schien, es hätte alles verwandelt sein sollen; also nur mit mir war alles so ganz anders wie gestern, ich war auch physisch so kraftlos, daß ich mich schnell in den Sessel niederließ. Schweigsam, wie es unsere Gewohnheit war, tranken wir den Kaffee. Die Frage: „Ist die Angelegenheit heut' Nacht beendigt worden?“ schwebte mir beständig auf der Zunge, aber ich brachte sie nicht

heraus. Einmal streifte mich mein Vater mit abwesendem Blick, nach einer kleinen Weile ein zweites Mal und fuhr sich mit der Handfläche über die Stirn, wie sich besinnend.

„Ach so, daß ich es nicht vergesse, Irene, Du hast heute ein gut' Stück Arbeit ins Reine zu bringen; Graf W. reist mit dem Nachmittagszuge, Du wirst Dich also beeilen müssen. Wahrscheinlich wartet er schon auf Dich, geh nur hinunter."

Ich ließ es mir nicht zweimal sagen. Die Worte: „Graf W. reist mit dem Nachmittagszuge," hatten mich aus der Fassung gebracht; ich mußte allein sein, wenigstens einige Augenblicke, um mich zur äußeren Ruhe zurückzuzwingen. Also doch heut schon fort. Ich hatte es mir ja gewünscht. O, wie thöricht war ich gewesen. Alles andere! nur das nicht. Was lag daran, wenn er es fühlte, daß ich ihn liebte? Sogar sein Mitleid ertrüge ich ohne Scham, wenn ich ihn nur hier behalten könnte — um den Preis alles. Gebrochen war mein Stolz, wie kleinlich waren all' die Nebenregungen meines Herzens gewesen. Für sie war kein Raum mehr übrig. — Die Flut der Liebe hatte sie hinweggeschwemmt. Das Herz klopfte mir so heftig, daß ich in der Thüre stehen bleiben mußte, um Atem zu holen. Er war schon da und blies Rauchringe zum Fenster hinaus. Mich erblickend, schleuderte Graf W. die Cigarette in den Garten und sagte lächelnd: „Nicht wahr, recht ungezogen, so ohne weiteres zu rauchen? Ich wollte mich aber mit einer Cigarette über meine wachsende Ungeduld hinwegtäuschen."

„Ich weiß, es giebt heute viel zu thun," gab ich zur Antwort.

„Das meinte ich nicht gerade," er hielt inne und sah mir forschend ins Auge. „Allerdings," fuhr er, langsamer sprechend, fort, „muß heut' noch alles bewältigt werden, und der Gedanke, daß ich Sie damit quälen muß, peinigt mich schon seit Tagen; das kommt davon, wenn man sich nicht beizeiten die unleserliche Schrift abgewöhnt, und die Note ist leider zu konfidentieller Natur, als daß man sie einem Abschreiber von Profession geben könnte."

„Sie brauchen sich meinetwegen keine Skrupel zu machen; ich bin an das Abschreiben so gewöhnt, daß ich . . . ."

„Gewöhnt," unterbrach er mich auffahrend, „das ist eben das Unerhörte, daß Ihr Leben im Abschreiben verläuft. An so was gewöhnt man sich nicht. Ich begreife Ihren Vater nicht, Ihre ganze Umgebung. Weshalb schweigt Ihre Schwester, statt dagegen zu reden? Die Jugend hat doch ihre Rechte, die man gelten lassen soll; so etwas ist mir noch nie vorgekommen, daß ein junges Mädchen gezwungen wäre, ihr Leben zwischen Aktenstücken zu vertrauern, sich so nutzlos zu verbrauchen."

„Da haben Sie recht! Doch dagegen läßt sich nichts machen."

„Wieso? Sie brauchen sich nur energisch aufzulehnen."

„Niemals," entfuhr es mir. „Übrigens wäre es auch vergeblich," fügte ich ruhig hinzu.

„Weshalb? Das begreife ich nicht."

„Das glaube ich schon, aber vergeblich bleibt es doch."

„So erklären Sie es mir."

„Ich müßte zu weit ausholen, damit Sie es ganz verstünden, und dazu fehlt es uns an Zeit."

„Aber das nötige Vertrauen hätten Sie zu mir, nicht wahr? Und wenn ich nächstens wiederkomme, so . . . . . ."

„Sie kommen nächstens wieder?"

„Gewiß, und dann sagen Sie es mir und holen so weit wie möglich aus."

„Ja dann."

„Sie sind so bleich geworden, ist Ihnen nicht wohl?"

„Nur übernächtigt . . . . das Gewitter von gestern . . . ."

„Gewitterangst hätte ich Ihnen nicht zugetraut."

„Das ist es auch nicht eigentlich, bloß die Vorboten. Diese unheimliche Schwüle vertrage ich nicht. — Sprechen wir nicht weiter davon, überstanden ist es ja," wieder sah er mich durchdringend an, „und der Zeiger ist mittlerweile ein gut Stück vorgerückt, sollten wir nicht an die Arbeit gehen?"

„Leider Gottes müssen wir das; meine Reise läßt sich doch nicht aufschieben, so gerne ich auch bliebe. Also fangen wir an."

Graf W. diktierte, und ich schrieb wohl zwei Stunden lang, und keine leichte Aufgabe war's für mich, mit Anspannung meiner Fassungskraft nüchterne Gesetzformeln mit zitternder Feder kalligraphisch aufs Papier zu bringen. — Ich, die so gerne bloß dem Wohllaut seiner Stimme gelauscht hätte, mich verschwommenen Träumereien überlassend. — Ich zuckte zusammen; seine Hand hatte die meinige berührt, und sie umspannend, sagte er:

„Jetzt ist's genug, arme, kleine Hand, Du bist zu etwas ganz anderem erschaffen, und ich lasse sie nicht wieder los, bis Sie mir das Recht geben, mit Ihrem Vater zu sprechen. Sie schweigen und sehen mich so erstaunt an. Sollte ich mich getäuscht haben?! Nein, das kann nicht sein, denn Liebe täuscht sich nicht! auch Du liebst mich!"

„Ist's möglich?" schrie ich auf.

Statt jeder Antwort zog er mich empor an seine Brust und unsere Lippen vereinigten sich im ersten verwirrenden Kuß.

Er reiste fort, und es folgten Wochen des Sehnens, bis er wieder=

kehrte zum Trauungstage, wo ich so wunschlos glücklich wurde, so glücklich, daß ich wie berauscht in Liebestrunkenheit einherwandelte.

Zwei Jahre waren es des ungetrübten Glückes, ein tägliches schrankenloses Aufgehen ineinander, bis die Krankheit ihn erfaßte und dann der Tod, der mir mein Glück entrissen und mich verdammt, es zu entbehren — immer, immer. Wie hohl klingt dieses Wort, und nun giebt es einen Mann, der dem Tode trotzt kraft seines Heilmittels; bloß drei Wochen zu spät hat er es erfunden. Wie dieses „zu spät“ mir in den Ohren gellt. Zum Wahnsinn treibt es mich. — Grausig ist die Wirklichkeit. Entrinnen will ich ihr! aber wie? wie! denn ich verschmachte nach seiner Liebe! Ich hatte nichts, dann kam er, und ich hatte alles! Und jetzt, was bleibt mir übrig? Nur die Erinnerung, — in sie will ich mich versenken, — vergessen, daß es Menschen giebt, die genesen, um weiter glücklich zu sein, im Liebesgenuß Kinder zeugen, um in ihnen fortzuleben, und ich nur so einsam bin. Aus dem Rahmen schaut mein geliebter Mann zu mir herab, und sein Blick zieht mich zu sich heran, und ich trete näher, näher, kniee nieder und fühle etwas Weiches, wie Lippen, die die meinigen berühren und mir wird so unsagbar wohl, als ob ich ihn wiederhätte . . . .

Nur sein gedacht habe ich durch Wochen, und in der Erinnerung an unser Glück gelebt und bin nur noch verzweifelter geworden. Die Augenblicke, wo ich seine Nähe fühlte durch die Kraft des Wollens, waren so flüchtig, daß es mich noch heißer nach ihm verlangte; fassen wollte ich ihn, seine Stimme hören, ihn lieben, seinen Atem trinken, — und mußte dürsten. Dann kam die Erschöpfung des ungestillten Verlangens, wo ich mich so schwach fühlte, wie ein Kind, um am nächsten Tage noch begehrlicher und verzweifelter zu werden. Qualvoll waren meine Tage, jegliche Beschäftigung ward mir zum Ekel, nicht einmal lesen konnte ich, die Zeitungen häuften sich an; was kümmerte es mich, was draußen in der Welt vorging, und über Wunderkuren wollte ich nichts hören, nichts wissen. So dunkel war es in mir, daß ich das Sonnenlicht scheute. So lag ich denn auf der Ottomane mit geschlossenen Augen träumend, fühlend. Doch die Nächte waren noch qualvoller. Nach seinen Küssen sehnte ich mich, nach den Wonnen der Liebe. Schlaflos wälzte ich mich im Bett herum — liebeberaubt und so verlassen — und zernagte die Kissen und schluchzte in sie hinein. Eines Tages raffte ich mich auf; was mich dazu bewog, entsinne ich mich nicht mehr, vielleicht war es ein Antrieb der bewußten Überlegung, daß mich diese Existenz wohl an die Grenze des Wahnsinns führt, doch ohne sie zu überschreiten — keine Umnachtung, also keine Erlösung im Vergessen. Oder war es bloß ein physisches Bedürfnis, die erschlafften Glieder wieder einmal in Thätigkeit zu versetzen? Gleichviel, ich befahl die

Jalousieen zu öffnen, um Luft und Licht in die verdumpften Zimmer hineinzulassen; und als ich wieder allein war, ging ich in meines Mannes Zimmer und ordnete die bestäubten Gegenstände, die seine Hand so oft berührt. Ich wollte alles wiedersehen, betasten, was sein gewesen war, ich ging an den Schreibtisch und schloß ihn auf. Gleich vorn im Schubfach fand ich meine Briefe, die wenigen, die ich geschrieben während einer fünftägigen Trennung, — wie hatte sie mir lang geschienen, diese einzige vor der ewigen. Ich ließ die Briefe liegen, denn es fehlte mir an Mut, sie durchzulesen, und schob den Arm tiefer hinein ins Fach. Ein Riesencouvert zog ich heraus mit Briefen seines Freundes, die er durchaus veröffentlichen wollte als Beschreibungen und Eindrücke aus dem Orient. Das Couvert mußte aber außer Briefen noch was anderes enthalten, etwas Hartes fühlte sich durch. Richtig! ein versiegeltes Paket. Ich erbrach es und fragte mich, was das wohl sein mochte; diese stark riechende grünliche Masse, diesen Duft hatte ich schon einmal eingesogen, aber wann? Und plötzlich wußte ich, was es war: sein Freund hatte es mitgebracht von seiner letzten Reise, und mein Mann hatte es ihm entwendet. Haschisch natürlich, wie konnte ich es nur für einen Augenblick vergessen. An dem Tage wurde ja soviel über den Haschischgebrauch und auch seinen Mißbrauch geredet, daß ich begierig geworden war, die Wirkung an mir selbst zu erproben, und ich bat und quälte wie ein verwöhntes Kind, dem man alles zu Willen thut, er möchte es mich nur einmal versuchen lassen, und er selbst auch, nur ein einziges Mal, um gleichzeitig Köstliches zu träumen. Doch mein Geliebter ließ sich nicht erweichen und sagte lächelnd: „Zum Haschisch sind wir zu glücklich, mein Kind." — Ja einst. Das Paket entglitt meinen Händen, behutsam hob ich es auf und schloß es ein. Langsam vergingen die Stunden, bis die Dämmerung hereinbrach. Der Zeiger der Wanduhr rückte so träge vor; es schien mir, es würde niemals Abend werden. Ich hüllte mich in ein Tuch und stieg die Treppe hinunter in den Garten. Zum ersten Male nach der entsetzlichen Nacht, da ich allem geflucht, atmete ich wieder unter freiem Himmel, und immer hörbarer wurde das Rauschen der welken Blätter unter meinen schneller werdenden Schritten, immer leichter mir das Atmen, so wohlthuend die Luft, daß ich in der entlaubten Pappelallee auf- und abging, bis die Dämmerung sich zur Nacht vertiefte und die ersten Sterne hie und da auffunkelten.

Das Abendbrot wartete schon auf mich, doch ich berührte es kaum und befahl es fortzutragen, jede Bewegung des Dieners mit wachsender Ungeduld verfolgend, und als er hinter der Thür verschwunden war, schnellte ich auf und lief — ja, ich lief in meines Mannes Zimmer. Es war mir nicht genommen worden, das wenigstens nicht; das Paket lag

dort, wo ich's gelassen hatte, im Schubfach auf derselben Stelle. Ich hielt sie, die Erlösung, in meinen Händen: — Vergessen! Köstlicheres noch — Seligkeit! Vereint mit ihm vielleicht! Schnell löste ich einige Brocken in Wasser auf, trank das Glas gierig aus und schloß die Augen. Eine lange Weile spürte ich nichts, bis endlich wohlthuende Wärme mich durchströmte und es beschlich mich ganz sachte eine Ermattung wie Frühlingsmüdigkeit. Ich fühlte die Glieder kaum — eine Empfindung, als ob ich mich entkörperte und allmählich hinabglitte in ein Wolkenmeer. Über mir und unter mir — wogende Nebel, von Wolke zu Wolke in den Lüften gehoben bis zum goldig glänzenden Streif. Geblendet schloß ich die Augen, und als ich sie zaghaft öffnete, gewahrte ich durch die Lichtung ein hinablockendes Paradies: schillernder Himmel, tanzende Sonnenstrahlen im Blütengewirr und tausendfache Springbrunnen hinauszüngelnd im Regenbogenglanz. Im Hintergrunde ein Palmenhain mit hoch emporrankenden Feuerblumen, und mittendrin ein Tempel, durch dessen Säulengänge Schattengestalten huschten, von Riesenschmetterlingen umschwirrt. So merkwürdig war's, daß ich mich vornüber beugte, doch die Wolken zerstoben im Äther, und ich stürzte jählings hinunter. — So kahl die Wände meines Zimmers, so nüchtern war alles, was mich umgab, und der Traum war so schön gewesen und so kurz, und dennoch war das Licht tief heruntergebrannt und das Paket lag daneben.

Noch einmal wollte ich das Erschaute im Traume sehen und griff nach dem Haschisch. Doch das zweite Mal schwebte ich auf keiner Wolke; im Eden war ich, süßberauschende Düfte atmend, verwandelt waren die Schattengestalten in blühende Leiber, von Nachtfaltern umkreist, paarweise umschlungen in sinnbethörender Lust. Ein Einsamer wanderte abseits im Palmenhain; sein Wuchs, sein Gang so wohlbekannt, mein Geliebter — kein anderer, als er! Rufen wollte ich, aber die Stimme versagte mir, und ich begann zu laufen — ihm nach, immer schneller, atemloser, und als ich ihn beinahe erreicht hatte, meine Arme nach ihm streckte, faßte ich einen Schatten. Verzweifelt schrie ich auf — und erwachte.

Einige Stunden später — gegen Abend war's — brachte man mir einen Brief, rekommandiert aus Berlin, mit der Anmerkung „wichtig", folgenden Inhaltes: „Betty bittet Sie, hierher zu kommen. Sie sagt, Sie hätten es zu einsam und brauchten Abwechselung, auch möchte sie Sie gerne sehen. Ihr Zustand hat sich verschlimmert, und Gerüchte verbreiten sich, daß die Anwendung des Koch'schen Mittels zur Zeit verfrüht sei, die Heilwirkung der Injektion daher illusorisch. Papa und ich sind sehr besorgt und erwarten Sie. Robert."

In Berlin! seit wann denn? Davon wußte ich nichts. Da besann ich mich, daß es nicht anders sein konnte. Die bisherigen Briefe hatte ich

ja unerbrochen in irgend ein Schubfach geworfen. Ich suchte die Briefe heraus, denn ich war wißbegierig geworden, den Inhalt jedes einzelnen wollte ich kennen. Die zwei ersten Briefe waren voller Hoffnungsfreudigkeit; der dritte nicht mehr ganz so sehr, weil die Injektionen keine Besserung zur Folge hatten, und sie es daher ratsamer fänden, abzureisen, um Betty an Ort und Stelle vom Erfinder selbst behandeln zu lassen, und der vierte Brief, der aus Berlin, so ganz anders wie die früheren — niedergedrückt, weil Gerüchte laut wurden. Was sind Gerüchte? Meist irrig, und diese gar zweifelsohne erdacht. Giebt es denn nicht Neider in der Welt, so· viel wie Ärzte und über diese Anzahl hinaus? Und Robert und mein Vater schenken diesen Gerüchten Gehör! Aus sorgender Liebe lassen sie sich einschüchtern. So ist es immer, man zweifelt dann so leicht! Doch in diesem Falle ist es so grundlos; eine derartige Entdeckung wird nicht per Telegraphendraht in alle Weltteile hinausgesandt, ehe die Wissenschaft das Heilmittel als effektiv erprobt und bestätigt hat. Leeres Geschwätz — diese Gerüchte! Und ich sollte hin ins Großstadttreiben? Nein, die Einsamkeit war mir lieber. Bettys Zustand hat sich verschlimmert; selbstverständlich, das war die Reaktion, ein Beweis mehr für die Heilkraft des Mittels. Ich las den Brief nochmals durch und bemerkte, daß er statt fünf — acht Tage gebraucht, um zu mir zu gelangen; ich grübelte aber nicht weiter darüber nach und schrieb auf einer Postkarte, daß ich zu leidend sei, um zu reisen, — das war alles.

Die Turmuhr schlug. Ich zählte die Schläge; sieben Uhr. Ich dachte an den Haschisch und freute mich, daß es schon so spät sei, setzte mich ans Kaminfeuer und wünschte mir einen Traum — die Wiederspiegelung der vergangenen Wirklichkeit, die Stunden unserer schrankenlosesten Liebe. Überdrüssig, das Spiel der Flammen länger zu verfolgen, überredete ich mich, daß es eigentlich Schlafenszeit für mich sei, ich war ja leidend und ruhebedürftig. Langsam kleidete ich mich aus, denn jede Bewegung kostete mich Anstrengung. Dann schob ich den Thürriegel vor und verdoppelte die Haschischlösung, die ich bis zum letzten Tropfen austrank. Alsbald verwirrten sich meine Gedanken und meine Einsamkeit belebte sich mit eigentümlichen Gesichten. Bizarre Gestalten tauchten auf und glitten an mir vorüber, und aus allen Ecken lugten grinsende Kobolde hervor, um gleich wieder zu verschwinden. Blitzartig hinaufgeschnellt, stand ich plötzlich auf einem Vorsprung, schwindelhoch über einem Abgrund. Ich hielt mich an einer Felsenzacke und wandte den Kopf und sah mich von Finsternis umgeben. Angsterfüllt klammerte ich mich an das Felsenstück, welches brach und mich in die Tiefe schleuderte; ein Gurgeln, wie wenn ein Stein ins Wasser fiele und ein Wirbeln in schäumender Flut. Auf die Oberfläche

langsam gehoben, lag ich im Kahn, von peitschenden Wellen in die See getrieben. Die blühenden Ufer verloren sich in verschwommenen Umrissen, und es kam ein Bangen über mich, ein Zurücksteuernwollen dorthin, wo es grünte und blühte. Ich war aber kraftlos und erblickte eine Gestalt von Nebel umwoben, auf den Wellen einherschreitend und sich mir nähernd. Eine Riesenwelle spülte die Umhüllung hinweg, und ich erkannte meinen Geliebten. Er beugte sich über mich, und ich zog ihn hinein zu mir, und wir schwammen hinaus in die Unendlichkeit, Leib an Leib geschmiegt in beseligender Verzückung, so feucht die Lippen und dann so heiß, und der Kuß so tief, und diese Stimme — die seinige. Nein, nein, wachte oder träumte ich? Und dieses Klopfen und Rütteln, wie merkwürdig.

„Bitte zu öffnen, Frau Gräfin."

Etwas war geschehen, ich träumte nicht. Der Kopf war mir so benommen, daß ich nicht wußte, was thun.

„Öffnen, die Thüre öffnen."

Da schwankte ich hin, und eine Hand schob sich durch die Thürspalte; sie hielt etwas — ein Telegramm —, ich langte darnach und zog den Fenstervorhang zur Seite. Vor den Augen wurde mir's dunkel, — also doch. Ein Schwindel ergriff mich. Betty ist tot, — ich wurde bewußtlos. Die Ohnmacht betäubte mir die Sinne.

Die losen Blätter meines Bekenntnisses haben lange in meiner Schreibmappe gelegen. Ich ordne sie eben, und es bleibt mir noch einiges hinzuzufügen, nicht viel mehr, und das ist gut, weil die Zeit drängt. Die Kräfte schwinden mir, und ich werde wohl bald für immer verstummen; denn ich bin zum Schatten meiner selbst geworden durch die Reue und dann — durch das Gift. Die Reue, ja das war der Anfang. Betty war tot, und die Erinnerung an die entsetzliche Nacht konnte ich nicht loswerden, beständig verfolgte sie mich. Zu ihr ins Zimmer war ich ja geschlichen, um ihrem Atem zu lauschen — die Verzweiflung des Zuspäts für meinen geliebten Mann hatte jegliches Erbarmen in mir erstickt — hoffend, wünschend, daß es auch für sie zu spät sein möge; und als ich mich überzeugte, daß Betty noch zu retten sei durch das Heilmittel, stieg der Neid siedendheiß in mir auf und trieb mich hinaus ins Freie, fort, fort von der Stätte, wo das Glück hauste — nicht für lange. Betty ist tot, und das Mittel war wohl kein Wundermittel. Und es peinigte mich die Reue bei Tag und Nacht. Meine Einsamkeit wurde mir unleidlich, und ich wollte zu ihnen, zu den Kindern und packte meine Sachen, die Kleinen zu pflegen — aber Betty war die Mutter und ich hatte sie . . . . Nein, nein, die Kinder herzen, das konnte ich nicht, und Vaters Blick ertragen und Roberts Verzweiflung mitansehen — unmöglich. Dazu fehlte es mir an Kraft.

Der Koffer wurde nicht zu Ende gepackt. Auf dem Schreibtisch lagen die Zeitungen; die oberste nahm ich zur Hand und blätterte darin, bis ich fand, was ich suchte: da stand es klar und deutlich, das Mittel war kein Heilmittel — ein Irrtum. Und der Gedanke schoß mir durchs Hirn, ob es nicht doch einen Gott gebe, aber ich lachte mich aus wegen meines kindischen Zweifels. Der Dreieinige, den die Kirche von der Kanzel herunterpredigt, erhört keinen Fluch; nur das Greifbare, Fühlbare ist existierend — das pulsierende Leben, über das hinaus giebt's nichts — kein Jenseits, kein Wiedersehen, nichts als nichts. Und ich zog das Schubfach heraus, worin ich den Haschisch verschlossen hielt — seit der Todesnachricht, durch viele Wochen, hatte ich ihn nicht berührt — das war greifbar, fühlbar, dieser Filter des Vergessens, der Erlösung, und ich habe mich ihm ergeben. Ich trinke Haschisch, rauche, kaue ihn, ich nähre mich von Haschisch, der mich aus einem Wonnerausch in den anderen stürzt — mein Geliebter ist mir stets gegenwärtig — und mich zu Grunde richtet. Mein Körper ist zusammengeschrumpft, das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit abgehärmt, wie ausgehöhlt, und die Augen so unheimlich geweitet, so gläsern der Blick. Alle Augenblicke läuft ein Zittern durch meine Glieder, die ich nicht beherrschen kann. Alles an mir ist erschlafft, wie ausgerungen; der Haschisch saugt mich aus, verblödet mich, richtet mich zu Grunde und ich kann nicht davon lassen; und wollt' ich's auch, könnt' ich's nicht mehr.



Zu spät.

Von Rudolf Klein.

(Düsseldorf.)

Eines Tags, zu Anfang September, es war später Nachmittag, ging er vor die kleine Gebirgsstadt, in der er den Sommer zugebracht, doch nach einer Richtung, die er bisher noch nie gegangen; über tristige Wiesen, in denen die lilablaue Herbstzeitlose blühte, über Stoppelfelder, da schwirrende Vogelscharen sich zum herbstlichen Rückzug sammelten, durch eine tote domartig gewölbte Pappelallee, in deren losen Blättern ein leichtes kühles Rauschen sang.

An ihrem Ende lag in einem großen Garten, unter alten Bäumen versteckt, ein Landhaus mit blauem Schieferdach und schiefergedecktem Türmchen. Die grünen Fensterladen waren zurückgeschlagen, und alle Fenster weit offen, doch niemand war zu sehn.

Nur auf der Plattform der weinumrankten Veranda stand auf einem Tisch neben einem Schaukelstuhl ein verlassener Nähkorb, der vermuten ließ, daß noch vor kurzem jemand zugegen gewesen sein mußte.

Er stand eine ganze Weile und sann über das idyllisch gelegene Haus, über seine Vergangenheit, seine Bewohner, die gegenwärtigen und vergangenen, als er unwillkürlich aufsah und ein wenig erschrak: über ihm im Giebelfenster des Hauses, das ein großes Hirschgeweih krönte, saß eine einsame Dame . . . ihr Gesicht hatte die Farbe des Elfenbeins, und das Haar war schwarz wie Ebenholz; auf einem geradezu assyrischen Profil lag eine eigentümliche Ruhe, der das von langen Wimpern umflorte Auge etwas von einer in sich gekehrten Sehnsucht gab.

Das unverhoffte Gewahrwerden der Dame in dem leer geglaubten Hause hatte ihn eigentümlich berührt, ihm fast ein wenig Herzklopfen verursacht und eine leichte Röte in die Wangen getrieben. Bevor er sich jedoch zum Gehen wandte, sah er noch einmal auf, wobei sich ihr Blick traf, dann ging er dem nahegelegenen Tannenwald zu, während er darüber nachsann, wie das zufällige Gewahrwerden derselben ihn nur so eigentümlich berühren konnte. Es mochte wohl darin seinen Grund haben, daß er sie so unverhofft erblickte, während er nichts ahnend ihr Haus betrachtete mit der Neugier eines Kindes. Daher war auch jenes Gefühl ähnlich dem, wie wenn man bei irgend einer intimen Handlung plötzlich merkt, daß man beobachtet wird und beschämt von der Handlung abläßt. Gleichviel, der Blick der einsamen bleichen Dame im Giebelfenster hatte infolge dieser Umstände sein Inneres so eigentümlich in Schwingung gebracht, daß er den Gedanken an sie auf dem ganzen Wege nicht los wurde. Er mußte immer wieder an sie denken.

Wer sie wohl sein mochte?

Ob Frau oder Tochter des Hauses, oder sonst wer?

Wie's nur kam, daß er diesen Weg vorher nie gegangen, er hätte sie vielleicht längst gesehen. Aber, daß er sie auch nie in der Stadt gesehen?

Solche Gedanken wechselten mit ähnlichen.

Als er heimging, beschlich ihn die Erwartung, ob sie wohl noch zugegen? Das bezweifelte er zwar sehr, war aber dennoch gespannt.

Der hereinbrechende Abend beschleunigte seinen Schritt. Auf der Landstraße war es totenstill, die Sonne war untergegangen, aus den Wiesen dampften Nebel.

Das Haus lag menschenleer, doch alle Fenster waren noch geöffnet. Er schaute eine Weile zum Giebelfenster auf — niemand zeigte sich — und ging heim.

* * *

Einige Tage darauf, jener Nachmittag war ihm schon aus dem Gedächtnis entschwunden, saß er abends in dem Wandercirkus, der in der kleinen Stadt sein Zelt aufgeschlagen, als er mitten im Gang der Vorstellung sich ohne Grund, wie durch eine unsichtbare Mahnung umsah: einige Reihen hinter ihm saß die Dame aus dem Giebelfenster, deren Wange im selben Nu eine leichte Röte färbte.

Da war es mit seiner Ruhe hin.

Wie aus einem Zauberschlaf ins Leben galvanisiert erwachten Gedanken, Vermutungen, Wünsche in ihm — eine junge Dame in Nationalkostüm sang gerade zu den sentimentalgemeinen Klängen der Guitarre, die er so sehr liebte, schwedische Volkslieder von heimlicher, unerlaubter Liebe — da mußte er über sich lachen und schalt sich einen Narren. Doch die tollen Gedanken kamen wieder, so sehr er sie auch verwarf, und er wurde das Gefühl nicht los, als beständen zwischen ihm und der Dame irgendwelche Beziehungen.

Dann glaubte er plötzlich, daß sie es überhaupt nicht sei, wollte sich nochmals umschaun, doch er bezwang sich — er fühlte deutlich zwei Augen auf seinem Rücken brennen, jene großen dunklen Gazellenaugen, die an jenem Nachmittag ihn so seltsam berührt — es konnte niemand anderes sein.

Seine Gedanken ließen nun keine Minute mehr von ihr. Er war von jener unbestimmten Freude erfüllt, mit der man oft am Morgen erwacht, und es einem ist, als habe man irgend etwas angenehmes zu erwarten, von dem man nicht weiß was.

Ungeduldig ersehnte er den Schluß der Vorstellung.

Als unter der letzten Beifallssalve die fahrenden Künstler sich dankend verneigten, das Publikum sich von seinen Sitzen erhob und dem Ausgang zustrebte, nahm er sie ins Auge und suchte in ihre Nähe zu kommen.

Sie war in Begleitung eines Herrn und einer Dame.

Im Gedränge des Ausgangs kam er dicht hinter sie — hörte an ihrem gebrochenen Deutsch, daß sie Engländerin — und fühlte fast die Wärme ihres Körpers. Er glaubte eine Erregung in ihrem Wesen wahrzunehmen, obgleich sie nicht wissen konnte, daß er so dicht hinter ihr.

Einen Moment hatte er das tolle Verlangen, ihren verführerischen Nacken zu küssen. Er beschloß in einiger Entfernung unbemerkt zu folgen.

Es war ein stürmischer Herbstabend, der Wind rauschte in den Bäumen, welke Blätter wirbelten auf, hinter den dahineilenden phantastischen Wolkengebilden wurde hin und wider die blaßgoldene Schale des Mondes sichtbar, die in einer milchigen Mulde schwamm.

Leichten Schritts, unhörbar, folgte er den drei Menschen, die wie Schatten sich in immer gleichbleibendem Abstand vor ihm herbewegten, hinaus

vor die Stadt, durch die Wiesen und Stoppelfelder, die domartige Pappelallee hinab, kurzum denselben Weg, den er schon an jenem Nachmittag gegangen.

Niemand bemerkte ihn, keiner wandte nur einmal den Kopf.

Ob sie nicht dennoch ahnte, daß er hinter ihr?

Wer konnte es wissen.

Nun hatten sie das Haus erreicht.

Der Herr schloß die Gitterpforte auf und wieder zu, während die Damen schon die Freitreppe des Hauses hinaufstiegen.

Er stand hinter einem Baum und beobachtete.

Dann knarrte der Schlüssel in der Hausthür, doch bevor sie sich hinter den dreien schloß, trat er auf die Landstraße hervor und spähte erwartungsvoll hinüber — da sah er, wie sich im selben Augenblick im Dunkel der Thür ein bleiches Gesicht umwandte — es konnte nur das ihre sein.

Er stand allein im Dunkel; über ihm fuhr der Sturm durch die Bäume, als wolle er ihn und alles hinwegfegen, aber er blieb noch, als wartete er auf etwas! Und er täuschte sich nicht.

Mit einmal wurde im nächtigen Dunkel das Giebelfenster lampenhell, eine dunkle Silhouette erschien in seinem Rahmen, spähte einen Augenblick sich vorbeugend hinaus und ließ dann die Rollgardine herab, während das Fenster offen blieb.

Nun geht sie zu Bett, dachte er, während er zu dem erhellten Fenster aufsah, an dem hin und wieder ihr Schatten vorbeihuschte.

Ob sie dich wohl erkannt hat?

Als das Licht erlosch, ging er heim.

* * *

Am andern Morgen wieder hinaus, in der Hoffnung, sie zu sehen.

Graue Wolkenfetzen flogen am Himmel hin, der Herbststurm fuhr seufzend durch die Bäume. Die Ebereschen beugten sich unter der Fülle ihrer korallroten Trauben, in den Obstgärten lösten sich Früchte vom Ast und schlugen mit dumpfem Klang in den Rasen. Der Wasserspiegel des Teichs war dunkel gefurcht, und die Binsen schauerten.

Er saß auf einer Steinbank unfern ihres Hauses und beobachtete die Fenster.

Niemand war zu sehn.

Über ihm rauschte das lose Blattwerk der Pappeln wie hundert Äolsharfen, die Wetterfahne des Türmchens drehte sich kreischend im Wind.

Sie schien sich heute nicht zu zeigen und er fürchtete, vergebens zu warten.

Wo sie wohl sein mochte?

Wer konnte wissen, ob sie nicht hinter einer Gardine versteckt ihn beobachtete und über ihn lachte? Vielleicht aber auch saß sie, seine Nähe nicht ahnend, in einem Zimmer nach der Gartenseite hinaus über einer Stickerei oder einem Buch.

Wer konnte es wissen?

Plötzlich stand sie in der Gitterpforte.

Sie stand ganz still, ein großer Spitz vor ihr, während der Wind mit den flatternden Falten ihres Kleides spielte.

Dann bog sie um den Garten und ging in die Wiese, den mit krummen Kopfweiden bestandenen Bach entlang, immer weiter, weiter, stand still und versank dann; sie hatte sich am Bachufer niedergelassen.

Es war sogleich sicher, daß dieser Spaziergang ihm gelte. Doch wie sollte er sich ihr nähern, wie ihre Bekanntschaft machen?

Ob sie wohl diese Bank beabsichtigt? fragte er sich. Wie, wenn du die Bank verließest, um zu sehn, ob sie dahin kommt? Das schien ihm günstig, und er ging zu dem Zweck dem nahegelegenen Tannenwald zu, von wo er die ganze Situation überschauen konnte.

Eine geraume Weile blieb alles wie zuvor, die Bank leer, die weiten trüben Wiesen einsam; nur eine etwas aus der Reihe ragende Kopfweide verriet ihm die Stelle, da sie liegen mußte.

Während er so wartete, schien ihm plötzlich sein Vorhaben geradezu lächerlich; eine ihm völlig fremde Dame, die er nur zweimal gesehn, stehe im Bann seiner eingebildeten Vermutungen; er verzog spöttisch die Mundwinkel.

Das war wieder einer von seinen Phantasiestreichen, deren Zügellosigkeit ihn oft völlig unfähig machte, Wirklichkeit und Möglichkeit zu unterscheiden.

Mit dieser Erkenntnis kam dann ein so übler Mißmut über ihn, daß er beschloß, heim zu gehen.

Unentschlossen stand er da und zauderte. Von fern klang durch den Tannenwald das hohle Rindeklopfen eines Spechtes, in der Höhe girrte eine wilde Taube.

Noch einmal ließ er sein Auge auf der Stelle ruhn, da sie liegen mußte — als sie sich im selben Nu erhob und langsamen Schrittes durch die Wiese auf die Bank zukam.

Er konnte dem wilden Pochen seines Herzens kaum standhalten, während neue Hoffnung seine Brust schwellte.

Also doch. Dann trat er auf den Weg hinaus und schritt langsam der Bank zu.

Er bat um Erlaubnis, Platz nehmen zu dürfen, was sie mit einem

leichten Verneigen des Kopfes bejahte, während auf ihren bleichen Zügen ein unheimlicher Ernst lag, der ihn einen Augenblick ängstigte und sein Vorgehen bereuen ließ.

Leicht ließ er seinen Blick sie von der Seite prüfend streifen — eine schwarz und weiß gerippte Seidentaille umschloß stramm den üppigen, doch formbeherrschten Körper, unter einem perlgrauen Rock blinkte ein winziger Lackschuh, den der Spitz mit beobachtendem Blick zu bewachen schien; eine bleiche schmale Hand, die teilnahmslos im Schoß lag, schmückten kostbare Ringe mit grünen und blauen Steinen — und er richtete eine Frage an sie.

Mit einer Bewegung des Erstaunens gab sie ihm zögernd Antwort und setzte dann überhaupt nur sehr langsam in die Unterhaltung ein. Nach und nach fühlte er jedoch Wärme in ihren Worten aufsteigen, sichtbar wie das Quecksilber im Thermometer.

Als es vom Kirchturm Mittag läutete, und sie sich mit einem liebenswürdigen Verneigen verabschiedete, glaubte er schon etwas in ihrem Auge zu lesen, das hieß: auf Wiedersehn!

* * *

Als er am folgenden Morgen hinauskam, gewahrte er von fern weit unten in der rauschenden Allee ihre helle Silhouette.

Langsam, mit gesenktem Kopf, schritt sie lesend dahin.

Als sie ihn bemerkte, entfernte sie sich mehr und mehr und ließ sich erst im Wald zufällig von ihm überraschen.

Da ahnte er, daß man in der Villa nichts wissen sollte, was sich bestätigte, als sie hernach ebenfalls schon am Waldrand von ihm Abschied nahm, mit einem „auf Wiedersehn", dem ein Blick folgte, der ihm noch mehr zu sagen schien. —

Tags darauf ging er wiederum hinaus, doch wartete vergebens.

Sie zeigte sich nicht.

Diese Gelegenheit benutzten seine ewig zweifelnden Gedanken sofort, um hervorzuschleichen und seine Hoffnung zu zernagen.

Er ging verbittert heim.

Zu Hause bereute er, nicht noch länger gewartet zu haben, und beschloß am Nachmittag abermals hinaus zu gehn.

Er wartete auch am Nachmittag vergebens.

Doch gerade als er sich anschickte heimzugehn erschien sie weit unten in der Allee in Begleitung des Herrn und der Dame, mit denen sie an jenem Abend im Cirkus gewesen.

Sie kam augenscheinlich von der Stadt. Das beruhigte ihn, ihr Aus-

bleiben hatte also einen andern Grund als den, den seine zweifelnden Gedanken ihm unterzuschieben so leicht bereit waren.

Da sie ihn auf jeden Fall bemerkt hatte, wartete er noch, doch sie kam nicht mehr, es begann auch schon zu dämmern.

Am folgenden Morgen war er verhindert, hinauszugehn. Als er durch die Straßen der Stadt ging und gerade von einem Trottoir auf das andere wollte, fuhr ein offener Wagen vorüber, dessen Pferde ihn fast streiften. Er sah auf und: sie saß im Wagen in Begleitung jenes Herrn mit jener Dame, während, wie an jenem Abend im Circus, eine leichte Röte ihre Wange färbte, als ihr Blick sich traf.

Den Blick trug er wie einen Talisman mit sich umher, bis er am Nachmittag hinausging, doch — er wartete abermals vergebens.

Da brach der ganze Hoffnungsbau zusammen, und er fragte sich, um einen aufsteigenden Mißmut zu unterdrücken, zum ersten Mal, was er überhaupt hier draußen wolle?

Liebte er die Dame denn?

Bis jetzt wohl kaum.

Deshalb sei es doch höchst thöricht, eine Verbindung anzubahnen, unter deren eventuellen Nichtzustandekommen er unnütz litte.

Was solle überhaupt aus einer solchen werden?

Er wollte deshalb die Sache weit leichter nehmen. Wozu der Ernst? Sehe er sie nicht mehr, gut; sehe er sie doch noch, auch gut.

Jede Erregung oder Ärger sogar sei jedoch vom Übel.

So kalkulierte er.

Dennoch verließ ihn ein heimlicher Druck irgendwo in der Seele nicht, der mahnte und mahnte, ihn sich immer wieder ihrer erinnern ließ, ihn in Spannung hielt, ihn in eine bestimmte Richtung treiben zu wollen schien.

Was war das? —

Am andern Morgen fand er auf seinem Frühstücksteller einen Brief, der eine ihm unbekannte Handschrift trug.

Ein warmer Freudestrom ging von seinem Herzen aus bei dem Gedanken, er müsse von ihr sein.

Gleich darauf befiel ihn jedoch ein Zittern, und eine schneidende Angst hielt ihn zurück, ihn zu öffnen: wer konnte wissen, was sie ihm schrieb? Konnte sie ihm nicht höchstwahrscheinlich schreiben, sie verbäte es sich, daß er tagtäglich wie ein Landstreicher die Nähe ihres Hauses unsicher mache und ihr im Vorübergehn Blicke zuwerfe, die für sie beleidigend seien?

Er legte den Brief aus der Hand, um sich von der Angst zu erholen, und blickte sinnend auf einen Punkt: daß ihm so etwas auch noch passieren mußte. Dann bezweifelte er überhaupt, daß der Brief von ihr sei, und

prüfte die Handschrift: entschieden eine englische, die runde Breite der I-pen. Doch zufällig sah er am Poststempel, daß der Brief überhaupt nicht aus der Stadt kam, sondern einen ihm unbekannten Ortsnamen trug.

Ein Stein war ihm vom Herzen, und beruhigt öffnete er. — Er war dennoch von ihr. Bleich und zitternd las er: er möge es nicht allzu seltsam auslegen, daß sie ihm schreibe. Es thue ihr so leid, daß er vielleicht verschiedentlich vergebens auf sie gewartet, sie sei aber wirklich verhindert gewesen. Heute morgen, als er sie im Wagen gesehn, habe sie mit ihren Freunden Herrn und Frau X einen Ausflug gemacht, von wo sie diese Zeilen an ihn schreibe. Erst am Abend kehre sie zurück und würde sich sehr freuen, ihn am andern Tag wiederzusehn.

Er hätte weinen mögen vor Rührung; einen Augenblick stiegen Thränen in ihm auf, dann übermannte ihn die Freude.

Mit hastigen Schritten ging er im Zimmer auf und nieder, er that dies stets, wenn er dachte, und augenblicklich sprudelten die Gedanken zahllos.

Dann frühstückte er, machte sorgsam Toilette und ging hinaus.

* * *

Sie sahen sich nun alle Tage, doch in seine Empfindung war ein seltsamer Wechsel eingetreten.

Nun, da er ihrer sicher war, empfand er in ihrer Nähe nichts, blieb frostkalt, kam über ein steifes Ceremoniel nicht hinaus, als stockte in ihm das geheime Wachstum dessen, das ihn vorher mit hundert geheimen Trieben in ihre Nähe gezogen. Er begriff nicht, was es zu bedeuten, prüfte sein Herz auf seine Liebe hin, doch immer wieder, wenn er sie traf, fand er das Beisammensein gleich nüchtern und zwecklos, nüchterner wie mit irgend einem gleichgültigen Menschen, eben weil etwas in ihm war, das auf etwas zu warten schien, das nicht eintrat, und jedesmal ersehnte er den Augenblick, wo sie sich wieder verabschiedeten.

Er begriff sich nicht.

So ging es einen Tag um den andern.

Sie ahnte nicht, was in ihm vorging, und gab sich tröstlich und voll Zuversicht. Peinlicher wurde die Lage jedoch in dem Augenblick, da sie sich selbst so weit gegeben wie sie durfte und von ihm das entscheidende Wort zu erwarten schien.

Sie wartete vergebens.

Er sprach es nicht.

Da wurde sie eigentümlich still, schien sich zurückziehen zu wollen, blieb dennoch, schien zu warten, zu warten — vergebens.

Er handelte nicht.

Er ging wie mit gelähmtem Herzen umher und begriff nicht, was ihn immer wieder zu ihr trieb.

Er bereute, den Verkehr so gewaltsam angebahnt zu haben, und machte sich Vorwürfe. Diese verwarf er jedoch jedes Mal wieder, wenn er jenen geheimen Druck in der Seele fühlte, der mahnte und mahnte und ihn in die alte Richtung treiben zu wollen schien.

Was war das?

Es mußte doch etwas sein, aber er begriff es nicht. Und sie ertrug es nicht, denn — eines Morgens sagte sie ihm: morgen reise ich.

* * *

Der Morgen kam.

Es war ein trüber Grauwettertag. Der Himmel weithin regungslos mit einem weichen Grau ausgeschlagen und so windstill, daß kein Blatt sich regte, einer jener stillen Herbsttage, da etwas wie ein Abschied in der Luft liegt. Wartend ging er am Waldrand.

Von den Tannen lösten sich die Zapfen, wenn die Eichkätzchen huschten, aus den faulenden Nadeln am Boden stieg der feuchte Erdgeruch des Herbstes, der ihn an Gräber mahnte.

Nach einer Weile erschien sie, zum ersten Mal ohne Begleitung ihres Hundes.

Sie war bleich und verstört.

Als sie ihm die fieberheiße Hand reichte, wollte sie die Lippen zum Gruß öffnen, es blieb bei der stummen Bewegung.

Das sagte ihm genug.

Sie gingen lange schweigend.

Nun sollte also alles zu Ende gehn, unerfüllt. Ihre kurze Bekanntschaft sollte sich lösen wie die zweier gleichgültigen Menschen.

Das stimmte ihn traurig, und er sprach aus diesem Gefühl über ihre Trennung.

Sprechen Sie nicht so, antwortete sie, ich kann es nicht hören.

Wie unsäglich leid sie ihm that, doch es konnte nicht helfen.

War es möglich, daß er in der Nähe dieses herrlichen Weibes, das sich in namenloser Leidenschaft um ihn verzehrte, nicht empfand, während es ihn in ihrer Abwesenheit mit hundert geheimen Kräften zu ihr zog?

Er war sich ein Rätsel.

So verstrich die Zeit, sie sprachen wenig.

Die Stunde drängte.

Sie zog immer wieder ihre Uhr aus dem Ledergürtel, gab Minute um Minute zu, wie wenn sich im letzten Augenblick noch etwas ereignen könne — es ereignete sich nichts, da am allerwenigsten.

Dann bat sie ihn, nicht an die Bahn zu kommen und wollte Abschied nehmen; sie gab ihm einen kleinen Gegenstand mit der Bitte, ihn erst am Nachmittag zu öffnen.

Vergessen Sie mich nicht zu bald, sagte sie mit bebenden Lippen, als sie ihm zum letzten Mal die Hand reichte; da krampfte sich sein Herz, und er war den Thränen nahe.

Doch es geschah noch immer nichts.

Er blieb allein zurück.

Als sie aus dem Wald trat, sah er, wie sie mit einem Zusammenschaudern das Taschentuch an die Augen führte und weinend die Allee hinabging.

* * *

Am Nachmittag, zur Stunde, da sich der Zug in Bewegung setzte, der sie fortführen sollte, öffnete er in seinem einsamen Zimmer das Etui: es enthielt eine Rose, ihre Photographie und ein Billet mit einer Haarlocke und einem Vers . . .

Langsam hatte er die Worte gelesen, als er mit tragischer Geste an die Stirn griff, und, zusammensinkend, in ein kummervolles Schluchzen ausbrach.

* * *

Von da an wußte er, daß er sie liebte, täglich mehr, doch nun war es zu spät, denn sie ließ nie wieder etwas von sich hören.

Die Fremdwörter in der deutschen Sprache.

Von R. Bartolomäus.

(Schmiegel.)

Curt Müller hat in der Reclamschen Klassikerausgabe eine Umbildung des Sachsenspiegels in die Sprache des 18. Jahrhunderts von Jakob Friedrich Ludovici sctus. aus dem Jahre 1750 neu drucken lassen.

Im 29. Artikel des III. Buches dieser Umbildung ist das Wort „Ahnen" vom lateinischen „anus" abgeleitet, und mancher zarte Mund, welcher jetzt stolz von seinen Ahnen spricht, würde verstummen müssen, wenn er diese Ableitung erführe und die Derbheit des Bildes in ihrem Ausdruck vollkommen verstehen könnte. Es ist aber nichts mit dieser Ableitung, und können daher auch die zarten Seelen von einem tieferen Eindringen

in die Weisheit des Herrn Ludovici bewahrt bleiben; Grimm in seinem Wörterbuch nimmt eine — unzweifelhaft richtige — deutsche Abstammung von einem althochdeutschen anâ, mittelhochdeutsch ane an.

Jener Versuch, ein echtdeutsches Wort als ein Fremdwort zu bezeichnen und durch seine angebliche fremde Abstammung in Mißachtung zu bringen, erinnert an manche Mühe, welche sich die Sprachreiniger der letzten dreihundert Jahre gegeben haben, alle Fremdwörter aus der deutschen Sprache zu entfernen. Sie sind Versuche, die gesamte geschichtliche Entwicklung dieser Zeit zu verneinen und zu beseitigen; denn in nichts zeigt sich diese Entwicklung so kraftvoll und deutlich wie in der Sprache, die jede Zeit redet.

Man braucht nur die Gräfin Ida Hahn-Hahn in ihrem „Siegismund Forster“ erzählen zu hören von jenem Lebemann, dessen „flügelschlagende Seele seinen Körper üsierte“, so steht die ganze Zeit nach der Zurückdrängung der Revolution uns vor Augen, die ganze Zeit nach 1815 mit ihrem Versuch, wenigstens das Gebiet der Gesellschaft vor dem Eindringen der Demokratie und das Leben der Gesellschaft vor dem Eindringen der volkstümlichen Ausdrucksweise in die Umgangssprache der noblesse zu bewahren.

Jede Zeit schafft sich ihre Ausdrucksweise stets mit vollem Bewußtsein des Zwecks. Nicht in der Absicht, Fremdwörter zu gebrauchen — wie oft auch des einzelnen Unbehilflichkeit oder gar Eitelkeit nur hierauf gerichtet sein mag — sondern in der Absicht, für neue Begriffe neue Worte zu finden, greift sie nach der Kultur und der Sprache desjenigen Volks, aus dessen Leben sie diese Begriffe übernimmt und in ihr Leben und in ihre Sprache einfügt. Nicht die Fremdwörter sind das aufgedrungene, fremdartige, das man kurzgefaßt hinauswerfen könnte, sondern die fremde Kultur hat eindringend die Fremdwörter auf den Strand geworfen, wie das übertretende Meer seine Wellen, Muscheln und Seeungeheuer. Ehe die fremde Kultur überwunden ist, können auch deren fremde Wörter nicht abgestreift werden, ebensowenig wie die Wellen ausgeschlossen, ehe das Meer abgedämmt ist; wie Muscheln und Seeungeheuer, die man in die Flut zurückgeworfen hat, würden sie stets aufs neue an den Strand zurückkehren.

Hauptsächlich sind es zwei Arten von Fremdwörtern, welche die deutsche Sprache aufgenommen hat, die lateinischen und die französischen; gegen deren Massen kommen andere Gruppen, die griechischen, hebräischen, englischen, spanischen, italienischen, slavischen Worte kaum in Betracht, abgesehen davon, daß sie zum größten Teil durch Vermittlung jener beiden Bestandteile unserer Sprache erst in sie aufgenommen sind.

Die lateinischen Fremdwörter stammen hauptsächlich aus der Theologie, der Rechtswissenschaft, der Philosophie. Diese Wissenschaften übernehmen ihre Kunstwörter aus der Sprache desjenigen Volks, das zuerst in ihnen

eine Lehre ausgebildet, oder in ihnen wenigstens diejenige Lehre ausgebildet hatte, die sie kannten, aus der Sprache der Römer, ebenso wie die Maschinenkunde und die Musik die ihrigen aus der englischen und der italienischen Sprache, und ringen heutzutage mit Mühe nach eigenen Worten für die entsprechenden fremden Ausdrücke. Es gab und giebt bisher keine Worte in unserer Sprache für Transsubstantiation und Religion und für Testament und Fideikommiß, für Bischof, Abt, Papst und für Prozeß, Norm, Termin und viele andere, ebensowenig für die unzähligen Fremdwörter der Philosophie. Die Begriffe dafür sind nicht mit dem deutschen Volk erwachsen, und es hat dafür keine Worte in seiner Sprache.

Für manche unter ihnen ist die Zeit ihrer Entfernung unwiederbringlich vorüber, für andere ist ihre Entfernung und ihre Ersetzung durch deutsche Worte noch möglich, sobald sich ihre Begriffe in das Volksleben, in die Volksempfindung eingelebt haben, und diese dann eigene Worte hervorbringt aus dem unerschöpflichen Schatz ihres Wortbildungsvermögens. Eine vollständige Umformung jener Wissenschaften und ihrer Worte ist für absehbare Zeit unmöglich; sie sind übernommene Gewächse, und ihre Früchte und Zweige werden stets den Anschein des ausländischen behalten, wie die gesamte lateinische Bildung unseres Volkes.

Verschwinden nicht jene Wissenschaften selbst, so werden auch ihre Fremdwörter bleiben; vielleicht entwickelt sich noch einst eine deutsche Glaubens-, Wissenschafts-, Rechtslehre auf ausschließlich volkstümlicher Grundlage.

Ungleich bedeutsamer ist die Herrschaft des zweiten fremden Bestandteils unserer Sprache, der französischen, der sich seit der Mitte des 17. Jahrhunderts einzudrängen begann, während bis dahin der Einfluß der lateinischen Denkweise der Priester, Juristen, Gelehrten auf die Sprache ein ausschließlicher gewesen war.

Die französische Kultur ergriff nicht die äußern Anbauten und Ausbauten der deutschen Sprache; sie drang in ihr innerstes Herz, in den Wortschatz des Familien- und Seelenlebens ein, ergriff das Staats- und Heerwesen und setzte an Stelle des einfachen, natürlichen Daseins, der einfachen, natürlichen Auffassung der Dinge und Menschen, den Schein, die Absicht, anders erscheinen zu wollen, als man ist, die Dinge und Menschen anders ansehen zu wollen, als sie sind, mit dem Zweck, mehr, besser, fremder, weniger alltäglich zu scheinen, als man ist, mit dem Zweck, sich selbst zu täuschen und hauptsächlich andere. Damals war es, daß sich der Ausdruck „er ist nicht weit her" bildete, als Ausdruck der Geringschätzung und des stets wachsenden Aberglaubens, daß das, was „weit (d. h. westlich des Rheins) her" sei, unvergleichlich viel besser, vornehmer sei, als was aus demselben Orte, wie man selbst.

Da hörte das Heer auf, ein Heer zu sein; es wurde eine Armee; —

ein Heer war, was jeder kannte, zu bestimmten Zwecken des Schutzes und des Angriffs; der dreißigjährige Krieg aber brachte Armeen in das Land, bewaffnete Haufen, deren Zweck mit diesem althergebrachten völlig in Widerspruch stand. Fortan war diese Masse Bewaffneter, vor der man sich zu fürchten hatte, mehr als vor Türken, Schweden und Franzosen, eine Armee, bis die Reichsarmee als Reißausarmee zur Unsterblichkeit eingegangen, die große Armee Napoleons mit ihren deutschen Hilfsvölkern in Rußland zu Grunde gegangen war, und das neue deutsche Reich das alte Wort in seinem Reichsheer zu neuen Ehren brachte; eine Reichsarmee hätte zu stark nach Roßbach gerochen.

Die Befehlshaber einer Armee waren natürlich nicht mehr die alte Führerschaft, die Feldhauptmannschaft, bestehend aus Feldoberst, Feldoberstwachtmeister, Feldhauptmann, denen die Obersten, die Oberstwachtmeister, die Hauptleute, Fähnriche, Ober- und Unter-Rottmeister unterstanden, ebenso wenig wie ihre Untergebenen jetzt noch Krieger, Knechte, Reiter waren, die mit einer gehörigen Anzahl von Stücken, unter Zeugmeistern und Feldzeugmeistern, alle unter dem Oberbefehl eines Feldmarschalls, zu Felde zogen; dies Ganze gehörte mit einem Mal vergangenen Zeiten an, es duftete zu sehr nach Sold, Zweck, Löhnung, Ablöhnung, Werbung, Entlassung, Aufgebot. Ein Mann aus dieser Masse, sei er welches Standes er wolle, hätte sich nie an die „fürnehme Meng" der stehenden Armee angeschlossen. War der Krieg zu Ende, so konnte auch ein Feldhauptmann, ein Rottmeister zur Masse des Volks zurückkehren, aus der er gekommen; ein General, ein Lieutenant, ein Major, waren und blieben Offiziere. Ein geharnischter Reiter oder ein Reiter mit der Muskete hörten auf, solche Reiter zu sein, wenn sie keinen Harnisch, keine Muskete, kein Pferd mehr hatten; ein cuirassier oder dragon blieb der Mann, nachdem er einmal den entsprechenden Rock getragen, wenn er auch zum Krüppel geschossen war.

Sein Wamms und seine Schärpe zog man an und aus, wie aus dem Kriege und in den Krieg; die uniforme und das portepée getragen zu haben, blieb ein unauslöschlicher Charakter. Ist man weggejagt oder abgesetzt, so kommt man wieder oder läuft dahin, wohin man gejagt ist, oder dient weiter; ist man kassiert oder degradiert, so ist es vorbei mit dem Mann. Ist jemand erschossen, so wird er „auf der Heide unter Blumen und Gras" begraben, und mancher Freund, vielleicht seine Richter selbst, weinen ihm nach; den Füsilierten verscharrt man und ist stricte assigniret, ihn nicht ferner zu mentionniren. Gegen Befehl gab es Vorstellungen; eine ordre konnte man nicht anders als pariren.

Ein Rottmeister ist der Oberste seiner Rotte, wie der Bürgermeister der Bürger; ein Korporal oder Unteroffizier oder Seregant bedarf keiner

Rotte, um zu sein, was er ist. Jener hat ein Amt, dieser eine Charge. Ein Feldhauptmann ist undenkbar anders als zu Felde und als Haupt einer Mannschaft; General kann man auch sein, wenn man noch nie eine Schlacht gesehen und nichts kommandiert hat. Den Feldhauptmann macht die Stelle, den General die Uniform, das Patent; noch heutzutage kann man alle militärischen Würden im Frieden erreichen, Feldmarschall aber nur im Felde werden. Ein zehnjähriger Prinz als Feldhauptmann wäre das Gespött des ganzen Aufgebots gewesen, als General war er eine significante marque von confiance für die betreffende Armee, und hatte man ihm mit dem, der souveraineté appartenirenden Respekt die honneurs zu praestiren. Honneurs kann man jedem machen, salutieren jeden, dem gegenüber es verlangt oder befohlen wird, Ehrerbietung nur vor dem haben, vor dem man sie empfindet, grüßen nur den, den man grüßen mag. Eine Schlachtordnung giebt es nur im Kampfe, eine ordre de bataille auch im Frieden; einen Säbelgurt oder ein Wehrgehenk bindet man zur Schlacht um, ebenso ist ein Faustriemen für den Kampf zu verwenden; ein porte-épée ist ein Schmuck für den Frieden. Eine Schlacht, ein Treffen, ein Gefecht sind Bezeichnungen für die Handlung der Kämpfer, eine affaire für den Kommandierenden, dessen Angelegenheit sie ist.

Einen Marschall, einen Truchseß, einen Mundschenk, einen Jägermeister, einen Seneschall, einen Schatzmeister, einen Kämmerer des Königs, des Herzogs, des Fürsten, des Grafen, einen Freiherrn kannten Volk, Sprache und Gemeinwesen von jeher. Einen Kaiser, Baron, Ceremoniemeister kannten sie nicht; sie konnten erst in die Sprache eingeführt werden, als ihre Begriffe sich entwickelten, und letztere beide erst, als Titel sich zwischen die Würden, Rang zwischen die Ämter drängten. Würden, Stellung, Macht kennt die Sprache; Titel, Rang, Autorität kennt sie nicht.

Ein Minister Sr. Majestät ist der Sprache unbekannt, nicht aber ein Geheimer Rat des durchlauchtigsten Fürsten; ein Geheimer Rat rät und ist ein Mann von Wissen, Kenntnis, Rechtschaffenheit, Mut; ein Minister dient und ist ein Mann von Verdienst in den Augen seines Herrn, was kein Gegensatz zu sein braucht, aber oft als solcher erschien. Jenes bezeichnet, wie ein Gesandter, ein Botschafter, die Arbeit, die Würde, das Vertrauen der Stellung, ein ambassadeur, ein chargé d'affaires den Pomp, den Rang, das Heimliche an ihr.

Verdienste hat, wer verdient ist, Meriten sind Verdienste, welche der Sprache nicht bekannt sind. Sein Urteil über jemandes Verhalten kann man jedermann mitteilen; Conduiten müssen geheim geführt werden. Das Volk darf und muß alles erfahren; das Publikum (le public) bleibt ewig ein Kind, dem man vorsichtig mitteilen muß.

Als die Rechtspflege, die Rechtsprechung, das Gericht aufhörte, im Volk und vom Volk geübt zu werden, hörten diese Bezeichnungen auf, das Rechtswesen zu bezeichnen. An ihre Stelle trat die Justice mit dem Nebenbegriff der Administration der Justiz, d. h. der Administration nach einer bestimmten Richtung hin. Einen Justizmord kennt die Sprache; ein Rechtspflegemord ist ihr unbekannt, wie überhaupt unmöglich. Die Justiz besorgt das Rechtswesen nach den Grundsätzen des Staatslebens, die Rechtspflege nach innerer Notwendigkeit. Aus diesem Gegensatz, der kein thatsächlicher zu sein braucht, folgt, daß in allen europäischen Staaten — außer England — der oberste Justizbeamte gar kein Richter ist, sondern ein Verwaltungsbeamter, ein Oberstlandrichter, ein Lord Oberrichter ist ein Richter, ein Justizminister gehört der Staatsverwaltung an. Ein aufsichtführender Richter eines Gerichts ist zunächst Richter und führt daneben die Aufsicht, ein Präsident scheint zunächst Verwaltungsbeamter, dann Richter.

Mein oncle kann ein jeder sein, mein Oheim nur mein betreffender Verwandter. In mein Haus, in mein Geschlecht gehören nur die, welche es durch Natur oder Vertrag bilden, von meiner Familie kann jeder genannt sein, der ein Verwandter eines angeheirateten Vetters zwanzigsten Grades ist. Eine gut gekleidete Frau ist ein ganz anderer Mensch wie eine elegant kostümierte Dame; ein Kleid ist der Notwendigkeit wegen, ein Kostüm eines Zweckes wegen da, eine Frau hat ihre von der Natur angewiesene Stellung im Hause und in der Gesellschaft, eine Dame ist nur durch den Willen der Männer irgend etwas. Das Mittagessen, zu dem ich Gäste oder Freunde bei mir eingeladen habe, ist höchstens etwas besser als mein Sonntagsessen; ein diner, zu dem ich einige Connaissancen oder Celebritäten invitiere, muß wenigstens von einer maîtresse de cuisine hergerichtet werden, wenn nicht gar von einem maître, und es bedarf eines menu, um zu übersehen, was es zu essen giebt. Ein Schrank, ein Schränkchen, ein Glasschrank, ein Glasschränkchen, ein Polsterstuhl, ein Blumentisch gehörten in die Wohnstube, in der man sich alle Tage aufhält, eine chiffonnière, eine servante, ein fauteuil, eine chaiselongue, eine jardinière in den salon, den man nicht betritt; jene hat der Tischler, der Sattler gemacht, diese der ébéniste fabriziert. Ein Bild von jemand stellt ihn vor, wie er ist, ob es ihm gefällt oder nicht, ein portrait ist eine Darstellung von jemand, wie er sich selbst, oder wie andere ihn sich denken. Ein Schloß oder eine Burg kann nur ein Fürst und Herr besitzen und bewohnen, eine Villa, ein Palais kann jeder besitzen, den seine Geburt hineingeführt; jenes fordert Bewaffnete, dieses zeigt Lakaien zur Bewachung. Ein Diener dient des Herrn oder seiner Notwendigkeit wegen, ein Lakai seines Vorteils wegen; jener braucht sich seines Dienstes nicht zu schämen, dieser bückt sich so tief, daß es vor der Thüre durch Unverschämtheit wieder eingeholt werden muß.

Eine Welt von Entwicklung, wenn nicht von Entartung, liegt zwischen der Zeit, wo das Volk oder seine Abgeordneten, wo sein Adel kam, um den Fürsten zu grüßen und ihm Geschenke zu bringen und zu empfangen, und der Zeit, wo die noblesse antichambrirte oder ihre cour machte, um ordres und titres zu lucriren. Die deutsche Sprache ist „ein zu plump Sprak", um die Feinheit des Werts dieser Dinge vollauf zu significiren — sie würde sie zu wichtig oder zu nichtssagend declariren. Eine Liebste ist ein Wesen, das man liebt, eine maitresse amüsiert uns und wird bezahlt; jene nimmt sich das Leben, wenn sie verlassen wird, diese ihrem galan, wenn ihr mittlerweiles Visiren nach einem neuen Schatze keinen succès gehabt, sie vielleicht schon usée ist.

Ein Mann von Geist ist ein Mann von einer höher gearteten entwickelten Seele, ein Mann von ésprit ist jemand ohne Seele, der andere glauben machen will, er habe eine oder habe Geist. Ein Zweikampf ist ein Kampf auf Leben und Tod, ein duel eine Komödie, um scandale zu evitieren und die matière für scandale zu liefern. Sehr fein unterschieden unsere Väter, wenn sie von „Ehr und reputation" sprachen; jenes ist das Wort für „Selbstachtung", die nicht getäuscht werden kann, dieses bedeutet die Achtung anderer, die oft auf Täuschung beruht.

Das Wort „Ruhm" bedeutete ursprünglich „Ruf"; erst neuerdings hat es den Sinn von gloire angenommen, als eins der vielen Worte deutschen Ursprungs, die unter dem Einfluß fremder Denkweise ihren Sinn verändert haben. Der Ruf ist aber eine Thatsache, etwas, was die Menschen von mir denken, der Ruhm, die gloire, meine Einbildung über das, was sie von mir denken, was weder in der That, noch in der Empfindung dasselbe ist; der Franzose lebt, ja stirbt für die gloire, der Deutsche sollte nur seinen Ruf dieses Einsatzes würdig halten. Ein Urteil ist die Meinung über Person oder Sache, ein sentiment, was dem Sprecher darüber im Augenblick einfällt; seitdem das Ding einen Namen hat, erfreut es sich eines immer allgemeineren Gebrauchs.

Ein Aufsatz über irgend etwas enthält die Ansicht des Schreibers, ein mémoire die Darstellung, damit ein anderer sie glauben soll, ein essay die Darstellung, damit er's auch bleiben lassen kann, jedenfalls aber den Verfasser bewundern, der schon so geistreich ist, wenn er nur versucht, etwas zu schreiben. Eine Lebensbeschreibung enthält den Verlauf des Lebens, wie er gewesen ist, eine Biographie, wie er sie sich wünschte oder wie er will, daß sie andere glauben sollen, also Wahrheit und Dichtung. Anvertrautes soll man für sich behalten, Konfidenzen behielte der Anvertrauer besser für sich.

Vielleicht sind die unzähligen Arten von Bekanntschaften, die Konnexionen,

die Connaissancen, die Corpsbrüder, die Studienfreunde, die Kartellbrüder, die Kameraden, die das neunzehnte Jahrhundert bietet, ein Grund mit, daß es so wenig Freundschaft mehr giebt; es sind alles Leute, die Ansprüche eines Freundes machen, sich die Freiheiten von Freunden herausnehmen, ohne unsere Freunde auch nur sein zu wollen, sein zu können.

Seit Jahrhunderten schon sah man diese Heerfolge der Deutschen gegenüber einem herz- und sinnfremden Volk:

„Narrenkappe samt den Schellen, wenn ich ein Franzose wär',
Wollt' ich tragen, denn die Deutschen gingen stracks wie ich einher,"

sagt Friedrich von Logau.

Seit Jahrhunderten pries man das Volkstum, mochte es so roh sein, wie es wollte, gegenüber dem fremden Denken:

„Bleibt beim Saufen! bleibt beim Saufen! sauft, ihr Deutschen, immerhin!
Nur die Mode! nur die Mode! laßt zu allen Teufeln ziehn!"

warnte Logau vor zweihundert Jahren, und

„Kann die deutsche Sprache schnauben, poltern, schnarren, donnern, krachen,
Kann sie doch auch spielen, scherzen, lieben, kosen, tändeln, lachen,"

ruft er seinen Landsleuten zu; aber:

„à la mode-Kleider, à la mode-Sinnen!
Wie sich's wandelt außen, wandelt sich's von innen,"

bekennt er, denn ohne den Willen, die „Mode", den fremden Putz, abzuwerfen, kann es nichts fördern, wenn sie mit Gewalt abgerissen wird.

„Deutsche sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute;
Wenn sie doch auch lernen wollten,
Wie recht deutsch sie handeln sollten!"

Dieser Wunsch gilt heute wie damals.



Einiges über moderne czechische Lyrik.

Von Adolf Donath.

(Wien.)

Das schwermütige, gedrückte Wesen des czechischen Volkes hat seiner Lyrik ein eigenartiges Gepräge verliehen. Es steckt in ihr eine tiefe seelische Mystik. Diesen Charakter hat gerade die czechische **moderne** Lyrik scharf herausgekehrt. Die menschliche Seele, in welcher Mystik und Symbolismus

schlummern, ist der Urquell aller Kunst, aus ihr schafft die Kunst und kehrt wieder zu ihr zurück: diese Kunstanschauung bildet das Programm der czechischen Moderne, das der junge talentierte Dichter Arnošt Procházka im „Almanach der Secession 1896" entrollt hat. —

Die jungen czechischen Dichter scharen sich um die „Moderni Revue", die so manches Gelungene und Schöne bringt, oft aber Extremes und Hypermodernes. Auch unsere Großen, Detlev v. Liliencron und Richard Dehmel, sind dort vertreten, Dehmel sogar mit Originalbeiträgen. Das ist um so erfreulicher, als sich die ältere czechische Litteratur mit Ausnahme ihres Meisters Jaroslav Vrchlický von jeder fremdländischen Strömung fernhielt. Daher der Kampf der modernen gegen die alten konservativen Dichter! Weshalb aber Jaroslav Vrchlický angefeindet wird, kann kein vernünftiger kunstsinniger Mensch begreifen. Er ist ja der Schöpfer der czechischen Moderne, und viele seiner Dichtungen sind streng modern. Daß sie nicht mystisch und symbolistisch sind, ist kein so grober Verstoß; daß sie nicht von „Ekstasen", „Vibrationen", „Inspiration", „Tremolo", „Clausur", „Parfum", „Agonie", „Konstellation", „Neuralgie", „Fluidum", „Resonanzen", „Matutinum", „Nuancen" u. a. sprechen, ist nur ein Verdienst! An derartigen „erotischen" Sachen erkennt man nicht das Talent. „Nach dem Grade der Darstellungskraft schätzt man das Talent und nennt es stark oder schwach," sagt Richard Dehmel. Und es ist bedauernswert, wenn Talente wie Otokar Březina, Stanislaw V. Neumann, Jiří Karásek und Bohuslav Knösl neben meisterhaften Dichtungen so viele raffinierte Sachen schreiben! Man merkt bei diesen vier Hauptvertretern moderner czechischer Lyrik den großen Einfluß Przybyszewskis. Auch sie beschäftigen sich mit der Welt, wie sie sich „in der Seele" in seltenen Stunden, den Stunden der Hallucination und der Ekstase wiederspiegelt, auch sie schreiben nur für künstlerische Menschen, nicht für das „rohe stupide Bürgergehirn". Otokar Březina ist der bedeutendste unter ihnen. Die beiden Gedichtbände „Tajenmé dálky" („geheimnisvolle Fernen") und „Soitáni na západě" („Dämmerung im Westen")*) zeugen von seinem starken Talent. Er hat Empfindungskraft. Seine Seelenstimmungen sind künstlerisch wiedergegeben. Er ist der Zukunftspoet der Czechen; denn er besitzt Persönlichkeit und kann gestalten. Man höre die Verse aus seinem Gedichte „Die Mutter":

> Und wenn die Nacht ins stille Dunkel hüpfet,
> Da stehst Du aus dem Grabe auf und teilst mein Lager;
> In meinem Atem hör' ich Deines Atems Rhythmus,
> In meiner Stimme bebt Dein Schmerz, Dein Leben.

---

*) Alle hier angeführten Werke sind im Verlage der „Moderni Revue", Prag, erschienen.

oder die plastischen Verse:

> Das Lachen, das im Antlitz mir erblühte,
> Verwelkte in den fremden Seelen,
> Und das im fremden Antlitz mir verwelkte,
> Blüht schmerzensreich in meiner Seele auf.

Das ist eine Lyrik, wie sie auch Stanislaw Neumann manchmal bringt. Er dürfte neben Březina am bedeutendsten sein. Aber seine Kunst ist nicht ausgereift. In seinem „Ich bin der Apostel . . .“ kämpft und ringt ein Geist nach künstlerischer Vollendung. Die große Revolution ist seine Erlösung, seine Muse ein bleiches Weib, das schon in der Wiege eine „kokette Dirne“ war. Formtalent besitzt er nicht. Seine Verse sind rauh und holprig. Schöne Verse schreibt Jiří Karásek. Er ist ein Nachempfinder Verlaines und Dehmels. Sein neuestes Werk „Kniha aristokratická“ („Ein aristokratisches Buch“) enthält manches gute Stimmungsbild. Darstellungskraft fehlt ihm. Er will sie durch Seelenanalyse ersetzen. Auch Knösl ist Seelenanalytiker. Sein „Martyrium touhy“ („Martyrium der Sehnsucht“) trägt den Stempel der reinsten Dekadence. Exaltierte verschleierte Stimmungsbilder, aus denen hie und da eine echte lyrische Plastik hervorspringt. Die Verse:

> Die Stunde treibt und jagt rings um mein Haupt die Stunde,
> Und alles ist so ewiglich und gleich verdrossen,
> Nur der Versuchung Traum brennt eine rote Wunde,
> Die hat glühende Tropfen in mein Herz gegossen,

oder die Verse:

> In den Gartenbeeten hängen die letzten Fäden der sterbenden Düfte,
> Und im trägen Gesichte, das der Tag mit seinen grauen Haaren umflattert,
> Bricht sich wie ein sterbendes Echo ferner Freuden
> Das erbleichende Licht glücklicher Erinnerung.

sind künstlerisch. Ich schätze Knösl höher als Karásek; denn er hat mehr Persönlichkeit als dieser. Er kritisiert seine Stimmung nicht, sondern bildet sie, und wenn er sein extremes Wesen abstreift, dürfte ihm neben Březina der Sieg sicher sein!



Bayreuther Nachspiele.

Unzünftig-zukünftige Betrachtungen über Vergangenheit und Gegenwart der Festspiele.

Von Dr. Arthur Seidl.

(Dresden.)

Wieder hatte der Bayreuther Kunst- und Kultur-Tempel seine heiligen Pforten zu einem Bühnenfestspiel geöffnet; abermals riefen die Fanfaren das wimmelnde Volk der Bayreuth-Wanderer in hellen Scharen nach dem eigenartig-weihlichen, das „Geheimnis" Bayreuths und seiner Wirkungen schon in sich schließenden Bau zum bekannten fränkischen Hügel hinan; aufs neue wieder hat sich der „Bayreuther Gedanke" an einem Wagner'schen Meisterwerke bewähren und vor aller Welt Augen deutlich offenbaren dürfen. Der „Ring" wurde diesmal seinem Ur-Elemente wiedergegeben; das große, mächtige Nibelungenwerk war es, das heim, ins Vaterhaus endlich wieder zurückgebracht wurde, für das es ursprünglich doch gedacht, ersonnen, „im Vertrauen auf den deutschen Geist" entworfen und „zum Ruhme seines erhabenen Wohlthäters (König Ludwigs II. von Bayern)" vollendet worden ist. „Der Irrnis und der Leiden Pfade" kam es, auf die es Angelo Neumann, der betriebsame Theatermann, geschäftsklug die Defizit-Konstellation des ersten Festspieles ausbeutend, vor zwei Jahrzehnten samt allem Requisitenzubehör mit sich geschleppt hatte — ein dunkler Punkt in der Wagner-Geschichte, der bei dem Schöpfer des Werkes das Vertrauen in seine eigene Nation allerdings wohl stark mochte erschüttert haben. „Soll es sich denen jetzt entwunden wähnen?" Darf das gewaltige Drama, wie Brünnhilde, heute von sich sagen: „Alles ward mir nun frei"? Und können wir, wie diese hehre Göttermaid ihrem Siegvater Wotan nach Walhall hinauf, so dem genialen Meister in sein „Wahnfried"-Grab hinab die bang ersehnte Botschaft mit gutem Gewissen nunmehr senden: „Ruhe, ruhe, Du Gott!" —?

Die vielberufenen „Zwanzig Jahre sind verflossen, seit u. s. w." .... mit denen acht von zehn Festspiel-Berichten in diesem, allerdings denkwürdigen Jubiläumsjahre begannen, werden wir hier nicht noch einmal aufmarschieren lassen. Auch die von der Tagespresse längst mehr oder minder gründlich besorgte Einzelbesprechung der darstellerischen, gesanglichen und scenischen Ausführungen des „vierdimensionalen" Wunderwerkes deutschen Geistes können wir nicht als die Aufgabe der ernsteren Zeitschrift-Litteratur ansehen. Wir haben vielmehr hier Wichtigeres zu thun und glauben,

litterarisch gebildeten Lesern aus Anlaß eben dieses bedeutsamen Jubiläums mit einem zeitgemäßen Rückblick auf die Ergebnisse im Großen, d. h. mit einem kurzen Eingehen auf den Stand der Sache von heute und einem klaren Ausblick auf das „Weißt Du, wie das wird?" für die Folge, einen ungleich größeren Dienst zu erweisen. Frau Wagner, in ihrem jüngsten Manifest an den Berliner Wagner-Verein — das, nebenbei bemerkt, mit der vollständigen Verschweigung des hochverdienten Namens „Hans von Wolzogen" in seinem Texte das Sprichwort: „Dank vom Hause Wahnfried!" leider wieder einmal zur Wahrheit macht und in seiner merkwürdig geschraubten Ausdrucksweise einen Grad von Unnatur erreicht, der sehr peinlich von dem in Richard Wagners eigenen „Rückblicken" auf die Festspiele 1876 und 1882 angeschlagenen Tone absticht — Frau Cosima Wagner ist also bekanntlich sehr zufrieden mit ihren „Getreuen"; allein diese sind es durchaus nicht im gleichen Grade mit dem Verlaufe der diesjährigen Festspiele. „Das Richard Wagnersche Erbe und seine Erben" — so lautet für viele von uns heute schon das Thema, da denn keinem gesund organisierten Menschen zur Stunde mehr zweifelhaft sein kann, daß die große Schlacht nunmehr geschlagen, der lärmende „fünfzigjährige musikalische Krieg" zu Gunsten Wagners und der „Zukunftsmusik" endgültig entschieden ist, und das echte Bayreuther Ideal als solches bereits glänzend über seine Gegner triumphiert hat. Kommen wir „Wagnerianer" und überzeugten Anhänger der Sache doch heuer fast schon ins Gedränge mit unseren Ansichten, ja, in die sehr eigentümliche Lage sogar — während die offizielle, oder sagen wir: eingeschworene Kritik mit wenigen Ausnahmen in Lobeshymnen über die diesjährigen Ergebnisse des Festspieles sich ergeht, ja selbst früher grundsätzlich oppositionelle Blätter begeisterte, oder doch zum Mindesten überraschend warme Töne diesmal anschlagen: solcher veränderten Situation gegenüber mit einem Male nun manch erhebliche Differenz mit dem Bayreuth von heute ehrlich aussprechen und in der Beurteilung des Ganzen beherzt unseren eigenen Weg da und dort einschlagen zu müssen.

Und warum alles dies? Einfach aus dem Grunde, weil man sozusagen nicht ungestraft Jahrzehnte lang die Aufführungen unserer privilegierten Hof- und Stadt-Theater im Sinne der R. Wagnerschen Schriften und im Bayreuther Geiste bekrittelt, und weil wir, was uns Wagner und sein Bayreuth in jahrzehntelanger ernster „Schule" fruchtbringend gelehrt hat, vor der Öffentlichkeit ihm selbst gegenüber nicht plötzlich wieder verlernt haben können. Denn der Einwand, den schon der Meister in dem Schlußbericht über die Bühnenfestspiele des Jahres 1876 (Ges. Schriften Bd. X., S. 149) der damaligen öffentlichen Beurteilung der Leistungen gegen-

über erhebt: daß nämlich die einzelnen Schwächen und Mängel der Aufführung niemand besser kenne, als sie, die Ausführenden selber, da sie zugleich auch wüßten, woher sie rührten — dieser Einwurf kann kein Argument sein, läßt er sich doch schließlich ganz ebenso gut auch auf alles ernste, rechtschaffen-selbstkritische Kunststreben anwenden, da ja gar nicht abzusehen ist, warum bei unserer öffentlichen Kunstpflege bezw. der offiziellen Theaterwirtschaft immer und allemal schlechter Wille im Spiele sein, und nicht auch da und dort bei näherer Bekanntschaft mit den gegebenen Voraussetzungen ein ähnlicher Milderungsgrund gar oft zur Seite stehen soll; wogegen es denn unter allen Umständen eine Verpflichtung der dazu bestellten, gar niemals angemaßten Kritik bleiben muß, über solche Voraussetzungen hinweg dem aufzuklärenden und zu belehrenden Publikum nach Kräften das Ideal menschlicher Vollkommenheit unentwegt, nach bestem Wissen und Gewissen aufzuzeigen. Es ist eben immer wieder die alte, ewig neue Geschichte vom Konstitutionalismus, dem notwendigen Widerstreit zweier berechtigter Faktoren. Natürlich müssen die Herren Regierenden am grünen Tisch ihre Geschäfte in gewissem Sinne besser verstehen und genauer beherrschen, als jeder von außen Urteilende und zufällig einmal in die Karten herein Blickende. Trotzdem aber werden sie stets von neuem wieder gegen alle Selbstherrlichkeitsgelüste und vor allem gegen jede bureaukratische Anwandlung die natürliche, gesunde Korrektur vom kontrollierenden, den Beamtenstaat doch erst bildenden, souveränen Volkswillen aus erfahren müssen. So bekundet auch der Künstler seinem Publikum gegenüber mit einem trotzigen „Ich brauche Dich gar nicht!“ — falls es seine Kreise einmal stört, immer gern wieder seine geniale Souveränität und ist bestrebt, sich seine autonome Freiheit gegenüber dieser „zusammengewürfelten Masse“ streng zu wahren, um doch ebenso nach dieser lebendigen, ergänzenden Resonanz seines Schaffens, ohne welche dieses nichts bleibt, als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, immer aufs neue wieder sehnlichst zu rufen.

Das wohl nicht ganz fernliegende Wort von der „Ruthe im Hause Wahnfried“, es hätte vielleicht um des lieben Friedens willen innerhalb der Wagner-Gemeinde nicht zu fallen brauchen; aber es ist nun einmal (von Ernst von Wolzogen, dem naturalistisch-humoristischen Antipoden seines idealistisch-mystischen Bruders, des vornehm gesinnten Bayreuther Wagner-Apostels Hans von Wolzogen) öffentlich im „Berl. Lok.-Anz.“ ausgesprochen worden. Da verlangt es schon unser Stolz und unser Selbstbewußtsein, dafern wir noch Rückgrat haben, zu beweisen, daß wir vor den Censuren, mit denen wir, ein jeder von uns — das wissen wir längst — gleichsam wie in einem gesonderten Personalakt der Ministerial-Registratur in „Villa Wahnfried“ geführt werden, nicht im geringsten zu bangen brauchen; der

Kunstwelt gilt es jetzt zu zeigen, daß wir nicht zu jedes Winks gewärtigen „Kreaturen“ und leibhaftig wandelnden „Waschzetteln“ der Festspielleitung, wie gewisse, unverbrüchlich knixende Trabanten-Naturen, uns degradieren lassen! War da z. B. vor Beginn des Festspieles ein groß' Pochen auf die Thatsache, daß der absolute Ausverkauf der ersten Cyklen in diesem Jahre „ohne alle Reklame in den Zeitungen“ ꝛc. erzielt worden sei. Vermochte aber doch der, welcher seine Pappenheimer kennt, ganz genau dabei zu verfolgen, wie von Bayreuth her, unter den Vorbereitungen zum Festspiel schon, durch das Sprachrohr einiger Ergebenen in den großen Hauptblättern die Stimmungsmacherei scheinbar ganz harm- und absichtslos, im Grunde nicht minder wohlorganisiert, plangemäß betrieben wurde — weit weniger kostspielig und ungleich individueller jedenfalls, sonst aber ebenso straff centralisiert, wie durch Annoncen und Reklamen! Ein offenes Geheimnis ist es zudem, daß — wer auf die Bayreuther, oder richtiger: Wahnfried-Parole, nun einmal sich verpflichtet, das zweifelhafte Vergnügen damit übernommen hat, alle heiligen Zeiten einmal seine Windfahne hübsch anders drehen und einen neuen, oft gerade den entgegengesetzten Kurs einschlagen zu müssen, Exempla trahunt — aber nomina sunt odiosa! Und wie hier oft dieselben Leute, deren Lehren wir „Jungen“ begeistert gelauscht und zugestimmt haben, als sie das von Wagner erschaute Ideal des musikdramatischen Stiles in Einzelheiten, uns allen zu Nutz und Frommen, seiner Zeit klar fixierten, heute mit der oder jener besonderen, jenen alten Anschauungen oft widersprechenden Bühnen-Realität nun ebenso sich zufrieden geben können, das ist für uns das eigentliche Rätsel an der Sache und könnte wahrlich an ihr manchmal irre machen, hielten wir es im Gegensatz zu den bequemen „Kurvenalen“ in solchen Fällen nicht viel lieber mit der herrlichen Maid „Brünnhilde“, die Wotans innersten Gedanken ein für allemal lebendig erfaßt hat und diesem instinktiv folgt, trotz Wotans striktem Gegenbefehl, im entscheidenden Moment sogar einmal ungehorsam gegen des Vaters Gebote, sich selber, ihrem besseren Ich getreu und ihrer „müssenden“, großen Liebe. Nicht umsonst soll Wagner diese beiden Gestalten uns in seinem Kunstwerk geschenkt haben! Eine gewisse produktive Pietätlosigkeit, das ist es, glaube ich, was uns heute vor allem dringend not thut; aus dem esoterischen Mysterienkult, der „Geheimmittel-Sugestion“, müssen wir erst wieder herauskommen! Um es kurz und bündig zu sagen und es auf eine knappe Formel hier zu bringen: „Stil“ ist nicht Stilisierung; „Stil“ braucht auch durchaus nicht immer nur peinliche „Tradition“ zu bleiben, und jedenfalls besteht geistlebendige „Tradition“ nicht allein nur in buchstabengemäßer, sklavisch-impotenter „Korrektheit“. Selbst auch gegen das leidige „Erlösungs-Komponistentum“ wie ein unerträgliches „Philosophie-

Kapellmeisterwesen" in der Wagner-Nachfolge hat man nachgerade energisch Front zu machen, denn dergleichen ergiebt doch noch lange keine „Wagner-Schule", sondern bedeutet höchstens nur — um einmal kräftig mit Nietzsche hier zu reden, dem wir sonst nicht zu folgen gedenken — eine Wagnerianische „Affenkomödie".

Mancherlei bleibt hierbei freilich noch zu unterscheiden. Vor allem giebt es eine gewisse Menschenklasse von Journalisten, welche seit einem gewissen Jahre „die Erben" blindlings als selbstsüchtige Interessenten gegen „das Erbe" ausspielen und gegen „Neu-Bayreuth" grundsätzlich laut krakehlen zu sollen vermeinen. Existiert da z. B. in Dresden eine recht bekannte Zeitung, deren Feuilleton-Redakteur sich noch heute gern „Wagnerianer" der „alten Observanz" zu nennen liebt, und die sich doch nicht entblödete, nur um ihr persönliches Mütchen recht behaglich zu kühlen, eine bereits vor zwei Jahren von W. Tappert übernommene und wörtlich schon damals ganz ebenso eingerückte Notiz auch heuer wieder, gleichsam wie vom neuesten Datum, in ihren Spalten aufzuwärmen: „Große Plakate verkünden heuer(!) ein neues Unternehmen, angeregt soll es Frau Cosima Wagner haben. Man lese und staune: Grand Restaurant Royal Berlin. Maison Ier Ordre. Cuisine française. Ein trockenes Diner kostet dort sechs Mark, eine Poularde zwanzig. Das Etablissement, geleitet von einem Berliner, Herrn Riesenstahl, ist angeblich meist überfüllt. — Du liebes, deutsches Bayreuth, einst so still und harmlos, „so friedsam treuer Sitten", was haben sie aus dir gemacht!" Auch der soeben erwähnte, prächtige Urteutone W. Tappert ist seit Jahr und Tag ja in ein Fahrwasser geraten, wo er sich — indem er andere gegen angebliche „Anrempeleien" durch Bayreuther „Preßheiduken" in Schutz nimmt — seinerseits erst recht wieder in schmähsüchtige Verdächtigungen der Bayreuther Bestrebungen verliert und in geschmacklos derben Anrempelungen der Bayreuther Sache als solcher gefällt, zu der er doch früher als treuer Kämpe so wacker gestanden. Nur wird ihm eine psychologisch tiefer gehende Betrachtung seiner durch und durch „persönlichen" Erscheinung, unter aufrichtigem Bedauern, daß es so gekommen ist, doch immer noch zu gute halten können, daß seine urwüchsige Kampfsnatur in dem Moment, als der „30jährige musikalische Zukunftskrieg" beendet war, und es in alter Berserkerwut mit den Gegnern nichts mehr zu raufen gab, urnotwendig sich ein anderes Streit-Objekt im eigenen Lager suchen mußte, und aus einem Herkules der Wagner-Bewegung in die reine Don Quixoterie des Wagnerianertums nun leider umschlug. Einen Unterschied begründet dies eben doch, und mehr Respekt haben wir zuletzt immer noch vor diesem eigenständig-wetterfesten Wüterich, der seine Löwen-Mähne sich noch immer nicht hat beschneiden lassen, als etwa vor

den scheinheiligen, gegenüber deutlichen Wünschen und andeutenden Befehlen des Hauses „Wahnfried“ wie ein Taschenmesser zusammen knickenden, „Bayreuthwilligen“! — Immerhin möchten wir mit diesen à tout prix negativen „Helden des Tages“ beileibe nicht etwa verwechselt werden. Diesen sonderbaren Käuzen ist natürlich nichts mehr recht zu machen, denn sie wissen z. B. sehr genau, daß im Jahre 1876 die einfachen harmlosen Sitten der fränkischen Hohenzollernstadt in puncto Verpflegung noch stark ins Primitive und Unzulängliche gingen, könnten also die zeitgemäße Wendung zum Besseren hier weit eher als ein Verdienst der leitenden Faktoren auffassen — ganz abgesehen noch davon, daß für den, der die lokalen Verhältnisse einigermaßen näher kennt, will sagen: sie nicht übelwollend ignoriert, eine direkte Einflußnahme von Frau Cosima Wagner auf solche Dinge so gut wie ausgeschlossen erscheinen müßte.

Ganz ähnlich verhält es sich auch mit der in vielen Kreisen förmlich sportsmäßig betriebenen, albernen Hetze gegen die „Bayreuther Beutelschneiderei“, wie man sich mehr deutlich, als geschmackvoll bis in den bayerischen Landtag hinein auszudrücken beliebte. Den diesen Geist ausstreuenden dunklen Wühlern und reichlich bornierten „Hetzkaplanen“, die dem Geist gleichen, den sie zu begreifen vermögen, war die Lehre ganz gesund, die ihnen die „Münchener Neuest. Nachr.“ zu teil werden ließen, als sie der Welt mit der scharfen Herausrückung des authentischen Ziffernmaterials über das dortige „Geschäfts“-Gebahren ein für allemal ein gewaltig Lichtlein aufsteckten. Jeder „Wagnerianer“ und gewohnheitsmäßiger Leser der periodischen Wagner-Litteratur war ja ohnedies längst schon darüber klar unterrichtet, daß es sich da nicht um einen materiellen Vermögens-„Schnitt“ des Hauses Wahnfried, sondern einfach um die pietätvolle Verwaltung eines uneigennützig angesammelten Festspielfundus mit wechselnden Unterbilanzen und Überschüssen zu Gunsten eben der pflichtgemäßen, rein künstlerischen Durchführung des Wagnerschen Festspiel-Testamentes, unter oft recht beträchtlichen Opfern sogar, handelte, wie man denn überhaupt jederzeit gut daran thun wird, in dubio von den durchaus lauteren Gesinnungen und das denkbar Beste wollenden, Bestrebungen der Wagnerschen Rechtsnachfolger in dieser Sache überzeugt zu sein, bis nicht das Gegenteil einmal aktenmäßig unbezweifelbar erwiesen sein sollte.

Und für ebenso thöricht endlich darf auch der vielgehörte, nachgerade schon zum Gemeinplatz gestempelte Vorwurf gelten: „Die starke Überhandnahme des fremden Elementes in Gestalt eines auswärtigen Modepublikums (wie man mit besonderer Betonung zu sagen liebt) kann unmöglich im Sinne des Schöpfers der Bayreuther Festspiele sein!“ — thöricht wenigstens insoweit, als er abermals die Spitze gegen die Fest-

spielleitung von heute zu richten und gleichfalls „Villa Wahnfried“ und niemand andren für diesen leidigen Mißstand verantwortlich zu machen scheint. Du lieber Himmel! Ganz von selbst versteht es sich ja, daß ein Vorherrschen der Ausländer zunächst nicht eben im Sinne des Meisters sein kann, der seinen Landsleuten nach der glorreichen Wiedererweckung des deutschen Geistes nationale Festspiele zu geistiger Erhebung und innerer Kulturweckung im idealen Sinn, womöglich unentgeltlich, schaffen wollte. Aber diese Ausstellung muß doch füglich an eine ganz andere Adresse gerichtet werden. Oder wer verwehrt es denn wohl unseren guten Deutschen, so zahlreich in den „Allg. Richard Wagner-Verein“ einzutreten, daß vom Karten-Erlös eines Jahres aus Vereinsmitteln der Aufkauf von vier bis fünf Nibelungen-Cyklen allein für die Deutschen unter sich schon gewährleistet wird, und aus dem bestimmten Prozentsatz der Mitgliederbeiträge auch noch der Bayreuther Stipendienfonds einen Zuwachs erfährt, der so manchem glücklichen Platzgewinner nun auch die Fahrt dorthin wie den Aufenthalt recht merklich erleichtern könnte? Und warum kommen denn unsre vermögenden Herren Deutschen einstweilen nicht eben so zeitig, wie die lieben Fremden, in dichten Mengen herbei und veranlassen durch rechtzeitige Bestellungen ihrerseits auch einmal diese, mit langen Gesichtern unberücksichtigt abzuziehen? Das alles scheint doch wahrlich weit mehr an uns selbst zu liegen, als irgend eines fremden Sündenbockes Schuld zu sein! Zum Überfluß hat die Sache auch noch ihre ganz gute Kehrseite. Denn sehen wir einen Zuschauerkreis aus ganz Europa, vor Wagners überragendem Genius ehrfurchtsvoll huldigend, zu Bayreuth sich versammeln und neben wie um uns gleichzeitig Franzosen und Engländer, Amerikaner und Italiener, Russen, Skandinavier, Bulgaren und Spanier andächtig dem Festspiel lauschen, so dürfte doch der Eindruck, daß es sich hier um einen Sieg deutschen Geistes, ein germanisches Kulturwerk allerersten Ranges handelt, denjenigen einer Zurücksetzung unseres nationalen Stolzes bei allen Einsichtigen recht erheblich überwiegen. Lediglich in der Auswahl des Künstlerpersonals wird nicht, wie vor zwei Jahren, eine auffällige Bevorzugung der Ausländerei auf Kosten des rein deutschen Original-Stiles übergreifen dürfen, soll nicht ein mit Achselzucken zu strafender, lächerlicher Chauvinismus von einem berechtigten Nationalbewußtsein abgelöst werden, das allerdings dann der Bayreuther Idee sehr unbequem werden könnte, da es in seinem kräftigen Unwillen das „Wagnerianische“ Recht durchaus auf seiner Seite hätte. Übrigens war in diesem Jahre bei Berufung der Sänger zur Durchführung des „Nibelungen-Ringes“ erfreulicher Weise kaum ein solcher oder ähnlicher Vorwurf mehr zu erheben. Auch saßen z. B. in unmittelbarer Nähe meines Platzes fünf

Deutsche, zwei Slaven, drei Franzosen und drei Engländer. Das mag so ungefähr das ganz richtige Verhältnis der Nationalitätenverteilung beim heurigen Festspiele gewesen sein. Ja ich meine sogar, man kann sich billig darüber freuen, wenn Wagner — wie auch schon der Fall Abbé Marcel-Hébert in Paris gezeigt — und zwar trotz der Gegenschrift des Jesuitenpaters Th. Schmid (über „Das Kunstwerk der Zukunft und seinen Meister"), seine geistig-künstlerischen Wirkungen auf deutsche katholische Geistliche heute bereits auszustrahlen begonnen hat, wie ich deren (darunter eine Qualität wie Dr. Franz Xaver Haberl) einige Reihen über mir während der Aufführungen zu bemerken Gelegenheit hatte.

Schwieriger fällt es schon, zu dem (nebenbei bemerkt — wie wir bestimmt wissen — schon früher, nicht erst jetzt, zur Zeit der Generalproben, verfaßten) offenen Schreiben Siegfried Wagners an den musikalischen Redakteur der „Redenden Künste" gewissenhaft Stellung zu nehmen, wie es kurz vor Beginn des Festspiels unter der gar nicht so üblen Spitzmarke „Siegfried Wagners Selbsteinschätzung" durch die gesamte Tagespresse ging und seinem Inhalt nach als bekannt wohl vorausgesetzt werden darf. Seine Ausführungen, welche unter anderem den Satz enthalten, daß „die Dirigenten von jeher nur seines Vaters Befehle auszuführen hatten", und der Hoffnung Raum geben, daß ihm selbst „das Dämonische der Bühne" (wie es seiner Frau Mutter aufgegangen) dereinst noch einmal „aufgehen" werde — diese feine Ausführungen gipfeln in der Schlußpointe: „Mein Streben steht daher weniger auf das Dirigieren, als auf das Bühnenleiten in Bayreuth." Verwunderlich mußte da doch vor allem gegenüber solch unzweideutiger offizieller Erklärung der Eifer berühren, mit dem kurz vorher gerade die getreuen Bayreuther Reklame-Posaunen sich redlich bemüht hatten, Jung-Siegfrieds Dirigententhaten bei den Proben der diesjährigen Festspiele als vielverheißend und epochemachend für die Zukunft Bayreuths der Welt zu künden — nur ein Beweis mehr für die Thatsache, daß diese guten Leute und schlechten Musikanten noch immer nicht genug „Witterung" haben, und daß es schon deshalb zu den undankbarsten Geschäften gehört, der Bannerträger des Hauses Wahnfried durch Dick und Dünn hindurch zu sein, weil man dabei nie sicher ist, gelegentlich mit einem kalten Wasserstrahl in seinen Offenbarungen desavouiert zu werden. Allein dem so vielbesprochenen „offenen Briefe" gegenüber wäre auch noch folgendes unmaßgeblich zu erwidern: 1) Herr Siegfried Wagner ist augenscheinlich nicht gut unterrichtet, wenn er von den „Befehlen" seines Vaters spricht. R. Wagner spricht in seinen Schriften von seinen mitwirkenden Bayreuther Künstlern gar niemals anders als von seinen „Freunden", „Genossen" und „Mitarbeitern"; ja, mit einer gewissen Genugthuung registriert er (Bd. X, 156)

einen Ausspruch des Berliner Hoftheater-Intendanten von Hülsen aus dem Jahre 1876, wonach dieser in Bayreuth „einzig eine superiore Autorität vermißte, ohne welche doch am Ende nichts gehen könnte". Wem dies nun nach „Befehlen" und nicht weit eher nach genossenschaftlicher Anarchie, oder doch wenigstens autonomer republikanischer Grundverfassung des ehemaligen Bayreuther Künstlerstaates klingt, der muß wahrscheinlich besondere zukunfts-musikalische Ohren haben, die wir offen gestanden nicht besitzen. 2) Das Wort vom „Dämonismus der Bühne" scheint uns die Sache sehr wohl zu treffen und darf daher als ein gutes und sogar lichtvolles passieren. Allein sein Verdienst wird sofort durch den Nachsatz gar sehr wieder verdunkelt. Denn, mit Verlaub, ein „aufgegangener" Dämonismus ist doch wohl bereits keiner mehr, weil das eine Contradictio in adjecto ist, und wir denken thatsächlich viel zu gut und bedeutend von dem genialen Regie-Instinkt der „unerhört seltsam begabten" Witwe des Meisters, als daß wir von ihr denken könnten, dieses Moment habe ihr erst „aufzugehen" brauchen. 3) Dem Siegfried Wagnerschen Herzensergusse liegt ganz offenbar der an sich völlig richtige, für jeden belesenen Kenner auch noch deutlich erkenntliche Grundgedanke aus Wagners Schriften, namentlich den Erläuterungen zur „Tannhäuser"-Aufführung (in Bd. V), als Ausgangspunkt zu Grunde, wonach sich für die modernen Dirigenten des neuen Musikdramas der Schwerpunkt ihrer Amtsthätigkeit vollkommen geändert und vom Orchester weit mehr auf die Bühne nun verlegt habe, sodaß ihnen mehr und mehr neuerdings die ernste Verpflichtung erwächst, nicht mehr nur „Dirigenten" der Musik, sondern das Ganze jederzeit überschauende, auch auf das Scenische kundig übergreifende „Direktoren" der Bühne selbst zu sein. Es bleibt demnach nur zu wünschen, daß bei dem Sohne Wagners und Enkel Liszts nicht auch, wenn er vor die Partituren seines Vaters und Großvaters als musikalischer Interpret zu stehen kommt, deren eigentliche Grundgedanken ähnlich mißverständlich-unverständlich, wie hier dieser aus den Schriften des Meisters, herauskommen mögen!

Auch eine andre, heikle Episode muß an dieser Stelle wohl oder übel Registrierung finden. In einigen Festspielberichten des Herrn Houst. St. Chamberlain war die Nachricht enthalten, daß Siegfried Wagner schon deshalb den 4. Nibelungen-Cyklus nicht schlecht geleitet haben könne, weil eine Deputation des Orchesters daraufhin zu ihm gekommen sei und ihn gebeten habe, auch noch den 5. (letzten) Cyklus zu übernehmen. Ich konnte dieser indirekten Beweisführung für Jung-Siegfrieds Dirigentengröße zwar keinen rechten Geschmack abgewinnen, denn in Bayreuth hat es leider von jeher sehr viele Schmeichler gegeben, und dergleichen besagt also für mich noch so gut wie gar nichts; aber ich zweifelte wenigstens nicht an der Thatsache der hiermit

verbreiteten Meldung. Eine Briefkastennotiz in der „Allgem. Mus.-Ztg." hatte mich aber später stutzig gemacht. Ich bin der Sache mittlerweile auf den Grund gegangen und erfuhr aus absolut zuverlässiger Quelle, daß das subjektive Wahnfried-Märchen von der Orchesterdeputation der objektiven Wahrheit völlig entbehrt. Sollte eine Gruppe von Orchestermitgliedern wirklich Herrn Siegfried Wagner in diesem Sinne begrüßt haben, so ist das jedenfalls nicht von der Korporation als solcher ausgegangen, noch irgendwie in offizieller Weise geschehen; ja, meine Quelle hält es sogar für unmöglich, daß selbst einige wenige „eine solche Taktlosigkeit" begehen konnten. Wie lebhaft im Gegenteil im „mystischen Abgrund" die Freude war, Hans Richter beim fünften und letzten Cyklus wieder an der Spitze des Bayreuther Orchesters zu sehen, das ging schon aus dem Umstande hervor, daß das Orchester, als er am ersten Abend das Dirigentenpult bestieg, ihm eine stumme Huldigung durch allgemeines Tücherschwenken bereitete und nach den Aktschlüssen in anhaltenden Beifall für seinen Dirigenten ausbrach. (Ähnlich berichtigt auch Felix Weingartner in seinem „Bayreuth"-Artikel — „N. d. Rundschau", Oktober — die Chamberlain-Meldung.)

Wir haben oben übrigens auch von Frau Wagners „genialem Bühneninstinkt" gesprochen und können in der That mit Fug und Recht von uns versichern, wie aufrichtig wir ihre überragende Persönlichkeit als unvergleichliche Leiterin der Aufführungen bewundern und sie als unermüdlich thatkräftige, treue, stets opferbereite, dazu intim-wissende Trägerin des Festspielgedankens verehren, wie sehr wir ihre stillen Pflichterfüllungen und aller Welt offenkundigen Großthaten auf diesem Felde immerdar zu würdigen wissen werden. Aber auch sie ist — sie mag uns dieses naheliegende Wort verzeihen — „ein Mensch wie alle", und Menschen sind, selbst wenn man sie „Meisterin" nennt, nun einmal nicht unfehlbar. Das hat sie vor allem bei der Inscenierung von Humperdincks „Hänsel und Gretel" in Dessau durch die unseres Erachtens mehr als nur kuriose Einfügung — sagen wir: „Improvisation" — des Dessauer Marsches im Rahmen dieses Märchenspieles bewiesen, und da muß sie es sich schon gefallen lassen, daß ihre Autorität seither in unseren Augen mancherlei Einbuße erlitten hat, bezw. darf sie sich nicht allzusehr darüber verwundern, wenn heutzutage die Welt doch ein für allemal etwas skeptischer — oder sagen wir besser: kritischer, ihrem individuellen Inscenierungsurteil gegenüber steht. Warum denn mit dogmatisch-orthodoxer Nervosität jeden Widerspruch immer gleich als unheilige, tempelschänderische Antastung einer eigentlich unnahbaren Majestät empfinden und demgemäß von den Dick- und Dünn-Jasagern dafür öffentlich schuhriegeln lassen — als ob es keine pflichtmäßige Aussprache auch vor dem Throne in dieser Welt mehr gäbe? Gebet doch wieder Gott, was Gottes, und dem Meister, was des Meisters ist!

Just in diesem Jubiläumsjahre ist ihr z. B. nach dem übereinstimmenden Urteile aller, selbst nahestehender Freunde (die „Pagoden" natürlich ausgenommen), bei der Inscenierung des „Nibelungenrings" etwas Menschliches, ganz Fatales passiert, das vielleicht nicht hätte vorkommen müssen — wir meinen die leidige Kostümierung der Götter und Helden nach Hans Thomaschen Entwürfen. Jeder einigermaßen in die Verhältnisse Eingeweihte weiß, daß sie auf die freundschaftlichen Beziehungen, welche ihren Schwiegersohn, den ausgezeichneten Kunstgelehrten Dr. Henry Thode in Heidelberg, mit dem berühmten Frankfurter Charakterkopf deutscher Malkunst verbinden, im wesentlichen zurückzuführen ist. Nun schätzt die urteilsfähige Kunstwelt seit langem Hans Thoma als einen deutschen Maler von den denkbar tiefsten Qualitäten, und einen germanischen Meister von echtem Schrot und Korn; ja, die reizvollen, poesieverklärten „Federspiele", zu denen der ideale Freundschaftsbund zwischen „Heinz und Hans" vor Jahren geführt hat, darf als ein edelstes, ganz unvergleichliches deutsches Hausbuch gelten, das man gern jeder deutschen Familie ins Heim spenden möchte. Aber diese selbe Kunstwelt weiß auch nur zu gut, daß Thoma ein innerlicher Träumer, durch und durch lyrischer Phantast, ohne alle drastische Neigung oder exoterische Anlage ist; und als im Winter vergangenen Jahres sein merkwürdig zu denken gebender, seltsam erschauter, ganz subjektiv erfaßter „Wotan" in den deutschen Kunstsälen die Runde machte, da lautete das allgemein bestätigte, klare Urteil: daß das kein Wotan sei. Diesen tagesscheuen stillen Künstler nun hat man mit sanfter Gewalt aus seinem ernsten malerischen Sinnen herausgerissen und zum künstlerischen Berater in der Kostümfrage für das Bayreuther Elementar-Drama im Hause Wahnfried erkoren; ja, nicht nur zum Kunstexperten hat man ihn bestellt, man hat ihn auch zum intellektuellen Urheber und geistigen Vater der diesjährigen Figurinen zu dramatischem Zwecke selbst gemacht in der Weise, daß man seine Entwürfe, die er wohl mehr als Anregungen und Vorschläge sich gedacht hatte, als Modelle und Muster direkt, so ziemlich ohne alle Änderung, auf die Herstellung übertrug. Er selbst soll gelegentlich kein Hehl daraus gemacht haben, wie ehrlich er „erschrocken" sei, als er seine Grundgedanken so getreu reproduziert, so genau nachgebildet auf der Bühne vor sich gesehen habe. Dieses naive Erschrecken aber, spricht es nicht deutlich für die mimosenhafte Grundstimmung, die nach innen gekehrte Grundempfindung in der Seele des Malerpoeten Hans Thoma? Sagt es nicht schon alles und redet für sich beredt genug, welch ein Mißgriff (zum größten Teil) mit seiner Berufung zum gigantischen Drama begangen war, den wir alle als Fehler und eigentlich wunden Punkt der diesjährigen Aufführungen mehr oder minder scharf empfunden haben? Man begründet diesen Mißgriff als „unverstandenen Vorzug" in der Regel damit, daß

man betont, wie die eigenartige Dramenwelt Wagners eine radikale Abwendung von der bestehenden Bühne gebieterisch verlangt habe; man werde sich an dieses völlig Neue mit der Zeit schon gewöhnen. Allein einen Dekorationsmeister erwählen, der bisher noch nicht direkt für die bestehende Oper und ihre lahme theatralische Konvention geschaffen — dagegen einen Staffeleimaler ausersehen, der überhaupt von Grund aus nicht schlagkräftig denkt und undramatisch koncipiert, ja nach seiner ganzen Naturanlage kaum einen intimen Berührungspunkt mit der R. Wagnerschen Phantasiegestaltung aufweist: das sind doch hoffentlich noch zwei ganz verschiedene Dinge!

Auch ein anderes ist es noch, das uns nahe zu Herzen geht und uns immer mit einem bitteren Beigeschmack schmerzlich genug berührt — die Thatsache nämlich, daß man in Bayreuth für einen Franz Liszt nicht doch etwas mehr Pietät noch übrig hat, als man im Hause seiner Tochter zu wahren, zur Zeit augenscheinlich für gut befindet, wo man gerne die Linie der absoluten Korrektheit einzuhalten liebt. Man brauchte doch wahrlich nicht eifersüchtig zu besorgen, daß der alte, seit Goethe und Schiller so sehr berüchtigte Streit: wer der Größere sei von beiden, auch in Bayreuth wieder eine neue Auflage erleben könnte — jener Streit, den man in Weimar doch so praktisch zu entscheiden verstanden hat, indem man für alle Schiller-Sehenswürdigkeiten einfach 50 Pf., für Goethe-Museen 2c. dagegen 1 Mk. Eintrittsgeld erhob. Liszt, in seiner unbegrenzten Bescheidenheit, würde sich ja sicher gerne mit einer Nebenstraße zufrieden gegeben — um nicht zu sagen: abgefunden — haben. Aber es verdrießt nun einmal den echten Verehrer dieses echtesten Freundes seines Meisters, den treuen Besucher von Liszts (keineswegs allzu sorgfältig gepflegtem) Grabe, daß man seinem Namen nicht einmal den anspruchslosen Ehrenplatz des Seitenweges neben der Villa Wahnfried, in der er doch gestorben, hat lassen können. Wozu an dieser Stelle heute die pleonastische Bezeichnung „Wahnfried-Straße", wenn man schon die große Hauptstraße zur Wagnerschen Villa hin mit Recht „Wagner-Straße" genannt, aber Franz Liszt gleichzeitig nichts eingeräumt hat?!

Daß die seit einigen Jahren unter Oberaufsicht von Frau Wagner und unter Leitung Julius Knieses thätige Bayreuther Stilbildungs- und Gesangsvortrags-Schule im laufenden Jahre mit Burgstaller (Siegfried), Breuer (Mime), schließlich auch den Damen Brema (Fricka), Gulbranson (Brünnhilde) und Herrn Friedrichs (Albrich) den ersten großen und glänzenden Triumph gefeiert hat, ist ein allenthalben warm anerkannter, keineswegs gering anzuschlagender Thatbestand. Nur treibt uns ein gewisser dunkler, zwangvoller Dämon auch hier wieder, die leidige Kassandra-Rolle auf uns zu nehmen und der allgemeinen Begeisterung einen sanften

Dämpfer dahin aufzusetzen, daß wir diesem fraglosen Augenblickserfolge gegenüber vorerst noch eine vorsichtig zuwartende Haltung einnehmen zu sollen glauben. Aufmerksame Beobachtungen an Herrn Burgstaller, die stellenweise so etwas wie Drill auf eine einzige Rolle hin als Eindruck ergaben, sowie dunkle Gerüchte von (nur durch zahllose rohe Eier wieder gut zu machenden) wahren Stimmverrenkungen bei Herrn Breuer auf Grund seiner charakteristischen Mime-Singweise lassen gelinde Bedenken in die Methode einstweilen aufkommen und bis zu weiteren Ergebnissen um so eher gerechtfertigt erscheinen, als doch niemals gewissenlos dabei vergessen werden darf, daß es sich hier nicht mehr nur um tote Instrumente, sondern um lebende Körper, kostbares Menschenmaterial handelt, das nicht wie jene im Versagungsfalle einfach beiseite geworfen werden kann, vielmehr moralisch wie geistig fürs Leben unglücklich gemacht wird, falls bei unzweckmäßiger Behandlung im Kerne einmal etwas verpfuscht worden ist. Fast gewinnt es den Anschein, als ob stellenweise Sprachgesang mit Sprechgesang, „Musikdrama" mit „Melodrama" schon verwechselt würden, und kein Mensch scheint sich heute mehr darauf zu besinnen, daß, wenn schon bei der altbewährten italienischen Gesangslehrmethode reichlich fünf Jahre der gründlichen Stimmdurchbildung vom angehenden Sänger geopfert werden mußten, so erst recht von dem neuen, erst noch auszubildenden deutschen Gesangsstil mit seinem germanischen Konsonanten-Prinzip dieses Lustrum als das unerläßliche Mindestmaß der Schulung strikte zu fordern bleibt, wenn der allenthalben um sich greifende „Stimmruin" nicht in der That der „Wagner-Schule" noch in die Schuhe geschoben werden soll! Hier mag immer wieder die hochentwickelte, der Wagnerschen Sprachmelodie durchaus richtig beikommende, meisterliche Gesangskunst eines Vogl, Gura, Betz, Skaria, wie einer Sucher, Nordica und Lili Lehmann als das maßgebende Vorbild gelten. Und wer da die beiden Nibelungen-Jubilare, Herrn Vogl und Frau Lehmann, heuer gehört und an ihrem ungetrübten stimmlichen Können bewundernd sich erbaut, dann dieses mit den Leistungen der Bayreuther Jungen wieder und wieder verglichen hat, dem wird sich unwillkürlich wohl auch der Gedanke aufgedrängt und die Empfindung mitgeteilt haben: Wir wollen doch erst mal sehen, wie die für jetzt so wacker und vielversprechend sich bewährenden, neuen Besen in weiteren zehn Jahren dereinst einmal kehren werden! Viel früher wird sich nämlich ein endgültiges Urteil über die gewiß schon jetzt Aufsehen erregenden Bayreuther Schulergebnisse auch wohl kaum fällen lassen.

Stark überhand nehmende Neigungen zur Stilisierung waren diesmal auffällig zu bemerken, besonders peinvoll an der Stelle, wo die Riesen mit ihren Keulen auf die Götter losgehen wollen, aber durch

Wotans Dazwischentreten mit dem Speer in ihrem furor teutonicus unterbrochen werden. Man könnte vielleicht einwenden, daß die hier eingehaltene, steife Gebärde eitel Zufall gewesen sei, und vielleicht hätten wir noch eine zweite Vorstellung zur Kontrolle ja mit ansehen können. Allein die Nuance entsprach so sehr anderen, gelegentlich beobachteten Episoden, die Keulen waren so haarscharf und genau parallel, wie die Gewehrläufe beim Zugexerzieren einer Kompagnie, „ausgerichtet", daß die Unnatur eine vollständige schon bei diesem einen Male blieb. Vor solcher unleidlichen Unnatur akademischer Stilisierung wird sich aber die Bayreuther Kunst vor allem zu hüten haben. Hier heißt es „Principiis obsta!" und muß ein ernstgesinntes „Mene tekel!" sorgenvoll aufrichtiger Anteilnahme ertönen. Ist es doch immerhin mißlich genug, daß unsere gesamte offizielle Kunst- und Opernpflege noch immer und immer so blutwenig von den zwanzigjährigen Bayreuther Erfahrungen gelernt und von seinen Wirkungen angenommen hat! Ein eigensinniges Verharren und Festfahren des Thespiskarrens auf dieser verfehlten Bahn würde Bayreuth vollends um allen seinen guten Einfluß bringen und der guten Sache dauernd unendlichen, ja vielleicht irreparablen Schaden zufügen können — was der Himmel gnädig verhüten wolle.

Daß das Bayreuther Festspiel je einmal wieder überflüssig und entbehrlich für unser deutsches Kunstleben werden könnte, wird sonst heute niemand mehr zu behaupten wagen, oder auch nur naiv genug sein, zu glauben; denn daß das gegenwärtige Bayreuth erst einmal allgegenwärtig in unseren sämtlichen Hof-, Stadt- und Provinzbühnen sich erweist, dahin hat es schon deshalb seine guten Wege, weil es in der Natur der Sache liegt, daß diese repertoirgehetzten Kunst-Triebstätten, mangels jeder besonnenen Isolierung, immer wieder in den alten Stil-Gallimathias und undeutschen Mischmasch-Opernschlendrian verfallen müssen, fernab von jener vollentsprechend übersichtlichen Vortrags- und sinnfällig klar verdeutlichenden Vorstellungsweise, welche eben hier in Bayreuth endlich einen germanischen Originalstil an sich begründet als mindestens gleichwertiges Eigengewächs deutscher Kunstanschauung, wie es — ein Sporn und Stachel eben für den deutschen Künstler Wagner — die große historische Oper für Frankreich und die Buffo-Oper für Italien schon ehedem geworden war. Si Bayreuth n'existait pas, il faudrat l'inventer, ließe sich beinahe schon sagen. Man klammere sich doch nicht immer an den völlig irreführenden Begriff: „Musteraufführungen". Wenn die Bayreuther Darstellungen gelegentlich zu solchen werden, so ist das ja erst die natürliche Folge des besonderen Geistes ihrer Darbietung und Aufnahme. „Festspiele!" — das ist dabei die wesentliche, weil den Geist aus dem gewohnten Alltag sofort heraus-

hebende und vom Arbeitstrott erlösend-befreiende, die verkümmerte Seele wieder genußfähig machende und den Sinn empfangsfreudig bereitende Hauptsache; „Stimmung" ist das große herrliche Zauberwort und „Sammlung" heißt das tiefe, schon im weitsichtigen Charakter der dortigen Landschaft begründete Geheimnis der unbestritten nachhaltigen Bayreuther Wirkungen — einer Landschaft, die den von den hohen, dunklen Häusern der Großstadt eingeengten Blick wieder frei und hell macht und so zu den großen Dimensionen eines Nibelungen-Cyklus mit seiner gewaltigen Naturpoesie ideal hinführt. Und noch Eines — nicht das Geringste noch Letzte: In Bayreuth liest man keine Zeitungen. Man ist einfach nicht dazu zu bringen, so sehr fühlt sich der Mensch dort dem Zeitgetriebe einmal entwachsen und aus jenem Bereich, da „zum Papierraume die Zeit wird", hoch emporgehoben. Merkwürdig! Und doch hätte eigentlich die „Presse" gerade anläßlich des „Nibelungenrings" einmal dort in den Vordergrund des Interesses rücken und in einem ihrer typischen Exemplare als geweihtes Attribut gleichsam der Fricka, etwa wie die Sichel dem Froh, eigentlich besonders beigegeben werden müssen. Denn — wie sagt doch Wotan zur gestrengen Gattin?

„Nichts lerntest Du,
Wollt' ich Dich lehren,
Was nie Du erkennen kannst,
Eh' nicht ertagte die That.
Stets Gewohntes nur
Magst Du versteh'n:
Doch was nie sich traf —"

„das begreifest Du nimmer", so möchten wir hier den Satz wohl vollenden. Mutatis mutandis auf die Presse angewendet, heißt das: „Thatsachen meldest, Geschehenes und Vergangenes registrierst Du nur immer — für das Kommende, Neue, Zukünftige hast Du nie vorschauenden Sinn!" Darf die Zeitung da nicht als ein konkretes Sinnbild, zum mindesten für eine Seite in der Göttin Wesen, gelten, und muß sie sonach nicht für jeden überzeugten Wagnerianer schließlich „heilig" sein? „Das fehlte nun gerade noch!" höre ich schon rufen, und das hat für mich denn nun auch eine ganz ähnliche Wirkung, wie die gebieterische Stimme am Telephon:

„Schluß!!"



Aus dem Münchener Kunstleben.

Von Max Fels.

(München.)

München hat also seit dem 26. September sein viertes Theater, sein erstes, wenn es so kommt, wie das Häuflein Idealisten hofft — denn modern sein und auf die Moderne hoffen, das ist Idealismus, so parador dies auch vielleicht klingen mag.

In Schaumbergers „Sünde wider den heiligen Geist“ — in Leipzig hat Meßthaler den Einakter ja schon gegeben — kommt ein Professor vor, der ist auch mal ein „moderner“ Mensch gewesen, was man so „modern“ nennt. Ich habe das Buch nicht vor mir und muß aus dem Gedächtnis citieren. Der Herr Professor sagt da zu einem Noch-Idealisten etwa so: Das ist alles ja recht gut und recht schön, was Du Dir so von der heiligen Mission des Künstlers denkst, von der Überzeugungstreue und der Verachtung des Kunstpöbels. Wenn einen aber alle Hochachtung vor dem heiligen Geiste, der in einem nach Offenbarung schreit, zu keinem grünen Zweig verhilft, — so lange Deine heiße Künstlerseele Dein Inneres warm macht, Deinem äußeren Menschen aber keinen bei dieser Witterung recht notwendigen Wintermantel erdichten kann, — so lange Du — mit dürren Worten gesagt — darbst, frierst und hungerst und niemanden — zu allerletzt vielleicht Dich selber froh machst, so lange sündige Du nur gegen den heiligen Geist, aber sündige nicht gegen Dich, meinetwegen töte den heiligen Geist in Dir, verleugne ihn, treibe ihn aus, aber bleibe wenigstens selbst am Leben! —

So etwa sagt der Herr Professor bei Julius Schaumberger. Der Herr Professor ist ein Philister, und unter Leben versteht er: „leben“ in Gänsefüßchen; id est: in der Achtung des Herrn Hofrat X. und der Frau Geheimrat Y. leben, und „gut“ leben obendrein; ein Moderner würde sich ausdrücken „aus dem Vollen“ leben. — — — —

Wenn Leute, gute Bürgersleute, ihr Geld anlegen, dann wollen sie gewiß auch wissen: warum?

Ich will gerne glauben, daß die Gründer des „neuen deutschen Theaters“ auch ein gut Teil Begeisterung für die „Sache“ mitbrachten in ihre Gründersitzungen, aber — recht viel Interesse vorausgesetzt — in dem langen Jahre des Baues, bei der ungeheuerlichen Budgetüberschreitung, die die Herren Bauführer sich leisten mußten, ist sicher schon längst das letzte Quentchen Interesse an der „Sache“ zum Teufel gegangen, die Herren Besitzer des Theaters sind schließlich doch auch Menschen, schwache Menschen, und der märchenschöne, üppige Bau mit seiner schwülen, sinnesfrohen Pracht mahnt lockend zu rentablerer Verwendung. Ich fürchte sehr, in gar nicht ferner Zeit werden die Herren Huber und Meier ohne Gewissensbisse die „Sünde wider den heiligen Geist“ begehen.

Die Herren Huber und Meier sind durch Geburt, Erziehung und Renten Philister. Sie fallen nicht einmal ab, sondern sie kehren nur um. Und wer kann's ihnen denn verargen? Genug, daß sie's wenigstens versucht haben.

Freilich ein untauglicher Versuch von Anfang an.

Mit dem modernen Schauspiel läßt sich nicht die Rente für Millionenhäuser herausschlagen. Man hat in kluger Vorbedacht das neue Haus auch mit für Ballettaufführungen bestimmt.

So legt sich einer, der Edelsteinhändler ist, Straß zu und Schmelzperlen, weil er seinen Laden voll Kunden sehen will, da der groß ist.

Straß und Schmelzperlen werden mehr begehrt wie Edelperle und Diamant, und das Publikum ist nicht sehr zahlungsfähig.

Der Edelsteinhandel ist ja vornehmer, und er fühlt sich auch gewiß recht geehrt und stolz, der Herr Huber und Meier, wenn man ihn Juwelier nennt, aber dabei hungern, d. h. keine Dividende bekommen! — Und bei Straß und Schmelzperlen drängt sich alles im Laden!

Da ist man doch lieber einfacher Kaufmann und kann leben, „lebt" in Gänsefüßchen und verkauft fleißig die Waren, die gewünscht werden, und legt sie breit aus in den Schaufenstern, Straß und Schmelzperlen und üppige Ballettmädchen und ausgezogene Priesterinnen Thalias und der Venus. — — — —

Ich fürchte, daß es so gehen wird, meine Hoffnung ist bei den Idealisten.

Die Eröffnung des deutschen Theaters bedeutete für München eine große künstlerische That, die einzige, die der Sommer zu verzeichnen hat. Aber leider sind bis jetzt nur die Baumeister des Hauses zu loben, die künstlerische Leitung muß erst zeigen, daß sie halten kann, was sie versprochen hat. Und dies wird dem Direktor der hüpfenden Muse, einem Herrn Raida, wohl ungleich leichter werden, als dem jungen, strebsamen Schauspieldirektor Emil Meßthaler.*)

Das Haus ist verschwenderisch gebaut, verschwenderisch in Ornamentik und Foyer-Ausstattung, aber leider auch verschwenderisch in den Tiefen- und Breiten-Ausdehnungen und verschwenderisch in der Ausstattung mit weichen, üppigen, schalldämpfenden Stoffen. Das ganze Parkett ist mit zolldicken, prächtigen Teppichen belegt, ebenso die Treppen und der amphitheatralisch aufsteigende einzige Rang, über dem sich nur noch, der Bühne gegenüber, eine schmale Galerie befindet. Die bequemen Fauteuils mit ihrer weichen, plüschüberzogenen Polsterung, hinter Purpurportièren stille, lauschige Wintergärten, durch eine bunte, seidene Draperie von den Wandelgängen getrennt, raffiniert ausgestattete Damensalons, und das ganze unvergleichlich schöne Haus angefüllt mit dem Premièrenpublikum einer Großstadt, das sich gekleidet hat und mit Brillanten behängt, das nur da ist, um gesehen zu werden, und das sich selbstverständlich auch danach benimmt. Ist es da ein Wunder, daß über die ersten Reihen des Parketts hinaus die Offenbarungen der Dichter nur pantomimisch dem Publico vermittelt werden konnten?

Ich hatte den ganzen Abend hindurch Mitleid mit den aufgeführten Dichtern. Schaumbergers „Sünde wider den heiligen Geist" kann freilich nirgends wirken, auf keiner Bühne der Welt. Die ehrliche, heiße Arbeit verficht eine Tendenz, eine gewiß lobenswerte Tendenz. Aber der Dichter stellt sich von Anfang an zu persönlich seinem sympathischen Idealisten an die Seite, er identifiziert sich mit ihm, er übertreibt mit ihm, weil er mit ihm fühlt. Ich habe die Logik des Widerparts oben kurz skizziert, die Logik ist Pöbellogik, Massenlogik, die Logik der überwiegenden Mehrheit der Zuschauer. Will man die allgemeine Meinung bekämpfen, so muß man glücklich sein in der Wahl des Exempels, unwiderleglich aber in der Beweisführung. Beides ist Schaumberger nicht; daß der „heilige Geist" der wahren Kunst einen, der satt ist und sorgenlos, für immer meiden wird, predigt der Idealist des Dichters. Horaz und Goethe möchte ich gerne als Gegenzeugen anführen und andererseits die vielen ungekannten, die in der Frohn des Broterwerbes für Weib und Kind ihr reiches Talent

---

*) Inzwischen hat das Schicksal den jungen „strebsamen" Direktor schon ereilt: während wir die Korrekturbogen dieses Artikels lesen, melden die Blätter, daß Direktor Meßthaler nach einer tumultuarischen Scene seines Amtes enthoben worden ist. Die Schriftleitung.

zerrieben. Vielleicht daß der Dichter bei den Vielen Beifall gefunden hätte, die für ein Diner hundert Mark ausgeben, ihre Lektüre aber aus der Leihbibliothek beziehen, aber diese Vielen verstanden den Schauspieler nicht, denn sie saßen Mittelbalkon, wo die Plätze am teuersten sind und — wo man am besten gesehen wird.

Nach Schaumberger kam Halbe mit seiner „Jugend“ zu Wort.

Das entzückende Standard-Work der modernen deutschen Litteratur wurde brav zur Darstellung gebracht und verfehlte auch seine Wirkung nicht auf mich. Ich saß aber in der ersten Parkettreihe.

Daß der Erfolg der dramatischen Leistungen ein bedauerlich geringer war, daran hatte meines Erachtens nach das Personal die wenigste Schuld. Meßthaler stellte uns im Gegenteil in der Rolle des „Annchen“ eine eminent begabte Schauspielerin, Frl. Bré, vor, und er verfügt in George Stollberg über einen sehr gewandten Regisseur. Aber das Haus ist, wie gesagt, prädestiniert durch Größe und Pracht zur Produktion von Balletts und Ausstattungsstücken. Mit seinen üppig bemalten Plafonds und vergoldeten Zierleisten schlägt es die Stimmung tot, die für einen Augenblick vielleicht schüchtern von der Bühne in den weiten Raum huschen will, und mit seinen Nischen und Winkelchen mahnt es uns an verschwiegene Genüsse, die aber, das fürchte ich, nicht das sehr beachtenswerte Repertoire der nächsten Wochen, sondern erst die für die Karnevalszeit geplanten Redouten dem Feinschmecker bringen werden.



Soziale Chronik.

Von Bruno Petzold.

(Leipzig.)

(Konvertierung der Staatspapiere. — Novelle zu den Arbeiterversicherungsgesetzen. — Internationaler Frauenkongreß. — Internationaler Friedenskongreß. — Handwerkerfrage. — Gewerbegerichtsreform. — Antisemitischer Parteitag. — Nationalliberaler Delegiertentag. — Parteitag der deutschen Volkspartei. — Sozialistischer Parteitag.)

Wohl selten ist das Interesse der „kleinen Leute“ von den städtischen Großkapitalisten mit größerer Wärme gegen Agrarier und Sozialdemokraten vertreten worden, als gelegentlich der drohenden Konvertierung der vierprozentigen deutschen Reichs- und preußischen Staatsanleihen. In herzerhebender Selbstlosigkeit, und allein beseelt vom innigsten Mitleid für die Mühseligen und Beladenen des Volkes, kämpften die Inhaber dieser Papiere gegen eine Zinsherabsetzung von 4 auf $3\frac{1}{2}$ %. Mit dem Hinweis darauf, daß eine solche Konvertierung auch eine Zinsreduzierung der in den Sparkassen niedergelegten schwer erarbeiteten Sparpfennige des Volkes bewirken werde, flehten die Staatsgläubiger mit Thränen der Rührung im Auge die Regierung an, den kleinen Mann nicht im ruhigen Genuß seines Lebensabends zu stören, seine einfachsten Bedürfnisse nicht zu beeinträchtigen, die kargen Pensionen der Witwen und Waisen nicht noch mehr zu schmälern. Den niedrigen Zinsfuß erklärte man allen Thatsachen zum Trotz für eine vorübergehende Folge der allgemeinen wirtschaftlichen Depression und für noch nicht stabil genug, um die halbprozentige Zinsreduzierung der vierprozentigen 450 Millionen Mark Reichs- und 3592 Millionen Mark

preußischen Konsols als natürlich und notwendig erscheinen zu lassen, trotzdem Sachsen bereits im Jahre 1878 diese Konvertierung vorgenommen hat und zahlreiche deutsche Kommunalverbände, Banken und Privatunternehmungen längst in derselben Richtung vorgegangen sind, trotzdem Rußland, Frankreich, Österreich-Ungarn und Australien eine erhebliche Zinsherabsetzung ihrer Staatsanleihen teils kürzlich vorgenommen haben, teils in nächster Zeit vornehmen werden. Nachdem jedoch Bayern vor wenigen Wochen 1080 Millionen Mark 4prozentige Anleihe in 3½prozentige verwandelt und der „Staatsanzeiger für Württemberg" die Konversion von 315 Millionen 4prozentige Staatsschuld in 3½prozentige angekündigt hat, sehen die Gläubiger Preußens und Deutschlands die Aussichtslosigkeit ihres Kampfes für Beibehaltung des alten Zinsfußes ein und schicken sich in die baldige Konvertierung als in ein unvermeidliches Ereignis. Ja, die Börse wünscht es sogar sehnlichst: hofft sie doch, daß die bisher in Staatspapieren festgelegten Kapitalien auf der Flucht vor der Konversion massenhaft anderen Werten, vorzüglich industriellen Spekulationspapieren und exotischen Anleihen zuströmen werden, die eine bessere, freilich aber auch bei weitem unsicherere Rente versprechen, als konvertierte Konsols. An der Trägheit des Kapitals, an der fortgeschrittenen wirtschaftlichen Urteilsfähigkeit des Publikums und an der Zusicherung der Regierungen, die konvertierten 3½prozentigen Papiere innerhalb eines bestimmten Zeitraumes von fünf bis zehn Jahren nicht aufs neue im Zinsfuß herabzusetzen, dürfte jedoch diese Erwartung im wesentlichen scheitern. — Die preußisch-deutsche Regierung erklärte sich noch vor einem halben Jahre gegen die Konvertierung. Heute ist die Herabsetzung der preußisch-deutschen Konsols bereits vom Kronrat beschlossen, und es dürfte kaum ein Jahr vergehen, bis die deutschen Reichs- und Einzelstaatsanleihen (zusammen etwa 5600 Millionen Mark) insgesamt auf 3½ Prozent herabgesetzt sind. Denn die Masse des Volks, geführt von den verschuldeten Landwirten des Ostens, verlangt mit Rücksicht auf den allgemeinen niedrigen Zinsstand gebieterisch eine Ermäßigung der ungeheueren Tributleistungen, die Jahr für Jahr den Gläubigern des Staates zu spenden sind, und die durch die Konvertierung um 2¼ Millionen Mark im Reich, um 18 Millionen Mark in Preußen erniedrigt werden. Die von Agrariern und Sozialdemokraten anfangs laut erhobene Forderung, den Zinsfuß gleich auf 3 % zu ermäßigen, um die Steuerzahler um 60 Millionen zu entlasten (statt nur um 20 Millionen bei 3½ % Verzinsung) wird nur noch vereinzelt vernommen. Man wird sich mit den 3½ %, die dem gegenwärtigen Stande des Geldmarktes wohl am ehesten entsprechen, zufrieden geben müssen. Daß viele kleine Rentner, sozusagen die unterste Kaste der Staatsgläubiger, unter der Zinsherabsetzung merklich leiden werden, läßt sich nicht ändern. Mitleidserwägungen sind für die Finanzpolitik noch niemals maßgebend gewesen, sonst ständen wir heute noch auf dem Zinsfuß von 4½ und 5 %. Ein Recht auf ein Existenz-Minimum kann diesen kleinen Rentnern ebenso wenig gewährt werden, wie ihren glücklicheren „Leidensgefährten" aus der ersten und zweiten Steuerklasse. Sie müssen der Gesamtheit ein Opfer bringen, das übrigens durch die mit der Konvertierung herbeigeführte Verbilligung des gesamten Kredits bald wieder ausgeglichen sein wird. Warum der Staat seinen in mittlerer Rangstufe befindlichen Beamten, sowie deren Witwen und Waisen durch Erhöhung ihrer Gehälter und Pensionen über die Zinsreduzierung ihrer Privatkapitale hinweghelfen soll, ist nicht recht einzusehen: offenbar nur, um dem Grundsatz getreu zu bleiben, dem noch mehr zu geben, der schon viel besitzt. Sollten Wohltätigkeitsanstalten und öffentliche Fonds infolge der Konvertierung nicht mehr ihren Zweck erfüllen können, so dürften in diesem Falle staatliche Zulagen zweifellos gerechtfertigt sein. Hoffentlich wird die Zinsherabsetzung auch

noch das Gute im Gefolge haben, den Staat an seine Pflicht zur allmählichen Tilgung seiner riesenhaft angewachsenen Schulden (Deutschland ca. 2081 Millionen, Preußen ca. 6354 Millionen) zu erinnern, und einen Bruch mit dem Prinzip der freien Schuldentilgung herbeiführen, das in der Praxis zur Nichttilgung der Schulden geführt hat.

Die Novelle zu den Arbeiterversicherungsgesetzen charakterisiert ausgezeichnet die jetzt beliebte Leisetreterei der Regierungen und läßt jeden entscheidenden Schritt auf dem Wege sozialer Reform vermissen. Weder ist irgend ein nennenswerter Versuch in der Novelle gemacht worden, die getrennten Versicherungszweige der Unfall-, Krankheits-, Alters- und Invaliditätsversicherung zu verschmelzen, um dadurch die Organisation zu vereinfachen und die Verwaltung zu verbilligen, noch hat irgend eine der hauptsächlichen, das Versicherungswesen betreffenden sozialpolitischen Forderungen Berücksichtigung gefunden. Von einer Anstrebung der Witwen-, Waisen- und Arbeitslosenversicherung, diesen notwendigen Ergänzungen der bisherigen Arbeiterversicherung, ist in dem saft- und kraftlosen Novellen-Machwerk der Herren Boetticher und Bosse keine Rede. Mit Stillschweigen übergingen sie, was mit lauter Stimme gefordert wurde: Ausdehnung der Krankenfürsorge auf sechsundzwanzig Wochen (statt wie bisher auf dreizehn Wochen) und Beginn der Invalidenfürsorge für vorübergehend Erwerbsunfähige mit der siebenundzwanzigsten Woche (statt wie bisher nach einem Jahre Wartefrist); — Streichung des Begriffs der „dauernden" Erwerbsunfähigkeit und Gewährung der Invalidenrente nach einem näher zu bestimmenden Grade der Erwerbsunfähigkeit, auch schon dann, wenn der Arbeiter in seinem Beruf nicht mehr die Hälfte des ortsüblichen Tagelohnes erwerben kann; — Ausdehnung der Krankenversicherung auf Dienstboten, auf land-, forstwirtschaftliche und unständige Arbeiter; — Ausdehnung der Unfallversicherung auf die im Dienst der Industrie verwendeten Strafgefangenen; — Herabsetzung der Altersgrenze vom siebzigsten auf das sechzigste Jahr; — allgemeine Ausdehnung der Versicherungspflicht auf Handwerk und Hausindustrie. Die wenigen Verbesserungen, die der sich nur mit der Alters- und Invaliditätsversicherung befassende Entwurf bringt, bestehen zunächst in rein formellen Änderungen, wie Eintragung des Inhalts der Karten in Konten und Vereinfachung des Klebesystems durch Einführung von Marken für längere Zeiträume, sowie Besorgung der Kleberei durch öffentliche Hebestellen. Kleine faktische Vergünstigungen bieten die Ermäßigung der Wartezeit für Invalidenrente um fünfzehn, für Altersrente um zweihundertzehn Beitragswochen und die Einführung einer fünfzehnten Lohnklasse für Arbeiter mit mehr als 1150 Mk. Jahreseinkommen. Auch wird der Kreis für die Anspruchsberechtigung an die Rente um ein geringes erweitert und die Rente in der untersten, wie in der obersten Lohnklasse ein wenig erhöht. Als bedeutende, die Arbeiter hart treffende Verschlechterungen stehen dem gegenüber: Die Einführung einer Strafbestimmung für Arbeiter, die sich keine Quittungskarte verschafft haben und keine Marken haben einkleben können. Ferner sollen, „um in Zukunft einer unberechtigten Mehrbelastung der Arbeitgeber in erheblichem Umfange vorzubeugen," die Versicherten verpflichtet sein, die Hälfte der Beiträge sich einbehalten zu lassen, während bisher die Arbeitgeber nur berechtigt waren, bei den Lohnzahlungen den Arbeitern die Hälfte der Beiträge abzuziehen. Die Absicht des Gesetzgebers, einen möglichst großen Teil der Versicherungslast auf die Schultern der Arbeitgeber zu überwälzen, wird damit geradezu als unberechtigt bezeichnet. Der Verfehmung der Arbeiter durch Mißbrauch der Quittungskarten wird überdies durch die Bestimmung wieder Thür und Thor geöffnet, daß unzulässige Eintragungen und Vermerke in die Karten nur dann noch mit Geldstrafe bis zu 2000 Mk. oder mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft werden sollen, wenn den Arbeitgebern die Absicht nachgewiesen werden kann, den Inhaber der Quittungskarte anderen Arbeit-

gebern zu kennzeichnen. Als ob sich eine solche Absicht nachweisen ließe! Die einschneidendste Bestimmung des ganzen Entwurfes besteht in einer vollständigen Änderung der Rentenlast-Verteilung auf die verschiedenen Versicherungsanstalten, indem die Gesamtheit der Anstalten ³/₄ von der Rentenlast der finanziell schlecht stehenden übernehmen sollen: Das bedeutet eine Entlastung der schwer verschuldeten Versicherungsanstalten des landwirtschaftlichen Ostens auf Kosten der großstädtischen Industrie. Gleichwohl sind auch die Kreuzzeitungsmänner mit dem Entwurf, der nur mit „kleinen Mitteln" reformieren wolle und nicht genügend Entlastung biete, ebensowenig einverstanden, wie die Sozialdemokraten, welche dieser, den eigennützigen Wünschen der Unternehmer, insbesondere der Großgrundbesitzer, wesentlich entgegenkommenden Novelle die schärfste Opposition im Reichstage bereiten werden. Daß das energischen Reformen geneigte Reichsversicherungsamt sich im Gegensatz zum Reichsamt des Innern befindet und diesen Gesetzentwurf seiner vorgesetzten Behörde nicht zu billigen vermag, ist bekannt. Es wäre zu wünschen, daß dem sachverständigen Reichsversicherungsamte bei Gelegenheit solcher Entwürfe in Zukunft größere Selbständigkeit eingeräumt wird.

Der in Berlin unter Protest der sozialdemokratischen und evangelisch-sozialen Frauen abgehaltene internationale Frauenkongreß, auf dem Vorträge über Erziehung, Kleiderreform, Sittlichkeit, gewerbliche Beschäftigung weiblicher Arbeiter, Gesundheits- und Krankenpflege bunt miteinander abwechselten, litt sichtlich unter einer Überfülle des zu bewältigenden Stoffes. Was konnte auch bei hundert Vorträgen von je einer Viertelstunde herauskommen? Würde man sich auf die gründliche Behandlung von einer oder zwei Fragen beschränkt haben, so hätte der Kongreß ein praktisches Ergebnis erzielen, eine Einzelaufgabe der Lösung näher führen können. Darauf hatte man von vornherein verzichtet, und so besteht die Bedeutung des Internationalen Frauenkongresses weniger in dem, was geredet worden ist, als vielmehr darin, daß überhaupt geredet wurde. Dasselbe gilt von dem Internationalen Friedenskongreß, der unter Protektorat der ungarischen Regierung und unter Beteiligung hervorragender Staatsmänner jüngst in Pest getagt hat. Auch die Bedeutung dieser viel verspotteten Versammlung liegt vornämlich darin, daß sie überhaupt stattfand und die Öffentlichkeit mit ihren Bestrebungen bekannt gemacht hat.

Nachdem sich die Innungsmeister und zuletzt mehrere deutsche Gewerbekammern mit dem Berlepschen Gesetzentwurf betreffend die Zwangsorganisation des Handwerks einverstanden erklärt hatten, sahen sich die Gegner des Entwurfs genötigt, den leidenschaftlichen Ansturm der Zünftler auf die Gewerbefreiheit ihrerseits in öffentlichen Kongressen zurückzuweisen. Der Verband deutscher Gewerbevereine, der zur Zeit 505 Vereine mit ca. 43000 Mitgliedern zählt, erklärte in Stuttgart auf seiner fünften Hauptversammlung in Anwesenheit zahlreicher Regierungsvertreter die Innungsnovelle für unannehmbar und protestierte entschieden gegen die Majorisierung des gesamten Handwerks durch ein Zehntel der in Innungen organisierten Gewerbetreibenden. Es wurde geltend gemacht, daß bisher nur die städtischen, nicht aber auch die ländlichen Handwerker zu Worte gekommen seien und betont, daß dem Handwerk, soweit es überhaupt noch dem modernen Fabrikbetrieb gegenüber bestehen könne, nicht durch Zwangsorganisation zu helfen sei, sondern allein durch das dem Bedürfnis der Jetztzeit entsprechende freie Vereins- und Genossenschaftswesen. Die freien Gewerbevereine mit ihren gewerblichen Fach- und Fortbildungsschulen, sowie die Vertretung der Interessen dieser Vereine in den Gewerbe- und Handelskammern, erachtete man als die notwendigen Ausgangspunkte einer erfolgreichen Reform des Handwerkes und wünschte schließlich eine Verständigung des ganzen deutschen Handwerk- und Gewerbe-

standes auf der Grundlage der Boettcherschen Vorschläge betreffend die Handwerkerkammern und die Regelung der Lehrlingsbildung.

Auf denselben Boden, wie die deutschen Gewerbevereine, stellten sich auch der in Berlin zusammentretende Centralverband deutscher Industrieller, der in Straßburg tagende Verband deutscher Gewerbegerichte, die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, sowie zahlreiche Handelskammern und Magistrate. Wenn gegen diese Protestkundgebungen von agrarischer und zünftlerischer Seite geltend gemacht wird, daß Gewerbevereine und ähnliche Institute sich nicht als Vertreter des Handwerks gerieren dürften und in Handwerkerfragen inkompetent seien, so muß bemerkt werden, daß die Gewerbevereine von Süd- und Südwest-Deutschland allerdings viel von Handwerkern durchsetzt sind und niemals so energisch gegen die Innungsnovelle Front machen würden, wenn die in diesen Vereinen vertretenen Handwerker entschieden für die Zwangsorganisation gestimmt hätten. Wem übrigens die Beschlüsse der Gewerbevereine nicht zu denken geben, den muß zum mindesten die Ablehnung des Gesetzentwurfs durch die in Staßburg zusammengerufene elsässisch-lothringische Handwerkerkommission stutzig machen. Da die süddeutschen Regierungen, sowie einige kleinere nord- und mitteldeutsche Bundesstaaten dem preußischen Entwurf nicht sympathisch, vielfach sogar feindlich gegenüberstehen und auch das Centrum nur noch mit geteiltem Herzen für ihn eintritt, darf sich die Innungsnovelle auf einen starken Widerstand im Bundestag und Reichstag gefaßt machen.

In unserm letzten Referat berichteten wir von zünftlerischen Bestrebungen, welche darauf abzielen, die gewerbliche Rechtsprechung auf dem weiten Gebiete des Kleingewerbes den unparteiischen Gewerbegerichten zu entziehen und dem Sonderinteresse der kleinen Unternehmer auszuliefern. Dieser den Innungsmeistern zugedachte fette Bissen erweckt natürlich den Neid der Großunternehmer, die die Gewerbegerichte vollends tot machen möchten und fordern, daß ihnen zum Nachtisch serviert werde, was das ehrsame Handwerk nicht hat verspeisen können. Durch eine Wahlrechtsänderung wollen sich die Herren Großindustriellen die Gewerbegerichte unterwerfen. Selbstverständlicher Weise — man denke an die geplante „Reform" des Reichstags- und Landtagswahlrechts — soll das immer weitere Eindringen der Sozialdemokratie in die Beisitzerstellen der Gewerbegerichte, wie es sich vor kurzem wieder zu Berlin in einem glänzenden Siege der organisierten Arbeiterschaft und der sozialistischen Arbeitgeber über die Schlaffheit und Uneinigkeit der Bourgeoisie dokumentiert hat, die „Reform" der Gewerbe-Gerichtswahlen rechtfertigen. So macht ein Herr von Witzleben im „Deutschen Wochenblatt" den witzigen Vorschlag, „um die mit dem jetzigen direkten Wahlsystem verbundenen schweren Mißstände zu beseitigen, die Beisitzer analog dem für die Schöffenwahlen vorgeschriebenen Verfahren zu bestimmen". Ein Wahlausschuß, bestehend aus je einem Vertreter der Staatsregierung und des Magistrats und je zwei Vertretern von Krankenkassenvorständen, Arbeitern und Arbeitgebern soll die Wahl der erforderlichen Anzahl Beisitzer übernehmen. „Damit ist," nach der Versicherung des witzigen Herrn von Witzleben, „die Gewähr für eine unparteiische, unabhängige und leidenschaftlose Rechtspflege wiedergegeben, zu der die Recht suchenden Parteien volles, ganzes Vertrauen haben können." Auch wir sind der Meinung, daß die Rechtsprechung der Gewerbegerichte ebenso wenig wie Gewerbeinspektorat und Arbeitsnachweis irgend einer politischen Partei, wie sie auch heiße, ausgeliefert werden dürfe. Aber wir können keine Gewähr für eine unparteiische Rechtsprechung darin erblicken, daß in den Gewerbegerichtswahlen Regierung und Stadtbehörde als die organisierte Bourgeoisie zu maßgebendem Einfluß gelangen. Das hieße, den Teufel durch Belzebub austreiben. Vielmehr läßt sich das

Überwiegen irgend einer politischen Partei im Richterkollegium der Gewerbegerichte sehr gut eindämmen, ohne Beseitigung des gesetzlich verliehenen direkten und geheimen Wahlrechts: einfach durch Einführung des alle Parteien gleichmäßig berücksichtigenden proportionalen Vertretungssystems. Im ganzen Gewerbegerichtsgesetz findet sich kein Paragraph, der die Wahl des Kandidaten durch einfache Stimmenmehrheit fordert; die proportionale Wahl ist also dem Belieben eines jeden Gewerbegerichts überlassen. Dies dünkt uns der einzige Weg, auf dem vernünftiger und billiger Weise die Gewerbegerichte einer Terrorisierung durch die Sozialdemokratie entzogen und in der Unparteilichkeit ihrer Rechtsprechung konsolidiert werden können.

Der in Halle abgehaltene Antisemitische Parteitag, auf dem Volkshelden wie Liebermann von Sonnenberg, Zimmermann und Prof. Dr. Förster das große Wort führten, charakterisierte sich mit seinem entschiedenen Eintreten für ein rigoroses Margarinegesetz, seiner Gegnerschaft gegen die Bäckereiverordnung, seiner laxen Behandlung des Achtuhr-Ladenschlusses und seiner matten Befürwortung des Arbeiterschutzes als rechte, schlechte Mittelstandspartei bornierter Bauern, zurückgebliebener Handwerker und konkurrenzunfähiger Kleinkaufleute, wozu noch ein paar unzufriedene Beamte gerechnet werden können. Mag der Parteivorstand immerhin auf die Erfolge bei den Landtagswahlen stolz sein und einen allgemeinen Aufschwung der Partei sowohl in Bezug auf die Mitgliederzahl der Vereine, wie auch hinsichtlich des inneren Ausbaues der Partei selbst konstatieren, so wird sich doch nur derjenige von der Zukunft der antisemitischen Partei etwas versprechen, der sich durch eigene Beschränktheit über die erschreckende Ideenarmut dieser Radauclique hinwegtäuschen kann.

Auf dem Nationalliberalen Delegiertentage, der vom 2. bis 5. Oktober in Berlin hinter verschlossenen Thüren abgehalten wurde, sollte nach der vielversprechenden Versicherung der Parteianhänger ein Ausgleich der inneren Gegensätze der Partei erfolgen und ein klares wirtschaftliches Programm geschaffen werden. Daß dies eine Unmöglichkeit sei, resp. daß mit der Aufstellung bestimmter wirtschaftlicher Forderungen die in allen Fugen krachende nationalliberale Partei vollends in sich zusammenbrechen müsse, war jedem Weiterblickenden von vornherein klar. Und in der That war der Delegiertentag um der weiteren Schwindsuchtsexistenz der Partei willen genötigt, wie bisher die wirtschaftlichen Fragen in der Hauptsache als offene zu behandeln. Nur gegen den Bimetallismus wagten die Abgeordneten sich mit Entschiedenheit zu erklären; über den Antrag Kanitz, sowie über die Frage der Handelsverträge schlüpfte man dagegen mit diebischer Geschicklichkeit hinweg und vermochte so den in der Partei immer klaffender hervortretenden Gegensatz zwischen Stadt und Land wohl dürftig zu überkleistern, aber nicht im mindesten auszugleichen. Wirtschaftliche Gegensätze lassen sich eben heutzutage, wo man erkannt hat, daß der Weg zur politischen Freiheit durch die wirtschaftliche Unabhängigkeit führt, nicht mehr durch sogenannte gemeinsame politische Grundanschauungen überbrücken: Vielmehr sind die wirtschaftlichen Fragen zu den politisch ausschlaggebenden geworden. Wenn das die einst stolze und von großen Idealen getragene nationalliberale Partei nicht zugeben will, so erklärt sie sich damit entweder für politisch nicht mehr zurechnungsfähig, oder hält es für angebracht, ihr Sterbeächzen durch theatralisch-nationales Schellengeklingel zu übertönen. Die Verwerfung der Zwangsinnungen, das schüchterne Eintreten des Delegiertentages für freies Koalitionsrecht und für die Ausdehnung der sozialen Gesetzgebung auf die Hausindustrie sind mehr oder weniger selbstinteressierte Forderungen und kein Beweis für den gesunden Liberalismus der Partei. Wie es hiermit aussieht, zeigt vielmehr der auf zahlreichen Parteiversammlungen euphemistisch formulierte Wunsch, „daß in der sozialen Gesetz-

gebung zunächst eine Pause einzutreten habe," zeigt ferner die Haltung der Partei zu der sogenannten Umsturzvorlage, und die Zurückweisung des Antrages, die Aufrechterhaltung des Reichstagswahlrechts in die Resolution des Delegiertentages aufzunehmen. Bezeichnend für den nationalen Liberalismus der Herren Nationalliberalen ist auch die auf dem Parteitage erfolgte Lossagung von der „Nationalzeitung", weil sie nicht wie das Gros der Partei ganz ins reaktionäre Fahrwasser eingelenkt ist, sondern noch an gewissen liberalen Traditionen festhält und eine auf ein Kartell mit dem Freisinn hinzielende Reform des Nationalliberalismus verlangt.

Mit ihrer Gegnerschaft gegen die „uferlosen" Flottenpläne und gegen eine weitausschauende Kolonialpolitik bewies die in Ulm tagende deutsche, ehemals süddeutsche Volkspartei aufs neue, daß ihr das richtige Verständnis für die Grundbedingungen der Größe unseres Vaterlandes noch nicht aufgegangen sei. Hinsichtlich der Handwerker- und Frauenfrage, mit ihren Vorschlägen zu einem Reichsgesetz über kommunale Arbeitslosenversicherung und mit ihrer Lossagung vom freiheitsfeindlichen Centrum huldigte die deutsche Volkspartei dem gesunden Liberalismus, den man bei ihr gewöhnt ist.

Nachdem die deutschen Sozialdemokraten in den Berliner Gewerbegerichts- und in den Hessischen und Gothaischen Landtagswahlen abermals glänzende Erfolge errungen haben, sind sie zum zwölften Male — seit Aufhebung des Sozialistengesetzes zum siebenten Male — zu einem Parteitage zusammengetreten, der vom 11. bis 18. Oktober in Gotha-Siebleben stattgefunden hat. Auf historischem Boden, wie Singer betonte, denn in Gotha wurde im Jahre 1875 der erste sozialdemokratische Kongreß abgehalten, auf dem eine Einigung zwischen den beiden sich bis dahin bekämpfenden sozialistischen Fraktionen, den „Lassalleanern" und den sogen. „Eisenachern" herbeigeführt, und das bis zum Jahre 1891 in Geltung gebliebene Gothaer Programm geschaffen wurde. Unter den von Liebknecht, Bebel und Singer angeführten dreihundert Delegierten befanden sich Vertreter der österreichischen und holländischen Sozialdemokratie, einige Frauen und mehrere ostpreußische Rittergutsbesitzer, während von Vollmar, der Führer der süddeutschen Sozialisten, auch in diesem Jahre fehlte; am Berichterstattertisch war Pastor Göhre zu bemerken. Der übliche Bericht über die geschäftliche Thätigkeit des vergangenen Jahres gab Anlaß zu weitläufigen Klagen über die Lässigkeit in der Agitation, sowie über die Mangelhaftigkeit der Parteipresse, und führte schließlich zu einem von Edgar Steiger tapfer durchgefochtenen Kampfe um moderne Litteratur und Kunst, die, abgesehen von Bebel und Schönlank, offenbar noch wenig Verständnis bei den geistigen Führern der Sozialdemokratie gefunden haben. Über die parlamentarische Thätigkeit des vergangenen Jahres und über den internationalen Kongreß in London entspann sich eine lebhafte Debatte, während Maifeier und Arbeiterschutz, insbesondere Achtstundentag und Achtuhrladenschluß, nur ganz beiläufig behandelt wurden. Das Referat über das proportionale Wahlrecht wurde noch im letzten Augenblick von der Tagesordnung abgesetzt, dafür aber die Frauenfrage desto genauer berücksichtigt. Aufs neue betonte man hier den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der bürgerlichen und der sozialistischen Frauenbewegung, um schließlich Forderungen aufzustellen, mit denen die der fortgeschrittneren Frauenrechtlerinnen bis auf das Tüpfelchen über dem i übereinstimmen: Volle politische Gleichberechtigung mit den Männern, insbesondere uneingeschränktes Vereins-, Versammlungs- und Koalitionsrecht — privatrechtliche Gleichstellung, gleiche Bildung und freie Berufsthätigkeit beider Geschlechter — Arbeiterinnenschutz, insbesondere Achtstundentag — weibliche Fabrikinspektoren — aktives und passives Wahlrecht zu den Gewerbegerichten — gewerkschaftliche Organisation der arbeitenden Frauen — gleichen Lohn für gleiche Arbeit.

Wenn die bürgerliche Presse den sozialdemokratischen Parteitag als völlig bedeutungsloses Redeschauspiel bezeichnet, so können wir ihr insofern beistimmen, als die Bedeutung des Gothaer Tages gerade in dem besteht, was nicht geredet, sondern sorgfältig verschwiegen wurde. Geschäftlichen Verhandlungen, ästhetischen Zänkereien und Frauenagitationsreden wurden die kostbarsten Stunden geopfert. Sozialpolitische Fragen hingegen fanden nur ganz nebenbei Erledigung, die bayrische Frage und die Agrarfrage wurden kaum mit einem Worte erwähnt, und vollends um die Gewerkschaftsfrage drückte man sich herum wie die Katze um den heißen Brei: Aus taktischen Gründen, um ein Auseinanderplatzen der innerhalb der Partei sich befehdenden Geister zu vermeiden. Bekanntlich werden die genannten Fragen von der Berliner Parteileitung schon seit Jahr und Tag als „offene" behandelt. Lassen sich denn aber prinzipielle, das Wohl und Wehe der Partei aufs tiefste berührende Streitfragen wirklich noch als „offene" behandeln, oder erreicht man mit ihrer Beiseiteschiebung wohl etwas anderes als einen faulen Frieden, der zur Versumpfung führt? Das Fernbleiben Vollmars und die offizielle Erklärung des Parteisekretärs, die süddeutschen Genossen beobachteten eine unverantwortliche Haltung, ständen der Centralleitung mehr als kühl gegenüber und verspürten nicht übel Lust, von der Beschickung der Parteitage und der Unterstützung der Centralkasse ganz abzusehen — dieser Zwiespalt zwischen Nord und Süd müßte doch dazu auffordern, die bayrische Frage und die Agrarfrage mit allem Ernst auf dem Parteitage zu erörtern. An Stelle dessen wurden diese Fragen geflissentlich fern gehalten. Auch das Versteckenspielen mit der Gewerkschaftsfrage wird am längsten gedauert haben. Schon auf dem Kölner Parteitage verriet Molkenbuhr ganz offenkundig das Herzensgeheimnis der Gewerkschaftler und erklärte sich gegen die Behandlung der Gewerkschaftsbewegung als bloßes Mittel zu politischen Kampfzwecken: „Rein politische Gewerkschaften," sagte Molkenbuhr damals, „sind heute eigentlich nicht einmal mehr wünschenswert. Es wird sogar dahin kommen, alle Arbeiter einer Branche, einerlei welcher politischen oder religiösen Ansicht sie huldigen, in eine Gewerkschaft gegen den ihnen gegenüberstehenden Kapitalismus zu bringen." Und auf dem diesjährigen Gothaer Tage erklärte Legien: „Die Quarckschen Vorschläge dauernd aufzugeben, würde ein ungeheurer Fehler sein. Die Gewerkschaften hätten keine Parteipolitik zu treiben, weil sie alle Kräfte zusammenfassen müßten. Sozialpolitik und Parteipolitik sei nicht dasselbe."

Wenn diesmal noch die Marxistischen Dogmatiker über die praktischen Politiker der Partei den Sieg davongetragen haben, so war es ein Pyrrhussieg, dessen Wiederkehr wir den Sozialdemokraten nicht wünschen. Die ruhigeren und verständigeren unter ihnen werden sich ja bewußt sein, wie not der Partei eine Reformation von innen heraus thut, wie unabweislich eine Revision der Grundbegriffe des Erfurter Programms geworden ist, eine Revision, wie sie unlängst von Schönlank auf dem Breslauer Parteitage unter schallendem Gelächter der Mehrheit gefordert wurde. Etwas mehr Höflichkeit hätte den Gothaer Delegierten übrigens nichts geschadet: Die Abthuung Quarcks als „verkrachte bürgerliche Existenz" und die Injurien gegen Edgar Steiger und Liebknecht wären wahrlich besser vermieden worden. Armer Liebknecht!



Kritik.

Romane und Novellen.

Anna Croissant-Rust: „Der Kakadu und Prinzessin auf der Erbse.“ Zwei Novellen. (München und Leipzig, Verlag von August Schupp, 1896.)

Diese süddeutsche Dichterin ist seit langem den Freunden moderner Litteratur bekannt. Vor ein paar Jahren erregten neben „Münchener Geschichten“ namentlich ihre „Gedichte in Prosa“ berechtigtes Aufsehen und durch die kühne, noch ganz in Experimenten befangene Technik große Hoffnungen auf die zukünftige litterarische Entwicklung ihrer Verfasserin; ähnliches hatte nur Arno Holz in denjenigen Gedichten zu bieten gewagt, die in der Zeit der „Familie Selick“ entstanden. Dann folgte eine längere Pause, in der man den Namen Anna Croissant-Rust im Buchhandel überhaupt nicht, in den litterarischen Organen nur äußerst selten begegnete, bis sie in diesem Jahre wieder mit zwei Publikationen an die Öffentlichkeit trat, einem Drama, von dem man mir sagte, daß es vortrefflich sei, und vorliegendem Novellenbande. Diesem letzteren Buche kann man seine Anerkennung nicht versagen. Beide Novellen fallen besonders durch den herzlichen, warmen Ton auf, in dem sie geschrieben sind und der sich dem Leser sehr bald mitteilt. Dabei ist der Stil ein ungemein lebendiger, fast flotter. Die Gestalten treten infolgedessen außerordentlich plastisch vor das Auge. Man wird mitgerissen in ihre sicherlich ja nicht allzugroßen Schicksale, die aber dafür auch Anspruch auf verhältnismäßig allgemeine Gültigkeit machen dürfen: häufiger vielleicht als man denkt, mag sich eine derartige Tragödie in dem Leben alternder Mädchen, die eine „Vergangenheit“ haben, abspielen, wie sie sich in dem „Kakadu“ findet .. und ebenso oft mögen einer jungen Frau die Qualen einer „Prinzessin auf der Erbse“ begegnen. — So darf man denn, wie gesagt, mit der Anerkennung dieses Buches nicht zurückhalten. Es wird sicherlich von einem starken litterarischen Erfolge begleitet sein, der es als wahrscheinlich erscheinen läßt, daß der Name der Dichterin sehr bald unter den ersten der schreibenden Frauen Deutschlands genannt werden wird. — ol —

„Die Perle des Kurortes.“ Roman von August Streicher. (Leipzig, Wilh. Friedrich.)

Wenn ich den Inhalt kurz skizziere, wie sich zwei Liebende nach manchen Trennungen und Schicksalsschlägen endlich doch finden und trotz dem Fluche eines Vaters zu einem glücklichen Zusammenleben vereinigen, so gedenkt man vielleicht unwillkürlich etwas der landläufigen Erzählungen „für den Familientisch“; aber man würde den Roman sicherlich zu gering werten, wollte man ihn mit dieser Art Geschichten auf gleiche Stufe stellen. Er bietet einen wirklichen Ausschnitt aus dem Leben voll kräftig pulsender Bewegung und scharf hervortretender, gut geschilderter Charaktere. Als Hintergrund dient die Schilderung des Treibens während der Gmundener Badezeit und diejenige des Lebens in den Kreisen von Hamburger Großkaufleuten. Der letzteren mit ihrer einfachen, markigen Thatsachenerzählung gebe ich den Vorzug vor der ersteren, bei welcher der Verfasser manchmal etwas in die Phrase verfällt.

Paul Wendner.

Max Lust: „Die Sünderin.“ Realistischer Roman. (1896, Verlag von August Schupp, München — Leipzig.)

Daß die Entwicklung, die der moderne deutsche Roman in den letzten zehn Jahren durch die Conrad, Alberti, Holländer, Heinz Tovote, Hegeler u. s. w. genommen hat, auch Mißverständnisse von der Art des vorliegenden Buches zeitigen würde, war eigentlich vorauszusehen. Max Lust hält seinen „realistischen“ Roman offenbar für sehr modern. Ich muß ihm leider versichern, daß er erstens litterarisch etwas post festum

kommt, und daß er zweitens überhaupt keine künstlerischen Qualitäten besitzt, die ernst zu nehmen sind — selbst wenn das Buch litterarisch nicht so unzeitgemäß wäre! Als Eisenbahnlektüre mag es angehen. Kenner werden sehr bald von ihm eingeschläfert sein, und Nichtkenner mögen sich ganz gut mit ihm über eine langweilige Eisenbahnfahrt „realistisch angenehm" hinweg bringen. — ol —

„Maximum." Roman aus Monte Carlo von Ossip Schubin. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Wien, 1896.)

Unter den schreibenden Frauen Österreichs — Baronin Suttner, delle Grazie, Ricarda Huch u. s. w. — nimmt die Ossip Schubin einen beachtenswerten Rang ein; weit über die Grenzen ihres Vaterlandes ist ihr Name gedrungen; und besonders in Deutschland liebt man ihre Bücher sehr. Dennoch darf man sie nicht zu der eigentlichen zeitgenössischen Kunst rechnen. Ich will nicht sagen, daß sie allzuviel von der Marlitt und der Heimburg habe. Dazu sind ihre Instinkte zu kräftig, zu herb, wenn man will zu realistisch. Aber nichtsdestoweniger sind die Bedingungen, die ihre Dichtungen erfüllen, die des unkritischen Durchschnittslesepublikums, der Familienblattabonnenten und der Leihbibliothekenleser. Höheren Ansprüchen — und mögen sie noch so bescheiden gehalten sein! — genügt sie nur an ganz, ganz wenigen Stellen, aus denen man sehen kann: da war einmal ein starker, persönlicher Trieb; aber den hat die Manier zerstört und fast gänzlich verwischt! — In sehr hohem Maße gilt das letztere von dem vorliegenden jetzt erschienenen Roman „Maximum", der wohl unbedingt zu den schwächeren Arbeiten der Ossip Schubin zu rechnen ist. — ol —

Wilhelm Zabern. Ein Roman aus der Zeit Christians II. Herausgegeben von C. Hauch, aus dem Dänischen von Johann Claussen. (Leipzig, R. Werthers Verlag.) — Es hat für uns kein Interesse, starrsinnig zu erforschen, ob der Roman „Wilhelm Zabern" thatsächlich von einer der Geschichte unbekannten und doch an Christians II. Hof viel bedeutender Persönlichkeit geschrieben worden und, wie C. Hauch behauptet, „einem alten Manuskripte entnommen, und in der Hauptsache so wiedergegeben worden ist, wie er ihn gefunden" — oder nicht. Das so interessant geschriebene Buch fordert irgend welche Zweifel an der Wahrheit dieser Behauptung nirgends heraus und läßt Einwendungen niemals aufkommen. Viele Einzelheiten dienen vielmehr dazu, den Glauben an des Herausgebers Versicherung nur zu befestigen, daß wir es hier wirklich mit einem etwa um 1500 geschriebenen außerordentlich fesselnden Werke zu thun haben. Und sollte es nicht so sein, dann wäre es nur zu bedauern, daß C. Hauch in allzuängstlicher Bescheidenheit sich dem berechtigten Ruhm, der Verfasser eines so trefflichen historischen Zeitbildes zu sein, entzogen hat. Wilhelm Zabern erzählt von seiner Jugend in der bewegten Handelsstadt Bergen, in den Contoren seines Vaters, in den norwegischen Bergthälern. Nach dem frühen Tode seiner Eltern kommt der wohlhabende völlig unabhängige junge Mann nach Kopenhagen, wo er als Sekretär des Kanzlers Walkendorf und dann Christians II. des Interessanten genug erlebt. Durch Zaberns Verhältnis zu Düwecke, der Tochter des mächtigen Sigbrit, die Christian II. ihm in früheren Jahren selbst entrissen, und in deren Bann er nach des Königs Verheiratung mit Elisabeth von Holland immer mehr gerät, wird auch dem Verlangen nach einer Liebesepisode, die ja im Roman nie fehlen darf, vollauf entsprochen. Das historische Milieu wie auch das Lokalkolorit sind trefflich geschildert. Ich kann das Bändchen den Volksbibliotheken warm empfehlen. Johannes Kleinpaul.

„Ein Roman vom ersten Konsul." „Die Frau Gouverneurin von Paris." Bilder vom französischen Kaiserhofe von Mathilda Malling, Kopenhagen. Verlag von A. Fred Høst u. Søn, kgl. Hofbuchhandlung.

Zwei wertvolle Bücher sind es, die uns der oben genannte Verlag in vortrefflicher, vornehmer Ausstattung, auf schönem Büttenpapier gedruckt, binnen Jahresfrist übermittelt. Frau Mathilda Malling versteht es wie wenige, den Stoff, den sie wohl aus ungezählten Quellen, Tagebüchern und vergilbten Blättern zusammengetragen, zu einem Ganzen zu vereinigen und ein überaus anziehendes lebensvolles Bild daraus zu gestalten. Mit der Gabe blendender Erzählungskunst verbindet sie in reichem Maße die für den Bearbeiter historischer Stoffe nötige Fähigkeit der Kritik, der Kombination und einer selbständig freischaffenden Phantasie. Die Gestalten des französischen Kaiserhofs, all der Damen und Herren, die in den Tuilerien, in Rainey und Fontainebleau für Napoleons Herrschergestalt eine so glänzende Staffage bildeten, leben vor unseren Blicken wieder auf, atmen warmes Leben, empfinden mit einer Lebhaftigkeit, die sich uns mitteilt, so daß wir die Tage und Stunden mit ihnen zu durchmessen vermeinen. Und über Napoleon selbst erlangen wir, die wir meist doch nur die äußerlichen Erfolge seiner Heeresfahrten überschauen können, erst hier Aufschlüsse, die uns gar manche dieser gewaltigen Persönlichkeit anhaftende Rätsel zu lösen, so viele Lücken in unserer Kenntnis seines Wesens zu ergänzen vermögen. Wir befinden uns tage-, wochenlang in des Cäsaren Umgebung. Wir sehen, wie der Einfluß, den er über die Armeen gehabt, auf die treuen Anhänger, einen Junot, Ducrot zunächst mächtig wirkt. Wir sind dabei, wie weittragende Ideen in ihm rege werden, wie er sie in sich bewegt, anderen mitteilt, anderen verbirgt. Und über die Vorgänge in seiner nächsten Umgebung, die doch gewiß oft nicht ohne entscheidenden Einfluß blieben, obgleich sie von den Kriegshistorikern bisher kaum der Beachtung für wert gehalten worden sind, können wir uns nun, dank den Arbeiten der Verfasserin, ein Bild machen von einer Klarheit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Es wäre ein großes Unrecht, wenn jemand vermuten wollte, daß Frau Malling den Schleier von so manchem Geheimnis gelüftet habe, das bisher der klatschsüchtigen Nachwelt verborgen geruht. Gewiß wird über das hier nicht sicher zu charakterisierende Treiben der fünfzigjährigen Josephine, über das des großen Bruders unwürdige, seine Größe so gar nicht verstehende Schwesternpaar Caroline und Pauline auch hier nicht geschwiegen, vielmehr mit berechtigten, scharfen Worten nicht gespart. Weit mehr gefesselt werden wir jedoch von zwei anderen charaktervolleren Frauengestalten, die den Männern gleich von des Imperators übermächtigem Wesen gebannt, ihm das ihrige völlig opferten, wie Edmei de Châteauneuf, oder ihm in seinen sarkastisch ironisch zweideutigen Gesprächen schlagfertig genug zu begegnen wußten, wie Laurette Junot, die prächtige „Gouverneurin von Paris“. Ich glaube, das Werk der Frau Malling, die den „Roman vom ersten Konsul“ anonym hatte erscheinen lassen, ist damit nur gerecht charakterisiert. Im übrigen bedarf es des Lobes nicht, da diese Bücher wie alle guten ihre beste Empfehlung in sich selbst enthalten. Auf ein in seiner Einfachheit doppelt wirksames Medaillon des großen Korsen und ein trefflich wiedergegebenes Pastellbild des charaktervollen Köpfchens der Mm. Junot sei noch besonders aufmerksam gemacht.

Johannes Kleinpaul.

Jules Lemaitre, Novellen. Autorisierte Übersetzung von Rudolf Strauß. (Halle a. d. S., Verlag Otto Hendel, 1896.)

Rudolf Strauß hat diesen schlichten Novellen eine sehr interessante Einleitung vorausgeschickt. Er sucht darin die Frage prinzipiell zu lösen, ob ein bewährter Kritiker auch produktiv, als schöpferischer Künstler, großes leisten könne.

Die Subtilität der Recension, meint Rudolf Strauß, setzt das „nuancierteste Empfinden, das zarteste Verständnis für die Kunst, die zärtlichste Liebe für ihr

Wesen" voraus — alles, auch Eigenschaften des Künstlers. Ebenso trenne der „Wall der Bücher" den Recensenten durchaus nicht von dieser ewigen Quelle aller ewigen Kunst, vom Leben. Man zeige mir den Mann," ruft Rudolf Strauß, „der in Wien, Berlin oder London vom Andrange des Lebens nicht täglich umbraust wird. Und weicht er noch so weit zurück und gräbt sich noch so tief in seine Bücher: das Leben ist hier wie ein sturmgepeitschtes Meer und überflutet alle seine Dämme. Wühlend und unaufhaltsam bricht er sich Bahn und kennt keine Grenzen noch Richtung. Wohin auch immer er sich flüchtet, ernst und gebietend tritt das Leben an ihn heran. Ja, ist er ganz vereinsamt und verödet, und ist es noch so farblos trüb um ihn: Auch diese Öde, Einsamkeit und regnerische Herbstlichkeit ist Leben, und wenn er sie nur schildert, so müssen die Figuren seines Schaffens gesund und voll, von Fleisch und Blut erstehen." Die eigentliche Gefahr liege vielmehr darin, daß „der Sinn für Wirkliche verloren gehe, daß sich der Dichter-Kritiker vor allem naiven Schildern des Einfachrealen ängstlich hüte. Friedrich Nietzsche sagt: „Je mehr wir an alles, was war und sein wird, denken, um so bleicher wird uns das, was jetzt gerade ist . . . Was sind uns dann noch die Nächsten?" So glaube auch der Dichter-Kritiker, nicht genug gethan zu haben, wenn er Menschen und Charaktere schildert, wie sie sind, sondern erst durch „Tendenz, Pointe, durch soziale und moralische Probleme" dünke er der regen „Anteilnahme" sich gewiß. Hier aber höre alles Künstlertum auf, und die Politik beginne, die Ethik trete an Stelle der Ästhetik. Diese spitze Klippe müsse der Recensent meiden, wolle er ein voller und echter Dichter heißen.

Die Anwendung dieses Bedingnisses auf die Kunst Jules Lemaitres überläßt Rudolf Strauß dem Leser, und die Antwort kann diesen seinen Geschichten gegenüber gewiß nur günstig lauten.

Da ist das meiste zitterndes Leben, da sind fast nur machtvolle und kräftige Gestalten, da ist das Milieu zum größten Teil von klarer Greifbarkeit und Deutlichkeit. Wer „Les Rois" kennt, diesen leblosen „von des Gedankens Blässe" angekränkelten Roman Jules Lemaitres, der wird sehr freudig überrascht sein, hier fast überall purpurne Ausschnitte der Wirklichkeit zu finden, farbige Bilder des Lebens.

Dieser gute Eindruck ist dem feinen Geschmack des Übersetzers zu danken. Rudolf Strauß hat nämlich gerade die besten Geschichten Jules Lemaitres ausgewählt und sie mit glänzender Sprachtechnik ins Deutsche umgedichtet.

Adolf Donath.

Fluch der Schönheit. Roman von Hermann Heiberg. (Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896. Brosch. 5 Mk., geb. 6 Mk.)

Hermann Heibergs neuester Roman „Fluch der Schönheit" hatte schon die Leser von „Über Land und Meer" entzückt, bevor er nun auch in Buchform erschienen. Wie Wiebke Nissen, eines kleinen Beamten Tochter, der in seinen letzten Lebensjahren dem Trunke ergeben war, als „Stütze" bei einer Gräfin, als „Fräulein" in einer Konditorei, als „Ladenjungfer" in einem Kramladen schlechte Erfahrungen macht, um ihre alte Mutter zu versorgen, sich mit ihrem reichen Brotherrn verlobt, schließlich aber an der Brust des edlen Pastors Bjelle das ersehnte Glück findet, das ist in kurzen Zügen der Inhalt dieses Romans.

An manchen Stellen der Erzählung habe ich den Eindruck gewonnen, als ob sich Heiberg doch nicht so ganz heimisch fühle in der vorliegenden Art der Darstellung und er manchmal viel lieber nicht so „zahm" wäre, als er mit Rücksicht auf seine Leser sein muß. Richard Degen.

Erlebtes und Erdachtes. Von J. von Brun-(Barnow). (Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, 1896.)

Die Verfasserin hätte auf dem Titel bemerken können, daß sie das nett aus-

sehende broschierte Bändchen dem Familientisch widme; dann wüßte man wenigstens von vornherein, welchen Maßstab man bei einer Besprechung anlegen muß, um dem Werke gerecht zu werden, und käme nicht auf den Gedanken, es vom Standpunkt der ernstgemeinten schönen Litteratur zu betrachten. Es sind zwei harmlose Geschichten, Variationen über das Thema, wie sich ein Liebespaar am Ende — übrigens nach nicht allzugroßer Verwicklung — doch noch kriegt. Die eine spielt in der Schweiz, die andre in einem Nordseebad. Manche ganz anmutige Schilderung der Naturscenerie ist darin enthalten; auch kann man in der zweiten Novelle, „Strandgut" betitelt, einen psychologisch tiefer aufgefaßten Gegenstand finden. Aber alles in allem, es ist nichts Besseres als Unterhaltungslektüre, besonders für weiblich fühlende Gemüter, die sich gern rühren lassen und sich in der Atmosphäre der Familienblattromantik wohl fühlen. Paul Wendner.

Lyrik.

Gedichte von Johanna Ambrosius. (1896, Königsberg, Thomas & Oppermann.)

Lyrik-Schwärmerei, Afterlyrik und Blaustrumpftum, Kritiken und Studien zu einer Geschichte der Dichtkunst von A. Goert. I. Johanna Ambrosius.

Man hat in der letzten Zeit viel von dieser ostpreußischen Bäuerin gesprochen, man hat ihre Persönlichkeit in alle Himmel gehoben und ihre Dichtungen mit überschwenglichen Worten des Lobes und der Bewunderung gepriesen. Ich glaube, daß der ganze Ambrosiusrummel etwas zu sehr Modesache war, namentlich nachdem einer unserer allerbekanntesten Dramatiker die Dichterin zu sich nach Berlin W. geladen und sie dort in seinen Salons den zahlreichen Freunden und Freundinnen wie ein Kuriosum aus einem Panoptikum präsentiert hatte. Sie soll sich da übrigens höchst unbehaglich gefühlt haben! Kein Wunder! Wenigstens lassen ihre Gedichte auf eine Persönlichkeit schließen, die so sehr mit der Scholle, auf der sie aufgewachsen, verbunden ist, daß sie in einem modernen Milieu nur bedauernswert wirken kann. Vor der modernen Kritik bedeutet dieses „mit der Scholle verwachsen sein" den eigentlich einzigen Wert ihrer Gedichte. Sie gewinnt dadurch die Landschaft in ihrem Wesen; und diese Landschaft ist ja immerhin auch eine „moderne". Freilich — wenn man daneben sieht, wie auch ein Bauernkind, Ola Hansson, sich entwickelt hat, so kann von Monumentalität ihrer Begabung nicht die Rede sein. Wie jede Mode, wird man auch sie vergessen. Doch ist sie auf jeden Fall zu schade für solche Schmarren, wie der oben mit angeführte Goertsche. Wozu diese kindische Auch-Reklame? Soweit sollte man denn doch die Schulmeisterei nicht treiben! — ol. —

Erhard Feldmann. Poetische Erzählung von F. Roland. (Straßburg und Leipzig. Verlag von G. L. Kattentidt.)

Weder poetisch, noch eine Erzählung, aber ein fürchterliches Gemisch von Gereimtem und Ungereimtem. Wem sonst einmal ein gesunder Ärger not thut, wer fluchen möchte und gerade nicht kann, dem kann ich dieses Büchlein als ausgezeichnetes Mittel empfehlen; im übrigen — bei normalem Zustande — ist es für jedermann unverdaulich, außer für Schullehrer, die sich mit ihrem Pfarrer verzankt haben. Ein solcher hat es vielleicht auch in einer moralischen Katerlaune geschrieben. Hoffen wir es zu seinen Gunsten.

Herm. Anders Krüger.

Wetterleuchten. Etwas von Hermann Schilling. (Straßburg und Leipzig. Verlag von G. L. Kattentidt.)

Pessimistische Gedichte. Zweites Bändchen von Peter Merwin. (Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.)

Lieder aus der kleinsten Hütte. (Dresden. Druck und Verlag der Druckerei Gloß.)

Selten ist mir ein Buch in die Hände gefallen, bei dem sich der Gang unserer ästhetischen Jugendbildung so deutlich Schritt für

Schritt nachspüren ließe als in diesem köstlichen „Etwas" von Hermann Schilling. Von den Bardenliedern Klopstocks an (cfr. „Hermann des Befreiers Tod") bis zu den sentimentalen Balladen Geibels (cfr. „Durch Kreuz zur Krone") ist so ziemlich alles vertreten. Aber wie? Als das klägliche „Nachwetterleuchten" großer Geistesgewitter in dem engen Schädel eines Gymnasiasten! Ich will dem Verfasser gar keinen Vorwurf machen, diese Verse einst verbrochen zu haben. Warum auch? Wir alle haben solche geheime Jugendsünden auf dem Gewissen und waren als Tertianer und Sekundaner gewiß stolzer darauf, als Bürger einst auf seine „Lenore"; aber, verehrter Herr Schilling, wissen Sie denn nicht, was man mit dergleichen thut? Man liest sie erst seinen Kameraden und etwaigen schwärmenden Cousinchen vor, dann legt man sie ad acta als Primaner, und später verbrennt man sie mit stiller Wehmut oder mit fröhlichem Gelächter, je nachdem die Gemütsstimmung bei dem feierlichen Akte ist. Ist man sehr pietätvoll, so kann man sie auch heimlich aufheben — aber man veröffentlicht sie bei Leibe nicht, falls man nicht furchtbar ausgelacht werden will. Wie sich der Verfasser nach diesem Blech seine litterarische Zukunft vorstellt, weiß ich nicht, denn in diesem Büchlein ist nichts, rein gar nichts, was größere Hoffnungen erweckt. Aber nach seinem eigenen Motto kennt der Verfasser „nichts Schöneres für einen jungen Mann, als dem Ungewissen entgegen zu gehen". Aber nehme er eine Laterne mit, denn es wird reichlich dunkel werden!

Unter diesem Kehricht vom Pennal (hoffentlich ist das Geheimfach nun endlich leer?) stehen auch ein paar kümmerliche Aphorismen, die malerisch als „Blätter vom Wege des Lebens" eingestreut sind. Darunter eines, das lautet: „das heutige Publikum ist nicht unpoetischer als in den Tagen Goethes und Schillers, nur wird ihm ein bedeutender Teil seiner besten Kräfte dadurch entzogen, daß so mancher unter die ausübenden Künstler gegangen, die für das Schöne wohl empfänglich, hingegen nicht berufen und befähigt sind, selbst Schönes zu schaffen." Sehr richtig. Man sieht, es fehlt dem Verfasser eigentlich nicht an der nötigen Einsicht, aber leider, leider an der nötigen Selbsterkenntnis, sonst würde er uns und sich das „Wetterleuchten" erspart haben.

Der Dichter der „Pessimistischen Gedichte" läßt sich mit Schilling gar nicht in einem Atem nennen; er ist ein ausgewachsener Dichtermensch, eine ausgeprägte Persönlichkeit, ein „Selbstaner", wie Lachner einst sich nannte. Das zweite Bändchen reiht sich dem ersten würdig an. Es ist eine wolkenschwere Gewitterlyrik, düster und stimmungsreich wie die norddeutsche Landschaft, unter deren Eindruck der Dichter anscheinend geschaffen. Abgesehen von einer starren Einseitigkeit und zahlreichen kleineren Geschmacklosigkeiten, spricht auch aus diesem Bändchen ein kraftvolles Talent mit einer starken Begabung für das Volkstümliche im guten Sinne des Wortes. Lieder, wie „Christnacht im Walde", „Sie hat ihn wieder", sind wirkliche Volkslieder, wenngleich sie mit dem sogenannten „Volkston" wenig gemein haben; Peter Merwin geht eben seinen eignen Weg. Auch vom üblichen Thema der Liebe ist hier wenig zu finden, wie der Verfasser, der verräterischen „Norm" unten an den Bogen nach, wohl auch erst den Titel „Verse ohne Liebe" gewählt hat. Es ist kein Schaden, daß man hier auch einmal etwas anderes vorgesetzt bekommt, so z. B. Gedichte wie „Sein Radi und er", „Eine treue Seele", in denen das Verhältnis zu einem wackeren Hundevich ebenso humorvoll als ergreifend gezeichnet ist. Überhaupt ist der oft grimmige Humor nicht das Schlechteste an dem grauen Pessimismus Merwins, dem er in seinem letzen Gedicht „Glück" übrigens selbst die Spitze abbricht.

Eine kleine, zarte Perle edelster, innigster Liebeslyrik sind die anonymen „Lieder aus der kleinsten Hütte". Wenn

irgend wo, so hat man hier den unmittelbaren Eindruck des echten, selbsterlebten und wahr empfundenen Seelenlebens. Nichts Großes, Gewaltiges, zum Himmel Loderndes spricht aus diesen kleinen Liedern, aber so unendlich viel warmes Gefühl, so viel reines, unverfälschtes Menschenglück und Menschenleid. Erst der fröhliche Jubel über den Besitz, dann die erschütternde Klage um den unersetzlichen Verlust eines blühenden, herrlichen Weibes; es ist ein altes Lied, aber welche neuen, süßen, sinnigen Töne wußte der Dichter dafür zu finden. Für Komponisten wird dies unscheinbare Büchlein gewiß eine reiche Fundgrube werden. Welche Musik liegt nicht gerade in einem so schlichten Liedchen wie:

Zu Zwein.

Es kann kein See so ruhig sein,
Wie meine Seele ist,
Und keine auch so selig sein,
Nun du mein eigen bist.

Kein Vogel zieht so tief und rein
Am Himmel seinen Flug,
Als wie an meiner Wange jetzt
Dein süßer Atemzug.

Es kann kein Mensch so stille sein,
Wie ich und du in mir,
Und doch ruft kein Geschöpf so laut
Dem Schöpfer Dank wie wir!

Der anmutige Reiz des „procul negotiis" (cfr. „Ohne Zeitung"), des stillen Sichverlierens und Ineinanderaufgehens" (cfr. „Neue Heimat," „Tiefstes Leben"), der keusche Zauber einer bescheidenen, ungestörten Häuslichkeit auf dem goldigen Grunde einer ungeheuchelten Frömmigkeit (cfr. „Stummes Gespräch," „Unsere Kirche"), dann der unnennbare Schmerz der Trennung für immer (cfr. „Der Tod," „In Träumen") und das unauslöschliche Sehnen, darunter das herrliche:

Komm doch wieder.

Komm doch wieder, lieber Engel,
Alles ist noch wie es war,
Komm doch wieder, und wir bilden
Wieder ganz das alte Paar —

Deine lieben Siebensachen,
Unterm Bett die kleinen Schuh,
Haus und Hof stehn ganz wie immer,
Und in allen fehlst nur du.

So viel Engel sind im Himmel
Und so wenig in der Welt,
Daß mein Herz nicht will verstehen,
Wie dich Gott so lang behält.

Alles das ergreift so unbewußt und doch so allgewaltig, daß man am liebsten gar nichts mehr thäte, als träumen und immer wieder träumen. Gerade diese Art von Lyrik blüht in unserer Zeit so selten wirklich rein und echt, aber wird auch selten in der rechten Weise gewürdigt. Möge der Verfasser aber ruhig heraustreten aus seiner Anonymität, er braucht das helle Tageslicht nicht zu scheuen, den echten Dichter wird niemand in ihm verkennen, der selbst aus dem Borne Mimirs getrunken.

Herm. Anders Krüger.

Dramen.

Willy Rath: „Prinzessin Sida." Märchen-Komödie in einem Akt. (Braunschweig, Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn, 1896.)

Vorliegendes Lustspielchen fiel in vergangenem Winter (trotz der außerordentlich „wohlwollenden" Worte des Verfassers in einer Nachschrift) gelegentlich einer Matinee der Gesellschaft deutscher Dramatiker im Centraltheater zu Berlin so ziemlich ab. Wenigstens litterarisch! Gesehen habe ich die Aufführung nicht. Wohl aber entsinne ich mich der Kritik so ziemlich genau, da ich gerade in jener Zeit Theaterbriefe von Willy Rath nicht ohne Interesse gelesen hatte. Ich wunderte mich damals: Rath schien mir keinen so unebenen Blick für die Forderungen, die die moderne Bühne an die moderne Dramatik stellt, zu haben. Heute, da ich die Prinzessin Sida gelesen, erklärt sich mir der doch offenbar vorhandene Mangel. Der Autor wollte ganz richtig Neues mit Altem vereinigen und geriet dabei zu sehr ins — ganz Alte. Er bringt Verwechslungen und ähnliche klassische Scherze, die sich doch wahrhaftig heute überlebt haben. Man hat bei der Lektüre stets die Empfindung, als habe man das alles schon wer weiß wie oft gelesen. Hierzu

kommt noch, daß die Technik des Verfassers mit beleidigend aufdringlichen Mitteln arbeitet. Andererseits kann man ein gewisses poetisches Empfinden nicht leugnen. So muß man auf jeden Fall warten, ob sich der in jenen Essays aussprechende kritische Blick wenigstens in Zukunft einmal in die Praxis umzusetzen vermag. —ol—

Tiberius auf Capri. Tragödie in fünf Aufzügen von Ernst Wachler. (Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder, 1896.)

Den dramatisch sehr dankbaren Vorwurf, das Verhältnis von Tiberius und Sejan, hat der Dichter der vorliegenden Charaktertragödie im ganzen wirksam zu gestalten gewußt. Im Mittelpunkt des Stückes steht die düstre, durchaus tragisch aufgefaßte Gestalt des menschenverachtenden Tiberius, der nur einen noch liebt, einen nur ehrt — den Sejan —, aber gerade erleben muß, daß dieser Eine sein ganzes Dasein untergräbt. So muß er den Tod des Günstlings herbeiführen, den er von aller Welt allein betrauert. Und nun irre am letzten Menschen, ergiebt er sich völlig der Tyrannei. — Einzelne Scenen, wie das erste Auftreten Sejans, seine Verhaftung und die Schlußscene sind kräftig und packend entworfen; auch die Volksscenen haben eine starke Bewegung in sich. Dagegen möchte ich bemerken, daß die Charaktere, die übrigens bei der ziemlichen Anzahl nicht alle völlig ausgestaltet sind, blitzwenig römisches Gepräge tragen; die Frauen besonders muten einen sehr deutsch und modern an. Auch die Sprache zeigt neben manchen banalen und unebenen Wendungen im Dialog vielfach eine stark konventionelle, moderne Färbung. Die Lokalfarbe ist ziemlich gespart worden; ein wirkliches, echtrömisches Kulturbild zu geben, ist dem Verfasser nicht gelungen. Vielleicht wäre er bei einem deutschen Stoffe glücklicher. Paul Wendner.

Der kleine Mann. Wiener Schwank in vier Akten von C. Karlweis. (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co., 1896.)

Die „beliebten" Fabrikanten von modernen Schwänken tragen zum großen Teil kein Bedenken, ihre ideenlose, ephemere Ramschware unter der hochtrabenden Auszeichnung „Lustspiel" bei den Hof- und Stadttheatern anzubringen und so dem lieben, kunstsinnigen Publico als vollgültige Kunstwerke zu bieten. Wie bescheiden ist dagegen C. Karlweis, der sein wirklich recht hübsches Stück nur als „Wiener Schwank" bezeichnet! Es muß ein ganz heiterer Abend gewesen sein, als man 1894 diesen Schwank im Raimundtheater zuerst aufführte. Es ist ein flottes Stück voll Wienerischer Gemütlichkeit, eine teils launige, teils ernste Satire auf den kleinen Mann, d. h. die rohe, politisch unreife Wählermasse. Das lebhafte agitatorische Coulissenspiel vor einer Wahl, und dann diese selbst wird ganz ergötzlich geschildert, und besonders köstlich und wirkungsvoll ist die Ironie am Schluß, wie eine bürgerlich nichts weniger als unantastbare Persönlichkeit mit dem allseitigen „Vertrauen seiner Mitbürger" geehrt wird. — Macht schon der politische Hintergrund das Stück interessanter, so muß man auch sagen, daß der Verfasser, wenigstens an einer Stelle, gegen Ende des dritten Aktes, sich ernstlich bemüht hat, es auch künstlerisch über das Niveau eines gewöhnlichen Schwankes zu heben. Über die althergebrachte, zu einem guten Ende gelangende Liebesgeschichte sieht man bei einem so anspruchslos betitelten Stück gern hinweg. Paul Wendner.

Litteraturgeschichte.

Im Verlage des Bibliographischen Instituts zu Leipzig und Wien beginnt soeben eine „Geschichte der Deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" in Lieferungen zu erscheinen. Die Namen der beiden Verfasser, Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch, die vereint an der Breslauer Universität als Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur wirken, bürgen für die inhaltliche Gediegenheit und

stilistische Schönheit der bedeutungsvollen Arbeit. Die erste Lieferung, die uns vorliegt, führt den Leser in die ältesten Zeiten des Germanentums, in die Zeiten heidnischen Götterglaubens, läßt die Merseburger Zaubersprüche vor uns entrollt werden, uns mit dem Hildebrandsliede einen tiefen Blick in die Entwickelung unsrer Heldensage thun, den gotischen Bischof Wulfila bei seiner Bibelübersetzung belauschen u. s. f. Alles ist auf gediegenster wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, aber auf das Verständnis weitester Kreise berechnet und daher geschmackvoll geschrieben und frei von gelehrtem Ballast. Einer Reihe wohlgelungener Holzschnitte im Text sind die technisch vorzüglich ausgeführte Farbendrucktafel „Hund und Wolf" aus Boners Fabeln sowie die Schwarzdrucktafeln „Vier Hauptvertreter der deutschen Romantik" und „Proben deutscher Gedichte des 12. Jahrhunderts" beigegeben. Die Illustrationen sind vorzüglich und, wie alles was aus der Offizin des Bibliographischen Institutes hervorgeht, sehr sorgfältig ausgeführt. Ein abschließendes Urteil müssen wir uns natürlich vorbehalten, bis das gesamte Werk vorliegt. Doch ist jede neue und schön ausgestattete deutsche Litteraturgeschichte zu begrüßen, die geeignet erscheint, gewisse vielgekaufte Bilderbücher zu verdrängen, welche die Entwickelung der deutschen Dichtkunst vom Standpunkt unserer lieben Backfische aus betrachten. X. Y. Z.

Shakespeare, der Verfasser seiner Dramen. Von Robert Boyle, St. Petersburg. (Zittau, Verlag der Pahlschen Buchhandlung [A. Haase]. 1896.)

Was sagt Shake-speare? Die Selbstbekenntnisse des Dichters in seinen Sonetten. Ein Beitrag zur Shakspere-Bacon-Frage. Von H. Häfker. (Berlin, Schuster & Loeffler. 1896.)

Das erste der beiden Bücher, die ich eben vor mir habe, vertritt den Standpunkt der Shakespeareaner, das andre verficht die Verfasserschaft Bacons. Und ich gestehe gern, trotzdem ich mich der gesamten Bacontheorie gegenüber ablehnend verhalte, gebe ich doch — in litterarischer Hinsicht — der Schrift Häfkers vor der ersten den Vorzug. Das Boyle'sche Buch ist zu trocken und uninteressant geschrieben; für weitere Kreise wird es daher eine unbekannte Erscheinung bleiben, und der Wunsch des Verfassers, „wenigstens diejenigen, welche noch nicht von dem Gifte des Sensationalismus infiziert worden sind, von der vollständigen Haltlosigkeit der Bacontheorie zu überzeugen", dürfte sich kaum erfüllen. Die Schrift ist urgelehrt; eine Fülle von wissenschaftlichen Thatsachen wird vor uns ausgebreitet, die von einem tiefen Studium der elisabethanischen Epoche Kunde giebt. Die Einzelkritik der baconianischen Ansichten und Beweise erscheint durchaus überzeugend und für die Gegner sehr niederdrückend, aber das Ganze erhebt sich nicht über das Niveau einer auf reiches Material gestützten wissenschaftlichen Kritik, die allerdings etwas sehr lang geraten. Dazu stimmt auch die heftige, oft grob persönliche Polemik, die ja in vielen wissenschaftlichen Kreisen üblich und beliebt ist! Bormann z. B. erhält das hübsche Attribut des „schamlosesten und unwissendsten Klopffechters für Bacon"! Das Buch zerfällt in vier Teile: Shakespeare, der Verfasser seiner Dramen; der Baconwahn; Bormann und Preyer; kann Bacon die shakespeareschen Dramen geschrieben haben? Von diesen ist der letzte, welcher die eigenen Ansichten des Verfassers enthält, der kürzeste; außerdem findet sich an ihn die Kritik der Entdeckung eines Schlüssels zu Bacons Geheimschrift angeschlossen, welche Professor Preyer gemacht haben will: Nach den Überschriften gehörte sie in den dritten Abschnitt, wo man sie indessen vergebens sucht. — Mit andauerndem, gespanntem Interesse folgt man im Gegensatz zu dem eben besprochenen Buch den Ausführungen Häfkers. Sie fesseln allenthalben durch die geistreichen Ideen, selbst da, wo man sie für irrig hält. Auch ist die Schrift so verfaßt, daß sie

von allen litterarisch gebildeten Kreisen gelesen werden kann. Überhaupt muß man hervorheben, daß die Baconianer sich sämtlich an ein weiteres Publikum wenden, während die meisten Vertreter der shakespeareschen Richtung die Baconfrage als eine rein fachwissenschaftliche betrachten. Und doch ist sie jetzt, wie Häffer bedeutsam hervorhebt, etwas ganz anderes: eine Kulturfrage, eine Frage nach dem Ursprung des Genies, ob dies angeboren sein müsse oder „auch eins von den Geschenken sei, die dem redlich Ringenden, dem ungeheuer Arbeitenden, dem rastlos Schauenden zu teil wird"! Er hat sich mit seiner Betrachtung in das dunkle, trostlos wirre Labyrinth der Shakespearesonette gewagt, aus dem bis jetzt alle Forscher wieder herausgeflüchtet sind, ohne ein sicheres Resultat zu finden. Er reinigt den Dichter vom Vorwurf der Knabenliebe, die man aus den Sonetten an den Freund herauslieſt, die übrigens bei andern Männern der Renaissance wie Michelangelo feststeht; er faßt die Sonettensammlung auf als „Gedankendichtung, als lyrische Ausbeute eines fingierten Dramas, die Verkündung einer Weltanschauung und ein Vermächtnis". Die Liebe zur Unsterblichkeit — der platonische Eros — habe sie geboren. Der besungene Freund sei der Genius, der unter dem Namen Shake-speare vom Dichter Bacon ein Sonderdasein führt, die treulose Geliebte, die Wirklichkeit, das Weltgetriebe, die der Dichter trotz Enttäuschungen nicht aufzugeben vermag. Einer einfachen Reflexion über die Genealogie des Schaffens verdankten vielleicht die sogenannten Prokreationssonetten ihren Ursprung, welche den Gedanken variieren, daß alle Schönheit des Freundes ohne Erben tot für die Welt sei. Allmählich aber habe den Dichter sein eigenes, seltsam verschleiertes Verhältnis zum Genius mächtiger inspiriert, und so entstand zuletzt in dem ganzen Werke die „wunderbarste und feinste Psychologie des dichterischen Schaffens im platonischen Sinne". Zugleich fand auch Bacon in den Sonetten das Mittel, „der Nachwelt etwas zu sagen, ohne daß es die Mitwelt hörte", nämlich das Bekenntnis seiner Verfasserschaft, was ich schon oben andeutete. Dieser Symbolismus, der nach der Meinung des Verfassers in den Gedichten verborgen liegt, ist wenigstens tief, ideenreich, philosophisch; er geht auf den Grundzug des Ganzen, während er in Bormanns „Shakespearegeheimnis" auf einer mehr oberflächlichen Wort- und Gedankenharmonie beruht. Auch muß man sagen, daß es Häffer meisterhaft verstanden hat, seine Ergebnisse mit der gesamten Zeitlage, mit den Lebensumständen, den Anschauungen und dem Charakter Bacons zu kombinieren, so daß man über das seltsame Zusammenpassen stellenweise geradezu verblüfft ist. Ständen nicht der gesamten Bacontheorie zuviel schwerwiegende Gründe entgegen, so könnte man thatsächlich fast geneigt sein, Häffer Glauben zu schenken. So aber fasse ich seine Arbeit nur als einen geistreichen Versuch auf, den Sinn der Sonette zu enträtseln, und sehe in dem Ergebnis nur einen neuen Beweis dafür, daß sich bei der wirr zusammengewürfelten Sammlung der Gedichte in einer Reihe von ihnen eine beliebig zu Grunde gelegte Idee durchführen läßt, ohne jedoch für alle unbedingt zu gelten. Übrigens kann man sehr gut das Philosophische seiner Ausführungen annehmen, auch wenn man das spezifisch Baconianische verwerfen muß. — Mehr nebenbei erwähne ich, daß sich auch bei Häffer die ungünstige Beurteilung des wirklichen Shakespeare auf Grund trüber Quellen findet, wobei die wissenschaftlich längst widerlegte Etymologie Shakspere = Jaques Pierre von neuem vorgebracht wird. Lobend dagegen weise ich auf die vorzügliche, wenn auch zu günstige, psychologisch durchdachte Charakteristik Bacons hin. **Paul Wendner.**

J. E. Poritzky: Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen —. Eine

psychologische Studie. (Berlin N. W. 6, Verlag von Carl Duncker, 1896.)

Ich gedenke noch mit nicht gelindem Schrecken an die Zeit, wo man mit dem Heinedenkmal von Stadt zu Stadt zog und keine einzige ihm einen Unterschlupf innerhalb ihrer Mauern gewähren wollte. Täglich mußte man sich da durch einen spaltenlangen Wust in den Zeitungen jeglicher Farbe hindurchwürgen. Und der Nutzen davon war doch so gering! Immer wieder maßlose Verhimmelung oder Verlästerung! An eine ruhige Beurteilung war bei einer von Parteileidenschaften so erregten Zeit nicht zu denken; selbst der Hardensche Aufsatz in der „Zukunft", einer der besten und tiefgehendsten, steht noch unter dem Banne des Parteikampfs. — Als ein Spätling aus jener Epoche ist die vorliegende psychologische Studie zu betrachten. Anknüpfend an ein Wort Heines, daß sich aus den frühesten Eindrücken die spätesten Erscheinungen erklären, sucht der Verfasser alles zusammenzustellen, was auf das Gemüt des jungen Dichters einwirkte, die Empfindung des Zwiespalts zwischen der nüchternen Wirklichkeit und dem poetischen Ideal hervorrief und das negative Element in ihm stärkte. Was er anführt, ist meist treffend und gewinnt dadurch noch höheres Interesse, daß er bezeichnende Briefstellen und ähnliche sichere Zeugnisse beibringt. Die Einflüsse der örtlichen Umgebung, des Elternhauses, seiner Verwandten, seiner Lehrer, seine Stellung zu Judentum und Christentum wird in ruhiger, liebevoll eingehender Weise behandelt; auch liegt es dem Verfasser fern, die zahlreichen Charakterschwächen Heines zu leugnen oder zu bemänteln, er sucht sie jedoch psychologisch zu erklären. — Seine „Rettung" gilt weniger dem Journalisten Heine, dessen Bedeutung er keineswegs unterschätzt, als dem Dichter, dessen Werke trotz leidenschaftlicher Verunglimpfung zum Teil doch zu den besten Schätzen der deutschen Litteratur gehören. Als Überschätzung dagegen erscheint es mir, wenn der Verfasser Heine mit Nietzsche in Bezug auf Tiefe gleichstellt, und auf seine Schreibweise das Wort des modernen Dichterphilosophen anwendet: „Alles, was tief ist, liebt die Maske". Man braucht trotzdem Heine noch nicht als oberflächlich zu verschreien. Die Streiflichter, welche der Verfasser gelegentlich auf die moderne Litteratur wirft, um zu zeigen, „wie tief sie noch in den Fußtapfen des klassischen Spötters steht", sind oft geistreich und ganz bemerkenswert, obschon sie gelegentlich zum Widerspruch herausfordern. — Wenn man das Büchlein mit ruhiger Beurteilung liest, wird man sicherlich daraus Gewinn schöpfen, da es in der That manches in ganz neuem Lichte zeigt. Schade, daß der Hauptteil eine fast trockene, paragraphenmäßige Anordnung der einzelnen Abschnitte aufweist!

Paul Wendner.

Ada Negri, ein Vortrag von Karl Henckell. Mit dem Porträt der Dichterin. (Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co.)

In begeisterten Worten feiert der vielseitige Schweizer die italienische Dichterin, die sich mit zwei schmächtigen Bändchen Gedichte einen Weltruhm erworben hat. Ada Negri heute zu loben ist eine unnütze Mühe, wo selbst die deutschen Familienzeitschriften gezwungen sind, diesem Namen ihre vom Altjungferntum mit dreifacher Brille gehüteten Spalten zu öffnen; aber Ada Negri zu verstehen — das ist schon ungleich schwerer, und dazu will Karl Henckell helfen. Unstreitig konnte die Dichterin kaum einen besseren deutschen Anwalt finden, als ihn, denn beiden gemein ist die Hingabe an das gleiche Ideal, und es ist mehr als eine „dichterische Blutsverwandtschaft", wie Henckell selbst sich ausdrückt, was sie verbindet. Ein Mangel ist an dem Hefte: die Häufigkeit der Citate, die sich aus der Bestimmung eben des Vortrags erklärt, und dem Zuhörer natürlich willkommener war als langatmige, säuberlich zerlegende Auseinandersetzungen, während der Leser durch

den unfreiwilligen Verzicht auf die Gewalt der vortragenden Stimme stark im Nachteile ist. Trotzdem bleibt das Heft ein guter Wegweiser durch den ersten Band von Ada Negris Gedichten „Fatalità“ (Schicksal, deutsch von Hedwig Jahn), die letzte Sammlung „Tempeste“ (Stürme) erschien erst während der Abfassung des Vortrags. K. Cr.

Philosophie, Geschichte.

Geschichtsphilosophische Betrachtungen von N. Syrkin. (Berlin, Verlag von Friedrich Gottheiner.)

Aus der Rumpelkammer der Weltgeschichte. Skizzen und Studien von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem. (Berlin, Verlag von Schall & Grund.)

In unsern Tagen, wo in der Historiker-Versammlung in Insbruck stundenlange Diskussionen stattfinden, in denen geschichtsphilosophische Fragen erörtert werden, wo innerhalb der geschichtlichen Wissenschaft überhaupt sich ein neuer, wie manche sagen, erst wirklich wissenschaftlicher Geist geltend zu machen beginnt, wo man selbst — zum Entsetzen der Gemeinde der Gläubigen — die Weltanschauungen des Geschichtspapstes Ranke einer Kritik zu unterziehen gewagt hat, werden viele das neun Bogen haltende Büchlein von N. Syrkin freudig und dankbar begrüßen. Gewiß wird auch von diesem Buche niemand des Rätsels Lösung erwarten, denn die wissenschaftliche Behandlung geschichtsphilosophischer Fragen steht noch in ihren Anfängen. Zudem hat sich aber der Verfasser einer selbständigen Kritik fast völlig enthalten, wenigstens besteht darin nicht der Hauptwert der Schrift. Das Dankenswerteste sind vielmehr diejenigen Kapitel, welche sich mit der Geschichte der Entwickelung geschichtsphilosophischer Fragen und der Versuche ihrer Beantwortung beschäftigen. So werden wir in Kapitel 1 mit den „geschichtsphilosophischen Theorien“ bekannt gemacht. In Kapitel 2 folgt dann die „Kritik der geschichtsphilosophischen Theorien und der Gesetze der Geschichte“. Hier faßt Syrkin die besten vertretenen Theorien in folgende drei Hauptgruppen zusammen: Eine theologische, vertreten durch (Augustin) Bossuet und den Belgier Laurent, „höchstes Ideal, nach welchem die Menschheit unter der Leitung Gottes strebt, ist die Entwickelung aller menschlichen Fähigkeiten“. Eine metaphysische Richtung, deren Vertreter Hegel und Eduard von Hartmann (der unbewußte Antrieb in der Geschichte) sind und eine positivistische, soziologische Richtung, welcher die Schüler Auguste Comtes angehören. Der zweite Teil dieses interessantesten Kapitels enthält eine Auseinandersetzung über die verschiedenen Grundlagen und Ziele der Natur- und der Geschichtswissenschaft, wobei nach Syrkin der Hauptunterschied beider darin zu suchen ist, daß die Natur durch das Notwendige, die Geschichte durch den Zufall bedingt werde. Das dritte Kapitel trägt die Überschrift „Die Fortschrittstendenz der Geschichte und die Ursache des Fortschritts“. Nach sehr lesenswerten Betrachtungen über die in der Geschichte sich geltend machende Tendenz des Fortschritts, über die Entwickelung der „Gesellschaft“ und die in ihr sich vollziehende „große Trennung zwischen Natur und Geist“, wobei der Verfasser auch denen entgegentritt, welche die Ungleichheit für notwendig erklären (pag. 63), erhalten wir zuletzt noch eine interessante Anthologie darüber, was eine Reihe hervorragender Denker als Ziel und Wesen der Geschichte erblickt. Im folgenden genüge es, die Titel der einzelnen Abteilungen anzugeben. Kapitel 4: „Kriterium des Fortschritts.“ Kapitel 5: „Weitere geschichtsphilosophische Probleme.“ Kapitel 6: „Wesen der Gesellschaft.“ Kapitel 7: „Über den Prozeß der Geschichte.“ Alle diejenigen, welche den obenerwähnten Insbrucker Verhandlungen mit Interesse gefolgt sind, werden sich demnach aus Syrkins Arbeit über die Vorfragen zum vollen Verständnis des in Rede stehenden Gegenstandes bequem unterrichten können und dadurch die Mög-

lichkeit erlangen, auch weiteren Auseinandersetzungen dieser Art mit Interesse und Verständnis zu folgen. Denn wie gesagt, die Wissenschaft der Geschichtsphilosophie ist noch sehr jung, kaum hundert Jahre alt, und das bisher darin Erreichte verrät allenthalben allzusehr den speziellen Charakter der Jahrzehnte, in denen die betreffenden Geschichtsphilosophen gelebt haben, ein Comte, Hegel, Busch rc., als daß man ihr Werk als für die Ewigkeit gebaut ansehen könnte. Indes, die Bewegung ist jetzt lebhaft in den Fluß gekommen, wer weiß, was die nächsten Jahre uns bringen. Zur Orientierung darf ich nicht unerwähnt lassen, daß der Verfasser mehr von der philosophischen als von der historischen Seite an diese „geschichtsphilosophischen Betrachtungen" herangetreten zu sein scheint. Außerordentlich zahlreiche und mannigfaltige Citate geben von des Verfassers fleißiger kompilatorischer Thätigkeit Zeugnis.

Die Skizzen und Studien von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem sind ein historischer Ballast, der am besten in der Rumpelkammer der Weltgeschichte belassen worden wäre. Die oft seitenlangen genealogischen Auseinandersetzungen, die die Verfasserin des „Goldenen Buches, histor.-genealogischen Lexikons" auch in diese Historchen hat überfließen lassen, werden nur dazu beitragen, das Buch auch beschaulichen Lesern aus Laienkreisen ungenießbar zu machen.

Johannes Kleinpaul.

Bibliographie.

Von Mitte September bis Mitte Oktober sind bei der Redaktion der „Gesellschaft" folgende Schriften eingelaufen:

Arthur Achleitner: Jagdbrevier. Lustige Weidwerksgeschichten aus dem Hochgebirge. — Mit Illustrationen von Ed. Grützner, Otto Seitz, C. Zimmermann, Mathias Schmid, R. A. Jaumann, E. Kneiß, J. Rösl, W. Schade. — Leipzig, A. Schumanns Verlag, 1896. — Preis Mk. 6.—.

Emil Aschendorff: Die Währungsreform. Eine gemeinfaßliche Darstellung der Währungsfrage. — Berlin W., Verlag von Hermann Walther (Friedrich Bechly), 1896. — Preis 30 Pf.

Sophie Behr: Skizzen. — Berlin, 1896, Verlag von August Deubner. — Preis Mk. 2.—.

Dr. Georg von Below: Das Duell in Deutschland. Geschichte und Gegenwart. — Kassel, Verlag von Max Brunnemann, 1896.

Karl Bleibtreu: Ein Freiheitskampf in Siebenbürgen. Kulturhistorischer Roman. — Jena, Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung. — Preis Mk. 5.—.

Thomas Henry Buckle: Essays. Nebst einer biographischen Skizze des Verfassers. — Aus dem Englischen übersetzt von Eugenie Jacobi. — Leipzig, 1896, August Schupp.

Anna Croissant-Rust: Der Kakadu und Prinzessin auf der Erbse. — Leipzig, 1896, Verlag von August Schupp. — Preis Mk. 1.50.

Ego: Schlußkapitel eines Hagestolzen. — Berlin, 1896, Verlag von August Deubner. — Preis Mk. 2.—.

Dr. S. S. Epstein: Hermann von Helmholtz als Mensch und Gelehrter. Sonderabdruck aus der „Deutschen Revue", herausgegeben von Richard Fleischer. — Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896.

A. L. Erdmann: Die Alkoholfrage im Zusammenhange mit der gesellschaftlichen Bedeutung der Genußmittel. — Bamberg, Druck und Verlag der Handelsdruckerei. — Preis Mk. 3.—.

Alfred Erich: Leiden. Skizzen. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 1.—.

Adolf Wilhelm Ernst: Neue Beiträge zu Heinrich Leutholds Dichterporträt. Mit 49 Originalübersetzungen und mit litterarhistorischen Aufsätzen Leutholds. — Hamburg, Conrad Kloß, 1897. — Preis Mk. 2.—.

Rabbiner Dr. Daniel Fink: Glaube und Kritik. — Ein offenes Wort zur Verständigung an alle Bibelverehrer und zugleich ein solches der Entgegnung auf die Schrift: „Jesus und das alte Testament" von Lic. J. Meinhold, a. o. Professor der Theologie zu Bonn. — Leipzig, 1896. Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung, früher Fr. Maukes Verlag. — Preis Mk. 2.50.

Arnold Fischer: Brennende Tagesfragen, I. Für oder wider das Duell?

— Rostock, C. J. E. Volckmann, 1896. — Preis 75 Pf.

Arnold Fischer: Brennende Tagesfragen, II. Christlich-sozial als Zeitproblem. — Rostock, C. J. E. Volckmann, 1897. — Preis 60 Pf.

Leonor Goldschmied: Die Kaufleute. Soziales Drama. — Berlin, 1896, Verlag von August Deubner. — Preis Mk. 1.50.

Leonor Goldschmied: Im Morgengraun. Soziale Novellen. — Berlin, 1897, Verlag von August Deubner. — Preis Mk. 2.—.

Karl Grimm: Die Postsparkassen. Erster Teil. Geschichte und Hauptresultate der bestehenden Postsparkassen. — Stuttgart, Druck und Verlag von Strecker & Moser, 1896. — Preis 50 Pf.

Eduard von Hartmann: Kategorienlehre. — Leipzig, 1896, Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung (früher Fr. Maukes Verlag). — Preis Mk. 12.—.

Heilemann-Vollshausen: Zur Reform der Volkswirtschaft. — Kritiken und Vorschläge. Aufruf zur Befreiung von politischer Parteiwirrnis. — Berlin W., Verlag von Hermann Walther (Friedrich Bechly), 1896. — Preis Mk. 2.—.

Harald Höffding: Ethische Prinzipienlehre. — Ethisch-sozialwissenschaftliche Vortragskurse, veranstaltet von den ethischen Gesellschaften in Deutschland, Österreich und der Schweiz, herausgegeben von der schweizerischen Gesellschaft für ethische Kultur (Züricher Reden), Bd. I. — Bern, Verlag von A. Liebert, 1896. — Preis 15 Pf.

Johannes Jacobi: Herzog Bernhard. — Vaterländisches Drama in fünf Akten. — Bremen, Verlag und Druck von M. Heinsius Nachfolger, 1896. — Preis Mk. 2.50.

S. Kohn: Ein deutscher Handelsherr. Roman. I. Teil. — Zürich, Verlag von Caesar Schmidt, 1896.

Dr. med. Anna Kuhnow: Gedanken und Erfahrungen über Frauenbildung und Frauenberuf. — Leipzig, 1896. Hermann Haacke, Verlagsbuchhandlung (früher Fr. Maukes Verlag). — Preis 60 Pf.

Rudolf von Larisch: Der Schönheitsfehler des Weibes. Eine anthropometrisch-ästhetische Studie. Mit mehreren vom Autor gezeichneten Abbildungen. — München, Verlag von Jos. Albert, 1896.

Professor Dr. M. Lazarus: Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze. Dritte Auflage. Dritter Band. — Berlin, Ferd. Dümmler, Verlagsbuchhandlung, 1897. — Preis Mk. 6.—.

N. A. Leikin: Unsere Landsleute auf Reisen. Humoristische Schilderung der Erlebnisse des Ehepaares Nikolai Iwanowitsch und Glafira Semenowna Iwanow auf ihrer Reise über Berlin nach Paris und zurück. Aus dem Russischen übersetzt von Helene Mordaunt. — Berlin, 1896, Verlag von August Deubner. — Preis Mk. 2.50.

Detlev von Liliencron: Poggfred. Kunterbuntes Epos in 12 Cantussen. — Berlin, Verlag von Schuster & Loeffler, 1896. — Preis Mk. 3.—.

Max Luft: Die Sünderin. Realistischer Roman. — München, August Schupp, 1896. — Preis Mk. 1.80.

John Henry Mackay: Wiedergeburt. Der Dichtungen dritte Folge. Mit dem Bilde des Dichters. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1896. — Preis Mk. 2.—.

Gustav A. Müller: Goethe in Straßburg. Eine Nachlese zur Goethe- und Friederikenforschung aus der Straßburger Zeit. Mit vielen neuen Abbildungen. — Leipzig, Neuer Verlag von Georg Heyne, Inh.: Wilhelm Radestock, 1896.

Otfrid Mylius: Bienemanns Erben oder das geraubte Testament. Roman. Lieferung 27—29. — Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt. — Preis pro Lieferung 10 Pfg.

J. F. Peyer im Hof: Streiflichter auf die Währungsfrage. — Berlin W., Verlag von Hermann Walther (Friedr. Bechly), 1896.

Karl Protzen: Mathildis. Ein rheinischer Minnesang aus der Zeit der Hohenstaufen. — Schleswig, Julius Bergas, Verlag und Druckerei, 1896.

Ratgeber bei Veranstaltung von Vergnügungen und Festlichkeiten für Vereine und Familie. Herausgegeben von G. Danners Theaterbuchhandlung, Mühlhausen i. Thür. Sechste Auflage. — Druck und Verlag von G. Danner, Mühlhausen i. Thür.

Gabriele Reuter: Der Lebenskünstler. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. — Preis Mk. 3.—.

Hermann Ritter: Die höchste Kunst. Lebensbetrachtungen. — Druck und Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. — Preis Mk. 2.—.

Prof. Herm. Ritter: Sommer und Winter. Band 1—3. — Bamberg, Druck und Verlag der Handelsdruckerei. — Preis à Bd. Mk. 1.—.

Prof. Herm. Ritter: Weilenschläge

der menschlichen Kulturentwicklung und unser Kulturideal. Kulturgeschichte und ethische Betrachtungen. — Druck und Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. — Preis Mk. 1.—.

Karl Roßner: Auferstehung. Schauspiel in drei Akten. — Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin, 1896. — Preis Mk. 1.50.

Prof. Dr. Ludwig Schädel: W. H. von Riehl, der Poet der deutschen Novelle. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Frhr. von Ungern-Sternberg in Berlin und Pfr. H. Dietz in Bischofsheim. Heft 7, Band XXI. — Verlag der Belserschen Verlagshandlung, Stuttgart. — Preis Mk. 1.—.

Hugo Schneider: Eigene Pfade. Gedichte. — Berlin, 1896, Verlag von Freund & Jeckel (Carl Freund).

Karl Scholl: Religion auf Kommando. Die neuesten Vorgänge in Preußen. — Druck und Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. — Preis 30 Pfg.

Carl Scholl: Was droht uns von Rom? Ein Mahnruf an die Schlafenden. — Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. — Preis 50 Pfg.

Jules Simon: Der Kaiser. Eine Charakterstudie Wilhelms II. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen. — Breslau, Verlag von L. Frankenstein, 1896. — Preis 60 Pf.

Heinrich Solger: Schubart, der Gefangene auf Hohenasperg. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Mit einem Porträt Schubarts. Druck und Verlag der Handelsdruckerei in Bamberg. — Preis 60 Pfg.

Carl Spitteler: Der Gotthard. — Frauenfeld, Verlag von J. Huber, 1897. — Preis Mk. 2.40.

Albert Steck: Johannes Wedde. Eine litterarische Studie. — Hamburg, Verlag von Hermann Grüning, 1896.

Fritz Stern: Gegen Abend. — Genf, Verlag von H. Robert. — Preis Mk. 2.—.

Modernes Strandrecht: Kein Roman, eine aktenmäßige Geschichte einer Entmündigung wegen Geisteskrankheit. — Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt, 1896. — Preis Mk. 2.—.

P. Stursberg: Seine Schuld. Roman. — Jena, Hermann Costenoble, 1896. — Preis Mk. 5.—.

Alexei Suvorin: Am Ende des Jahrhunderts. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Elsa von Schabelsky. I. u. II. Band. — Paris, Leipzig, München (München, Kaulbachstraße 51a), Verlag von Albert Langen, 1896. — Preis Mk. 4.50.

Hermann Tiemann: Im deutschen Urwald. Wahrheit und Dichtung im altdeutschen Gewande. — Hildesheim, Druck und Verlag von Gebr. Gerstenberg, 1896.

Graf Leo Tolstoi: Patriotismus oder Frieden? Vom Verfasser autorisierte Übersetzung aus dem Manuskript von Sophie Behr. — Berlin, 1896, Verlag von August Deubner.

Marie Tyrol: Das Dummchen. Erzählung. — Jena, Hermann Costenoble, 1896. — Preis Mk. 5.—.

Universum, illustrierte Familien-Zeitschrift. — Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. — Preis 60 Pfg.

Paul Victor: Kindergeschichten. — Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, 1896. — Preis Mk. 2.—.

Günther Walling: Deutsche Lieder. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1896. — Preis Mk. 3.—.

Dr. Albert Wittstock: Das ästhetische Erziehungs-System. Ein Grundriß. — Leipzig, 1896, Verlag von Hermann Haacke (früher Fr. Maukes Verlag). —

☛ Wir bitten, **sämtliche Manuskript-, Bücher- 2c. Sendungen** ausschließlich an

Hans Merian, Verlag der „Gesellschaft“,

in Leipzig

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung und Verlag von Hans Merian in Leipzig.
Druck von Carl Otto in Meerane i. S.



Franz Evers.



Die verbündeten Staaten Europas.

Utopie oder Weissagung von O. Umfrid.

(Stuttgart.)

Wenn ich jetzt die Nationen im Krieg gegen einander begriffen sehe, so ist es, als ob ich zwei besoffene Kerle betrachtete, die sich in einem Porzellanladen mit Prügeln herumschlagen, sagt der Engländer Hume. Das Bild ist derb, aber treffend. Wir haben heute Frieden, aber wer weiß, wie bald der Herrgott blutigrot den Kriegsmantel wieder aus dem Himmel hängt, wie bald die Scherben fliegen in dem Porzellanladen der europäischen Kultur. Warum schlägt man sich eigentlich? Nun, weil man Differenzen hat. Aber lassen sich diese auf keinem andern Wege austragen, als auf dem der blutigen Gewalt? Läßt sich kein anderes Mittel denken, um nationale Streitigkeiten zu schlichten, als der Krieg? Muß die politische Anarchie, die thatsächlich in Europa herrscht, sich verewigen, muß das nationale Faustrecht in Permanenz erklärt werden? Seit alten Zeiten haben begabte „Schwärmer" den Traum des ewigen Friedens geträumt; sie haben sogar den Mut gehabt, Einrichtungen vorzuschlagen, die den Frieden garantieren sollten. Sie wurden verlacht, verspottet, vergessen. Die Weltgeschichte schien ihnen Unrecht zu geben; und Treitschke schien recht zu behalten mit seinem scharfen Wort: „Das ist ein epidemischer Wahnsinn, der zu Zeiten in den Köpfen spukt; da mußte ja die Welt stille stehen; die Prediger des ewigen Friedens sind samt und sonders schlechte Köpfe gewesen (auch Kant?!); sie haben aus der Weltgeschichte nichts gelernt." Man könnte aber hier ein altes Wort mit Variation wiederholen: Wenn zwei dasselbe sehn, so sehn sie nicht das Gleiche. Der eine sieht in der Weltgeschichte mit dem Auge des Empirikers nichts anderes als die tausend Blätter, die mit Blut geschrieben sind, und

schließt daraus: so blutig, wie es bisher zugegangen ist, so wird es weiter gehen bis ans Ende der Tage. Der andere sieht mit einem philosophisch geschärften Blick dasselbe Buch mit den vergilbten Blättern; allein er bringt den Glauben an das Ziel der Menschheit mit, er sieht, wie langsam, aber doch allmählich Licht hineinkommt in das unerquickliche Gewirre, und wie die Menschheit aus dem blutigen Krieg zum goldnen Frieden strebt. Was in vergangenen Zeiten ein vergeblicher Versuch geblieben ist, weil, kurz gesagt, die Welt nicht reich dafür gewesen ist, es naht sich heut mit raschen Schritten der Erfüllung. Um nochmals an das Bild von Hume zu erinnern: die Menschheit wird vernünftig werden; sie wird begreifen, daß es thöricht ist, mit Knüppeln sich unter Porzellan und Glas herumzuschlagen, weil nachher die wenig angenehme Stunde kommen wird, wo es gilt, die Rechnung zu bezahlen. Sie wird mit einem Wort der Ungezogenheit der Flegeljahre mehr und mehr entwachsen und im Mannesalter angelangt begreifen, daß sie besseres zu thun hat, als sich die Köpfe blutig zu schlagen. Der Streit, der „Vater aller Dinge“, wird sich auch in Zukunft nicht aus der Geschichte eliminieren lassen; es fragt sich nur, ob keine anderen Formen für den Streit der Nationen auszudenken sind, als die bis jetzt beliebten, die mit diplomatischen Schachzügen beginnen und auf eine Kriegserklärung hinauszulaufen pflegen.

Wir werden gut thun, uns bei unserer Frage auf Europa zu beschränken, da wir mit dem Blick auf die bewohnte Welt im Ganzen leicht ins Vage uns verlieren könnten. Ob Europa sich in absehbaren Zeiten dem Gesetz des Friedens beugen wird, das ist die Frage, die wir stellen. Es sind verschiedene Wege vorgeschlagen worden. Man sprach von gegenseitig garantierter Abrüstung, von der Errichtung permanenter Schiedsgerichte und von Völkerföderation. Wir glauben, daß der letztgenannte Weg zum Ziele führt, so daß die Einsetzung des Völkertribunals das stattliche Gebäude krönen würde, indes die Abrüstung die letzte Folge der Entwicklung wäre.

Wir formulieren das Problem genauer: Ist es möglich, daß die europäischen Staaten mit Ausschluß der Türkei, denn diese schließt sich durch die periodisch wiederkehrenden Rückfälle in die krasseste Barbarei von selbst aus dem Concert der kultivierten Völker aus, in welches sie durch die Komödie vom Jahre 1856 aufgenommen wurde —, ist es möglich, daß die europäischen Staaten sich zu einem Bund zusammenschließen unter irgend einer Form des Rechts, wodurch sie sich den Frieden garantieren? In dieser Formulierung wird die Frage heute schon von Tausenden bejaht, indessen noch vor wenigen Jahrzehnten nur ein mitleidiges Lächeln die Antwort auf dergleichen ernstgemeinte Anregungen war. Die Friedfertigung

Europas wird nicht bloß von seiten der Friedensbewegung, deren Wogengang nach Björnstjerne Björnsons treffendem Ausdruck allmählich ins oberste Stockwerk hinausschlagen muß, mit allen Kräften angestrebt; sie figuriert seit lange schon auf dem demokratischen wie auf dem sozialdemokratischen Parteiprogramm; die christlichen Kirchen können dem Streben nach Frieden ihre Zustimmung grundsätzlich nicht verweigern, hat sich doch der Papst ausdrücklich zum Vorkämpfer einer friedlichen Verständigung unter den Völkern gemacht; und selbst den Regierungen gehen allmählich die Augen drüber auf, daß sie es hier mit einer zukunftskräftigen Strömung zu thun haben, welche die Volksseele in ihren Tiefen zu ergreifen fähig ist.

Im Hinblick auf die Durchführung des angedeuteten Gedankens gehen nun, wie es nicht anders denkbar ist, zunächst die Meinungen noch auseinander. Wenn die Sozialdemokratie das Heft in der Hand hätte, sagt Wilhelm Liebknecht, so würde uns die elsaß-lothringische Frage keine fünf Minuten aufhalten; ja in einer halben Stunde hätten wir die polnische, die dänische, die österreichische, die orientalische Frage auch gelöst. Ja wenn —, sagt der Kladderadatsch. Und selbst, wenn die sozialdemokratische Partei in Deutschland den Sieg erränge, so wäre doch nicht daran zu denken, daß zu gleicher Zeit alle europäischen Staaten in sozialdemokratische Republiken verwandelt würden. Und selbst vorausgesetzt, daß die rote Internationale in allen europäischen Ländern siegte, so wäre der politische Zustand, den sie herbeizuführen gedenkt, gar nicht einmal wünschenswert. Denn so sicher die Nationen aus der gegenseitigen Entfremdung, in der sie jetzt einander bis an die Zähne bewaffnet gegenüberstehen, herausgeführt werden müssen, so unglücklich erscheint doch der Gedanke, etwa die politischen Grenzen als solche zu verwischen und ganz Europa in eine ungeheure Fabrik mit ineinandergehenden Maschinenräumen zu verwandeln. Nein, die nationalen Unterschiede haben ihre Berechtigung, und erst durch die Mannigfaltigkeit der politischen Formen und der eigenartigen Volkscharaktere, die sich gegenseitig ergänzen und sich schließlich mit voller Behauptung ihrer Selbständigkeit zu einem höheren Ganzen zusammenschließen werden, kommt in die Welt das frische Leben und die bunte Farbe, die wir nicht vermissen möchten.

Interessant ist der rein demokratische Versuch, die schwebende Frage zu lösen, wie er von seiten der ligue internationale de la liberté et de la paix gemacht wurde. Es ist dies eine Liga, die unter der Autorität eines Garibaldi und eines Viktor Hugo ihre ersten Erfolge erzielte, ihre Kongresse in der Schweiz abhält und durch ihr Blatt mit dem Titel „Die vereinigten Staaten Europas“ ihre Ideen verbreitet. Schon der zweite Kongreß anno 68 hat es unzweideutig ausgesprochen, daß der Friede und die

Freiheit unvereinbar seien mit dem System der monarchischen und zentralisierten Staaten, daß dagegen das republikanische Bundessystem das einzige sei, welches den Völkern die freie Bestimmung über sich selbst garantiert, und daß daher die verschiedenen Staaten Europas nach dem Vorbild der schweizerischen und amerikanischen Konföderation sich zusammenschließen sollten. Auf dem dritten Kongreß anno 69 wurde erklärt, das einzige Mittel, den Frieden in Europa zu begründen, sei die Bildung einer Völkerföderation unter dem Namen der „vereinigten Staaten Europas", deren Regierung republikanisch und föderativ sein müßte. Der achte Kongreß ergänzte die vorgetragene Idee nach der Seite der Praxis, indem bemerkt wurde, daß die „vereinigten Staaten" sich schon für konstituiert erklären könnten, wenn nur wenigstens drei Staaten mit genügender Widerstandskraft sich vereinigten in der Art, daß die Union offen bliebe für alle, welche ihre Zustimmung zum Prinzip erklärten. Damals wurde die Proklamation eines internationalen Völkerrechtsbuchs verlangt, damals wurde ferner den Staaten, welche dem Bund beitreten würden, die Verpflichtung nahegelegt, auf das Prinzip der Eroberung zu verzichten und die Rechte der annektierten Bevölkerungen als unveräußerlich anzuerkennen. Damals wurde bereits die Formel eines „Schiedsgerichtsantrags", der von den „vereinigten Staaten" angenommen werden sollte, vorgelegt, aus dessen zwölf Artikeln wir folgende drei hervorheben: Das Recht der Völker sich selbst zu gehören und sich selbst zu regieren, ist unveränderlich und unveräußerlich. Unerlaubt ist jeder Angriff auf die Autonomie eines oder mehrerer Völker. Unerlaubt ist jeder Krieg außer dem Verteidigungskrieg; unerlaubt ist jede Eroberung, jede Okkupation, Annexion, Abtretung und Erwerbung eines Landes ohne Zustimmung der Einwohner. Auf dem 21. Kongreß anno 87 wurden folgende Forderungen formuliert: Europa benötigt zu seiner Friedfertigung 1) eine föderative Konvention; 2) ein internationales Gesetz; 3) ein ständiges Tribunal; 4) eine Exekutivgewalt, die sich diesem Tribunal zur Verfügung stellen müßte.

Man muß es den Vertretern dieser Richtung lassen, daß sie konsequent zu denken fähig sind. Man kann auch die Vorzüge schweizerischer Freiheiten und amerikanischer Verfassungen bereitwillig zugeben, und wird doch mit den ultrademokratischen Grundgedanken der Liguisten sich nicht befreunden können. Napoleon I. hat einmal gesagt: „Ehe 50 Jahre verflossen seien, wird Europa entweder republikanisch oder kosakisch sein." Die Weissagung hat sich im Lauf der Zeiten nicht erfüllt. Und so groß die republikanische Bewegung innerhalb der Kulturstaaten sein mag, wir halten sie nicht für so mächtig, daß wir ihr die Beseitigung der monarchischen Verfassungen zutrauen könnten. Jedenfalls würde die Friedfertigung Europas,

wenn sie von der Durchführung der demokratischen Regierungsform abhängig wäre, auf eine unabsehbar ferne Zeit hinausgeschoben. Zudem ist es nicht jedermanns Ding, sich an dem Gedanken zu erbauen, daß jeder europäische Staat etwa auf die Stufe eines schweizerischen Kantons herabgedrückt werden sollte. Geradezu verhängnisvoll für die Bedeutung der ligue internationale ist aber ihre unhistorische Auffassung der Thatsachen. Die amerikanischen Ansiedler haben jenseits des Ozeans gewissermaßen einen leeren Tisch gefunden, auf dem sie ihre Karten nach dem Lineal aufzeichnen konnten, während wir in Europa auf tausend Wurzeln Rücksicht nehmen müssen, die auf dem alten historischen Gebiet unserer Kulturstaaten im Boden liegen, und über die wir straucheln müssen, wenn wir sie nicht beachten.

Mehr Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse finden wir bei dem berühmten Völkerrechtslehrer Bluntschli. „Es giebt Ideale, so erklärt er in der „Gegenwart“ vom Jahre 1878, die nur in der Phantasie, nie in Wirklichkeit existieren können; aber es giebt andere Ideale, die von großen Männern aus der Ferne klar gesehen werden, und die, wenn ihre Zeit herangereift ist, ausgeführt werden! Die Einigung der europäischen Staatenwelt ist ihm ein solches Ideal. Dieselbe ist nicht in der Form einer Universalmonarchie zu verwirklichen (ein Traum, aus dem der korsische Eroberer im Winter 1812 unsanft erwachen mochte); sie ist nur ausführbar in Form des Staatenbundes. Der Vorschlag einer europäischen Gesamtrepublik müßte an demselben Widerstand der Nationalitäten scheitern, an dem der Plan des europäischen Weltreichs scheitern mußte.“ Man darf, so führte Bluntschli aus, den souveränen Staaten nicht einen oberherrlichen Gesamtgouverneur vorsetzen, weder einen Weltkaiser noch ein Weltdirektorium. Die wirklich politische Macht muß bei den Staaten bleiben. Sein Vorschlag kommt darauf hinaus, einen europäischen Bundesrat aus 21 Delegierten und einen europäischen Senat aus 105 Mitgliedern zu bilden. Der Bundesrat würde unter Zustimmung des Senats rechtlich verbindliche Beschlüsse fassen. Die nötigenfalls gewaltsame Vollziehung derselben würde von den Regierungen der Staaten besorgt, da dem Bundesrat keine eigene Armee zur Verfügung stünde. Bluntschli schließt seine interessanten Ausführungen mit den glaubensstarken Sätzen: „Ich weiß nicht, wenn ein neuer ernster Versuch der Lösung ins Leben gerufen wird; aber ich habe das Vertrauen, daß ein oder einige große europäische Staatsmänner in einer nicht allzu fernen Zukunft die Erfüllung der Aufgabe unternehmen werden. Das Werk ist viel leichter als das der Gründung des deutschen Reichs gewesen ist . . . Auf dem Boden der Freiheit aller Völker und der Selbständigkeit aller Staaten läßt sich eine Verfassung schaffen, die für kein einzelnes Glied bedrohlich, aber für alle wohlthätig wirkt.“ Entschiedene Bedenken gegen Bluntschlis Vor-

schlag müssen sich erheben, sofern die Kompetenz des Bundesrats nicht scharf umschrieben ist und die Errichtung eines europäischen Senats den Apparat zu kompliziert erscheinen läßt. „Der Versuch," sagt E. Schlief, „eine internationale Legislative und Exekutive zu statuieren, muß auf das Nachdrücklichste zurückgewiesen werden, weil damit die Selbständigkeit der bestehenden Staaten beeinträchtigt würde . . . Die Truppenkontingente der verschiedenen Staaten würden sich nie auf den internationalen Kongreß einschwören lassen, um unter Umständen gegen ihre eigene Regierung zu Feld zu ziehen" . . .

Bei allen Zweifeln, welche sich gegenüber derartigen Vorschlägen erheben mögen, ist es aber doch noch lang nicht angebracht, nun pessimistisch an der Zukunft unseres Weltteils zu verzweifeln. Es ist nicht bloß der kriegerische Chauvinismus, es ist zugleich der traurige Pessimismus, der eine Schrift durchweht wie das bekannte Buch von Jähns „Krieg, Frieden und Kultur". „Hüten wir uns", so schließt Max Jähns sein Buch, „durch das Fortdämmern im Traum vom ewigen Frieden unsere Nerven zu erschlaffen, unsere Sehnen abzuspannen! Verhehlen wir uns nicht, daß die Waffen der unerläßliche Schutz der Kultur sind in jener dunklen Zukunft, die vor uns liegt. Früher oder später muß doch der langgefürchtete Weltkrieg entbrennen. . . Halten wir also unser Pulver trocken, und benetzen wir es nicht mit Thränen unfruchtbarer Empfindsamkeit!" Nun ja, der Weltkrieg wird entbrennen, wenn die Völker nicht bei Zeiten auf die Stimme der Vernunft und der Versöhnung hören lernen. Aber was dann? Dann wieder Krieg und wieder Krieg; denn, sagt Max Jähns, der Krieg wird einer der mächtigsten Kulturförderer der Menschheit bleiben, weil er allein fähig ist, zwischen den Völkern das neue, ihrer wirklichen Kraft entsprechende Recht zu setzen, das Recht, das mit uns geboren ist; er wird in dieser seiner weltbeherrschenden Stellung bleiben, weil die Erziehung zu ihm Mannestugenden entwickelt, die ohne diese absterben würden, und deren Bethätigung im Kampfe selbst die edelste Blüte der Menschheit zeitigt, das Heldentum." Wir wollen nicht genauer untersuchen, wie viel in diesen Worten Phrase ist. Nur soviel wollen wir behaupten: der Krieg mag eine lange Zeit die unvermeidliche zum Fortschritt treibende Geißel der Menschheit gewesen sein; er mag sogar in gewissem Sinne als „Vater der Kultur" bezeichnet werden, aber das Kind wird mündig und emancipiert sich von dem rohen Vater. Und im allgemeinen bleibt es doch dabei: Es ist eine trostlose Weltanschauung, die den Krieg, „des Menschengeschlechts Brandmal, der Hölle lautestes schrecklichstes Hohngelächter", wie ihn Klopstock genannt hat, in Permanenz erklärt, eine trostlose Weltanschauung, die keine anderen Formen der Entwicklung und des Fortschritts kennt, als große Völker-

schlächtereien, die in der Meinung gipfelt, daß die Welt versumpfen müßte ohne Blutvergießen, versumpfen angesichts der ungeheuren immer neu entstehenden gewaltigen Kulturaufgaben, die noch vor uns liegen.

Die Geschichte steht nur scheinbar auf der Seite unserer Gegner. Eine Reihe von Versuchen sind gemacht worden, um die Friedfertigung des Erdteils anzubahnen. Sie sind mißlungen, aber daraus folgt doch nicht, daß sie auch künftig stets mißlingen müßten. Sie werden wiederkommen, und endlich wird der große Plan ins Leben treten, wenn die Völker dafür reif geworden sind. Ein Rückblick mag verdeutlichen, was wir im Auge haben. Daß sich im Kaisertum und Papsttum mitten in der Nacht des Mittelalters der Gedanke einer weltlich-geistlichen Centralmacht über all dem Unterschiede und Interessenwiderstreit der Nationen glanz- und lebensvoll verkörpert hat, obgleich bei all der Unfertigkeit der Verhältnisse damit der Krieg nicht ausgeschlossen war, zumal man in der Zeit des Rittertums noch gar nicht fähig war, den Widerspruch sich klar zu machen, der zwischen Christentum und Krieg bestand und noch besteht; daß aber eben jene beiden höchsten Mächte mitten im chaotischen Kampfgewoge als die Strebepfeiler einer höheren Ordnung sich erwiesen, die dem Kriege aller gegen alle einen Damm entgegensetzten in Gestalt der Treuga Dei und des Landfriedens; das ist zu oft schon ausgesprochen worden, als daß wir es ausführlich wiederholen müßten. In den Kreuzzügen aber hat sich eine großartige Bethätigung jenes Einheitsstrebens kundgethan, das über den Unterschied der Nationalitäten übergriff und wenigstens im Keim ein einiges Europa vorgebildet hat. Als der Glanz des Kaisertums erlosch und die Kirche sich unfähig zeigte, die Führung der Völker auf die Länge zu behaupten, da ist doch die Idee der Einigung nicht ausgestorben, da ist sogar erst recht das Zukunftsbild des Friedens in Europa aufgetaucht. Es war im Winter 1462/63 (nach M. Jähns), als Georg von Podiebrad, Wahlkönig von Böhmen, den Abschluß eines intimen Bündnisses zwischen den Königen von Frankreich, Böhmen, Polen, Ungarn, den Herzogen von Burgund und Bayern und der Republik Venedig beantragte „zur Herstellung eines definitiven Friedens in Europa und zur kräftigen Bekämpfung der Osmanen." An der Spitze des Bundes sollte nach der Idee Podiebrads ein Parlament und ein Bundesrat stehen. Das erstere hätte im Fall von Streitigkeiten Schiedsrichter zu ernennen und gegen Widerstrebende die vereinigte Kriegsmacht des Bundes aufzubieten. Der Bundesrat hätte die Heere und Geldmittel aufzubringen gehabt, die zu einer gemeinschaftlichen großartigen Kriegführung gegen die Türken notwendig waren. Der Vorsitz im Bundesrat, sowie die Hegemonie im Westen war dem König von Frankreich zugedacht, während Podiebrad selbst als oberster Hauptmann die Christenheit

gegen die Türken führen wollte. So unvollkommen der Gedanke war, besonders auch in der Beschränkung des Bundes auf wenige Mächte, so unklar auch im einzelnen die Bestimmungen über die höchsten Gewalten sein mochten, so kühn war doch der ganze Plan des scharfblickenden Mannes. Daß die Zeit für seine Pläne nicht gekommen war, das hat er selber bald genug erfahren. Aber daß es möglich war, mitten in den verwirrten Zuständen des zu Ende gehenden Mittelalters die Skizze eines Völkerbundes mit der Spitze gegen die Osmanen zu entwerfen, das ist ein Beweis für eine starke Lebenskraft, die dem Gedanken innewohnt.

Im 16. Jahrhundert hat bekanntlich der geniale König Heinrich IV. von Frankreich in Gemeinschaft mit seinem Minister, dem Herzog von Sully, die Idee Podiebrads wieder aufgenommen. Weitblickend, wie er war, erhoffte er den ewigen Frieden Europas von der Durchführung zweier Prinzipien 1) der Gleichberechtigung der Glaubensanschauungen und 2) der Durchführung des Nationalitätsprinzips. „Von religiösen Kämpfen erlöst, politisch auf dem Zusammenwirken unabhängiger Staaten begründet, sollte die Christenheit sich als eine Macht empfinden lernen, um so der ganzen übrigen Welt entgegenzutreten, welche sie zu erobern und zu christlicher Gesittung zu führen berufen sei." Aus 15 Staaten sollte sich der Bund zusammensetzen, später sollte auch den Russen der Zutritt ermöglicht werden. Das Konseil, welchem die Leitung der Politik zu übertragen gewesen wäre, sollte in Metz oder Köln zusammentreten, um durch seine Schiedsprüche jedem Krieg und jeder Revolution zuvorzukommen. Der Kaiser, der Papst, die Könige von Frankreich, Spanien und England hätten je vier Abgeordnete, zusammen zwanzig, die übrigen Mächte ebenfalls zwanzig Deputierte zu senden gehabt. Die erste Aufgabe der christlichen Republik wäre die Vertreibung der Türken nach Asien gewesen. Daß die Hegemonie innerhalb der „europäischen Republik" von dem Haus Habsburg, dessen Hand mit Centnerschwere auf den Völkern lastete, nach dem Plan Heinrichs IV. an Frankreich übergehen sollte, daß er auch sonst sich einige egoistische Vorteile für seine Regierung von der Durchführung des großen Gedankens versprach, daß der Versuch bloß auf dem Papier geblieben ist, weil der Dolch Ravaillacs den großen König hinderte, ihn ins Leben umzusetzen, daß nach dem Tod Heinrichs sich zunächst niemand bereit finden ließ, ihn wieder aufzunehmen: aus all dem mag die Lehre der Geschichte abgenommen werden, daß auch damals bei den durch und durch unfertigen Verhältnissen der europäischen Staatenwelt die Zeit zur Durchführung des Völkerbundes noch nicht gekommen war. Wer aber daraus auf ein „Niemals" schließen wollte, der bewiese nur, wie wenig gründliches Verständnis er der Entwicklung menschlicher Dinge entgegenbringt. Oder ist etwa daraus,

daß der Versuch, den Panamakanal zu durchstechen, bis jetzt mißlungen ist, zu schließen, daß er überhaupt niemals gelingen wird?

Wir übergehen den Versuch Saint-Pierres, die Grundgedanken Heinrichs IV. weiter auszuführen. Der fromme Abt hat nach dem Urteil Bluntschlis die Ideen seines großen Vorbilds nur verwässert. Wir übergehen ebenso die interessanten Abrüstungsgedanken des dritten Napoleon, der im Jahre 1870 hoffen konnte, nach siegreich geführtem Krieg den Völkern die frohe Botschaft bringen zu dürfen, daß sie nun den schweren Panzer niederlegen könnten, und weisen lieber auf die Zeit zurück, da Europa zitternd unter den Erschütterungen, die der Wahnsinn Bonapartes über eine halbe Welt verhängte, sich nach Ruhe sehnte, da war es die heilige Allianz, welcher die europäischen Mächte einen 40jährigen Frieden zu verdanken hatten. Es waren die humanen Grundgedanken, welche damals von den Regenten anerkannt und zum Ausdruck gebracht wurden. Wenn sie sich der gegenseitigen Bruderliebe versicherten, sich bereit erklärten, einander beizustehen, und sich verpflichteten, die Religion, den Frieden, die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten, so klingt das wie eine Vorahnung von einer neuen Zeit. Die heilige Allianz war aber auch ein Typus dessen, was kommen soll. Es war ein Bündnis mit Anerkennung der gegenseitigen Integrität, ein Bündnis, das zugleich dem Beitritt aller europäischen Staaten offen stand. Aber noch konnte Europa nicht zur Ruhe kommen; die deutsche, die italienische Frage mußte gelöst werden; das Nationalitätsprinzip, zu sehr aus der Natur der Dinge herausgeboren, als daß es nicht mit Macht sich durchzusetzen suchen mußte, fing an die Welt in seinem Sinne zu gestalten. Als ein zweischneidig Schwert hat es sich bis heute bewährt. Diese Idee ist noch kaum geboren, schreibt E. de Laveleye, und schon hat sie mehr als einen Thron gestürzt und hat das alte Gleichgewicht zerstört. Sie entzündet die Herzen unsrer Zeitgenossen mit glühender Leidenschaft, wie im 16. Jahrhundert die religiösen Ideen sie entzündeten. Sie hat Griechenland, Rumänien, Serbien, Bulgarien und Rumelien befreit, sie hat die Einheit von Italien und Deutschland geschaffen, sie erschüttert ohne Unterlaß die Völkerschaften Österreichs und der Türkei, und unter dem Namen Panslavismus und Pangermanismus erschreckt sie die Einbildungskraft. Morgen vielleicht entfesselt sie den fluchbeladenen Krieg, indem sie die Völker aufeinander hetzt, die der freundliche Austausch der Ideen und Güter zu einem brüderlichen Bund vereinen sollte."

Aber daß die Nationalitätenfrage, abgesehen von den bodenlos zerrütteten Verhältnissen in der Türkei, die freilich alles thut, um den von ihr gequälten Völkern einen Kampf bis aufs Messer aufzudrängen, nicht notwendig auf kriegerischem Weg gelöst werden muß, daß man sich vielmehr

andere Mittel denken kann, die sicherer zum Ziele führen, das sollte nicht geleugnet werden. Eine wirkliche Fundgrube von tüchtigen und scharfdurchdachten Vorschlägen haben wir in einem Buch von Eugen Schlief „Der Friede in Europa" entdeckt, ein Buch, das wir als Führer durch die vielverschlungenen Pfade der modernen Politik nicht genug empfehlen können. E. Schlief geht davon aus, daß die Friedensbewegung einen bestimmt ausgestalteten historisch-politischen Hintergrund voraussetzt, in Ermangelung dessen alles Nachdenken über die einschlägigen Verhältnisse erfolglos bleiben muß. Er tritt nun aber auch energisch für die Ansicht ein, daß Europa, abgesehen von dem Türkenregiment, auf einer Stufe der Entwicklung angekommen ist, auf der man ohne Schwärmerei den Frieden für erreichbar halten könne. Die Abgrenzung der Länder, das ist einer seiner Grundgedanken, entspricht den Bedürfnissen der Völker und berechtigt die Politik zu der Annahme, daß innerhalb des gegebenen Rahmens auch in Zukunft eine gedeihliche Entwickelung der Staaten möglich sein müsse; jedes Volk hat nach ihm so viel Raum, um innerhalb desselben seiner Kulturaufgabe voll und ganz gerecht zu werden*). Die schroffen Gegensätze aber, welche lange Zeit die Nationen auseinander hielten, fangen an, sich stufenweise abzuklären und zu mildern. Nachdem durch Herausbildung der in sich abgeschlossenen Nationalitäten ein natürlicher Gegensatz zwischen denselben geschaffen worden ist, macht sich ein Gesetz geltend, welches ebensosehr auf dem Gebiet der Politik wie der Naturerscheinungen gilt, daß die Gegensätze einander anziehen. Eine Solidarität der Kulturinteressen ist in Wirksamkeit getreten. Die Verwendung der Dampfkraft und Elektrizität, sowie die Leitung des Schalls haben einen Zusammenhang der zivilisierten Menschheit geschaffen, welcher noch bis vor kurzem unbekannt war. Handel, Gewerbe und Industrie fordern einen regen Anschluß der Kulturstaaten untereinander, weil das wirtschaftliche Leben in jedem Fall eine Art von Organisation bedarf, welche die einschlägigen Verhältnisse zum unmittelbaren Gegenstand der Politik machen muß. Die Handelsverträge werden in diesem Zusammenhang als ein Ereignis von unendlicher Tragweite betrachtet. In den Verkehrsverhältnissen hat jene Solidarität einen ganz besonders deutlichen Ausdruck gefunden. Man denke an den Weltpostverein, das Telegraphenwesen, das Eisenbahnsystem, an das Netz der Schiffahrtsverbindungen, das so gestaltet ist, daß jede seefahrende Nation zum großen Teil der Fracht-

*) Damit soll der Pflicht und dem Recht der Kolonisation keineswegs präjudiziert werden. Karl Jentsch wird recht behalten, wenn er erklärt: „Wenn ein Volk seines Glückes Schmied sein soll, so muß seine Werkstatt groß genug dazu sein. Die des deutschen ist entschieden zu klein. Wir werden sie daher vergrößern müssen; aber nicht auf Kosten unsrer europäischen Nachbarn, sondern durch Besitzergreifung von unkultivierten oder halbkultivierten Gebieten im Einverständnis mit dem übrigen Europa.

führer der andern wird. Die Intensivität der gegenseitigen Beziehungen läßt nicht den geringsten Zweifel darüber bestehen, daß ein politischer Antagonismus mehr und mehr als ein völliges Unding erscheint.

Die Fragen aber, welche Europa heute noch in Atem halten oder bald genug in Atem halten werden, in der Hauptsache die orientalische, die elsaß-lothringische, die italienische und die österreichische Frage, — sie sind nicht von der Art, daß die europäischen Kulturmächte dadurch notwendig unter sich in einen Krieg verwickelt werden müßten. Es sei erlaubt, in Kürze anzudeuten, wie sich Schlief die fernere politische Gestaltung denkt. Es ist ein Widersinn, erklärt er mit Bezug auf die Türkei, die Bekenner des Islam noch länger an demjenigen Teil Europas zu dulden oder wenigstens unumschränkt walten zu lassen, an welchem die Interessen fast aller Kulturmächte zusammenlaufen. Es bleibt nur ein doppelter Ausweg: entweder die Vertreibung der Türken aus Europa durch ein gemeinsames Vorgehen der Kulturmächte und Gründung eines neutralen Staats (oder sagen wir: mehrerer neutraler Staaten) an ihrer Stelle; oder aber die Statuierung einer Art von Suzeränität der Kulturmächte über der Pforte in Verbindung mit einer Besetzung Konstantinopels und andrer wichtiger Punkte durch europäische Heere, wobei der hohen Pforte selbst die Unterhaltung einer größeren Militärmacht zu untersagen wäre. Ein einseitiges Vorgehen eines einzelnen am goldenen Horn interessierten Staates, eine rein selbstsüchtige Ausnutzung der gegebenen Machtverhältnisse im Sinne einer rücksichtslosen Interessenpolitik wäre, wenn eine wirkliche völkerrechtliche Verbindung der europäischen Staaten vorhanden wäre, nicht zu gestatten. Die Russen zum Beispiel könnten billigerweise nur den ungestörten Zugang zum Mittelmeer verlangen, — ein Ziel, das erreicht würde, sobald die sogenannte negative Neutralität, welche für den Bosporus und die Dardanellen bereits anerkannt ist, und derzufolge nur die Handelsschiffe aller Nationen die Meerengen passieren dürfen, in die positive Neutralität verwandelt wäre, bei welcher auch den Kriegsschiffen sämtlicher Nationen (nicht bloß den kleinen russischen Kreuzern, was Rußland in einem Privatabkommen mit der Türkei herausgeschlagen hat) der Durchgang gestattet würde. Man kann verschiedener Meinung über die Möglichkeit einer derartigen Umgestaltung der orientalischen Verhältnisse sein, man kann in der schmachvollen neuerdings zu Tag tretenden Verbindung Rußlands mit der verrückten türkischen Despotenwirtschaft*) ein neues Zeichen davon sehen, daß die Lösung der

*) Rußland spielt gegenwärtig der Türkei gegenüber die Rolle des galanten Wüstlings, welcher der verfolgten Unschuld seinen Schutz anbietet, um sie nachher selber zu verführen, oder die Rolle des Knaben, der die Äpfel in dem Garten seines Nachbars vor den Dieben schützt, um sie nachher selber zu verzehren.

orientalischen Frage eben darum fast zu den Dingen der Unmöglichkeit gehören dürfte, weil die Mächte in ihrer heillosen Eifersucht weder zu einem gemeinsamen Vorgehen sich entschließen, noch einer einzelnen Macht gestatten wollen, den letzten Stoß zu führen, der nicht bloß der Türkei den Tod brächte, sondern auch der in Aktion tretenden Macht einen Vorteil über ihre Nebenbuhlerinnen verschaffte: man kann das alles zugeben und doch der Meinung sein, daß nur dann befriedigende Zustände geschaffen werden können, wenn die Großmächte sich zu einem gemeinsamen Vorgehen entschließen. Ein europäischer Kongreß hätte die Verhältnisse im Orient zu ordnen, die Erbteilung des kranken Mannes vorzunehmen, den Weltbrand zu vermeiden, was um so vernünftiger wäre, als nach dem europäischen Krieg, der an dem Pulversaß der orientalischen Krise sich entzünden könnte, ja doch die Hilfe eines Kongresses in Anspruch genommen werden müßte, woraus dieselben Resultate sich vermutlich ergeben würden, die auch ohne Krieg auf dem Weg friedlicher Verständigung erzielt werden könnten.

Was die Annexion von Elsaß-Lothringen betrifft, durch welche dem französischen Volksgemüt eine bis heute nicht vernarbte Wunde geschlagen wurde, so ist die Ansicht Schliefs, daß der Eroberung, die so viel böses Blut hervorgerufen hat, nicht als ein Unrecht betrachtet werden könne, so lang ein Völkerrecht, das die Eroberung als rechtswidrigen Akt hätte erscheinen lassen, gar nicht bestand, daß aber Frankreich auch nach dem Verlust der Reichslande noch durchaus als lebensfähiger Staat zu betrachten sei, der seine Kulturaufgabe nach wie vor in vollem Maße erfüllen könne.

Den Irredentisten, die mit Österreich grollen, um des „unerlösten Italiens" willen, giebt er zu bedenken, daß die Lebensadern Österreichs unterbunden würden, wenn ihm der Zugang zu dem völkerverbindenden Meer genommen würde, daß dagegen Italien selbst in seiner meerumschlungenen Lage sich in einem durchaus befriedigenden Zustand befinden könnte — auch ohne Triest.

Die Italiener kämen übrigens vielleicht zu dem erwünschten Ziel, wenn Österreich selbst, was gar nicht ausgeschlossen ist, am Nationalitätsprinzip zu Grunde geht. Die Möglichkeit wird scharf ins Aug' gefaßt, daß die slavischen Völkerschaften Österreichs sich für autonom erklärten, daß Deutsch-Österreich sich mit dem Deutschen Reich verbände, indessen das Haus Habsburg mit der Stephanskrone sich begnügen müßte.

Nach all' dem Angeführten liegt es nahe, daß wir mehr als einer kriegerischen Verwicklung entgegengehen dürften. Dagegen zeigt sich auf der andern Seite auch das Streben, solchen Katastrophen vorzubeugen und der europäischen Welt durch Bündnisse den heißersehnten Frieden zu verbürgen. Zwar wird dem kranken Mann am Bosporus wohl nur ein

kriegerischer Gnadenstoß zu seinem wohlverdienten Ende helfen. Ein solcher Feldzug aber, vom „vereinigten Europa" im Namen der Zivilisation unternommen, wäre eine, wie uns scheint, berechtigte Ausnahme vom Prinzip. Europa würde, wenn die Türken nach Asien zurückgeworfen würden, von einem Druck befreit, der immer unerträglicher zu werden droht. Aber auch in diesem Fall dürfte die Ausnahme die Regel bestätigen. Denn all die andern Fragen, die unserm diplomatischen Korps zur Lösung aufgegeben sind, vertragen eine friedliche Behandlung und sind keineswegs so „knotenhaft", daß sie nur mit dem Schwert zerhauen werden könnten.

Wie aber denkt sich Schlief die künftige Ordnung unsres Kontinents? Es handelt sich nach ihm darum, ein wirkliches „Völkerrecht" zu statuieren; denn was bisher so genannt wurde, die Sammlung von Grundsätzen, nach denen z. B. den Verwundeten eine gewisse Pflege, dem Privateigentum eine gewisse Unverletzlichkeit zugesichert wurde, — das waren nur Gepflogenheiten, an welche sich die Kulturstaaten stellenweise durch die politische Moral gebunden glaubten. Es war aber kein wirkliches Recht, vielmehr nichts andres als die Karrikatur eines solchen, da es doch wesentlich dem Zweck diente, zu zeigen, wie man sich gegenseitig mit Anstand abschlachtet. Ein wirkliches Recht erscheint erst dann, wenn die Selbsthilfe nicht mehr als letztes Mittel für die Entscheidung der Meinungsverschiedenheiten bestehen bleibt, wenn vielmehr ein internationales Prozeßverfahren statuiert wird, durch welches über Recht und Unrecht der einzelnen Staaten in unwiderruflicher Weise entschieden wird. „Es ist die Frage", lesen wir bei Schlief, „ob es nicht möglich ist, das Völkerrecht so auszugestalten, daß der Krieg zwischen zwei zivilisierten Völkern unbedingt als ein völkerrechtswidriges Verfahren, als ein revolutionärer Akt erscheint." Es kommt nur darauf an, ob sich die europäischen Mächte dazu herbeilassen, sich zu einem „Staatensystem" im vollen Sinne des Worts zusammenzuschließen. Daß sie keine wirkliche Einbuße dabei erleiden würden, im Gegenteil nur gewinnen könnten, das sollte der Vernunft allmählich faßlich werden. Sehr empfindlich sind die modernen Staaten in Beziehung auf das Recht der Souveränität, und für unantastbar halten sie das einmal überkommene Gebiet. Die Souveränität würde aber (nach Gaston Mock) durch die Unterwerfung der Staaten unter ein Tribunal ebensowenig untergraben, als die Freiheit eines Schweizerbürgers dadurch, daß er sich den Gerichten seines Landes unterwirft. Wird aber die Souveränität so weit getrieben, daß den Staaten ein Recht vindiziert wird, den Krieg zu erklären, so ist das in Wahrheit nur das Mittel, eventuell den Schwachen Ansprüche aufzuzwingen, die mit ihrem Recht im Widerspruch stehen." Immerhin wird zuzugeben sein, daß die anarchische Selbstherrlichkeit, wie sie die Staaten heute in

Anspruch nehmen, ebensogut eine Einbuße wird erleiden müssen, wie die zügellose Freiheit des Wilden, wenn er sich den Gesetzen eines geordneten Staatswesens fügt; denn libertas non est licentia, hat schon Tacitus gesagt.

Ein anderes ist es mit der Unantastbarkeit des überkommenen Gebietes. Die in den Völkerbund eintretenden Staaten werden sich die Unverletzlichkeit ihres Gebietes zu garantieren haben; das sich bildende Staatensystem muß als grundsätzlich stabil angesehen werden; die völkerrechtliche Stellung der neutralen Staaten, denen die Vertragsmächte die Unantastbarkeit ihrer Grenzen schon heute gewährleisten, muß gleichsam wie die skizzenhafte Vorstudie zu dem großen Gemälde des europäischen Staatensystems angesehen werden. Die so statuierte Stabilität dürfte aber freilich nicht dem Versuche gleichkommen, die Geschichte zum Stillstand zu verurteilen und die Ruhe des Kirchhofs in Europa herzustellen. Es ist ganz falsch zu meinen, wenn der Friede in Europa zum Prinzip erhoben wäre, „so dürften aufstrebende Völker nicht mehr aufstreben und sterbende Staatsgebilde dürften nicht mehr sterben“. „Man kann natürlich“, sagt Schlief, „nicht einen Staat, der sich als nicht mehr lebensfähig erweist, künstlich und durch Zwangsmittel von außen am Leben erhalten; einer Verschiebung der Grenzen soll nicht ein für allemal vorgebeugt werden, sondern nur jedem gewaltsamen Eingriff in die gegebene Länderkonfiguration“. Es muß einem Volk möglich sein, sich von seinen bisherigen Verbindungen zu trennen und andere Verbindungen einzugehen. Ein Staat wie Österreich müßte aus den Fugen gehen können, ohne daß darum das ganze europäische Staatensystem aus dem Gleichgewicht kommen müßte: es wäre nur für die neuentstehenden Staatengebilde Raum zu schaffen, in der Art, daß sie in das Völkerkonzert aufgenommen würden, wie Österreich vorher darin aufgenommen war.

Der Weg zum Ziel ist übrigens nicht nur durch die Stellung der neutralen Staaten in der europäischen Welt vorgezeichnet, sondern mutatis mutandis auch durch die Gründung des Dreibundes und des Zweibundes. Dem Dreibunde wenigstens liegt die grundsätzliche Anerkennung des status quo zu Grunde. Die verbündeten Staaten gewährleisten einander die Unverletzlichkeit ihres Gebietes, sie verpflichten sich, einander gegenseitig zu unterstützen, aber auch den Besitzstand der nicht dem Bunde zugehörigen Staaten zu achten. Und wenn der Zweibund auch seinerseits wirklich nur die Bedeutung hat, daß Frankreich und Rußland sich gegen etwaige räuberische Überfälle von seiten ihrer Nachbarn zu schützen suchen, so stehen sich in Europa zwei große in sich geschlossene Organisationen gegenüber, welche auf ganz dasselbe Ziel, die Erhaltung des Friedens, hinarbeiten. Und nun setze man den Fall, daß nur einmal der vielgerühmte Dreibund

aus der Sphäre der diplomatischen Konjunktur heraustreten und sich in Wahrheit zu einem Institut entwickeln würde, welches zur Lösung einer etwa entstehenden Differenz ein festgeordnetes völkerrechtliches Prozeßverfahren statuierte, so wären wir unserem Ziele um einen großen Schritt näher gekommen.

Wie ist nun aber das mehrerwähnte völkerrechtliche Prozeßerfahren genauer zu denken? Es sind im Sinne Schliefs zwei Organe zur Durchführung des Rechtszustandes in unserem Staatenbunde zu unterscheiden: ein internationaler Gerichtshof und ein in kritischen Zeiten einzuberufender internationaler Kongreß. Der erstere hätte das als bestehend vorausgesetzte kodifizierte Recht auf die einzelnen Streitfälle anzuwenden; der letztere hätte das werdende Recht mit Rücksicht auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu schaffen.

Uns interessiert hier vor allem der Staatengerichtshof. Zu Richtern sind sämtliche souveräne Staaten selbst berufen; die jeweiligen Souveräne sind berechtigt, ihre Delegierten in das Tribunal zu schicken. Dieses selbst wäre in jedem einzelnen Falle besonders zu bilden, da ein in Permanenz erklärter Gerichtshof sich leicht zu einer Zentralregierung auswachsen könnte oder aber eine sehr spärliche Thätigkeit ausüben würde. Jede Regierung könnte die Berufung des Gerichtshofes beantragen. Die Zusammensetzung des Tribunals ergiebt sich, wenn man auf den Unterschied der Staaten Rücksicht nimmt: 5 Kleinstaaten hätten über 5 Stimmen, 5 Mittelstaaten über 10 Stimmen, 7 Großstaaten (Spanien ausgeschlossen) über 21 Stimmen zu verfügen, so daß, wenn zwei Großstaaten als streitende Parteien gezwungen wären, aus den Verhandlungen auszuscheiden, da niemand in eigener Sache Richter sein kann, den Großstaaten immer noch 15 Stimmen verbleiben, also so viel wie den kleinen und mittleren zusammen. Wenn man einwendet, daß sich innerhalb des Gerichtshofes eine pateiische Voreingenommenheit geltend machen könnte, so ist darauf zu erwidern, daß dieselbe Gefahr bei jedem Zivil- und Kriminalgericht vorhanden ist, und daß es um deswillen doch niemandem einfällt, die Durchführbarkeit eines wirklichen Gerichtsverfahrens zu bestreiten, sodann aber, daß die regierenden Interessen in dem Völkerareopag einander gegenseitig die Wage halten würden, endlich, daß dabei allerdings eine sittliche Erneuerung des ganzen Rechtsbewußtseins, wie es K. Chr. Planck gemeint hat, vorausgesetzt werden muß, deren Möglichkeit nicht bestritten werden sollte, angesichts des ungeheuren Umschwungs, der sich gegenwärtig z. B. mit Bezug auf die soziale Frage in unserem Volksbewußtsein vollzieht.

Der Vorsitz des Gerichtshofs würde unter den sieben Mächten ersten Ranges abwechseln. — Die Geschäftssprache wäre das Französische, da

dieses schon jetzt als die internationale Verkehrssprache gilt. — Der Gerichtshof dürfte keinen festen Sitz haben; die jeweilige Präsidialmacht hätte den Tagungsort zu bestimmen. — Eine Berufung ist ausgeschlossen, da es über den souveränen Staaten keine Instanz geben kann. — Was die Exekutivgewalt anbelangt, so ist dem Gerichtshof keine bewaffnete Macht zur Verfügung zu stellen. Wird der Entscheidung der Gehorsam versagt, so ist die offene Revolution vorhanden. Es kann aber in dem Vertrag, durch den die Völker sich verbünden, von vornherein bestimmt werden, daß, wenn das Abkommen gewaltsam von einem der Kontrahenten gebrochen würde, alle übrigen sich verpflichteten, dann einen casus belli für gegeben zu erachten und zu einer gemeinsamen Allianz gegen den Friedensstörer zusammenzutreten. — Wenn ein derartiges Staatensystem zustande käme, so würde sich auch eine allgemeine Abrüstung nahezu von selbst, ohne besondere darauf gerichtete Anstrengungen ergeben.

Soweit Schlief, dessen nüchterne, vorsichtig abwägende, von aller Schwärmerei sich freihaltende Ausführungen wir im Vorstehenden nur mit wenigen Ergänzungen vorgetragen haben.

Wir sind nach all dem Ausgeführten nunmehr in der Lage, eine Antwort auf die Frage zu versuchen, ob der Gedanke einer europäischen Völkerföderation als Utopie oder Weissagung zu betrachten sei. Wir wissen wohl, daß es nicht bloß ein völkerrechtlich politisches Problem ist, das seiner Lösung entgegendrängt, daß vielmehr auch die sittlich-religiöse und die nationalökonomische Seite der Sache berücksichtigt werden will. Handelt es sich doch darum, daß die Völker, deren öffentliche Meinung wir gewinnen wollen, von den mächtigen Ideen der Gerechtigkeit und des Friedens sich ergreifen lassen und gerade im Gegensatz zu den wahnwitzigen Grausamkeiten, wie sie gegenwärtig von unmenschlichen Barbaren an einem wehrlosen Volk begangen werden, sich die christliche Grundlage ihrer Civilisation wieder zum Bewußtsein bringen. Gilt es doch zugleich, besonders die internationale Seite der die europäische Menschheit in den tiefsten Tiefen aufwühlenden sozialen Frage ins Auge zu fassen, sich klar zu machen, daß wir zu keinem guten Ziele kommen, wenn nicht durch gegenseitigen Vertrag die Verkehrsverhältnisse der Staaten unter sich geregelt, die heimische Industrie gegen Überschwemmung und Unterbietung von außen geschützt wird; daß aber eine wirklich befriedigende Ordnung weder auf dem Weg der einseitigen Schutzzollpolitik noch auf dem Wege des Freihandels hergestellt werden kann, daß vielmehr der Austausch der Erzeugnisse nach gegenseitiger Übereinkunft über Preis und Masse sich vollziehen muß. Es ist nicht möglich, im Raum einer Abhandlung diese Gedanken weiter auszuführen. Es genüge für heute, auf die geistvollen Ideen des schwer ver-

kannten schwäbischen Philosophen Planck, wie er sie insbesondere im „Testament eines Deutschen" niedergelegt hat, zu verweisen. — Merkwürdig genug ist es immerhin, daß selbst die Schutzzöllner allmählich einsehen lernen, daß es nicht genügt, nur einen einzigen Staat zu schützen, daß vielmehr wenigstens auch ganz Centraleuropa in das Schutzgebiet mit einbezogen werden müßte, wenn eine Rettung aus der gegenwärtigen Misère erzielt werden soll. So hält es G. Schmoller („über die Epochen der Getreidehandelsverfassung und -Politik" im Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, 20. Jahrgang, Heft 3) für wahrscheinlich, daß sich ein europäischer Staatenbund mit freiem Getreidehandel im Innern, geschützt durch einen Zoll gegen Amerika, erhebe; und wünschenswert erscheint es ihm, daß für die Zeit des Ablaufs der Handelsverträge ein Getreidezollbund womöglich der sämtlichen mitteleuropäischen Staaten geschlossen werde, der, wenn er groß genug wäre, auch eine mäßige Erhöhung unserer Getreidezölle gegen die nicht einbezogenen Staaten ertragen würde, im Innern aber freien Getreideverkehr hätte. Durch die Meistbegünstigung erster Klasse aber, die wir unseren nächsten Nachbarn einräumen müßten, erhielten wir die Möglichkeit, einen europäischen Zollverein vorzubereiten. Es liegt uns ferne, an dieser Stelle in eine Kritik der Schmollerschen Vorschläge einzutreten oder sie zu unterstützen; nur die Bemerkung können wir uns nicht versagen: Als in Deutschland ein Zollverein gegründet wurde, da war der erste Schritt zu der deutschen Einheit gegeben; die Parallele, welche sich von hier aus für den angestrebten europäischen Staatenbund ergiebt, muß einem Blinden deutlich sein. Man redet heute schon von einem europäischen Zollverein, wie bald wird man von einer Einheit unseres Weltteils reden! Wer Augen hat, zu sehen, der muß zugeben, daß alles über die engen Grenzen der Nationalitäten hinausdrängt auf eine internationale Staatenordnung hin. So werden wir nicht irre gehen, wenn wir das Resultat des Ausgeführten kurz dahin zusammenfassen: Der Gedanke an eine europäische Völkerföderation ist keine Utopie, sondern eine Weissagung, deren Erfüllung, wenn nicht wir, so doch unsere Nachkommen erleben werden.



Die wirtschaftliche und nationale Gefahr im deutschen Osten.

Von Arthur Dix.

(Kölln b. Oliva.)

Der bekannte Agrarpolitiker v. d. Goltz sagt in seinen Abhandlungen über „Die ländliche Arbeiterklasse und der preußische Staat":

„Wenn die Entwickelung in dem seit 2—3 Jahrzehnten befolgten Gange fortschreitet, dann ist die Polonisierung der östlichen preußischen Provinzen bloß noch eine Frage der Zeit.

Die Möglichkeit ist keineswegs so fern gerückt, daß das von unseren Vorfahren zuerst im Kampfe, dann und namentlich durch langjährige Kulturarbeit für das Deutschtum errungene Gebiet wieder verloren geht, zuerst nach der Nationalität und Kultur seiner Bewohner, und als Folge davon nach seiner politischen Zugehörigkeit zum preußischen Staat und zum Deutschen Reich."

Trotz des antipolnischen Ansiedelungsgesetzes, trotz des Vereins zur Förderung des Deutschtums in den Ostmarken ist und bleibt die Gefahr in der That vorhanden; sie ist bedingt durch den Großgrundbesitz im Osten und seine wirtschaftliche Lage. Der Großgrundbesitz hat einerseits den deutschen Bauernstand verschlungen, anderseits zieht er ein Heer polnischer Arbeiter in das Land. Die Folge ist eine dauernde Verschiebung der Bevölkerungsziffer zu Gunsten des Polentums.

Wenn die Verhältnisse bei uns auch ganz bedeutend günstiger liegen als etwa in England, so ist doch immerhin in den sieben östlichen Provinzen mehr als ein Fünftel der Gesamtfläche in den Händen von nur 2498 Privatbesitzern mit 5320 Gütern von mehr als 1000 Hektar; wie viele Bauern könnten auf diesen Flächen leben und das Land unvergleichlich besser ausnutzen, statt dessen ernährt der Boden nur eine verhältnismäßig geringe Arbeiterzahl, und da die deutschen, teueren Arbeitskräfte sich bessere Stätten aussuchen, werden die billigeren Polen ins Land hereingezogen. Um noch einen Augenblick bei der Latifundienbildung zu verweilen: Sind es etwa gesunde, der Gesamtheit dienliche Zustände, wenn im Osten 7,4 v. H. der gesamten Grundfläche in den Händen von nur 148 Privatbesitzern ruhen, die zusammen 1744 Güter von mehr als 5000 ha besitzen? Es ist hier nicht der Ort, näher nachzuweisen, um wie viel geringer der Boden

im Großbetrieb ausgenutzt wird, als in kleinen Wirtschaften; nur beispielsweise sei ein von dem vortrefflichen Kenner agrarischer Verhältnisse, Prof. Sering, berichteter Fall angeführt, in dem ein Kolberger Großgrundbesitzer die Verhältnisse seines in alter Kultur befindlichen und wegen vorzüglicher Bewirtschaftung weit bekannten Gutes mit denen eines benachbarten Dorfes vergleicht, welches ziemlich die gleichen Bodenklassen aufweist. Auf 100 ha entfallen auf dem Gute nur 5, im Dorfe 21 Haushaltungen; es ernährt also derselbe Boden mehr als viermal so viel Leute; auch der Staat hat abgesehen hiervon einen bedeutenden pekuniären Vorteil, da dort für dieselbe Fläche nur 168, im Dorfe aber 318 Mark Staatssteuern entrichtet werden; für die höhere Kultur spricht ferner, daß auf dem Gute nur 6 Pferde, im Dorfe 14, dort 8 Kühe, hier 33, dort 6 Stück Jungvieh, hier 22 auf dieselbe Fläche kommen. Die Latifundien entziehen den Boden zu Gunsten eines Einzelnen einer bedeutenden Schar von Bauern, die ihn obendrein weit besser ausnutzen, die dem Staate und der Gesamtheit größere Erträge liefern, unter Notständen aber weit weniger leiden würden. Statt dessen entvölkert das Land sich mehr und mehr, der Großgrundbesitz fühlt die gedrückte wirtschaftliche Lage am meisten, er muß sich ihr anzupassen suchen und strebt naturgemäß nach einer Verbilligung seiner Produktionskosten durch Verbilligung der Arbeitskraft; der deutsche Arbeiter weicht den ungünstigen Verhältnissen, sucht lohnendere Beschäftigung und wandert aus oder ab, dem billiger arbeitenden Polen das Feld überlassend. Die wirtschaftliche und nationale Gefahr ist von v. d. Goltz treffend in den Worten angedeutet: „Die Abnahme der ländlichen Bevölkerung im Osten birgt große Gefahren in sich. — Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Zunahme der Bevölkerung eine entsprechende Zunahme der einheimischen Produktion an Nahrungsmitteln wünschenswert erscheinen lasse. Beim Fortgang der jetzigen Entwickelung wächst aber die Differenz zwischen Produktion und Bedarf fortdauernd, und damit steigt die Gefahr, daß bei Unterbrechung der Zufuhr aus dem Auslande, z. B. in Kriegszeiten, ein bedenklicher Mangel an Nahrungsmitteln eintritt. Ferner wird die Wehrkraft des deutschen Reiches geschwächt." Diese Worte sind verschiedentlich benutzt, um den Ruf nach Hilfe für den Großgrundbesitz zu begründen, während sie praktisch gerade gegen den Großgrundbesitz ihre Spitze kehren und das Verlangen nach einer Vermehrung des kleinen deutschen Bauernstandes auf Kosten des Großgrundbesitzes begründen. Dadurch, daß die Entwickelung den umgekehrten Weg gegangen ist, ist die Gefahr für den Staat eingetreten. Er verliert, wie Oppenheimer in seinem kürzlich erschienenen Werk „Die Siedlungsgenossenschaft" sagt, „als Steuerempfänger ungeheure Summen; es könnten in seinen Grenzen doppelt und mehr

Einwohner hausen und würden das Vielfache des Einkommens erarbeiten und versteuern, was heute die Landmagnaten einziehen und versteuern. Die Industrie könnte Werte im Betrage von annähernd einer Milliarde Mark, die heute für Korn und Vieh ins Ausland gehen, im Inlande absetzen und sich einen neuen Markt schaffen, größer, als der heutige In- und Auslandsmarkt, und würde gleichfalls steuerkräftiger werden." — Aber statt der Stärkung des deutschen Bauernstandes erfolgt eine Überflutung mit polnischen Arbeitern von minderwertiger Kultur, minderwertiger Arbeitskraft, ohne jeden Nutzen für den Staat — im Gegenteil! Sie „verkürzen den einheimischen Arbeitern die Arbeitsgelegenheit, wirken drückend auf die Lohnhöhe, nötigen sie oft, die Heimat zu Gunsten der Fremdlinge zu verlassen. Es treten ähnliche Erscheinungen, wenn auch in etwas abgeschwächtem Grade, zu Tage, wie sie infolge der massenhaften Einwanderung der Chinesen in einzelnen Staaten Nordamerikas sich gezeigt." So die ernste Mahnung v. d. Goltz' vor dieser drohenden nationalen Gefahr! Derselben Quelle entnehmen wir einige ziffernmäßige Belege; danach hat in der ersten Hälfte des Jahrhunderts eine Abnahme des Polentums stattgefunden, in den letzten Jahrzehnten aber ist z. B. in Westpreußen der Prozentsatz der Deutschen um 10% gefallen und der der Polen entsprechend gestiegen.

„Auch in den Regierungsbezirken Königsberg, Gumbinnen, Posen, Bromberg, Oppeln hat in den letzten Jahrzehnten eine verhältnismäßige Abnahme der Deutschen und eine ebensolche Zunahme der Polen stattgefunden. In Westpreußen zeigt sich ferner die wichtige, aber leicht erklärbare Thatsache, daß das Polentum am meisten zunimmt, wo der Großgrundbesitz am stärksten vertreten ist." Der Grund ist eben die mehrfach erwähnte Thatsache, daß der Großgrundbesitz verhältnismäßig wenig leistungsfähig ist, dabei von jedem durch den Weltmarkt bedingten Sinken der Konjunktur schwer getroffen wird und, um einigermaßen das Gleichgewicht zu halten, zu den billigsten Arbeitskräften greifen muß. Die hierdurch, sowie durch eine Reihe anderer, hinlänglich bekannter Gründe veranlaßte starke Fortwanderung der deutschen Arbeiter hilft die Notlage nur vergrößern, so daß thatsächlich häufig in verschiedenen Bezirken die Ernte aus Mangel an Arbeitern nicht völlig eingebracht werden konnte, was einen Schaden von Millionen verursacht hat.

Die Auswanderung, die gerade aus den östlichen, am schwächsten bevölkerten Provinzen am stärksten war, hat ihren Höhepunkt in der ersten Hälfte der achtziger Jahre überschritten. Von 1881—1885 wanderten aus den Ostprovinzen über See 341540 von 541645 Auswanderern aus Preußen überhaupt! Und zwar stammen diese Auswanderer zweifellos zum

bei weitem größten Teil aus den Gebieten mit überwiegendem Großgrundbesitz; nach genauen statistischen Berechnungen läuft die Zahl der Auswanderungen durchaus parallel mit dem Umfange des Großgrundbesitzes, während der überwiegend bäuerliche Besitz naturgemäß sehr viel weniger Auswanderer liefert. Genau dasselbe gilt für die jetzt so stark überwiegende Abwanderung, die dem preußischen Osten nach Oppenheimer in fünf Jahren dreimal so viel Menschen entzogen hat, als die Auswanderung. Wenn die Abwanderung (Sachsengängerei u. s. w.) in neuester Zeit ein wenig (aber auch nur recht wenig) nachgelassen hat, so muß man das wohl auf Rechnung der Rentengutsbildung im Osten setzen.

Ja, die Rentengutsbildung! Sie giebt dem Agrarpolitiker genug zu kauen. So lange die Hohenzollern östliches Land unter ihrer Krone beschirmt, haben sie sich dort die innere Kolonisation angelegen sein lassen. Schon vor Friedrich II. waren in Altpreußen nach G. Schmoller etwa 150000 Einwanderer angesiedelt, unter diesem Herrscher dann weitere 300000. Gegen 1000 Dörfer mit einigen 100000 Stellen wurden gegründet. Vieles haben die Latifundien verschlungen, ein Teil dieses alten Kernes aber blieb stets bestehen. Unsere Zeit hat neue Versuche entstehen lassen! über das Ziel ist man sich einig, die Wege sind verschieden, die Resultate aber bisher nicht gar zu groß und wenig befriedigend.

Die zwar gründliche, aber ungemein langsame Arbeit der Ansiedelungs-Kommission mit ihrem ausgesprochen anti-polnischen Charakter hat bald ihre 100 Millionen verbraucht, hat inzwischen eine Reihe würdiger bureaukratischer Fehler begangen und — das ist so ziemlich alles. Die teils recht schnell, im Grunde aber auch mit unerträglicher bureaukratischer Langsamkeit arbeitenden Generalkommissionen ernten gleichfalls bei ihrer Rentengutsbildung Klagen über Klagen; der Hauptsache nach haben sie 3233 deutsche und 1630 polnische Bauern bisher fest angesiedelt.

Das ist ja immerhin etwas, aber doch noch recht wenig, zumal wenn man alle bei der Rentengutsbildung gemachten Fehler in Betracht zieht, deren oberster das Herrschen des bureaukratischen Zopfes ist. Zudem haben die Polen einen sehr starken Anteil an der Seßhaftmachung, wodurch die wirtschaftliche und nationale Gefahr wiederum hervortritt; denn im allgemeinen ist Wirtschaft und Kultur auf den polnischen Besitzungen gegenüber den deutschen stark im Rückstande, es bleibt also zum Teil die mangelhafte Bodenausnutzung; dazu tritt die nationale Gefahr, die ein großer polnischer Bauernstand namentlich im Falle eines östlichen Krieges darstellt. Es fragt sich nur, was in diesem Sinne und im Interesse der Kultur gefährlicher ist, ein Schwarm kulturell ganz unterwertiger polnischer Arbeiter aus Rußland, oder eine politisch wohlorganisierte Schar fest an-

sässiger polnischer Bauern. Immerhin aber ist eine beträchtliche Verschiebung infolge der Rentengutsbildung zu Gunsten des deutschen Elementes in vielen Bezirken nicht zu leugnen, wenn in andere auch das Polentum auf diesem Wege erst eigentlich eingeführt wird. Es bleibt aber auch, im Interesse der nationalen Sicherheit und des wirtschaftlichen Aufschwunges, die Hoffnung, daß der Kampf ums Dasein die Reihen der Polen, so weit sie wirtschaftlich-kulturell zurückstehen, von selbst lichten wird, und daß dem kräftigen deutschen Bauernstande der Sieg bleibt. Doch ist, um die Bildung gesunder Bauernwirtschaften überhaupt zu fördern, eine durchgreifendere und rationellere, weniger zopfige Arbeit auf dem Gebiete der inneren Kolonisation erforderlich. —

Kein Zweifel: Die Notlage des Großgrundbesitzes ist es, die die wirtschaftliche und nationale Gefahr im Osten in erster Linie begründet; der Ton aber liegt nicht auf „Notlage", sondern auf dem „Großgrundbesitz", und will man dem Übel zu Leibe gehen, so darf man sich nicht scheuen, dem Großgrundbesitz selbst zu Leibe zu gehen. Das wird kein einsichtiger Politiker leugnen, wenn er sonst auch noch so große Sympathie für den Großgrundbesitz hegt. Wir haben die Wahl: Entweder wir lassen es bei den heutigen Zuständen, bezw. fördern noch den Großgrundbesitz, indem wir ihm durch Gewaltmittel über die Krisis hinwegzuhelfen suchen — dann bleibt es bei der höchst mangelhaften Bodenausnutzung, bei den geringen Erträgen, dem beschränkten Markt für die heimische Industrie, bei der minimalen Bevölkerung des platten Landes, bei der Arbeiternot, kurz bei der ganzen wirtschaftlichen und nationalen Gefahr. Oder wir beseitigen diese, soweit es mit einem ersten, aber großen Schritte möglich ist, durch Schaffung eines großen, möglichst deutschen Bauernstandes im Osten, durch möglichst ausgedehnte Beseitigung des Großgrundbesitzes und Heranziehung leistungsfähiger Bauern aus dem ganzen Reiche, die den Boden besser ausnutzen, der Gesamtheit in jeder Hinsicht mehr Erträge liefern, in schweren Zeiten besser stand zu halten vermögen, die Arbeiternot nicht kennen, dafür aber zahlreiche und sichere Existenzen neu begründen.

Dann, und nur dann wird es verhindert, daß die zu Eingang angeführten Worte v. d. Goltz' ihre traurige Bestätigung erfahren. Nur dann wird der Osten endlich all die Mühe in vollem Maße lohnen können, die so lange auf ihn verwandt ist. Dann wird die wirtschaftliche und nationale Gefahr in den Ostmarken schwinden und der Staat dieses Schmerzenskindes endlich froh werden.

Freie Bahn den deutschen Bauern!



Das Lied von der Erde.*)

Von Franz Evers.

(Berlin.)

Meine Erde, ich liebe dich so.

Auf, mein Wille! und singe das eherne Lied von der Erde!
Laß deine Stimme wie Sturm und wie Donner erdröhnen und werde
stark und trutzig wie ein junger Riese in Waffen.
Die dich genährt, deine heilige Mutter, sollst du mir loben;
auf! und rede wie klingendes Erz, denn siehe von oben
stralt dein leuchtender Richter, der Gott, der den Lorbeer geschaffen.

Auf, mein Wille! dein Singen wirke wie Wein so berauschend,
sage den Menschen, wie du, das Herz der Tiefen belauschend,
drinnen in leisem Gang Geheimnis und Rätsel vernommen.
Wie du, ein reisiger Held, die Rüstung von dir gestoßen,
Krone und Schwert dazu, und hinunterstiegst mit den bloßen
Gliedern tief in der Felsen Schooß, von Gefahren umglommen.

Auf, mein Wille! und künde, was wild mein Leben gepeinigt,
bis ein neues Erkennen gerettet mich hat und gereinigt,
als du lang und tief aus verborgenem Quell getrunken:
Mimirs Born war deiner Nacktheit reines Erquicken —
und nun stehst du da und schaust mit ewigen Blicken —
und es sprühn dir vom Munde der Sprache begeisternde Funken . . .

* * *

Aeonen fluten dahin, seit sie sich aus dem Nebel rang;
in unsern Herzen waltet neu des Schöpferwortes stolzer Klang;
vor unserm Auge weicht die Nacht, und leuchtend liegt der Morgen da,
und Auferstehung feiert nun der Erde altes Golgatha.
Ich seh sie kreisen nebelleicht, ich seh sie glutenfeurig glühn,
ich seh im wilden Chaosdrang die ersten Lebenskeime sprühn;
vor meinen Augen dehnt sie sich, die schwanger von Geburten war,
und meinem Geiste ward ihr Schooß, ihr ganzes Werden offenbar.
Aus Urweltdünsten hebt sie sich in gottesschöner Morgenpracht,
mit Farb' und Form belebt sie sich und trägt der Wesen bunte Tracht:
tausend Gestalten wachen auf, es wächst des Menschen junge That,
und Lichtgedanken lachen auf und sän jahrhundertreiche Saat.
Das ist des Lebens Frühlingsdrang, den kühn das Schicksal vorwärts treibt,
der sich unendlich wiederholt und jung in unsern Herzen bleibt;
der aus der Mutter-Erde Schooß in uns sein neues Wirken schafft,
in Leid und Freude, Sieg und Not, in Herrschermacht und Dichterkraft. —

*) Aus den demnächst im Verlage von Schuster & Löffler, Berlin, erscheinenden „Hohen Liedern".

Gott, du der Welten letzter Grund, gieb meinem Liede deinen Glanz,
mit Wahrheit tränke meinen Mund, denn dir gehört mein Wirken ganz;
mein Wille ist ein stolzer Held, du Einziger, dem er sich beugt,
gieb ihm die Fülle deiner Welt, wenn er von deiner Erde zeugt!

*

Vor meinen Augen, halb umschlungen noch
vom wirren Nebel der Vergangenheiten,
erstehn die Menschenvölker, die vom Joch
des dumpfen Zwanges, Erde, dich befreiten.
Unendlich, zahllos wogen her die Schaaren,
daß kaum mein Wille solche Menge bannt;
doch hab ich ihre Ersten wohl erkannt,
drin alle anderen sich offenbaren.
Und trüben meinem Auge sich die Bilder,
die wie ein Weltentraum vorüberschwanken,
dann haftet fest mit sinnenden Gedanken
mein Blick am Einzelnen — und klarer, milder
seh ich der Menschen Werk in einem Helden,
den seine Völker als den größten melden.
Von Zeit zu Zeiten wurden sie geboren,
die Wenigen, die herrschergleich erstehn,
die als Gesetze durch die Menge gehn
und schaffend sich ihr eigen Reich erkoren.
Sie wuchsen auf aus tiefstem Schicksalsgrunde,
Leuchttürme in dem Sturmesmeer der Zeit,
sie haben mit dem Ewigen im Bunde
sich ihrer Heldenherrlichkeit geweiht.
Ob nun in Freuden, reich und vielgestaltig,
ein Volk sich ihnen gab mit Jubelruf,
ob sie der König Schmerz, schicksalgewaltig,
in ihrer Einsamkeit zu Helden schuf:
sie sind der Erde stolze Riesensöhne,
und übermenschlich scheinen sie dem Blick —
Sei stark, mein Lied! daß ich sie würdig kröne,
gieb in Akkorden deine vollsten Töne,
singe der Menschheit wandelndes Geschick.

* * *

Von Zeit und Raum hat sich mein Blick befreit,
und Dinge, die schon im Verborgnen schliefen,
enthüllen sich voll Sinn und Deutlichkeit.

Mir werden offenbar die grauen Tiefen:
unendlich wälzen sich nach Ost und West
die Völkerströme, die die Welt durchliefen.

Ich halte still den Athem angepreßt . . .
Aegypten zeigt mir seine heiße Zone;
da wogt das Volk beim lauten Isisfest.

Da thront der König mit der Doppelkrone.
Er läßt die Tempel in die Felsen haun,
und zwingt ein fremdes Volk zu harter Frone.

Sie müssen ihm sein Monument erbaun;
wie ein Geheimnis soll es ihn umgeben.
Jahrtausende noch werden es erschaun.

Die Sonne sieht er durch den Himmel schweben —
er fühlt die Kraft, die nie versiegen kann,
und jenen Glauben, daß die Toten leben.

Als Sohn der Sonne beten sie ihn an.
Er aber muß dem Sklavenvolke weichen,
dem nun erwächst ein wunderbarer Mann.

Denn Moses fühlte seiner Sendung Zeichen.
Er sammelte sein Volk mit starker Hand
und konnte kühn das Rote Meer erreichen.

Und Moses sprach — und wie ein Wunder stand
die Flut. — Als stürmend die Aegypter kamen,
war schon gewonnen der ersehnte Strand.

„Du sollst" verkündet er in Jahwes Namen.
Ich seh ihn wachen auf dem Sinai,
und seine Seele spricht ein großes Amen.

Durch Wüste und Entbehrung führt er sie,
bis sein Gesetz in Chat und Sitten blühte.
So kam das Land, nach dem ihr Sehnen schrie.

Und als im Morgenglanz der Horeb glühte,
da betet er zum letzten Mal um Sieg,
beim heißen Kampf, in dem sein Volk sich mühte.

Mit seinem Innern lag er da im Krieg:
Er wußte, seine Stunde war gekommen,
nun Israel zum Jordan niederstieg.

Der Himmel ist in Siegesglanz entglommen.
Er betet — und sein eigenes Gebot:
Du sollst! hat unerbittlich er vernommen.

Er schaut sein Land noch fern im Abendrot.
Da wächst gigantisch auf ein dunkler Schatten,
und schließt die offnen Arme ihm: der Tod. —

Mein durstig Auge will noch nicht ermatten . . .
Die Babylonier drängten sich vorbei
zur Zeit, als Juda sie vernichtet hatten,

Ich sehe Herrscherwahn und Schwelgerei.
Assyrer, Perser ziehen schwer vorüber —
und jetzt im Osten wird die Aussicht frei.

Die Bilder, die dazwischen sind und trüber
als andre mir erscheinen, schwinden schon,
und fern nach Indien will mein Blick hinüber.

Da haftet er an jenem Königssohn:
Siddhartha, der die Pracht der Krone kannte,
und der verließ sein Weib und Kind und Thron.

Er zieht einher, den man den Buddha nannte,
weil seine Lehre das Erkennen war,
im dürren Kleid, das Glut und Staub verbrannte.

Ihm ward das Leid der Erde offenbar.
Das große Mitleid ging durch seine Seele.
Zu Tausenden wuchs seine Jüngerschaar.

Er zieht einher und predigt ohne Hehle,
daß jeder seinen Weg erfüllen muß
nach einem unerforschlichen Befehle.

„In der Notwendigkeit liegt euer Muß!
Und Leib und Lüste lerne du verachten:
Nirwana ist des Lebens letzter Schluß!“

Ich seh nach seinem Spruch die Menge schmachten,
„Du mußt! — Das zu erkennen bleibt dir nur!“
Und waren keine, die sein Wort verlachten.

Denn Licht und Frieden lagen auf der Flur,
wo seine Füße durch die Menschen schritten;
und als er schied, blieb eine lichte Spur.

Er hat die ganze Menschheit miterlitten
und voll Barmherzigkeit sein Thun erfüllt,
und hat sich so das größte Reich erstritten. —

Die Nebel haben mir sein Bild verhüllt . . .
Und nach Europa wird mein Blick gezogen,
wo sich die Schönheit selig mir enthüllt.

Ein Griechenfest. An des Kephisos Wogen
ersteht ein Traum der Freude, der nicht lügt;
die Ufer sind von holdem Tanz durchflogen.

Vor mir erbebt, wenn nicht mein Auge trügt,
in selgem Rhythmus nun ein nackter Reigen,
von Jünglingen und Mädchen schön gefügt.

Darüber wehn die Pinien und neigen
sich schattend nieder, und die Wiesen sind
voll Büschen, die die großen Blüten zeigen.

Die Winde bringen Düfte, weich und lind;
und Götterbilder leuchten aus den Tiefen . . .
und Seligkeit wird mir wie einem Kind.

Als ob mich wohl Erinnerungen riefen,
so bin ich still in diese Welt gebannt,
voll Innigkeiten, die im Innern schliefen.

Und lächelnd hab ich dann das Wort erkannt:
Es darf ein Volk in trunkner Lust genießen,
wenn seine Seele rein und groß entbrannt.

Du darfst! — Das war das Wort zum Überfließen,
das den Hellenen ihre Schönheit gab;
sie sahn den Gott in allen Formen sprießen.

Sie sahn den Gott im Himmel und im Grab —
und die Natur ward ihnen schöne Erde,
den leichten Wanderern am leichten Stab.

Ich seh sie kämpfen um die Heimatherde.
Voll stolzem Mut gewinnen sie die Schlacht.
Die Perser fliehn mit Schmach und Schamgeberde.

Und dann kommt eine lange bange Nacht
voll Kämpfen und voll kühnem Untergehen,
bis ihnen Alexander noch erwacht.

Noch bleiben ihre Philosophen stehen,
wenn jener Schwärmer auch sein Reich verlor,
der Große, der den Indus wollte sehen.

Er war der letzte Grieche, der den Chor
der schönen Lebensharmonie verstanden,
der mit dem Herzen fest zu Hellas schwor.

Und wenn auch seine Träume Grenzen fanden,
ich seh noch, wie sein Feuerauge blickt,
und fühle seine hohe Seele branden.

Ihm hat der Tod zu zeitig zugenickt.
Ein Sonnenjüngling ging er durch das Leben,
der plötzlich vor der Nacht zusammenschrickt. —

Und immer neue Bilder ziehn und schweben
an mir vorbei . . . Mein Auge muß der Stadt
der sieben Hügel staunend sich ergeben.

Ich sehe, wie sie Kraft gewonnen hat,
die große Siegerin, in Macht und Waffen,
die stolz vernichtet, was verträumt und matt.

Italien konnte sie zusammenraffen;
schon dringt ihr Eisenarm nach Norden, als
im Süden ihm Carthago macht zu schaffen.

Dem großen Punier beugt Rom seinen Hals;
und durch die Felder von Italien wogen
die Afrikanervölker Hannibals.

Mit ihnen hat die Alpen er durchzogen,
er, der als Sieger dann den Tod sich gab,
vom Vaterland verlassen und betrogen.

Die Römer siegten über seinem Grab.
In alle Winde stoben Freudenfunken;
in alle Länder kam ihr Herrscherstab.

Der Glanz der Völker ist zu Staub gesunken.
Europa, Afrika und Asien sahn
die Legionen kampf- und siegestrunken.

Und dann seh ich die Bürgerkriege nahn:
Und aus den Bürgerkriegen hebt sich mächtig
ein Mann und findet seine stolze Bahn.

Sein Auge blitzte scharf und willensprächtig,
und seine Mienen waren wie aus Erz;
die Stirne war von Weltgedanken trächtig.

Caesar, der Römer, hat ein Vaterherz;
Caesar, der Sieger, träumt von Purpurfalten;
Caesar, der Mensch, erliegt in Gram und Schmerz.

Er lehrte sie das Reich zusammenhalten;
er wollte allen der Vermittler sein;
und mußte dann an einem Wahn erkalten.

Vor ihm verlor sich, was verbrieft und klein;
er hat den Schein der Größe nicht vermieden;
er stand mit seinem großen Traum allein.

Und so erschienen jene trüben Iden
des Märzes, wo er seufzend und durchbohrt
von dreiundzwanzig Dolchen hingeschieden . . .

Ihr Volkstribunen, die ihr euch verschwort,
ihr seid des Mordes niemals froh gewesen!
und wußtet bald, was ihr an ihm verlort.

Nicht konnte Rom von seinem Tod genesen,
sein geistig Erbe hat sich noch erfüllt
in jenen Kaisern, die nach ihm gewesen. —

Von schwanken Schleiern wird ihr Bild verhüllt . .
denn in Judaea ist ein Mann erstanden;
der hat mit seinem Wort die Welt erfüllt.

Er brach, ein Eifrer, mit des Todes Banden:
Das ewige Leben war sein Lichtgebet —
bis alle Zweifel, die ihn trübten, schwanden.

Der Sohn des Zimmermanns von Nazareth,
den seine Jünger aus dem Volk umgeben,
erscheint ein Feuer, wie er vor mir steht.

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben,
denn niemand kommt zum Vater, denn durch mich!“
So klingt sein Wort. Die Menge lauscht daneben.

Im groben Kleide geht er königlich
und segnet rings das Volk mit mildem Munde . .
„Seht! alle Schmerzen überwinde ich.“

„Denn alle Engel sind mit mir im Bunde;
und mir gehört des Vaters ewiges Reich.
Ich bin der Sohn! Es naht die Richterstunde!“

Sein Auge macht das Herz der Harten weich;
und Wunder werden unter seinen Händen;
er heilt die Kranken am Bethesdateich.

So schürt die Geister er mit heißen Bränden,
Er, der dem Volk in Herz und Nieren sah —
und muß, von Priesterhaß gekreuzigt, enden.

Er aber fühlt des Vaters Willen nah
und beugt sich seinem irdischen Geschicke . . .
Ich seh das Kreuz erhöht auf Golgatha.

Zum düstern Himmel hebt er noch die Blicke,
wo schon die Sonne ihren Schein verliert,
und fleht zu Gott, daß er den Schmerz ersticke.

„Es ist vollbracht!“ . . . Ein banges Schweigen friert
durch alle Herzen, die das Kreuz umstehen.
Sie haben noch nach seinem Kleid gegiert.

Der Leib verschied. Doch seine Jünger gehen
in alle Welt, von seinem Wort gespeist,
und predigen von Licht und Auferstehen.

Und wo sie reden, strömt ein heil'ger Geist.
Sie tragen in die Nacht des Kreuzes Zeichen,
ein Weltsymbol, das in den Himmel weist.

Und wie sie nun die Riesenstadt erreichen,
das stolze Rom, da stürzt es sterbend hin . .
Wie die Caesaren noch im Rausch erbleichen!

„Christus ist unser Leben und Gewinn!
Christus ist Sieger! Selig, ihm zu sterben!“
dröhnt es ans Ohr der großen Buhlerin.

Und sie vergeht . . . Denn jene Worte werben
um einen Rächer, der von Norden dringt,
und die Germanen sind des Geistes Erben:

Ein kernig Volk, das Rom zu Boden zwingt,
und das in vollen Schaaren überflutet,
weils aus dem Norden frische Kräfte bringt.

Aus euern Wäldern, drin ihr lange ruhtet,
sieht euch mein Auge kommen hoch und jung,
bis sich im Süden euer Sturm verblutet.

Vernichtend braust die Völkerwanderung . . .
Ich muß die Lider eine Weile schließen,
denn also wogt es in der Niederung.

Da meine Kräfte mählig mich verließen,
bedarf ich eines Tranks, der mich ergänzt . .
ich fühl ihn schon aus meinem Innern fließen.

Und nun ich spüre, daß mein Auge glänzt,
erheb ich es voll Sehnsucht in die Ferne,
und sehe mich von dunkler Nacht umkränzt.

Am weiten Himmel brennen tausend Sterne.
Der Mond ist fort . . Der Geist der Erde wacht . . .
und führt mich weiter, daß ich von ihm lerne.

Da hab ich groß die Augen aufgemacht —
Die Wüste dort. Ein Mann vor weißem Zelte,
der jählings aufspringt, wie von Glut entfacht.

Und als das Sternenlicht ihn nun erhellte,
erscheint er mir nicht jung und auch nicht alt
im schwarzen Haar, das seine Stirn umwellte.

Ein Turban krönt die mächtige Gestalt.
Er breitet seine Arme auf gen Himmel,
und betet laut voll eherner Gewalt.

Dann steigt er funkeläugig auf den Schimmel.
Das krumme Schwert klirrt an des Pferdes Bug
Und hinter ihm entsteht ein dicht Gewimmel.

Von braunen Beduinen drängt ein Zug
sich ihm zur Seite. Seine Worte klingen.
Und durch die Wüste brausen sie im Flug.

„Allah il Allah!“ Mir zu Ohren dringen
die Worte: „Muhamed ist sein Prophet!“
„Allah il Allah!“ braust das wilde Singen.

„Du kannst!“ das ist sein ehernes Gebet,
womit er diese Schaaren trunken machte,
„Du kannst!“ das Wort, das durch die Erde geht.

Oh Wort, das alle Leidenschaft entfachte!
Es wird vernichtet mit dem nackten Schwert,
was nicht dein heißer Sturm zu Falle brachte.

Die dunklen Männer sind wie siegbewehrt.
Sie stürzen sich in dichte Feindeshaufen,
weil Muhamed es, ihr Prophet, begehrt.

Sie dringen vor, die halbe Welt zu taufen.
Sie opfern Allah ihre Seele ganz,
damit sie sich in seinen Himmel kaufen.

Vor ihrem wilden Ansturm bricht Byzanz.
Sie sind bis nach Hispanien gezogen.
Nun steht das Reich des Muhamed in Glanz. —

Und dann seh ich die Welle rückwärts wogen . . .
Kreuzfahrer rüsten sich zum heilgen Kampf
fürs Grab, um das der Islam sie betrogen.

Durch halb Europa donnert das Gestampf
der Krieger, die nach Palaestina ziehen.
Es wütet ein jahrhundertlanger Kampf.

Auch der will meinem Angesicht entfliehen,
damit mein Wort euch Andres künden soll.
Den Mächten Dank! die mir die Sprache liehen.

Es ist mein Herz von all den Dingen voll;
doch soll ich fester meine Zunge zügeln,
weil schon mein Mund von Vielem überquoll.

Denn später muß ich noch mein Lied beflügeln,
daß es wie Flamme durch die Nächte loht;
dann schweb ich mit ihm über allen Hügeln.

Und nur das Höchste, das dem Kleinen droht,
soll dann von meinen warmen Lippen klingen
wie Meeresbrausen und wie Morgenrot. —

Noch einmal will Italien mich bezwingen . . .
Da blüht die Kunst und freie Menschlichkeit,
und meine Dichtung darf von beiden singen.

Aus engen Banden ist ein Volk befreit;
vom Himmel hat es einen Glanz auf Erden,
und alles reift im Dienst der Christenheit.

Da seh ich trotzig stolze Menschen werden;
da brütet Welten Michelangelo
und trägt voll Größe Kränkung und Beschwerden.

Er wird wie Dante nicht des Lebens froh.
Sein Geist bleibt auch verbannt und unverstanden;
drum liebte er den Florentiner so.

Die Gaben, die in Lionardo branden,
erkennt mein Blick und sieht die Stätten blühn,
wo Raphael und Tizian erstanden.

Und nun erwacht ein allgemeines Mühn,
ein kühner Reigen ungekannter Thaten —
Ich fühle wohl, wie meine Wangen glühn.

Die Sonne hat Copernicus erraten.
Columbus ahnte das erkämpfte Land.
Die ganze Erde sproß in neuen Saaten.

Als jener Bauer sein Bekenntnis fand,
erhob im Norden sich ein junges Wehen,
und auch an alter Erde rief es: Land! . . .

Ich sehe Shakespeares Riesengeist erstehen,
der alle Menschheit faßt mit Hirn und Sinn,
in jenen Worten, die niemals vergehen.

Noch schau ich hinter seiner Königin
Cromwell mit unerforschtem Antlitz schreiten —
dann schwindet alles mir im Traume hin. —

Nur meine Ohren hören wildes Streiten —
Verwüstung, Kampf und Unfal fühl ich schon . .
bis dumpfe Wirbel mir ins Innre gleiten.

Ich wache auf! — Da bricht ein Königsthron.
Ein andrer folgt. Die dichten Massen schreien.
Vor mir wühlt dumpf die Revolution.

Sie schlagen Sturm; sie wollen sich befreien.
In Frankreich steht das ganze Volk in Brand.
Sie wollen, daß die Fürsten Menschen seien.

Und weiter frißt es sich von Land zu Land.
In Ost und Westen zucken rote Flammen.
Kein Privilegium hält ihnen Stand.

Die Bürger rotten sich in Groll zusammen;
vor ihnen zittert — denn es ist Paris —,
wen sie zum Guillotinenbeil verdammen.

Der Sturmwind, der in dieses Feuer blies,
heißt Schwelgerei und hohe Prasserlaune,
bis er es schließlich auseinanderstieß.

Und tausend Funken sprühen, daß ich staune,
wie solch ein Sturm so schönes Schauspiel giebt,
daß ich sein Bild in meine Dichtung raune.

Nicht Jeder ist, der eure Wildheit liebt,
ihr der Empörung feurige Genossen,
nun ihr euch mutig in das Weltbuch schriebt.

Schon hält der Feindesring euch fest umschlossen,
der wie ein nahes Ungewitter war,
da kam es stolz aus euch herausgeflossen:

„Auf! auf! Das Vaterland ist in Gefahr!"
Zerlumpt und hungrig grifft ihr noch zur Wehre.
Das Wort flog euch voran, ein starker Aar.

Und lauter Siege trinken eure Heere.
Die Völker zittern vor der Republik.
Die Marseillaise wetteifert mit dem Meere . .

Da steht ein Mann. Er biegt den Kopf zurück.
Sein Wille wird von keinem noch erraten.
Ich seh ihn deutlich mit dem Adlerblick.

Mit Feuerworten führt er die Soldaten.
Das Auge blitzt . . und seine Lippe träumt:
Ich bin berufen zu den größten Thaten.

Wie sich vor ihm der Feinde Streitmacht bäumt.
Er siegt! Er siegt! . . Napoleon Bonaparte . .
Und schnell hat er Italien ausgeräumt.

Sein Blick hängt immer an Europas Karte;
bei Tag und Nacht mißt er nach Raum und Pfad,
und prüft das ganze Land von seiner Warte.

Und dann kommt jener Tag, wo er den Staat
der Republik in seine Hände preßte
und so das wilde Chaos kühn zertrat.

Dann schlug er noch der Völker matte Reste.
Der stolze Glanz ließ ihn nicht widerstehn:
Der Kaiser träumt noch mehr, als Krönungsfeste.

Er fühlt hoch über sich sein Schicksal gehn.
Er muß ihm folgen und zur Sonne fliegen.
Er will Europa sich zu Füßen sehn.

Er träumt von fernen Alexandersiegen . . .
Das Land des großen Peter trotzt ihm noch.
Und dem Phantome muß er unterliegen.

Er zwingt die Völker einmal noch ins Joch:
Fünfhunderttausend führt er nach dem Osten . . .
Und Sieg auf Sieg! Und weichen muß er doch.

Ein dunkles Muß läßt Nerv und Waffen rosten.
Und Moskaus Flamme zehrt den Glauben auf.
Der stolze Sieger soll Vernichtung kosten.

Denn unerbittlich ist des Schicksals Lauf.
Es rächt sich hart an dem Cäsarenerben —
und ganz Europa steht in Waffen auf.

Seht hin! wie seine Grenadiere sterben!
In zwanzig Schlachten leuchtet sein Genie;
und hundert Tage können Ruhm erwerben.

Das herbe Schicksal aber fordert: Nie! —
Er fühlt sich an der Übermacht ermatten . .
Sein Stern erbleicht, der ihm den Sieg verlieh.

Und durch die Länder ziehen breite Schatten.
Die Schlachten schwinden, die mein Auge sah —
und mir verdunkeln Städte sich und Matten.

Vor meinem Blick taucht auf Sankt Helena.
Ich seh den Kaiser in die Nächte sinnen.
Der Ozean liegt unermessen da.

Doch seine Träume können nichts gewinnen.
Sie finden nur die große Einsamkeit,
und in der Einsamkeit ein neu Beginnen. —

Mein heilig Herz, nun halte dich bereit!
denn in der Nacht darfst du von Zukunft träumen,
denn in der Nacht ist Frieden weit und breit.

Wo unter dir die großen Wasser schäumen
und über dir der ewige Himmel sternt,
darfst du dich wiegen in beglückten Räumen.

Du hast vom Leben lang und viel gelernt . . .
Verachtet nicht mein Herz! wenn es begeistert
sich über eure Gegenwart entfernt.

Mich hat ein Bild voll Herrlichkeit bemeistert;
ich barg es hütend in der engen Brust;
nun steht es da, das meinen Traum durchgeistert.

Nun wird es stark! nun ward es mir zur Lust!
Ich fühle, daß ich euch das Rechte sage,
und bin mir seines Wertes wohl bewußt.

Wahrlich! es kommen neue Heilandstage.
Die Erde fühlt den Athem stillestehn . . .
Der Neue Mensch erwacht und tilgt die Plage.

Ich seh ihn leuchtend durch die Lande gehn.
Er ist die Stärke, und sein Blick ist lauter.
„Ich will" tönt seiner Worte stolzes Wehn.

Er scheint mir als ein lange schon Vertrauter:
den Seelengrund sah ich in Buddha ruhn;
sein Leib ist ein hellenenschön gebauter.

In Christus wirkte sein lebendig Thun.
Er fühlt in sich die unermeßnen Tiefen,
und öffnet euch den Schooß der Erde nun.

Seht ihr ihn wohl, den meine Rhythmen riefen? —
In Kraft und Schönheit zieht er durch die Welt
und weckt die Kräfte, die verborgen schliefen:

Er, der Zukünftige, der starke Held,
der König mit dem wunderbaren Worte:
„Ich will, daß jeder seinen Thron bestellt!“

„Ich will, daß jeder öffne seine Pforte,
im eignen Land ein eigner König sei;
dein Haus sei dir gleich einem heilgen Orte!“

„Ich will!“ das Wort macht dich erlöst und frei!
Dein Eigner sei in Welt und Kampf und Leben!
Ich will, daß Gott beständig in dir sei!“ —

Ich will! fühl ichs durch meine Seele beben . .
Mein Auge wacht. Die Nacht ist licht, so licht . . .
Ich seh ein Glänzen über Deutschland schweben.

Die tausend Sterne stehen dicht an dicht.
Hell über Rußland stralen Doppelsonnen . .
Ich will! das eine Wort vergeß ich nicht . . .

Nun hat mein Leben wieder Land gewonnen —

* * *

Schweige nun, trunkenes Herz! deine Träume hast du gesehen;
über die Lande fühlst du schon den Geist der Zukunft wehen;
und in heiliger Harmonie durchbraust deine Erde die Nacht.
Durch den Himmel ist ihr Lied wie ein voller Akkord erklungen,
mir ins bebende Blut sind ihre Geheimnisse selig gedrungen,
und ich schaue mit hellem Blick der Erde eiserne Wacht.

Herrlich stehen sie da und ruhn, vom Vollmondschimmer begossen,
ruhn wie erzene Hüter der Kraft, aus deinem Schooß entsprossen,
hüten Herz und Heiligtum mit stählernem Blick und Schwert.
Mutter-Erde, nun nimm du hin mein letztes Zweifeln und Zagen,
denn noch wachen dir Helden wie einst in diesen und künftigen Tagen:
Heiliges Herz, schweig still! du hast nicht vergeblich begehrt.

Erde, du stralender Ball, du leuchtender Stern unter Sternen,
mütterlich trägst du auch mich durch die dunklen himmlischen Fernen,
laß dir mein Leben ein reiches, ehernes Opfer sein.
Nacht und Not laß mich mit klarem Auge durchwachen . . .
Deine Zukunft will sich schon mir unermessen entfachen —
und ich bete still in ihren Glanz hinein.



Unser Dichteralbum.

Böse Hände.

Schmiegsam zarte Rosenhändchen
Hielt ich innig lang umschlungen —
Ist sie plötzlich, unheilahnend,
Wie ein Reh so scheu und ängstlich
Von der Seite mir entsprungen.

Fernher ihre veilchenblauen
Augen auf mich niederflammten;
„Böser Mensch!" die Lippen hauchten,
Bleich und bebend, voll Erinnrung
An Vergangnes mich verdammten . . .

Und ich sah auf meine Finger,
Seufzend: Ach, nicht ohne Mängel
Ist die Hand, die weich verwöhnte,
Eines schönheitfrohen Mannes —
Aber Du, Du bleibst ein Engel!

Oscar Linke.

Der Dichter.

Ich möchte heut von Glück und Schönheit sprechen,
Ich möchte für Euch Rosen, Lilien brechen,
Von Liebe überschwillt mein Herz.
Doch wehl ich fühl's, noch darf ich es nicht wagen,
Wie Hohn kläng's nur in Euer Klagen,
In Euren Haß, in Euren Schmerz.

Ich möchte Euch die schöne Erde zeigen,
Die junge Saat, die Knospen an den Zweigen,
Den weißen Apfelblütenschein.
Doch hör' ich schon das grimme gelle Lachen
Und Millionen, wie ein heißer Rachen,
Nach Brot wie Wahnsinn gräßlich schrein.

Ich möchte tröstend von der Zukunft reden:
Da blüht die Liebe, Glück für jeden, jeden,
Des Menschentages Morgenrot.
Doch seh ich nur sich wilde Fäuste ballen
Und höre wüstes Johlen, Röcheln, Lallen
Und sehe Blut und sehe Tod.

Und doch, fern diesem höllentrunknen Lärmen
Muß ich von Schönheit, Glück und Liebe schwärmen,
Wovon die Seele mir erklingt.
Noch weiß ich Plätze, tief im Licht verschwiegen,
In Nacht und Sternenlichte friedsam liegen,
Wohin kein Menschenlaut je dringt.

Es ist da grünes stilles Eden immer
Und liegt ein heller kühler Azurschimmer
Weit über dieser meiner Welt.
Und da kommt zu mir Sie und dunkel wieder
In Kronenglanz und himmlischem Gefieder,
Das Antlitz wundersam erhellt.

In ihren blauen Augen ist ein Grüßen,
So licht, selbst Todesleid mir zu versüßen:
Doch bin ich Glück und Liebe ganz.
Sie neigt sich nun zum Kusse still hernieder,
Aus meiner Seele werden Lieder, Lieder —
Und Traum ist Leben, Klang und Glanz.

Flechtdorf (Waldeck). Willy Lentrodt.

Das dunkle Lied.

Ich sänge gern von Licht und blauer Luft,
Wenn nur das Leben statt der finstern Nächte
Mir einen sonnenklaren Frühling brächte,
Der Friedensblumen aus der Tiefe ruft.

Ich wäre gern ein Ritter allem Schönen,
Und malte rosenfarbig, was ich schaue,
Könnt' ich die Wahrheit, diese ewig graue,
Mit dem erträumten, reinen Glanz versöhnen.

Wohin ich blicke, seh' ich stetes Kämpfen,
Statt Himmelssonnen schwüle Wettergluten,
Und seh' des Elends zähe Lava fluten
Und keine Macht den Weltenbrand zu dämpfen.

Die nackte Wahrheit, die mein Auge sieht,
Den Taumeltanz um eines Kraters Becher,
Das Todesringen der verstoßnen Zecher
Vom Tisch des Lebens, sucht mein ernstes Lied.

Welk.

Rote Rosen in den dunklen Locken,
Wangenschmelz und frischer Lippen Luft,
Und des Flieders erste Blütenflocken
An der knospenwarmen Mädchenbrust.

In den Augen aber liegt verborgen
Hinter Kinderblicken heiße Glut,
Bis ein sonnenreicher Frühlingsmorgen
Bricht die Schranken der gedämmten Flut.

Sommerglanz und fernes Donnergrollen,
Schwüler Taumel, halberstickte Rufe —
Und mir beut ein Gott den übervollen
Freudenbecher von des Thrones Stufe.

Reife Ähren traf der Sichel Schneide,
Von den Zweigen wirbeln dürre Blätter,
Die Natur im fahlen Sünderkleide
Fühlt das Nahen rauher Winterwetter.

Bleiche Wangen, wirr das Lockenhaar,
Siehst Du stumm das Schöne rings verderben;
Und im feuchtumflorten Augenpaar
Müdes Lächeln, sehnst Du Dich nach: Sterben.

Eger. Carl Schmidt-Aar.

An der Flußmündung.

Narrt mich auf einmal denn ein böser Traum?
Noch eben lachten mir der Küste Saum,
Das ruhige Meer in heitrer Farbenpracht —
Da wird es plötzlich dunkler wie die Nacht,
Es schiebt und wälzt sich schichtend Wand an Wand
Und legt sich lautlos über Meer und Land.
Kühl überrieselt mich ein Regenguß.
Ich rühr' mich nicht: dicht vor mir murrt der Fluß.
Unheimlich braun die Nebel. Bild an Bild
An mir vorüberfliegt phantastisch wild —
Und plötzlich fällt mir ein: Ist nicht der Ort,
Die Stunde recht bequem für einen Mord? —
Mir graust — „Heh, Fährmann, heh!" — Ich schreck' empor —
Was war? Wer rief? Horch, Roßehuf im Moor! . . .
„Heh, Fährmann, heh" . . . . der Nebel schluckt es fort —
Das Blut braust mir im Ohr. Mich bannt der Ort —
Und noch einmal: „Heh, Fährmann, heh" . . . . und bang
Verharrt die Stille. Dumpfer Schwerterklang.
Getümmel und Gestampf. Ein Todesschrei!
Im Fluß ein Gurgeln. Roßeflucht. Vorbei.
Mein Atem stockt. Im wilden Wirbel drehn
Die Nebel sich, und plötzlich kommt ein Wehn,
Ein schwefelgelbes Licht verzehrt die Wand —
Im hell'gen Sonnenfrieden liegt das Land.

Berlin. Hans Benzmann.

Die Propheten.

Terzinen.

Sie hatten für ihr Volk nur Eins erbeten:
Daß sich der Kriegsheld zum Tyrannen krönte,
Mit Füßen das verfaulte Recht zu treten!

Bis er das Volk mit seiner Macht verhöhnte,
Als Gottes-Geißel peitschte bis aufs Blut
Und endlich jedes Sklavensinns entwöhnte.

Das war, bei Gott, der alten Trägheit gut!
Das machte längst vergeßne Kräfte schäumen
Und reizte den verbißnen Grimm zur Wut.

Zum Aufruhr hießen sie das Volk sich bäumen,
Die morsche Sitte ganz in Stücke gehn . . . .
Das Reich erwuchs aus ihren Träumen

Und ließ die Welt ein stolzes Schauspiel sehn.

Leipzig. Kurt Martens.

Herbst.

Geh' nicht von mir! Nun will der Wald sich färben,
Zu Boden taumelt leise Blatt um Blatt.
Soll mit dem Sommer unsre Liebe sterben,
Die jung und prächtig erst in Blüten trat?
Viel hat des Lebens Herbsthauch mir getötet, —
Nur Dich, Du meiner Seele lichte Zier,
Hab' ich aus meinem Frühling mir gerettet,
Du bist mein Alles nur! Geh' nicht von mir!

Des Nächsten Weib.

Dein Bild entnahm ich heut dem dunklen Schrein.
Sei, holder Trug, dem Einsamen willkommen!
Gieß Frieden mir ins wilde Herz hinein
Aus Deinen Augen, Deinen kindlich-frommen! —
Mir ist, ich sei bei Dir. In Deinen Schoß
Berg' ich mein Angesicht, das thränenfeuchte,
Und all mein Leid, das ich Dir scheu verschloß,
Nun blutet's aus. So hör' denn meine Beichte.

Ich liebe Dich! Kann es denn anders sein?
Ich habe Dich geliebt von jener Stunde —
Weißt Du es noch? — Da tratest Du herein
So sieghaft schön, ein Lächeln auf dem Munde,
Ich aber stand gebannt und sah Dich an
Mit heißem Blick. Wie brannten meine Wangen!
An jenem Tag ward ich ein sel'ger Mann, —
Und doch unselig und gefangen.

Unselig — ja! Es kam der Lenz ins Land, —
Ein Klingen und ein Blühn auf allen Wegen —
Da rafft' ich mich empor, mit müder Hand
Ein sündig Hoffen in das Grab zu legen.
Du ahntest nicht, was ich im Stillen litt;
Ich saß bei Dir, wie oft, im Stüblein droben
Und sprach und scherzt' und — schied, mit festem Schritt,
In Todestrauer, doch das Haupt erhoben.

Dann zogst Du fort. Mir aber war's zu Sinn,
Als sei die Sonn' am hellen Tag geschieden.
Grau schlich mir eines Sommers Pracht dahin, —
Ich schrieb und sann und schuf, und suchte Frieden.
Umsonst! — Da warf ich in die bunte Flut
Des Lebens mich, im Taumel zu genesen:
Ich schlürfte Weibeskuß und Traubenblut
Und — ward unsel'ger noch, als ich gewesen. —

Nun leuchtet Deiner Augen Sternenglanz
Mir wieder auf des Lebens irren Pfaden.
Schwebt endlich wieder mit dem grünen Kranz
Apollons Tochter her, mich zu begnaden?
Die sie mir beut, die Blüten, flecht' ich all
Ums liebe, liebe Haupt Dir zum Geschmeide, —
„Und wenn der Mensch verstummt in seiner Qual,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide!"

Graz. Franz Goltsch.

Blasse Lippen.

Mein Kind, wie sind Deine Lippen so blaß,
Dein Braunaug — wie es glüht!
Ist's brennende Liebe, ist es Haß,
Was mir entgegensprüht?!

„Ich weiß nicht, was sie so blaß gemacht,
O komm' und küsse sie rot! —
— Seit jener selig unseligen Nacht
Ist all mein Denken tot.

Es treibt mich zu Dir das klopfende Blut,
— Ich kann ja nimmer zurück! —
Komm', küsse mich wieder mit heimlicher Glut,
Und halte Dein bebendes Glück!"

Karlsruhe i. B. Adam Heid.

Geklimper.

Klimpre, kleines kluges Kind,
Klimpre die alte Weise!
Meine Gedanken fliegen auf,
Fliegen auf weite Reise.

Fliegen durch manches lange Jahr
Hin in selige Zeiten,
Und wie erstes Unschuldsgrün
Dämmert's aus jenen Weiten.

Jugendzeit, in diesem Lied
Grüßt Du mich leise, leise —
Klimpre, kleines kluges Kind,
Klimpre die alte Weise!

Wien. Emil Rechert.

Finkenfang.

Und wenn der Herbst im Busche kam,
Da paßt' ich längst auf ihn und nahm
Mein Fanggerät zu Händen,
Mehlwürmer sucht' ich in der Truh,
Hollunderbeeren noch dazu,
Und thät mich buschwärts wenden.

Einst strich ich bis zum Jägerhaus —
Ein dreister Goldkopf lugt' heraus
Mit Augen zum Durchbohren;
Ich stand verdutzt, dann lief ich weg,
Und übermütig schlug mir, keck,
Ein Lachen um die Ohren.

Wer weiß, wie weit mein Reißaus ging?
Auf einmal war's, als ob ein Fink
Im Jägerhäuschen schlüge;
Flugs macht' ich Halt, und zehenleis
Schlich ich zurück, zog Kreis an Kreis
Ums Häuschen zur Genüge.

Mein Gott! wie drin das Finklein schlug,
Ich hörte mich nicht satt genug,
Ich legt' mich auf die Lauer. —
Und eh' der Herbst zu Rüste ging,
Wahrhaftig, saß der lose Fink
In meinem Vogelbauer.

Heut ist er schon ganz brav gezähmt
Und hat sich auch noch nie gegrämt,
Daß ich ihn heimgetragen,
Er hat sich eben zierlich jetzt
Auf meinen Schoß verliebt gesetzt
Und hebt nun an zu schlagen.

Ein Liedlein klingt von jungem Glück,
Ein Lenzgruß an den Wald zurück,
An Blumenblühn und -blinken,
Und dann ein Gruß hinaus, hinaus
An jene Zeit, wann einst mein Haus
Ein Nest voll junger Finken.

Nesselwitz O./S. Carl Klings.

Neue Übertragungen horazischer Oden.

I, 23.

Stille Furcht.

Du fliehst mich — so das junge Reh
Entirrt vor Wind- und Waldesrauschen,
Wenn einsam es auf Bergeshöh'
Die Mutter nimmer kann erlauschen.

Denn schauert leis der Lenz herein,
So bebt ihm Herz und Knie beim Hauche,
Es zittert, wenn ein Eidechslein
Grünschimmernd raschelt in dem Strauche.

Nicht folge ich in Tücke Dir,
Nicht wie der Leu auf Mord ich sinne —
So laß' die Mutter, komm' zu mir,
Du bist erblüht — es harrt die Minne.

III, 10.

Ständchen.

Hätt' ich mein Lieb am schwarzen Meer,
Wo Spaß nicht kennt ein Eheherr,
Und ich stünd' da in Nacht und Wind,
Sie ließ mich ein geschwind.

Das ist ein Sausen — hörst Du nicht
Wie's stöhnt im Park, am Haus sich bricht,
Wie's rührt die Thür und frosteshart
Vor ihr der Schnee schon knarrt?

Du spielst die Spröde — gieb es auf —
Leicht schnurrt das Seil zurück im Lauf:
Nicht sind doch, wo Du her bist, traun,
Penelopen die Frau'n.

Da hab' ich Dich beschenkt wie reich,
Ich geh' umher levkojenbleich,
Und überdies hat's Deinem Mann
Die Zofe angethan.

Umsonst — es bleibt die Thüre zu —
O steinern Herz, o Schlange Du!
Es regnet gar — wer hielt es aus?
Schlaf' zu! Ich geh' nach Haus . . .

III, 26.

Nur Einmal noch!

Im Minnesold hab' ich gedient in Treuen,
Nicht focht ich ruhmlos, und nicht lang ist's her —
Nun, Meerentstiegne scheid' ich aus den Reihen,
Zur Linken Dir soll die gediente Wehr,

Soll diese Laute nun im Tempel hangen!
Die Fackeln bringt, die mir gestrahlt, herbei
Und meinen Bogen und die Hebelstangen:
Manch' Wallthor brachen sie — das ist vorbei!

Doch, hör' mich, thronend Du in sel'gem Walten
Auf Cypern und in Memphis, sommermild,
Noch Einmal, Herrin, laß die Geißel schalten:
Die stolze Chloë ist es, der es gilt.

Darmstadt. B. Hanftmann.

Aus Langerweile.

Von Hans Schenk.

(Bremen.)

Das Fenster stand offen und die Nacht schaute mit ihren stillen Sternenaugen ins Zimmer.

Er lag auf dem Ruhebette, den Kopf tief in die Kissen gewühlt.

„Dies Ekelhaft-Müde, Schleimig-Träge . . . und doch nicht ruhen, nicht schlafen, nicht vergessen können . . . zu faul zu jeder Bewegung — einfach ekelhaft! . . .

— 'mal bißchen Nikotin einpumpen!"

Er brannte sich eine Brasil an.

„Ach was, hilft ja schon lange nicht mehr . . . bißchen mit Opium würzen."

Er begann wieder zu rauchen und stierte zum Fenster in die blaue Nacht hinaus . . .

— — Die Sterne dort silberklar — und das reine, tiefsatte Indigoblau des Himmels . . . hm — — malen können . . . weiter nichts — unten eine Sphinx — ach was, auch so abgeleckt. Jeder, der 'n „bißchen in Symbolistik macht", kleckst 'ne Sphinx — und dann mit diesen riesigen Euterbrüsten . . . nein nur . . . nur mit einem Menschen, der lacht — sich den Bauch hält vor Lachen — kapitaler Gedanke, der lacht — lacht — Ja.

Oder eine solche Nacht, da von den Sternen Stricke 'runterhängen, an denen armselige Poeten 'naufkrabbeln, naufkraxeln, . . . da oben — das **Geheimnis** steht und jedesmal den Strick durchhaut, wenn einer hoch genug 'nauf ist, um sich beim Herunterfallen den Schädel einzuschlagen . . . und unten alles voll von Schädeln und Knochen . . . und das Geheimnis muß grinsen, so recht wütend lustig grinsen . . . dies Grinsen muß man fühlen, . . . das muß einem durch die Knochen schrillen . . . und in Flammenschrift muß oben am Himmel stehen — ah ba — das wäre banal — nur das Grinsen — weiter nichts. . . — —

Nun der Mond da, voll und rund. Eine Tasse Orange-Oker-Bouillon. — Voll. — Rund! — Beim Mond geht's an. Nur bei den Weibern nicht. Schlank. Mimosenhaft sein. — Diese Säugetiere — diese lebenden Karlsbadannoncen . . . puh Teufel . . . ach gucke . . . dieser Mond. Da rückt er an. Immer näher . . . da bist du ja, du riesiges vergoldetes Thalerstück. . . Weißt du . . . famose Platte! Auf dich möcht' ich mein Selbstporträt malen, mein Teufelsfrätzchen auf Rheinweingoldgrund . . . So am Himmel mein Selbstportrait — äh — fein! Auf dir, du allerliebste, runde, goldene Himmels- — — — backe, wirklich fein! Ach, nun thu' mir nicht die Augen zu, alte Schlafmütze, oder ist dir meine Braminenweisheit zu langweilig . . . du wirst ja **grau** . . . ärgerst du dich . . . Selbstporträt? — hm — Himmels- — — — backe -- hm? — Ganz grau — müde —

Ja, weißt du, müde — müde — müde — bin ich auch — ganz müde . . . .

— —

— Die Landschaft ist öde und traurig . . .

Weite, schwarze, nachtüberblaute Heide . . .

Der Mond ist verwandelt. Ein Menschenantlitz blickt in unendlicher Trauer hernieder. . .

Die dunklen, schwermütigen Augen mit den langen Wimpern, mit den tiefen Ringen . . .

Er sieht sie weinen, sieht deutlich zwischen den vors Gesicht gepreßten Fingern Thränen rinnen . . . .

— Er steht jetzt selbst in der Haide und sie kommt von fern. Die langen, schwarzen Haare fallen weit über ihr weißes Gewand. Sie eilt auf ihn zu und küßt ihm die Füße.

Die Füße brennen ihm . . . . . .

— Wald . . . stiller Wald . . . Bäume und Büsche zart, auf blauem Grunde . . .

Auf grünblauem, glattem See eine Wasserrose.

Die Blume —

Sie verändert sich. Es ist ihr Gesicht, das ihm aus dem Wasser entgegenstarrt, mit gramzerschnittenen, müden Zügen . . .

Da der Tod mit der Narrenkappe . . . mit dem Netz . . . aus dem Netz nimmt er einen Schädel und spielt Fangball . . . . — Es ist so glühend heiß im Lokal . . . Bierdunst und Cigarrenqualm.

Er sieht sie, nur sie, wie sie am Schwebereck Armwelle macht, wie die zarten Brüste vorgedrängt kommen und gehen, kommen, schwinden — schneller — immer schneller — das Publikum heult vor Vergnügen . . . .

— Von der Linde singt's:

Ich hatt' mal ein Lieb, dü glüh . . . .

Die ist nun tot, tüt — tüt — tüt . . . .

Ich lebe noch, puit, puit, puit . . . .

— So eng sind die Gassen und die Laternen flackern trübe . . .

So eng sind die Gassen und eine Thür klinkt . . .

Sie liegt ganz still und rührt sich nicht . . . die eingefallenen, welken Wangen, die starren, aufgerissenen Augen mit dem krassen Weiß. Und um den schwangeren Leib schlingt sich eine Schlange, . . . buntscheckig . . . braunschwarz und rotfeuergelb. . . . .

— Eine kahle, öde Fläche und ein Mensch auf den Knieen . . . .

Als er am Morgen erwachte, trieb der Wind klatschend Regentropfen durchs Fenster. Seine Joppe, die dort auf einem der Stühle lag, war ganz durchnäßt.

II.

Es ging doch aber nicht anders, philosophierte er.

Ich hätte mich und meine Kunst und sie ruiniert. Da war abschneiden das beste. Sie allein ruinieren.

ego — ego —

Verdammt! daß einem noch immer diese eingeimpfte Humanität im Blute steckt.

Er ging langsam durch den feinen, weichen Sprühregen. Der Wind hatte nachgelassen.

Ja, aber wer konnte auch annehmen, daß sie gleich —

Es ist auch 'ne Schweinerei. Jeder Bauernlümmel ist glücklich mit seiner Frau; aber wir Cerebralmenschen — — seelische Scham — will sagen: Scham des Intellekts vor den Aeußerungen der Begierde — ich könnte ein Weib nicht zweimal beschlafen — — da ist also von vornherein die Sittlichkeit — bäh — die Anständigkeit tot — und alle die im Banne derselben stehen, gehen an uns zu Grunde.

„He, Anderer!"

„Na!?" brummte er ärgerlich.

„Kolossaler Skandal! die kleine Mickwitz, die Du mal gemalt hast, ist mit dem jungen Bernhausen durchgegangen."

„Weiß schon!" knurrte er und schob sich weiter.

Was schert mich die dumme Mickwitz mit ihrem Zwiebackgesicht — — Muß übrigens mächtig in Eroticis veranlagt sein.

Hab' ich dem kleinen Mehlkluten gar nicht zugetraut.

Er schwenkte in eine Weinkneipe ab.

„Madeira"! Es wollt' ihm grad' nichts anderes einfallen.

„Wunderbares Gesöff!"

Er brannte sich eine Cigarre an.

Es war auch so ein „Durchgehen" damals. Unsere Flucht in die Haide. Ah! — die Haide blühte.

Und sie und ich ... sie und ... ich ...

Als die Dämmerung sank. Unter den Birken in der weiten blühenden Haide.

Sonst immer so ausgelassen, das Kind.

Jetzt ganz still wie ein verschüchtertes Vögelchen ...

Es ist eigentlich ... schlimm ... daß ich hier mit Dir bin ...

Ich darf nicht lieben, hat Vater gesagt ... Wenn ich liebe, sagte Vater, dann kriegt ich von ihm Prügel, dann könnt' ich nicht mehr Armwelle machen und nicht mehr Kopf stehen. ...

Und ich hab's doch gethan.

Geheheh — ego — ego — ego —

Es schien ihr auch zu schmecken.

Heheheh —

Er zahlte hastig und ging.

III.

Er überlegte auf dem Wege zum Leichenschauhause:

Ihr Vater wird sich hüten und die Kosten des Begräbnisses tragen wollen.

So gehört sie mir! — —

— Dort hinter dem Glas lag sie. Die Leiche war ziemlich wohl erhalten, hatte ja auch kaum eine Stunde im Wasser gelegen.

Er bestellte den Sarg und ordnete die Überführung in seine Wohnung an.

Am Abend brachte man sie.

Die Träger keuchten die Treppen herauf und stellten den Sarg ins Atelier.

Dann gingen sie wieder.

Unten klinkte die Thür. Er war allein mit ihr.

Der Lackgeruch des Sarges schrob sich beklemmend in seine Sinne.

Er mußte erst wieder einige Züge Opium rauchen.

Dann öffnete er.

„Guten Abend, Maus.

Es geht Dir gut jetzt, nicht?" Er nickte zur Bestätigung.

„Keine Widerrede Maus. Es geht Dir jetzt sehr gut.

Sieh, Maus, jetzt hast Du keine Schmerzen mehr. Keine. —

Du brauchst jetzt nicht mehr Armwelle zu machen und Kopf zu stehen.

Vater schlägt Dich nicht mehr.

Es geht Dir sehr gut jetzt.

Wenn ich Dir das vorher gesagt hätte, Du hättest es nicht geglaubt. Ich habe aber doch recht gehabt.

Es ist alles sehr gut so. Nicht? . . .

Und Du bist mir auch gut. . ."

Die halb offnen, gebrochnen Augen starren an ihm vorbei ins Leere.

„Ja aber, liebe Maus, heiraten konnt' ich Dich doch nicht. Wir wären ja alle beide daran zu Grunde gegangen.

Es ist viel besser so." Er spricht ganz leise.

„Viel besser so.

Weine nicht, Maus.

Thu' mir den Gefallen und weine nicht.

Wenn ich Dich wirklich geheiratet hätte, wir hätten uns gegenseitig langsam zu Tode gemartert.

Du mich. Ich Dich.

Sieh', Du bist nun drüber hin. Und Dir ist jetzt so köstlich wohl.

Aber Du hättest es doch nicht thun dürfen. Jetzt noch nicht thun dürfen.

An unser Kind hast Du nicht gedacht?

An unser Kind, das da in Deinem Leibe schlummert . . .

Aber es ist doch besser so.

Du hast unser Kind vor Schmerzen bewahrt.

Und es giebt so viele Schmerzen im Leben, nicht, Maus? — Weine nicht, Maus, thu' mir den Gefallen und weine nicht. So haben wir ein

Kind gehabt, das gar keine Schmerzen gefühlt hat, das ganz glücklich gewesen ist.

Es hat seinen Tod nicht einmal gefühlt.

O, was für ein glückliches Kind haben wir gehabt, Maus. — — — Aber einen großen Schmerz hast Du im Tode.

Daß Du den lieben Gott nicht zu sehen kriegst.

Nicht wahr, das thut Dir weh.

Aber sonst bist Du so glücklich, so zufrieden ..." ganz leise: „selig.

Vielleicht ist das der liebe Gott? das die Seligkeit?

Sei zufrieden, Maus.

Daß wir im Tode keine Schmerzen mehr fühlen, das ist der liebe Gott, die Seligkeit ...

... So, und nun schlafe wohl, meine liebe, liebe Maus, gieb mir noch einen Kuß. So — so — so —. Und Du mein liebes Kind, das ich nie geschaut ... Gute Nacht, Ihr beiden!"

Er zündete eine Kerze an und stellte sie zu Häupten des Sarges und setzte sich am Fuße nieder auf einen Schemmel.

Man hatte ihr ein weißes Spitzenhemd angezogen, wie er befohlen, und Blumen über Busen und Leib gestreut. Veilchen und Lilien.

Er starrte in die Flamme — —

— — Stockend und leise, ohne sie anzusehen: „Ist der Tod sehr schwer? — — Es thut sehr weh, nicht?"

Pause.

„Dir hat es nicht weh gethan? —

Wie mich das freut!"

Tiefe Pause — — —

— — — Und nun der Tag mit grauen Augen.

„Addio, Maus — Addio —"

Er küßte ihr Stirn, Mund, Busen, Leib —

„Addio — Addio —"

Er schraubte den Sarg zu.

Die Kerze war ausgebrannt.

IV.

„Nicht sehen, wie man sie wegträgt! — — Nicht sehen!

Fortgehen und nachher die Stelle leer finden. Den Schmerz glätten ..." Der Ausdruck gefiel ihm.

„Nicht dieses Zuckende, Reißende, wenn man sie aufnimmt und forträgt ..."

Er ging hastig, in einer Viertelstunde mußten die Träger kommen.

Draußen triefte alles von Sonnenlicht.

Das Licht that ihm weh . . . Er drückte den Hut tiefer in die Stirn.

Er hatte das Gefühl, als wenn ihn tausend Augen anstarrten, bitter, voll Haß, tausend Augen voll Haß.

Gequält ging er weiter.

Er hatte doch eigentlich keine Schuld daran.

Seine Gedanken kletterten noch einmal die ganze Schlußkette herunter.

„Erste Prämisse. Existenz von homo sapiens x (männlich) und homo sapiens y (weiblich).

Zweite Prämisse.

x, moderner Kulturmensch. Schäbiger Ausdruck . . . nun, ich weiß, was ich sagen will. Sensitiv . . .

y, Natur und noch mal, Natur. Naiv, hübsch, sinnlich und sinnereizend.

Folglich. x liebt y. Das steht bombenfest.

Halt! Eine Prämisse ausgelassen: Die Gelegenheit ist günstig!

Weiter.

Folgerung aus Prämisse I und II:

Beide „lieben". Er aus Berechnung, sie aus — „Natur".

Das ist doch stichhaltig! Warte mal. x ist raffiniert, raffinierter Genußmensch. Sie — nun gut, weiter!

Was ist die Folge, falls die Gelegenheiten mal wieder günstig sind?

Das Weib wird schwanger.

Gut bis soweit.

Nun aber vorsichtig.

y hat ein Gewerbe, dessen Ausübung durch Schwangerschaft verhindert wird.

Folge: Konflikte.

Erster Konflikt zwischen Tochter und Eltern, die von dem „Lohne" der Tochter leben.

Zweiter Konflikt, betreffend x und y. x soll y „unterhalten". y hat keine Mittel. x kann nicht helfen. x ist zur „Ehe" zumal verdorben, jawohl ver — dor — ben —

Folge: y ist auf sich angewiesen.

Folge (die nötigen psychischen Qualitäten vorausgesetzt): y stirbt. Strick, Dolch, Revolver, Gift zu — sagen wir — kompliziert. Bleibt über — Wasser. Das ist doch verdammt einfach alles.

Und dennoch — dennoch —

Wo steckt denn nun der tragische Punkt in dem Dreck?

Er wischte sich den Schweiß.

Jetzt muß man sie forttragen, schoß es in ihm auf. Wie gelähmt blieb er stehen.

Eine krankhafte Sucht überfiel ihn, den Schmerz durchzukosten, im Schmerze zu wühlen, sich zermürben zu lassen von Schmerz.

Er kehrte um. —

Man trug sie gerade die Treppe herunter.

Zwei Mann vorn, zwei in der Mitte, zwei hinten. Jetzt waren sie unten.

Die Klappe hinten am Wagen wurde geöffnet, und mit einem surrenden, knirschenden Geräusch der Sarg hineingeschoben, die Klappe geschlossen.

Die Träger ordneten sich zu dreien neben den Wagen. Leise zogen die Pferde an — die Blumen auf dem Sargdeckel schütterten.

Es folgte niemand.

V.

Diese Gedanken los werden . . . Immer dieses Centrum, auf das alle Gedanken losschießen, von dem alle Gedanken ausgehen . . .

Diese Selbstsecierung, bei der ich nichts finde, als Unrat . . .

„Sie ist tot. Basta!“

Äh, verflucht! Daß sich Vorstellungen, Schlüsse nicht kommandieren lassen.

Daß man so viele Unwillkürlichkeiten hat, daß man von einem Souverän da oben im Schädel kommandiert wird. Wie es ihm gefällt. Bald zwickt und zwackt er mit glühenden Zangen, bald rädert er, es sollte mich freuen, wenn er endlich mal Ernst machte und mich henkte —

Der Mensch ist die vollkommenste, absolute Monarchie. Aber wo steckt der Monarch?

Alles Quatsch — trallala — alles Quatsch trallala —

„Denkste denn, denkste denn —
Du Berliner Pflanze,
Daß ich Dich heiraten thu,
Weil ich mit Dir tanze!“

Donnerwetter! — Das muß doch 'n Mensch kapieren. Na kapiert hat sie's ja auch. Sie ist ja darum gestorben. Ich wollte, ich könnte jetzt husten und meine Gedanken säßen als Bacillen im Auswurf! — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

VI.

Er malte. Zum ersten Male wieder.

Die Vorhänge waren runtergelassen. Weiches Dämmerlicht. Lene lag hinten auf dem Ruhebette. Nackt.

Es sollte eine Psyche werden, so eine Künstlerpsyche. Eine Mädchengestalt, die sich an eine Sphinx schmiegt, an deren Brüsten saugt. Halb verhüllt von schwarzer Haarflut.

Es lagen nur erst die Umrisse der Sphinx auf der Leinwand, und er begann eben die Psyche.

„Den linken Arm weiter nach vorn. Die Hand zum Greifen — als wenn Du — so — so geht's."

Er begann zu zeichnen —

„Ist mir zu dunkel. Man sieht Dich ja kaum.

Er zog den Vorhang auf.

Das Fleisch leuchtete im zartesten Rot. . .

Er begann wieder zu zeichnen — — —

„Du," begann sie, „ist das aber unbequem. Mir kneift's schon ordentlich."

„Nu, dann zieh' die Fahne mal ein."

Man pausierte.

„Du, die Leindorfer Marie hat sich übrigens schön angeführt mit ihrem Herrn Trautmann —"

„Um Gotteswillen! Schweig!!"

„I, wie eklig."

Wenn die Sphinx einen Habichtskopf erhielte, wenn sie der Psyche das Hirn ausfräß. —

Er berauschte sich an dem Gedanken und stand wie verzückt.

„Schade, daß das nicht malerisch darstellbar ist."

Er begann wieder zu zeichnen.

„Nun aber den Arm, Leni!"

Ein Seufzer aus der Ecke.

„Bist Du aber auch ein langweiliger Kauz."

Lange Pause.

Jetzt die Brüste, eng angepreßt an den Stein.

Er zeichnet eifrig.

„Ist's bald elf!" klingt es von hinten.

VII.

Das Atelier war vollständig dunkel. Er lag durch Opiumrauchen eingeschläfert auf dem Ruhebette.

Er sah sein Bild. Bis in alle Einzelheiten deutlich. Der graue Ton der Sphinx, die aus steinerner Ruhe erwacht mit mordgierig funkelnden

Augen der Psyche das Hirn aushackt, und die Psyche, festgeklammert, selbstvergessen in wollüstiger Gier an den vollen Brüsten saugend.

Ein klingendes, silbernes Leuchten in der Luft und das Geschrei von Kranichen.

Die Psyche zuckt und schüttert und fällt zurück und sinkt herab.

Die Sphinx wieder in stummer, steinerner Ruhe . . . In der Luft ein Brausen und Lichter.

Dann Nacht.

Und die Sphinx in stummer, steinerner Ruhe.

Wie das Verhängnis.

VIII.

Tagebuchblätter.

Was soll das alles?

Daß ich das male, z. B.

Andern den Genuß bereiten? — Das fehlte noch. Das will ich ganz allein, für mich genießen, ganz allein, ganz intim.

Wenn ich das in Gedanken male, habe ich selbst den größten Genuß davon.

Ergo: gemalt wird nichts.

*

Gestern war Zimmer hier. Der quatscht mir 'ne halbe Stunde von seinem neuen Bilde: Kühe im Fluß, oder Ochsen vor dem Berge, ich weiß nicht mehr genau, bis ich ihn gewimmelt habe.

Dauthendey — der müßte Hände haben — müßte der malen können!

*

Den ganzen Tag summt mir eine Melodie im Kopfe herum . . . Ich blase die Rauchwolken meiner Cigarre im Takt dazu.

Ich bin sehr viel ruhiger geworden. Es ist Herbst, und es liegt so eine große Versöhnung in der Luft.

Nur Geräusch kann ich nicht hören. Ich liebe so eine große, schlafende Stille. Die ist so wunderbar köstlich. Vielleicht male ich die noch mal.

*

Eben sehe ich meinen Schreibtisch an. Man sollte meinen, Hexen hätten darauf getanzt und jede eine Spur darauf zurückgelassen. Es macht mir Spaß, das einmal ad notam zu nehmen:

Tintenfaß, Federhalter, Kork, „eine Sommerschlacht", eine Zahnbürste, 2. Band von „Menschliches, Allzumenschliches", Notizblock, Schädel, Borneo-

Cigarre, Brieföffner, Schrankschlüssel, Aschenbecher, Briefwage, Cigarrenspitze, Lampe, ein Band Schopenhauer, Tabacksdosen, Pfeife, Schachtel mit Schweden, Löscher, Schreibmappe, Kneiferfutteral, Briefbeschwerer, Wasserkaraffe, Katalog der Kunstausstellung (vom vorigen Jahre natürlich), Schachtel mit Cigaretten, gebratener Entenflügel, Messer und Gabel, Scheere, Photographien, Bindfäden, Uhrschlüssel, Kamm, angebrannte Zündhölzer und oben drüber Apoll vom Belvedere in Gyps.

Über allem aber Staub, viel Staub.

*

Daß man immer Glück will!

Daß ich es immer gewollt habe.

Pah! Das Glück ist auch nur ein Weib, dessen Schoß von Fehlgeburten stinkt.

Es ist wie ein Hund. Man muß es treten, mißhandeln.

*

Sie ist so ganz anders. Ich weiß auch nicht, wie ich dazu komme, sie schön, liebenswürdig zu finden.

Ihre Augen. Ich glaube da steckt der Zauber. Es sind Augen von strahlender Klarheit, die so unendlich milde, weich sprechen können. Mit solch verheißungsfrohen Tiefen.

Es sind schöne Augen.

Die Nase ist schmal und gerade.

Ganz anders alles. Maus hatte Stumpfnäschen und dann das blonde Haar.

Ob es „seidenweich“ ist oder sonst was, weiß ich nicht. Auf jeden Fall ist es blond, ganz hell. Es sitzt Sonne darin. Ich soll die malen. Das Bild wird gut.

*

Ich hab das heute rundweg abgeschlagen. Ihr Vater ulkte mich heute energisch drum an, als ich bummeln ging.

Das wäre ja wieder dieselbe Kiste geworden. Ich hätte sie gemalt. Wenn ich das Bild fertig gehabt hätte, hätte ich auch was anderes fertig gehabt.

Der Alte schien ziemlich brummig.

Ist doch so übel nicht, das Gretel.

Ich, brüsk, um mir gleich jede Annäherung abzuschneiden:

Ich finde sie einfach unausstehlich!

„So, darum?“

Darum!

Großes Mienenspiel auf der anderen Seite. Hut gezogen. Links abgeschwenkt. Ich weiter.

Was die wohl denkt. Einmal mit ihr gesprochen. Und ihr dann sagen lassen, (daß der Alte klatscht ist ja selbstverständlich), Sie sind unausstehlich!

Derartiges kriege ich allein fertig.

Schadet nicht.

Ich hab an der Maus genug zu schleppen.

*

Mein armer Kopf, als wären Nägel hineingeschlagen.

IX.

Er kommt erst spät.

Der Zwischenvorhang scheint eben gefallen. Es wird stark applaudiert.

Er nimmt seinen Sitz in einer der hinteren Sperrsitzreihen.

Ein Backfisch in der zweiten Reihe vor ihm sieht sich nach ihm um. Er beantwortet ihren Blick mit einem müden Starren.

Der Herr zu seiner Rechten wendet sich zu ihm:

„Famoser Valentin, der Heidorn, was?“

„Weiß nicht!“

„Dieses Feuer, diese Leidenschaft! Das muß man doch anerkennen?“

„Hm, ja. Jawohl. — Sie haben ganz recht.“

„Wissen Sie, ich versäume nie eine Vorstellung des Faust. Es ist doch das größte Meisterstück der Litteratur!“

„So.“

„Meinen Sie nicht?“

„Hm, ja. Jawohl. — Sie haben ganz recht.“

„Nur — die Einheitlichkeit. Der erste Teil — äh — ich weiß nicht. Der zweite Teil paßt doch nicht zum ersten.“

„So.“

„Ja. Meinen Sie nicht?“

„Hm. Ja. Jawohl. Sie haben ganz recht.“

Klingelzeichen.

Die Fächer klappen zusammen. Man rückt. Stimmengesurr.

Klingelzeichen.

Die Rampe wird hell. Der Raum verdunkelt sich. Der Vorhang geht auf.

„„Wie anders, Gretchen, war Dir's,
Als Du noch voll Unschuld
Hier zum Altar tratst,
Aus dem vergriff'nen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo steht Dein Kopf?
In Deinem Herzen
Welche Missethat!
Bet'st Du für Deine Mutter, die
Durch Dich zur langen, langen Pein hinüber schlief?
Auf Deiner Schwelle wessen Blut?““

— Blut — Blut — im Sarg war doch kein Blut,

„„— — — — regt sich's nicht quillend schon,
Und ängstigt Dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?““

— Ich hab sie doch um Verzeihung gebeten. Ich, ich — sie war doch nicht mit Blut — die Augen waren so gräßlich — das Kind hat ja nicht gelebt.

„Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.“

„Dieser Geruch von Menschen hier.“ Er tastet sich hinaus.

„Und Dein Herz,
Aus Aschenruh
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen —
Bebt auf.“

X.

Er geht auf und ab, auf und ab mit hastigen, unruhig nervösen Schritten.

Es quält ihn etwas.

Ein dumpfes Prickeln in den Nerven. Die Mundwinkel sind heruntergezogen, die Nasenflügel gehoben; in der Stirnhaut liegen drei scharfe, senkrechte Falten.

Es ist still im Hause. Nur das monotone Klappen der Fußsohlen auf den Dielen.

Die Hände ballen sich krampfhaft, das Gesicht verzerrt sich.

Er kann das klappende Geräusch nicht hören und wirft sich aufs Ruhebette. Schließt die Augen.

Große, graue Flecke, mit gelben Lichtpünktchen getüpfelt, durcheinander schwimmend. Langsam. — Schneller. —

Er steht wieder auf und löscht das Licht.

Legt sich wieder nieder, beginnt zu zählen: 2, 4, 6, 8, 10, 12, 14, 16, 18, 20, 22, 24, 26, 28, 30, 32 . . . „32!“ das ist die Hausnummer.

Merkwürdig, daß er gerade — 32 — wohnt.

Er sieht das Nummerschild. Die plumpe, glotzende 3. Die 2 mit dem unförmlichen Wasserkopf . . .

Er beginnt zu pfeifen, leise.

Der Schein der Laterne, der von draußen durchs Fenster ins Zimmer fällt, quält ihn.

Er geht und schließt die Vorhänge.

Nun ist es dunkel. Ah . . . so weich . . .

Er streicht mit den Händen durch die Luft und hat das Gefühl, als bewege sich seine Hand über Sammet, dunkelroten, weichen Sammet . . .

Dann legt er sich nieder und versucht zu schlafen. Es geht nicht.

Er erhebt sich wieder, zerrt die Vorhänge auseinander und starrt auf die Straße hinunter.

Die Brechung des Lichts der Straßenlaternen in den Regenpfützen beschäftigt ihn eine Zeit lang.

Die Kirchenuhren beginnen zu schlagen.

Er zählt. Es ist zwölf.

Jetzt ist wieder alles still.

Unten beginnt ein Trunkener zu gröhlen: „Ach Schaffner, lieber Schaffner . . .“ Sein Tritt verhallt auf dem Pflaster.

Er öffnet das Fenster.

Die Luft ist herb und kühl. Er hört es jetzt wieder deutlicher: „Daß meine Mutter nichts erfährt . . . .“

Da kommen zwei die Straße herauf. Sie sprechen leise. Er kann ihre Worte nicht verstehen.

„So — hm“ — wär nicht übel.

Er schließt das Fenster und verläßt leise das Haus. — Schon in der nächsten Straße.

„Du mußt mir aber versprechen, kein Wort zu sprechen . . . Ich kann Geschwätz nun einmal nicht hören . . .“

Sie gehen schweigend . . .

— — — Nach einer Viertelstunde läßt er sie wieder.

„'naus!“

Er hätte sie treten, mißhandeln können, so widerlich war sie ihm da. Er ist wieder allein, und wieder der grenzenlose Ekel.

„Nur den Mut haben ... (schreiend) wenn ich nur einmal den Mut hätte! ...

Jetzt gleich! — Jetzt, könnte ich ...“

Er nähert sich dem Schranke, auf dem der große, gelbe Lichtfleck einer Laterne liegt.

„Watte und ... und ...“ Da stand's. In kleinen, scharfen Lettern: Chloroform. Der Totenkopf mit den gekreuzten Knochen.

Er nimmt die Flasche zitternd mit beiden Händen und tritt in das Dunkel zurück. Schwerfällig setzt er beides auf den Tisch.

Er beginnt zu zittern.

„Nein .... nein ...!“

Und doch morgen derselbe Schwindel wieder ...

„Das Lied ist aus ...“

Er empfindet einen furchtbaren, stechend nagenden Schmerz in der linken Schläfe.

Das erinnert ihn daran, wofür er immer gefürchtet. Wieder zum Kinde werden ... Gefüttert und gepäppelt werden ... Äh — nein!

Und doch! — und doch! —

Er sieht wie Maus im Sarge lag.

So ruhig — friedlich — erlöst — — —

Er lispelt es leise: „Erlösung ...“

Diese furchtbare Langeweile los werden ... Immer dasselbe ... vom Genuß zum Ekel ... vom Ekel zum Genuß ... vom Genuß zum Ekel, ohne Aufhören bis ans Ende.

„Wie einer der sich erbricht, und seinen Auswurf immer wieder frißt ...“

Wenn man ihn dann morgen fände ...

„In die Zeitung würde kommen“ (ganz leise): „Der Maler Hoffsen hat gestern seinem Leben durch Chloroform ein Ende gemacht. Wahrscheinlich war unglückliche Liebe sein Beweggrund. Wieder ein Fall zur Decadence unseres Zeitalters, oder so ähnlich ...“

Er lachte heiser auf.

„Ja — ja — Decadence —!“

Das wollen wir doch etwas spezieller abfassen.

Er trat an den Tisch und schrieb bei Laternenschein mit zuckenden, großen Kinderzügen: Aus Langerweile ...

„So.“

Übrigens, was geht es denn die Schafsköpfe an, warum ich sterbe? — Verflucht! ich dächte, das wären doch meine eigenen Sachen.

Seine Finger zerreißen den Zettel.

Hm — warum ich sterbe. Sterbe ich denn schon? Wer sagt, das ich das thue!

Der Schweiß bricht ihm aus.

Er setzt sich aufs Ruhebett und seine Augen, stier auf einen Punkt geheftet, saugen sich in das Dunkel ...

Plötzlich schreckt er aus seinem Brüten wieder auf.

„Nur zu — nur zu."

Er wird schwach. Die Beine sind ihm schwer wie Blei. Auf der Zunge hat er einen üblen, faden Geschmack, wie Spinnweben im Munde.

Nur zu — nur zu — endlich einmal zu —

Er bindet sich die Watte vor Mund und Nase, faßt die Flasche und schleicht zu seinem Lager, schwerfällig, plump, scheu und gebückt wie ein gepeitschter Hund. Die Augen brennen ihm in den Höhlen, quillen unter einem dumpfen Druck zum Kopfe heraus. Schweiß läuft ihm in Strömen über das Gesicht.

„Addio — Maus — jetzt stirbst Du noch einmal. In mir. Addio — Nur nicht weinen, Maus ..."

Er entkorkt und träufelt die Flüssigkeit auf die Watte. Den ganzen Inhalt.

Ah — so süß — schwer — Violettgeflimmer — höher — ganz leise und sacht — immer höher — — höher — in Wolken — wie flüssiges Gold — — Sturz — Sturz — fallen —

Seine Muskel spannen sich. Beine und Arme zucken — zittern —

Er liegt wieder ruhig, atmet nur noch leise ...

Einige Minuten — und es ist vorbei.

Bartel Turaser.

Drama in drei Akten von Philipp Langmann.

(Brünn.)

(Schluß.)

Zweiter Akt.

(Eine Flur, die ehemals die Tenne der Scheune war. Ein großes Thor, in das die Eingangsthür eingeschnitten ist, nimmt den größten Teil der rückwärtigen Wand ein. Rechts eine Thür zum Wohnzimmer Turasers. Links die Bansenwand, etwa 1 m hoch, die den Raum in zwei Teile teilt und vom linken Thorpfosten bis zur Rampe reicht; sie wird von einigen als Bank benutzt. Das Licht fällt durch die Dachfenster und durch einige Mauerschlitze. Ein alter Tisch, zwei Bänke. Die Färber versammeln sich hier, um den Bericht des Streikkomités entgegenzunehmen und das Resultat der Gerichtsverhandlung abzuwarten.)

(Adolf, Adolfin, Meixner, ein Mädchen, Naßwetter.)

Meixner: Das ist das größte Glück für die Welt, daß sich die Arbeiter rühren. Sonst möchte ja nichts geschehen, niemand möchte fragen, was soll jetzt geschehen, was ist notwendig, sollen wir einen Handelsvertrag machen, ein neues Gesetz? Da passen sie immer auf, was wir sagen, was die Arbeiter wollen, und darnach richten sie sich ein.

Adolf: Ist denn die Welt früher nicht gegangen?

Meixner: Gegangen ist sie freilich, aber wie?

Adolf: Gerad so mit wunden Füßen und mit Ach und Krach wie heute auch. Früher hat es arme Leut gegeben, jetzt hat's ihrer und werden immer sein. Und mit den schlechten auch so.

Meixner: Es muß aber nicht sein! —

Adolf: Es ist halt eine Partei mehr. Die wird das Kraut nicht fett machen.

Meixner: Das ist eben der Unterschied, Ihr, die aus der alten Zeit, meint, es muß so sein; weil die Menschen die paar hundert Jahr so gelebt haben, so müssen sie ewig so leben. Das ist aber nicht wahr. Wir Neuen sagen, das muß nicht sein, daß es Arme und Reiche giebt, daß ist nur eine fehlerhafte Einrichtung. In der menschlichen Natur liegt das nicht, und darum kann es anders gemacht werden. Ganz anders!

Naßwetter: Wir sind keine Partei, wir sind das Volk.

Adolf: Wer nicht arbeitet, kriegt auch nicht zu essen.

Meixner: So, und heute? Haben vielleicht die am meisten zu essen, die am meisten arbeiten? Gerad umgekehrt!

Adolf: Dann wird es heißen, wann du nicht arbeitest, Lump, kriegst nichts, mußt verhungern!

Naßwetter: Und jetzt heißt es, Lump, wennst auch arbeiten willst, mußt verhungern!

Meixner: Wenn Du keine Arbeit kriegst und der Mehrwert Dir die Hälfte auffrißt. Das alles kommt mir so vor wie auf dem Exerzierplatz. Der eine läßt das Bataillon in der Front aufmarschieren und giebt als Marschziel: der Baum am Rand. Der Baum ist aber viel zu nah, und so kommen sich die Flügelmänner immer näher, je länger sie marschieren, und immer näher, und die ganze Linie kommt in Unordnung. Der andere aber sagt: Marschziel der Berg dort! — Da geht die ganze Linie hübsch gerad, und keines stößt ans andere. Das sind wir, und der Berg, das ist die Abschaffung der Armut! — Wir wollen die Armut abschaffen.

Adolf: Dann mußt auch den Neid abschaffen. Und wenn der eine mehr arbeitet als der andere und mehr zu essen hat, so wird der andere auf ihn neidisch sein.

Naßwetter: Wir wollen ja keine Engel machen, wir wollen nur, daß das Unglück, das nicht sein muß, was nicht in der menschlichen Natur ist, aus der Welt kommt. Wenn das möglich wär, was der Adolf meint, hätt es schon der liebe Gott gemacht.

Meixner: Wir wollen es so einrichten, daß jeder ehrlich sein kann, wenn er ehrlich sein will.

Adolf: Das kann jeder heutzutage auch sein.

Meixner: Das kann er nicht sein. Beinah alle Verbrechen schreiben sich von der Not.

Adolf: Unter den reichen Leuten giebt es auch Lumpen, die man einsperren muß; die haben keine Not.

Naßwetter: Warum sperrt man sie denn nicht ein?

Meixner: Weil nur die kleinen Diebe gehängt werden. Und wer nicht ehrlich sein will, der wird dann halt auch eingesperrt werden.

Adolf: Wenn also alles beim Alten bleibt, so lassen wir es lieber. Mir alten Mann wird keiner mehr einen andern Kopf aufsetzen, ich bleib schon so wie ich bin. Und wenn ich wem Unrecht thu, was wollt Ihr mit mir machen? Ich bin so aufgewachsen, ich bin als Färber noch auf die Wanderschaft gegangen, von Meister zu Meister, ich bleib schon so. Das was Ihr da sagt, es mag ja alles recht schön sein, aber wir erleben es nicht mehr, und unsere Kinder und Kindeskinder auch noch nicht, und während dem hat sich die ganze Welt wieder geändert, was grün war, ist gelb worden und was schlecht, gut. — Wir müssen durch, durch die schwere Zeit, da nützt kein Weinen. Daß es gerade uns getroffen hat, und daß gerade wir den Wagen ziehen müssen, wenn der Weg am schlechtesten ist und die Sonne gar so brennt, das ist unsere Bestimmung. Wer weiß wozu das gut ist.

Meixner: Aber wehren muß man sich.

Adolf: Wer es kann, soll sich wehren. Aber ausrichten wird er nichts.

Meixner: Einer nicht, aber alle!

Adolf: Alle! — Das schaut sich nur von weitem so aus, es ist immer der eine, den es trifft.

Meixner: Also soll man sich nicht wehren, soll man alles über sich ergehen lassen, als wär man eine Herde Schaf, hat man nicht Pflichten gegen die andern?

Adolf: Du sorg nur für Dich selber. Wer hat Dir denn den Auftrag gegeben, für andere zu sorgen? Kommt eine andere Zeit, so wird die wieder einen andern Kummer haben.

Meixner: Schau, Adolf, ich kann aber nicht für mich sorgen, ohne auch den andern zu helfen. Wie oft ist jeder von uns zum Kleppl

gegangen, er hat nicht wollen! — So haben wir alle zusammenhalten müssen, gezwungen, weil der eine allein nichts ausgerichtet hat.

Adolf: Glaubst, wir werden alle zusammen was gegen den Kleppl ausrichten? Wenn Du es glaubst, dann bist am Holzweg.

Naßwetter: Das werden wir über heut und morgen schon wissen.

Adolf: So lang haben wir noch die Hoffnung.

Meixner: Es wird sich alles im guten auflösen.

(Zacharias mit anderen Arbeitern tritt auf.)

Zacharias: Auf dem Wege in die Stadt, heute früh, begegne ich dem Turaser, der sagt mir, so ganz auf das Gewisse weiß er es nicht, beschwören könnt' er es nicht, hör ich, das was die Marie Zelber sagt. Ich schau ihn an, — na hörst! — (Pause.)

Meixner: Das wird er nur so gesagt haben.

Adolfin (spricht ihrem Manne leise ins Ohr, der dann abwehrend den Kopf schüttelt).

(Es treten allmählich sämtliche Färber auf. Die meisten mit einfachem Gruß, einige schweigend, ohne das Haupt zu entblößen, einige ein Kind an der Hand führend, Weiber, zwei mit Kindern auf dem Arm, im Ganzen etwa vierzig Personen. Meixner breitet indessen einige Papiere auf den Tisch. Die Versammlung verharrt lautlos.)

Meixner: Wie Ihr Euch erinnern werdet, hat man mich, den Adolf und den Naßwetter vor vierzehn Tagen in das Comité gewählt, das die Gelder einzunehmen und zu verteilen hat. Wir erhielten damals den Auftrag, zu einer geeigneten Zeit Rechnung zu legen und einen Bericht zu erstatten. Wir haben also den heutigen Tag dazu bestimmt. Wer eine Beschwerde vorzubringen hat, der soll es hier gleich vor allen sagen, daß wir in Ordnung kommen. Dann wird die Rechnung geschlossen. Also: wir sind im Ganzen Färber fünfunddreißig Personen in den Ausstand getreten und haben jetzt die zweite Woche hinter uns. Wir haben eingenommen und den Empfang durch die Zeitung bestätigt: Von der Gewerkschaftskommission einen einmaligen Beitrag von fünfzig Gulden. Dazu ist zu sagen, daß die Kommission selbst sehr wenig zur Verfügung hat, und nur weil die Prüfung ergeben hat, daß wir nur durch die ärgste Not gezwungen in den Streik gegangen sind, so hat man uns diesen Betrag bewilligt. Andere bekommen weniger, die meisten gar nichts. Also das sind fünfzig Gulden. Die haben wir am 2. Dezember bestätigt. Hier liegt der Brief von der Kommission, und kann ihn jeder lesen, daß es wirklich fünfzig Gulden waren. Dann haben die Arbeiter aus unserer Fabrik im Geheimen gesammelt, und zwar nach jeder Auszahlung hat jeder so viel gegeben, als er hat geben können. Es sind im Ganzen zweiundfünfzig Gulden sechsunddreißig Kreuzer eingekommen.

Dann sind eingekommen von den Färbern bei Gasparides & Comp. vier Gulden, von der Appreturfabrik Rabitsky drei Gulden fünfzig Kreuzer; private Spenden durch die Zeitung zwei Gulden achtzig; ein unbekannter Wohlthäter drei Gulden. Summa: hundertfünfzehn Gulden sechsund-sechzig Kreuzer. Hat jemand etwas dazu zu sagen?

(Nach einer Pause):

Zacharias (verlegen): Ich möcht nur . . . . . . also — also ich möcht nur bemerken . . . . (stockt, setzt sich).

Meixner: Zacharias hat das Wort.

Zacharias: Also, ich mein, wir bedanken uns . . . Ich stelle den Antrag, wir bedanken uns.

Meixner: Es ist sehr schön vom Zacharias, daß er den Antrag stellt. Wir haben uns schon überall schriftlich bedankt, aber es ist gut, daß die Versammlung, daß Ihr alle davon wißt, und daß wir dann noch einmal, nicht als Comité, sondern alle uns dafür bedanken. Wer dafür ist, der hebe die Hand.

(Alle heben die Hand.)

Meixner: Jetzt kommen die Ausgaben. Wir sind überein gekommen, daß jeder Ledige seinen Gulden auf die Woche bekommt und jeder Verheiratete einen Gulden fünfzig Kreuzer. Wir haben also bis jetzt den Ledigen dreißig Gulden und den Verheirateten sechzig alles in allem ausgezahlt. An Briefporto siebzig Kreuzer; andere Spesen sind keine. Es bleiben also noch vierundzwanzig Gulden und sechsund-neunzig Kreuzer, also beinahe fünfundzwanzig Gulden in der Kassa. Wer wünscht zu den Ausgaben das Wort?

Eine helle Stimme (ruft): Verteilen.

Meixner: Jemand hat gerufen: verteilen. Ich mache darauf aufmerksam, daß es sich jetzt um die bisherigen Ausgaben handelt, dann kommt erst zur Sprache, was mit den fünfundzwanzig Gulden geschehen soll.

Dieselbe Stimme: Verteilen! (Gemurmel.)

Meixner: Wer ruft dort. Mir scheints es ist die Wohanka.

Eine Stimme: Sie hat keine Zeit, die Mutter ist krank.

Meixner: Also, hat jemand sein Geld nicht bekommen?

Die Stimme: Ich hab nur zwei Gulden bekommen.

Meixner: Wer ist das? — Der Hackl. Bist ledig, Hackl? — Ist er ledig? (Rufe: ja!) Dann also kann der Hackl nicht mehr bekommen. Er soll ein anderes Mal die Ohren besser aufmachen.

Eine Stimme: Ich hab den ersten Gulden verloren.

Meixner: Die Anna Klitsch hat einen Gulden verloren. Wenn ich sie recht verstehe . . Was will die Klitsch?

Die Stimme: Ich kann nichts dafür, ich bitt, ich glaub, es hat ihn mir jemand genommen. (Schluchzt laut. Gemurmel.)

Meixner: Also die Klitsch will noch einen Gulden haben. Darüber könnt Ihr jetzt entscheiden, ob sie den Gulden ersetzt haben soll. (Ungünstiges Gemurmel.) Wer dafür ist, daß die Klitsch noch einen Gulden bekommt, der hebe die Hand. (Pause. Niemand hebt die Hand.) Niemand ist dafür. Sie soll ein anderes Mal besser acht geben. Jetzt frag ich, hat noch jemand was zu sagen?

Eine Stimme: Ich möcht bitten, bekomme ich von der Krankenkasse etwas? Ich bin schon fünf Tag krank.

Meixner: Sie bekommen eine Unterstützung, nachdem Sie noch Mitglied der Kasse sind. Aber das gehört nicht her. Hat jemand was gegen die Ausgaben?

Eine helle Stimme: Verteilen!

Meixner: So glaube ich, daß Ihr zufrieden seid.

Zacharias: Ich bitt . . wir danken dem Comité.

Adolf: Dem Comité ist nicht zu danken — glaub ich.

Meixner: Der Zacharias soll im Namen der Versammlung unterschreiben, daß die Ausgaben in Ordnung und richtig sind. Er kann das aber thun, bis wir den letzten Punkt erledigt haben. Was soll mit den fünfundzwanzig Gulden geschehn? (Pause.) Ich mache darauf aufmerksam, daß dieses Geld unser letztes ist. (Pause.)

Adolf: Da geht es vorher darum: soll weiter gestreikt werden oder gehn wir morgen in die Arbeit.

Naßwetter: Da sollt man doch vorher abwarten, wie die Verhandlung ausfällt.

Ein Weib: Was hat denn die Verhandlung und was hat der Streik mit den fünfundzwanzig Gulden zu thun? Wir brauchen die paar Kreuzer! (Bewegung.)

Stimme: Verteilen! Deshalb sind wir gekommen.

Meixner: Ich hab schon gesagt, es ist die letzte Verteilung. Nachher ist aus! —

Naßwetter: Wer ist für die Verteilung?

(Bewegung. Rufe: „Verteilen, Alle“.)

Meixner: Ich hab schon in Erwartung, daß es so kommen wird, das Geld mitgebracht. Wir haben wieder jedem Ledigen sechzig Kreuzer und jedem Verheirateten achtzig Kreuzer verrechnet. Hat jemand dagegen etwas einzuwenden? Wenn nicht, dann wird der Naßwetter jedem sein Bißl einhändigen. (Er giebt ihm die geschlossenen Päckchen, die Naßwetter sofort austeilt. Da einige im Begriffe sind fortzugehen, ruft):

Naßwetter: Dableiben! — (Ihm nach, einige andere: Dableiben! Pause.)

Meixner: Es handelt sich jetzt darum. Was hat weiter zu geschehen? — Es muß einig vorgegangen werden. Gehen wir also morgen in die Arbeit oder nicht?

Adolf: Ich geb Euch zu bedenken, daß heute das Letzte verteilt worden ist. Wir haben auf gar nichts mehr zu greifen. Ich weiß, jeder ist beim Greisler schon so viel schuldig, ich weiß aber nicht, ob jeder beim Greisler noch Kredit hat. Also es ist wahr, daß man eigentlich warten soll, bis der Prozeß aus ist, daß man weiß, wie es ausgegangen ist, vielleicht läßt sich doch noch etwas herausschlagen. Aber, wiederum, wir sind jetzt alle beisammen. Jeder will weg, jedem dauert es schon zu lang. Und Entscheidung muß sein. Also — (Schweigen.)

Zacharias: So soll der Adolf selber sagen, was er meint. Und der Meixner.

Adolf: Also wenn ich schon sagen soll, und wenn ich aufgefordert werde zu sagen, so — ich bin ein alter Mann, ich hab Erfahrung, ich sag, gehn wirs morgen an. —

Naßwetter: Ich glaub, eine Wochen könnten wir schon noch aushalten. Vielleicht steuern die aus der Fabrik doch noch etwas zusammen. — Und ich sag: Nieder mit den Tyrannen! —

Meixner: Das ist alles recht schön, wir rufen auch recht gern: nieder mit den Tyrannen, aber essen muß man . . .

Eine Stimme: Gehn wirs an!

Meixner: Es muß ein Antrag gestellt werden.

Ein Mädchen: Ich stelle den Antrag, wir melden uns morgen; wir werden sehn, was man uns sagen wird.

Adolf: Ich geb Euch zu bedenken, daß es heute schon der fünfzehnte Tag ist, daß wir weg sind . . . . . .

Meixner: Es liegt ein Antrag vor. Wer dafür ist, daß sich morgen wieder alle in der Färberei einfinden, der hebe die Hand. (Der größte Teil hebt die Hand.) Der Antrag ist angenommen. — Morgen früh alle in die Arbeit. Alle. —

(Der Buchhalter, von einem Manne begleitet, der die Arbeitsbücher trägt, tritt auf. Die Blicke aller richten sich auf ihn. Alles hört starr zu.)

Buchhalter (auf Meixner zugehend): Hier bringe ich den Leuten die Arbeitsbücher. Legen Sie her, es sind fünfunddreißig.

Meixner (laut): Was kümmern denn uns die Arbeitsbücher?

Buchhalter: Sie gehören doch den Leuten und Ihnen auch.

Meixner (heftig): Nehmen Sie die Arbeitsbücher nur gefälligst mit, Herr Buchhalter. Die brauchen wir nicht.

Buchhalter: Bedaure sehr, ich habe den Auftrag, hier die Arbeitsbücher jedem einzelnen einzuhändigen, und ich führe diesen Auftrag aus.

Meixner: Oho, so steht die Sache nicht. Die Arbeitsbücher bedeuten die Kündigung.

Buchhalter: Jawohl. — Die Kündigung ist bereits gestern Abend erfolgt. Die Zurückstellung der Bücher ist nur die Verständigung über die Kündigung.

Naßwetter: Das ist eine Gewaltthat.

Meixner (ruhig): Herr Buchhalter, ich gebe Ihnen zu wissen, daß die hier anwesenden Arbeiter der Färberei, es fehlt höchstens einer oder zwei, beschlossen haben, morgen anzutreten.

Buchhalter: Ja, das ist möglich, das ist sogar sehr vernünftig, aber Sie begreifen, ich bin machtlos! — Ich kann höchstens dem Herrn Direktor mitteilen, daß dieser Beschluß gefaßt worden ist, aber meinen Auftrag muß ich ausführen.

Adolf: Sie können es ja wieder zurücktragen, Sie haben uns nicht gefunden, wir haben die Büchel nicht nehmen wollen, oder wir haben Sie hinausgeworfen. Haben Sie doch eine Menschlichkeit im Leib.

Buchhalter: Adolf, ich versichere Ihnen, daß mir die Angelegenheit höchst peinlich ist, aber ich bin Familienvater, und ich kann meinen Posten verlieren, wenn ich meine Pflicht nicht erfülle. Sie wissen ja, es ist vom hiesigen Industriellenverein beschlossen worden, einen Ausstand, der länger als vierzehn Tage dauert, unter keinen Umständen zu dulden und sofortige Entlassungen vorzunehmen. Wir sind durch den Beschluß gebunden, wir können nicht anders.

Eine Stimme: Nicht annehmen!

Zweite Stimme: Schmeißt ihn hinaus! (Bewegung.)

Meixner: Wir werden Sie gewaltsam hindern, Ihren Auftrag zu erfüllen.

Buchhalter: Damit erreichen Sie gar nichts. Die Kündigung ist bereits öffentlich kundgemacht, und diese Überreichung der Arbeitsbücher nur eine Formalität.. Sie sind gekündigt auch ohne das, und da kann Ihnen alles nichts helfen. Es ist keineswegs ausgeschlossen, ja ich glaube sogar, daß es als sicher anzunehmen ist, daß Sie morgen mit ihren Büchern wieder aufgenommen werden, aber jetzt müssen sie dieselben nehmen. Übernehmen Sie die Verteilung, Meixner, meine Aufgabe ist erfüllt, adieu! — (Ab mit dem Arbeiter.)

Naßwetter (jetzt die Verteilung des Geldes fort und giebt auch die Arbeitsbücher aus).

Schimmel (tritt auf, laut rufend): Alsdann, aufgepaßt, aufgepaßt, der Kleppl ist freigesprochen! — (Rufe und Bewegung.) Freigesprochen ist er worden, der Kleppl, er ist unschuldig, der Kleppl. Der Kleppl ist ein braver

Mann. Der Turaser hat's beschworen. (Pause.) Der Turaser hat's beschworen, daß er ein braver Mann ist, der Kleppl — —

Naßwetter (auf Schimmel zutretend): Verfluchter Kerl, willst den Turaser verdächtigen? . . . .

Schimmel (schreit): Also wir sind die Schlechten, wir sind die Hetzer, der Kleppl ist ein Ehrenmann, der Turaser hat's beschworen — —.

Naßwetter: Wirst die Goschen halten, Hund, verfluchter! —

Schimmel: — — Hoch Kleppl, hoch Kleppl!

Naßwetter: Ich hau Dir die Fressen ein . . . . (Wird von Zacharias und Meixner festgehalten, die Menge ist still.)

Naßwetter: So ein Kerl! . . . Laßt's mich auf ihn!

(Marie und Anna Zelber. Anna weinend.)

Marie (zu Naßwetter): Was willst denn? Was willst von ihm? — —

Naßwetter: Er hetzt auf den Turaser.

Marie: Weißt denn Du, ob er nicht einen Anlaß hat? vielleicht hat er recht . . . . . . (Zur Menge): Der Kleppl ist freigesprochen! Das was ich mit meinen eigenen Ohren gehört hab, das was mir der Kleppl gerade ins Gesicht gesagt hat, ist nicht wahr, es ist gar nicht wahr! Ich hab's gehört mit meinen Ohren, es ist aber nicht wahr, er hat's nicht gesagt: freigesprochen! (Unruhe.) Pssst! Also hört's und überlegt Euch die Geschichte. Der Richter fragt mich, was ich von der Sache weiß. Ganz einfach, Herr Richter, sag ich, der Kleppl hat auf meine Schwester Anna schon lang gespitzt, er hat ein Aug auf sie gehabt, wie man sagt, und weil sie ihm nicht zu Willen war, so hat sie müssen vor einem Jahr aus der Fabrik hinaus. Ich glaub, das ist genug, wenn ein ehrliches Mädel sein Brot verlieren muß wegen so einem — —. Sind Sie vorsichtig, sagt er mir da, Sie stehen vor dem Gericht. Aber wahr ist es, sag ich, wahr ist es, daß sie hat müssen drei Wochen lang ohne Arbeit sein, und daß er auch mich gedrückt und sekiert hat, wo er es nur hat können. Weil er sich hat rächen wollen, sag ich, ja, ist so ein Mensch anständig, Herr Richter? — Das sind, hör ich, nur Ihre Behauptungen, das vermuten Sie bloß, es ist durch nichts bewiesen. — Wie kann ich das beweisen? Beweis genug, daß sie hat müssen aus der Arbeit und hat keine andere gehabt und hat immer ehrlich gearbeitet und war unbescholten und niemand hat ihr etwas nachsagen können. Alle haben gewußt, daß ihr der Kleppl nachstellt. Warum hat sie dann auf einmal weggehn müssen? Die Antwort kann sich da jeder selber geben, da braucht es keinen Beweis. Und dann, was weiter gekommen ist, Herr Richter, ist das vielleicht nicht genug? — Erzählen Sie den Hergang! — Also ich bitte,

so erzähl ich den Hergang. Vor der Färberei geht man auf einer kleinen Bretterstiegen auf den Boden. Dorten waren wir vier beim Aufspannen der weißen Pappware auf den Rahmen. Vormittag um elf Uhr kommt der Kleppl zu uns herauf, um nachzusehen, ob wir arbeiten. Eine war auf der anderen Seite ganz weg von uns, und die zwei waren bei der Hausmeisterin nach ihrem Essen schauen. Ich hab gerade bei der Stiegen aufgenadelt. Er stellt sich zu mir und schaut mir zu. Nach einer Weile sag ich: Herr Kleppl, sag ich, Sie könnten die Anna doch wieder in die Arbeit nehmen. Wir brauchten gerade eine und die erste Beste kann man doch auch nicht zu der Arbeit nehmen. — Ja, meint er, es hat seinen Haken. — Was für einen Haken, Herr Kleppl, sie hat sich ja nichts zu schulden kommen lassen? — Sie ist grob gewesen. — Das wird sie nicht mehr sein, sag ich, ich bitt, Herr Richter, ich hab sie ja bei mir haben wollen, ich hab halt so gesagt, aber sie war gewiß nicht grob, sie hat sich mit ihm nicht einlassen wollen, das ist das Einzige. — Dann sagt er, sehens Marie, Sie sind ein vernünftiges Mädl, ich weiß, sie ist keine Heilige, warum ist sie gerad gegen mich so? Bin ich schlechter als ein anderer? — Aber, sag ich, Herr Kleppl, lassen Sie die Dummheiten, meine Schwester ist ordentlich und läßt sich mit einem verheirateten Mann nicht ein. Und dann sind Sie schon alt und haben große Kinder, lassens das gehen, Herr Kleppl, und nehmen Sie sie in die Arbeit. Ja, sagt er, aber — sie darf keine Faxen machen, sie wird nicht gleich ins Kindbett kommen! — Das hat er gesagt, Herr Richter, das kann ich beeiden. (Bewegung.) Der Turaser ist gerade bei der Stiegen gestanden und hat die gefärbte Ware angesehn, der muß es gehört haben, es ist nicht gearbeitet worden, es war ganz still. — Der Turaser steht auf und stottert etwas hin und her und schließlich kommt es heraus, er hat es nicht gehört, oder er hat es nicht genug deutlich gehört, und am Ende hat es geheißen, es ist nichts bewiesen, und alles ist nach Haus gegangen. Mir aber, hat man gesagt, mir wird gleich der Prozeß gemacht, ich werde wegen einer Ehrenbeleidigung — ich hab dem Kleppl seine Ehr beleidigt — angeklagt und werde verurteilt. Acht Tage werde ich sitzen, acht Tage eingesperrt sein, wegen diesem verfluchten Gauner! (Sie stampft mit dem Fuße, hält sich das Tuch vor das Gesicht und weint. Starke Bewegung, man schreit durcheinander und geht hin und her.)

Anna: Und ich bin gekündigt, und die Marie ist auch gekündigt. Solche kann man nicht brauchen, die könnten bei uns auch so was anrichten.

Meixner: Mach Dir nichts daraus, wir sind alle gekündigt, jeder hat schon sein Buch bei sich.

Marie (laut): Und ich sag es jetzt ganz offen (schreiend): der Turaser ist bestochen! — Bestochen ist er, und deshalb haben sie Courage bekommen, Euch zu kündigen, und deswegen seid Ihr alle auch gekündigt worden, weil sie schon im voraus gewußt haben, daß die Verhandlung für sie gut ausfallen wird; weil der Turaser schon versprochen hat, er wird zu ihren Gunsten aussagen.

(Tumult, wilde Ausrufe: Verräter! Lump! Erschlagt ihn! „Ein wirres Durcheinander, in dem das Rufen Adolfs, Meixners ohne Wirkung bleibt. Naßwetter ist schweigsam, die Weiber umringen die Schwestern, die Männer scharen sich zu Hauf, man ruft: Auseinandergehn! Dableiben! Schlagt ihn tot! — Nieder mit dem Kleppl! — Auf die Plätze, Ruhe, Ruhe! — In dem Tumulte öffnet sich die Thüre zu Turasers Wohnzimmer, und Albine stürmt laut rufend auf Marie los.)

Albine: Betrügerin! Betrügerin! Lügnerin! — Glaubt ihr nicht, was sie gesagt hat, es ist alles nicht wahr, was sie sagt, es ist alles nicht wahr, sie lügt vom Anfang alles! — Der Turaser hat gar nichts gehört, der Turaser weiß von nichts, von unten bei der Stiegen kann man nicht einmal hören, wenn oben auf dem Boden laut gesprochen wird und wenn nur still gesprochen wird, hört man gar nichts. Man hört gar nichts. Es ist nicht wahr, daß er etwas gehört hat. Er hat mir es zwanzigmal gesagt, er weiß von nichts. Die Zelber ist von oben herunter gekommen und hat ihn dort gesehen und hat gleich gesagt, hast es gehört? Was, hast es gehört? Er hat aber gar nichts gehört. Sie hat es ihm gleich gesagt, was sie mit dem Kleppl gesprochen hat, er hat aber nichts gehört, er hat es nur gewußt, weil es ihm die Zelber gesagt hat, weil sie ihn zuerst getroffen hat, gerade so wie sie es jedem von Euch gesagt hat. Und wenn sie jeden von Euch zum Gericht gezogen hätt, so hätt jeder von Euch gerade so aussagen müssen, wie der Turaser. — Und ich sag Euch, die Zelber hat es selber nicht einmal gehört, es ist alles nicht wahr, was sie da vom Kleppl erzählt hat, sie hat sich es so ausgedacht, weil sie immer und überall Unfrieden stiften muß, sie ist eine Lügnerin — eine Lügnerin — — (Sie schnappt nach Atem. Der Lärm hat sich während ihrer Rede gelegt, bricht aber jetzt mit neuen Verwünschungen los.)

Die Schwestern Zelber (rufen dazwischen): Was hätten wir davon, wozu soll ich mir denn das aussinnen, ich hab ja nichts davon, sie ist verrückt!

Albine: Nein, ich bin nicht verrückt, aber Du, Marie Zelber, Du bist schlecht, Du schlechtes, infames Weib, pfui! pfui! — Glaubts ihr ja nicht, glaubts ihr nicht. Sie stiftet immer nur Unglück. — Die Klitzpera ist da, die kann Euch's bezeugen! Erinnerst Dich, wie sie von Dir in der Fabrik erzählt hat, Du haltst es mit dem Schlosser, und wie dann der Schlosser Deinen Mann dann gehaut hat? — Erinnerst Dich noch?

— Jetzt stellt sie sich so, als wär der Kleppl ihr Todfeind, aber immer ist sie hinter ihm hergekrochen, die Schlechte, und so lang hat sie Euch gehetzt, bis alles auf den Kleppl los gegangen ist. Und ich sag Euch's, es ist nicht wahr, daß das der Kleppl gesagt hat — —

Meixner: Aber daran liegt ja nichts, ob es der Kleppl gesagt hat, wir stehen im Lohnkampf, wir stehen vor dem Thor und wissen nicht ob hinein oder hinaus.

Albine: Aber sie hat gesagt, der Turaser ist an allem schuld, sie hat uns ins Unglück bringen wollen.

Marie: Schweig Dich aus! —

Albine: Schweig Du, Du Unglücksstifterin.

Marie: Ich sag Dir es ins Gesicht, Dein Mann ist bestochen und dreimal bestochen.

Albine: Und wenn er zehnmal bestochen ist, Dein Mann wird er darum doch nicht mehr!

(Während dieser Rede sprechen die übrigen leise mit einander, es wird hin und her gegangen, es bilden sich Gruppen, die leise disputieren. — Es wird nicht mehr ruhig.)

Marie: Hahaa, daß ich nicht lach! — Mein Mann, Du lieber Himmel, was Dir nicht alles einfällt!

Albine: Warum hast denn auf ihn eine solche Wut, warum willst ihn denn zu Grunde richten? — Warum? Sag doch! — Sag! —

Marie: Weil er uns alle ins Unglück gebracht hat, darum! — Verstehst?!

Albine: Weil Du die Wut nicht verschmerzen kannst, daß ich Dir ihn weggefischt hab, darum! — Aber jetzt sag ich Dir's: — hinaus! — Dort ist die Thür, gehst hinaus, (sie geht drohend durch eine Menschengasse auf sie zu) gehst hinaus! hinaus! — Marsch hinaus! Du infames Weibsbild, Du miserabliges! — Du Luder, was sein Lebtag kein Kind gehabt hat, Du willst eine Familie zu Grund richten, ich — — — ich — — — (Sie wird von den Weibern festgehalten.)

Marie: Ja, ich geh, deswegen aber wird Deiner noch immer nicht reingewaschen, deswegen bist Du auch nicht besser. Wir sehen uns noch, wir zwei. Wir treffen uns schon wo. (Ab, mit ihr ein Haufe.)

Albine (zu den Weibern): Ich sag Euch, es ist nicht wahr. (Die Leute gehen allmählich alle ab.)

Ein Weib: Es ist doch auffallend, das werden Sie einsehen, und wenn man der Zelber nicht recht geben kann, weil man eben nichts sicheres weiß, so ganz unrecht wird sie wohl nicht haben. Warten wir's ab.

Albine: Es ist nur ein unglückliches Zusammentreffen, dafür kann doch mein Mann nicht, er hat halt nicht schwören können. Hätt er es ganz sicher gehört, so hätte er geschworen. Es hat's aber nur die Zelber gehört,

und ich sag Euch, sie lügt. Aber wie hängt das mit der Kündigung zusammen? Mein Mann ist ja auch gekündigt. Drinn auf dem Tisch liegt das Buch; geh, ich bitt Dich, Naßwetter, hol das Buch, drinn auf dem Tisch liegt es, und bring es herein. Da könnt Ihr's lesen. Was hätte denn mein Mann davon, jetzt wo er gerade so gekündigt ist, wie jeder andere! Deshalb sag ich, die Zelber ist schlecht, sie ist ein böses Weib, weil sie einen unschuldigen Menschen ins Unglück bringen will, mit Gewalt ins Unglück bringt mitsamt den unschuldigen Kindern. Weißt, kannst Dich erinnern, wie sie über Dich geklatscht hat, hast schon vergessen an den Schlosser? — Wer war schuld daran — die Marie Zelber war schuld daran!

Ein Weib: Nun, ob so oder so . . . . was vergangen ist, ist vergangen. Morgen werden wir nichts mehr zu essen haben. — Du Gott im Himmel, schau auf uns! — (Sie gehen alle langsam hinaus.)

Albine (zu Meixner): Glauben Sie es, Meixner — glauben Sie es?

Meixner (zuckt die Achseln).

Albine (zur Adolfin): Glauben Sie es, daß der Turaser daran schuld ist?

Meixner: Warum hat er es sich denn so schnell überlegt? Hat niemandem was gesagt, daß er es nicht deutlich gehört hat, hat niemandem widersprochen, der sich auf ihn berufen hat. Hat sich als Zeugen rufen lassen, so muß er es doch gehört haben.

Albine: Ein Schwur, Meixner, ein Schwur ist ein Schwur. Hätten Sie geschworen, Adolf, wenn Sie nicht ganz sicher gewesen wären. Er war halt nicht ganz sicher —

Adolf: Ich sag ja nichts. — Hab ich etwas gesagt? Ich denk mir meins und laß jedem seins.

Adolfin: Ja . . . . mir — — mir lassen einem jeden seins . . . . einem jeden! (Alle ab.)

(Albine und Naßwetter. Pause.)

Albine: Du bist noch da?

Naßwetter: Ich hab das Büchel gesehn. Aber das beweist nichts.

Albine: Du glaubst auch . . . ?

Naßwetter (nicht bejahend).

Albine (schweigt).

Naßwetter: Hörst . . . . mir kannst es sagen, ich bin der beste Freund vom Turaser, er ist wie mein Vater gewesen, er ist mehr als mein Vater, den ich nicht gekannt hab, sag mir, hat der Turaser reine Hände? . . . .

Albine: Vor Gott im Himmel und vor seinen armen, verhungerten Kindern hat er reine Hände! — — —

Naßwetter: Das ist genug — mehr brauchst mir nicht zu sagen. Jetzt geh ich.

Albine: — Du gehst auch?

Naßwetter: Kann ich anders?

Albine: Halt zu uns, es wird Dir gut gehen.

Naßwetter: Jetzt muß man zu dem halten, dem es schlecht geht. Die Sach thut mir leid, das kannst mir glauben — —!

Albine (barsch): Also geh!

Naßwetter: Ich geh der Letzte und werde dann wieder der Erste sein. (Ab.)

(Albine, Bartel.)

Albine (in Gedanken verloren).

Bartel: Mammi, wird der Vater bald kommen? — Mammi!

Albine: Er wird.

Bartel: Wirst nicht Feuer machen?

Albine: Ja, gleich. Geh hinein, geh, mein Kind, geh hinein und schau zum Mäderl, und spahnd Holz, daß wir gleich ein Feuer machen können. (Man hört einen Ruf.)

Bartel: Jemand ruft.....

Albine (ängstlich): Geh, Burschi, geh ins Zimmer. (Derselbe Ruf, länger.)

Bartel (ab).

Albine (geht zur Thür. In diesem Augenblick wird die Thür aufgerissen, und Turaser als Verfolgter stürzt bleich und entsetzt herein).

Turaser (schreiend:) Mach zu! Halt zu! Sie kommen, Sie kommen, halt fest! Halt' fest. (Er eilt über eine Leiter auf den Balken, wo er verschwindet.)

Albine (anfangs fassungslos, eilt die Thüre zu schließen, doch schon hat sich ein Mann hereingezwängt; sie drückt fest zu, es entsteht ein kurzes Ringen, ehe es ihr gelingt, ihn hinauszudrängen und die Thüre zu schließen. Man hört Rufe, einzelne, dann mehrere, Steine schlagen an die Wände, ans Thor, auf das Schindeldach; im Zimmer klirrt das eingeschlagene Fenster, Pfiffe. Sie verriegelt die Thür und versperrt sie, angstvoll beachtend, ob ein Körper, der sich zuweilen wuchtig gegen sie wirft, die Angeln lockere).

Albine: Komm herunter! — Komm herunter, es ist niemand da. Hilf mir die Thür vernageln.

Turaser (oben, schweigt).

Albine (ruhig sprechend, zu Bartel ins Zimmer): Bubi, bring mir den Hammer und die langen Nägel, ja?

Bartel (nach einigen Augenblicken das Gewünschte bringend, das Albine sofort hastig nimmt und die Thür vernagelt): Ein Stein ist hereingeflogen, Mammi, das Fenster ist zerschlagen. — Kommt nicht der Vater? — Ich fürcht mich, Mammi, — kommt der Vater?

Turaser: Pst, pssst! — (Der Lärm außen wird schwächer, die Steinwürfe vereinzelt, das Stoßen gegen die Thüre hört auf, einzelne Pfiffe.)

Albine: Bleib jetzt noch oben, sie gehen schon. Die Thür hält! —

Turaser: Sie haben keine Stange bei sich, sonst wären sie schon längst herein.

(Pause.)

Eine Stimme (durch das Schlüsselloch von außen hereinrufend): Turaser, wir erwischen Dich noch, gieb acht, wirst Deine Beiner im Tüchel z' Haus tragen! Hollodriooh, Hollodrioooh! Die Zeiler sein doo! (Er pfeift gellend am Schloß durch die zwei Finger. Gelächter außen. Stille. Die Familie lauscht.)

Turaser (den Kopf vornübergebeugt, horcht hinaus): Weg sind sie! Weg! — Gut ist es gegangen, nichts ist geschehn, gerad so wie Du es gesagt hast. Du hast es richtig vorausgesagt, es wird ein Lärm sein, ein ordentlicher, ein Krawall, und hernach ist das Wasser abgelaufen.

Albine: In die Arbeit darfst nicht gehen eine Wochen lang, sonst wird es gleich heißen: aha, der Turaser! Nach einer Wochen kannst ruhig anfangen. Alle sind gekündigt.

Turaser: Gekündigt.

Albine: Alle, der Buchhalter hat die Büchel hergebracht. Das war eine Tour, ehe ich die Zelber hinausgebracht hab.

Turaser (nachdenklich): Sie muß eine Woche sitzen — — verurteilt. — —

Albine: Das freut mich. Das geschieht ihr schon recht. Wie sie gehetzt hat, wie sie in die Leute hinein geredet hat, gerad als müßt sie uns alle ins Unglück bringen. Es ist ein böses Weib, die Marie.

Turaser: Sie ist verurteilt, wegen Ehrenbeleidigung — acht Tag.

Albine: Daran wird sie nicht sterben.

Turaser: — — Sie ist bescholten, verstehst?!

Albine: Was ist das?

Turaser: — Sie ist vom Gericht verurteilt, sie hat keinen ehrlichen Namen mehr — den Dienst verliert sie, das versteht sich ehe.

Albine: Deshalb hat sie so eine Wut gehabt.

Turaser (springt auf, lebhaft, wie um seine Gedanken zu verscheuchen): Aber jetzt lauf, geh, bring! Bring ein gutes Fleisch, ein warmes Geselchtes, bring ein' paar Flaschen Bier, aber ordentlich Fleisch, nicht ein paar Bissen, ich hab den ganzen Tag nichts gessen, mein Magen ist krank vor Hunger. Was willst denn, Barterl, mein kleiner Bub, was willst denn, sag, sag nur, was Du willst, kriegst, alles, sag! —

Bartel: Würstel! —

Turaser: Bring Würstel, zehn Paar — —

Bartel: Feigen —

Turaser: Einen Kranz, Albin — Was willst denn noch, Bubi, willst Backerei haben? — Bring was süßes. Ein paar gute Buchteln, mit Topfen und Kuchen — —

Bartel: Mit Schaum — —

Turaſer: Bring ein paar Schmettenrollen — —

Albine: Na, na, ich werd gleich einen Möbelwagen anfahren laſſen — Gotteswillen, jetzt muß ich ja erſt die Thür aufnageln, jetzt hab ich mit dem Zeug da wieder die Arbeit — — Und was hat der Kleppl geſagt? (Arbeitet mit der Zange.)

Turaſer: Der war froh. (Er nimmt den Knaben auf den Arm.) Hat aber nichts merken laſſen. Hat aber verflucht aufgeatmet, wie ich ausgeſagt hab. Ich hab geſagt, ich hab nichts gehört, ich hab es nicht ſo deutlich gehört, daß ich beſchwören könnt, daß ich es gehört hab. Dann hat es mir gleich darauf die Zelber erzählt, und ſo hab ich am Anfang geglaubt, ich hab es wirklich gehört. Und dann die Wut auf den Kleppl, der uns allen ſo verhaßt war, ſo hab ich geglaubt, daß ich es gehört hab. Aber dann, wie es zum Schwur gekommen iſt und ich mir die Geſchichte noch einmal ordentlich vor das Gedächtnis gebracht hab, iſt es mir doch ſo geworden, ſo — unſicher — ja, und jetzt, mein ich, daß ich gar nichts gehört hab. — — Dann ſagt der Richter, wir werden auch den Kleppl beeiden. Und dann haben ſie auch den Kleppl beeidet. — Haben Sie das der Marie Zelber geſagt. — Nein! — Ich mache Sie auf das Gewicht Ihrer Ausſage aufmerkſam. — Nein! — Und dann war die Marie verurteilt. — — Die haben alle Augen auf mich gemacht! — (Nachdenklich.) — Wie mich alle angeſchaut haben —

Albine: Du haſt halt nicht ſchwören können, das iſt etwas! —

Turaſer: — Die haben Augen gemacht! Die Zelberiſchen haben geweint... — — Nun — ſo geh doch ſchon! — Zum Teufel!.....

Albine: Gleich, gleich, friß mich nur nicht auf — (Sie macht ſich an die Thüre, Nägel auszuziehen.)

Bartel: Und das Eichkatzl?

Turaſer: Morgen, morgen kriegſt es, morgen, kauf ich Dir's und ein neues Gewand, und ein Mützerl ....

Bartel: Mit einem geraden Schirm — eine franzöſiſche — —

Turaſer: Mit einem graden Schirm —

Albine: Hilf mir doch da — — —

Turaſer (ſetzt den Knaben ab und greift zu Zange und Hammer): Du glaubſt, ich ſoll noch eine Wochen dableiben?

Albine: Du mußt!

Turaſer: Der Kleppl hat mir geſagt, ich ſoll morgen kommen. (Arbeitend): — Alſo entlaſſen hat er ſie, der Schuft. Alle entlaſſen.

Albine: Was —?

Turaſer: Das iſt ein Gewichſter! — Entlaſſen! — Das muß aber ge-

wesen sein? — Was? — So, jetzt ist offen — geh! (Sie lauschen.) — Es ist alles vorüber! — Geh! — (Nimmt den Knaben wieder auf, indes Albine Korb und Tuch holt und abgeht.) Jetzt mußt aber essen wie es sich gehört. Wirst? — So bist mein guter Bub. — — Wie ist das doch mit dem: (singt): Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr, der muß haben ein Gewehr ......

Bartel (singt): Das muß er mit Pulver laden und mit einer Kugel schwer!

Beide (singen, Turaser tanzt): Hopp hopp hopp, hopp hopp hopp, Pferdlein lauf, lauf Galopp, hopphopp, hopphopp, hopphopp, hopphopp — hopphopphooohopp, Pferdlein lauf, Pferdlein lauf, lauf Galopp, hopphopphopp! — (Er küßt den Knaben und tanzt mit ihm auf dem Arm in kleinen Kreisen).

Der Vorhang fällt.

Dritter Akt.

(Scene wie im 1. Akt; zehn Tage später. Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man zwei kleine Särge hinaustragen, denen einige Leidtragende folgen.)

(Turaser hockt auf einem Schemel beim Sparherd, Albine tritt zu ihm.)

Albine: Gehst nicht mit? —

Turaser: Nein.

Albine: Der Vater soll also nicht dabei sein?

Turaser: Hast Du sie zur Welt gebracht, so geh Du sie auch begraben.

Albine: Und Du druckst Dich? — — Wie schaut denn das aus, wenn Du nicht mitgehen willst? — Was werden sich die Leute denken?

Turaser: Das ist mir gleich. Sollen sich die Leut denken, was sie wollen. Was die Leut reden, auf das ist nichts zu geben. Das rinnt ab wie's Wasser, hast gesagt.

Albine: — Aber ....

Turaser: Hast es gesagt oder nicht? — So geh. Laß mich in Ruh. — Ich will es nicht sehen, wie sie's in die Erd verscharren.

Albine: Ich soll es ansehen .... (Nach einer Pause): Sind ja Deine Kinder so wie meine! — Komm, geh mit, Turaser, ich bitt Dich, komm! — (Turaser schweigt verstockt.)

Albine (erregt): Ihr Männer! — Das sind Männer! — Jedes alte Weib ist mehr als Ihr, Schlafmützen, Schwachköpf! — Was geht Dir denn im Kopf rum?

Turaser: — Geh, die warten draußen auf Dich — —

(Albine rasch ab. In der Thüre kommt ihr Naßwetter entgegen.)

Albine: Geh, bleib da und red ihm die Mucken aus, ich muß laufen ....
(Ab.)

(Naßwetter setzt sich. Man hört durch die offen gebliebene Thür die Einsegnung, die Tritte der Fortgehenden. Naßwetter geht nach, das Thor und die Thüre zu schließen, und setzt sich wieder. Sie verharren eine Zeit lang schweigend.)

Turaser: — Was machst denn Du bei mir?

Naßwetter: Darf ich nicht zu Dir kommen?

Turaser: Zu so einem Auswurf —?

Naßwetter: Du bist doch derselbe, was Du warst. Für mich bist immer derselbe.

Turaser: Es ist genug schön, daß Du nach einer Ausred suchst.

Naßwetter: Was brauch denn ich eine Ausred! —

Turaser: Was werden denn die andern dazu sagen, daß Du zu dem Auswurf gehst?

Naßwetter: Die haben anderes zu thun, als nachschauen, ob ich mit Dir red oder nicht.

Turaser: Gieb Du nur gut acht, was die andern von Dir sagen. Hast denn Du ein Urteil über Dich? — Weißt denn Du, wer Du bist, was Du heißt? — Das weißt Du nur davon, weil Du hörst, was die Leute sagen.

Naßwetter: Wenn man auf alles geben möcht, was die Leut sagen —!

Turaser: Auf alles muß man geben, was die Leut sagen. Erfunden wird nichts, nur schlecht verstanden und ausgesprengt.

Naßwetter: Du hast recht, schlecht verstanden. Ist etwas noch so seltsam, die Leut glauben gleich immer das Schlechte.

Turaser: Das haben die Leut wieder recht. Das Schlechte kannst gleich glauben; wennst wo was Gutes hörst, dreh es erst dreimal um, ehe daß Du es nimmst.

Naßwetter: Ich kann aber nicht alles glauben, ich will nicht, Turaser.

Turaser: Du willst nicht glauben, was die Leut von mir reden —? Ist recht?

Naßwetter: Ich will es von Dir nicht glauben, Turaser.

Turaser: Jedes Warum hat sein Darum, hat einmal einer gesagt. Wenn mir also mein Bartel stirbt, so muß es sein Darum haben. Siehst, um das Darum dreht sich alles. Bei jedem muß man nur immer das Darum finden. Es wär doch zu dumm, wenn wo was wär, das nicht sein Darum hätt; deswegen schon muß alles sein Darum haben. Jetzt frag ich, warum stirbt mein Bartel, warum nicht der andere, warum nicht andere tausend Buben, warum meiner? Sind doch genug Kinder in der Welt, warum wird meiner ausgesucht? Manche sagen, weil er zu gescheit war.

Naßwetter: Gescheit war er.

Turaser: Aber gar zu gescheit war er nicht. Er war ein gutes Kind, ein aufgewecktes, war brav in der Schul, hat besser gelernt, als alle andern in seiner Klass', das ist aber nichts besonderes. Was — unter die armen Buben, die zu Haus keine Ruh haben und wenig essen — deswegen! — Nein, er war nur ein weiches Herzerl . . . . weißt? — Ja — so ein gutes Kind. Deswegen thut mir das Herz so weh um ihn . . . . Er hat sich übergessen, sagen die Leut.

Naßwetter: Die Leut verstehn nichts.

Turaser: Hat man schon einmal gehört, daß sich ein Bub übergessen hätt!

Naßwetter: Ein Bub, nie im Leben!

Turaser: Das hat ja einen Magen —, von wenig essen krank werden, aber von viel?

Naßwetter (leise): — Er war es vielleicht nicht gewohnt?

Turaser (fühlt den Stich): — Er hat ja immer seins gehabt. War es auch nicht so nahrhaft und gut, wie er es hätt' brauchen können, zu essen hat er immer gehabt. — Daß er sich mit ein paar Sachen sollt zu Grund gerichtet haben — — er hat ja nicht einmal viel gegessen. Und wenn es wahr wär', was ist dann? — Warum muß gerad er daran sterben, wo Kinder alles zusammenessen wie die Enten, warum er? — Dazu will ich das Darum haben!

Naßwetter: Du denkst an die Bestimmung.

Turaser: Nein, daran hab' ich nicht gedacht: an die Vergeltung! — Aber das ist ein schönes Wort: Bestimmung. Da wird man so ruhig dabei. Wenn die Idee nur nicht gar so keck wär. Ja, gar so keck. So viel dürfen wir uns vor die andren Würmer und Fliegen nicht einbilden, daß es irgendwo schon voraus aufgeschrieben steht — —

Naßwetter: Und das Darum? — Was ist das?

Turaser: Das ist nicht dasselbe. Das Darum ist der Weg, den das alles gegangen ist, das ist der Fluß, der durchs Land rinnt. Die Bestimmung ist der Regen vom Himmel, den alle annehmen müssen.

Naßwetter: Sterben müssen alle.

Turaser: Warum aber der eine zuerst, der andere hernacher? — Warum trifft es mich? Und warum jetzt? — —

Naßwetter: Er kann nicht mehr reden, wenn er es auch wüßt.

Turaser: Er kann nicht mehr reden. Freilich. Und wenn er reden könnt, glaubst er möcht? — So ein Kind . . . . man weiß gar nicht, wen man da neben sich hat. Das hört zu, sieht zu, denkt nach und denkt nicht nach und versteckt alles in sich. Ja, versteckt's in sich. Er hat mich fortwährend so angeschaut . . . . . so angeschaut . . . . . Jesus

Maria ..... alle sind gewichen, gewichen von mir wie vor dem Auswurf ..... er auch ..... hat mich so angeschaut .....
(Er bedeckt das Gesicht mit den Händen.)

Naßwetter: Was versteht ein Kind —!

Turaser: Als wär er an mir irr worden ...... Und ich hab es doch nur für ihn gethan, sein junges Leben zu fristen, ihm alles zu geben, was er braucht zur Stärkung, daß er wieder zu sich kommt, daß er sich nicht braucht abzuhärmen und abzusehnen, mein lieber Jung. Und er ist an seinem Vater, an seinem geliebten Vater — — irre worden. Mein gutes, braves Kind .....

Naßwetter: Was Du Dir da wieder einbildst! —

Turaser: Kann man denn in so ein Kind hinein sehen, das versteckt alles vor den andern und vor sich selber. Spricht es nicht aus, sich nicht und den andern nicht, und geht an einem Kummer zu Grund. Das Herz kann einen übergroßen Kummer nicht ertragen ..... ja —.

Naßwetter: Ich bitt Dich, das sind alles so Deine Einbildungen. Brauchst nicht gleich zu glauben, daß es jeder gleich mit allem so schwer nimmt wie Du. Nicht einmal die, was mit Dir arbeiten, höchstens vielleicht die Zelber — aber die denken ja nicht mehr daran; außer wenn die Red darauf kommt. Aber wo denkst denn hin, so ein Kind! Was Dir nicht alles einfällt!

Turaser: Das war kein gewöhnliches Kind.

Naßwetter: So denkt jeder.

Turaser: Ja, die dummen Eltern halten ihre Kinder immer für was Besonderes. Aber der Bartel war doch was Besonderes. Wer weiß, was er hätt werden können, was aus ihm für ein großer Geist hätt sein können. Er war in sich gekehrt, er hat manchmal so gefragt, daß ich nicht gewußt hab, woher immer schnell das Wort nehmen, um ihn nicht ins Unrichtige zu führen. Wer weiß, auf was ihn das Schicksal geführt hätt! — Vielleicht ein Ingenieur, der wer weiß was erfindet, oder einer, der mit der Feder umgeht, oder ein Doktor, der den Leuten hilft — — und alles dahin! —

Naßwetter: Für ihn ist es ja vielleicht besser.

Turaser: Wenn ich bedenk, daß sein Leben in meiner Hand gelegen ist, daß er mir ist anvertraut worden von der Vorsehung, und wie ich mit ihm umgegangen bin! — — Daß ich nicht gewußt hab, was so ein zartes Gemüt braucht .....

Naßwetter: Es hat gewiß keinen besseren Vater gegeben als Dich! —

Turaser: Ist es denn ums Essen und Trinken allein?! — Die Reinheit

braucht's! — Das Wenige was er gehabt hat, Vater und Mutter, das ist ihm getrübt worden; auf was er hätt stolz sein können .....

Naßwetter (erschüttert): Du bist arg gestraft, Turaser! —

Turaser: Endlich, daß es aus Dir heraus ist! — Gestraft bin ich! — Gestraft bin ich, wie noch nie einer ist gestraft worden. Ja, das ist es! — — Aber wissen möcht ich, nach welchem Gesetz, wo das Gesetz geschrieben ist und von welchem Richter! — Das möcht ich wissen. Verfluchte Arglist, verfluchte tückische Bosheit, verfluchtes, verfluchtes Leben, das mich hat so hineingebracht! Hat mich wer hineingebracht, sei es wer immer, hat mich wer hineingebracht — alsdann ist er selber daran schuld, nicht ich! — Soll über sich selber Gericht sitzen und über sich urteilen und sich selber bestrafen! — So wird es gemacht!? Ich muß unglücklich sein, schuldig werden, und hernach wird eine Straf diktiert, die kein Mensch ertragen kann? Höllische Bosheit, die das eingerichtet hat! — Da hört aber alles Fragen auf: es kann gar nicht gut sein, was auf solchen Wegen geht, das Allerletzte, wohin wir kommen, der äußerste Rand, muß gar arg sein, oder gar dumm, wenn die Mittel so dumm, so ungerecht sind, die zu ihm führen. Im besten Fall ist es die Ruh! — Wozu dann diese Martern? Die Ruh hätt ich besser haben können, wär ich gar nicht zur Welt gekommen! —

Naßwetter: Wir müssen ja alle das Leben abbüßen.

Turaser: Freilich, weil jede Straf verbüßt sein muß.

Naßwetter: Ganz verbüßt, bis zu End verbüßt. —

Turaser: Meinst — — — niemand darf dem Kerker entfliehen, der nicht seine Jahre abgesessen? — Wenn ich aber unschuldig verurteilt bin?

Naßwetter: Unschuldig sind alle verurteilt.

Turaser: Alsdann — bis zu End verbüßen, bis zu End, wenn man sich auch alles denken kann und alles weiß! Die Medizin kennen, die einem helfen kann, und sie doch nicht nehmen!

Naßwetter: Siehst, es hat alles sein Gutes. Ist Dir nicht jetzt doch so, ich weiß nicht, ob Du mich verstehst — leichter!

Turaser: Ja, wie so einem, der fort auf die Abstrafung gewartet hat.

Naßwetter: Bist wenigstens die Unruh los.

Turaser: Ja.

Naßwetter: Das hast ja gewußt, daß Du einmal wirst gefangen werden. Jetzt bist gefangen, hast Ruh. Hättest denn nur eine ruhige Stund gehabt, hättest ruhig schlafen können, hättest den Leuten ins Gesicht sehen können?

Turaser: Und jetzt?

Naßwetter: Ist die Sach anders.

Turaser: Schon?

Naßwetter: Was meinst?

(Vorige, Marie Selber.)

Marie: Turaser, gerad komm ich heraus, vom Landesgericht. Mein erster Weg ist her zu Dir. Sag mir nur, wie das geschehen ist, um Gotteswillen!

Turaser: Beide Kinder.

Marie: Wie so denn nur? Der liebe Bartel! —

Turaser: Überessen —

Marie: Wirklich —!

Turaser: Na, wie denn anders. Es hat mir keinen Segen gebracht, das Geld vom Kleppl, hat mich zu Grund gerichtet — —

Naßwetter: Turaser, ich geh derweil; komm später wieder, Dir die Mucken vertreiben, (mit einem Blick zu Marie): Deine Mucken — ja! —

Turaser: Komm nur und bring einen Fliegenklapper mit, einen ordentlichen Fliegenklapper, die Mucken zu erschlagen. Aber auch die Mucken, die da drin sind (weist auf seine Stirn), die muß man totschlagen. Raustreiben — und totschlagen — — das wär gut, das thät mir wohl. (Naßwetter ab. Turaser hält sich die Schläfen): Mein armer Kopf! — Wie es da drinnen herumgeht! Das halt ich ja nicht aus, das halt ich nicht aus! — Ach, niederlegen . . . .

Marie: Es geht vorüber, es geht alles vorüber!

Turaser: So? — Glaubst? — Freilich, Du hast Deine acht Tag abgesessen, jetzt ist es vorüber. Gespeist zu haben!

Marie: Bin daran nicht gestorben.

Turaser: Darfst nicht meinen, daß es mir so um Dich geht oder gegangen ist. Gar keine Spur davon. Nicht so viel hätt ich mir daraus gemacht, so viel nicht! So ein Schuft wie ich, was macht sich der aus so was! Wenn solche zehne wie Du, jede hätt Zuchthaus gekriegt zu zehn Jahr — ich hätt mein Judasgeld eingestrichen, da ist das Geld, was weiter geschieht, ist mir Wurst. Ich hab meine Maxen im Sack, geht die Welt zu Grund, ich hab' meine Maxen im Sack! — So einer bin ich, verstanden! — Wenn alles gegangen wär, wie es hätt sollen, lach ich Euch alle aus und könnts meinetwegen verhungern, auf einem Haufen verhungern, im Winter. Hätts können noch weiter zum Greisler gehn, bis Euch alle Greisler hinausgeworfen hätten. Ich hätt keinen Finger gerührt, keinen Kreuzer von meinem Geld hätt ich hergeben. Ja, so einer bin ich! — Aber jetzt, jetzt ist es anders! Ein Lump war ich, ein Lump bin ich, aber dasig bin ich worden! — Ja, dasig! — So klein, so — so — so kleinwunzig, wirklich merkwürdig,

wie es mich heruntergedrückt hat! Ja, meine Liebe! — — — — Und alle tausend Teufel sind hinter mir her, wie bei einem Wettrennen. (Er schüttelt sich und kichert.) Huuu — iiih!

Marie: Jetzt ist es nicht mehr zu ändern.

Turaser (sich aufrichtend): Oho! — Da wirst staunen, da wirst aber Deine Wunder erleben. (Er klopft sich auf die Brust.) Ändern werde ich's.

Marie: Bild Dir das nicht ein. Dein Leben wirst nicht mehr ändern, was geschehen ist, ist geschehen, und wenn der Himmel einstürzt, kannst es nimmer ungeschehen machen.

Turaser: Abbüßen will ich.

Marie: Mach keinen Unsinn.

Turaser: Eine That gegen die andere. Abzuwarten steht, welche die stärkere ist.

Marie: Was geschehen ist, ist geschehen, aus der Welt kannst es nicht mehr schaffen. Dann — —, willst was abbüßen, wo Du gar keine Schuld hast?

Turaser: Keine Schuld?

Marie: Denk nach, Turaser, denk nach! Hast Du es thun wollen oder nicht?

Turaser: — — — — — — — Marie, was sagst da?

Marie: Das, was Du Dir denkst.

Turaser: Wir sind alle nur Menschen.

Marie: Sie hat Dich ins Unglück gebracht, sie ist Dein Unglück —

Turaser: Kannst mir noch immer nicht verzeihn — — —?

Marie (aufschluchzend): Hab Dir es ja schon längst verziehn . . . . . .

Turaser: — — Alte Zeiten, Ritschi! Sei gut mit mir! — Ich hab kein Glück gehabt die ganzen Jahre durch. Ich hab's zu nichts gebracht. Das Leben ist mir verflossen, die Ehr hab ich verloren, die Kinder sind mir gestorben . . . .

Marie: . . . . . Halt aus, Turaser . . . . . halt aus!

Turaser: Ich geh bis ans End, Marie.

Marie: Was willst denn machen — —?

Turaser: Sei ruhig um mich. Bin ich ein schwacher Mann gewesen mein Leben lang, ich will es gut machen.

Marie: Wer weiß, wozu es gut ist. Ich will Dir nicht zu- und nicht abreden, thu was Dir Dein Gewissen sagt. Folg immer Deinem Gewissen und laß Dich nicht ablenken. Und was das Übrige betrifft, das sind alles abgethane Sachen, ich trag Dir nichts nach, es ist alles gut bei mir . . . . . es ist alles gut, Turaser.

Turaser: Deine Seel ist die beste von der Welt —

Marie: Also leb wohl, Turaser. Wir ziehen weg von da, wir gehen nach Wien. Hier bekomm ich so keine Arbeit mehr, leb wohl!
Turaser: Leb wohl!

(Marie ab. Pause. Die Bühne verdunkelt sich allmählich im Hintergrunde; der Vordergrund bleibt im Dämmerlicht.)

(Adolf und Turaser.)

(Adolf bleibt die Scene hindurch in der Dunkelheit des Hintergrundes und unsichtbar.)

Adolf: Turaser! —
Turaser: Wer ruft?
Adolf: Ich bin's, der Adolf.
Turaser: Du? — Kommst mich heimsuchen?
Adolf: Sollst nicht glauben, daß Dich in Deinem Unglück alle verlassen.
Turaser: Was sagen die andern von mir?
Adolf: Nun, sie reden so —.
Turaser: Ich bin gewiß fünfhundertmal verflucht worden, gewiß haben sie an mir kein gutes Haar lassen —?
Adolf: Das darf man nicht so nehmen, das muß man begreifen, wir sind nur arme Leute und leben von der Hand in den Mund, das weißt Du ja gut.
Turaser: Also, was sagen sie, was sagt der Meixner, der Zacharias —?
Adolf: — Es ist schad um Dich.
Turaser: Und weiter nichts?
Adolf: Warst immer ein ordentlicher Kamerad.
Turaser: War ich?
Adolf: Ja. Hast Dich durch so viele Jahr als ordentlich gezeigt und verläßlich. Eine schwache Stund.
Turaser: So! —
Adolf: Und die Weiber, hör ich.
Turaser: Und wie steht's mit Euch, mit der Arbeit? Hat der Kleppl wirklich keinen mehr genommen?
Adolf: Ein paar hat er genommen: den Zacharias und noch ein paar, mich nicht, den Meixner nicht — — —.
Turaser: Habt Ihr schon was?
Adolf: Ja. Der Meixner ist beim Engel, und ich in der Jutefabrik. Was mit den andern, weiß ich nicht. Auf Probe, haben sie gesagt. Sie nehmen so alte nicht gern. Wie ich aber gesagt hab, ich bin ein ausgelernter Färber und versteh mich auf Jute, so haben sie mich genommen, auf Probe. Wir arbeiten auf Blauholz. Aber was nutzt das alles. Wir haben keinen Kreuzer Geld. Das Weib ist

mir krank worden und liegt schon eine Wochen, niemand will mir borgen — — — Du hast Geld . . . . .

Turaser: Ja.

Adolf (wimmernd): Geh, Turaser, gieb mir was, gieb mir etwas, einen Gulden. Ich hab nicht auf Dich geschimpft, ich bin zu Dir gekommen, gieb mir was. Ich kann kein Feuer mehr machen schon seit vierzehn Tag, wir haben es kalt zum Erfrieren, Turaser, und die Alte liegt.

Turaser (greift in die Tasche): Das Wenige, das ich noch hab, das mir übrig geblieben ist, will ich ehrlich teilen, Dir die Hälfte und meinem Weib die Hälfte. (Er zählt die Papiere in der Hand.) So, das ist Dein Teil. (Er geht nach rückwärts und kommt gleich wieder nach vorn zurück.) Nimm's und sag Deinem Weib, der Turaser hat an uns gut gemacht so viel er hat können. Wirst das sagen? —

Adolf: Ich werd es sagen. Ich werde es jedem sagen, der es hören will, daß der Turaser immer ein ordentlicher Mensch gewesen ist —

Turaser: Bis auf die schwache Stund — — —

Adolf: Für unsereinen ist die Verführung gar zu mächtig. Es ist schwer, ein ehrlicher Mensch zu bleiben, wenn man nichts zu essen hat.

Turaser: Sag, Adolf, wenn er zu irgend einem gekommen wär, zu irgend einem von Euch, und wenn er an ihn herangetreten wär mit Geld und guten Worten, und wenn sein Kind krank gewesen wär und hätt nicht gesund werden können, und wenn ihm alle die Ohren voll geblasen hätten mit dem und jenem und so, wär einer von Euch ein ehrlicher Mensch geblieben?

Adolf: Keiner, Turaser.

Turaser: Daß es gerad an mich herangetreten ist, kann ich dafür? Das war meine Bestimmung, und daß es gerad dann gekommen ist, wie ich in Not war und so leicht hab fallen können, das war ein Unglück. Und wenn ich nicht hab widerstehen können und darin bin umgekommen, so kommt das, weil ich ein schwacher Mensch bin und immer war. So einem schwachen Menschen kannst die Stärken nicht einblasen und den Charakter, er ist schon einmal so, wie er ist erschaffen worden und kann sich nicht anders machen, er muß so sein, wie er von Anfang an ist. Aber, warum hab ich müssen deswegen so gestraft werden, warum hab ich gar so streng Rechnung legen müssen? Um das geht's! (Adolf entfernt sich, von Turaser unbemerkt; man hört die Thüre leise schließen.) — — Um das! — Wer giebt eine Antwort darauf, wen kann man fragen? — Wirst sagen, geh in die Kirch, die sind dazu da, wenn Du fragst, Dich zu hören und zu antworten. Das weiß ich, was die mir sagen werden: das ist die Prüfung, wen Gott liebt, den straft er, er

liebt den bußfertigen Sünder. Warum hat er mir nicht Zeit gelassen, mich zu bußfertigen, warum ist er gleich losgefahren wie ein Jähzorniger? Und die Prüfung! — So schaut eine Prüfung aus? — Das ist ja der Seelentotschlag! Wenn er alle Sünder gleich so trifft wie mich, bleibt nicht viel übrig. Dann brauch ich das alles nicht. Ich straf mich selber, dazu bin ich mir Mann und Herr genug. Ja, aber das ist die Frag, hätt ich mich kasteit, wenn mir der Bub am Leben geblieben wär, hätt ich mich als Sünder gefühlt!? Jetzt erst hab ich mich mit der Marie versöhnt, jetzt erst das Geld verschenkt, jetzt erst will ich Buße thun. — Ihr verzeiht mir alle, so wie man einem verzeiht, von dem man weiß, der hat einen Hieb für sein Leben lang, der Denkzettel bleibt ihm, lassen wir ihn laufen. Glaubt Ihr denn, daß es mir so um Euch geht? Deswegen wär ich schon mit mir selber fertig worden. — Das Kind .... mein gutes, armes Kind ....

(Er setzt sich und bedeckt das Gesicht mit den Händen. Es wird während einer Pause ganz finster und dann im Hintergrunde bläulich dämmerungshelle, es knistert und Bartel, mit einem langen, weißen Hemde bekleidet, die Arme weit ausgestreckt, erscheint im Hintergrunde.)

Bartel: — Pappi! —

Turaser (erwachend): Bist Du's? Kommst mich heimsuchen? (Kniet nieder.) — Oder was willst? — Sag, was willst von mir, Bartel, sag mir's, mein Bubi. (Die Erscheinung legt sich ihm um den Hals.) Oder kommst Deinem Vater verzeihen? — Ja, das ist's, deswegen kommst zu Deinem armen Vater. Bist ein gutes Kind, wie Du es immer warst. Also tragst es mir nicht nach? — Nein ..... nicht ....! Ich hab es ja nur Dir zur Lieb gethan .... nur Dir zu Lieb ....!

(Die Erscheinung zieht sich zurück und verschwindet. Pause, während welcher Turaser ins Dunkel der Erscheinung nachstarrt. Man hört Stimmen. Albine und Naßwetter treten auf. Bei ihrem Eintritt wird es plötzlich wieder helle und Turaser geht ihnen lebhaft, wie von innen gestärkt und aufgerichtet, entgegen.)

Turaser: Grüß Dich, Naßwetter. Weißt wo der Doktor wohnt?

Naßwetter: Welcher?

Turaser: Mein Verteidiger vor Gericht —.

Naßwetter: Wer war denn das nur gleich?

Turaser: Der Doktor Schwarzweiß in der Neuthorgassen — weißt, in dem neuen Haus am Eck? Nicht weit von hier.

Naßwetter: Weiß schon.

Turaser: Lauf schnell zu ihm, so schnell wie Du kannst und bring ihn her. Nimm Dir einen Einspänner.

Naßwetter: Gleich?

Turaser: Gleich. Er soll alles liegen und stehen lassen und soll zu mir kommen. Er wird schon; sag ihm nur, der Turaser hat mit ihm was wichtiges zu besprechen. Lauf! (Naßwetter ab.) Albin, der Adolf war bei mir, sein Weib ist krank, ich hab ihm was gegeben. Der Rest gehört Dir. Da hast. Alles ist beglichen, brauchst davon niemandem was zu geben. (Giebt ihr eine Börse.)

Albine: Was hast wieder vor, Bartel?

Turaser: Ich will der Sach ein End machen, ich will das wieder gut machen, was wir auf dem Gewissen haben.

Albine: Willst Dich angeben? — Willst von mir weg?

Turaser: Ich muß.

Albine: Hast mir nicht geschworen, als ein treuer Ehmann bei mir zu bleiben?

Turaser: Wenn es abgebüßt ist, komm ich wieder zurück, dann fangen wir ein neues Leben an.

Albine: Im größten Schmerz laßt mich allein?

Turaser: Ich werd auch allein sein.

Albine: Zu zweit tragt es sich besser.

Turaser: Es muß überstanden werden. Und es ist mir so froh und frei, wenn ich daran denke, wahrhaftig so leicht und fidel bin ich dabei, es ist am besten so. Das Recht muß seinen Lauf haben. Wir haben betrogen und belogen, heraus muß die Wahrheit, heraus muß die Wahrheit und das Recht! Offen will ich alles sagen und bestraft sein und dann von Anfang anfangen.

Albine: Bist ja schon gestraft, Vater.

Turaser: Von den Menschen noch nicht. Auch die Menschen müssen mich strafen, nach dem Gesetz, das aufgeschrieben ist, ob das Gesetz gut oder schlecht ist. Das Recht muß seinen Lauf haben. Ich kann nicht ruhig leben. Hab ich geschlafen die letzten Wochen? Hast Du ge'chlafen? Wir sind nicht dazu geschaffen, unrechtes Gut und Geld zu haben: Zum Schuft muß man auch geboren sein. Wir sind aber ehrliche Menschen.

Albine: So geh ich mit Dir.

Turaser: Du hast nichts verbrochen.

Albine: Ich hab Dich dazu gehabt, mein guter Mann, ich bin an allem schuld, verzeih mir es, Bartel, verzeih mir! Die Kinder .....

Turaser: Über die Kinder brauchst Dir keinen Kummer zu machen, die sind, wo es besser ist als bei uns da, in dieser schmutzigen Welt.

Albine: Ich kann aber nicht allein da sitzen, ohne Mann und Kinder.

Turaser: Büß auch Du ab! — Es wird ja nicht so lang dauern, dann

bin ich wieder draußen, und wir fangen von vorne an, und wenn wir Glück haben, kriegen wir wieder ein Kind.

Albine: Die Schand . . . die Schand!

Turaser: Aber die Erleichterung!

Albine: Die Zelber, mein Himmel, was wird die sagen?

Turaser: Das ist alles schon ins reine gebracht — —

Albine (rasch): War sie da? — Was hat sie gesagt? —

Turaser: Sie war da. Gleich aus dem Arrest ist sie zu mir gekommen, weil sie von unserem Unglück gehört hat. Unschuldig ist sie gesessen und hat ihre bürgerliche Ehr verloren, und doch ist sie gekommen! — Sie ziehen weg von hier — nach Wien.

Albine: Nach Wien? — Was soll ich denn nur um Gotteswillen in der Einsamkeit da machen? — Denkst denn gar nicht an mich, willst mich denn ganz verlassen? —

Turaser: Bleib da, geh in die Arbeit oder geh nicht, hast was zum Zusetzen und wart bis ich komm. Kannst mich besuchen kommen, in der Woche einmal oder zweimal.

Albine (ausbrechend): Ich laß Dich nicht allein gehn, ich geh mit Dir. (Sich ihm um den Hals legend.) — Geh, Turaser, laß mich mit. Laß mich mit Dir. Ich bin ja daran schuld, nicht Du, ich hab Dich ja dazu gehabt, ich hab Dich verführt. Das werd ich vor dem Gericht sagen.

Turaser (lächelnd): Wirst ja gar nicht vor Gericht kommen! —

Albine: Das sag ich vor dem Gericht. Ich bin die Ursach gewesen von dem allen, ich allein, Du bist unschuldig!

Turaser: Ah, laß schon, was ist daran viel gelegen! Mir macht es nicht viel, und Du wirst es auch überstehen. Mach daraus keine solche Geschichte. Da liegt ja gar nichts daran. Laß ruhig das Gericht sein Urteil sprechen und verwickel es nicht noch mehr, als es so schon verwickelt ist, und alles ist gar.

(Rechtsanwalt Dr. Schwarzweiß und Naßwetter.)

Naßwetter: Also da ist der Turaser. Soll ich weggehn?

Turaser: Bleib nur da, das kann jeder hören, der es hören will. Herr Doktor, ich hab falsch geschworen vor Gericht.

Schwarzweiß: Wünschen Sie, daß ich das dem Gericht bekannt gebe?

Turaser: Ja. Ich bitte darum.

Schwarzweiß: Ich mache Sie aufmerksam, daß dann ein neuerliches Verfahren eingeleitet werden wird. (Setzt sich.)

Turaser: Ja. Und was geschieht dann?

Schwarzweiß: Dann wird untersucht, ob Ihre neuerliche Aussage auf Wahrheit beruht.

Turaser: Sie beruht auf reine Wahrheit.

Schwarzweiß: Das wird sich dann herausstellen. Wenn es sich also ergiebt, daß Sie bei der ersten Verhandlung falsch geschworen haben, dann, Turaser, dann werden Sie eingesperrt.

Turaser: Und was geschieht weiter.

Schwarzweiß: Der Zelber Marie werden alle ihre bürgerlichen Rechte wiedergegeben. Es wird erklärt, daß sie unschuldig war. Die acht Tage, die sie abgesessen hat, die freilich kann ihr niemand nehmen noch auch bekommt sie irgend welche Entschädigung.

Turaser: Dann aber, was geschieht weiter?

Schwarzweiß: Sie werden verurteilt — wahrscheinlich zu einem Jahr Gefängnis.

Naßwetter und Albine: Ein Jahr?! —

Turaser: Ruhig sein, wenn der Herr Doktor spricht! — Dann, was geschieht dann?

Schwarzweiß: Ja so! — Herr Kleppl wird ebenfalls in Untersuchung gezogen und wird, falls Ihre Angabe auf Wahrheit beruht —

Turaser: Sie beruht auf reine Wahrheit.

Schwarzweiß: — ebenfalls eingesperrt.

Turaser: Das ist mir eben recht.

Albine: Wie viel?

Schwarzweiß: Eher mehr, als weniger.

Naßwetter: Mehr als ein Jahr?

Schwarzweiß: Wahrscheinlich.

Albine: Aber ich, Herr Doktor, bin an allem schuld!

Schwarzweiß: Wieso Sie?

Turaser: Halt's Maul! — Herr Doktor, ich bitt schön, sie ist eine Gans. Sie bildet sich ein, sie hätt mich zu dem falschen Schwur gehabt.

Schwarzweiß: Sie hätte Sie dazu verführt?

Turaser: Ja. Es ist aber ein Unsinn.

Albine: Ich hab ihn dazu gehabt. Er hat den Kleppl hinauswerfen wollen. Der Kleppl ist gekommen und hat ihm zweihundert Gulden gegeben und einen schönen Taglohn versprochen.

Turaser: Das Geld ist weg. — Die Kosten für die Leich und so — mehrere Wochen ohne Arbeit.

Schwarzweiß: Das kümmert das Gericht nicht. Das muß sich Herr Kleppl mit Ihnen ausmachen. Dann aber, Frau Turaser, haben nicht Sie, sondern Herr Kleppl verführt. Mit Ihnen hat also das Gericht auch nichts zu schaffen, sondern bloß mit Ihrem Mann. Sagen Sie mir, Turaser, haben Sie sich auch alles wohl überlegt, was sie mir da gesagt haben?

Turaser: Wohl überlegt, Herr Doktor. Noch nie habe ich mir etwas so wohl überlegt, wie das.

Schwarzweiß: Warum wollen Sie das thun?

Turaser: Ich will mein Gewissen frei haben.

Schwarzweiß: Ist wohl eine schöne Sache, ein gutes Gewissen. Aber, ich bin nicht der Richter, noch der Staatsanwalt, ich habe nicht dafür zu sorgen, ob Recht, Recht bleibt, sondern ich habe Ihr Interesse zu wahren. Überlegen Sie wohl, um was es sich hier handelt. Jetzt sind Sie ein unbescholtener Mensch — vor Gericht. Niemand darf Ihnen etwas nachsagen, sonst wird er im Klagefalle bestraft — vom Gericht. Wenn auch alle Welt sich denkt und munkelt — vor dem Gericht sind Sie der Ehrenmann, der sie waren. Jetzt also, nachdem die ganze Angelegenheit beigelegt ist, die Marie Zelber ihre Strafe abgebüßt hat, wollen Sie sich selber des Meineides anklagen. Von dem Augenblicke an, da ich die Anzeige erstatte, werden Sie in Haft behalten. Wenn das Gericht Ihre Aussage als wahr erkennt, werden Sie verurteilt; Sie werden ihr Leben lang vor Gericht — als Abgestrafter gelten, vor den Menschen als ein wegen Meineid Verurteilter. Sie verlieren die bürgerliche Ehre; Sie hören auf, unbescholten zu sein. Haben Sie das alles wohl überlegt?

Turaser: Wohl überlegt.

Schwarzweiß: Und Sie beharren trotzdem darauf, daß ich Sie auf das Landesgericht führe und dort die Anzeige erstatte?

Turaser: Ich bitte darum.

Schwarzweiß: Und Ihre Familie?

Turaser: Herr Doktor, das ist meine Sorge. (Pause.)

Schwarzweiß (erhebt sich): — Also ... wenn es sein muß, Turaser .... ich weiß nicht was das Gericht sagen wird, aber ich weiß, daß die anständigen Leute sie für einen anständigen Mann halten werden. (Er reicht ihm die Hand.) So, und jetzt wird gegangen.

Turaser: Leb wohl, Albine!

Albine (schluchzt).

Turaser: Sie kann mich doch besuchen? Ist wahr?

Schwarzweiß: Gewiß! — Ich will alles mögliche thun.

Turaser: Schönsten Dank, Herr Doktor. Wir sind arme Leute.

Schwarzweiß: Also —! — Vorwärts!

(Naßwetter reicht Turaser die Hand, der Anwalt schreitet voran, alle hinter ihm, dem Ausgang zu.)

Der Vorhang fällt.

Okkultistische Heilmethoden.

Von G. W. Geßmann.

(Graz.)

Es ist eine traurige, aber leider unanzweifelbare Thatsache, daß das menschliche Geschlecht infolge vielfacher schädigender Einflüsse, als da sind: das Leben in großen Städten, harter Kampf um Subsistenzmittel, nicht in letzter Linie auch unvernünftige Zerstreuungsweise, in gesundheitlicher Beziehung arg verfallen ist. Unter diesen Umständen kann es uns nicht wundern, daß trotz der vielen Ärzte und Spitäler, trotz der Legion von offizinellen und nichtoffizinellen Heilmitteln, trotz Hydro-, Elektro-, Balneo- und wie die heute gebräuchlichen Therapien alle heißen mögen, dennoch immer nach neuen Heilsystemen geforscht wird, und vielfach Anstrengungen zu erkennen sind, alte, okkulte Heilverfahren wieder zu Ehren zu bringen. Es mag aus diesem Grunde vielleicht nicht uninteressant sein, wenn wir im folgenden die wichtigsten dieser okkultistischen Heilmethoden Revue passieren lassen. Bevor wir jedoch hierauf näher eingehen, mag es uns gestattet sein, um vielfach irrigen Ansichten entgegenzuarbeiten, die Bedeutung des Wortes „Okkult" ein wenig zu erläutern. Wie weit das Unverständnis für derartige Dinge selbst in Kreisen, welchen man wohl einige Bekanntschaft mit diesem heute oft genug gebrauchten Worte zutrauen sollte, geht, dafür mag folgendes Zitat aus einem großen politischen Provinzialblatte Steiermarks Zeugnis geben. Dort heißt es unter anderem: „Was ist denn dieser Okkultismus eigentlich? Unter „Okkulta" versteht der Lateiner heimliche, verborgene Dinge, Geheimnisse. Okkultismus wäre also die Lehre von Dingen, die wir nicht wissen können" u. s. f. Wie man sich eine Lehre von einem Dinge, über das man nichts wissen kann, vorzustellen hat, das bedarf jedenfalls noch der Aufklärung durch den betreffenden scharfsinnigen Erklärer des Wortes „Okkulta". — —

Es ist eine bekannte Sache, daß im Altertum die Pflege der Wissenschaften Privilegium gewisser Volkskasten, namentlich der Priester war, und daß dieselbe fast alleinig in den Tempeln betrieben wurde. So war es in Indien, Ägypten, bei den alten Römern und Griechen 2c. Um das gläubige Volk besser im Zaume halten zu können, wurde die Kenntnis der Naturgesetze in den Tempeln dazu benutzt, um dem Volke anscheinend übernatürliche Dinge, Wunder, vorzuführen. Damit aber etwa scharfsinnigere Köpfe aus den Volkskreisen nicht dahinter kämen, daß die scheinbaren angeblich durch die Macht der Gottheiten bewirkten Wunder nur auf ein weitgehendes Einge-

weihtsein in die Naturwissenschaft zurückzuführen sei, wurde eben diese Kenntnis streng als Geheimnis gehütet, nur innerhalb der höheren Grade der Priesterschaften und da nur unbedingt vertrauenswürdigen Personen mündlich überliefert. Daher der Ausdruck „Tempelmysterien". Als sich in späteren Jahrtausenden dieses System nicht mehr aufrecht erhalten ließ, wurde ein Teil dieser geheimen Kenntnisse teils aus politischen Gründen, teils durch Verrat weiteren Kreisen zugänglich, der Rest aber blieb noch immer streng gehütet und wurde nur in einzelnen geheimen Brüderschaften, und da unter Androhung der Lebensstrafe bei allenfallsigem Verrate weiter überliefert. Diese Überlieferungen wurden als okkultes (geheimes) Wissen — aber nur in dem Sinne „wenigen auserlesenen Personen bekannte Naturgeheimnisse" — bezeichnet. Gegenwärtig ist unter „Okkultismus" derartiges nur besonderen Personen oder Gelehrtenklassen bekanntes Wissen zu verstehen; im übertragenen Sinne will man aber mit dem Ausdrucke „okkultes Wissen" die Kenntnis und das Verständnis jener Naturgesetze bezeichnen, welche bislang von der exakten materialistischen Naturwissenschaft noch nicht anerkannt werden. Z. B. war der Hypnotismus und die Suggestionstherapie bis vor wenigen Jahren „okkultes Wissen", weil die modernen Ärzte die Thatsächlichkeit der hypnotischen Erscheinungen nicht anerkannten.

Das Vorhergesagte dürfte wohl genügen, um ein richtiges Verständnis des Wortes „Okkultismus" — dort wo man verstehen will — zu ermöglichen, und gehen wir nun direkt zu den okkultistischen Heilmethoden über. Es wird nach dem Vorausgeschickten wohl selbstverständlich sein, daß man als okkulte Heilmethoden jene Systeme der Gesundheitsherstellung zu verstehen hat, welche auf Thatsächlichkeiten irgend welcher Art beruhen, die aber heute von der modernen Schulmedizin nicht anerkannt und befehdet werden.

Wir haben da der Hauptsache nach zwei Gruppen solcher Methoden zu unterscheiden, und zwar erstens „Heilungen, bei welchen angeblich als kurativer Faktor irgend eine magnetische, elektrische oder fluidale Kraft wirkt"; zweitens „Heilungen, bei welchen durch irgend einen äußerlichen Faktor der eigene Wille und die Einbildungskraft im Wege einer Suggestion angeregt wird und das Übergewicht des seelischen Prinzips im Menschen den kranken, grob stofflichen Organismus in heilkräftigem Sinne beeinflußt.

Es wird zweckmäßig sein, der Kürze der Verständigung halber die erste Gruppe als „magnetische" oder „magische Heilungen", die zweite als „Suggestivheilungen" zu bezeichnen.

Wir wollen unsere Aufmerksamkeit vorerst den magnetischen Heilungen zuwenden. Es ist bekannt, daß schon der Tempelschlaf der alten Völker

nichts anderes als eine magnetische Heilmethode war. Die Geschichte hat uns sogar den Namen des ältesten ägyptischen Magnetiseurs, welcher die Schwägerin des Königs Ramses XII. namens Bentrosch auf magnetische Weise heilte, erhalten. Er hieß Thotembi und wurde als „Herr seines Willens und Meister seiner Finger" bezeichnet; Ausdrücke, welche unwiderleglich darthun, daß er auf magnetische (mesmerische) Weise seine Kuren vollbrachte. Um auf spätere Zeiten überzugehen, wollen wir erwähnen, daß das Heilen auf magnetischem Wege, welches die Römer und Griechen von den altorientalischen Völkern übernommen haben, durch vielfache klassische Zitate erhärtet erscheint. So heißt es z. B. in den von Stobbaeus gesammelten Sentenzen des Solon: „Großes Leiden ist oft von geringem Schmerze gekommen, und es wurden umsonst lindernde Mittel gereicht, doch wer bitter gequält von böser beschwerlicher Krankheit mit den Händen berührt wird, stehet plötzlich gesund."

Eine Stelle bei Martial besagt: „Die Berührerin durchläuft mit geschickter Kunst den Körper und besprenget mit fertiger Hand alle Glieder. Bei Plautus findet sich folgender Satz: „Wie wenn ich ihn mit gezogener Hand berührte, daß er schlafe." Auch Apulejus und Aurelius Prudentius kannten und beschrieben in ihren Werken die Erzeugung des künstlichen Somnambulismus.

König Pyrrhus von Epirus, dann die römischen Kaiser Vespasian und Hadrian werden als gute Heilmagnetiseure erwähnt. Auch der berühmte Leibarzt Theodosius des Großen, sowie der Empiriker Marcellus sind als tüchtige Mesmeriseurs angeführt. Plinius empfiehlt das magnetische Anhauchen der Stirne als ein bewährtes Heilmittel, und Baco von Verulam schreibt, daß nach Gewohnheit der persischen Jungfrauen Mädchen den König David mit Myrrhen und anderen aromatischen Stoffen hätten einreiben müssen, um ihm neue Lebenskräfte einzuflößen. Diese Art durch frische Lebenskräfte junger Mädchen bresthafte Männerkörper wieder zu verjüngen, führte in weiterer Konsequenz zu der Anwendung des Blutes zu magischen Zwecken, welche in den scheußlichen Blutbädern der im 17. Jahrhunderte lebenden ungarischen Gräfin Nadasdy ihren Gipfelpunkt erreichten. Diese Frau soll nicht weniger als 600 junge Mädchen hingeschlachtet haben, um deren Blut zu Bädern zu verwenden und dadurch ihre Körperschönheit zu konservieren.

Der medizinische Schriftsteller Reinhardt nannte das Zusammenleben alter Greise mit jungen lebensfrischen Mädchen ein „Labsal der Greise", und derselbe Gewährsmann erwähnt, daß Friedrich Barbarossa von einem jüdischen Arzte der Rat gegeben wurde, sich an Stelle von Kataplasmen junge, gesunde und starke Knaben auf die Magengegend zu applizieren.

Moses Maimonides empfiehlt die Körperwärme junger Mädchen als das beste Mittel gegen Lähmungen und Gichtschmerzen. Diese Art der magnetischen Heilung findet sogar in unseren Tagen noch in einem gewissen Herrn Budtenstedt einen beredten Fürsprecher. Dieser empfiehlt in seinem Buche „die Übertragung der Nervenkraft" in sehr warmer Weise die Verwendung junger Mädchen als Pflaster für diverse Körper-Gebrechen und scheint allen Ernstes naiv genug zu sein, um zu glauben, daß eine Erneuerung dieses barbarischen und unmoralischen Gebrauches wieder aufleben könne. Ernstere Autoren empfehlen die Verwendung junger Tiere, welche mit der enthaarten oder entfiederten Haut auf die schmerzenden Stellen aufzulegen wären. Und dies im Zeitalter der Tierschutzvereine, freilich auch dem der Vivisektion.

Doch verlassen wir diese Blütenlese eines brutalen Aberglaubens und kehren wir wieder zu den geschichtlichen Heilungen durch Magnetismus zurück. Wir finden da in der Geschichte der Heiligen, daß Wunderheilungen durch Auflegen der Hände, Berühren, Einspeicheln ꝛc. unzähligemale anzutreffen sind. Der heilige Bernhard, Cosmas, Damianus, Peter von Amiens, König Olaf der Heilige, dann die heilige Margaretha, Katharina, Elisabeth, Hildegard u. s. f. vollbrachten durch „Chirothesie" — wie die Kirche dies nennt — tausende von solchen magnetischen Heilungen. Allerdings mag in vielen Fällen auch einige Suggestion dabei mitgewirkt haben.

Allgemein bekannt ist es, daß mehrere französische und englische Könige die Gabe besaßen, auf magnetische Weise die Kröpfe zu heilen.

In Spanien war im vorigen Jahrhundert unter dem Namen „Saludadores" (Heilkräftige) und Ensalmadores (Besprecher) eine ganze Sekte von Heilmagnetiseuren populär geworden, welche eine Art von Genossenschaft bildete, und deren Mitglieder das Land kreuz und quer durchzogen. Ja selbst gegenwärtig sollen im südlichen Frankreich noch solche Heilkräftige unter dem Namen „Saludadus" eifrig thätig sein. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, als die Jesuiten noch eine mystische, ascetische Sekte waren, haben viele Mitglieder derselben ebenfalls magnetische Heilungen zu vollbringen vermocht.

Bis zum Jahre 1662, zu welcher Zeit ein irischer Landedelmann namens Valentin Greaterakes durch einen Traum auf seine heilmagnetische Begabung aufmerksam wurde, bleiben diese Wunderheilungen im Stadium geschichtlicher Überlieferung. Bei Greaterakes beginnt die Reihe jener Magnetiseure, welche wissenschaftlich kontrolliert wurden, und deren Leistungen somit in gewissem Sinne exakt — wissenschaftlich beglaubigt erscheinen. Insbesondere ist es der Arzt J. N. Pechlin, welcher Greaterakes Kuren als Augenzeuge beobachtete und, obwohl Skeptiker, in einem eigenen Werke

günstig des Eingehenden darüber berichtet. Dieser Magnetiseur heilte alle erdenklichen Krankheiten einzig und allein durch Auflegen seiner Hand und wurde sogar im Jahre 1666 an den englischen Hof berufen, woselbst jedoch seines Bleibens nicht zu lange war, da übermütige Höflinge ihn in unerträglichster Weise neckten. Graeterakes berührte bei seinen Kuren die leidende Stelle und strich dann mit den Händen von derselben abwärts. Auf diese Weise zerteilten sich arge Geschwüre während seines Streichens. Nachfolger Greaterakes sind der Domherr Matthias Will, der schottische Fischer Jennis, der Bauer Martin aus Württemberg und endlich der berühmte Pater Gaßner, welcher jedoch weniger als Heilmagnetiseur, denn als Suggestionär wirkte.

Erwähnt muß noch werden, daß in dieser Zeit auch vielfach durch den Mineralmagnetismus geheilt wurde, eine Therapie, die besonders durch Paracelsus in Fluß gebracht worden war.

Die magnetisch-sympathetische Theorie des Paracelsus ist für das Verständnis später zu besprechender magischer Kuren dringend nötig, weshalb wir ihr Wesen in kurzen Worten hier schildern müssen. Paracelsus sagt: „Der Magnetismus ist eine kosmische Kraft, die in der Identität des Makrokosmus und des Mikrokosmos (der großen und der kleinen Welt) gegründet ist. Der Mensch besitzt etwas Siderisches — von den Sternen Stammendes — Feinstoffliches — in sich, welches mit der großen Welt, von der er stammt, in Verbindung steht, und dessen Kräfte an sich zieht. Es verhält sich also gewissermaßen wie ein Magnet; weswegen es Paracelsus auch den „Magnes Microcosmi“ nennt. Dieser ist gewissermaßen als der Lebensgeist des Menschen zu betrachten.

Hierauf gründet Paracelsus seine magnetisch-sympathetische Heilmethode. Er glaubt, daß dieser Lebensgeist jedes Teilchen des menschlichen Körpers erfüllt, zum Teile auch an jenen hafte, welche — sei es als Exkremente oder als Blut, als Nägel, Haare ꝛc. — vom Körper unter Umständen getrennt werden können. In diesen „Mumien“, wie es in der magisch-sympathetischen Terminologie heißt, liegen alle körperlichen Kräfte, so daß eine kleine Dosis derselben alles Homogene aus dem Körper aus und an sich zu ziehen vermag. Bringt man nun einen Teil der von einem kranken Körper stammenden Mumie einem anderen gesunden Körper bei, so zieht dieser — gewissermaßen magnetisch — das Leiden an sich, vernichtet die geringe Dosis Krankheit, die ihm beigebracht wurde, und wirkt gesundmachend auf den kranken Körper zurück.

Die Art und Weise, wie dies praktisch ausgeführt wurde, ist in den alten magisch-sympathetischen Werken des Ausführlichen besprochen und besteht gewöhnlich in einer Applicierung einer unter besonderen Vorsichten

hergestellten „Mumia" an einen gesunden Körper, welcher auch dem Tier- oder Pflanzenreiche entnommen werden kann. Dieser geht nach eingetretener Heilung entweder selbst zu Grunde, oder muß direkt vernichtet werden. Nur bei geringfügigen Krankheiten ist der „Magnes Microcosmi" des gesunden Körpers stark genug, um das ihm beigebrachte Gift (Mumie) unschädlich zu machen und selbst dabei gesund zu bleiben.

Im Orient, so in der Türkei, in Ägypten, Algier wird diese magisch-sympathetische Methode, einigermaßen modifiziert, heute noch ausgeübt, indem man nämlich aus einem beliebigen formbaren Materiale in der Regel Wachsbilder oder Bildsäulen der Person herstellt, welche krank ist. Diese Stellvertreter des Kranken werden mit einer Mumie desselben in Verbindung gebracht, und nun wird das Wachsbild durch lebensmagnetische Prozeduren behandelt. Man will auf diese Art eine Krankenbehandlung „par distance" möglich machen. Dieselbe Methode soll aber anderseits auch dazu anwendbar sein, um Personen krank zu machen, ja selbst zu töten. Ehefrauen, welche sich mißliebiger Nebenbuhlerinnen auf für sie selbst ungefährliche Weise entledigen wollen; zahlen bedeutende Summen an derartige magisch-sympathetische Künstler, welche selbstredend das Geld im voraus einstecken und sich dann um den Erfolg — an den sie vielleicht oft selbst nicht glauben — nicht weiter kümmern. Im Falle des Mißlingens ist eben irgend ein Gegenzauber hindernd in den Weg getreten; das Honorar bleibt aber für die Mühe verfallen, was ja für den Arzt doch die Hauptsache ist.

Wir kommen nun dazu, dem Begründer einer auch heute stark florierenden okkulten Heilungsmethode (Mesmerismus) einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Franz Anton Mesmer, dieser vielgeschmähte und vielverkannte Menschenfreund, der im Jahre 1734 zu Iznang in Bayern geboren wurde, bemerkte in seiner Jugend, daß, wenn er bei einem der damals viel angewendeten Aderlässe gegenwärtig war und das Blut ausfloß, die Geschwindigkeit des Ausströmens sich änderte, je nachdem er näher kam oder aber sich von der betreffenden Person entfernte. Auch nahm er wahr, daß manche Personen, wenn er mit seiner Hand in der Nähe ihres Gesichtes Bewegungen machte, ganz eigentümliche Gefühle wahrzunehmen angaben. Dadurch aufmerksam gemacht, experimentierte er weiter und kam in der Folge dazu, ein System der Heilkunde auszuarbeiten, welches unter dem Namen des „tierischen Magnetismus" oder Mesmerismus bekannt geworden ist und ebensoviele Anhänger als Gegner zählt.

Mesmer studierte in Wien Philosophie, wurde dabei mit den sympathetisch-magischen Lehren des Paracelsus bekannt, und erwarb sich später noch den Titel eines Doktors der Medizin, um seine Heilmethode ausüben

zu können. In seiner Doktorendissertation entwickelte er die Grundzüge seines Systems, welches als eine Erweiterung der Paracelsischen Lehre vom kosmischen Magnetismus anzusehen ist. In dieser Dissertation sagt Mesmer: „Ich gründete meine Theorie auf bekannte durch Erfahrungen bestätigte Grundsätze der allgemeinen Attraktion, welche uns die gegenseitige Beeinflussung der Himmelskörper beweisen. Diese Weltkörper wirken auch auf alle wesentlichen Bestandteile lebender Körper, vorzüglich aber auf das Nervensystem, vermittelst eines alles durchdringenden Fluidums ein. Ich nannte diese Eigenschaft der tierischen Körper, welche sie des Einflusses des Himmels und unseres Erdkörpers fähig macht, „tierischen Magnetismus“, und erkläre aus ihm alle periodischen Veränderungen, welche die Ärzte der ganzen Welt von jeher bei Krankheiten beobachtet haben.“ ...

Mesmer sieht also ähnlich wie die Paracelsisten im Allmagnetismus ein Universalmittel für alle Krankheiten. Vorerst glaubte er, durch die Kuren des Jesuitenpaters Hell in Wien auf den Mineralmagnetismus*) aufmerksam gemacht, daß dieser Magnetismus der Träger des kosmischen Magnetismus sei. Er fand aber bald, daß seine Hände ohne den Magneten beim Bestreichen mit denselben genau die nämlichen Wirkungen hervorzubringen vermochten, ja daß die Einwirkung sogar eine stärkere war, wenn er ohne Magnet operierte. Mesmer machte in der Folge, trotz den unglaublichsten Anfeindungen von Seiten der Ärzte der alten medizinischen Schule, teils in Wien, teils in anderen Orten Österreichs großartige Kuren, bis ihm das Verbleiben in Österreich durch unerträgliche Chikanen verleidet wurde und er nach Frankreich und zwar nach Paris übersiedelte. Er wurde daselbst anfänglich freundlicher aufgenommen und erhielt zahlreiche Schüler. Hier war es auch, wo er die sogenannten „Baquets“**), das sind eigenartige mit Wasser, Glas und Eisenstückchen gefüllte Zuber errichtete, welche es möglich machen sollten, daß man mehrere Patienten zugleich magnetisch behandle. In Paris war es auch, wo auf Befehl des Königs Ludwig XVI. eine eigene Kommission aus Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften gewählt wurde, welche die Mesmerischen Kuren genau prüfen und untersuchen sollte. Das Gutachten fiel gegen Mesmer aus, obwohl die einzelnen Kommissionsmitglieder nicht einig waren, ja zwei derselben sogar ein separates Gutachten, das für Mesmer günstig lautete, herausgegeben hatten. Mesmer protestierte gegen die falschen Schlußfolgerungen, welche die Kommission

*) Siehe G. W. Geßmann: „Magnetismus und Hypnotismus“ (Wien, A. Hartleben), 2. Auflage, sowie E. Manetho: „Okkultistische Bilderbogen“ (Leipzig, Max Spohr).

**) Ausführliche Daten über Mesmers Lebensschicksale sind in Kiesewetters vorzüglichem Buche: „Franz. Ant. Mesmers Leben und Lehre“ (Max Spohr, 1893) vorzufinden.

aus den beobachteten und wirklich zugegebenen magnetischen Kuren zog. Damals erwuchs ihm in dem berühmten Botaniker und Professor der Arzneimittellehre Laurent de Jussieu ein eifriger Verteidiger.

All das nützte aber Mesmer nichts, denn die offizielle Medizin hatte im voraus beschlossen, Mesmers Heilsystem totzumachen.

Trotzdem aber begannen die Anhänger des Mesmerismus sich zu vermehren und zu erstarken, und nach dem Jahre 1784 finden wir allenthalben in Frankreich mesmerische Anstalten eingerichtet, zu deren Erstehen die zahlreich gebildeten mesmerischen oder „harmonischen Gesellschaften“, wie sie sich nannten, viel beitrugen. Besondere Förderer der mesmerischen Richtung waren die beiden Marquis de Puisegur, welche auch das Bestehen eines höheren magnetischen Zustandes des „Somnambulismus“ erkannten und somit als Entdecker des Somnambulismus betrachtet werden müssen.

Als Mesmer seine Lehre in Frankreich gesichert sah und ein schönes Vermögen erworben hatte, brach die französische Revolution aus, durch welche er um seine Besitztümer gebracht wurde und nach der Schweiz fliehen mußte. In den letzten Jahren seines Lebens, welche er teils in der Schweiz, teils in Deutschland und auch wieder in Paris verbrachte, gelang es ihm, vom französischen Direktorium eine kleine Entschädigung für sein verlorenes Vermögen zu erwirken. Er starb im Jahre 1815 hochbetagt in Merseburg.

Seine Lehre wurde von seinen Schülern und Nachfolgern weiter ausgebildet, kam in den politischen Wirren zu Anfang unseres Jahrhunderts einigermaßen in Vergessenheit, um dann von den Vertretern der exakten Medizin ganz in Bann gethan zu werden. Nur in England, Amerika, Frankreich und in neuerer Zeit auch in Deutschland wird mit Lebensmagnetismus geheilt. In Deutschland haben besonders die Magnetopathen Kramer und Tormin in Düsseldorf, sowie Willy Reichel in Berlin bedeutende Erfolge zu verzeichnen. Die immer mehr überhandnehmende Bresthaftigkeit unseres Geschlechtes, sowie die wachsende Unzufriedenheit mit dem allopathischen Heilsysteme ebnet den anderen Heilmethoden immer mehr den Boden, sodaß beispielsweise in Frankreich durch ein Edikt der Regierung das magnetische Heilverfahren als gleichberechtigt mit allen anderen anerkannten Heilverfahren erklärt wurde. —

Ein weiteres ebenfalls okkultistisches Heilsystem ist das des Grafen Cesare Mattei aus Bologna, welches unter der Bezeichnung „Elektro-Homöopathie“ bekannt wurde, jedoch bei uns in Österreich verboten ist. Die Elektro-Höomopathie muß als ein echt okkultistisches Verfahren bezeichnet werden, da es sich auf die Grundlehren der alten Alchymisten stützt und als ein rein spagyrisches Verfahren angesehen werden kann. Be-

kanntlich suchten die alten Spagyriker ein Universalmittel herzustellen, welches nicht durch ein materielles, sondern durch das geistige Prinzip wirken sollte. Sie nahmen an, wie im Menschen ein sinnliches (fleischliches oder tierisches) Prinzip mit einem geistigen oder göttlichen stets im Kampfe liege, so sei dies in der gesamten organischen und anorganischen Natur der Fall. Nach spagyrischer Anschauung sind also auch die Pflanzen und deren Säfte von zwei gewissermaßen polaren also entgegengesetzten Gewalten beherrscht. Das eine derselben, das materielle Prinzip, hielten sie für ein zerstörendes Gift, das andere, das geistige oder göttliche Prinzip, für einen heilenden Balsam. Die spagyrische Kunst hatte sich's nun zur Aufgabe gestellt, das Gift von dem Balsam zu scheiden, um dadurch ein Mittel, ein Arkanum zu gewinnen, welches bei vollster Unschädlichkeit die höchste Heilkraft besitzen sollte.

Die Herstellung eines derartigen Arkanums war aber mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, indem nicht nur beim Einsammeln der hierzu benötigten Materialien — welchem der drei Naturreiche immer dieselben angehören mochten — nicht nur auf Zeitpunkt und Fundort, sondern auch auf den Stand der Gestirne, Mondphasen 2c. Rücksicht genommen werden mußte. Auch war ein sorgfältiger oft Monate beanspruchender Reinigungs- und Purifikationsprozeß dabei durchzuführen.

Mit welchem Erfolge die Spagyriker arbeiteten, das lehrt die Geschichte der Alchymie und die Suche nach dem Stein der Weisen. Die Idee der Polarität in den Heilmitteln, sowie der Erzielung der höchsten Wirkung durch möglichste Verfeinerung wurde anfangs unseres Jahrhunderts wieder aufgenommen und erfolgreich, wenn schon in einigermaßen verändertem Sinne durch die Hahnemann'sche Homöopathie wieder eingeführt. Hahnemann suchte das gleiche Ziel wie die alten Spagyriker in richtiger Erkenntnis der antagonistischen Grundwirkungen durch infinitesimale Verdünnung der Medikamente zu erreichen. Es ist bekannt, daß die Homöopathie große Erfolge zu verzeichnen hat und gegenüber der Allopathie — welche mit ihren starken Dosen giftiger Medikamente oft recht unangenehme Begleiterscheinungen hervorruft — entschiedene Vorzüge aufzuweisen hat. Man wirft aber der Homöopathie mit Recht vor, daß sie noch immer das ideale Endziel der Heilkunst: nämlich nur das heilende Prinzip der Medikamente zur Verwertung zu bringen, nicht erreicht hat. Dies Ideal ermöglicht zu haben, behaupten nun die Vertreter der Mattei'schen Elektro-Homöopathie, Die Mattei'sche Heilmethode*) geht von folgenden Grund-

*) Vergleiche das interessante Büchlein: „Jatrochemie und Elektrohomöopathie" von Saturnus, S. 7, 14, (Leipzig bei Wilh. Friedrich) und „Das elektrohomöopathische A, B, C, von Theod. Krauß. (Prag 1895.)

sätzen aus. Es ist jeder Körper und zwar der sichtbare stoffliche Menschenleib ebenfalls von einem zweiten ganz konformen, aber dem Sinnenauge unwahrnehmbaren fluidalen (Od)körper durchdrungen, und zwar derart, daß jedem Atome Materie ein positives und negatives Odatom entspricht. . . Man hat sich also nach dieser Anschauung den Menschen eigentlich aus zwei Menschen bestehend zu denken, nämlich aus einem grobstofflichen, welchen wir mit unseren normalen Sinnesorganen wahrzunehmen vermögen, und aus einem feinstofflichen (astralen) Körper von gleicher Gestalt, welcher den ersteren vollkommen durchdringt, aber unseren Sinnen für gewöhnlich nicht erkennbar ist.

Wir haben gehört, daß nach dieser Theorie jedes Atom des Körpers ein polares odisches Verhalten zeigt. Die Beeinflussung nun durch einen Krankheitsprozeß aus dem polaren Gleichgewichte gekommener Atome des menschlichen Körpers durch die polare Anziehung der elektro-homöopathischen Medikamente ist es, worauf die heilende Wirkung dieses Systemes beruhen soll. Betrachten wir beispielsweise den normalen d. h. gesunden Körperzustand als den vollkommener polarer Neutralität, so stellt sich eine Erkrankung uns gewissermaßen als eine überwiegende Positivität oder Negativität dar. Mit anderen Worten gesagt: ist der Körper krank aus Überfluß, so ist dies eine Positivität oder Exaltation; ist er krank aus Mangel, so ist dies eine Negativität oder Depression. Je nachdem nun durch das Medikament Negativität oder Positivität erzeugt wird, tritt wieder Neutralität ein, d. h. der als vollkommene Gesundheit bezeichnete Gleichgewichtszustand. Auf dieser molekularen Polarisation soll also die Wirkung der infinitesimalen Dosen der elektro-homöopathischen Medikamente begründet sein.

Wir müssen schließlich noch eine hierhergehörige Heilmethode betrachten, welche in neuerer Zeit von Amerika herübergebracht wurde und in Deutschland und Frankreich, sowie in England, zahlreiche Verehrer hat. Es ist dies die sogenannte Licht- und Farben-Therapie des New-Yorker Professors Dr. Edward Babitt.*) Es ist eine bekannte Thatsache, daß verschiedenfarbiges Licht auf nervöse, sensitive Personen verschiedenartig einwirkt, und daß solche Personen manche Farben als angenehm beruhigend, andere hingegen als aufregend und unangenehm bezeichnen. Professor Babitt hat nun in dieser Beziehung eingehende Untersuchungen angestellt, welche ihn zu dem Schlusse führten, daß die aufregend wirkenden Farben auf das Nervensystem anregend, die beruhigenden Farben kühlend und beruhigend

*) Babitt hat sein Heilsystem in einem in New-York erschienenen Werke „Principles of Light and Color" ausführlich begründet.

einwirken. Er fand weiter, daß es hauptsächlich das Sonnenlicht ist, dessen farbigen Bestandteilen diese Wirkungen zukommen. Wenn man nämlich die Lichtstrahlen der Sonne durch ein Prisma in bekannter Weise in seine farbigen Bestandteile zerlegt und durch eine geeignete Vorrichtung nur den jeweilig gewünschten Farbenstrahl des Spektrums einwirken läßt, so kann man folgende Tabelle in Bezug auf das Verhältnis der chemischen und physikalischen Eigenschaften der Lichtstrahlen und ihren physiologischen Einfluß feststellen:

Elektrische Strahlen — Dunkelviolett, Violett, Indigo, Blau, — wirken kühlend und besänftigend auf Blut und Nerven:

Lichtstrahlen — Blaugrün, Gelbgrün, Gelb, Gelborange — wirken nur auf die Nerven erregend ein.

Hitzestrahlen — Orange, Rot, Dunkelrot, Ultrarot — wirken nur auf das Blut erregend ein.

Babitt suchte nun diese einmal erkannten Eigenschaften in der Heilkunde zu verwerten und konstatierte dabei, daß die Lichtstrahlen roter Farbe auf das arterielle Blut stimulierend einwirkten und den Körper auffällig belebten.

Die gelben Strahlen bilden, namentlich wenn sie durch orange und rot unterstützt werden, das centrale Prinzip der Nervenerregung; sie wirken purgierend, im Übermaße angewendet, brechenerregend.

Die blauen Strahlen in allen ihren Schattierungen von violett, indigo und dunkelviolett wirken kühlend, fiebervertreibend und beruhigend. Violett wirkt mehr direkt nervenberuhigend, während blau mehr blutberuhigend wirkt.

Babitt konstruierte nun eigene Apparate, welche es ermöglichten, einzelne kranke Körperteile bestimmten Lichtfarben auszusetzen, und er gelangte dazu, einzelne lokale Krankheiten durch örtliche Einwirkung farbigen Lichtes zu heilen. So soll z. B. jede Blutung oder Brandwunde durch blaues Licht rasch geheilt werden; Hautflecken und Gicht sollen durch gelbes Licht, Kröpfe, sowie verschiedene Tumoren, durch rotes und gelbes Licht, welches mittelst starker Linsen appliziert wird, ebenfalls in kurzer Zeit wesentlich gebessert werden.

Was ist aber hierbei das wirksame Prinzip wird man sich fragen? Babitt geht von der Anschauung aus, daß mit dem Lichte von der Sonne elektrische Äther-Strahlen ausgehen, welche in beständiger Bewegung sind, allen körperlichen Atomen mitgeteilt werden, und dort entsprechende atomistische Bewegungszustände vermitteln.

Es soll aber nicht einmal nötig sein die kranken Stellen direkt mit derartigen Farbkräften — wenn man so sagen darf — zu laden, es ge-

nügt, wenn man Milchzucker vermittelst der durch ein Prisma erzeugten Farbstrahlen odisiert, d. h. odisch ladet und die Patienten den odisierten Zucker einnehmen läßt. — —

Wir hätten damit die erste Gruppe der magischen Heilsysteme besprochen, und es erübrigt uns noch, der zweiten Art, nämlich der suggestiven Heilungen kurz zu gedenken.

Als in den achtziger Jahren endlich der Hypnotismus anerkannt wurde, hat man von Seite der exakten Ärzte dem hypnotischen Schlafe eine weit mehr als gebührliche Bedeutung als Heilmittel beigemessen. Ein Verdienst der Nancyer hypnotischen Schule ist es, bald erkannt zu haben, daß die Erzeugung des hypnotischen Schlafes meist überflüssig ist, und daß man durch einfache Suggestion in einem wachen hypnotischen Zustande viel besser auf den Patienten einzuwirken vermag, als während des tiefsten hypnotischen Schlafes. Diese Suggestivmethode besteht darin, daß man der betreffenden Person unter Anwendung gewisser Kniffe solange etwas einredet, bis sie die Idee fest in sich aufgenommen hat und dieselbe gar nicht mehr als eine fremde Eingebung betrachtet.

Wesentlich dabei ist, daß der Wille der betreffenden Person auf die Heilung der Krankheit gerichtet und zwar in gegen das Normale erhöhtem Grade hingewendet wird. Die moderne Suggestiv-Therapie hat dadurch wahre Wunderheilungen vollbracht, und insbesondere auch in Krankheiten des Nervensystems, welche bekanntlich medikamentös am undankbarsten zu behandeln sind, bedeutende Erfolge erzielt.

Während die Suggestiv-Therapie in Europa noch so ziemlich in den Windeln liegt, ist sie in Amerika bereits ins Stadium der Reife getreten; die Schulen der „Geist-Heiler“ oder „metaphysischen Heiler“ haben in der suggestiven Praxis bereits eine derartige Vollkommenheit erreicht, daß ihre Erfolge an die Wunderheilungen der Geschichte erinnern. Der Geist-Heiler geht der Hauptsache nach darauf aus, in dem Patienten die Überzeugung zu erwecken, daß er aus einem körperlichen Menschen und einer Seele bestehe, welch letztere das herrschende Prinzip sei, demnach den Körper unbedingt beeinflussen könne. Durch die Macht ihres Einflusses erreichen sie es in der Regel sehr bald, diese Überzeugung zu erwecken, und wo dies der Fall ist, da gelingt die Heilung selbst bei schweren Erkrankungen recht bald.

Das Ideal der suggestiven Heilung ist und bleibt aber unbedingt das sogenannte „statuvolische System“ des vor mehreren Jahren verstorbenen Arztes Dr. Baker Fahnestock.*) Fahnestock verstand es nämlich, seinen

*) Vergleiche: Statuvolence oder der gewollte Zustand und dessen Nutzen in Krankheiten von B. W. Fahnestock. Deutsch von G. B. Wittig. (Leipzig, bei O. Mutze.)

Patienten zu lehren, sich selbst in einen hypnotischen Zustand zu versetzen, während dessen sich zu autosuggestionieren und dadurch eine ganz unglaubliche Gewalt über den eigenen Körper zu erlangen. Der Statuvolische kann nach Belieben in seinem Zustande der wachen Hypnose einen beliebigen Körperteil gegen Schmerzen ꝛc. gänzlich unempfindlich machen, er kann durch einen einfachen Willensakt krankhaften Prozessen Einhalt gebieten, so wie der Hypnotiseur z. B. imstande ist, durch einen einfachen Befehl die Herzthätigkeit, Atmung ꝛc. seines Mediums zu beeinflussen; sowie er weiter imstande ist, durch eine einfache Suggestion Brandwunden und andere Stigmata entstehen zu lassen. — —

Wie man sieht, ist in den okkulten Heilmethoden der Medizin ein gar gefährlicher Gegner erwachsen, welcher um so gefährlicher ist, als er auf die schwächsten Seiten der Menschheit, nämlich Phantasie, Aberglauben und Wundersucht spekuliert. Das kommende Jahrhundert dürfte in dieser Beziehung harte Kämpfe auszufechten haben, hoffentlich wird die darauf folgende allgemeine Morgenröte auch auf medizinischem Gebiete für die Menschheit segensvoll sein.



Frauenarbeit.

Von Max May.

(Heidelberg.)

Die Erweiterung der Frauenrechte, die Vergrößerung des Arbeitsfeldes der Frauen, die Zulassung der Frauen zu gelehrten Fächern, zu wissenschaftlichen Berufen und mindestens zu wissenschaftlichen Studien an den Hochschulen, wozu selbstverständlich auch die Einrichtung von Mädchengymnasien gehört, wird tagtäglich in Zeitschriften und Zeitungen und auch in Büchern und Broschüren besprochen, aber wir gedenken eine andere Seite der Frauenarbeit zu behandeln und wollen nur vorausschicken, daß die für erweiterte Rechte, für vermehrte Arbeitsgelegenheit streitenden Frauen unsere vollste Sympathie haben. Was wir in Nachstehendem über Frauenarbeit zu sagen haben, würde vielleicht teilweise überflüssig werden, wenn die Kämpfe der Frauen einigen Erfolg haben.

Was wir besprechen wollen, sind bestehende Zustände und Verhältnisse; die Frauenrechtserweiterung und die vermehrte Gelegenheit zur Berufsthätigkeit für Frauen aber gehören der Zukunft.

Noch giebt es zu Viele in den herrschenden Männerkreisen, die ohne langes Erwägen kurz erklären:

Die Frau gehört in das Haus, die Familie ist ihr Arbeitsfeld, weder das Bureau noch die Lehrkanzel, weder das Spital noch das wissenschaftliche Laboratorium sind für die Frau, mag sie die geistige Befähigung für gelehrte Berufe besitzen oder erwerben können oder nicht.

Und wie es Viele giebt, die das aussprechen, so giebt es nicht minder Viele, die es ohne Widerspruch anhören.

Thatsächlich gehört aber eine Mehrheit der Frauen längst nicht mehr lediglich der Familie, ist die Frau längst nicht mehr lediglich Hausfrau, Mutter oder Erzieherin. Ob es je eine große Zahl Frauen gegeben, die ausschließlich Hausmutter gewesen, und wodurch das Verhältnis sich dahin mehr und mehr änderte, daß die Frau auch Erwerbsarbeit leisten mußte, ist eine Frage, die sowohl dem Volkswirt wie dem Kulturhistoriker zu großen Arbeiten und Forschungen Veranlassung giebt und gegeben hat, und es soll uns hier nicht weiter beschäftigen, da das, was wir über Frauenarbeit zu sagen haben, den Beweis erbringt oder des Beweises nicht bedarf, daß heute unzählige Frauen genötigt sind, für den Erwerb zu arbeiten, weil die Arbeit des Mannes nicht ausreicht, um die Familie zu ernähren, zu erhalten und Kinder zu nützlichen Menschen zu erziehen.

Es ist nicht nur die Frau des Lohnarbeiters im engeren Sinne, die Frau des Fabrikarbeiters, des Handwerksgehilfen, des Tagelöhners und Gutsknechtes gezwungen, zu dem Lohne des Mannes noch etwas hinzu zu erwerben, um die Familie zu ernähren und fort zu entwickeln; der Kreis der Ehefrauen, die am Erwerb des Mannes mitarbeiten oder einem selbständigen Erwerb nachgehen müssen, ist weit, weit größer.

Nicht nur das Gehalt des kaufmännischen Angestellten, des kleinen Privat- oder Staats- und Kommunalbeamten ist vielfach unzureichend, um der Frau zu gestatten, sich lediglich dem Beruf der Hausfrau und Mutter ganz hinzugeben, auch der kleine Kaufmann, der Handwerker bedarf der Mitarbeit der Frau, sei es als Verkäuferin oder für schriftliche Arbeit, sei es in thatsächlicher Handwerksarbeit, wie man das bei Schuhmachern, Schneidern, Sattlern, Tapezierern und noch vielen anderen Handwerkern antrifft.

Weder der kleine Kaufmann noch der Handwerker kann den Lohn entbehren, den eine Hilfskraft kostet, wie sie ihm die Frau für seine Berufsarbeit zu leisten vermag; allerdings nur zu leisten vermag unter Hintansetzung des Hausfrauen- und Mutter-Berufs.

Solang es unzählige Familien giebt, deren Existenz eine kümmerliche ist, muß die Frau dem Manne erwerben helfen, bis sie etwa von erwachsenen Kindern abgelöst wird.

Aber auch diese Ablösungen sind zuweilen nur von kurzer Dauer, indem die erwerbenden Kinder selbst wieder Familien gründen und die Eltern entweder allein lassen oder in die Lage versetzen, allein für jüngere Geschwister sorgen zu müssen. Es sind jedoch nicht etwa nur die Ehefrauen allein gezwungen, mit für Erwerb zu sorgen, sondern nicht minder auch ledige Frauen, Töchter des Wenigbemittelten und Armen müssen es frühzeitig lernen, für die Erhaltung der Gesamtfamilie zu erwerben.

Daß ledige alleinstehende Frauen, daß ganz besonders Witwen — zuweilen unter gänzlicher Vernachlässigung der Pflichten als Hausfrau und Mutter — für den Erwerb arbeiten müssen, versteht sich ja ohnehin von selbst bei Allen, denen nicht Reichtümer in die Wiege gelegt wurden, oder denen es nicht gelang, solche zu erwerben.

Aber auch unter den Ständen, die nicht zu den Ärmsten gezählt werden, bei Familien mit einigem Besitz, mit einem mehr oder weniger festen oder zuverlässig sicherem Einkommen, wie etwa bei Subalternbeamten reicht vielfach das Einkommen nicht zu einem — allerdings oft auf einer Einbildung beruhenden — standesgemäßen Auskommen, reicht nicht, um einer größeren Kinderschar eine entsprechende Berufsbildung zu geben, reicht nicht, um neben dem Notwendigen auch Nützliches und besonders Angenehmes zu beschaffen, reicht nicht, um teilnehmen zu können an den vielfachen und vielseitigen Annehmlichkeiten des Lebens.

Genügt auch der Erwerb des Mannes, eine Pension, eine Rente oder irgend ein Einkommen, das ohne Arbeit der Frau dem Haushalt zufließt, zum Notwendigen, so muß aber noch erarbeitet werden, was für das Annehmliche verwendet werden soll, sei es auch vielleicht ganz harmlos und dem eigentlichen Genußmenschen, dem Wohlhabenden und Reichen unbedeutend erscheinend.

Schon der Kleideraufwand für Frau und Kinder ist zuweilen nicht anders zu beschaffen, als durch besondere Erwerbsarbeit von Frau und Töchtern, und so erst recht die Teilnahme an irgend welcher Geselligkeit, irgend welchen Vergnügungen, Kunstgenüssen, von Theater und Volkskonzert.

Kann es daher auffallen, daß von Jahr zu Jahr das Heer der arbeitenden Frauen in allen Zweigen des Erwerbes sich steigert, die Konkurrenz der Männerarbeit vermehrt und erweitert wird, und die Frauen unter sich den Konkurrenzkampf weit erbitterter führen als die Männer! Mehr und mehr haben sich die Männer zur Verminderung und Abschwächung des Konkurrenzkampfes zu Fachvereinen zusammengethan, die Frauen noch wenig und selten, und ganz besonders diejenigen Frauen nicht, welche neben ihrer Hausfrauenarbeit noch Erwerbsarbeit übernehmen.

Die Dienstbotenlöhne sind allenthalben entsprechend unseren neuen

Wertmessungen gestiegen, die weiblichen Dienstboten sind daher meist gut bezahlt gegen früher und gesucht.

Die Fabrikarbeiterinnen nehmen in manchen Industrieen ganz, in andern doch teilweise, die Vorteile mit wahr, die ihren männlichen Mitarbeitern geboten werden oder von ihnen erkämpft wurden, nehmen fast ganz so teil an den Lohnkonjunkturen wie die Männer.

Hingegen da, wo weibliche Fabrikarbeit ausschließlich in Frage kommt, und ganz besonders in den Arbeitszweigen, wo Fabrikarbeit mit Hausindustrie Hand in Hand geht oder durch letztere ganz ersetzt werden kann, finden wir meist, ja fast überall grauenhafte Zustände.

Die Arbeitgeber entschuldigen sich, wenn sie von der öffentlichen Meinung verurteilt werden, vielfach nicht grundlos, mit dem Übermaß von angebotenen Arbeitskräften, mit den ihnen von den Arbeiterinnen oder von ihren Konkurrenten aufgezwungenen niedrigen Löhnen und sonstigen Arbeitsbedingungen, die das Elend der arbeitenden Frauen und Mädchen erzeugen.

Die Arbeitsausstände in der Konfektion, in der Herstellung von Kleidungsstücken für Damen, Kinder und Männer, die in neuester Zeit stattfanden, haben nur aufs neue gezeigt, zu welchen Hungerlöhnen Frauen arbeiten und dadurch auch Männer zwingen, zu erbärmlichen Löhnen arbeiten zu müssen.

Die Thatsachen standen längst fest, und es wäre Arbeiterfreunden nicht möglich gewesen, etwas bessernde Hand anzulegen, hätten sich nicht die Arbeiter und Arbeiterinnen dieser Arbeitszweige selbst aufgerafft, die gute Konjunktur auszunutzen und Aufbesserungen zu erzielen.

Aber die Arbeiter der Konfektionszweige sind noch nicht einmal die schlechtestgestellten, weit schlechter stehen noch die Arbeiterinnen der Wäscheindustrie, die Herstellerinnen von Arbeiterhemden, Arbeiterblousen, von Schürzen, von billigen Hüten und dergleichen Artikeln, die fast oder ganz ausschließlich unter sich sind bezüglich des Geschlechtes und keine etwa für sie mitkämpfenden männlichen Kollegen haben.

Eine Untersuchung in Wien hat neuerdings Zustände nachgewiesen, die auch das härteste und selbstsüchtigste Gemüt erweichen mußten.

Für das Garnieren eines Damenhutes wird dem armen Mädchen 7 Pfg., sage: Sieben Pfennige, bezahlt, und wenn es einen Hut bei der Arbeit beschmutzt, beschädigt, etwa den Glanz an einer Stelle verdirbt, wird es mindestens mit 50 Kreuzern = 85 Pfennigen bestraft, so daß einige Straffälle den größeren Teil eines ganzen Wochenverdienstes hinwegnehmen würden. Und ähnlich wie in diesem Fache sind die Löhne der Hemden- und Schürzen-Näherinnen und vieler Anderer.

Lediglich das übergroße Angebot solcher Arbeit, und zwar nicht von eigentlichen Fabrik- und Industrie-Arbeiterinnen allein, sondern von Hausarbeite-

rinnen, die nicht ausschließlich von ihrer Hände Arbeit leben müssen, die vielleicht sogar vom Erwerb des Mannes oder Vaters ganz gut alles Notwendige bestreiten können und die Industriearbeit lediglich als Nebenerwerb für Luxusausgaben, für bessere Kleidung, Vergnügungen und sonstige Annehmlichkeiten verwerten. Solche können freilich zu niedrigem Lohn arbeiten, weil sie nicht davon leben müssen, sie drängen den Kaufmann, Verleger und Fabrikanten förmlich um Arbeit, machen sich unter sich selbst Konkurrenz durch Herabsetzen der Löhne und rauben den Armen und Ärmsten entweder die Arbeitsgelegenheit oder zwingen sie doch mindestens, mit den niedrigsten Löhnen zufrieden zu sein.

Wenn selbst die eigentlichen Industrie-Arbeiterinnen, seien sie in Fabriken oder anderen Betriebswerkstätten — etwa auch bei Zwischenmeistern, die nochmals den Lohn drücken, um daraus ihre Lebenshaltung zu bestreiten oder wohlhabend und reich werden zu wollen trachten — oder seien es Heimarbeiterinnen, Hausindustrielle — einig wären, sich organisierten, um bessere Lohn- und Arbeits-Bedingungen zu erreichen, was würde es ihnen nützen?

Die unzähligen Konkurrentinnen, die nicht die Not zwingt, bessere Preise für ihre Arbeit zu verlangen, die ernährt sind ohne den eigenen Erwerb, würden die Preise immer wieder aufs neue drücken.

Ein Appell an das konsumierende Publikum im humanitären Sinne hat keinen Erfolg, denn das Publikum will billig kaufen, kauft, wo das billigste Angebot gemacht wird, der Kaufmann muß dem folgen, und der Fabrikant nimmt deshalb die billigsten Arbeitskräfte, die sich ihm darbieten.

Eine ethische Beeinflussung der Fabrikanten und Kaufleute wird ebenso erfolglos bleiben, wie der Appell an das Publikum, und die Schutzgesetze, die der Staat giebt, können wohl die Mißstände in den Fabriken und Werkstätten, die übermäßigen Anforderungen hinsichtlich der Arbeitszeiten beseitigen, sie können aber weder die Löhne verbessern, noch die Konkurrenz aufheben, die gerade die Frauenarbeit an den Heimarbeiterinnen hat, die nur für einen Nebenerwerb arbeiten.

Verkürzung der Arbeitsdauer in Fabrik und Werkstatt kann wohl die Arbeitgeber zwingen, mehr Arbeitskräfte anzunehmen und dadurch die Konkurrenz vermindern, das Angebot herabsetzen und die Löhne steigern, aber wer kann Frauen und Töchtern einer Familie verbieten, früh und spät für einen Kaufmann oder Verleger in ihrer Wohnung zu Spottpreisen zu arbeiten.

Nur eine weise Selbstbeschränkung, sei sie auf Grund eigener Einsicht gewonnen oder durch moralischen Einfluß und Druck von außen entstanden, kann hier Besserung bringen.

Die Frauen und Töchter mögen ruhig dem Nebenerwerb nachgehen, der aus ehrlicher, emsiger Arbeit stammt, und die Männer mögen sich freuen, wenn sie von Frauen und Töchtern unterstützt werden bei Bestreitung des Haushaltsaufwandes oder entlastet werden von den Pflichten oder Wünschen, Mittel zu erwerben zu allerhand Entbehrlichem, sei es aus dem Gebiete des Annehmlichen oder des wirklich Überflüssigen, oder zu Schädlichem, das aber nun einmal zum Gewohnheitsbedürfnis geworden ist.

Den Armen und Ärmsten, den Witwen und Waisen, den kinderreichen Familien wie den alleinstehenden Frauen und Mädchen aber die Hungerlöhne immer aufs neue dadurch schmälern, daß man zu wahren Schundpreisen sich für Industriearbeit anbietet, das sollte denn doch endlich wieder aufhören, nachdem es in den letzten Jahrzehnten sich immer mehr eingebürgert hat.

Man möge doch erwägen, ob es nicht menschlicher gehandelt ist, eine Weile oder ganz dem Nebenerwerbe zu entsagen, der nur Mittel zu Annehmlichkeiten bringen soll, wenn man dadurch den Armen thatsächlich das Brot vor dem Munde hinwegnimmt und die in Not geratenen armen Frauen und Mädchen dadurch ins Verderben oder auf die Wege des Lasters drängt.

Wer sind denn nun aber diejenigen, die ihren armen Mitschwestern und deren Familien den Erwerb schmälern?

Sind es nur die Töchter und Frauen des Mittelstandes, der auch zur Not ohne den Erwerb der Frauen auskommt, sind es nur die Töchter und Frauen kleiner Beamten und Bediensteten, die für „Geschäfte" arbeiten?

Nein! Es sind auch Damen aus den höheren Ständen, aus Beamten- und Offizierskreisen und aus den Kreisen kleiner Rentner und Pensionäre, die den bedürftigen Frauen Brot und Arbeit nehmen oder schmälern.

Hier ist zuweilen nicht einmal der Erwerb für Anschaffung von Überflüssigem oder für Beschaffung von Annehmlichkeiten nötig, hier ist es mitunter nur die Befriedigung eines berechtigten und vielleicht nur in falsche Bahn geratenen Thätigkeitsdranges, der zur Konkurrenz mit armen Arbeiterinnen führt.

Die Hausarbeit, das Instandhalten der Zimmer, das Kochen, Flicken, Stopfen, ja das Kleider- und Hütemachen ist für eine Dame nicht chik, sagt man; man hat aber auch keine Neigung für solche Arbeit, und man kann sich dafür Arbeitskräfte halten.

Aber man langweilt sich, man braucht Arbeit, und weder Musik noch Lektüre, weder Besuchemachen noch Konzert und Theater füllt die Zeit ganz aus, die man als Stickerin oder als Zeichnerin oder Malerin hat.

Man findet Geschäftsleute, die Arbeit darbieten und das Verhältnis

geheim halten, weil sie gern so billig „Arbeitskraft ausnutzen" und vielleicht an der Arbeiterin aus guter, wohlhabender Familie noch eine Reklamekraft gewinnen.

So werden den Zeichnern und Malern beider Geschlechter, so werden den Stickerinnen die Arbeiten entzogen und die Preise erheblich gedrückt, ohne daß man dem Kaufmann nur einen ernsten Vorwurf machen könnte. Die Dame zeichnet, malt, stickt um Spottlohn, giebt ihren Bekannten gegenüber die Arbeiten als Gelegenheitsgeschenke aus, die sie zu machen hat, und zuweilen täuschen sich zwei Damen so, obgleich sie beide für „Geschäfte" arbeiten und sich sicher vor jedem Verrat wissen.

Die schriftstellernden Damen, die eigene Geistesprodukte auf den Markt bringen, werden von einem Verleger oder Redakteur immer oder in der Regel nach dem Wert ihrer Arbeit bezahlt werden, aber schon die Übersetzerinnen gehören zu denen, die durch diese Geistesarbeit den Preis verdorben haben, denn sie gehören vielfach oder meist solchen Ständen an, die nicht um das tägliche Brot zu arbeiten brauchen. Hingegen die stickende, zeichnende und malende Dame, die um Spottpreise arbeitet, den Händler oder Fabrikanten bereichert, die arme Arbeiterin oder den armen Künstler und die arme Künstlerin, die aus Not Handelsware anfertigen, um Arbeitsgelegenheit bringt oder am Lohn schmälert, sie ist noch weit mehr zu verurteilen als die Frau und Tochter aus dem kleinbürgerlichen Hause, die Hemden näht oder Hüte für den Großhändler garniert.

Zur Befriedigung des Thätigkeitsdranges ist manche Gelegenheit geboten, ohne daß man zu Extravaganzen, zum Sport verschiedener Art, zu greifen braucht, es giebt nützliche Thätigkeit genug, auch für die Dame, ohne daß sie auf eine solche zu verfallen braucht, die den Armen den Verdienst entzieht oder vermindert. Auch da muß weise Selbstbeschränkung gefordert und um so mehr auch erwartet werden, als die Not der unteren Klassen die oberen schon von selbst auffordert, die Kluft nicht noch mehr zu erweitern, die die Stände trennt.

Wenn die arme Arbeiterin schon ohnehin die Dame zu beneiden sich berechtigt glaubt, wie muß dieser Neid sich zum Haß gestalten, wenn sie zuweilen in solchen Damen auch noch Konkurrentinnen findet, die den Arbeitslohn drücken!

In Frauenkreisen warnend und belehrend über diese wirtschaftlichen Notstände aufzutreten, dürfte keine Mannesarbeit sein, und so empfehlen wir die Aufklärungsarbeit auf diesem sozialen Gebiet den nach Arbeit lechzenden Frauen als einen der besten und heute notwendigsten Zweige der Frauenarbeit.



Etwas Eigenes.

Von Franz Evers.

(Berlin.)

Ich soll Ihnen ein paar eigene Worte über mich sagen. Das muß nun auf gedrängtem Raume immer etwas aphoristisch und sonderbar wirken. Aber ich will's versuchen.

Zunächst also Ort und Datum meiner lieben leiblichen Geburt: Es war am 10. Juli 1871 zu Winsen an der Luhe am Rand der Lüneburger Heide. Ich bin also Niedersachse. Meine Geburtsstadt beglückte ich allerdings nur ein halb Jahr lang. Dann kamen die neun ersten Jahre meiner Kindheit in der Stadt Hannover — mit Schulbesuch, Indianerspielen und was sonst so dazu gehört. Ich hatte noch einen fast zwei Jahre jüngeren Bruder, der aber in Harburg a. d. Elbe nach einer kurzen heftigen Lungenentzündung starb (der „Sanitätsrat Dr." hatte ihn auf Darmverschlingung behandelt! — Ich möchte das nicht zu erwähnen vergessen).

In Harburg hatte ich mit meinem Bruder vier glückliche Jahre verlebt. Wir sahen oft Hamburg, das leicht zu erreichen war, wir sahen das bunte Treiben in den Häfen, sahen die Kolosse der Auswandererschiffe und den ewigen Jahrmarkt in St. Pauli. Wir lernten in Cuxhaven die Nordsee kennen in Ebbe und Flut — und ihren ernsten grauen Charakter gewann ich damals schon lieb, denn eine ausgesprochene Liebe zur großen Natur ist von Kindheit auf meine treue Begleiterin gewesen. — All die Eindrücke aus jener Zeit sind unverloren geblieben.

Kurz nach dem Tode meines Bruders wurde mein Vater nach Oberhessen versetzt — er war Stationsvorsteher. Das Gymnasium von Gießen war meine nächste Etappe. Da war es, wo mein Lateinlehrer mir erklärte, daß Hopfen und Malz absolut an mir verloren sei, denn vor seinen gereimten Grammatikregeln verschloß ich mich mit kalter Energie, während ich sonst ein guter Schüler war. (Übrigens hat er in der That recht behalten, denn ich bin kein Biertrinker.) Begeisterte schwarz-rot-goldene Burschenschaftsschwärmereien waren das Charakteristikum meiner „Flegeljahre". Und ich nahm das sehr ernst, wie ich von je alles ernst nahm, wofür ich mich einmal erwärmte. Als Resultat blieb die Entdeckung unserer Geheimbündelei, ein strenges Verhör vor Direktor und Lehrern, das mir als einem Hauptattentäter das concilium abeundi im Wiederholungsfalle androhte. Mein Vater verzichtete freiwillig und kam so meinen Wünschen entgegen. Friedberg in der Wetterau, wo ich vorher schon kurze Zeit ge-

wesen war, wurde mein Schulziel. Und von Gießen nahm ich nach meinem neuen geistigen Erziehungsheim eine Mappe glühender Freiheitslieder mit, über die ich noch heute lächle. Aber es war doch auch ein Resultat (außer einem kleinen Spottgedicht, das ich schon in Harburg auf einen meiner Lehrer gemacht hatte, der allzu heftig den Rohrstock gebrauchte). — In Friedberg übersprang ich mit Leichtigkeit alle Klippen. Meine Ergebnisse aber waren: ein litterarischer Geheimverein, ein riesiges Epos „Die Asen", das in allitterierenden Hexametern geschrieben war, die sich außerdem noch reimten (man denke!) — und drittens der starke Drang, ein Maler zu werden. Das Dritte war auch der stille Wunsch meines Vaters, weil ich dafür eine starke Begabung zeigte. —

Mein Vater wurde dann nach Cassel versetzt, wo er bald darauf starb. Ich liebte ihn sehr: seinen Stolz, seine Ruhe, seinen Charakter. Und ich liebe ihn heute noch mehr, weil ich seit seinem Tode lernte die Dinge von innen anzusehen und nicht nur von außen, weil ich wach wurde und durch seinen Tod in jene inneren Gebiete gelenkt wurde, die mir heute einen unendlichen Frieden, eine stille Sicherheit und ein lächelndes Verstehen aller Lebenserscheinungen gegeben haben, das man meinetwegen Glück nennen kann. Kirchlich fromm bin ich nie gewesen.

Mit Primareife verließ ich das Schulnest Friedberg und folgte meiner Mutter nach Goslar am Harz, um einen „praktischen Beruf" zu ergreifen, und meine Träume von idealer Menschlichkeit, von Kunst u. s. w. schienen damit vollständig zu Wasser geworden zu sein. Mein Trauerspiel „Alarich", worin gegen fünfzig Personen zu thun hatten (!), wurde vorher kassiert, und nur ein Heft Balladen und Lieder nebst einer gefüllten Zeichenmappe zogen mit mir in Goslar ein. Ich trauerte damals um Manches —' aber ich liebte meine Mutter, und mußte mich außerdem ja der Notwendigkeit fügen. Ich entschied mich dann, Buchhändler zu werden, um wenigstens mit meinen geliebten Büchern in Verbindung zu bleiben. Da begann für mich die Zeit eines rastlosen autodidaktischen Studiums auf allen möglichen Gebieten, wozu ich die Nächte und jede freie Zeit benutzte, denn den Tag über mußte ich hinter dem Ladentische gute und schlechte Litteratur verkaufen (aber meist schlechte!). Ein halbes Jahr hielt ich's so aus. Dann entlud sich meine innere Aufspeicherung in den „Litterarischen Blättern", die ich mit achtzehn Jahren herausgab — und nun wußte ich, daß ich ein Dichter sei. Die Zeitschrift, die zuerst für einen engeren Kreis bestimmt war, erweiterte sich bald. Ich war damals Buchhändler-„Stift", Verleger und Herausgeber in einer Person. Ich hatte in kurzer Zeit Alt und Jung vereinigt, von Martin Greif und Hermann Lingg bis zu den Brüdern Hart, Liliencron, Mackay, Henckell und den Allerjüngsten, unter denen

man mich selber wohl kaum vermutete. Es war damals die Zeit der ersten Jungsaat neuer Dichtung; sie war voll von gegenseitiger Begeisterung, ein schöner Morgentraum, sie war voll Rausch. — Schon im Jahre 1890 überließ ich die „Litt. Bl.“ dem Verlag von Gebr. Reichel in Augsburg. In den Goslarer Jahren hatte ich manchen Kampf durchzuführen. Nur meine Mutter war diejenige, die mich zunächst von den Verwandten still verstand. Ich danke ihr. —

Da mir von den neuen Verlegern der „Litt. Bl.“ zugleich die Stelle eines zweiten Redakteurs an ihren „Augsburger Neuesten Nachrichten“ angeboten wurde, ließ ich den Buchhandel fahren und übersiedelte nach Augsburg. Eine neue Zeit! Ich ödete mich in Reporterthätigkeit und mußte meine Stunden in der Redaktionsstube oder in Metzgerversammlungen rc. totschlagen. Vor Schluß des Theaters hatte ich überhaupt kaum einen freien Augenblick und mußte auf die Natur und ihre mütterliche Erquickung gänzlich verzichten. Ich eignete mich wohl auch nicht für die journalistische Thätigkeit. Die Dinge flossen mir damals noch nicht leicht genug hin. Ich arbeitete noch zu sehr in mir. Aber ich bekam einen Blick für soziale Verhältnisse und für die Intelligenz praktischer Technik. Weil ich die Sinne für alles offen hielt, habe ich daraus gelernt, wie ich überhaupt aus allen Dingen, die mich trafen, glaube gelernt zu haben. Also auch hier kein Minus. — In die Augsburger Zeit fällt noch die Herausgabe meines ersten lyrischen Buches, der „Symphonie“, die größtenteils schon in Goslar zusammengestellt wurde.

Nach einem halben Jahre hatte die Augsburger Herrlichkeit ein Ende. Die „Litt. Bl.“ wurden nach Berlin verkauft. Ich selbst übersiedelte dorthin mit tausend Hoffnungen. Ich kam an. Der Verkauf der Zeitschrift wurde vom neuen Verleger aus hier nicht anzudeutenden aber begründeten Ursachen rückgängig gemacht. Ich selber verzichtete und mußte verzichten. Die Zeitschrift ging ein. Und ich saß mit meinen Träumen und einem winzigen Rest Geld im Beutel in Berlin auf dem Sande. Da habe ich hungern gelernt. —

Aber in mir die Stimme verließ mich nicht. Ich schlug mich tapfer durch. Es war die Zeit, in der man zuerst die sozialdemokratischen Volksversammlungen besucht und „mit thut“. Ich lebte jedenfalls — und das mag genügen. Allmählich gelang es mir auch, durchzukommen. Als ich davorstand, in die Redaktion eines politisch-feuilletonistischen Blattes einzutreten, lud mich Dr. Hübbe-Schleiden ein, an der Begründung einer neuen „Theosophischen Vereinigung“ und an der Leitung der von ihm herausgegebenen „Sphinx“, einer Monatsschrift für Seelen- und Geistesleben, teilzunehmen. Ich sagte zu und übersiedelte mit nach Steglitz bei

Berlin ins neue theosophische Heim. Hier fand ich nun für mein erwachendes Erkennen Sammlung und Ruhe und die Möglichkeit, mein intensives Innenleben still und sicher auszugestalten. Das war Ende des Jahres 1892. Die Erweiterung meines Wissens in Okkultismus, Mystik, Esoterik und die eigene praktische Läuterung und innere Verfeinerung, Selbstzucht und der Wille zum Höchsten waren für mich die Resultate. Aber ich lernte auch vereinsduselnde Eitelkeit, borniertes Pharisäer- und Schwätzertum und bedenkliche Krankhaftigkeit über die Maßen kennen. Davon ist mir bis heute noch ein Greuel geblieben. Der feinsinnige Dr. Hübbe-Schleiden war nicht Organisator genug, um die Spreu vom Weizen zu scheiden. Und ich wollte nicht „mitmachen", wie man mir vorwarf. Ein theosophisches Wunderkind zu werden, behagte mir allerdings nicht. Dazu war ich zu ehrlich. Und so trennten wir uns. Aber es ist vielleicht meine größte Versuchung gewesen.

Ich übersiedelte Anfang 1894 nach Friedenau und arbeitete auf eignem Boden weiter — und seitdem haben meine Irrfahrten aufgehört.

Inzwischen hatte ich die geistige Leitung des neugegründeten Verlages Kreisende Ringe (Max Spohr) in Leipzig übernommen, zu dessen kurzer Charakterisierung ich ein paar Worte aus einem kleinen Prospekt hersetzen muß — meinetwillen —:

„Im Verlag Kreisende Ringe erscheinen Werke geistigen Gepräges, die der sich mehr und mehr entwickelnden neuen Art packenden Ausdruck geben. —

Es ist notwendig, die Vertiefung und Veredelung modernen schöpferischen Geistes auch nach außen hin rücksichtslos zu betonen, damit ein junges Geschlecht endlich freimütig und stolz seine Verinnerlichung Wort und That werden lasse.

Die Neue Seele findet in den Veröffentlichungen des Verlages künstlerisch-plastische Gestaltung und die weitesten Ausblicke. In Innerlichkeit, Selbsterkenntnis und Selbstbewußtsein beruhen ihr Charakter und ihre Stärke! Und diese Stärke wird die Stärke des kommenden Geschlechtes sein!"

Zuerst lachte man über den Titel des Verlages ꝛc. Man redete von Selbstverlag. Aber ich dachte mir: Wer zuletzt lacht, lacht am besten! — Und jetzt, glaube ich, lacht man nicht mehr; denn man weiß, daß der Verlag auch gute Honorare zahlt. Und das sollte ein Selbstverlag sein? Nein! denn ich besitze keinen Pfennig. —

Vergessen soll nicht sein, daß ich im Oktober 1894 uniformiert wurde. Man wollte mich durchaus zum Vaterlandsverteidiger in corpore machen, denn man hatte den Mangel meiner Tüchtigkeit dazu zuerst nicht einsehen wollen. Und mit meiner Begründung, daß ich dem Vaterland, so wie ich war, viel bessere Dienste leistete, kam ich nicht weit. Ich lernte also acht

Tage langsamen Schritt auf dem Kasernenhof in Goslar — wurde aber dann „zur Beobachtung“ ins Lazareth geschickt, in ein Bett gepackt und mußte vier Wochen in blau und weiß gestreiftem Sträflingskostüm bei schmaler Krankenkost ausharren. — Endlich wurde ich wegen nervösen Herzklopfens entlassen und zum Landsturm ersten Aufgebots mit Waffe eingereiht („zum Schutze der Frauen und Jungfrauen im Lande“ heißt der Kriegsartikel). — Ob alle Dichter Herzklopfen haben?

Diese kurze Einjährigenzeit hat mir aber doch so viel Zeit und Lust geraubt, daß eine Pause in meiner Arbeit eintrat, ohne die ich es sonst nicht aushalte. Was mir aber allein jene sechs Wochen an Humor, Satire und bitterstem Ernst geschenkt haben, ließe sich nur ganz ausführlich berichten oder etwa zu einer tragi-komischen Humoreske verarbeiten. Einstweilen also Schwamm drüber! Vielleicht später. —

Nun sitze ich vorläufig wieder da in Berlin, unternehme ab und zu Reisen, arbeite, lebe und glaube an das, was ich zu thun habe. Verlockt hat mich nie etwas, und in so manchen schwierigen Lebenssituationen habe ich stets den Kopf hochgehalten. Ohne Schmutz geht kein Mensch durch die Welt! — Wenn er nur rein dabei bleibt! Darauf allein kommt es an ... So hat kürzlich die „Sphinx“ (Dr. Hübbe-Schleiden war ihr ebenfalls schon längst untreu geworden) ehe sie hinschied mir, der dem seligen Ödipus ähnlich ihr den Untergang prophezeit hatte, einen späten plebejischen Fußtritt versetzt, verbunden mit einem penetranten Gestank — und ich bin doch nicht unsauber dadurch geworden.

Beim Dichter wie bei jedem Künstler ist mir der Mensch, der dahinter steht, das Wichtige. Das nur hat Wert: Hat er etwas zu sagen? Trägt er eine rotierende Welt in sich? die sich nach und nach ihre eigenen Formen schafft — wie das Wurzelwerk eines mächtigen Baumes mählich und mählich sich verbreitert und schließlich die ganze Erde ringsum durchdringt.

Ich überging manche trüben Menschen, manche trüben Erfahrungen mit Schweigen, weil ich vom Leben nichts verlange, sondern nur alles von mir selber. Reif sein ist alles! sagt der große Britte. Bei meinem Tode mag man urteilen. Bis dahin werde ich in Demut vor dem Ewigen und voll Stolz allen äußeren Erscheinungen des Lebens gegenüber mir mein Haus, mein Reich, meine Welt erbaut haben. Das walte die Zukunft! —

*

Bibliographie:

Erschienen sind bis jetzt: Symphonie. Ein Gedichtbuch (1890). — Fundamente. Ged. (1891/92). — Sprüche aus der Höhe (1892). — Die Psalmen (1893). — Eva. Eine Überwindung (1893). —

Königslieder (1894), 2. Aufl. (1895). — Deutsche Lieder (1895). — Hohe Lieder (1896). — Maria. Ein Mysterium (1896). —

In Vorbereitung: Letzte Nacht. Novellen. — Drei Tote. Novellen. — Paradiese. Ged. — Sonnensöhne. Dichtungen. — Ein Messias. Trauerspiel (geschrieben 1891).

Soziale Chronik.

Von Bruno Petzold.

(Leipzig.)

(Reform des Reichstagswahlrechts — Konservativer Delegiertentag — Gründung des national-sozialen Vereins.)

Am 10. November ist der Reichstag aufs neue zusammengetreten. Auf sein Programm hat er bedeutungsvolle Fragen gesetzt, die wir schon zum Teil an dieser Stelle besprochen haben: Handwerksorganisation, Konvertierung der Staatsanleihen, Militärstrafprozeßreform, Novelle zu den Arbeiterversicherungsgesetzen, Justiznovelle &c. All das soll offen und ehrlich im Angesichte des Volkes behandelt werden, wie es einem modernen Staate ziemt. Nur eine Frage ist offiziell mit keinem Worte genannt, trotzdem sie die wichtigste ist: Reform des Reichstagswahlrechts pflegt man sie zu formulieren. Hinsichtlich dieser Frage hat man ein schlechtes Gewissen; man setzt sie nicht auf die Tagesordnung, man will sie wie einen Diebstahl im geheimen erledigen. Und um einen Diebstahl handelt es sich in der That, um einen Diebstahl an den arbeitenden Massen des Volkes, die durch die drohende Wahlreform ihrer politischen Rechte beraubt werden sollen.

Man müßte Politiker der Bierbank sein und nur für „brennende Tagesfragen" Interesse haben, um das Attentat auf unser Reichstagswahlrecht für eine müßige Erfindung sensationslüsterner Journalisten halten zu können. Ein paar Jahre rückwärts den Blick gerichtet! Als das Sozialistengesetz aufgehoben war, wollte man das Proletariat mit den langen Bettelsuppen sogenannter sozialer Reform, mit ein paar Thalern Versicherungsgeld und einer homöopathischen Dosis Arbeiterschutz abspeisen. Aber das Proletariat war mit den hingeworfenen Brosamen nicht zufrieden und forderte mehr. Entrüstet darüber ließ der Kaiser den Schlachtruf erschallen: „Auf zum Kampfe für Religion, Sitte und Ordnung wider die Mächte des Umsturzes." Mit Begeisterung wurde dieser Ruf von den staatserhaltenden Ordnungsparteien, den Konservativen und Nationalliberalen aufgenommen, und die Hetze wider die Sozialisten begann. Ein neuer Belagerungszustand sollte über sie verhängt werden: Dem Parlamente wurde die Umsturzvorlage eingereicht. Sie ist mehr gewesen als ein strohener Popanz, den Polizeibüttel zur Belustigung des Pöbels durch die Straßen trugen, um die hohle Puppe schließlich auf offenem Marktplatze unter Hurrageschrei zu verbrennen. Begraben wurde die Umsturzvorlage allerdings; die Centrumsleute waren die Totengräber. Aber die Umsturzvorlage ist wieder auferstanden, hat den plumpen, irdischen Leib eines Ausnahmegesetzes gegen

die Sozialdemokratie abgeworfen und steht nun in reinerer, verklärter Gestalt vor uns: als Wahlreform, umstrahlt von dem Glorienscheine des Dreiklassensystems. Mit einem neuen Ausnahmegesetz war nicht durchzubringen, so versucht man es nun mit einer die Sozialisten aus den Parlamenten ausschließenden Wahlrechtsänderung. Das Königreich Sachsen ist hierin vorbildlich vorangegangen, indem es sein allgemeines, gleiches Landtagswahlrecht durch ein Dreiklassensystem ersetzte. Das Reich ist gerüstet, dem Einzelstaate zu folgen; die Verteilung preußischer Orden an die sächsischen Wahlrechtsumstürzler weist schon äußerlich darauf hin. „Kampf gegen die Sozialdemokratie", oder richtiger „Kampf gegen den vierten Stand" ist heute die Losung der Regierung wie vor einem Jahre, nur die Waffen hat man klug gewechselt, statt der ungeschlachten Keule des Ausnahmegesetzes die heimtückische Lanze der Dreiklassenwahlreform gewählt. Was aber in Sonderheit unseren Monarchen anlangt, so ist genugsam von ihm bekannt, daß er mit bewunderungswürdiger Ausdauer an einem ernstlich gefaßten Entschlusse festhält, doppelt fest, wenn es sich um eine so ruhmverheißende St. Georgsthat handelt, wie um die Vernichtung der vaterlandslosen Sozialdemokratie, jener Rotte von Menschen, die nicht wert ist, den Namen Deutsche zu tragen. Der Speer, mit welchem der Lindwurm Sozialismus getötet werden soll, ist bereits geschliffen, und die sächsischen Kreuzritter haben ihn auf seine Zuverlässigkeit erprobt. Es ist ein Notungspieß, den nur Wotan selber zerbrechen kann.

Müssen wir also als sicher annehmen, daß bei der Majorität des Bundesrates der bestimmte Wunsch zur Änderung des allgemeinen gleichen Reichstagswahlrechts im Sinne des preußisch-sächsischen Dreiklassensystems besteht, so lassen uns die alten Kartellparteien, die Konservativen und Nationalliberalen keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß dieser Wunsch aufs lebhafteste von ihnen geteilt wird. Als „staatserhaltende Ordnungsparteien", als „Stützen von Thron und Altar" sehen sie den Kampf wider die Mächte des Umsturzes als ihre Hauptaufgabe an und halten jedes Mittel für recht, das zur endgültigen Vernichtung der Sozialdemokratie führt. Es giebt frivole Gemüter, welche daran zu zweifeln wagen, daß die Ordnungsparteien in ihrem Kampfe gegen den Umsturz nicht ausschließlich von patriotischen Gefühlen geleitet werden. Es fehlt nicht an Verdächtigungen, die Einführung des Dreiklassenwahlsystems ziele nur darauf hin, die Reihen der alten Kartellparteien zu stärken, da sie unter dem allgemeinen gleichen Stimmrecht unrettbar ihrem Verfall entgegengehen. Ja pöbelhafte Naturen wollen sogar behaupten, das ganze Dreiklassensystem solle nur dem Geldsack und den diesen Geldsack besitzenden Vaterlandsfreunden die offizielle Herrschaft im Staate verschaffen. Zur Widerlegung solcher Verleumdungen genügt es, darauf hinzuweisen, daß wir in einem Rechtsstaate leben und der Gegensatz von besitzenden und besitzlosen Klassen nur von bösen Menschen erdichtet ist. — Die notwendige Vernichtung der Sozialdemokratie können sich Regierung und Ordnungsparteien natürlich nur als eine gewaltsame denken. Wie lächerlich die Phrase von einer geistigen Überwindung des Marxismus! Wie lächerlich die Redensart von einem Kampfe mit idealen Waffen! Die Stützen von Thron und Altar wissen besser, wie mit den blutroten Revolutionsmännern fertig zu werden ist: Sie rufen die Getreuesten der Getreuen, die preußische Garde zu Hilfe. Wir freuen uns aufrichtig über dies felsenfeste Vertrauen auf die pommerschen Grenadiere. Aber wenn aller Ehren Hort, wenn Tristan selbst betrog — könnten pommersche Grenadiere nicht auch betrügen? Doch daran denken die Edelsten unserer Nation nicht, wenigstens solange nicht, als noch die Militärgerichte ihre Urteile über Leben und Tod hinter verschlossenen Thüren fällen dürfen. Heute pocht man noch auf die Macht und

ist bestenfalls bereit, die Macht durch einen Parlamentsbeschluß mit dem Schein des Rechts zu umkränzen.

Das bedarf keiner weiteren Ausführung: Regierung, Konservative und Nationalliberale sind heute wie vor Jahresfrist einig darin, die Sozialdemokratie und die in ihr politisch vereinigten Massen der industriellen Arbeiterschaft mit Gewaltmaßregeln zu bekämpfen. Da man mit einem neuen Ausnahmegesetz nicht durchdrang, will man es jetzt auf einem anderen Wege versuchen: mit einer die Sozialdemokratie aus dem Reichstage ausschließenden Dreiklassenwahlreform. Aber wird zu einer solchen Änderung des allgemeinen gleichen Stimmrechts eine Majorität im Reichstage zu finden sein? Wird das ausschlaggebende Centrum dieser reaktionären Reform beistimmen? Man erlöse das Centrum von den Fesseln des Jesuitengesetzes, man erfülle seine kirchenpolitischen und hierarchischen Forderungen, gebe ihm Orden und Klöster frei, und das Centrum sagt ja und Amen zu jeder Wahlrechtsänderung.

Warum sollten die Regierung und die verbündeten Ordnungsparteien den Ultramontanen ihren Herzenswunsch, mit dem der schwarze Turm steht und fällt, nicht erfüllen? Das Jesuitengesetz und was von Ausnahmebestimmungen noch dran hängt, habe sich überlebt; Ausschreitungen der katholischen Kirche könne man mit den gewöhnlichen Gesetzen und Verwaltungsmaßregeln zurückweisen; der über alles wichtige Kampf gegen den Umsturz verlange ein geschlossenes Vorgehen aller Patrioten und zwinge zum Fallenlassen des Jesuitengesetzes, das unsere katholischen Brüder dem Vaterlande entfremde; von zwei Übeln müsse man immer das kleinere wählen; — mit solchen und ähnlichen Trostgründen werden sich Regierung und Ordnungsparteien mit der Beseitigung des Jesuitengesetzes abzufinden wissen. Überdies hat man alle Veranlassung, sich um die Gunst des Centrums, der mächtigsten Partei im Reichstage, zu bewerben und ist ihr obendrein zu Dank verpflichtet für das Zustandekommen des Bürgerlichen Gesetzbuches, für die Bewilligung namhafter Summen zur Flottenvermehrung, für die Verkürzung der Überweisungen an die Einzelstaaten zu Gunsten des Reichs. Auch braucht man nicht zu befürchten, daß das Centrum mit Rücksicht auf die zahlreich in seinen Reihen vertretenen Mittelstandsleute nicht in eine freiheitsfeindliche Wahlrechtsänderung willigen werde. Man sagt dem Mittelstande, die Sozialdemokratie sei sein ärgster Feind, eine durchgreifende Reform zu Gunsten des Mittelstandes könne erst nach Ausweisung der Sozialdemokratie aus dem deutschen Reichstage erfolgen, und die ehrsamen Mittelstandsherren werden sich ohne Murren zu Bürgern dritter Klasse erniedrigen, sich willig unter das goldene Joch der plutokratischen Bourgeoisie zwingen lassen.

Auf den thatkräftigen Widerstand des Centrums ist also bei der geplanten Wahlrechtsänderung ebensowenig zu bauen, wie auf das Gerechtigkeitsgefühl der Regierungen, der Konservativen und Nationalliberalen. Eine reaktionäre Reichstagswahlreform hängt über uns wie ein Damoklesschwert. Jeden Augenblick kann es auf unseren Nacken herabstürzen. Was half es Sachsen, der industrie- und bildungsreichste Staat Deutschlands zu sein? Die Industriearbeiter wurden gleichwohl aus dem dortigen Landtage hinausgeworfen! Man wagte es doch, dem sächsischen Volk ins Gesicht zu schlagen! Glaubt man, dieselbe nichtswürdige Behandlung dem ganzen deutschen Volke bieten zu können? Ein neues 1789 würde die Antwort geben. Wer Wind säet, wird Sturm ernten.

Wir sind weit entfernt von dem politischen Aberglauben, das allgemeine gleiche Reichstagswahlrecht sei absolut gut, heilig und unantastbar. Vielmehr sind wir uns der großen Fehler dieses Systems vollkommen bewußt. Immerhin meinen wir an unserem heutigen Reichstagswahlrecht als dem relativ besten fest-

halten zu müssen, da es unseren ständisch aufgelösten, atomistischen Gesellschaftszuständen durchaus entspricht und noch am ehesten die wahre Überzeugung des Volkes zum Ausdruck bringt. Die Gegner dieses Wahlsystems sollten doch nicht vergessen, daß seine Hauptfehler, die Mißachtung der Minoritäten und die mechanische Zerstückelung des Volkskörpers in Wahlkreise, Fehler unserer kapitalistischen Wirtschaftsordnung sind. Solange der wirtschaftliche Kampf aller gegen alle tobt und die individuelle Konkurrenz um den höchsten Gewinn in Geltung ist, müssen wir an unserem einzig auf die einzelne Person gegründeten Wahlrecht wohl oder übel festhalten. Erst wenn mit der umfassenden Geltung des sozialistischen Prinzips neue wirtschaftliche Stände geschaffen sind, kann daran gedacht werden, unser heutiges individualistisches Wahlrecht durch ein neuständisches der großen Kommunal- und Berufskörperschaften zu ergänzen. Solange aber noch Kommunalvertretungen und Landtage aus Dreiklassenwahlen hervorgehen und somit von kapitalistischen Sonderinteressen beherrscht sind, solange neue wirtschaftliche Berufsstände nur im Keime vorhanden und die alten ideellen Berufsstände nicht fester gefügt sind, kann gar nicht daran gedacht werden, unser individualistisches Wahlrecht durch ein neuständisches zu ergänzen oder zu ersetzen.

Aufrechterhaltung des allgemeinen gleichen Reichstagswahlrechts muß also unsere Losung sein. Nur muß dafür gesorgt werden, daß dieses Wahlrecht, wie es uns verfassungsmäßig verbürgt ist, auch wirklich durchgeführt werde. Nicht in einer Ausdehnung des Wahlrechts auf Frauen und junge Männer vom 20. Jahre an, noch in einem proportionalen Vertretungssystem erblicken wir den Fortschritt, sondern in der Ergänzung der Abgeordnetenzahl. Statt 397 Abgeordnete haben wir 522 zu beanspruchen (1 Abgeordneter auf 100 000 Seelen). Das Minus an 125 Abgeordneten hätte nichts zu bedeuten, wenn es sich auf alle Bezirke und Landesteile gleichmäßig verteilte. Dem ist aber nicht so. Vielmehr haben die den verlangten 125 Abgeordneten entsprechende Bevölkerungszunahme von dreizehn Millionen Seelen fast ausschließlich die Großstädte und Industriebezirke aufzuweisen. Großstädte und Industriebezirke und die in ihnen angesammelten Massen von Arbeitern, Handwerkern und kleinen Beamten sind im heutigen Reichstage stark benachteiligt, so sehr benachteiligt, daß z. B. in den zwölf größten Städten Deutschlands, deren Bevölkerungszahl sich verdoppelt hat, das politische Recht eines jeden wahlberechtigten Bürgers auf die Hälfte eingeschrumpft ist, während die Stimmkraft des Individuums in den an Bevölkerungszahl nicht gewachsenen ländlichen Bezirken dieselbe geblieben ist wie vor fünfundzwanzig Jahren.

Mögen sich immerhin unter den neuzuwählenden 125 Abgeordneten eine gute Zahl Sozialdemokraten befinden. Wir haben keinen Grund sie zu fürchten. Im Gegenteil. Denn die weitere Heranziehung sozialdemokratischer Abgeordneter zur praktisch gesetzgeberischen Thätigkeit wird zweifellos die innere Umwandelung der Marxistischen Sozialdemokratie in eine radikale Reformpartei beschleunigen und einen neuen Aufschwung der sozialen Gesetzgebung herbeiführen. Nichts Unangenehmeres könnte die kapitalistischen Kartellparteien treffen. Daher das Geschrei von Umsturz und Revolution. Ein neuer Aufschwung der sozialen Gesetzgebung würde aber in erster Linie neue große Berufsstände organisieren helfen und so einem neuen ständischen Wahlrecht den Weg bereiten. Gerade um zu dem ständischen Wahlrecht der Zukunft durchdringen zu können, müssen wir also noch mit aller Energie an unserem allgemeinen gleichen Reichstagswahlrecht festhalten und es verfassungsmäßig durchführen.

Daß wir nicht zu den Angstmeiern gehören, deren überhitzte Phantasie Gespenster

sieht, wo keine sind, daß thatsächlich der Gedanke der Reichstagswahl„reform“ heute noch so innig im Schoße der konservativen und nationalliberalen Parteien gehegt und gepflegt wird wie vor einem Jahre, haben auch die jüngsten Parteitage wieder klar und deutlich gezeigt. Auf dem vor wenigen Wochen stattgehabten nationalliberalen Delegiertentage wurde die Zumutung, in einer Resolution für die Aufrechterhaltung des allgemeinen gleichen Stimmrechts einzutreten, von der überwiegenden Majorität entrüstet zurückgewiesen, mit der jesuitisch-scheinheiligen Begründung, daß sich für eine Partei wie die nationalliberale das Festhalten am allgemeinen gleichen Stimmrecht von selbst verstehe!! Vollends der in Berlin am 19. November hinter verschlossenen Thüren zusammengetretene **konservative Delegiertentag** bezeichnete die **Bekämpfung der Sozialdemokratie mit staatlichen Machtmitteln** aufs neue als die Hauptforderung der konservativen Partei. Da, wie schon oben bemerkt, an eine Auffrischung des Sozialistengesetzes unter heutigen Umständen nicht zu denken ist, kann unter der Bekämpfung der Sozialdemokratie mit staatlichen Machtmitteln nur eine Änderung des Reichstagswahlrechts im Stile des preußisch-sächsischen Dreiklassensystems verstanden sein. Darauf weist unter anderm auch eine Bemerkung der „Allgemeinen Konservativen Monatsschrift“ hin, die in einer ihrer letzten Nummern sehnsuchtsvoll seufzt: „Im Königreich Sachsen hat man begonnen, dieser Frage (der Wahlrechtsenteignung) vom konservativ-monarchischen Standpunkte aus näher zu treten. Wann aber wird man auch in Preußen endlich wieder zu einer Politik zurückkehren, zu der die staatsfeindlichen Umtriebe der Sozialdemokratie immer dringender auffordern?“ —

A propos der **konservative Delegiertentag**. Eine unvergeßliche Bedeutung muß ihm beigemessen werden. Denn mitten hinein in den widerwärtigen Kampf der Massen gegen den Geist trug diese Versammlung wie eine überirdische Offenbarung den modernsten und hehrsten aller Gedanken, den individualistischen Gedanken des Herrentums: Christliche Opferfreudigkeit und Selbstverleugnung erklärten die konservativen Delegierten als unmännliche Schwächlichkeit, als Niedrigkeit der Gesinnung, als die Wurzel alles Übels, und predigten an Stelle dessen das welterlösende Evangelium des Egoismus. Heil der konservativen Partei! In ihr haben wir endlich wieder, was wir so lange entbehrten, eine unmittelbar an den Hellenismus anknüpfende Partei, die nicht an der Schwindsuchtskrankheit der Liebe zum Nächsten leidet, sondern dem Willen zur Macht rücksichtslos huldigt. „Dem Pöbel die Peitsche!“ — wer wagt das in einer Zeit, wo die Herdeninstinkte die herrschenden sind, ohne viel Verklausulierungen so offen zu bekennen wie die Konservativen? Wer wagt so kampfesfreudig wie sie den Schlachtruf: Hinaus aus unserm öffentlichen Leben mit allen sozialreformatorischen Ideen, durch die die Aristokraten auf gleiche Stufe mit der Masse heruntergezogen werden, hinaus vor allem mit den Sozialdemokraten! Aber auch schon die Volksfreundlichkeit der Antisemiten und Christlich-Sozialen und das agrarische „Demagogentum“ ist den Großgrundbesitzern des Ostens in die Nase gefahren. Die Herren Junker verlangen wieder nach parfümierterer Atmosphäre, als auf Tivoli wehte, und richten ihre königs- und vaterlandstreuen Blicke sehnsuchtsvoll nach den Höhn, wo Fürsten stehn. Heilige Regierung hilf uns! Odi profanum volgus et arceo, favete linguis! Der Minnetempel, in dem die geborenen Herren des Geldes und Geistes aristokratisch-mammonistischen Mysterien huldigen, soll nicht besudelt werden mit dem Unflat der Herde.

Aber die Herde findet immer noch ihre Phantasten und Schwärmer, die gutgläubig von einer Veredelung der Massen, von einer Hebung des vierten Standes träumen und dem Kampfe ums Dasein durch die Operationszange der Sittlichkeit den

Stachel nehmen möchten. Solch reine Thoren, durch Mitleid wissend, sind da jüngst in Erfurt zusammengetreten und haben als Vorbereitung zu einer politischen Partei einen Verein gegründet, der dem Knaben Parsival nachzueifern bestimmt ist. Nationale Sozialisten nennen sich die reinen Thoren. Sie huldigen dem holden Wahne, die böse Wunde, die der Zauberer Kapitalismus unserem Volke geschlagen, durch den Wunderbalsam der Tugend heilen zu können. Sie glauben fest daran, den Kampf aller gegen alle zu einem annähernd allseitig wieder befriedigenden Zustand hinausführen zu können, anstatt daß er zur Ausbeutung der Massen und zur Geldherrschaft der Besitzenden ausarte. Als ob Darwin nie seine „Entstehung der Arten," als ob Nietzsche nie seine „Genealogie der Moral" geschrieben hätte! Als ob der christlichen Asketik nicht schon der Todesstoß versetzt und der jenseits von Gut und Böse stehenden Herrenmoral nicht schon zum Siege verholfen wäre! Offenbar nur die Unkenntnis der modernen Naturwissenschaft und Ethik kann zu dem kreuzzugritterlichen Unternehmen verleiten, auch heute noch (wie es vor 1900 Jahren der berühmte Menschheitsretter erstrebte) aus Mitleid wissend die Menschen erlösen zu wollen. An Darwin und Nietzsche kann die höhere Politik nicht mehr vorübergehen. Das wissen die Konservativen. Hoffentlich lehren sie noch die nationalen Sozialisten, daß der Gesunde und Starke nicht dazu bestimmt ist, sich den Schwachen und Kranken unterzuordnen, sondern die Masse auszubeuten und zu knechten. Das ist das Herrenrecht des Starken. Dem Pöbel die Peitsche.



Kritik.

Romane und Novellen.

„Bande des Bluts" von Georg Bormann. (Berlin, Verlag Gebr. Paetel.)

„Nur ein Modell", zwei Novellen von O. Gayer. (Berlin, S. Fischers Verlag.)

„Aus den Memoiren eines Laubfroschs" von Olaf Hellgreen. (Schweizer Verlags-Anstalt, Leipzig.)

„Der Kampf des Geistes" und „Ideal und Dämon", zwei Romane in einem Bande von Otto Weddigen. (Leipzig, Verlag von F. A. Berger.)

„Späte Heirat", eine Familiengeschichte von A. Kistner. (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag.)

Ich habe manchmal Momente, wo ich dem dicken Volumen der Bücher den Vorzug gebe: wenn ich auf der Bahn fahre und jeden Augenblick Gefahr laufe, durch irgend ein — sagen wir — Gesicht in der Lektüre unterbrochen zu werden, oder wenn ich krank zu Bett liege, oder wenn mir andere Arbeiten schon genug zu denken geben, so daß ich mir in diesen lieben Dicken nur Erholung suche. Oder auch heute an diesem so programmwidrig verregneten Sonntage. Während die Freunde draußen irgendwo mit den hochgeschürzten Liebchen unter Bäumen oder glitschenassen Felsenwänden einregnen, da sitze ich behaglich in meiner Sophaecke, drehe mir Cigaretten, bis es drinnen ebenso duster und wolkig ist, wie draußen, wo die Wassertropfen unablässig auf die Steine platschen. Nichts Besseres wüßte ich mir an solch verregneten Sonn- und Feiertagen, als solch einen lieben, dicken, dicken Roman. Es braucht ja gar nicht viel drinnen zu stehen. Eigentlich ist dieser Wunsch bei besagten Dicken von vornherein meist ein frommer. Das wenige aber, was er behandelt, wird oft mit solch wohlthuendem Bemühen erzählt, daß man nicht

daran denkt, es könnte wohl auch anders sein, oder auch, wie es wohl sein könnte, wenn es anders wäre. Voll und ganz giebt man sich den Intentionen des Autors hin. Wird's uns zu viel, dann schlägt man mal so einige Dutzend Seiten um, thut dann den bewußten verstohlenen Blick nach dem Schluß und blätterl so gemächlich durch, bis es zu dunkel wird, und wenn die Lampe kommt, dann greift man nach dem nächsten Band — um den ersten zu vergessen.

Ein solcher echter Roman nach dem alten Schnitt und Geschmack ist, obwohl gerade diese Bezeichnung weggelassen ist, Georg Bormanns „Bande des Blutes“. Mit Recht freilich ist dieser Kunsttitel weggeblieben, denn was wir darin überschauen, ist mehr ein Stück Leben, welches fast nach allen Seiten hin offen bleibt. Derselbe Mangel an Zusammenschluß ist leider auch im Innern des ganzen Kunstwerks allzusehr fühlbar. Vieles könnte da ganz wegbleiben, manches würde auch schon in kurzen Worten der Phantasie des Lesers genügend angedeutet sein, worauf der Autor ganze Seiten verschwendet, um uns von einem Kaufmann Hallstein senior zu erzählen, wie dieser bei entschieden kaufmännischer Begabung durch rastlose Arbeit und glückliche Kombinationen sein Glück macht. Er lebt und läßt auch andere, wie sein Faktotum Morbeck, leben, freilich nicht so gut, wie sich. Das drückt ihn als Schuld, und dies Schuldgefühl verwandelt sich in Haß, als Hallstein junior das väterliche Haus verläßt, um sich mit Morbecks Tochter zu verbinden. So wird Hallstein junior aus dem Sohn eines Parvenus zu einem Gentleman. Auch der alte Hallstein kann so vielem Edelmut auf die Dauer nicht widerstehen, und so wechselt für die Liebhaber derartiger Romane eine Scene voll Edelmut und Tugend immer mit der anderen ab.

Wer O. Gayers „Esther“ oder seinerzeit meine Besprechung dieser Novellensammlung gelesen und nun zu den jüngst erschienenen 304 Seiten umfassenden zwei Novellen „Nur ein Modell“ und „Der Landarzt“ von derselben Verfasserin greift, wird eine gewaltige Enttäuschung erleben. Die Dame hat mir mit der ersten Novelle „Esther“ des ersteren Bandes als Charakterschilderin durch ihr scharfes Blick- und Darstellungsvermögen gewaltigen Respekt eingeflößt, und ich habe mit meinem Lobe nicht zurückgehalten. Ich habe damals ausgesprochen, daß sich von der Verfasserin der „Esther“ viel erwarten ließe, da ich nicht ahnen konnte, daß Ottilie Gayer, eine geborene Russin, schon vorher, in zu frühem Alter bereits gestorben war. Die Verlagsbuchhandlung S. Fischer hat es — wie ich inzwischen erfahren — unternommen, in sechs ähnlich starken Bänden die hinterlassenen Novellen der Schriftstellerin dem Publikum zu vermitteln. Der nun vorliegende zweite Band hat meine Hoffnung und Erwartung nicht bestätigt, vielmehr arg enttäuscht. Der Roman „Nur ein Modell“ erhebt sich in nichts über die Legion von Atelierromanen, die unsere Litteratur, Gott sei's gedankt und geklagt, schon besitzt. In der zweiten Novelle erlebt es ein „Landarzt“, während eines mehrstündigen Aufenthalts auf der Durchreise in einem dürftigen russischen Nest von zwei Leuten als Beichtvater in Anspruch genommen zu werden, und wir bekommen zugleich mit ihm ihre Lebensgeschichte zu hören. Die Rahmen-Erzählung vermag uns das Romanhafte im Roman nur wenig angenehmer und das ganze durchaus nicht recht wahrscheinlich zu machen.

Noch unglücklicher finde ich allerdings die Rahmen-Idee des Herrn Olaf Hellgreen in seinen „Memoiren eines Laubfrosches“, der uns allerlei Nettes über menschliche Dinge, Ansichten, Thorheiten und Einrichtungen sagen will, und, um recht außerhalb menschlichen Wesens zu sein, — gleichsam als Stimme von oben — sich als „Laubfrosch“ denkt, der im grün umsponnenen Glase auf dem

Fensterbrett unter Menschen lebt und auf französische und deutsche Art „raisonniert“ über das alles, was er da um sich her sich abspielen sieht. Der Gedanke ist ja an sich gewiß ganz niedlich, allbekannt freilich, welches Kind hätte nicht einmal an einem Schulaufsatz gesessen über das Thema „Was ein Thaler erzählen kann“. Auch „die Frösche“ haben ja seit uralten Zeiten für besonders humorbegabt gegolten. Für einen kurzen humoristisch-satirischen Vortrag wäre diese Betrachtung menschlichen Lebens durchs Froschauge von der Froschperspektive aus gewiß reizvoll gewesen, aber 320 Seiten lang sich in einen Frosch hineinzudenken, das halte ein anderer aus. Recht sehr schade, daß viele wirklich nette und anziehende Beobachtungen des Autors durch diese umständliche Manier einem größeren Leserkreis vorenthalten bleiben werden.

Die beiden letzten Bücher kann ich nur voll hohen Lobes nennen. Der Roman „Der Kampf des Geistes“ von O. Weddigen hat mir den Wunsch erregt, bald mehr von diesem Autor, dessen Charakterkopf in vortrefflicher Reproduktion hinzugefügt ist, zu lesen, namentlich Kulturgeschichtliches, selbst wenn mein Interesse durch den zweiten Roman „Ideal und Dämon“ schon etwas enttäuscht sein sollte. Denn in diesem letzteren überwiegen allzu romantische und abenteuerliche Momente. Um so ruhiger und klarer ist dagegen der erstere Roman geschrieben: Eine prächtige Entwickelung des Lebensganges eines Mannes, der als hochbegabter Jüngling mit vollen Segeln ins Leben hinausgefahren, und dann in der bequemen Fahrbahn des Staatsbeamten, als Lehrer elendiglich verkümmert, auf gerettetem Boote. Weiß nicht, ob mich das als Philologen so besonders angezogen, jedenfalls aber war mir's aus dem Herzen geschrieben und so wünschte ich nur, daß recht viele diese seine geistreiche und scharf durchdachte Studie deutschen Lebens läsen. Otto Weddigens Eigenheit, möglichst viele Gedichte einzustreuen, hat mich weniger angesprochen. Einen ebenbürtigen, gewachsenen Gegner mit gleichen Waffen im edlen Wettkampf hat nun Weddigen in Anna Kistner gefunden. O, daß wir doch nur mehr, recht viele solche Studien zur modernen Gesellschaft bekämen wie diese „Späte Heirat“, solche Charakterköpfe, die nicht Träger berühmter Namen sind; die Kulturhistoriker von heute und später werden es zu danken wissen. Hier ist es die fünfundvierzig Jahre alte Auguste Lenner, welche die „späte Heirat“ mit einem Major a. D. eingeht, der sie — so edel er sonst auch denkt und lebt — nur des Geldes wegen heiratet, ja um ihre Rente bringt, freilich auch nur aus edlen Motiven — für seine Kinder. Wie vollendet diese Jungfer Auguste gezeichnet ist in ihrer Koketterie, mit dem für alle ihr nahe Stehenden gütigen Herzen, das einen nicht begreifen läßt, wie sie nicht schon lange einer hat haben wollen; wie sie glücklich ist, als der Major dann um sie anhält, wie sie liebt, dann entbehrt, alle beglückt — von alle dem will ich nichts verraten, — die Geschichte wird allen gefallen.

Johannes Kleinpaul.

Reinhold Ortmann: „Um eine Fürstenkrone.“ Roman in zwei Bänden. (Mannheim, Verlag von J. Bensheimer.)

Dieser Romanfabrikant für Tageszeitungen von mittelmäßigem, resp. oft allermittelmäßigstem Werte hat mit der eigentlichen Litteratur noch nie etwas zu thun gehabt. Er will das vermutlich auch wohl kaum; na, und sollte der Mann am Ende doch noch seinen geheimen Ehrgeiz haben, so mag er sich beruhigen: die Liebe kritikloser Durchschnittsleser fehlt ihm wirklich nicht. Ganz zweifellos wird seine „Dichtung“ von dieser unheimlich großen Zahl als unendlich rührend, interessant und vor allem „spannend“ anerkannt. Er verfügt ja auch über so ausnehmend schöne Titel wie „Um eine Fürstenkrone“ und — Kürschner her! — „Über dem Abgrund“, „Auf der Schattenseite“, „Funken unter der Asche“

u. s. w. Da muß man ja schon lesen, was unter dem Strich steht. Natürlich merkt man einem Reinhold Ortmannschen Opus den „Lokalanzeiger für Dingsda und Umgegend" auch dann an, wenn es in Buchform erscheint. Das Geschäft muß eben doppelt gemacht werden. Wenn nur etwas Gescheiteres dabei herauskäme — für den litterarischen Leser nämlich!

— ol. —

Marie Stahl: „Frauenehre." Roman. (Otto Janke, 1896.)

Es wäre schlecht um die dichtenden Frauen bestellt, wenn ihre künstlerischen Qualitäten durchweg so minderwertig wären, wie diejenigen, die dieser Roman der Marie Stahl in sich birgt. Guter Wille mag ja da sein, leider reicht der jedoch nicht aus, um ein Kunstwerk zustande zu bringen. Im Gegenteil: das überall zu tage tretende „Wollen" der Marie Stahl wirkt so aufdringlich und ärgerlich, daß man die Unfähigkeit erst recht merkt und sein Urteil um so schärfer zu fassen gezwungen ist.

— ol. —

Franz Hirschfeld: „Dur und Moll." Novellen. (Forst, Verlag von Richard Schaeffer.)

Eines jener heutzutage nicht allzu seltenen Bücher, in denen absoluter Dilettantismus mit künstlerischen Allüren vorgebracht wird. In diesem Falle kann man das beinahe der Ausstattung des Buches allein ablesen. Man nehme zu der bombastischen Umschlagdecke und zu dem beigefügten, durchaus notwendigen Porträt des jugendlichen Autors den so klug gewählten Titel, der direkt auf Empfindungen hindeuten soll, die eventuell geweckt werden könnten, und der außerdem noch „modern" zu klingen scheint! Das schaut alles zusammen so aus, als habe der Herr Dichter sagen wollen: „ja seht, Leutchen: ich gehöre mit dazu! ganz sicher: ich gehöre mit dazu! Ihr dürft mir's schon glauben, wenn ich es Euch selbst versichere. Mit einem kühnen Sprung habe ich mich mitten in den Kreis zeitgenössischer Autoren gestellt. Ich! der Franz Hirschfeld! Den Namen müßt Ihr Euch merken, damit Ihr mich nicht mit dem anderen, dem Georg Hirschfeld, verwechselt!" So eitel muten diese kurzen Geschichten an, die durch ihren unbeholfenen Stil, durch Aufbau und Inhalt von vornherein jenseits von aller Kunst gestellt sind. Und da helfen denn Titel, Umschlag und Porträt herzlich wenig! Ja — daß ein Buch auch Text haben muß! — ol. —

Lyrik und Epos.

Junge Liebe von Heinrich Dieter. — 3. Aufl. (Salzburg, H. Dieter, k. und k. Hofbuchhändler, 1896), brosch. 80 Pf., geb. 1 Mk. — Liebenswürdig und gemütvoll erzählte Reminiscenzen aus der Liebeszeit einer glücklichen Braut. Besonders angenehm hat es mich berührt, daß der bei solchen Publikationen übliche Ton (à la Frauen-Liebe und -Leben), die süßliche Pomeranzenweis' des Chamisso vermieden ist. Die Verse sind zierlich gebaut, die Gedanken und Bilder frisch, die Ausstattung sehr nett. Himmelstürmendes findet sich nichts; die sich hier präsentierende Liebe ist mild, lieblich, vergißmeinnichtblau. Obzwar ich „einer von der milden Art" bin — so hat mich wenigstens ein Kritiker genannt —, habe ich das Büchlein doch mit Vergnügen gelesen und empfehle es allen Liebenden erwähnter Couleur. Nur eins: warum hat der Autor just das königliche Versmaß des achtfüßigen Trochäus gewählt, der vierfüßige Trochäus läßt meiner Ansicht nach die Stimmung besser zum Ausdruck gelangen. Vielleicht entschließt er sich bei der 4. Auflage dazu, die ich ihm wünsche. Und dann: trotz der hübschen Ausstattung ist der Preis nicht etwas zu hoch? — Ich wiederhole zum xtenmal: unser Publikum kauft Bücher deshalb nicht, weil sie zu teuer sind!

Staus v. d. March.

Larenopfer. Gedicht von René Maria Rilke. (Prag, H. Dominikus, 1896.) — Ein ansprechendes, formgewandtes Talent, dessen Stärke in der deskriptiven

Lyrik zu suchen ist. Rilke liebt, im Gegensatze zu seinem offenbaren Meister M. R. v. Stern das Halbdunkel und bemüht sich, derlei Scenen so plastisch als möglich auszumalen, was ihm im allgemeinen auch gelingt. Not thäte etwas mehr Feile und Selbstkritik; manch' ein Stück hätte ganz ohne Schaden wegbleiben können. Absolut zu rügen wären die zahlreichen gesucht-genialen Wendungen und jongleurhaften Reimworte, wie z. B.: Gewinnthat — Spinnrad, Strauß wär, Hans her, oder gar „Knab' that — Sabbath, Müh'n dann — Grünspan", „casus rei — roi soleil". Noch unangenehmer wirkt das Hereinzerren tschechischer Worte, ja ganzer Sätze; endlich das schnoddrige Enjambement eines einzelnen Wortes! — In Summa: ein junges, kräftiges Talent, das hoffentlich ausreifen wird.

Wegwarten. Lieder, dem Volke geschenkt vom gleichen Autor. — Selbstverlag. — Mutatis mutandis dasselbe. Von den oben erwähnten Fehlern hält sich das Heftchen wenigstens frei, ausgenommen ein paar prosaische Wendungen. In einem 2. Heftchen der „Wegwarten" bringt der Autor ein kleines Drama: Jetzt und in der Stunde unseres Absterbens.. Es zeugt von scharfer Beobachtung des wirklichen Lebens. Der Stoff ist nicht sonderlich neu, dafür aber entschädigt die feine, stimmungsvolle Ausführung. Das Stück ist in Prag, Leipzig, ja sogar in Paris zur Aufführung angenommen worden (laut briefl. Mitteilung). Möge es dem Autor recht viele Erfolge bringen! — Die beiden letztgenannten Heftchen können gratis erworben werden.

Stauf v. d. March.

Gedichte von Eugen Reichel. 3. Auflage. (Leipzig. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.) Der rühmlichst bekannte Ästhetiker und Shakespeare-Forscher E. Reichel hat uns einen Band Gedichte beschert, der ernste Beachtung verdient. Nach rauschenden Symphonien, Orgien der Sinne in intensiven Stimmungen, von Seelenoffenbarungen des Genies betäubt, sehnen wir uns bisweilen, ein Kinderlied zu hören, eine klare klassische Strophe voll schlichtem männlichkeuschem Empfinden zu lesen. Wir baden unseren Geist ordentlich, wenn wir so eine stille kühle Gedankenflut entdeckt haben. Viele Gedichte Reichels hat der Geist Goethes gesegnet. Seine Naturstimmungen erinnern an gewisse volkstümlich gewordene Weisen Rückerts. (Vgl. z. B. „Der versiegte Brunnen", S. 36.) Aus anderen Gedichten weht uns ein erfrischender Hauch männlich starker und stolzer Resignation entgegen. (Vgl. die wundervoll subjektiven Gedichte: „Ein Menschenleben", „Begräbnis", „Wohl war es eine schöne Zeit".) Wer sich erbauen will, lese diese Gedichte.

Hans Benzmann.

Chr. Rud. Jenny: Fünf Dekorierte. Epos in 7 Gesängen. Auch eine Erinnerung an den deutsch-französischen Krieg. Mit 7 Bildern von Karl Krettner. 2. Auflage. (Leipzig und Zürich. Verlag von Th. Schröter, 1896.) — Eine ganz köstliche Satire auf die unhaltbaren sozialen Zustände unsrer Tage! Fünf Kriegskameraden von 1870/71 her tauschten nach 25 Jahren alte Erinnerungen und neueste Erlebnisse aus. Vier der „Dekorierten" sind steifnackige, phrasendreschende, heuchlerische Ordnungsmänner, „Stützen der Gesellschaft" geworden. Major Lück-Plünter preist als seine größte Heldenthat ein Rencontre mit einem Schmierfinken der Presse, der Soldatenmißhandlungen und Bestechungen auf dem Kasernenhofe enthüllt hat. Der Preßschlingel büßt seine freimütige Kritik mit einer gehörigen Tracht Prügel, appliziert mit der flachen Klinge. Ehren Lück-Plünter erhält eine Dekoration. Im 3. und 4. Gesange tauchen andere Ideageistalten auf der Bildfläche auf: Herr Brauseköller als Fels der Juristen und Herr Hammerstöcker als Kämpfer für Ordnung, Moral und gute Sitte. Wer erkennt diese Typen des Hurrahpatriotismus, des elendesten Egoismus der geistigen

Korruption nicht wieder? Da finden der Gummischlauchprozeß, ferner der berüchtigte Ausspruch, daß es keine öffentliche Meinung gäbe, eine gebührende Beleuchtung. Als Vertreter der moralgeschwängerten Bourgeoisie, des reaktionären Liberalismus tritt Plinius der Bloße auf. Er anerkennt wohl die Übel der Zeit, die stereotype Arbeitslosigkeit ganzer Bevölkerungsschichten, die systematische Aussaugung des Proletariats, aber die „Kontinuität der ruhigen historischen Entwicklung" wird schon Besserung schaffen. Aufregung stört die Verdauung. Der fünfte der Dekorierten ist seinen eigenen Weg gegangen. Er ist ein moderner Nazarener geworden, ein Kämpfer für Beseitigung des Eigentums, für die Gleichberechtigung eines Jeden an allen Lebensgütern, für freie Entwickelung des Geistes, der Persönlichkeit. Diese fünf Charakterköpfe sind meisterhaft gezeichnet. Treffend sind auch die Betrachtungen über den Männer mordenden Krieg. Auch enthält das Buch Stimmungsbilder aus dem Kriege, aus dem sozialen Leben, wie sie nur ein feinfühlender Poet zeichnen kann. Und hinter all dem beißenden Spott, dem geistvollen Sarkasmus, das freundliche Lächeln des Menschenfreundes, des nicht verzagenden Optimisten! Sehr geeignet ist diese vortreffliche Satire zu Vorträgen und Agitationszwecken.

Hans Benzmann.

Ausgewählte Gedichte von Richard Zoozmann. (Leipzig, P. Friesenhahn.)

Aus seinen drei Liederbüchern hat Zoozmann das, was er für das Beste und Bezeichnendste seines Schaffens hielt, ausgewählt und in dieser Sammlung vereinigt. Es wäre immer gut, aber es ist selten wahrscheinlich, daß ein Dichter so viel Selbstkritik besitzt, um das, was dem litterarischen Urteil und dem Empfinden der Allgemeinheit von seinen Schöpfungen für wertvoll gilt, selbst mit richtigem Blicke auswählen zu können; und jede solche Auswahl wendet sich doch an die Allgemeinheit. Am wenigsten ist dieser scharfe Blick bei lyrischen Gedichten zu erwarten, bei denen der eigene Dichter um der Subjektivität willen, die in jedem guten Gedichte stecken soll, auch wieder eine besondere Subjektivität des Geschmackes und Urteils darüber entwickeln muß, und die Papierkörbe der Redaktionen wissen denn auch von der mangelnden Selbstkritik gerade lyrischer Dichter zu erzählen. Darum gehe ich an alle derartigen Auswahlen mit einem besonderen Mißtrauen heran, das sich mir in der Regel und auch diesmal wieder als berechtigt erwiesen hat. Ziemlich ein Viertel dessen, was Zoozmann zusammengestellt hat, ist unnötiger Ballast und hätte wegbleiben können, zum Vorteile des Lesers und des Dichters. — Es ist bezeichnend, daß auf den Gedanken einer eigenen Auslese überhaupt nur vorwiegend solche Dichter kommen, die mit einer sehr starken Produktion eine mehr auf die glatte Form als auf Gedankentiefe gehende dichterische Neigung verbinden; so erst kürzlich Retwisch, der dabei freilich ebensowenig den kritischen Anforderungen zu genügen vermochte. In dem schroffen Urteil Busses, der Zoozmann in seiner Anthologie einen lyrischen Jongleur nennt, liegt bei aller Härte ein gut Teil Wahrheit. Der Wohlklang seiner weichen Sprache hat etwas berauschend-wollüstiges, und für's erste einen ungemein sinnlichen Zauber, aber wenn man sich einmal nicht berauschen lassen will und genauer auf die einzelnen Töne hört, so wird man recht häufig etwas Gekünsteltes und Studiertes, einen Mangel naiven Gefühls spüren. Der Dichter schöpft nicht aus sich selbst, aus einem eigenen glühenden Herzen, er muß sich die Stimmung fast immer erst von einem Gegenstande der Umwelt, mit Vorliebe einer ziemlich entlegenen, uns fremden Welt borgen. Führt er uns dann in die schwülen Nächte des Mittelmeers, so vermag er durch den sinnlichen Reiz seiner Verse den fehlenden Gehalt zu decken, aber wenn er sich an den spröden Sagas der nordischen Ver-

gangenheit versucht, so wird gerade durch seine breitausgesponnene Schilderung die Dürftigkeit der Gedanken erst recht offenbar. Auch in seinen besten Liedern, denen im „Volkstone", kommt er über die Nachempfindung kaum hinaus und erreicht noch nicht unsere volkstümlichen Dichter, geschweige das Volkslied in der Schärfe des Ausdrucks. Die Lieder des zweiten Teils sind am schwächsten; freilich will mir scheinen, als ob er hier bei seiner Auswahl manches Gute übersehen hätte. Einen bedeutenden Aufschwung nimmt er wieder im dritten Teile, wo er die stärkste Subjektivität zeigt und wo auch das schöne und bekannte „es hat gewittert und gewettert" steht, leider mit einer gewaltsamen unkünstlerischen Neuerung. Die Verse, die früher in realistisch packender Schilderung lauteten:

Dein Haargeflecht zerzaust, zerrissen,
Im Durcheinander deiner Kissen,
So liegst du matt und still gemacht,
Ein Blumenkelch, vom Sturm entblättert —

haben der formell glatteren, aber malerisch unwirksamen Übersetzung in eine matte Handlung weichen müssen:

Von deines Haares Finsternissen
Umrahmt, weiß aus den weißen Kissen
Dein Antlitz mir entgegenlacht,
Ein Blumenkelch, doch nicht entblättert. —

Und warum inhaltlich zum Schluß gerade das Gegenteil? — Seine Reimkünsteleien hat der Dichter in der Hauptsache von dieser Sammlung ausgeschlossen; auch das Sonett, in dem er sich gegen derartige Spielereien verwahrt und sie dabei gleichzeitig auf die Spitze treibt, konnte noch fortfallen. K. Cr.

Deutsche Lyrik. Sammelbuch zeitgenössischer Dichtung, herausgegeben von Hugo Bonté. — (Wien, Friedr. Schalk.) — Der Zweck, die zeitgenössischen Dichter, vornehmlich Österreichs in guter Auswahl vorzuführen, ist — alles in allem genommen — kläglich gescheitert. Von den 260 Gedichten dürfte kaum ein Viertel die Censur bestehen, und zwar die nachsichtige Censur! Tadellose Beiträge finden sich vor vom Herausgeber, weiteres von Hugo Greinz, Hans Kordon und O. Stauf v. d. March. Von Baumbach sind etzliche längst bekannte Sachen da. Vorherrschend schlägt das Buch nationale Töne an, Kordon und Stauf v. d. March sind die Einzigen, die sich als soziale Dichter zeigen. Letzterer bietet auch zwei Romanzen, wahre Kabinettsstücke episch-lyrischer Dichtung. Betäubend ist es, daß der Herausgeber Gedichte aufgenommen hat, worin Verse wie folgt vorkommen: „Wo Herz zu Herz sich fand." Der Mann, der so nichtsnutzig dichtert, heißt Hentschel. M.

Österreichisches Dichterbuch. Herausgegeben von Herm. Cl. Kosel. — (Wien, Wolfgang Schaumburg.) 130 S. — Eine gut ausgewählte Anthologie, die in dankenswerter Weise besonders die jungen Dichter Österreichs dem Publikum vorführt und einen hübschen Aus- und Überblick auf die zeitgenössische Produktion der Ostmark bietet. Von den hier vertretenen Männern nenne ich nur — aus Rücksicht für den Raum, denn es sind im ganzen an die 90 — die der Leserwelt Bekannten; Margarethe Halm, K. M. Heidt, F. Herold, F. Keim, H. C. Kosel, K. Landsteiner, F. J. Liszt, C. Morgan, A. A. Naaff, A. Ohorn, A. Pichler, A. H. Povinelli, H. Rollett, P. K. Rosegger, F. v. Saar, Graf E. v. Stadion, O. Stauf v. d. March, O. Tender, Graf A. v. Wickenburg, dann die Dialektdichter H. Eichinger und H. Traungruber. Daß diese Anthologie vielfachen Anklang gefunden hat, beweist die Herausgabe eines weiteren Bandes:

Österreichisches Dichterbuch. II. Band. Herausgegeben von H. C. Kosel. (Wien-Leipzig, A. Schulze, 1896.) 122 S. —, wo neben den Genannten starke künstlerische Individualitäten, wie F. Adler, Eugenie delle Grazie, H. Hango, J. Schmid-Braunfels, und die Dialektdichter J. G. Trimbuger, M. Urban, J. Vatter mit charak-

teristischen Beiträgen vertreten sind. Die diesem Bande beigegebene Autoren-Tafel orientiert über Personalien und litterarische Thätigkeit der Mitarbeiter. — Die Ausstattung beider Bücher läßt nichts zu wünschen übrig. Das Publikum sei hiermit auf das österreichische Dichterbuch, von dem soeben ein weiterer Band (Novellen) angekündigt wird, freundlichst aufmerksam gemacht — bürgen doch schon die genannten Namen hierfür, daß es kein Dutzendwerk ist. St.

Dramen.

Friedrich Calebow: Ein Dogma. Fünfaktiges Trauerspiel. Mit einem Vorwort von Felix Dahn.

Herr Felix Dahn hat dieses Trauerspiel mit einem fulminanten Vorwort versehen. Ganz können wir uns aber dem Urteil dieses illustren Autors nicht anschließen. Herr Dahn giebt die zahlreichen Fehler der Dichtung zu, spricht aber von einer „mehr als gewöhnlichen Begabung“ des Verfassers. Das ist etwas gewagt. Wir anerkennen wohl eine gewisse Formvollendung, doch lassen die schwülstigen Verse keineswegs auf einen Dichter schließen. Das Drama spielt zur Zeit Gregors des Großen und schildert den seelischen Konflikt, den Kampf zwischen Liebe und Pflicht eines zum Coelibat verurteilten Priesters. Man erwartet eine leidenschaftlich bewegte Sprache, eine dramatische Steigerung der Handlung, dafür bietet uns der Verfasser aber nur ein Wassersüppchen mit einigen Dekorationsphrasen. Es folgt oft in ganz unmotivierter Weise auf einen heftigen Gefühlserguß eine gänzlich überflüssige Scene oder ein langatmiger Monolog voll der nüchternsten, langweiligsten Reflexionen. Auch sind die Dialoge meist ungeschickt aneinander gereiht. Psychologische Entwicklung vermißt man gänzlich. Die handelnden Personen sind sehr unwahrscheinlich geschildert. Im ganzen entdecken wir wenig dramatische Begabung, vielleicht könnte der Verfasser auf epischem Gebiet mit besserem Erfolg operieren. Darauf deuten wenigstens einige schlichte Schilderungen in seinem Drama hin.

Kosas Werke VI. Der Minnesänger. Trauerspiel in 5 Akten von A. Kosa. (München, Verlag von Ph. L. Hung.)

Ein Trauerspiel so recht geeignet für ein Puppentheater! Könige mit Flittergoldkronen, Ritter, Fräulein und Minnesänger mit ewig schmachtenden Äuglein, die hölzernen Wänglein bunt bemalt — lamentieren, hofieren, witzeln und singen auf der Bühne und erhitzen sich, daß man einen ordentlichen Farbengeschmack in den Mund bekommt. Manchmal spukt der Teufel durch die Historie. Ich lasse mir eine naive romantische Kunst ohne Psychologie und Symbolik gefallen. Im Anblicke lichter heiterer Phantasien könnte sich der zerriebene Menschengeist erholen und erfrischen. Ich denke an gewisse Lustspiele Shakespeares. Ein wirkliches Ergötzen kann uns aber auch hier nur ein Genie bescheren. Hans Benzmann.

Frauenfrage.

Frauenrechte—Frauenpflichten. Von Isa von der Lütt. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1896.) 8°. 80 Seiten. 60 Pf.

Gedanken und Erfahrungen über Frauenbildung und Frauenberuf von Dr. med. Anna Kuhnow. (Leipzig, bei Hermann Haacke, 1896.) 8°. 32 Seiten. 60 Pf.

Isa von der Lütt, die Verfasserin von „Die elegante Hausfrau“ und „Das feine Dienstmädchen wie es sein soll“ fühlt sich berufen, das ernste Gebiet der Frauenfrage zu betreten. — Es ist außerordentlich schmerzlich für einen Freund der Emanzipationsbewegung zu bemerken, daß in keinem Gebiet der Litteratur so viele Dilettanten ihre harmlosen Alltagsgedanken dem Publikum bieten, wie auf dem der Frauenfrage. Wir würden Frau

Isa von der Sütt raten, für den Fall, daß sie vorhat, ein neues Buch zu schreiben, zu den Stoffen zurückzukehren, die sie kennt, und mit deren Behandlung sie Erfolg (3. bezw. 4. Aufl.) gehabt hat. Weise Beschränkung, die sie hat vermissen lassen, übt dagegen Dr. med. Anna Kuhnow. Sie greift in ihrer Broschüre das Gebiet der Frauenfrage heraus, auf dem sie vermöge ihrer Stellung als app. Ärztin Erfahrungen sammeln konnte: die Frage nach der allgemeinen und der beruflichen Bildung der Frau. Im Grunde genommen ist das der Ausgangs- und Kernpunkt der ganzen Frauenfrage.

Mann und Frau — wird von Anna Kuhnow ausgeführt — sollen für einander erzogen werden; so will es jeder. Am natürlichsten wäre es nun doch, wenn sie mit einander erzogen würden. Jetzt treffen in der Ehe geistige und sittliche Fremdlinge zusammen, die sich nur in dem einen instinktiven Punkte der sinnlichen Liebe verstehen und selbst darin nicht immer. Die Folge davon ist eine Disharmonie in der Ehe, welche für beide Teile eine gefährliche Tragweite hat. Das trifft namentlich für die gebildeten Kreise zu, während wir in den Kreisen, wo die Erziehung von Mann und Frau sich in denselben engen Grenzen der Volksschule bewegte und oft in den gemeinsamen Klassenzimmern erfolgte, ein gutes Zusammenleben finden, wie es sich nur auf der Gleichheit oder Ähnlichkeit der Lebensanschauung begründen kann. In diesem Umstande vielleicht liegt die Überlegenheit der Sozialdemokratie über andere politische Parteien, welche auf dem morbiden Boden ungesunder Familienverhältnisse stehen. Darum gemeinsame Schulen, höhere und niedere, und gemeinsames Studium für Mann und Weib.

Diese Forderung wird noch immer von vielen Standpunkten aus bekämpft, und Anna Kuhnow bringt die alten, aber auch aus ihrem Erfahrungskreise neue stichhaltige Gründe zur Widerlegung hervor. Besonders interessant sind ihre Ausführungen über Berufsbildung der Frau und im speziellen über Eignung der Frau zum ärztlichen Berufe.

Wir können ihre Schrift nur bestens empfehlen. A. E. G.

Die Prostitution des Mannes. Auch eine Bergpredigt — auch eine Frauenlektion von Johanna Elberskirchen (Zürich, Verlags-Mag.). — „Und Du wirst ein Ärgernis, ein Ärgernis sein allen Frommen und Gottlosen" — das Motto dieser geharnischten und — ich bemerke gleich im Vorhinein: maßlosen Broschüre wird buchstäblich in Erfüllung gehen. Die „Frommen" werden sich entrüsten, weil eine Frau über verschiedene Dinge schreibt, die mehr, minder als Monopole der Männer angesehen werden, und die „Gottlosen", weil die tapfere Verfasserin Wahrheit sagt. Obzwar ich im allgemeinen mit Frl. Elberskirchen einverstanden bin, und das Meiste unbedenklich unterschreibe, demnach auch wünsche, daß das energische Schriftchen recht viel Verbreitung fände — (die Männerwelt kann sich darin spiegeln), kann ich mich damit nicht ganz befreunden. Und daran trägt die wilde Leidenschaftlichkeit der werten Kollegin schuld. Das verdirbt fast alles, selbst wenn der bekannte Satz: „Erregtheit deutet auf Unrecht" ein halber Unsinn ist. Man höre doch nur (S. 6): „Zeit, Zeit ist es, zu reden, nein, nein, zu schreien, schreien, auf daß man höre, auf daß Euch, Euch, den Starken, den Superioren, den Moralischen die Ohren gellen .. wenigstens, wenigstens das, das .. das ist der Zweck dieser Schrift, das, das und nichts sonst .. und in diesem Tone geht's fort! — Ruhig Blut, verehrtes Fräulein, dann sitzen die Hiebe, und die Stiche geben Blut. Wer im Eifer um sich haut, trifft gewöhnlich niemand. Doch sonst: Hut ab, tapfere Freundin!

Stf. v. d. March.

Litteraturgeschichte.

Karl Immermann. Eine Gedächtnisschrift zum 100. Geburtstage des Dichters. Mit Beiträgen von R. Fellner, J. Geffcken, O. H. Geffcken, R. M. Meyer und Fr. Schultheß. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.) 1896.

Dieses Buch ist zweifelsohne eine gediegene wissenschaftliche Schrift von dauerndem Werte und trägt hoffentlich dazu bei, die Gestalt des halbvergessenen, in seiner künstlerischen Entwicklung mit einem tragischen Geschick ringenden Dichters wieder lebhafter in Erinnerung zu bringen, sowie die Blicke der Litterarhistoriker auf die bis jetzt so arg vernachlässigte Periode von 1820—1840 zu lenken; zumal die Litteratur des „jungen Deutschlands" harrt ja immer noch einer eingehenden, unbefangenen Kritik. Die Verfasser haben mit Bewußtsein die Bezeichnung „Jubel- oder Festschrift" vermieden; sie wollten nicht im mindesten den Verdacht auf sich ziehen, als widmeten sie dem Toten nur einen Panegyrikus im gewöhnlichen Stile. Sie beabsichtigen vielmehr eine gründliche, durchaus gerechte litterarhistorische Würdigung Immermanns; sie entfalten seine Eigenschaften nach allen Richtungen und suchen ein klares, übersichtliches Bild von dem zu geben, was der Dichter in Wirklichkeit war. Indem jeder von ihnen einen bestimmten Teil von Immermanns Thätigkeit von seinem Standpunkt aus behandelt, ist eine Art Biographie in Einzelaufsätzen geschaffen worden, an der ganz besonders die verschiedene Beleuchtung, in welche der Gegenstand gerückt ist, unser Interesse beansprucht. — In dem ersten Aufsatz: „Immermann als Patriot" charakterisiert O. H. Geffcken genau die Stellung, die der Dichter innerhalb der großen, zur Gründung des Reiches führenden vaterländischen Bewegung einnimmt. Seine Bildungsgabe fiel in die Zeit des Zusammenbruchs Preußens und die der Restauration; seine schwermütige Klage gilt den jämmerlich zerrissenen Verhältnissen Deutschlands; aber mit dem überschäumenden, keck sich geberdenden Burschentum seiner Zeit mag er nichts zu thun haben. Er ist starrer Altpreuße geblieben; bei ihm verbindet sich die lebhafteste Begeisterung für das Deutsche mit einem klaren preußischen Staatsgefühl und einer streng monarchischen Gesinnung, die sich selbst da vor dem Staate beugt, wo dieser nicht recht hat. Zuerst sucht er für die Enttäuschungen der Gegenwart in der Größe der Vorzeit Trost, doch findet er bald, daß auch die eigne Zeit nicht verächtlich sei, sondern eine Fülle entwicklungsfähiger Keime biete. Und wie er den Puls dieser Epoche zu fühlen versteht und den ewig frischquellenden Born der ursprünglichen, echten Volkskraft zu schätzen weiß, davon legen seine Zeitromane, besonders der „Münchhausen", ein beredtes Zeugnis ab. Hier in dem letzteren Werke ist es auch, wo er in der Verbindung des Jägers mit Lisbeth die Vereinigung von Nord- und Süddeutschland symbolisch andeutet. — In dem folgenden Aufsatz: „Tulifäntchen" von R. M. Meyer empfängt das künstlerische Wesen Immermanns eine genaue, oft fast zu scharfe Kritik. Auch er habe die krankhafte Überhebung seiner Zeit geteilt, welche ihr Urteil stets als unbedingt hinstelle und keine Ehrfurcht vor irgend welchen Größen wie etwa Goethe kenne. In „romantischer Ironie" spiele er oft mit Vorbildern, sie halb benutzend und halb parodierend. Nur langsam, jedoch nie völlig, sei er dieser Neigung zu Reminiscenzen entwachsen und zu Originalität gelangt. Als eine wichtige Etappe in des Dichters Entwicklungsgang müsse man das reizende, geistreich ironische, phantastische Gedicht: „Tulifäntchen" betrachten, diesen letzten, vollen Tribut an die Romantik, wo er kaum merklich schon die Wendung von einer konstruierten Welt zur selbständigen Beobachtung und zum Verwerten seiner Erfahrung macht. Als Grundgedanken des Werkchens formuliert der Verfasser den Satz, daß der Dichter den

„Widerspruch zwischen Anspruch und Leistung" künstlerisch habe auflösen wollen, und giebt in langer Ausführung den Schlüssel zum Verständnis der in Tulifäntchen enthaltenen Satire über Thorheiten der Zeit. Auch zeigt er, wie der Dichter darin so manches, mehr oder minder versteckt, von seiner Weltanschauung niedergelegt hat. Interessant sind ferner zahlreiche Streiflichter auf die Litteratur unserer Tage, welche überraschende Parallelen zeigt mit so vielen Erscheinungen jener Zeit. Es ist ein trefflicher Hinweis auf die übrigens bekannte Thatsache, daß wir immer noch stark unter dem Banne der Romantik stehen. — Die nächsten Aufsätze von Schultheß und J. Geffcken über die Epigonen und Münchhausen geben zahlreiche Aufschlüsse zum Verständnisse dieser beiden Werke, über die Heinrich v. Treitschke ein so treffendes Urteil ausgesprochen hat. Nebenbei gewährt der zweite Aufsatz einen tiefen Blick in die Arbeit des Dichters; wir sehen, wie sich allmählich aus geringen Anfängen ein gewaltiges Ganze wie der Münchhausen entwickelt, und wie peinlich der Dichter bei der Einzelausführung zu Werke geht und z. B. Erkundigungen über die geringsten Details aus dem Bauernleben einzieht. — Richard Fellners Aufsatz: „Immermann als Dramaturg" ist ein wichtiger, vieles klarstellender Beitrag zur Geschichte der deutschen Bühne. Das, was Immermann in Düsseldorf während seiner Thätigkeit am Theater anstrebte, war der „Respekt vor dem Dichterwort, die Schulung der rednerischen Technik, die Tiefe der Auffassung, die Durchbildung des Zusammenspiels und die Ausrottung des Virtuosentums". Seine dramaturgischen Versuche sind durchaus origineller Art, die sich wesentlich von denen Goethes und auch von denjenigen Laubes unterscheiden. Als etwas Bedeutendes sei noch hervorgehoben, daß Immermann zuerst in Deutschland eine Probe mit der alten Shakespearebühne machte und auf diese Weise den Dichter in Deutschland einzubürgern glaubte, ein Unternehmen, das später wieder aufgenommen wurde und thatsächlich geglückt ist. — Der letzte Aufsatz von J. Geffcken giebt eine ausgezeichnete Charakteristik und Lebensbeschreibung von Marianne, der Gattin des Dichters, die das Glück seiner letzten Jahre bildete und seinem künstlerischen Schaffen einen bedeutenden Aufschwung verlieh. — Die dem Buche beigegebene, prächtig gelungene Nachbildung von Immermanns Porträt in Photogravure zeigt frappant die eigene Mischung von des Dichters Wesen: den scharf zersetzenden Verstand und die träumerische Phantasie. Paul Wendner.

Vermischte Schriften.

A. Berger: Gedanken eines Einsamen. Aphorismen. (E. Piersons Verlag, Dresden-Leipzig.)

Aus meinem Zettelkasten. Sprüche aus dem Leben für das Leben von Otto von Leixner. (Berlin, Verlag von Schall & Grund.)

Ein sehr gefälliges Heft Aphorismen in geschmackvoller Ausstattung hat uns A. Berger auf den Tisch gelegt. Wir werden in müßigen Stunden gern und oft darnach greifen, um diese ernsten und sinnigen „Gedanken eines Einsamen" wieder mit- und nachzudenken. Zum Glück hat der Verfasser in seinen Mitteilungen sich zu bescheiden gewußt, eingedenk der Regel, daß schwerere Kost nur in geringer Dosis zu geben. Besonders tritt das günstig hervor im Vergleich mit dem Leixnerschen Volumen „Aus meinem Zettelkasten", dessen 211 Seiten ebenfalls ausschließlich Aphorismen enthalten. Diese sind in der Hauptsache recht gut zu lesen, anregend und oft von trefflicher Beobachtungsgabe zeugend. Nur hat der Verfasser sich oder uns des Guten zu viel gethan. Das Bessere ist auch diesmal der Feind des Guten gewesen. Obgleich ich das Buch unter den günstigsten Verhältnissen vornahm, — behaglich im Sand der Dünen,

unter Stubbenkammers Buchen hingestreckt — war es mir nicht möglich, diese gleichsam auf Flaschen gezogene Weisheit bis zur Neige auszuschöpfen. Weniger wäre mehr gewesen.

Johannes Kleinpaul.

Für Sommer und Winter: Bergfahrten von Hermann Ritter. (Bamberg, Verlag der Handelsdruckerei.)

Das gefällig ausgestattete Bändchen im Taschenformat vermag uns ein Stündchen lang recht gut zu unterhalten, besonders da der Verfasser ein guter Beobachter ist und gewandt zu schildern versteht. Die Partien, von denen es berichtet, sind: 1. Ein Aufenthalt in Mitterberg. — 2. Ein Spaziergang über die Tauern. — 3. Ein Jubelfest auf der Spitze des Großvenedigers. — 4. Wanderungen in den Ölzthaler Alpen. — 5. Wanderungen in den Ortler Alpen. — 6. Das Grödenerthal und die hintere Geislerspitze. Im heurigen Jahre bei den vielen verregneten Gebirgspartien dürfte wohl mancher die angenehm geschriebene Lektüre einer unangenehmeren Erfahrung vorziehen. Johannes Kleinpaul.

Gottes Weltordnung ein Naturgesetz. Logische Kritik der Kultur in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von M. Hahnemann. (Berlin, Conrad Skopnik, 1896.)

In ganz vernünftiger Weise behandelt der Verfasser dieser Schrift die kulturellen Aufgaben des Kapitalismus und Sozialismus. Den Kapitalismus nennt er den Frühling in der Kultur, der in der Menschheit zahllose Arten geistiger Knospen hervorlockt. „Humanität ist der Mai der Kultur, sie drängt die Geistesknospen zur Blüte und Befruchtung. Sozialismus ist der Sommer in der Kultur, die Zeit der Frucht und der Ernte." Adolf Donath.

Kein Judenstaat, sondern Gewissensfreiheit. Eine Entgegnung auf Dr. Theodor Herzls „Der Judenstaat" von Dr. Ludwig Ernst. (Leipzig, Litterarische Anstalt August Schulze, 1896.)

Eine Entgegnung soll kräftig und scharf sein, nicht aber abgeschmackte und ganz harmlose Phrasen dreschen! Da hat Dr. Herzls äußerst geistreiche und vornehme Auffassung von der Zukunft des Judentums gewiß weit mehr Bedeutung, als ein unnatürliches, pathetisches Hin- und Herreden über „Gewissensfreiheit".

Adolf Donath.

Portugiesische Litteratur.

Lieben Sie den flammenden Sonnenball sich langsam lösen zu sehen und wunderbar rosige Tusche über den Himmel werfend, in herrlichen milden Farben leise verhauchend? Ein blühendes Sterben, das neue vollkräftige Entstehung verheißt. Dieser Sonnenuntergang, der mit Spannung und Erregung den neuen Aufgang erwarten läßt, lebt lange in der Erinnerung, umschmeichelt mit all seinen wundersamen Farbentönen, seinem religiösen Scheideschmerz unsere empfängliche Seele, er läßt sie erst los, wenn ein olympisch heiteres Bild die Farbensymphonie des Todes unterjocht. Glühendfarbenkrank, religiös wie der erhabene Sonnenuntergang, oder rührend mild wie der in Sargdeckelgold gekleidete Herbsttag ist die dekadente Poesie Portugals, von welcher mir einige Bücher vorliegen.

In einer früheren Besprechung an dieser Stelle habe ich das kleine reizvolle Büchlein „Azul" von Antonio de Oliveira Soares erwähnt. Heute sind es neue Werke dieses Dichters, große prächtige Fin-de-siècle-Bücher mit wunderklarem, deutlichem Druck auf gutem Papier ohne Schnitt — so wie man in alten Klosterbibliotheken Pergamente mit längst ausgeklungenen Gebeten heiligen Schauers voll betrachtet: „Exame de Consciencia" (Coimbra, Manoel d'Almeida-Cabral) und „Paraiso Perdido" (Lisbôa, M. Gomes Livraria Editora) heißen diese Bücher. Die visionaire Poesie, die oft eigenartige Formen verherrlicht, ist wohl träumerisch, wohl halllos, wie ein im schimmernden Dämmer nach Licht Sich-Sehnen:

(Aus „Exame de Consciencia“.)

O Cysne ficou preso ao Lago, pelo Frio,
A Illusão morreu . . .
Ao Naufrago perdido o salvador Navio,
Ah! nunca appareceu . . .

O Sol queimou o Lyrio alva do meu Desejo,
Ella não sabe amar,
Não sabe quanto pode illuminar um beijo,
As noites sem luar!

E a minha alma hoje é branco cemiterio,
Com tumulos e flores,
Findou das Illusões o decoral imperio,
Mortos, os meus amores . . .

Saem da morte triste as rubras florações,
Nas manhãs radiosas . . .
Ah! possam as minhas Mortas nos seus caixões,
Desabrochar em rosas!

Wörtlich:

Der Schwan ist gefangen im Teich durch Kälte,
Der Traum erstarb . . .
Im Schiffbruch verloren das rettende Schiff,
Ach! nie kam es wieder . . .

Die Sonne verbrannte die weiße Lilie meines Begehrs
Sie kann nicht lieben,
Sie weiß nicht, wie kann erhellen ein Kuß
Die mondlosen Nächte!

Und meine Seele ist heute ein weißer Friedhof,
Mit Gräbern und Blumen —
Endet in Täuschungen das große Leben,
Tot, meine Geliebten . . .

Aus traurigem Tode erstehen die roten Blumen
An leuchtenden Morgenden . . .
Ach! könnten meine Toten aus ihren Särgen
Hervorbrechen als Rosen.

Fast noch schwermütiger sind die „Poesias“ von Alberto de Oliveira, „Biblia do Sonho“ und „Pores-do-Sol“, (Coimbra, Antonio F. Viegas Editor), opalfarben möchte ich sie nennen. In den formschönen Versen wird die „Via lactea“, das „marmorweiße Mondlicht“, der „Sternenschimmer des Traumes“ apostrophiert. Der Dichter flieht in die ferne Welt der Sterne, des Nebelhaften:

(Aus Pores-do-Sol — Sonnenuntergänge.)

5.

Morre o Sol, morre o Sol. Que agonisar violento!
O Ceu tincto de sangue, assim como um sudario:
Todas as plantas estremecem como ao vento,
Faz um silencio perturbante, extraordinario!

O roxo Ceu é agangrena do Sol poente:
Reza o Silencio as derradeiras orações:
Breve a Noite armará sua camara-ardente,
Ficarão de vigilia Astros, constellações!

Ha uma Tisica em delirio, numa alcova:
Ve tudo em sangue como Ceu, gangrena, a cova,
O negro do caixão, os padres a rezar . . .

E emquanto morrem, ella e o Sol, dando se as mãos,
No Ceu, como em altar de templo de christãos,
Ascende o Santo-Sacramento do Luar!

Wörtlich:

5.

Die Sonne stirbt, die Sonne stirbt. Welch heftiger Todeskampf!
Der Himmel blutrot gefärbt wie ein Schweißtuch:
Alle Pflanzen zittern, wie den Wind
Erzittern macht ein ungewohntes Schweigen!

Der rote Himmel ist das Sterben der untergehenden Sonne:
Die Stille betet die letzten Gebete:
Bald rüstet die Nacht ihre leuchtende Kammer,
Welten, Sterne halten Wacht.

Im Fieber liegt die Schwindsüchtige in der Kammer:
Sieht alles in Blut, wie der Himmel stirbt, die Grube,
Den schwarzen Sarg, die Vater beim Gebet . . .

Und sterbend reicht die Sonne ihr die Hand.
Am Himmel wie im Gotteshaus der Christen
Steigt auf das heilige Sakrament des Mondes!

In den „Horas“ und „Oaristos“ (Coimbra, Livraria Portugueza e Estrangeira de Manuel d'Almeida Cabral) von dem ingeniösesten aller Dekadents, Eugenio de Castro, einen sich eigenartige neue Formen mit eigenartigen neuen Ausdrücken. Man fühlt, wie es dem Dichter nur wohl ist abseits von der Heerstraße, in reiner, lauterer, farbenschöner Atmosphäre. Seine Kunst ist vielleicht weniger dokumental, persönlich, als ideal und symbolisch. Er ist fraglos ein Charakterkopf neuklassischer Zeit. Eine Probe aus den „Horas“ mit wörtlicher Übersetzung:

Ballada.

Um hospicio de velhas alienadas,
Sem cêrca, sem Irmãs, sem enfermeiras,
Mortas de fome, as pobres desvairadas
Eram tão brancas como as travesseiras,
As jarras sobre o altar ermas de flôres,
Ia já longe a ultima novena,
Crescia a herva pelos corredores . . .
Mas TU vieste sororal e amena.

Ninguem tratava as velhas doidas presas:
Uma planeava rutilas viagens;
Outra, doida por luxos e riquezas,
Julgava ter castello, manto e pagens;
Outra phantasiava sensuaes
Requintes de luxuria; e a mais serena
Sonhava amores fieis, espirituaes . . .
Mas TU vieste sororal e amena.

Um incendio auroral como um poente
O hospicio destruiu em furia flava,
E das velhinhas escapou somente
A que em amores só leaes pensava.
Mas em seu corpo quanta queimadella!
Queimados os cabellos, dava pena
Vel — a em meio das ruinas, pobre d'ella!
Mas TU vieste sororal e amena.

Offerto:

Princeza, a ti meus versos! Se, alva e
esguia
Naõ affrontasses, branca as de verbena
Chammas, a pobre louca morreria . . .
Mas TU vieste sororal e amena.

Ballade.

Ein Haspiz mit gelähmten alten Frauen,
Ohne Garten, ahne Schwestern, ahne Pflegerinnen,
Sterbend var Hunger, die armen Elenden
Waren so weiß wie die Kissen,
Die Krüge auf dem Altar leer van Blumen,
Schan lange ist es her seit der letzten Messe,
Das Gras wächst auf den Dielen . . .
Aber DU kamst lauter und schön.

Niemand behandelte die alten lahmen Irren.
Eine sann auf prächtige Reisen;
Die andre tall vam Luxus und vam Reichtum
Träumte vam Schloß und Schleier und Pagen;
Die andre phantasierte sinnliche
Zärtlichkeiten der Walluft, und die klarste
Träumte van treuer geistiger Liebe . . .
Aber DU kamst lauter und schön.

Ein goldroter Brand wie ein Abendrat
Zerstörte das Haspiz in gelber Wut,
Und van den Alten entkam nur
Die, welche treuer Liebe gedachte.
Aber an ihrem Körper wieviel' Wunden!
Die Haare verbrannt, es that weh
Sie inmitten der Ruinen zu sehen, die Arme!
Aber DU kamst lauter und schön.

Angebat.

Fürstin, Dir meine Verse. Wenn weiß und rein
Nicht die Stirn Du botest den glastenden
Flammen, die arme Irre wäre vergangen . . .
Aber DU kamst lauter und schön.

Und nun einige Verse aus den „Oaristos“, in welchen die reizvollen poetischen Wortspiele wahrhaft zauberisch wirken:

Acorda Flor! Meu coração freme em ar-
dentes
Delirios . . .
Vão-se estrellando os ceus azues, jardins
florentes
De lyrios.

Vem! Verterei ras tuas pomas deliciosas
Illyrios
Perfumes! e porei nas tuas tranças rosas
E lyrios.

Que o teu luctuoso olhar, sonhada Aldebaran,
Collyrio
Me afague os olhos! olhar casto como um
bran-
co lyrio.

Teu frio ar quero, com beijos, sob um alamo
Delir e os
Teus desdens, e enleiar teu corpo sobre
um Ualamo
De lyrios!

— Erwache Blume! mein Herz zittert in heißen
Delirien . . .
Es besternen sich die blauen Himmel, die Gärten
blühend
von Lilien.

— Kamm! ich werde gießen auf Deine entzückenden
Brüste
Illyrische
Düfte! und schlinge in Deine Zöpfe Rosen
Und Lilien.

— Daß Dein ernster Blick, erträumter Aldebaran
Collyrium
Mir den Blick erlösche' keusches Auge wie eine wei-
ße Lilie.

— Deine kalte Miene will ich durch Küsse beleben
Und schwinden sehn
Deine Verachtungen, und festigen Deinen Körper
auf einem Bett
Mit Lilien.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, eine Ahnung des poetischen Inhalts jener Verse durch meine Übersetzung zu geben? So aber jetzt muß ich ein Gedicht von João de Deus, von Camões, von Storm, von dem Olympier Goethe lesen!

Hedwig Wigger.

Bibliographie.

Vom 15. Oktober bis zum 15. November sind folgende Bücher bei der Schriftleitung eingegangen:

Conrad Alberti: Die Rose von Hildesheim. Roman. — Verein für Deutsches Schrifttum, Berlin. — Preis Mk. 3.—.

Aug. Allgaier: Heer und Volk, Offizier und Bürger. Zeitgemäße Betrachtungen über den Fall v. Brüsewitz-Siepmann und den Militarismus. — Pforzheim, Ernst Haug (Otto Ricker's Buchhandlung). — Preis 60 Pfg.

A. Andrae-Romanek: Oben und Unten. Sozialer Roman aus der Gegenwart. — Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1896. — Preis Mk. 3.60.

Lou Andreas-Salomé: Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte. — Stuttgart 1896. — Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Preis Mk. 2.—.

Carl von Arnswaldt: Gedichte. — Göttingen, Verlag von Lüder Horstmann, 1897.

Dr. phil. Paul Bergemann: Die drei Fundamental-Probleme der Pädagogik und ihre theoretische Lösung. — Leipzig, Otto Klemm's Sortiment (Alfred Hahn), 1896. — Preis 30 Pfg.

Alfred Freiherr von Berger: Studien und Kritiken. — Wien, Verlag der Literarischen Gesellschaft, 1896. — Preis Mk. 4.20.

Ernst Berner: Das rote Einmaleins oder So leben wir. Ein soziales Bilderbuch. — Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. — Wien, 1896. — Erste Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand), VI., Gumpendorferstr. 8.

Heinrich Blau: Gautama. Dramatisches Gedicht in fünf Akten. — Landau, Verlag von Th. Wohlleben, 45 Great Russel Street, W. C., Leipzig, K. F. Köhler, 1896.

Bianca Bobertag: Moderne Jugend. Roman in drei Büchern. — Stuttgart, 1896. — Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Preis Mk. 4.—.

Dr. C. Bouglé: Gewissensfreiheit. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Alphonse Laure. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 2.—.

Ida Boy-Ed: Die Lampe der Psyche. Roman. — Stuttgart, 1896. — Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Preis Mk. 4.—.

Robert Browning: Der Handschuh und andere Gedichte. — Uebersetzt von Edmund Ruete. — Bremen, Verlag von M. Heinsius Nachfolger, 1897. — Preis Mk. 1.50.

Gräfin Ersilia Caëtani-Lovatelli, Dr. phil. h. c.: Antike Denkmäler und Gebräuche. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Clara Schoener. — Mit einer biographischen Einleitung von Dr. R. Schoener. — Leipzig, Verlag von Gg. Freund, 1896. — Preis Mk. 2.—.

D. J. G.: Die Arische Sexual-Religion. Als Volksveredelung in Zeugen, Leben und Sterben. Bilder von Fidus. — Mit einem Anhang über: „Menschenzüchtigung" von Freiherr Dr. Carl du Prel. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1897. — Preis Mk. 9.—.

Juliane Déry: Die sieben mageren Kühe. Komödie in drei Akten. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. — Preis Mk. 2.—.

Marie von Ebner-Eschenbach: Ein kleiner Roman. — Dritte Auflage. — Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel), 1896. — Preis Mk. 3.—.

Karl Erdm. Edler: Duino-Novellen. — Zweite Auflage. — Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel 1896. — Preis Mk. 3.—.

Oskar Eisenmann: Schwarzwald-Lieder. — Zweite stark vermehrte Auflage. — Kassel, Verlag von Th. G. Fischer & Co., 1897. — Preis Mk. 1.20.

Adolf Wilhelm Ernst: Empor. Gedichte. — Hamburg, Conrad Kloß, 1897. — Preis Mk. 2.—.

Ilse Frapan: Vom ewig Neuen. Novellen. — Berlin, Verlag von Gebr. Paetel (Elwin Paetel), 1896. — Preis 5 Mk.

Heinrich Freese: Fabrikantensorgen. Arbeiterschutzgesetze — Achtstundentag — Wohlfahrtseinrichtungen und Arbeiterausschüsse — Gewinnbeteiligung — Arbeiterwohnungsfrage. — Eisenach, Verlag von M. Wilckens, 1896.

Freiheitsklänge. Eine Sammlung von Liedern und Gedichten. — Weckrufe aus alten und neuen Freiheitskämpfen. — München, 1896. — Verlagsgesellschaft „Münchener Freie Presse", Gesellschaft mit beschränkter Haftung. — Preis Mk. 1.—.

August Freudenthal: Heidefahrten. IV. Ausflüge in die Wurster Heide, in das Land Uelzen und zu Heidehöhen im Teufelsmoor. Für Freunde der Heide geschildert. — Mit neuen Illustrationen. — Bremen, Druck und Verlag von M. Heinsius Nachflg., 1897. — Preis Mk. 2,50.

Ludwig Ganghofer: Die Baechantin. Roman in zwei Bänden. — Illustriert von A. F. Seligmann. I. u. II. Band. — Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co., 1897. — Preis Mk. 8.—.

Ludwig Geiger: Dichter und Frauen. Vorträge und Abhandlungen. — Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel), 1896. — Preis Mk. 7.—.

Marie von Glaser: Vergelt's Gott. Skizzen und Stimmungen. — Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel), 1896. — Preis Mk. 4.—.

Philipp Gugler: Die Individuität und Individuatisation des Einzelnen. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 8.—.

Otto Erich Hartleben: Die sittliche Forderung. Komödie in einem Akt. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. — Preis Mk. 1,50.

Ola Hansson: Der Schutzengel. Roman. — Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1896.

Anselm Heine: Drei Novellen. — Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel), 1896. — Preis Mk. 5.—.

Karl Henckell: Sonnenblumen. — Verlag von Karl Henckell & Co., Zürich und Leipzig.

Alfred Hennig: Timopht. Erzählung aus dem alten Ägypten. — Weinheim, Verlag von Fr. Ackermann, 1896. — Preis Mk. 1.—.

Ludwig Hevesi: Die Althofleute. Ein Sommerroman. Mit Illustrationen von Wilh. Schulz. — Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co., 1897. — Preis Mk. 3.—.

J. Th. Hultzsch: Spielmanns Liebe und Leid. Aus dem Leben eines fahrenden Sängers. — Halle a. S., Druck und Verlag von C. A. Kämmerer & Co., 1896. — Preis 60 Pfg.

Mezzy Freiin von Jobaháza: Das Recht des Toten. Erzählung. — Wien, Verlag von Carl Konegen, 1897. — Preis Mk. 2.40.

Emil Jonas: Schloß Kronberg. Historisches Drama in einem Aufzug. — Nach einem von Sr. Majestät dem König Oskar II. von Schweden und Norwegen als Prinz im Jahre 1857 verfaßten dramatischen Gedicht. — Mit Allerhöchster Autorisation für die deutsche Bühne bearbeitet. — Berlin, 1881, Verlag von A. Hofmann & Co. — Preis Mk. 1.—.

C. Kerstan, Historienmaler: Die unsinnige Richtung der modernen Bildermalerei und wirkliche Kunst. — Für ernsthafte Kunstfreunde und Maler. — 1897, Verlag von Th. Schröter, Leipzig, Thalstraße 16, Zürich, Seidengasse 7. — Preis Mk. 1.20.

Elsa Kolb: Die Nachtviole. Ein Sonnwendsang. — Leipzig, Friedrich Fleischer, 1896. — Preis Mk. 3.—.

Gustav Körting: Geschichte des griechischen und römischen Theaters. — Geschichte des Theaters in seinen Beziehungen zur Entwickelung der dramatischen Dichtkunst. — Band I. — Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1897. — Zweigniederlassungen in Münster, Osnabrück und Mainz. — Preis Mk. 9.—.

Josephine Gräfin zu Leiningen-Westerburg, geb. von Spruner: Dichtungen. — Verlag von Th. G. Fischer & Co., Kassel, 1897. — Preis Mk. 1.60.

Clarissa Lohde: Schwester Ilse. Roman. — 1. u. 2. Band. — Mannheim, Druck und Verlag von J. Bensheimer, 1896. — Preis Mk. 5.—.

Theodor Lorentzen: Die Sozialdemokratie in Theorie und Praxis oder Ein Blick hinter die Coulissen. — Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer, 1896. — Preis 50 Pfg.

Gottfried Lutter: Frühlingsreif. Eine soziale Tragikomödie in fünf Akten. — Weinheim, Verlag von Fr. Ackermann, 1896. — Preis Mk. 2.—.

Anna Pawlitschek: Ob ich dich liebe. Roman aus dem Kleinstadtleben der Bukowina. — Wien, Verlag von Carl Konegen, 1897. — Preis Mk. 4.—.

Dr. Mathias Heinrich Quenstedt: Die deutsche Gestaltung des Civilprozesses. Ein noch nicht abgeschlossenes Stück Rechtsgeschichte. — Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1896. — Preis Mk. 1.60.

Jacob Robinsohn: Die Psychologie der Naturvölker. Ethnographische Parallelen. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 2.—.

Wilhelm Rudeck: Die Liebe. Kultur- und moralhistorische Studien über den Entwicklungsgang deutschen Gefühls- und Liebeslebens in allen Jahrhunderten. — Mit zahlreichen Illustrationen. — Leipzig, Verlag von Gustav Weigel. — Preis Mk. 4.20.

Hermann Russe: Der Liebe erstes Buch. Lyrisch-satyrisch. — Berlin, 1896.

Wilhelm von Scholz: Frühlingsfahrt. — München, Verlag von A. Ackermann's Nachf., Karl Schüler, 1896.

Carl Th. Schulz: Wider die ehe-

liche Pflicht. Neue ehegesetzliche Forderungen und Vorschläge zu Gunsten der Frau unter Bezugnahme auf das „Neue bürgerliche Recht“. — Berlin SW. 12, Hugo Steinitz Verlag, 1896.

Mathieu Schwann: Elsaß-Lothringen. — Zürich, 1897, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Hermann Schwarz: Grundzüge der Ethik. — Leipzig, Verlag von Siegbert Schnurpfeil. — Preis 40 Pfg.

Dr Victor Schweizer: Hoffmanns Werke. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. — Band I bis III. — Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

Franz Servaes: Stickluft. Drama in drei Aufzügen mit Vignette von Fidus. — Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin, 1896.

Deutscher Bühnen-Spielplan 1896. — Oktober. — Theater-Programm-Austausch. — Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Hugo Stehr: Über Immanuel Kant. Der Mensch hat keine Vernunft im Sinne Kants. — Eine Abhandlung über den Geist unter Berücksichtigung einer der neuesten Metaphysiken und der Vernunftkritik Kants für die Gebildeten jeden Standes. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1896. — Preis Mk. 2.—.

Emil Stein: Philosophische Studien. Entwürfe, Skizzen und Aphorismen. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1896. — Preis Mk. 1.50.

J. Striegel: Wozu dienen Vernunfts-Anlagen im Hinblick auf den Schluß von Fr. von Hellwalds Kulturgeschichte und Ed. v. Hartmanns Philosophie des Unbewußten. — Skizzen und Phantasien zu einer Welterklärung mit Bezug auf kirchliche Dogmen und alte Symbole. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Preis Mk. 2.—.

Eduard Stucken: Yrsa. Eine Tragödie in drei Akten. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. — Preis Mk. 2.—.

Wilhelm Sunkel: Blumen am Wege. Gedichte. Mit 52 Silhouetten von Sophie Mitgan. — Braunschweig und Leipzig, Verlag von Hellmuth Wollermann. — Preis Mk. 4.—.

Friedrich Tewes: Gedichte. — Hannover, Schmorl & von Seefeld Nachf.

Hildegard Thildner: Virginie. — Erzählung. — Berlin, S. Fischer, Verlag, 1897. — Preis Mk. 2.—.

Heinz Julius Tomaseth: Sommermärchen. Ein lyrisches Schauspiel. — Wien, Verlag von Carl Konegen 1896.

Joseph Treumann: Im Land des Yankee-Doodle. Neun Humoresken aus dem amerikanischen Leben. — München 1896, August Schupp.

Hermann Türck: Der geniale Mensch. — Jena und Leipzig, Verlag von Otto Raßmann (Dobbereiner'sche Buchhdl. Nachfl.) 1897. — Preis 3 Mk.

Julius Verne: Clovis Dardentor. — Kollektion Verne, Band 70. — Autorisierte Ausgabe. — Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. — Preis 75 Pfg.

Julius Verne: Vor der Flagge des Vaterlands. — Kollektion Verne, Band 69. — Autorisierte Ausgabe. — Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. — Preis 75 Pfg.

Robert Waldmüller: Liebesstürme. Aus den Papieren eines vielgenannten Malers. — Dresden 1897, Hellmuth Henkler's Verlag (Johs. Henkler und Schirrmeister).

Adolf Wilbrandt: Die Eidgenossen. Schauspiel in fünf Aufzügen. — Stuttgart 1896, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. — Preis 2 Mk.

Ernst Zahn: Bergvolk. Drei Novellen. — Ph. Schröter, Zürich und Leipzig 1897. — Preis 3 Mk.

☛ Wir bitten, sämtliche Manuskript-, Bücher- etc. Sendungen ausschließlich an

Hans Merian, Verlag der „Gesellschaft“, in Leipzig

zu richten.

Redaktion und Verlag der „Gesellschaft“.

Verantwortliche Leitung und Verlag von Hans Merian in Leipzig.
Druck von Carl Otto in Meerane i. S.

